# Elpizon

oder

## Ueber meine Fortdauer im Tode.

Erſter Theil.

Dritte verbeſſerte Ausgabe.

1803.

Danzig, bei Troſchel.

A D
BIBL. UNIV.
MONAC.

Universitäts-
München
Bibliothek

# Vorbericht.

Im Herzogthum B. starb unlängst ein Edler in der Mitte des Weges zum eigentlichen Lebensziele, und hinterlies ein ungedrucktes Werk von drei Theilen über die Fortdauer des Menschen im Tode, worunter er sich Elpizon, oder der Hoffende nannte. — —

Elpizon hatte seinem Vater ausser einem der schönsten Rittergüter auch eine sehr wackere Erziehung zu danken, und ward bald allgemein als ein junger Mann von Kopf und Herz anerkannt. Von seinen Lehrern zum Glauben an geoffenbarte Religion eingeweiht, befand er sich so lange ruhig dabei, bis er selbst Herr über sein Bücherlesen ward. Da entstanden Zweifel in ihm. Sein Glaube an Offenbarung sank, und mit ihm seine Ueberzeugung von den ersten Wahrheiten. Hatte er, um sich diese zu beweisen, seither weiter nichts, als nur des Gedankens — es steht geschrieben — bedurft: so erblickte er sich nun, da dieser Gedanke alle Kraft auf ihn verlohr, plötzlich

in gänzlicher Verlassenheit, und war einem Menschen gleich, der sein Haus, worin er bis ietzt sicher und sorglos gewohnt hat, weil durch einen Erdfall der Grund einsinkt, vor seinen Augen zusammenstürzen sieht.

Besonders kämpfte er von da an mit der qualvollesten aller Ungewisheiten, in der er über seine künftige Bestimmung schwebte. Die Belehrungen der christlichen Offenbarung hierüber waren in seinen Augen immer der schönste Theil der Bibel gewesen, und so blutete ihm das Herz, daß er sich nicht mehr, wie sonst, durch sie beruhigen könnte. Weltweise hatten ihm seine Ruhe genommen; von Weltweisen verlangte er sie wieder. Er las alles, was auf seinen grossen Gegenstand Bezug hatte; da er aber fand, daß, was das eine Buch ihm gebe, das andere ihm immer wieder nehme: so machte er alle Bücher zu, und entschlos sich, selbst Untersuchungen über dasienige anzustellen, worauf ihm Alles anzukommen schien. Er bereitete sich dazu auf das feierlichste am Grabe seines Vaters, und schwur, nicht eher abzulassen, bis sein Herz über Ja oder Nein zur Ueberzeugung gekommen wäre. Auf diesen Zeitpunkt verschob er alles Andere, und wollte auch nicht den geringsten Entwurf für sein Leben eher machen, bis er darüber mit sich einig sei, ob er im Tode fortdaure, oder nicht

Wäh-

Während der ganzen Zeit, daß er sich mit seinen Untersuchungen beschäftigte, war sein Gemüthszustand auffallendabwechselnd. Bald schien er einem Menschen gleich, dem alle seine Wünsche erfüllt sind; bald war er wie ein Beraubter, der Alles verlohren hat. Die ihn umgaben, beurtheilten ihn falsch, und schrieben die so sonderbare Abwechselung blos seinen Launen zu. Endlich hörte dieser Zustand auf; gesetzte Heiterkeit trat an die Stelle desselben, und ward Elpizons bleibende Gemüthsstimmung.

Ueberzeugt von seinem ewigen Beharren in den Reihen denkender Wesen, machte der junge Weise nun in Gemäsheit dieser Ueberzeugung einen Entwurf für sein ganzes Leben, und erschien in einer völlig umgeschaffenen Gestalt. Er, der vorher an kein Geschäft, an keine Verbindung zu bringen gewesen war, zeigte sich auf allen Seiten unermüdetthätig, ward ein ausübender Menschenfreund von erstem Range, machte mit Weisen und Guten Freundschaft und Vertraulichkeit, öffnete sein Herz der Liebe, und bauete eine häusliche Gesellschaft, deren beneidenswerthe Glückseligkeit ganz das Werk seiner Hand ward. Freuden sah man ihn emsig suchen; aber nur solche, die eines künftigen Unsterblichen würdig sind, und die er mit Andern theilen konnte. Traf ihn Unglück, so trug er es mit männlicher Gelassenheit, und lehrte es die Seinigen

gen ebenso tragen. Die Wahrnehmung, als er sie unerwartet machte, daß er kein hohes Alter erreichen werde, störte ihn in seiner Heiterkeit nicht. Vielmehr, als er sah, daß der Tod ihm sich nähere, ward er mit iedem Tage noch heiterer. Am letzten Tage war er zum allerheitersten, versammlete die Seinen um sich her, segnete sie lächelnd, und verschied mit den Worten — „Auf Wiedersehen! Ich gehe nur voran."

# Erſter Theil.

## Erſte Betrachtung.

Ich mus ſchlechterdings wiſſen, ob ich zur Fortdauer im Tode beſtimmt ſei, oder nicht.

Qual aller Qualen, in der ich mich befinde! Bald ſcheint mir nichts ausgemachter, als daß dis Leben nur der Anfang meines Daſeins ſei; bald iſts in meinen Augen eine offenbare Täuſchung, über das Grab hinaus noch etwas erwarten zu wollen. Vater, bei deiner Aſche, es kann kein Menſch unruhiger ſein, als ich!

Aber — mache ich mir dieſen Zuſtand nicht ſelbſt? Warum laſſe ich die Sache nicht auf ſich beruhen, und warte ſie ab, ſie komme, wie ſie wolle? Ereignet ſichs, daß ich fortdaure, ſo iſts gut, und ſo iſts alsdann noch Zeit genug, daß ich mich darüber freue; höre ich ſterbend auf, zu ſein, was iſts weiter? Wenn ich nicht mehr bin, ſo weis ich auch nichts davon, daß ich nicht mehr bin; folglich kann mir das Nichtmehrſein alsdann auch keinen Kummer machen. Vernichtung iſt an ſich nicht nur kein unan-

genehmer Zustand, sondern gar kein Zustand. Nichts hat ja auch keine Beschaffenheiten.

Sollte der Gedanke an Vernichtung etwa jetzt mir Kummer machen können? — Thäte er's, so wäre ich doch nur selbst Schuld daran. Warum dächte ich da etwas Gräsliches, wo nichts Gräsliches ist? Diejenigen, welche nicht sowohl das Nichtsein selbst, als die Vorstellung vielmehr, daß sie einst nicht mehr sein sollen, so entsetzlich finden, kränkeln ebenfals blos an Verwirrung der Begriffe. Aus täglicher Erfarung wissen sie, daß sie, wenn sie irgend ein Gut von Belang verliehren, über den Verlust desselben Schmerzen empfinden. Verlust leiden und Schmerz empfinden sind also bei ihnen ein Paar unzertrennliche Vorstellungen geworden. Wenn sie nun daran denken, daß sie einmal Alles verliehren sollen: so führt die ihnen zur Gewohnheit gewordene Verknüpfung beider Vorstellungen auch den unermeslichen Schmerz herbei, den sie über den gehabten Allverlust dereinst empfinden würden. Wie sie, als sie beraubt wurden, sich hernach arm fühlten, so kommts ihnen vor, als würden sie sich, wenn

sie

sie des Daseins beraubt sein werden, ganz unaussprechlich blutarm fühlen. Wie sie, als ihnen das Haus abbrannte, sich mit Wehmut ohne Wohnung erblickten, so scheints ihnen, als würden sie sich, wenn sie vernichtet sein werden, mit unendlicher Angst ohne Dasein erblicken. Wie sie, als sie neben der Leiche ihres Freundes standen, darüber jammerten, daß der Freund nicht mehr sei, so thun sie, als wenn sie einst neben ihrem eigenen Sarge stehen, und sich gar nicht darüber zufriden geben können würden, daß sie darin lägen. Sind das aber nicht bloße Täuschungen ihrer Einbildung?

Nein, vor Vernichtung fürchte ich mich gar nicht, und dieser Furcht wegen ist es mir auch gar nicht darum zu thun, daß ich wissen will, ob ich fortdaure, oder nicht. Wenn ich ietzt irgend ein Gut verliehre, so bleibe Ich, der Verliehrende, übrig, und empfinde natürlicher Weise den Verlust; wenn ich aber das Dasein verliehre, so ist Keiner mehr da, der diesen Verlust empfinden kann. Besteht denn das Ich etwa aus zwei Ichen, wovon das eine den Daseinsverlust leidet, und das andere den erlittenen

Daſeinsverluſt beſeufzt? — Und der Gedanke, daß mir durch Vernichtung Unrecht geſchehe, kommt mir vollends nicht in den Sinn. Da ich ſehe, daß alles Andere um mich her anfing zu ſein, und wieder aufhört zu ſein: ſo könnte mich's ia ganz und gar nicht befremden, daß ich, der ich doch offenbar auch einmal angefangen habe zu ſein, auch einmal wieder aufhören müſte zu ſeyn.

Aber — es iſt mir aus einer andern Urſache wichtig, ia äuſerſt wichtig, daß ich von dem Einen, oder von dem Andern, zur Ueberzeugung gelange; entweder davon, daß ich im Tode fortdaure, oder davon, daß ich nicht fortdaure. Offenbar mus ich in iedem von beiden Fällen einen durchaus verſchidenen Entwurf für mein Leben machen. Anders mus ich mich doch wohl ſetzen, wenn mit dieſem Leben Alles für mich aus iſt, und anders, wenn der Tod nur Uebergang zu einem künftigen Leben iſt. Oder ſoll ichs etwa drauf ankommen laſſen, und blos Beides für möglich halten, daß ich fortdauern und nicht fortdauern könne? So werde ich unaufhörlich in Streit mit mir ſelbſt kommen; ich werde in

einen

einen Zickzack gerathen; mein Leben wird keine feste Weise enthalten, kein Ganzes ausmachen, sondern aus einem Mischmasch von zweierlei Handlungsweisen bestehen; man wird mich bald für einen Menschen halten müssen, der an Fortdauer glaubt, bald für einen Menschen, der an Vernichtung glaubt.

Aufs Reine mus ich also mit der Sache, und ich verdenke es jedem erwachsenen Menschen, wenn er, zu völligem Verstande gekommen, sein eigentliches Leben anfängt, ohne über seine Bestimmung mit sich selbst aufs Reine gekommen zu sein. Vieleicht lässet sich das widerspruchvolle Leben so Vieler einzig und allein schon daraus erklären, daß sie über dieses Allerwichtigste nie wirklich aufs Reine kamen.

Ist keine Fortdauer, bin ich blos für diese Welt bestimmt: so gebietet mir meine Vernunft, auch blos für diese Welt zu leben. Sie ist sinnlich — ich bin sinnlich: so mus ich mein Glück hauptsächlich in sinnlichen Freudengenüssen suchen. Ich mus deren so viel zu schöpfen trachten, als möglich; ich mus, insofern ich mein Dasein dadurch nicht abkürze, unersättlich darin

sein; ich mus Alles vermeiden, was mich darin stören würde, und Jedem, der mich darüber zur Rede stellt, antworten — Las mich, ich lebe nur einmal. Ein Thor wäre ich, wenn ich eine andere Ausbildung meiner Denkkraft betreiben wollte, als die, welche mich geschickt macht, neue Sinnesfreuden zu ersinnen. Ein noch grösserer Thor, wenn ich die Zeit, welche ich zu diesen gebrauchen könnte, als ein reicher Mann mit Berufsgeschäften versplittern, oder gar zu menschenfreundlichen Handlungen verwenden wollte. Ein Thor aller Thoren, wenn ich für Andere leiden, und die geringste Aufopferung zum allgemeinen Besten thun wollte. Ich müste mich an keinen Freund anschliessen, sobald ich nicht Brief und Siegel darüber hätte, daß der Freund mich überlebte, weil sonst die letzte Trennung von ihm mir, als dem Hinterbleibenden, Kummer machen würde. Ich müste die reine, stete Liebe verspotten, weil sie meinem Herzen nur Qual bereiten würde. Ich müste auf Anbau einer Nachkommenschaft Verzicht thun; weil ich, wenn die Meinigen eher stürben, als ich, untröstbar sein, und, wenn ich in ihren Armen ver-

verschiede, durch ihren Anblick nur noch eine unnütze letzte Folter mehr haben würde.

Ist aber Fortdauer, bin ich nicht blos für diese Welt da: so gebietet mir meine Vernunft, auch nicht blos für diese Welt, sondern nur insofern für sie zu leben, als ich mich dadurch zur künftigen Welt vorbereite; denn, wenn es zwei Daseyn für mich gibt, so mus ich glauben, daß das zweite sich auf das erste gründe. Wozu hätte ich sonst dieses gehabt? Ja, ich mus glauben, daß ich Alles das, was ich zu meinem künftigen Heile hier verabsäumt habe, dort nicht werde einbringen können. Geistesausbildung wird also nun für mich die Hauptsache; inmassen das Geistische an mir dasienige hauptsächlich ist, was im Tode fortdauert. Ich mus also die sinnlichen Freuden nur also geniessen, wie sie zu meiner inneren Veredlung nothwendig sind, oder doch beitragen. Wenigstens müssen sie mich durch ihren Genus zur Geistesausbildung aufgelegter, geschickter machen, mich von neuem in ihr stärken, und ausharrender in ihr werden lassen. Haben sie keine von allen diesen Eigenschaften, so sind es Freuden unter meiner Würde; bewirken

wirken sie gar das Gegentheil, machen sie mich zu meiner inneren Ausbildung verdrossen, stumpf, verschlechtern sie mich, statt mich zu veredlen, so mus ich sie von mir stossen, statt nach ihnen zu greifen; mit Füssen mus ich sie treten, statt sie an mein Herz zu drücken. Bewirken sie meine Verschlechterung nur alsdann, wenn ich sie zu oft oder zu lange geniesse: so mus ich die Häufigkeit ihrer Genüsse und die Dauer eines ieden derselben nach diesem Massstabe bestimmen; denn ich darf sie nun schlechterdings nicht für meinen Zweck, sondern blos für die Mittel ansehen, durch die ich zum Zweck gelange. Ich mus, wenn Fortdauer ist, meine Denkkraft zwar an den äuserlichen Gegenständen üben, aber doch mit ihr nicht einzig und allein dabei verweilen, weil diese im Tode aufhören werden, Gegenstände für mich zu sein. Ich mus mich mit höheren Kentnissen und mit den edelsten Gesinnungen bereichern, meine Urtheilskraft, meinen Geschmack, mein Gefühl für das Grosse und Schöne ausbilden, weil diese Güter als Güter des Geistes im Tode allein die meinigen bleiben. Ich mus thätig zum Guten, gemeinnützig und bei ieder

Ge-

Gelegenheit Menschenfreund sein; ich mus unbelohnt, verkannt, gehasst fortarbeiten, so viel ich kann; ich mus unschuldig leiden können, und iedes Opfer der Wahrheit und Tugend zu bringen bereit sein, weil ohne, solche Aussaat hier, an keine Erndte dort zu denken ist. Ich kann, ich darf, wenn Fortdauer ist, getrost den Winken meines freundschaftlichen Herzens folgen, die heiligsten Bande der Vertraulichkeit und der Liebe knüpfen, und freudig in das häusliche Leben eintreten, weil alle diese Verbindungen fortdauern werden, wie ich, und weil ich dort um so glücklicher sein werde, ie mehr Menschen mich da umgeben werden, die mir ihr Glück hier ganz oder halb zu danken hatten. — —

Kann eine grössere Verschidenheit zwischen zwei Denk- und Handlungsweisen gedacht werden, als diese, wie ich denken und handeln mus, wenn Fortdauer im Tode für mich ist, und wenn keine für mich ist? Zu welcher von beiden Arten bestimme ich mich nun?

Mache ich meinen Lebensentwurf so, als wenn Fortdauer wäre, und es ist hernach keine: so bin ich ein offenbarer Thor gewesen. Grämen

werde

werde ich mich dann freilich nicht darüber, weil ich nicht mehr bin; aber verspottenswerth wäre ich doch in den Augen aller denkenden Wesen. Mache ich den Entwurf so, als wenn keine Fortdauer wäre, und es ist hernach Fortdauer: wie würde ich mich dann einst selbst verfluchen und verdammen! Und könnten alle meine Selbstverwünschungen hernach den befolgten fürchterlichen Fehlentwurf wieder gut machen?

Also, noch einmal — ich mus wissen, woran ich bin. Es sei, was will — Fortdauer, oder Vernichtung; wenn ich nur weis, was ist! Mehr oder Weniger — so mache ich meinen Entwurf darnach. Noch ists Zeit, und ich fange erst mein eigentliches Leben an.

---

## Zweite Betrachtung.

Glaube an Offenbarung bringt die Sache bei mir nicht aufs Reine; ich mus selbst darüber nachdenken.

Warum mache ich mir aber die Arbeit nicht leicht? Warum kehre ich nicht lieber zum Glauben an Offenbarung zurück? So ists entschieden, daß

daß ich fortdaure. Tausendmaltausende finden auf diesem Wege Ueberzeugung und Ruhe; sind diese nicht viel besser daran? War ich nicht selbst einst auf dieselbe Weise überzeugt und ruhig? — —

Was jene Tausendmaltausende betrift, so gönne ichs ihnen gern, wenn ihr blosser Glaube an Offenbarung sie zu Gläubigen an ihre Fortdauer macht; keiner von ihnen allen aber ist sicher davor, daß es ihm auch noch so gehen könne, wie mir. Das erste Buch, das er in die Hand nimmt, das erste Gespräch, das er mit einem Unbekannten führt, die erste Stunde, welche er eigenem Nachdenken widmet, können seinen Glauben an Offenbarung wankend machen, und so ist er alsdann ebenda, wo ich bin.

Was mich selbst aber anbelangt, so gestehe ich zwar, daß ich ehemals durch die Offenbarung von meiner Fortdauer überzeugt und ruhig war; ich bin nun aber einmal von dem Glauben an Offenbarung abgekommen, und kann nicht wieder zu ihm zurück.

Ich habe nach der Zeit die Bibel noch einmal gelesen, und da habe ich gefunden, daß sie keinen einzigen Beweis für meine Fortdauer,

sondern blosse Behauptungen derselben, hinstelle. Diese ihre Behauptungen davon dürfen mich aber so wenig überzeugen, wie blosse Behauptungen von andern Dingen, die ich in andern Büchern antreffe; denn die Bibel ist nichts Anderes, als eine Sammlung von Belehrungen, welche gutgesinnte Menschen im Alterthum ihren rohen Zeitgenossen gaben. Wer sie eine Offenbarung nennt, kann sie nur in Rücksicht auf das Zeitalter so nennen, in welchem sie geschrieben ward; so, daß einzelne Weise ihre ganz unwissende uralte Mitwelt über Gegenstände, auf die sie von selbst nicht gekommen wäre, belehrten, und ihr solche also wirklich erst offenbarten, d. h. bekannt machten. Da nun diese Belehrungen in nichts, als in blossen Behauptungen, bestehen: so müste ich also doch bei jeder biblischen Behauptung ebenso, wie bei jeder Behauptung, die ich in andern Büchern finde, erst untersuchen, ob sie auch richtig sei. Und so ists offenbar, daß auch nur mein eigenes Nachdenken mich überzeugen könne, ob meine Fortdauer im Tode, die die Bibel auch behauptet, ihre Richtigkeit habe, oder nicht.

Ehemals

Ehemals glaubte ich darum an die Bibel, weil ich glaubte, daß sie Gotteswort sei. Der Hauslehrer hatte mir das von Kindheit an so vorgesagt, und der Prediger sprach hernach ebenso; weder jener aber, noch dieser, hat mir es iemals bewiesen; ia, sie haben mir Beide nicht einmal gesagt, was ich mir bei dem Ausdruck — Gotteswort — zu denken hätte. Etwas muste ich aber doch dabei denken, und so erklärte ich mir es so, daß Gott in der Bibel ebenso an mich geschrieben hätte, und mit mir spräche, wie mein Bruder, der damals auswärts war, in seinen Briefen mit mir sprach; und das glaubte ich nun in einem Zeitalter, wo man nicht nach Beweisen fragt, ohne allen weitern Beweis auf das festeste. Jetzt denke ich anders.

Es ist bald hingesagt, daß die Bibel Gotteswort sei, und daß also Alles, was in ihr steht, ohne weiteres geglaubt werden müsse. Eine solche Art, Glauben an Wahrheiten und Lehrsätze zu bewirken, schickt sich nur für die Kindheit und für das Knabenalter der Menschheit; iezt passt sie nicht mehr. Wenn ich glauben soll, daß die Bibel Gottes Wort sei, so geht erstlich

voraus, daß ich schon an Gott selbst glauben müsse. Wodurch soll ich mich nun aber überzeugen, daß ein Gott sei? Etwa dadurch, daß es auch in der Bibel stehe? So bewiese man ja erst Gott aus Gotteswort, und hernach wieder Gotteswort aus Gott. Gott müste also auf ieden Fall mir aus der Vernunft bewiesen werden. Wenn nun aber die erste Wahrheit, Gott, aus der Vernunft bewiesen werden kann; mus nicht auch alles Andere, was wahr sein soll, aus ihr bewiesen werden können?

Und wenn dann nun Gott mir aus der Vernunft bewiesen worden: wodurch soll ich mich wieder davon überzeugen, daß die Bibel sein Wort sei? Etwa auch dadurch, daß dis in der Bibel stehe? Gilt denn ein Zeugnis in eigener Sache und für sich selbst abgelegt? Nicht die Bibel selbst also darf sich für Gotteswort erklären, sondern Gott müste sie dafür erklären, und diese Erklärung müste an ieden gelangen, der sie für sein Wort halten sollte, und zwar so deutlich, daß er auch gegen sie wieder keinen Zweifel haben könnte. Dis kann aber auf keine an-

andere Weise geschehen, als ebenfalls wieder durch die Vernunft. Jede andere Art von Erklärung würde darüber, daß wir sie für eine Erklärung Gottes erkennen sollten, wiederum eine Erklärung Gottes nöthig machen; diese wieder eine, und sofort ins Unendliche. Muß nun aber die Vernunft erst darüber entscheiden, ob die Bibel Gotteswort sei, wodurch soll sie dis? Doch wohl nur dadurch, daß sie untersuche, ob die Lehren, welche die Bibel enthält, mit der Vernunft übereinkommen, d. h., ob sie vernunftmässig und deshalb glaubwürdig sind? So sehe ich ja abermals offenbar, daß auch nur mein eigenes Nachdenken mich überzeugen könne, ob ich Fortdauer im Tode, die die Bibel auch lehrt, glauben müsse.

Nicht also aus Glauben an Offenbarung kann ich an meine Fortdauer glauben, sondern aus Glauben an meine Fortdauer würde allenfals der Glaube an Offenbarung erst entstehen müssen. Und wenn solchergestalt die Vernunft erst offenbaren mus, ob die Bibel eine Offenbarung sei: so ist nicht die Bibel die höhere

Offenbarung, sondern die Vernunft; denn diese ist Offenbarerin der Offenbarung.

Und wo steht denn nun auch die Lehre von meiner Fortdauer in der Bibel? In keinem von den sogenannten kanonischen Büchern des alten Testaments. Von — du bist Erde und mußt wieder Erde werden — an, bis auf — im Tode gedenkt man deiner nicht; wer kann dir im Scheol danken —; und von — im Tode gedenkt man deiner nicht — wieder an, bis auf — der Leib kehrt zur Erde zurück, und wird wieder Erde, und der Geist wieder zu Gott, der ihn gegeben hat, d. h. wird wieder Gott — und sofort durch alle Propheten; — — allenthalben steht vielmehr das Gegentheil. Im Ernst, wer seinen Glauben über die Bestimmung des Menschen aus dem alten Testamente bilden soll, der muß nicht an Fortdauer, sondern an Nichtfortdauer glauben. In den sogenannten apokryphischen Büchern kommt die Lehre von Fortdauer zuerst vor, also in Büchern, die man selbst nicht einmal zu Gotteswort rechnet. Im Buche der Weisheit lieset man sie zu allererst, und dis Buch ist viel jünger, als die Schulen der Griechen,

chen, in welchen ſie ſchon gelehret ward; und die Juden haben offenbar die ganze Lehre erſt von den Griechen bekommen. Ehe ſie nun vollends Jeſus lehrte, hatte ſie Sokrates längſt gelehrt. Sokrates fand ſie alſo durch die Vernunft, und dieſe iſt auch die einziganſtändige, wie die einzigwahre Offenbarung für Menſchen. Jede andere iſt entweder boshafter Betrug, oder gutgemeinte Täuſchung, die allerdings in roheren Zeiten Nutzen ſtiftet, in aufgeklärteren Zeiten aber unnütz wird; ia ſogar auf die Seite mus, weil ſie den Menſchen offenbar als ein Kind behandelt.

Es iſt mir daher auch gar nicht leid, daß ich von meinem iugendlichen Glauben an Offenbarung abgekommen bin. Ich ſegne vielmehr mein Schickſal dafür. Wozu habe ich denn Vernunft, wenn ich ſie nicht gebrauchen will? So lange ich an Offenbarung glaubte, habe ich meine Vernunft wirklich nicht gebraucht. „Papa hat's geſagt; Sie müſſen's thun" ſprach der Kammerdiener zu mir, wenn mein Vater nicht zu Hauſe war, und — ſo that ichs. „Gott hat's geſagt; Sie müſſen's glauben" ſprach

mein Lehrer, als meine Vernunft noch nicht recht zu Hause war, und — so glaubt' ichs. Jetzt hat das Kammerdiener- und Lehrerwesen ein Ende. Ich thue nicht, wie Papa gesagt haben soll, sondern wie meine Vernunft mir sagt, daß ich thun müsse; und so will ich auch glauben, nicht, wie Gott gesagt haben soll, sondern wie mir meine Vernunft sagt, daß ich glauben müsse. Es werde mir also eigene Untersuchung über meine Bestimmung noch so mühsam genug, ich sehe, daß sie der einzige Weg für mich sei, mit der Sache aufs Reine zu kommen.

„Wie aber, wenn am Ende nach vollbrachter Untersuchung Vernichtung hell und klar da stände, und wenn menschenfreundliche Weise eben darum, weil sie dis eingesehen, die Menschheit lieber vom Nachsinnen über die Sache ab-, und zum Glauben an Offenbarung hin zu leiten gesucht hätten?"

Hierauf kann ich weiter nichts antworten, als' — steht am Ende Vernichtung da, so steht sie da. Alsdann haben aber iene Weisen durch den Glauben an Offenbarung der Menschheit eben keinen sonderlichen Dienst geleistet; geschadet

det haben sie ihr vielmehr, und sie durch die Lehre von Fortdauer, welche die Offenbarung enthält, vom völligen Genus des Lebens abgehalten. Was helfen goldene Träume? Ich will die Wahrheit wissen; nur diese ist etwas werth. Kann ich nicht Mehr haben, so habe ich an dem, was ich habe, gern genug. Bin ich doch, wenn ich vernichtet werde, ein denkendes Wesen gewesen! Wie mus der Löwe, wie mus der Hirsch thun, die nicht so lange da sind, als ich, und nicht einmal denken können? wie das Insekt, das nur einen Tag lebt, und dann vernichtet wird? — Ist Vernichtung mein Loos, so richte ich mich darnach ein.

Doch wie, wenn ich mit allen meinen Untersuchungen über keins von beiden, weder über Fortdauer, noch über Vernichtung, zur Gewisheit käme? — das wäre arg. Doch, das fürchte ich nicht. Was mich so nahe angeht, darüber mus ich auch urtheilen können.

Aber — wie ist es so Vielen vor mir gegangen? Wird es mir anders gehen? Einige bildeten sich ein, sie hätten die Fortdauer des Menschen unwiderleglich dargethan. Wider alle

ihre Erwartung deckte man die Schwäche ihrer Gründe auf, und zwar gerade derjenigen Gründe, auf welche sie am meisten baueten. Andere hatten ihrer Meinung nach die Vernichtung auf das bündigste bewiesen, und man überwies sie hernach der Trugschlusucht.

Das mag sein. Jene glaubten vielleicht schon vorher, ehe sie untersuchten, oder wollten doch wenigstens, daß aus der Untersuchung die Bejahung herausspringen möchte. Sobald dis ist, wird in den Augen des Untersuchers die Möglichkeit zur Wahrscheinlichkeit, und die Wahrscheinlichkeit zur Gewisheit. Diese waren sich vielleicht des Guten nicht bewust, klebten an der gröberen Sinnlichkeit, und fanden es nicht räthlich für sich, daß eine Zukunft sei. So gab ihnen ihr Herz die ersten Zweifel ein. Mit Zweifeln schritten sie schon zur Untersuchung, und griffen nur nach solchen Vorstellungen, die ihre Zweifel nährten. Sie wollten, daß Verneinung herausspränge, und so war es kein Wunder, daß sie Trugschlüsse machten.

Bei mir ist keins von beiden der Fall. Dank meiner Erziehung, ich bin kein böser Mensch,

Menſch, und darf nicht wünſchen, daß keine Zukunft ſei. Glaube an Vernichtung iſt zu meiner Ruhe nicht nothwendig. Ich bedaure alle, welche ſich in dieſer wahrhaftigtraurigen Lage befinden; denn ich kann mir nichts elenderes denken, als einen Menſchen, der ſo tief geſunken iſt, daß ihn nur der Gedanke zufridenſtellen kann, daß er im Tode aufhören werde zu ſein. Ebenſo iſt mir aber auch, ſo weit ich mich kenne, der Glaube an Fortdauer zu meiner Ruhe nicht ſchlechterdings nothwendig. Wenn's nicht iſt, ſo iſt's nicht. Ohne vorgefaſſte Meinung alſo und unbefangen ſchreite ich zu meiner Unterſuchung. Ich will nicht, daß dieſes oder ienes aus ihr herausſpringe, ſondern das, was aus ihr herausſpringt, ſoll mir recht ſein. Ich will ia nur wiſſen, ob oder nicht, um meinen Lebensentwurf darnach zu machen. Auch ieder Entwurf gilt mir gleich; nur will ich keinen falſchen machen. Der Entwurf iſt aber gleich gemacht, ſobald nur die Frage entſchiden iſt; denn meine Vernunft macht ihn auf der Stelle, und kann ihn nicht anders machen, als ſie ihn macht, und, will ich ein vernünftiges We-

sen sein, so mus ich ihn befolgen, wie sie ihn macht.

Getrost nun zur Untersuchung! Wer so gleichgültig dabei ist, wie ich wenigstens zu sein glaube, dem kann's nicht fehlschlagen; der mus die Wahrheit finden.

---

## Dritte Betrachtung.

### Was ich unter meiner Fortdauer im Tode verstehe.

Daß die wesentlichen Bestandtheile meines Körpers, wenn dieser auch durch die Verwesung völlig aufgelöset ist, fortdauern, glaub' ich ohne alle Untersuchung. In der Natur wird nichts vernichtet, als die Gestalten, die durch die Zusammensetzung entstehen. Der Grundstof ist unzerstörbar, bleibt auch nach zerstörter Gestalt nicht ungebraucht liegen, sondern kommt mit der Zeit unter anderer Gestalt wieder zum Vorschein. Wenn hierin aber meine Fortdauer bestehen soll, so ist die Sache nicht des Redens

werth.

werth. Könnte ich denn eine ſolche Fortdauer meine Fortdauer nennen? Ich begreife nicht, was ſich diejenigen dabei denken mögen, welche ſprechen, daß ſie im Vogel einmal wieder ſingen, im Baum wieder grünen, in der Blume wieder blühen würden. Kann ein kluger Menſch ſo etwas hören, ohne dabei zu lächeln?

Nein, meine Fortdauer kann nur darin beſtehen, daß das, was in dieſem Körper ietzt empfindet und denkt, was durch die Augen ſieht, und durch die Ohren hört, und vernünftiges Bewuſtſein hiervon hat, mit einem Worte, daß Ich fortdauere. Hiervon iſt die Rede.

Und ſo folgt auch unmittelbar hieraus, daß ich unter meiner Fortdauer im Tode nicht etwa blos ein neues zweites Leben verſtehe, das irgend einmal mir wieder zu Theile würde, wenn, wie ſie ſagen, dieſer Körper wieder auferſtände, ſondern ein Fortleben, ein ununterbrochenes Fortleben, alles ſogenannten Todes ungeachtet. Wenn ich nicht dieſen Begrif mit meiner Fortdauer verbinden ſollte: ſo finge ich lieber gar keine Unterſuchung über ſie an; die Sache entſchiede ſich alsdann auf der Stelle gleich ſelbſt.

Es

Es ist mit dem Sein nicht, wie mit der Musik, die nach Stillständen, sie mögen sein kurz oder lang, immer wieder von neuem anhebt. Einen einzigen Stillstand — eine einzige Lücke in meinem Dasein angenommen — und es ist um mein Dasein auf ewig gethan.

Wenn an keine Fortdauer ohne diesen Körper zu denken ist, so ist auch an keinen Wiederanfang meiner Fortdauer nach meinem Tode zu denken. In der ganzen Natur ist kein Beispiel davon anzutreffen, daß Bestandtheile, die ehemals eine gewisse Gestalt ausmachten, nachher, wenn diese Gestalt einmal zerstört war, sich zu derselben Gestalt wieder vereinigt hätten. Die Sache klingt auch auf das erste Anhören gleich widersinnig. Wenn noch Kraft da gewesen wäre, die Bestandtheile zusammenzuhalten, so wäre ja die Gestalt nicht auseinander gefallen; woher soll denn nun hernach die Kraft kommen, die Gestalt gar von neuem wieder herzustellen? Und wie? Theile, die vor Jahrtausenden einmal einen menschlichen Körper ausmachten, und unterdessen durch alle vier Winde umhergestreuet wurden, sollen sich wieder zusammenfinden?

Es

Es ist ja im Ernst nicht genug, den Knoten nur durchzuhauen, und hier auf einen Allmächtigen sich zu berufen, bei dem kein Ding unmöglich sei. Selbst dieser Allmächtige könnte so etwas nicht bewirken; denn viele von den Theilen, ja vieleicht alle Theile, welche meinen Körper ausmachen, sind schon Theile anderer menschlichen Körper vor mir gewesen, und werden nach mir wieder andere menschliche Körper ausmachen helfen. So müsten also bei der allgemeinen Wiederherstellung der Körper dieselben Theile in zwanzig — dreissig Körpern zugleich sein können, welches doch wohl unter allen Unmöglichkeiten eine der ersten ist.

Auch enthält das gewöhnliche Auferstehungslehrgebäude an sich selbst Sätze, welche völlig unvereinbar sind. Man verspricht dem Körper Auferstehung, und eignet zugleich der Seele Unsterblichkeit zu. Ja, was noch mehr ist, man lässet die guten Seelen gleich nach erfolgter Trennung vom Körper die für sie bereitete Seligkeit geniessen, und die bösen Seelen ebenfals gleich nach dem Tode das verdiente Elend empfinden.

pfinden. Dessen ungeachtet spricht man dann auf der andern Seite wieder von einem mit der allgemeinen Auferstehung verbundenen Weltgericht, in welchem ieder Mensch sein Urtheil empfange, nach dessen Ausspruche erst er entweder in den Aufenthalt der Seligen, oder in die Wonungen der Verdammten, eingehen werde. Man lässet also die guten Seelen schon Selige sein, ehe ihnen die Seligkeit zugesprochen ist, und die bösen, Verdammte, ehe sie verdammt sind. Gesetzt, ich sähe nun auch über diesen offenbaren Widerspruch weg, so entstände doch die Frage, wie zur Zeit der Auferstehung die Leiber und Geister, welche seit dem Tode getrennt sind, wieder zusammenkommen sollten. Entweder die Leiber müsten sich zu den Geistern verfügen, oder die Geister zu den Leibern. Da nun der unbeseelte Körper seinen Ort nicht verändern kann, so bliebe nichts weiter übrig, als daß sich ieder Geist seinen Körper holen müste. Jeder Geist ginge also nicht nur in seinen künftigen Aufenthalt zweimal ein, erst ohne den Körper, und dann mit dem Körper; sondern es ist auch kein Mensch im Stande, darauf zu antworten,

worten, wie der Geist sich seinen Körper holen könne. Entweder der ganze Mensch mus also begraben werden, wenn eine Auferstehung sein soll; oder es ist an keine Auferstehung zu denken. Mithin kann man nicht im Ernst an Auferstehung und an Unsterblichkeit der Seele zugleich glauben.

Und dann — wenn nun jenem Lehrgebäude nach die guten Seelen vor der Auferstehung schon selig, und die bösen vor derselben schon unselig wären: so wären sie es ja also ohne Körper. Wozu bedürfte es denn für sie der Wiederauferstehung des vermoderten Körpers erst noch? Kann man sich es aber im geringsten auch vorstellen, wie ein Geist ohne Körper selig oder unselig sein könne? Wie soll die Welt, in der er sich befindet, es sei eine Welt, welche es wolle, den geringsten Einflus auf ihn haben, wie soll sie Veränderungen in ihm bewirken, wie soll ihm Freude oder Noth durch sie bereitet werden können, wenn er keine Empfindungswerkzeuge für sie hat? Und ebenso — wie soll Er auf die Welt um sich Einflus haben, Veränderungen in ihr hervorbringen, und ihr im geringsten wichtig,

oder

oder auch nur bemerkbar werden können, wenn er keine Gliedmassen dazu hat? Der Körper ists allein, wodurch die Welt seine Welt, und Er ihr Bürger wird. Ohne Körper kann die Welt nicht an ihn, und Er nicht an die Welt; denn es fehlt in beiden Fällen am Mittel dazu. Wären also wirklich vor der Auferstehung schon die Guten selig, und die Bösen unselig: so müßten sie vor der Auferstehung auch schon einen Körper haben. Hätten sie ihn nun aber, wozu bedürften sie erst noch der Auferstehung des begrabenen Körpers? Ja, wo liessen sie hernach jenen, wenn sie diesen wiedererhielten?

Das Auferstehungslehrgebäude ist also voll von Widersprüchen, woher es denn auch kommt, daß sich die Anhänger desselben selbst zu widersprechen pflegen. Bald trösten sie sich damit, daß sie, sobald sie abscheiden, bei Christo sein werden, und haben deshalb Lust, abzuscheiden; bald sagen sie, daß wir alle bei der Wiederkunft Christi erst aus unsern Gräbern hervorgehen, und dem Herrn entgegengerückt werden werden. Bald meinen sie, das, was aesäet oder begra-

ben

ben werde, sei nur der Leib; bald thun sie den Ausspruch, daß am Auferstehungstage die Todten in Christo, also nicht die Leiber der Todten blos, sondern die ganzen Todten auferstehen werden.

Ich glaube daher fest, daß es mit der Auferstehungslehre von den Weisen, welche sie predigten, gar nicht so buchstäblich gemeint gewesen sei, wie man es jetzt versteht. Zu ihrer Ehre nehme ich an, daß sie die Lehre von Fortdauer im Tode, welche für ihr roheres Zeitalter eine noch viel zu hoch gegebene Lehre war, blos versinnlichen wollten, und sie deshalb nur unter dem Bilde der Auferstehung vortrugen. Sobald sie nehmlich aufgetreten wären und gelehrt hätten, der Mensch lebe im Tode fort, würden ihnen Tausende gleich geantwortet haben, daß dis nicht wahr sei, weil die Todten im Grabe lägen, und wer erst da liege, der lebe nicht mehr. Darum predigten sie, die Todten stunden wieder auf. Da liegen und todt sein sind beim gemeinen Manne noch heut zu Tage gleichbedeutende Redarten, und ebenso auch wiederaufstehen und wiederleben. Ganz gewis hat

also das sinnliche Bild der Auferstehung dem grossen Haufen nur die nicht in die Sinne fallende Lehre von Fortdauer im Tode verständlich und faslich machen sollen. Es lag auch am Ende nichts daran, wenn der grosse Haufe nun beim Bilde selbst stehen blieb; so war doch der Zweck erreicht, daß er mehr, als ein Leben, für sich glauben lernte.

Selbst beim weisen Nazarener, der die Auferstehung mit dürren Worten lehrte, war es gewis auch nichts, als Herablassung zum Geiste seines Volks und Zeitalters; so, wie es ebenfalls nichts, als dieses, bei ihm war, wenn er den Zustand der Seligen als ein zu Tische sein mit Abraham, Isaak und Jakob, und den Zustand der Verdammten als ein Sein in ewigem Feuer beschreibt. Hätte er seinen grobsinnlichen Zeitgenossen von der Seligkeit guter Menschen durch ewiges Fortschreiten in Weisheit und Tugend, und von der Unseligkeit böser Menschen durch ewiges Zurückbleiben in beiden vorpredigen wollen: so würden sie so stier ihn angesehen haben, als wenn er der Mann aus dem Monde wäre. Gut schmecken muste das, was in den

Augen

Augen des alten Juden Seligkeit sein sollte; wehe thun muste das, was Verdamnis sein sollte. Ebenso konnte sich nun auch der alte Jude kein Fortleben ohne diesen Körper denken; sollte er nun doch ein künftiges Leben glauben, so muste Jesus Auferstehung lehren. Es kam dazu, daß Jesus im Lehrgebäude der Pharisäer die Auferstehung schon antraf, und so behielt er das Bild, woran sein Volk bereits gewöhnt war, bei; weil er, wenn er es weggenommen hätte, die Sache selbst zugleich weggenommen, und seine Zeitgenossen zu Gläubigen an Vernichtung gemacht haben würde.

Es ist auch auffallend, daß der scharfsinnige Paulus in der Same schon um einen Schritt weiter geht. In der evangelischen Geschichte trägt der auferstandene Jesus noch die Zeichen seiner Wunden und die Nägelmahle an sich, kann auch noch gebratenen Fisch verzehren; Paulus aber lässet aus dem verweslichen Leibe schon einen unverweslichen auferstehen, lässet gesäet werden in Unehre, und wiedererscheinen in Herrlichkeit, und nennt den zweiten Leib ausdrücklich einen verklärten Leib. Mehr vertrug auch sein Zeit-

alter noch nicht; offenbar aber liegt doch hierin schon der Uebergang zur einzigrichtigen Vorstellung der Sache, wenn nehmlich die Sache selbst ihre Richtigkeit hat.

Den Unvereinbarkeiten, welche das gewöhnliche Auferstehungslehrgebäude offenbar mit sich führt, suchten einige seiner Vertheidiger dadurch auszuweichen, daß sie es anders aufstellten. Sie liessen den ganzen Menschen begraben werden, und hoften auf Auferstehung des ganzen Menschen, liessen aber zugleich die Seele im Grabe fortdauern. Daher die fürchterlichen Vorstellungen vom Zustande der Todten und die Jammerklagen bei ihren Gräbern, die auch gewis alle nicht übertrieben wären, wenn es sich wirklich so verhielte. Hilf Himmel, was müste das für eine Marter sein, wenn man sechzig, achtzig Jahre mit Bewustsein auf der Oberfläche der Erde da gewesen wäre, zehn- oder hundertmahl länger im Schosse der Erde ebenso mit Bewustsein fortzudauern! Kann man sich auch etwas Entsetzlicheres denken?

Kein Wunder also, daß wieder Andere unter den Vertheidigern des Auferstehungsglaubens auftraten, und diesen Zustand dadurch zu mil-

dern

dern suchten, daß sie einen Seelenschlaf annahmen. Nach ihrer Meinung sas dann zwar die Seele in Finsternis und Schatten des Todes, wie der Körper, hatte aber kein Bewusstsein davon, daß sie darin sitze.

Da ich aber überzeugt bin, daß an keine Auferstehung zu denken sei: so hat weder die Furcht vor den Leiden im Grabe, noch der Trost des Seelenschlafs den geringsten Werth für mich. Entweder ich werde im Tode völlig vernichtet, oder ich mus nach dem Tode ohne diesen Körper fortdauern. Der Körper, welcher begraben wird, wird auf ewig begraben, und ich kann ihn nie wieder erhalten. Daure ich aber fort, so mus ich freilich einen Körper wieder haben. Doch dazu bedarf es der sogenannten Auferstehung nach langer Zeit nicht erst. Es kann eine ganz andere Auferstehung Statt finden. Indem mein ietziger Körper sänke, könnte sich auf der Stelle der künftige aus ihm bilden, und so wäre meine Todesstunde meine Auferstehungsstunde zugleich.

Da die gröberen Bestandtheile meines Körpers selbst nach der Behauptung der Offenbarung für iene Welt nicht passen, sondern im Grabe

zurückbleiben sollen: so sehe ich nicht ein, warum die Absonderung der feineren Theile, aus welchen mein künftiger Körper gebildet werden sollte, gerade erst nach Jahrhunderten, oder nach Jahrtausenden, erfolgen müste, und nicht gleich auf der Stelle geschehen könnte. Sollte dazu schlechterdings erst lange Vermoderung, Verwesung und Verstäubung gehören: wie würde es mit denen gehalten werden, welche an dem angenommenen allgemeinen Auferstehungstage erst stürben? ja, wie mit denen, welche alsdann gar noch lebten? Hier gibt Paulus einen Wink und sagt — diese würden blos verwandelt werden.

Nun, das ist schön! Man könnte also fortdauern, ohne erst wieder aufzuerstehen, und die Scheidung des künftigen Körpers von dem gegenwärtigen könnte in einem Augenblick geschehen! Dieser Meinung wäre ich auch. Doch — was kümmert mich dis alles? Bin ich von der Natur zur Fortdauer bestimmt, so wird sich das Uebrige wohl finden. Die Frage, welche auszumachen ist, bleibt nur immer diese — ob ich dazu bestimmt bin, oder nicht.

---

## Vierte Betrachtung.

### Eine Abweichung auf den Einflus des Glaubens an Gott bei der Untersuchung über meine Fortdauer.

Ich sprach von der Natur, die mich zur Fortdauer oder Nichtfortdauer bestimmt habe. Warum sprach ich nicht lieber von Gott, und eignete ihm das Bestimmen hierüber zu?

Hier stosse ich auf die Frage — Mus, ehe es ausgemacht wird, ob Fortdauer des Menschen sei, oder nicht, vorher erst ausgemacht werden, ob Gott sei, oder nicht?

Ich glaube dis keineswegs. Ich glaube vielmehr, daß ein Gottesleugner so gut Gläubiger an seine Fortdauer sein könne, wie ein Gottesverehrer. Der Gedanke — es ist kein Gott — hat den Gedanken — der Mensch wird im Tode vernichtet — gar nicht zur nothwendigen Folge. Wer keinen Gott braucht, um sich seine Entstehung zu erklären, wer keinen Gott braucht, um sich seine ietzige Fortdauer zu erklären: der braucht auch keinen Gott, um seine künftige Fortdauer zu glauben. Dieselbe Natur, von der er an-

nimmt, daß sie ihm die Anlagen zu einem sieben-zig-achtzigjährigen Leben gegeben, kann es in seinen Augen auch sein, die ihm die Anlagen zu einem ewigen Leben gegeben hat.

Das versteht sich aber von selbst, daß, wenn zwei darüber streiten, ob Fortdauer für den Menschen sei, oder nicht, Jeder wissen müsse, wen er an dem Andern vor sich habe. Wenn sonst der Eine an Gott glaubt, der Andere aber nicht, und wenn jener zugleich an seine Fortdauer glaubt, dieser aber nicht: so wird jener bei jeder Gelegenheit mit seinen Beweisen, die er aus Gott und seinen Eigenschaften für menschliche Fortdauer führt, von diesem mit dem Vorwurf zurückgewiesen werden, daß er nichts, als bloße Voraussetzungen, anbringe, die selbst erst bewiesen werden müßten.

Sollte es aber nicht wenigstens, wenn ausgemacht ist, daß Gott sei, auch gleich ausgemacht sein, daß Fortdauer für uns Menschen sei? Sollte es, wenn es auch Menschen gibt, die an Gott nicht und an Fortdauer doch glauben, möglich sein, daß es Menschen geben könne,

die

die an Gott glaubten und an Fortdauer noch zweifelten? —

Wenn dis nicht möglich wäre, wie könnte ich denn über meine Fortdauer erst noch Untersuchungen anstellen? Ich will es mir nur selbst gestehen, daß ich recht herzlich an Gott glaube. Wären nun die Beweise aus Gott für meine Fortdauer so einleuchtend überzeugend: so würde ich ja gar nicht weiter Nachfrage über meine Fortdauer halten. Aber — noch sind sie mir es nicht. Daraus z. E., daß ich mir Gott als das gütigste Wesen denken muß, scheint mir gar nicht zu folgen, daß ich mir Hofnung auf Unsterblichkeit zu machen hätte. Gott bleibt immer ein höchstgütiges Wesen gegen mich, wenn ich im Tode auch vernichtet werde; denn, wenn ich bedenke, was ich als Mensch vor allen andern Geschöpfen voraus habe, und wie ich mir mein Dasein so äuserst freudenvoll machen kann: so müßte ich ja aus lauter Undank zusammengesetzt sein, wenn ich nicht daran genug haben wollte. Wollte ich sprechen, Gott wäre doch noch gütiger, wenn er mein Dasein auch ewig machte: so könnte ich aus demselben Grunde noch mehr,

und wer weis, was? von ihm verlangen. Ich könnte wohl gar verlangen, daß er mich in eine höhere Reihe von Wesen versetzen sollte, als wodurch er noch gütiger gegen mich erschiene.

Da ich iedoch nicht vorherwissen kann, wie weit und wo allerwärts hin mich meine Untersuchungen führen könnten, und ob sich der Glaube an Gott am Ende nicht doch dabei einmischte: so will ich die Gedankenreihe, welche mir diesen abgezwungen hat, gleich noch einmal vor mir aufstellen. — —

Daß der Urstof der Welt ewig sei, glaub' ich zugeben zu müssen. Was sollte gewesen sein, ehe er war? Woher sollte er gekommen sein? Wie sollte, wenn Gott ihn erst geschaffen, Gottes bloßer Wille, daß Körperstof würde, zu Körperstof haben werden können? Da ich auf alle diese Fragen nicht antworten kann, so scheint es mir wenigstens vernünftiger, daß ich die Ewigkeit des Körperstofs einräume, als daß ich sie ableugne. Daß aber unaufhörlich neue Gestalten entstehen, sehe ich, und so schliesse ich daraus, daß auch alle Gestalten, die ich erblicke, ohne daß ich sie entstehen sah, irgend einmal erst entstan-

ſtanden ſind. Ich mus alſo Etwas annehmen, wodurch wenigſtens die Geſtalten entſtehen.

Nenne ich dis Etwas Natur, ſo kann ich, wenn ich anders einen deutlichen Begriff mit dieſem Worte, das Tauſende ſo hinſprechen, ohne etwas dabei zu denken, verbinden will, nichts Anderes darunter verſtehen, als entweder ein Weſen, das noch auſſer dem Körperſtof exiſtirt, oder den Körperſtof ſelbſt. Im erſtern Falle gäbe ich dieſem Weſen alſo blos einen andern Nahmen, und nennte es, ſtatt daß andere Menſchen es Gott nennen, Natur, und müſte nun alle die Eigenſchaften der Natur beilegen, die man Gott beilegt. Wollte ich aber unter Natur den Körperſtof ſelbſt verſtehen, ſo iſt mir's völlig unbegreiflich, wie der Körperſtof, aus welchem die Geſtalt gebildet wird, auch zugleich der Bilder der Geſtalt ſein könne.

Wollte man mir erwiedern, daß es die Urkräfte des Körperſtofs wären, welche aus dem Körperſtof die Geſtalt bildeten: ſo frage ich, was ſind das — Urkräfte? Verbindet man mit dieſem Ausdruck auch wohl einen deutlichen Begrif, oder ſpricht man ihn ebenfals nur ſo hin? Sollte

ſich

ſich bei vielen, die etwas dabei zu denken glauben, nicht, ohne daß ſie es bemerken, dieſelbe Vorſtellung mit den Urkräften verbinden, die Andere mit Gott verbinden? Und, wenn dis der Fall wäre; ſo glaubten ſie, die nicht an Gott glauben wollen, ia gar an Götter. Sind die Urkräfte aber bloſſe innere Beſtrebungen des Stofs nach Geſtalt: ſo fragt ſichs wieder, warum ſie gerade nach dieſer oder iener Geſtalt, und nicht nach einer andern, ſtreben.

Würde erwiedert, ſie wären völlig beſtimmte Beſtrebungen: ſo fragt ſichs weiter, wodurch ſie ſo beſtimmt werden. Antwortete man — durch ihr eigenes inneres Weſen: ſo müſte man nicht nur eine unendliche Menge von Urkräften annehmen, um die unendliche Verſchidenheit der Geſtalten zu erklären, ſondern man machte auch das innere Weſen einer ieden derſelben zu einem allweiſen Weſen, welches der iedesmaligen Geſtalt, nach der es ſtrebte, die möglichſte Ebenmäſſigkeit, Schönheit und Vollkommenheit zu geben wüſte. Und ſo würde am Ende der Körperſtof ſelbſt Gott, und Alles, was da iſt, wäre Gott. Da dis nun baarer Unſinn iſt, ſo mus

ich

ich auſſer dem Stof ein Weſen annehmen, durch welches die Geſtalten entſtehen. Dieſes Weſen, das ich lieber mit ſeinem alten Nahmen Gott nenne, iſt mit der Welt auf das innigſte verbunden, beſtimmt von Ewigkeit her die inneren Beſtrebungen des Stofs nach Geſtalt, und wird dadurch Schöpfer und Erhalter aller Dinge.

Wie ich die Geſtalten nun entſtehen ſehe, ſo ſehe ich ſie auch vergehen und andere derſelben Art wieder entſtehen; kurz, ich ſehe Geſchlechter auf einander folgen. Ich ſehe dieſe ſo auf einander folgen, daß das Vorhergehende immer die Urſache des Folgenden wird. So alltäglich dieſe Wahrnehmung für mich iſt, ſo erregt ſie doch meine ganze Aufmerkſamkeit.

Wenn nehmlich der Weltſtof auch ewig iſt, ſo iſt doch die Erde, als beſonderer Stern, nicht ewig. Sie iſt auch nur eine Geſtalt, und iſt ſo gut entſtanden, wie die übrigen Geſtalten. Iſt ſie nun entſtanden, ſo mus es auch auf ihr ein erſtes Geſchlecht von allen Arten von Weſen oder von Geſtalten, die auf ihr zum Vorſchein kommen, gegeben haben. Sollte nun dieſes blos durch die Urkräfte des Stofs, deren inneres Weſen

sen sie völlig bestimmt hätte, darnach hinzustreben, entstanden sein: so wäre es doch sonderbar, daß von dergleichen Entstehung weder heut zu Tage, noch so weit menschliche Sage zurückreicht, weiter etwas bekannt sei. Wie doch das erste Geschlecht entstand, sollte man glauben, müsten alle entstehen. Woher sollte denn die Abänderung, die Geschlechtsfolge durch Fortpflanzung, gekommen sein? Und warum sollten nicht ietzt noch die Urkräfte des Stofs blos durch ihr inneres Hinstreben nach gewissen Gestalten ohne die ietzt gewöhnliche Zeugung dergleichen Gestalten hervorbringen? Haben sie etwa aus weiser Ueberlegung freiwillig darauf Verzicht gethan? Genug, wenn die Urkräfte der Natur ietzt nicht allein und an sich selbst eine Gestalt hervorbringen können, so haben sie auch die erste Gestalt aller Art nicht allein hervorgebracht.

Die Wahrnehmung also, daß die auf einander folgenden Geschlechter durch Fortpflanzung auf einander folgen, führt mich schlechterdings auf Gott. Jedes Geschlecht mus ausser dem Stof noch einen besondern Entstehungsgrund haben. Bei allen, die erste ausgenommen,

men, ist es die vorhergehende. Wer ists aber von der ersten? Es ist keine Antwort übrig, als — ein Wesen, das ausser dem Körperstof ist und besteht — Gott, dessen Weisheit die unendliche Mannigfaltigkeit der Gestalten erfand, und der es ebenso seiner Weisheit für angemessener hielt, der ersten Gestalt aller Art, die er hervorbrachte, die Kraft mitzutheilen, die zweite hervorzubringen, und auch diese Fortpflanzungskraft auf sie fortzupflanzen, und so fort bis auf das ietzige Geschlecht.

Zu den vollkommensten Gestalten, welche da sind, gehört der menschliche Körper. Mein Körper ist in wahrem Verstande die kleine Welt. Wenn nun ein Etwas in ihm ist, das in ihm denkt und will, das ihn regirt, und alles durch ihn bewerkstelligt, wozu er tüchtig ist, ein Etwas, ohne dessen Mitwirkung er oft thöricht handelt, und mit dessen Aufhören oder Trennung von ihm seine Zerstörung verbunden ist: sollte im Weltall nicht auch ein Etwas sein, das in selbigem, wie in seinem Körper, denkt und will, das das Ganze regirt, dessen Mitwirkung Alles in selbigem seinen gehörigen Gang gehen läs-

lässet, und die unvermeidlicheintretenden Verwirrungen wieder zur Ordnung zurückbringt, und mit dessen Nichtmehrsein oder Nichtmehrmitihmverbundensein Alles, Alles ein Ende haben würde??? Körperseele Ich — Körper meine Welt; Weltseele Gott — Weltall Gottes Körper!!!

Und dann — Kann ich umhin, wenn ich die Herrlichkeit der Welt betrachte, ein Wesen zu denken, von dessen Herrlichkeit sie blos der Abdruck ist? Kann ich umhin, wenn ich alles das Gute, Grosse und Schöne, welches in der Natur zerstreut umher da ist, in Gedanken zusammen stelle, irgend ein Etwas zu ahnen, worin das alles wirklich so beisammen ist? Kann ich umhin, wenn ich die Stimme meines Gewissens höre, die Stimme eines Gottes zu hören? Kann ich umhin, wenn ich allenthalben Wirkungen sehe, die nicht nur den Wirkungen des grössten menschlichen Verstandes ähnlich sind, sondern sie noch unendlich übertreffen, eine allerverständigste Ursache derselben, und, wenn ich allenthalben Ausführung der erhabensten Entwürfe sehe, einen erhabensten Entwerfer zu glauben? — —

Licht

Licht und Helle überall für mich, wenn ich Gott glaube! Dunkelheit und Finsternis allenthalben, wenn ich Gott nicht glaube! Aus der ganzen Welt finde ich mich nicht zurechte ohne Gott; aus mir selbst nicht. Ich weis nicht, was Alles, das da ist, vorstellen solle; ich weis nicht, was ich selbst in der Welt soll.

Ich habe also **müssen** an Gott glauben, und glaube von ganzem Herzen an ihn. Dis ist mein feierliches Bekentnis, das ich vor mir selbst ablege. Niemand zwingt mich dazu; es ist mein völligfreier Wille. Ich bin durch das Schicksal so gesetzt, daß ichs laut und öffentlich sagen könnte, wenn ich Gotteslängner wäre, ohne im geringsten Verlust daraus fürchten zu dürfen. Ich habe aber gefunden, daß ich, wenn ich ein vernünftigdenkendes Wesen sein will, ein Gottesverehrer sein mus, und die Erfarung hat mich belehrt, daß ich wohl daran gethan, daß ichs ward. So oft ich nun so thue, wie mir mein Verstand gebietet, erhebt mich der Gedanke, daß der oberste Verstand meine That billige, noch weit über die That selbst. Und wenn ich Freuden geniesse, macht sie mir die Vorstellung

noch weit süsser, als ihr Genus selbst ist, daß ein Gott der Freude sie mir gewähre. Gelitten habe ich noch wenig, ausser da mein Vater starb; auch da fand ich meinen besten Trost darin, daß ihm ein Weiserer, als er selbst war, sein Ziel so früh gesetzt. Ich glaube aber, daß auch in Zukunft in dem grössesten Leiden der Gedanke — Gott will es — mein Herz vollkommen beruhigen werde.

Mein Glaube an Gott steht mithin felsenfest; wie aber aus selbigem der Glaube an meine Fortdauer folgen solle, sehe ich, wie gesagt, wenigstens bis ietzt nicht ein.

---

## Fünfte Betrachtung.

### Erschöpft nicht etwa der Begrif, Körper, den Begrif, Mensch, ganz?

Ich sprach von einem Etwas, das in diesem Körper empfinde, denke und wolle; hat es denn aber mit diesem Etwas auch seine Richtigkeit? Sollten Empfindung, Gedanke und Vorsatz

ſatz nicht ebenſo bloſſe Wirkungen des körperlichen Baues ſein, wie Athemholen, Blutumlauf und Zubereitung des Milchſafts? — Nun freilich, wenn es ſich ſo verhält, wenn kein beſonderes Etwas im Körper da iſt, ſo iſt auch über Fortdaſein deſſelben nicht zu reden, und ſo ſind auch meine Betrachtungen über meine Fortdauer überhaupt abgebrochen. Man ſage nicht — "Das Letztere folgt nicht; denke an die Flöte. Der Ton, den ſie gibt, iſt ihr Weſen. Er ſcheint nur verlohren, wenn die Hölzer wechſeln; er kommt aber wieder zum Vorſchein, ſobald derſelbe Bau wieder zum Vorſchein kommt. Nun betrachte das Ich als den Ton; warum ſollte die Natur nicht fortgeſetzt Werkzeuge ſchnitzen, um ein Ich, das ſie erhalten will, nicht verlohren gehen zu laſſen?" Wie? gibt denn die Flöte den Ton, ehe Jemand hinein bläſet? Nicht der Ton ſelbſt iſt ihr Weſen, ſondern die bloſſe Tonfähigkeit iſts; und, wenn ſie dieſe auch noch ſo vollkommen hat, ſo iſts doch ein anderes Ding, wenn ein Stümper, als wenn ein Meiſter auf ihr bläſet. Wie kann

man also Dinge vergleichen, die nicht zu vergleichen sind?

Frage ich den alltäglichen Sprachgebrauch, so spricht dieser freilich der Meinung, als wenn Ich blos der Körper wäre, das Wort. Ich habe mich im Spiegel besehen, sagt man; ich habe nicht Platz hier für mich; das Zimmer ist nicht hoch genug für mich; das Kleid ist mir zu enge u. s. w. Aus dem gemeinen Sprachgebrauche ist aber weder für, noch wider etwas ein Beweis zu nehmen; denn er wird von dem grossen Haufen regirt, der sich selten zu richtigen Begriffen erhebt und sich noch seltener richtig ausdrückt. Pflegt man doch auch zu sagen — meine Seele, wie man — mein Körper sagt. Mein Körper — das lässt sich hören; da spricht das, was in ihm denkt. Aber — meine Seele? wer spricht denn dieses? Der Körper doch wohl nicht? Wenn also der Sprachgebrauch etwas bewiese, so müste man ausser Körper und Seele noch ein Drittes annehmen, welches beide mein nennte. Es ist aber schon aus der Bibel bekannt, daß meine Seele ein hebräischer Ausdruck sei, und nichts weiter heisse, als — Ich.

Je

Je mehr ich darüber nachdenke, desto unwahrscheinlicher wird es mir, daß Empfinden, Denken und Wollen ebenso bloße Wirkungen des körperlichen Baues sein sollten, wie Athemholen und Umlauf der Säfte. Davon bin ich allerdings überzeugt, daß ich ohne die gehörige körperliche Einrichtung dazu, die ich, um lange Umschreibungen zu vermeiden, ein- für allemal mit dem Worte "Organisation" nach Schulgebrauch ausdrücken will, nicht empfinden und denken könnte; aber daß die Organisation selbst empfinde und denke, oder daß Empfindung und Gedanke blos Machwerk ihrer übereinstimmenden Wirkungen sei, das kann ich mir nicht einreden. Wie iene körperlichen Verrichtungen aus dem bloßen Körperbau entstehen, kann ich mir vollkommen erklären; zur Erklärung der sogenannten geistischen Verrichtungen aber reicht dieser Körperbau nicht zu; ia, ich kann mir gar keinen Begrif davon machen, wie diese blos durch ihn entstehen sollten. Auch scheint mir zwischen beiden Arten von Verrichtungen eine zu ungeheure Verschidenheit zu sein, als daß ich einerlei Grund davon annehmen könnte. Ein Athem-

zug und ein witziger Einfall — ein Pulsſchlag und ein Kettenſchlus —— iſt es möglich, daß beide aus einer Quelle kommen können? Ich empfinde ia auch nicht nur die gegenwärtigen Gegenſtände, ſondern ich kann auch vergangene Empfindungen in mir erneuern und kann Vorempfindungen vom Künftigen haben. Wie kann das Ich hier die Organiſation ſein, da ſie von auſſenher durch nichts dazu gereizt wird? Oder wie kann ſie eine Empfindung ſchaffen, wenn es am wirklichen Gegenſtande dazu fehlt? Ebenſo denke ich ia auch nicht blos, was ich denken mus: ich denke auch, was ich denken will, und des Letzteren iſt gewis tauſendmal mehr, als des Erſteren. In dieſem Falle gebietet ia offenbar nicht die Organiſation, ſondern es wird ihr geboten. Geboten? Von wem?

Mein inneres Gefühl empört ſich auch dagegen, daß ſich der Begrif vom Menſchen im Begrif vom Körper ganz befinden ſolle. Die geringſte willkürliche Bewegung widerlegt, dünkt mich, dieſe Meinung. Ich habe z. E. die Hand im Buſen, und nehme mir vor, ſie nach einer Weile lang auszuſtrecken. Vollkommenbewuſt,

daß

daß ſie noch im Buſen ſtecke, gebe ich Acht, was ſie thun werde. Sie bleibt aber ruhig im Buſen, und wird nicht eher ausgeſtreckt, bis ich ſage — Nun! Sogleich ſteht ſie ausgeſtreckt da. Wollte ich ſagen, ſie ſtrecke ſich ſelbſt aus, oder die andere Hand, oder ein Fus, oder beide Füſſe, oder der ganze Körper ſtrecke ſie aus: warum ward ſie nicht eher ausgeſtreckt? Wenn ſie nun aber weder ein einzelner Theil meines Körpers, noch der ganze Körper, ausſtreckt, wer hat ſie denn ausgeſtreckt? Und, wenn ſie grade ausgeſtreckt ward, als ich in mir ſprach — Nun! mus nicht das Ich, wovon hier die Rede iſt, ein beſonderes Etwas ſein, das im Körper denkt und will? Ja, ich kann ia den ganzen Körper hinlegen und wiederaufrichten, wann und wie ich will. Wenn nun das Ich, das ihn hinlegt und wiederaufrichtet, der Körper ſelbſt, und nicht ein anderes Etwas in ihm, wäre, warum legte er ſich nicht iezt hin, da ich nicht will? Warum richtete er ſich nicht eher, oder ſpäter, wieder auf, als ich will? Ich habe auch gar kein Bewuſtſein davon, daß ein Theil des Körpers, oder der ganze Körper, es ſei, der die Hand

ausstreckt, oder daß der ganze Körper sich selbst niederlege; davon aber habe ich das deutlichste Bewußtsein, daß ich es bin, der iene ausstreckt, und diesen hinlegt, und daß beides ausdrücklich nur auf meinen Willen geschehe. Kann ich dieses Selbstgefühl ableugnen? Zwingt es mich nicht, den würdigeren Begrif vom Menschen anzunehmen, welchen es offenbar festsetzt?

Frage ich mich ferner in dem Augenblick, wenn ich deutliches Bewußtsein von mir selbst und von der Aussenwelt habe, wer hat dieses Bewußtsein? so habe ich nicht die geringste Spur davon, daß es einzelnen Theilen meines Körpers, oder dem ganzen Körper, beigemessen werden könne. Ich habe sogar deutliche Erkentnis von allen Theilen des Körpers selbst, und von allen Veränderungen, die im ganzen Körper vorgehen. Hat denn da etwa ieder einzelne Theil besondere Kentnis von sich selbst? Ich frage meine Finger, ob sie wissen, daß ich iezt schreibe; sie wissen von nichts. Oder haben alle Theile zusammen Erkentnis vom Ganzen? Ich mus denken, daß, wenn ieder Theil einzeln keine Erkentnis von sich hat, auch alle vereinigt nicht vereinigte

einigte Erkentnis von sich zusammen haben können.

Mit dem Bewustsein meines Schicksals, mit der Empfindung meines Glücks und Unglücks, mit meiner Freude und mit meinem Kummer hat es dieselbe Bewandtnis. Mit meinen Meinungen, Urtheilen, Entschliessungen desgleichen. Weder einzelnen, noch allen Theilen des Körpers vereinigt, können sie zugeschrieben werden, und es mus also ein besonderes Etwas im Körper sein, das da empfindet, meint, urtheilt und sich entschliesst. Dieses Etwas bedarf allerdings der Organisation, um dis alles zu thun; aber die vereinigte übereinstimmende Wirksamkeit der Organisation ist dieses Etwas nicht selbst, und so wird der Begrif vom Menschen keineswegs durch den Begrif vom Körper ganz erschöpft.

Fühle ich denn aber nicht, daß es der Kopf sei, welcher denkt? Fühle ich nicht, daß es das Herz sei, das will? Fühle ich nicht, daß es der ganze Körper sei, der empfindet? — —

Nein, ich fühle nur, daß ich mit dem Kopfe, und nicht mit den Händen oder Füssen, denke; ich fühle nur, daß mein Wille durch das Herz

vorzüglich wirke. Wäre es das Herz selbst, welches wollte, so müsten keine Gedanken erst vorhergehen dürfen. Nun lehret mich aber mein eigenes Bewustsein, daß ohne Vorstellung des Wünschenswürdigen keine Zuneigung, und ohne Vorstellung des Verabscheuungswürdigen keine Abneigung entstehe. Und wäre es der Kopf selbst, welcher dächte, so müste er nur immer das denken, wozu ihn die sinnlichen Empfindungen veranlassen, welches aber, wie schon gesagt, gar nicht der Fall ist. Wirkliche Denker bestimmen oft selbst den Gegenstand ihres Nachdenkens, und verwahren sich sorgfältig vor allen äuserlichen Eindrücken, damit sie ununterbrochen nachdenken können.

Was die Empfindung anbetrift, so kommen hier blos die Nerven, nicht aber der ganze Körper, in Betracht, aber auch diese sind nur die Werkzeuge meiner Empfindung, und empfinden nicht selbst. Es ist noch nicht einmal ausgemacht, ob ich die Schmerzen da empfinde, wo die Verletzung geschieht, oder ob ich sie nicht alle nur im Gehirn empfinde. Doch, dem sei, wie ihm wolle; empfänden die Nerven selbst, so

käme

käme die Empfindung entweder iedem einzelnen Nerven, oder nur dem ganzen Nervengebäude, zu. Im letzteren Falle müsten alle Empfindungen gleich sein; im ersteren — hilf Himmel, welch eine Menge von Empfindern in einem Körper! Und — müsten diese nicht wieder unter einem Oberempfinder, unter einer Oberseele stehen, die Kentnis von ihren Empfindungen nähme, und sie sich zueignete? Warum können kleine Kinder bei Empfindung eines Schmerzens den Ort nicht gleich angeben, wo die Verletzung geschah? Ich, als Erwachsener, habe schon Schmerzen von allen Theilen meines Körpers her empfunden. Jede Art derselben war verschiden, und lies besondere Eindrücke in mir zurück. So, wie nun ein Schmerz von derselben Art wiederkommt, weis ich gleich den Ort anzugeben, von wannen er kommt. Ich vergreife mich aber doch wohl, wenn mich, indem ich meine Aufmerksamkeit vom Körper abgezogen habe, eine Fliege sticht, und schlage auf den rechten Fus, da sie doch auf den linken stach. Ja, wenn mir heute noch ein Druck, oder ein nervenwidriger Reiz geschieht, dergleichen ich noch nie empfand, so kann ich auch heute

noch

noch nicht angeben, was mir eigentlich widerfahren sei. Müste dis nicht Alles anders sein, wenn die Nerven selbst empfänden? Ich sehe auch offenbar, daß ich der Empfindung mässiger Schmerzen Trotz bieten kann. Ebenso, wenn ich nur von einem Theile meines Körpers her Schmerz empfinde, spreche ich auch — hier thuts mir weh; übrigens befinde ich mich ganz wohl. Spricht denn jenes etwa der leidende Theil, und dieses der übrige Körper? Es mus also ausser dem Körper schlechterdings noch ein Etwas sein, das im Körper empfindet. Den Nerven gehört zwar das Zubereiten oder Zuführen der Empfindungen, der Seele aber die Empfänglichkeit für sie.

Spricht man aber nicht von glücklicher und unglücklicher Organisation? Schiebt man nicht Stumpfheit der Empfindung, Blödsinn und abwechselnde Tollheit auf Fehler in der Organisation? Gesteht man dadurch nicht zu, daß Organisation die sogenannte Seele selbst, und der Körper der ganze Mensch sei? —

Allerdings beruhet unendlichviel auf Vollkommenheit der Organisation, und die treflichste Erziehung kann die Fehler derselben nicht ersetzen; dahin-

dahingegen es der sehr glücklich organisirte Mensch oft ohne alle Erziehung weit bringt. Man kann mit Recht sagen, daß die Organisation die innere Erziehungsanstalt des Menschen sei. Daraus folgt aber keineswegs, daß sie die Seele selbst, und der Körper der ganze Mensch sei; vielmehr bestätigt sich dadurch die Meinung, daß im Körper ein besonderes Etwas sein müsse, das da empfindet und denkt. Wenn dieses Etwas, dem, wie ich glaube, Empfindungskraft und Denkkraft wesentlich zukommen, eine unglückliche Organisation zur Seite hat, so kann es beide Kräfte nicht gehörig ausbilden, und kann nie richtig empfinden und denken lernen; ja, wenn Hauptfehler in der Organisation da sind, so kann es lebenslang so lassen, als wenn es gar keine Denkkraft hätte. Man gebe ihm in Gedanken eine fehlerfreie, vollkommene Organisation, so wird es in unserer Vorstellung als ein empfindungsvoller Weiser erscheinen. Die Organisation ist das Das, wodurch das empfindende und denkende Etwas empfindet und denkt. Ist dieses Das von Anfang an in gehöriger Beschaffenheit gewesen: so lernt das Etwas gehörig empfinden und denken. Es

ver-

verhält ſich mit dieſer innern Erziehung ebenſo, wie mit der äuſerlichen. Werden dem Menſchen von Jugend auf gute Grundſätze beigebracht, ſo wird er ein guter Menſch, und verrichtet gute Handlungen. Iſt es dann aber hernach die Sammlung von guten Grundſätzen, das gute ſittliche Lehrgebäu ſelbſt, das die guten Handlungen verrichtet, oder iſts nicht der Menſch, der ſie kraft ſeiner Grundſätze verrichtet? Nun, ebenſo iſts nicht die glückliche Organiſation, welche ſelbſt die richtigen Empfindungen hat, und die richtigen Gedanken denkt, ſondern der Menſch, der eigentliche Menſch, das Ich, welches ſie kraft ſeiner Organiſation hat und denkt.

Sehe ich aber nicht täglich Beiſpiele davon, daß Menſchen durch Lähmung die Empfindung verliehren, daß ein bloſſes Fieber ſie auf eine Zeitlang raſend macht, daß Krankheiten ihnen das Gedächtnis rauben, und daß ein einziger Schlag auf den Kopf ſie Zeitlebens um allen Verſtand bringt? Wie ſtehts hier um das beſondere Etwas, das im Körper empfinden und denken ſoll? Iſts nicht augenſcheinlich, daß der Körper der Menſch ſei? — —

Ich

Ich glaube, daß dis alles durch das Vorige ſchon beantwortet ſei. Wenn die Organiſation das Mittel iſt, durch welches das mit Empfindungs- und Denkkraft begabte Etwas im Körper empfinden und denken lernt, und hernach fortempfindet und fortdenkt: ſo kann dis Etwas auch nur ſo lange richtig empfinden und denken, als das Mittel im dazu gehörigen Zuſtande iſt. Sehe ich denn richtig im Nebel? Folgt daraus, wenn ich da unrichtig ſehe, daß ich die Kraft, richtig zu ſehen, verlohren habe? Den Nebel weg, ſo ſehe ich wieder richtig. Wenn Fehler in der Organiſation ſelbſt, oder doch in dem, was unmittelbar auf ſie Bezug hat, auf eine Zeitlang oder auch auf immer eintreten: ſo verliehrt das empfindende und denkende Etwas nicht die Kraft, richtig zu empfinden und zu denken, noch weniger überall die Kraft, zu empfinden und zu denken, ſondern es kann ſeine Kraft blos entweder nicht mehr recht, oder gar nicht mehr, ausüben.

Uebrigens betrift der Verluſt der Empfindung bei eintretenden Lähmungen nur die Empfindung von den gelähmten Theilen her, und man hat Beiſpiele, daß, wenn die einzelne Lähmung

mung blieb, die Empfindung von den übrigen Theilen her desto vollkommener ward, gerade, als wenn das empfindende Etwas, weil es nun weniger zu empfinden hat, seine Aufmerksamkeit um so mehr auf die ihm übriggebliebenen Empfindungen richten könnte. Durch die Trepane hat man auch oft die Verletzung des Kopfs wieder gut gemacht; das heisst aber nicht, man hat durch die Trepane die Denkkraft wiederhergestellt, sondern man hat durch sie das Werkzeug wieder in Ordnung gebracht, wodurch allein die Denkkraft sich wirksam zeigen kann. Und was das durch Krankheit verlohrne Gedächtniß betrift, so gibt es gar sonderbare Beispiele davon, welche das Dasein eines Etwas im Körper, dem auch die Erinnerungskraft zukommt, augenscheinlich bestätigen. Der Eine verlohr blos die Erinnerung an eine gewisse Reihe von Ideen; alles Andere seines Lebens blieb ihm treu. Ein Anderer verlohr blos die Eigennahmen. Noch ein Anderer konnte blos nichts Neues mehr lernen; das Alte behielt er aber alles sehr genau. Sieht man hier nicht offenbar, daß es nur das Werkzeug war, welches auf gewissen Seiten

unbrauchbar geworden war, daß aber die Erinnerungskraft selbst nicht gelitten hatte, weil sie sich übrigens noch immer äuserte, wie sonst? Wollte ich nun diese Erinnerungskraft dem Gehirn selbst zuschreiben: so müste ich sie mir aus Theilen bestehend denken, von welchen einige zerstört worden wären. Ist dis auch wohl vernünftig? Ist es nicht weit vernünftiger, ein Etwas zu denken, das die Erinnerungskraft hat, und sie blos aus Schuld des Werkzeugs nicht mehr überall ausüben kann? Dann verhält sichs ebenso damit, als wenn ein Brief mir zum Lesen vorgelegt wird, dessen eine Hälfte iemand mit der Hand bedeckt; so kann ich freilich nicht weiter lesen, als bis an seine Hand.

Doch — wie ists mit dem Schlafe? Entscheidet dieser nicht, daß der Mensch nichts, als Körper, sei? — —

Auch der sonderbare Zustand des Menschen, der Schlaf, macht mich in meinem Glauben nicht irre. Alle Bewegungen, welche der Körper blos vermöge seiner künstlichen Einrichtung verrichtet, dauern im Schlafe fort; nur die sogenannten willkürlichen fehlen. Derselbe Mensch

aber, welcher geſchlafen, und, wie alle, die ihn ſchlafen ſahen, ausſagen, keine willkürlichen Handlungen verrichtet hat, erzählt beim Erwachen einen langen Traum, in welchem er, ſeiner Meinung nach, hundert und mehr willkürliche Handlungen verrichtete. Ebenſo hören auch alle wirkliche Empfindungen im Schlafe auf. Dennoch hat der träumende Schläfer, ſeiner Meinung nach, oft unausſprechlich viel, bald angenehme, bald unangenehme, Empfindungen. Er fällt im Traume unter Mörder — er iſt im Traume ein feuriger Liebender. Wer träumt dieſe Empfindungen? Wer träumet iene willkürlichen Bewegungen? Die Organiſation?

Hier entſteht die Frage: denkt man ſich bei dieſem Worte eine doppelte Organiſation, eine gröbere und eine feinere, oder nicht? Iſt das leztere, denkt man nur ein Eins dabei, ſo beſteht ia eben der Schlaf in Erſchlaffung, Untauglichkeit und Unwirkſamkeit der Organiſation. Wie kann denn nun eins und daſſelbe zu gleicher Zeit unwirkſam und wirkſam ſein? Nimmt man aber eine doppelte Organiſation an, und läſſet den Schlaf nur in Erſchlaffung der gröberen

beſtehen, wie auch gewis der Fall iſt: ſo läſſet ſichs nicht begreifen, wodurch die feinere, die doch im Zuſtande des Wachens, wenn kein Etwas noch über ihr im Körper iſt, blos durch die gröbere in Bewegung geſetzt wird, im Zuſtande des Schlafens in Bewegung geſetzt werden möge. Und ſo wäre im Schlaf an geträumte willkürliche Handlungen und Empfindungen ſo wenig zu denken, als an wirkliche. Nehme ich aber auſſer beiden Organiſationen noch ein höheres Etwas an, ſo ſind ſowohl die Träume, als der Mangel an willkürlichen Bewegungen und wirklichen Empfindungen im Schlafe, erklärt. Die gröbere Organiſation iſt erſchlafft und untauglich, ihre Geſchäfte zu verrichten; ſo kann das empfindende Etwas keine wirklichen Empfindungen haben. Dieſes kann aber die feinere in Bewegung ſetzen, und dadurch zu Bildern wirklich gehabter Empfindungen gelangen, d. h. träumen. Wollte man ſagen: ſo müſte es auch, wie im Wachen, willkürliche Handlungen verrichten können, indem es ebenſo, wie im Wachen, nur die feinere Organiſation in Bewegung dazu ſetzen dürfte, welche dann ihre

Bewegungen auf die gröbere, wie immer, fortsetzen würde: so erfolgt darauf die Antwort, daß die gröbere ia eben im Schlaf zur Aufnahme dieser fortgesetzten Bewegung untüchtig sei.

Weit entfernt also, daß der Zustand des Schlafs das Dasein eines besondern Etwas im Körper verdächtig machen sollte, so dürfte er es vielleicht sein, der, wenn recht sorgfältige Beobachtungen über ihn angestellt würden, selbige ausser allen Zweifel setzte. Wir träumen z. E. ia gar nicht immer das fort, womit wir uns bis zum Einschlafen beschäftigten. Dis müste ia doch wohl sein, wenn der Traum ein blosses Werk der Organisation sein sollte. So aber hängt der Traum oft nicht nur nicht mit der Geschichte der letzten Stunde, sondern auch mit der Geschichte des ganzen Tages nicht zusammen. Nicht einmal die allerlebhaftesten Eindrücke, oder Gedanken, die die höchste Wichtigkeit für uns hatten, werden fortgesetzt. Wie oft hab' ich bis zum Schlafengehen auf das anhaltendste über eine ernsthafte Sache nachgedacht, und hernach die ganze Nacht hindurch von lauter sinnlichen Gegenständen geträumt! Wie oft bin ich un-

unmittelbar auf drei- vierstündiges Harfenspielen zu Bette gegangen, und mein Traum ward eine Reise, ein gelehrter Streit u. s. w.

Auch ist gar nicht ieder Traum ein Gewirr von Vorstellungen und Bildern, wie sie die blosse Organisation durch einander werfen würde. Ich erinnere mich, daß ich im Traume die reiflichsten Ueberlegungen angestellt habe, deren Abschlüsse ich hernach wirklich befolgte. Ich habe Briefe geschrieben und Reden gehalten, die vollkommen zusammenhangend und ausgearbeitet waren, und die ich beim Erwachen noch völlig im Gedächtnis hatte. Ich habe Sprachen fertig gesprochen, in welchen ich blos Bücher lesen kann. Ich habe mich in Gesellschaft solcher Personen befunden, die ich nur dem Namen nach kenne, und in meinem Leben nicht gesehen habe.

Aus der blossen Organisation lässet sich dis Alles unmöglich erklären. Ich mus also ausser derselben noch ein Etwas im Körper annehmen, das, wenn die gröbere Organisation unwirksam ist, um so freier auf die feinere wirken kann; ein Etwas, das die Kraft hat, ehemals gehabte Eindrücke und Bilder, die die in Bewegung ge-

ſetzte feinere Organiſation wieder verführt, auf andere Art zuſammenzuſetzen, ſelbſt abzuändern und umzubilden, und ſo lange daran zu ſchalten, bis ſie den Anſchein von ganz neuen und nie gehabten bekommen. Wie man dis Etwas nenne, gilt mir gleich. Man nenne es Seele oder Geiſt, oder Ich. Genug, nach meiner Ueberzeugung mus es vorhanden ſein.

---

## Sechſte Betrachtung.

**Wenn es nun auch eine Seele im Körper gibt, folgt nicht deſſen ungeachtet nothwendig, daß ſie mit dem Körper zugleich untergehen müſſe?**

Es iſt, als ſpräche iemand lächelnd zu mir — „Nun, ſo will ich, wie ich an Daſein des Körpers glaube, dir zu gefallen auch an Daſein ſo einer Seele im Körper glauben. Du aber, der du an Vernichtung des Körpers glaubſt, muſt nun auch an Vernichtung dieſer Seele mit dem Körper zugleich glauben. Wie es dem einen von beiden geht, mus es dem andern ſchlechterdings

dings auch gehen. Es ist keine innere Möglichkeit da, daß die Seele den Körper überdaure. Mit dem Tode hört das Empfinden, wie das Athemholen und das Denken, wie der Umlauf des Bluts, auf; und weil der Körper auf ewig vernichtet wird, so sind dann auch Empfindung und Denkkraft, wie Athem und Pulsschlag, auf ewig vernichtet. "

Wenn dis ist, wenn's an innerer Möglichkeit der Fortdauer der Seele über den Körper hinaus fehlt: so sind meine Betrachtungen abermals geschlossen, und so wär's Thorheit, über die Wirklichkeit der Fortdauer weiter nachzudenken. Das ist klar, daß die innere Möglichkeit einer Sache ihre Wirklichkeit nicht beweiset; aber das ist noch klärer, daß ein vernünftiger Mensch an diese ohne iene nicht denken darf.

Wahr ists — ich glaube fest, daß die Seele ohne Körper nicht sein könne. Was sie sei, weis ich nicht; aber daß sie, wenn sie keinen Körper hat, auch zu keiner Welt gehören, d. h. keinen Stern, er sei, welcher er sei, bewohnen, und daß sie noch weniger ohne einen Körper empfinden und denken könne, ist meine unwandelbare

bare Ueberzeugung, und der Einwurf, wie es sonach um Gott stehe, kann mich dabei nicht irre machen. Gott wird ja ohnehin als der Unbegreifliche anerkannt. Sage ich nun aber hiermit nicht selbst, daß Empfindung und Denken der Seele ein Ende habe, sobald der Körper, oder doch seine Organisation, zerstört ist? Und heisst dis nicht ebensoviel, als daß sie selbst mit dem Körper ein Ende habe?

Wie war das? Hier steckt eine Täuschung verborgen. Da ist sie! Wenn ich sagte: die Seele kann ohne Körper nicht sein, kann nur in einem Körper empfinden und denken: so sagte ich ja damit nicht, daß die Seele ohne dieſen Körper nicht sein, nur in dieſem Körper empfinden und denken könne.

Auch hiermit gewinne ich nichts. Wenn es auch denkbar wäre, daß die Seele einen im eigentlichen Verstande andern Körper bekömmen könnte — mir aber ist dis etwas völlig undenkbares —, so sehe ich doch ein, daß es ihr nichts helfen würde. Wenn ihr nicht wenigstens der vorzüglichste Grundstof dieſes Körpers bleibt, so kann sie gar kein Bewustsein davon haben,

daß

daß sie noch dieselbe sei. Es würde ihr also nicht sein, als wenn sie fortdauerte, sondern als wenn sie wieder anfinge, zum Erstenmale zu sein.

Mir fällt etwas ein. Mein Körper verändert sich iezt auch unaufhörlich. Immer gehen alte Theile ab, und neue kommen durch Nahrungsmittel wieder hinzu. Heute ist er nicht mehr ganz der gestrige, und wenn ich ihn gegen den halte, den ich vor zwölf Jahren hatte, so ist er gewis, wie man sagen könnte, ein ganz neuer. Und so könnte ich dann auch sagen, daß izt schon mein dritter Körper im Werden wäre. Hinge nun die Fortdauer der Seele von dem eigentlich sogenannten groben Körper ab: so müste sie sich auch mit dem Körper verändern. Ich selbst wäre also auch schon im dritten Werden. Das kann aber nicht sein; denn ich weis mir noch alles von zehen, zwanzig Jahren her zu erinnern, was damals geschah, und weis noch alles, was ich in meinem ganzen mit vernünftigem Bewustsein verknüpften Leben gelernt habe. Veränderte sich das Ich mit dem Körper, so müste es alle zwölf Jahre von neuem in die

Schule gehen. Da dis nun nicht nöthig ist, und da die Seele doch ohne irgend einigen übriggebliebenen Grundstof der vorigen Körper nicht Bewustsein davon haben könnte, daß sie noch dieselbe sei: so mus der Körper selbst etwas enthalten, das seiner täglichen Veränderung nicht ausgesezt ist. Wie nun dieses der allmähligen Veränderung nicht ausgesezt ist, so braucht es auch der endlichen wirklichen Zerstörung des Körpers nicht schlechterdings ausgesezt zu sein, sondern kann im Tode die Grundlage zu einem neuen Körper werden. Wenigstens fällt hierdurch die innere Unmöglichkeit der Fortdauer der Seele nach dem Tode über den Haufen. Die Seele kann zur Fortdauer bestimmt sein. Das heisst aber freilich noch nicht — sie ist dazu bestimmt.

Etwas Aehnliches scheint mir auch aus folgender Bemerkung herauszuspringen. Ich weis nicht nur, was ich vor zehn, zwanzig Jahren sah und hörte, so grosse Veränderungen unterdessen mein Körper erfaren hat; sondern ich würde auch, wenn ich heute taub und blind würde, alle die Begriffe von dem, was ich bis

izt

izt gesehen und gehört habe, beibehalten. Das Beispiel aller derer, welche dis Unglück trift, beweiset dieses. Sie bekommen nun zwar keine neuen Begriffe von sichtbaren und hörbaren Gegenständen mehr, so wie sie gar keine bekommen haben würden, wenn sie blind und taub geboren wären; die alten empfangenen aber bleiben ihnen treu. Sieht man hier nicht offenbar eine gewisse Unabhängigkeit der feinern Organisation von der gröberen? Mus sich diese gerade nur bis an den Tod erstrecken?

Sollte aber nicht der Schlaf, und zwar der sogenannte feste Schlaf hier abermals als Einwurf auftreten, und der Meinung derer offenbar das Wort reden, welche der Seele und dem Körper im Tode einerlei Schicksal zutheilen?

Ich habe es mit meinen Augen gesehen, daß ein Mensch, der im Rufe war, daß er einer der unzuerweckendsten Schläfer sei, aus seinem Bette aufgenommen, dreimal ums Haus herum getragen, und dann wieder ins Bette gelegt ward. Wir sagten ihm hernach nichts davon, und so stand er mit dem Glauben auf, daß er so aufstehe, wie er sich hingelegt habe. Sollte es

nun

nun nicht mit einem Todten ebenso fein, und sollte er nicht, wenn man ihn im Bette liegen liesse und er nach zehen Jahren wieder aufleben könnte, alsdann glauben, er befinde sich nun in der Besserung? Jedoch passt dis Beispiel hier nicht; denn iener Schläfer erzählte uns, daß er im Traume eine Reise nach Konstantinopel gemacht habe. Während also, daß er ums Haus getragen ward, war er gereiset, und es ist noch die Frage, ob sich sein Reisetraum nicht auf das wirkliche Herumgetragenwerden gründete.

Allein — ich weis auffallendere Vorgänge. Mein iezıger Kantor schlief einstmals am Schlusse des vorlezten Verses des Kanzelliedes ein, schlief eine gute halbe Stunde, erwachte noch während der Predigt wieder, und fing beim Erwachen sogleich an, den lezten Vers zu singen. — Mein voriger Gerichtshalter sas eben, und schrieb einen Brief an mich, als ihn ein völliger Schlag urplö.lich tödtete. — Mus ich mir nicht Beide in einerlei Zustande denken, und würde der Gerichtshalter nicht ebenso, wenn er nach hundert Jahren wieder auflebte, da fortfaren zu schreiben, wo er sterbend aufgehört hatte, —

wie

wie der Kantor da wieder anfing zu ſingen, wo er einſchlafend aufgehört hatte? Wie oft ging es mir ſelbſt zu Winterszeiten ſo, daß ich, wenn ich mich um halb eilf Uhr niedergelegt hatte, und beim Erwachen drei Viertel ſchlagen hörte, dachte, ich hätte nur eine Viertelſtunde geſchlafen, und wenn ich nach der Uhr ſah, war's drei Viertel auf ſechs. Wie? wenn das ſo wirklich das Vorbild vom Zuſtande des Todes wäre, und wenn Schlaf und Tod nicht ſowohl wie Weniger und Mehr, ſondern wie Kürzer und Länger unterſchiden wären? Nannten nicht auch deshalb die Alten ſchon den Tod den ewigen Schlaf? — —

Wahr iſts, wenn ich einen Feſtſchlafenden und einen Todten ſehe, es iſt in einiger Entfernung derſelbe Anblick. Müſſen denn aber zwei Dinge, die einerlei zu ſein ſcheinen, auch nothwendig einerlei ſein? Mir fällt hierbei mein alter Hofmeiſter ein, der es mir tauſendmal zu beweiſen ſuchte, wie der künſtliche Biberbau und der menſchliche Hausbau äuſerlich zwar die gröſſeſte Aehnlichkeit hätten, an ſich aber ganz verſchiden wären; indem dem bauenden Menſchen

Vernunft,

Vernunft, dem bauenden Biber aber nur so etwas, das wie Vernunft lasse, zukomme. Sollte man aus Vergleichung des Schlafes mit dem Tode beweisen können, daß der Tod Aufhören der Denkkraft auf immer sei, so müste der Schlaf Aufhören der Denkkraft auf eine Zeitlang sein. Dis ist der Schlaf aber offenbar nicht, und so vergleicht man Dinge, die nicht zu vergleichen sind. Der Schlafende träumt; der am festesten Schlafende träumt oft am allereigentlichsten, d. h., er setzt lauter lebhafte Bilder seiner Einbildungskraft zusammen, ohne daß die gegenwärtige Aussenwelt den geringsten Einflus darauf hat; dahingegen der nur leicht schlafende noch immer schwache Eindrücke von dem, was um ihn her mit einiger Heftigkeit vorgeht, empfängt, und diese in den Traum aufnimmt. Ja, man hat Beispiele, daß auch auf den Festschlafenden dennoch gewisse Zustände des Körpers im Traume Einflus hatten, so wie auch auf der andern Seite gewisse Träume, die er hatte, auf seinen Körper wirkten. Einer meiner Freunde fastete eine Zeitlang zu seiner Gesundheit, und war dafür in seinen Träumen Nacht für Nacht

zu

zu Schmause. Es ist nicht lange her, daß ich, als ich so fest schlief, daß man mich kaum wecken konnte, von nichts, als von Duckstein, träumte, der ganz ausserordentlich schön schmeckte; beim Erwachen empfand ich grosse Trockenheit im Halse und starken Durst. Und ebenso: wie oft lacht im festesten Schlafe der vergnügte Träumer! Wie iagt sein Puls, wie klopft sein Herz, wenn er sich unter den Händen der Räuber, oder im Sturme auf dem Meere befindet! Wie rollen ihm die Thränen übers Gesicht, wenn er den Gegenstand seiner Liebe mit dem Tode ringend träumt! Und — was soll man dazu sagen, wenn der Träumende im fürchterlichsten Traume sich selbst daran erinnert, daß es ia doch nur ein Traum sei, und dadurch wirklich seinen Traumleiden ein Ende macht? Mir selbst ist dis oft begegnet.

Alles dieses zusammengenommen, sehe ich gar nicht ein, wie aus dem Zustande des Schlafs etwas für die Meinung zu folgern sei, daß der Untergang der Seele mit dem Untergange des Körpers nothwendig verbunden sein müsse. Der Schlafende denkt fort; er — träumt. Gewis träumt Jeder, wenn er schläft, und daß nicht

Jeder

Jeder immer sagen könne, ob und was er geträumt habe, beweiset keineswegs das Gegentheil. Wie wir oft in der ersten Stunde nach dem Erwachen noch unsern ganzen Traum wissen, und in der zweiten nichts mehr davon, so können wir ihn auch schon gleich beim Erwachen vergessen. Hiebei kommt es wohl nur darauf an, ob uns der Traum mehr oder weniger wichtig gewesen. Woher käme es sonst, daß wir uns zuweilen um Mittag durch etwas Aehnliches, das vorgeht, an den nächtlichen Traum erinnern und sagen — nun ist mein Traum aus; da wir doch den ganzen Morgen über von keinem gehabten Traume gewust?

Was meinen alten Kantor betrift, der mit dem zweiten Vers einschlief, und nach einer halben Stunde beim Erwachen den dritten anfing; so entschuldigte er sich hernach beim Prediger, der ihn gewaltig deshalb auehunzte, folgendergestalt. Es sei ihm, sagte er, mit einem male so geworden, als wenn er den dritten Vers gar nicht finden könnte d. h., er war eingeschlafen; er habe sich darüber sehr geängstigt, und das Lied immer wieder von vorn angefangen — d. h., er träumte;

träumte; endlich habe er den dritten Vers gefunden und fortgesungen — d. h., er erwachte wieder. Hätte er dis aber auch nicht erzählt, so glaub' ich doch, daß sich die Sache leicht erklären liesse. Daß der Kantor sich beim Erwachen noch auf derselben Stelle und noch vor der versammelten Gemeine befand, war wohl die Hauptsache. Wäre unterdessen sein Ort verändert worden; hätte man ihn nach Hause und ins Bette gebracht: so würde er beim Erwachen den dritten Vers gewis nicht fortgesungen haben. So aber war es der letzte sinnliche Eindruck gewesen, den er gehabt, daß er den zweiten Vers geschlossen; wie er nun beim Erwachen dieselbe Gemeine wieder vor sich sah, erwachte auch dieser letztgehabte sinnliche Eindruck wieder in ihm, und so wuste er, es fehle noch ein Vers, und fing ihn in der Angst gleich an. Sobald er sich besann, hörte er gleich auf. — Daraus folgt nun nicht, daß es mit dem Gerichtshalter sich schlechterdings ebenso verhalten müsse. Dieser kann allerdings durch den Tod ganz aufgehört haben zu sein, und wenn dis ist, und er einst im eigentlichen Verstande wieder auferstände: so

würde er es gewis wie der Kantor machen, und fortschreiben; denn alsdann würde sich auch der letzgehabte sinnliche Eindruck des Schreibens in ihm wieder erneuern. Wenn aber etwa durch den Tod nur seine gröbere Organisation zerstört, und er ietzt durch seine feinere mit einer feinern Sinnenwelt verbunden sein sollte: so würde er, wenn er in diese gröbere Sinnenwelt zurückkehrte, vermöge der Reihe von spätern und neuern sinnlichen Eindrücken, die er unterdessen gehabt, recht gut wissen, daß es lange her sei, das er den Brief an mich zu schreiben angefangen, und daß es also ganz unnöthig sei, ihn noch fertig schreiben zu wollen.

Und was den Umstand betrift, daß ich, wenn ich vor Einschlafen halb eilf Uhr, und beim Erwachen drei Viertel schlagen hörte, glaubte, daß ich nur eine Viertelstunde geschlafen, da es doch schon drei Viertel auf sechs war: so beweiset dis weiter nichts, als daß ich die Zeit unterdessen nicht gemessen hatte. Auch dis, daß ich eine Viertelstunde geschlafen zu haben glaubte, rührte blos von der zufälligen Verbindung der Umstände her, daß das Erste, was ich auf halb

wieder

wieder ſchlagen hörte, drei Viertel war. Sonſt hätte ich gewis geglaubt, ich wäre kaum erſt eingeſchlafen. Genug, ich hatte auch damals geträumt, und war blos durch die Unbrauchbarkeit meiner gröberen Organiſation abgehalten worden, auf einander folgende Begebenheiten und Veränderungen in der Auſſenwelt zu bemerken. Hierauf aber beruhet der ganze Begrif von Zeit. Sollte nun einſt im Tode etwa die feinere Organiſation auch ohne die gröbere beſtehen können: ſo könnte ich ja durch ſie die auf einander folgenden Begebenheiten und Veränderungen in einer feineren Auſſenwelt bemerken, und alſo die Zeit meſſen, wie iezt. Mithin wäre vom Schlafe gar nicht auf den Tod zu ſchlieſſen. Im Schlafe könnte die feinere Organiſation noch nicht unmittelbar an die Auſſenwelt, weil die gröbere zwiſchen ihr und der Welt noch die Scheidewand machte. Dem Träumenden fehlen die Begriffe von Zeit und Ort, und müſſen ihm fehlen. Wir ſetzen daher im Traume frühere und ſpätere Geſchichten zuſammen, und ſind ſchnell auf einander bald zu Hauſe, bald hundert Meilen davon.

Der Schlaf ſcheint alſo auf keinen Fall innere Unmöglichkeit der Fortdauer der Seele nach dem Tode, oder die Meinung zu beweiſen, daß die Seele mit dem Körper zugleich untergehen müſſe. Ich ſehe, daß die feinere Organiſation fortwirkt, wenn die gröbere ganz unwirkſam iſt. Wollte iemand einwenden, daß dis wohl iezt angehe, weil die gröbere Organiſation noch durch Nahrungsmittel, und ſo die feinere wieder durch die gröbere, erhalten werde, und wie alſo die Erhaltung der feineren ohne die Erhaltung der gröberen als möglich zu denken ſei: ſo iſt ia ebenfals noch nicht erwieſen, daß die feinere ſchlechterdings durch die gröbere nur erhalten werden könne. Jezt mus ſie es freilich, da die gröbere ſie noch umſchlieſſt; folgt aber daraus, daß ſie, wenn ſie ebenſo der Auſſenwelt die nächſte würde, wie es iezt die gröbere iſt, ſich nach ihrer Art nicht ebenſo von der Auſſenwelt erhalten könnte, wie dieſe? Gewis kommen ihr doch nur iezt die feinſten Theile aus allen Nahrungsmitteln zu ſtatten. Sind denn dieſe Theile aber nur in den Nahrungsmitteln zu ſuchen? oder können ſie nicht durch das ganze

Welt-

Weltall verbreitet sein? und können sie nicht, ohne gerade durch Nahrungsmittel ihr zugeführt zu werden, auf zehnfache andere uns ietzt noch unbekannte Weise an sie kommen? — —

Aber — nun stößt mir eine Betrachtung auf, die die Meinung, daß die Seele im Tode gleiches Schicksal mit dem Körper habe, auf den ersten Anblick unwiderleglich zu beweisen scheint.

Ist die Seele eher da gewesen, als der Körper? oder ist sie erst mit dem Körper entstanden? Wäre Ersteres, so müste ich fragen: wo sie vorher gewesen sei, wie lange sie vorher gewesen sei, was sie da gewesen sei, u. s. w. Ich bin ia aber selbst der Meinung, daß die Seele nicht ohne Körper da sein könne; also fallen alle die Fragen weg, und es folgt aus meinem eigenen Grundsatze, daß die Seele erst mit dem Körper, oder wohl gar erst nach dem Körper, entstanden sei. Sollte nun hieraus nicht nothwendig folgen, daß sie ebenso mit dem Körper wieder vergehen müsse, wie sie mit dem Körper entstand? Eine über alles wichtige Frage — ich gestehe es.

Die ganze Geschichte des menschlichen Geistes kommt dieser Meinung zu statten, und die Erfarung scheint sie offenbar zu bestätigen. Was ist das neugeborne Kind? Ist es viel mehr, als ein blosser Fleischklumpe? Ist es im geringsten mehr, als eine empfindende Pflanze von Mensch? Und wenn man auch sagt, daß es durch sein Schreien unmittelbar nach der Geburt schon Empfindung der Schmerzen ausdrücke, die ihm das ungewohnte Athemholen verursacht: so mus man doch einen Zeitpunkt annehmen, in welchem sich seine Empfindung im Mutterleibe auch erst angefangen hat, und es kann sich mit dem Kinde da nicht anders verhalten, als mit dem Küchlein im Ei, das man doch genug beobachtet hat. Nach und nach sieht man nun, wie das Kind aufmerksam auf die Dinge um sich her zu werden anfängt. Späterhin sieht man, wie es die äuserlichen Gegenstände allmählig unterscheiden lernt. Noch späterhin sieht man, daß es sich Begriffe von ihnen bildet, und auch diese Begriffe immer mehr und mehr ausbildet. Nun steht der Knabe da, und zeigt Lernbegier. Sein Verstand entwickelt sich allmählig. Er wird

Jüng

Jüngling, und erwirbt sich das Lob seiner Lehrer. Feuer und Lebhaftigkeit ergreifen ihn, weil sein Körper sich der männlichen Fülle nähert. Er wird Mann, und nun erst, da sein Körper sich vollkommen entwickelt hat, hat auch der Geist seine männliche Höhe erreicht. Sieht man nicht offenbar, daß sich in derselben Masse, wie sich der Körper ausbildet und stärkt, auch die Seele ausbilde und stärke? Ja, beruhet die Ausbildung der letzteren nicht auf Ausbildung des ersteren?

Auf dieser seiner Vollkommenheitshöhe bleibt nun der Körper nicht stehen, sondern seine Kräfte nehmen ebenso allmählig wieder ab, wie sie zugenommen haben. Und was sehe ich da? Nichts Anderes, als daß nun die Seele wieder in derselben Masse abnehme, in welcher der Körper wieder schwach wird. Das Feuer in den Handlungen verliehrt sich; die Lebhaftigkeit der Empfindungen verschwindet; das Gedächtnis will neue Kenntnisse nicht mehr aufnehmen, und die Lust dazu sogar ist dahin. Der Greis wird stumpf an Kopf und Herz, und gleicht wieder dem Knaben, der er erst war. Der hohe Greis wird

gar wieder Kind, spielt und tändelt wieder. Die Schwäche nimmt Ueberhand; mit den letzten Körperkräften verliehren sich auch die letzten Ueberbleibsel von Geisteskräften; der Alte lebt nur noch als Pflanze. Nun nähert sich der Stillstand des körperlichen Treibwerks. Seele heißt bei ihm nichts mehr, als Leben. Leben verwandelt sich in Tod. Sehe ich nicht sonnenklar, daß die Seele, welche mit dem Körper entstand, mit dem Körper sich allmählig ausbildete, und mit dem Körper allmählig wieder abnahm, auch mit dem völligen Vergange des Körpers völlig wieder vergehe? — — —

Wie wird mir? Kann ich der einleuchtenden Deutlichkeit dieser Auseinandersetzung etwas entgegenstellen? Ich weis nicht. Und so wär's dann einerlei, ob die Organisation Ich, oder ob Ich ein besonderes Etwas ausser der Organisation sei. Wäre das Erstere, so verginge ich im Tode blos als Organisation; wäre das Letztere, so verginge ich als besonderes Etwas mit der Organisation zugleich. Vergehen müste ich auf jeden Fall.

Also — abgebrochen!

---

## Siebente Betrachtung.

(Fortsetzung der sechsten.)

Heil mir, daß ich diesen Morgen am Grabe meines Vaters feierte! Ich fühle mich dadurch gestärkt, meine abgebrochenen Untersuchungen von neuem fortzusetzen.

Die Geschichte des menschlichen Geistes, wie ich sie mir gestern hinstellte, ist erstlich durchaus nicht die allgemeine. Die erstere Hälfte derselben, welche die Ausbildung der Seele nach Maasgabe der Ausbildung des Körpers erzählt, mag ihre Richtigkeit haben; denn die sogenannten Wunderkinder sind, wenn man sich nicht auf die Sagen von selbigen blos einlässet, sondern sie auch selbst in der Nähe betrachtet, doch immer nur Kinder. Allein die leztere Hälfte, welche die gleichmässige Wiederabnahme der Seele mit der Wiederabnahme des Körpers enthält, und woraus dann der völlige Untergang der Seele mit dem Untergange des Körpers erhellen soll, hat viel zu viel Ausnahmen, als daß aus ihr unumstöslich geschlossen werden könnte.

Ich selbst habe ia mehrere Greise von achtzig Jahren und drüber gekannt, deren Geist, so zu sagen, dem Hinfalle des Körpers Hohn zu sprechen schien. Es äuserten sich an ihnen die beschriebenen Erscheinungen gar nicht, und ihr Geist blieb zu allen seinen Geschäften und Arbeiten, wozu nicht zugleich grosse Körperkraft gehörte, gleichaufgelegt und gleichstark. Unvergeslich ist mir in dieser Hinsicht ein gewisser Staatsdiener vom ersten Range, der seinem Vaterlande ein halbes Jahrhundert hindurch mit wackerster Thätigkeit und Treue gedient hatte. Erst in seinem fünf und achtzigsten Jahre entzog er seine Gegenwart den Gerichtssälen, wo er den Vorsitz hatte; keineswegs aber aus Geistesschwäche, sondern weil sowohl sein Gesicht, als sein Gehör, ihn zu verlassen anfingen. Zu seinem Fürsten konnte er nun nicht mehr kommen; der Fürst aber kam zu ihm, und empfing von ihm iederzeit noch den durchdachtesten und klügsten Rath, auch in den verwickeltsten Fällen. Erst im letzten halben Jahre gab er seinen Dienst ganz auf; aber ebenfals keineswegs aus Unvermögen, nachdenken und entscheiden zu können, son-

ſondern um das Ende ſeines gemeinnützigen Lebens ſich ſelbſt zu leben, und ſich, wie er ſagte, zum groſſen Wechſel der Welten zu bereiten. Er war ein Vater vieler Kinder, und zählte an ſechszig Enkel und Urenkel. Mit ächter Frömmigkeit feierte er ſeinen letzten Geburtstag, verſammlete ſeine ganze Nachkommenſchaft um ſich her, gab ihr ſeinen letzten Segen, wie Jakob, und hielt ſtammlend eine kurze, aber ſehr vernünftige und rührende Anrede an ſie aus dem Stegreif, die ihr ſein Angedenken ewig ehrwürdig machen wird. Drauf lebte er noch vierzehn Tage, und genos nichts, als etwas Zwieback und Tockaier. Mit iedem Tage ward er äuſerſtſchwächer, ſo, daß ihm zuletzt die Hände von einem Orte zum andern gelegt werden muſten. Die Augen hatte er ſchon ganz verlohren; am letzten Tage verlohr er auch ganz das Gehör. Er beſtimmte Tag und Stunde ſeines Todes ſehr genau. „Nun werde ich gleich ſterben", ſprach er, betete ein kurzes wahrhaftigkluges und frommes Gebet aus dem Herzen, und entſchlummerte mit dem Amen.

Dieſer Vorgang, der erwieſenwahr, und da, wo er ſich ereignet hat, ſtadt- und landkundig

iſt,

ist, kann nicht anders, als meine gröſſeste Aufmerksamkeit erregen. So gut man aus entgegengesetzten Vorgängen den Vergang der Seele mit dem Vergange des Körpers erweisen zu können glaubt: ebensogut könnte man glauben, aus ihm die Fortdauer der Seele bei allem Vergange des Körpers beweisen zu können. Und dergleichen Erscheinungen geistesstark bleibender Greise sind gar nicht selten; man achtet nur, wenn sie nicht Männer von grossem öffentlichen Gewicht gewesen sind, blos in ihren Häusern auf sie. Höchstens wird im Allgemeinen etwa ruchbar, daß sie bis zuletzt ihren Verstand behalten, und in den letzten Augenblicken noch gesprochen hätten. Zu wünschen aber wäre es, daß solche Vorgänge sorgfältiger beobachtet und gesammlet würden.

Sodann glaub' ich auch, daß zwischen Greisen, die aus Alter sterben, und zwischen Leuten, die in mittleren und jüngeren Jahren an der Auszehrung sterben, eine vollkommene Gleichheit sei. Allmähliger und völliger Vergang des Körpers ists, was wir in beiden Fällen zu sehen bekommen. Nun ists aber etwas ganz Gewöhnliches,

liches, was wir bei den Letzteren antreffen, daß sie alle ihre Geisteskräfte bis ans Ende behalten, und daß man gar keinen, noch weniger verhältnismässigen Vergang derselben spürt. Vielmehr ereignet sichs oft, daß, ie schwächer ihr Körper wird, desto stärker ihr Geist werde; so, wie wir auch oft finden, daß die kränklichsten Menschen die grössesten Köpfe sind.

Ich habe einen mir sehr lieben Freund gehabt, den das Unglück traf, daß ihm der obere Magenmund verwuchs, weshalb er an gänzlicher Unernährbarkeit sterben muste. In den letzten vier Wochen genos er nicht das Geringste mehr, sondern ward blos durch nährende Klistire erhalten. Welche Geisteskraft dieser Mann in seiner ganzen langen Krankheit bewies, und wie sie mit iedem Tage noch zunahm, und am letzten, da er schon am ganzen Leibe kalt war, beinahe wunderbar ward, ist fast unbeschreiblich. Er starb von aussen herein, und starb so an vierzehen Tage. Dabei war und blieb er der genaueste Beobachter seiner selbst, und konnte iedesmal den Aerzten aufs Haar beschreiben, wie weit er wieder während ihrer Abwesenheit gestorben sei. Er hinter-

lies

lies eine Frau mit sechs unerzogenen Kindern; nie werde ich aber ohne Rührung daran zurückdenken können, mit welcher Männlichkeit er sie über seinen frühen Tod zu trösten wuste, und wie er sie immer stärker zu trösten wuste, ie näher der Tag kam, an dem sie ihn verliehren sollten. „Nun sind die Hände todt und der untere Theil der Füsse." „Nun geht der Tod schon bis an die Knie und Elnbogen." „Nun ist alles todt bis an die Schultern und Hüften" — das waren die Berichte, welche er mir von Zeit zu Zeit machte. Dabei unterhielt er sich mit mir über die wichtigsten Gegenstände der Menschheit und über häusliche Angelegenheiten so theilnehmend, so richtigurtheilend und so zusammenhangend, wie in seinen gesunden Tagen. „Nun sind die Ohren auch todt, und ihr müsset durch Zeichen mit mir reden," sprach er am vorletzten Tage. Als ich am letzten zu ihm kam, stammlete er — „Weg sind die Augen auch seit Mitternacht. Da ging die Lampe aus — aber nur für mich. An die Zunge kommt der Tod auch schon. Lasset mich auf einige Augenblicke allein, daß ich sie noch einmal recht würdig gebrauche.

Dann

Dann kommt wieder, und legt meine Hände in einander; ich will betend sterben, und das Zeichen, wenn ich sterbe, wird sein, daß ich die geschlossenen Augen noch einmal öfne — falls ich nehmlich kann. Ich möchte sie wenigstens noch gern im Tode dem Himmel entgegen richten, wenn ich ihn auch nicht mehr damit sehen kann.“ Wir verliessen ihn, und er betete, was wir davon noch verstehen konnten, so schön, daß wir Alle auf unsere Knie fielen, und mit feuriger Andacht in die Entzückungen des bald erlöseten Beters einstimmten. Als wir wieder zu ihm kamen, lächelte er mit verschlossenen Augen, woraus wir urtheilten, daß eben seine Zunge auch gestorben sei. Ich legte, wie er verlangt hatte, seine Hände zusammen. Es entstand eine feierliche Stille, und Jeder wartete auf das versprochene Aufschlagen seiner Augen. Er konnte aber nicht Wort halten. Eine zitternde Bewegung erfolgte blos an den Wimpern, wobei er noch himmlischer lächelte. Es war, als läse ich iezt den lezten Segen für die Seinigen und den lezten Gedanken an Gott auf seinem Gesicht. Er lies das Haupt sinken und — hatte vollbracht

Solche

Solche Vorgänge mit voller Geisteskraft sterbender, sowohl alter als junger, Leute entkräften doch offenbar den Beweis, welchen man aus dem Tode Anderer, wo man verhältnismässige Abnahme des Geistes mit dem Körper zu erblicken glaubt, für den völligen Untergang des Geistes bei dem völligen Untergange des Körpers hernimmt. Dort findet ja wirklich diese verhältnismässige Geistesabnahme nicht Statt, vielmehr das Gegentheil.

Gesetzt aber auch, alle Sterbende ohne Unterschied reichten einen und denselben Anblick von verhältnismässiger Abnahme des Geistes mit dem Körper: so glaub' ich doch bei weiterem Nachdenken darüber, daß die Nothwendigkeit des gänzlichen Unterganges des Geistes bei dem gänzlichen Untergange des Körpers nicht schlechterdings daraus folge. Die Abnahme des Körpers ist etwas Wirkliches; die Abnahme des Geistes aber könnte vielleicht nur etwas Scheinbares sein. Es könnte uns vielleicht nur so vorkommen, als verlöhren sich die Geisteskräfte, weil wir sie auf immer geringere Weise wirksam sehen. Die Abnahme ihrer Aeuserungen aber, welche

mit

mit der Abnahme der gehörigen Beschaffenheit beider Organisationen erfolgte, wäre ja nicht die Abnahme ihrer selbst. Der Greis wird stumpf an Empfindungen, sagt man. Heisst dis — er verliehrt die Empfindungskraft selbst — oder heisst es nicht — seine gröbere Organisation verliehrt allmählich ihre gehörige Beschaffenheit? So spricht man aber auch: der Greis wird stumpf an Gedanken. Mus nun dis gerade heissen — er verliehrt seine Denkkraft — oder kann es nicht auch nur heissen — seine feinere Organisation geräth allmählich in einen unvollkommneren Zustand? Mir fällt dabei ein grosser Flügelspieler ein, der sich auf einem schlechten Flügel hören lassen soll. Wehe ihm, wenn er nun hiernach beurtheilt wird! Man nehme auch nur einen ganz gewöhnlichen Flügelspieler, und stelle ihn an einen Flügel, auf welchem die eine Hälfte der Saiten gesprungen, und die andere verstimmt ist!

Die Frage würde hier nur diese sein — ob nicht ebenso, wie die feinere Organisation in dem Masse unvollkommener würde, in welchen es die gröbere wird, die feinere nothwendig auch ganz

zerstört werden müste, wenn die gröbere ganz zerstört wird, und was alsdann der Geist selbst wäre, der doch ohne alle Organisation nicht zu denken ist . . .

Hierauf könnte ich antworten — Jetzt, da die gröbere Organisation noch die feinere umschliesst, hinge diese allerdings von iener ab, und könnte durch nichts gestärkt, genährt und erhalten werden, als durch sie; wie aber, wenn die feinere selbst der Aussenwelt ebenso die nächste sein würde, wie es ietzt die gröbere ist? Könnte sie alsdann nicht ihre Erhaltung und Ernährung ebenso von der Aussenwelt nehmen, wie sie ietzt die gröbere von ihr nimmt? Würde sie auf diesen Fall, wenn sie sie erst unmittelbar von der Aussenwelt nähme, statt daß sie sie ietzt mittelbar durch die gröbere von ihr nimmt, und sie also am Ende nur so elend von ihr nehmen kann, wie sie ihr durch diese gereicht wird, sie nicht sogleich, von der gröbern befreiet, auf das vollkommenste nehmen? Wie, wenn dis so wäre? Was für ein unaussprechliches Ereignis stände iedem Sterbenden bevor! So würde sich dicht an den Augenblick, wo alle Denkkraft verlohren

zu

zu sein schiene, der Augenblick anschliessen, wo sich die Denkkraft wieder vollkommen, und vieleicht noch weit vollkommener, als iemals, äuserte.

Man könnte mir hierbei einwenden, daß diese Wagmeinung durch die Beispiele von Greisen und Sterbenden an der Auszehrung, welche ich selbst angeführt, über den Haufen geworfen würde. Woher, könnte man fragen, bei diesen der fortdauernde vollkommene Zustand der feineren Organisation bei dem über alles traurigen Verfalle der gröberen, wenn die feinere ietzt nur durch die gröbere erhalten werden kann? Die feinere war ia bei ihnen der Aussenwelt noch nicht die nächste . . .

Vieleicht lässet sich aber auch diese Frage beantworten; vieleicht führt ihre Beantwortung auf Gedanken, die für die ganze zum Tode bestimmte Menschheit wichtig sind, und tief in das Herz der Sittenlehre eingreifen. Es sei, was es wolle, und heisse wie es wolle, was die gröbere Organisation der feineren zuführt, gleichsam durchseigt und für sie absetzt, und wodurch diese im gehörigen Zustande erhalten wird; ent-

hielte es inneren Widerſpruch, wenn man annähme, daß, wenn mit dieſem Nahrungsſtoffe der dreiſſig oder gar ſechezig Jahre lang gehörig zugefahrt ward, während dieſer Zeit auch gehörig haußgehalten würde, eine Art von Vorrath davon entſtände, der hernach noch lange hinreichte, die feinere Organiſation in gutem Zuſtande fortzuerhalten, wenn auch die gröbere nur wenig, und äuſerſtwenig weiter dazu beitrüge? Scheint nicht die Erfarung ſogar dieſer Meinung das Wort zu reden? Was iſt das, daß zuweilen achtzig-, neunzigjährige Greiſe, die ſich immer noch bei bewundernswürdigen Seelenkräften erhielten, im letzten Jahre plözlich ſeelenſchwach, urtheilekraftlos, gedächtnislos, ja gedankenlos werden, ohne daß groſſe, oder auch nur auffallendbemerkliche Verſchlechterungen in ihrem äuſerlichen Zuſtande voraegangen ſind, die dazu die Quelle geworden wären? War nun etwa der wohlverwahrte Vorrath mit einem Male erſchöpft?

Läſſet ſich dis nun denken: wer verwehrt mir, ſo zu denken? — Worin beſtände denn aber wohl die Kunſt, mit ſolchem unſchäzbaren Vorrathe

rathe gut hauszuhalten? Oder auf der andern Seite — wodurch würde er der Seele für die Zukunft des Alters weggeschöpft, geraubt, verschwendet? Unstreitig ist die Verschwenderin, die Räuberin, die Wegschöpferin — die Wollust. Daß diese die feinere Organisation weit mehr angreift, als die gröbere, zeigen unter zehen Beispielen ihrer bis unter die Thierheit noch hinuntergesunkenen Fröhnlinge immer neun gegen eins. Zeichnen sich diese nicht fast sämtlich durch Mangel an Verstand, an Urtheilskraft, an Schluskraft, an Gegenwart des Geistes, ia sogar an Gedächtnis und an noch niedrigeren Seelenkräften aus? Erhält sich dabei äuserlich ihr Körper nicht oft noch lange bei aller seiner Fülle, bei allem seinem Fleisch und Fett? Man kennt ia sogar Wollüstlinge, die in dem Masse noch dikker und schwerer werden, in welchem sie dümmer und affenartiger werden. Und wenn dann nun auch die öffentliche und geheime Geschichte des Lebens unserer Greise tagtäglich beweiset, daß diejenigen unter ihnen, welche als Jünglinge und Männer mässig lebten, einen guten Verstand bis auf die Lezt behalten, die gewesenen

Wollüstlinge unter ihnen aber in eine lange zweite Kindheit gerathen: wie kann ich an der Wahrheit meiner Meinung noch zweifeln?

O Menschen, Menschen, zum Tode seid ihr einmal bestimmt, und könnet ihm nicht ausweichen; aber zur zweiten Kindheit seid ihr nicht nothwendig bestimmt. Ihr auszuweichen, ist in eurer Gewalt, und wie sollte lebenslang all euer Bestreben darauf gehen, dis zu bewirken! Ists denn Ehre und Freude, *blos* Greis zu werden? oder besteht nicht alle Freude und alle Ehre des Greises darin, ein vernünftiger Greis zu sein? Bei den gröbesten Ausschweifungen könnet ihr zwar ein hohes Alter erreichen — denn *starke* Körper gewöhnen sich zuletzt an Alles; aber *wie* wird euer Alter sein? Lange nur blosses Thierleben; am Ende gar nur Pflanzenleben! Schonet eurer feineren Organisation; sparet die Vorräthe ihres Erhaltungsstofs; haltet euch bei ieder vernunftlosen Wegschöpfung desselben das jämmerliche, ia wohl gar verächtliche und lächerliche Bild vor, das ihr, es sei nach zwanzig oder nach funfzig Jahren, reichen werdet!

Sollte

Sollte der Mensch nun im Tode fortdauern, so wär's wohl gar möglich, daß sich an denen, welche durch Wollust in ihre feinere Organisation fürchterlich wüteten, Spuren davon in iener Welt noch zeigten; Spuren, die lange erkennbar blieben, oder die sich wohl gar nie wieder verlöhren. Was für eine reichhaltige Quelle von Gründen gegen die Zügellosigkeit dieser Leidenschaft der Sittenlehrer vollends in dieser Vorstellung finde, liegt ausser dem Kreise meiner gegenwärtigen Betrachtungen.

Genug, ich habe mich nun überzeugt, daß die gewöhnliche Schilderung der Wiederabnahme des Geistes mit der Wiederabnahme des Körpers die Möglichkeit der Fortdauer des Geistes beim endlichen völligen Vergange des Körpers nicht aufhebe. Es ist auf keinen Fall schlechterdingsnothwendig, daß die Seele mit dem Körper zugleich untergehen müsse. So will ich nun getrost meine Betrachtungen fortsetzen, und alle mir bekannte Gründe durchgehen, womit weltkundiggute Menschen sich und Andern ihre Fortdauer glaubwürdig zu machen gesucht haben. Ich will sogar versuchen, ob ich noch neue dafür

entdecken könne. Ich will aber auch gewissenhaft mir Alles vorhalten, was dagegen auf der andern Seite von gleichguten Menschen gesagt werden ist, oder doch gesagt werden kann. Etwas oder Nichts — was am Ende bleibt — sey mein!

---

## Achte Betrachtung.

### Erster Vernunftgrund für die Fortdauer des Menschen.

Die Erde, deren Bewohner die Menschen sind, ist zugleich ein Wohnplatz für mehrere, für bisher noch ungezählte, ja vielleicht für unzählbare Arten von lebendigen Wesen. Man siehts ihr gleich auf den ersten Anblick an, daß sie dis sein sollte. Wozu sonst in ihren Vertiefungen so ungeheure Wasserbehälter? Wozu die mannigfaltige Abwechselung der Gestalt ihrer aus dem Wasser hervorragenden Höhen? Wozu die unaussprechliche Mannigfaltigkeit des für Menschen nur zum kleinsten Theile genießbaren Pflanzenreichs? Die höchstmöglichste Menge von Leben

sollte

ſollte auf der Erde ſein. Erwägt man noch dazu, daß auch ſogar eine Thierart immer wieder die Aeſung der andern iſt: ſo wird die Wahrheit dieſes Satzes noch einleuchtender. Auch die künftige Speiſe ſollte Leben haben, damit ſie ſo lange, bis ſie Speiſe würde, die Menge des Lebens vermehren hülfe. Wackere Naturforſcher hatten deshalb die Meinung von einer Kette lebendiger Weſen auf Erden aufgebracht, an welcher ein Ring immer in den andern griffe, und hatten damit weiter nichts ſagen wollen, als daß iede Geſtalt von Erde, in die ſich Leben gieſſen laſſe, irgendwo wirklich vorhanden ſei. Andere haben die Kettenmeinung wieder verſpottet. Ich glaube aber, daß die, welche über die Kette ſpotteten, um nichts weiſer waren, als die, welche ſie ſchon an beiden Enden zu halten wähnten. Es iſt ebenſo wahrſcheinlich, daß ſie wirklich ſei, als es unwahrſcheinlich iſt, daß ſie iemals ganz entdeckt werden werde.

Für iede Art von lebendigen Weſen auf der Erde gibts nun auch Freuden auf ihr. Keine derſelben iſt leer daran ausgegangen; keine aber

iſt auch ſo vieler theilhaftig geworden, als der Menſch. Es gehörte ihm auch von Rechtswegen der gröſſeſte Antheil davon; denn er iſt nicht nur mehrerer empfänglich, als die übrigen, ſondern er verdient auch die mehreſten, weil er allein die Erde zu einem Garten im Groſſen macht, ſtatt daß ſie ohne ihn nur hier und da Garten ſein würde.

Weil nun aber auch neben der Glückſeligkeit des Menſchen die Glückſeligkeit der übrigen lebendigen Weſen beſtehen mus: ſo kann ſchon dieſerhalb das Glück des Menſchen nicht vollkommen, nicht unvermiſcht mit Leid, nicht ungeſtört ſein. Viel von dem, was in der Natur zu ihrem Beſten geſchieht, wird zu ſeinem Schaden gereichen, weil ihre Einrichtung und Beſchaffenheit oft der ſeinigen ganz entgegengeſetzt iſt. Viele von ihnen werden ſogar nur dadurch ihre Erhaltung und Glückſeligkeit ſchaffen können, daß ſie ihm Verluſte zufügen. Leiden ſind alſo vom Leben des Menſchen unzertrennbar.

Seine eigene Natur führt den zweiten Beweis für dieſen ihm ſo unangenehmen Satz. Dieſelbe Beſchaffenheit ſeines Weſens, in welcher

der

der Grund zur Empfänglichkeit für so ausnehmendviel Freuden liegt, wird auch für ihn die Quelle unzählicher Traurigkeit. Sein Körper ist zwar auf das künstlichste zusammengesetzt, aber eben darum auch äuserst verletzlich. Der Kreis seiner Güter ist zwar der weitausgedehnteste; weil diese Güter doch aber alle der Ungewisheit, der Unbeständigkeit und dem Wechsel unterworfen sind: so ist er auch dadurch den mehresten Verlusten und Gefaren ausgesetzt. Sein Verstand berechtigt ihn zwar allein zur Empfindung des Erhabenen und Schönen, zum Sinn für das Gute und Vollkommene; er zwingt ihm aber auch die widrigsten Eindrücke auf, welche das erblickte Häsliche und Böse und die wahrgenommene Unordnung macht. Sein inneres Mitgefühl vervielfältigt zwar gleichsam sein Sein, und lässet ihn, selbstglücklich, auch noch an fremder Glückseligkeit Theil nehmen; verwandelt aber auch fremdes Unglück in sein eigenes, und raubt oder vergällt ihm doch dadurch das frohe Gefühl seiner Selbstglückseligkeit. Leiden sind daher vom Leben des Menschen unzertrennlich.

Die

Die menschliche Gesellschaft, in der er sich befindet, führt den dritten Beweis für diesen Satz. Der Mensch muß unter seinesgleichen leben, wenn er wahrhaftig Mensch werden will. Nur die Gesellschaft bildet seine erhabenen Fähigkeiten aus; und welche Seligkeit ist es für ihn, unter mehreren Weisen und Guten zu leben, das Glück ihrer Freundschaft zu geniessen, und, mit ihnen vereinigt, viel grösseres Gutes zu bewirken, als er allein bewirken könnte! Die Menschen sind aber nicht alle weise und gut. So wird ihm das Sein unter Thoren, wovon er sich vermöge seiner gesellschaftlichen Verhältnisse nicht losprechen kann, lästig, und der Anblick der Bösewichter, dem er nie ganz auszuweichen vermag, schrecklich. Has und Neid verfolgen ihn, weil er es nicht Allen recht machen kann, und weil er etwa Vorzüge vor vielen Andern hat. Er glaubt heute einen Freund an sein Herz zu drücken, und thut ihm wohl, wird aber morgen dafür mit dem schändlichsten Verrath von ihm belohnt. Er fängt grosses Gutes an, in der Meinung, von allen Seiten dabei unterstützt zu werden, und Alles vereinigt sich, ihn

ihn daran zu behindern. Er wird verkannt, übersehen, vergessen. Sein Vortheil und der Vortheil zehen Anderer durchkreuzen sich; er geräth darüber in Hader und Streit. Er mus leiden als Theil für das Ganze, und mus bald ein Opfer bringen für die Wahrheit, welcher seine Zeitgenossen gram sind, bald für die Unschuld, die unterdrückt werden soll, bald für das Recht, das in Gefahr ist, mit Füssen getreten zu werden, bald für das Vaterland, bald für die Seinigen. Im Schosse der Letzteren hofft er sich für alles Böse, das ihm die Gesellschaft anthut, wieder zu erquicken; aber auch sie entschädigen ihn nicht dafür, oder sein Gatte wird ihm gar untreu, oder seine Kinder schlagen aus der Art. So sind Leiden vom Leben des Menschen unzertrennlich.

Der Mensch fühlt auch die schwere Bürde, welche ihn drückt, seufzt auch wohl darüber, seufzt aber bei weitem nicht so viel und so laut darüber, als man im voraus glauben sollte. Woher kommt dis? Woher sieht man so viele Unglückliche, die, wenn nur die ersten Eindrücke, welche ihre Verluste auf sie machten,

vor-

vorüber sind, sich schnell wieder ermannen, ihres Unglücks gleichsam vergessen, und noch mitten in selbigem heiter und guten Muths sind? Woher sieht man sogar Leidende bis zum Erbarmen, die sich kaum eine Klage, einen Seufzer erlauben, und eine ganz besondere Standhaftigkeit ausüben?

Die Vorstellung, daß ihr Zustand nun einmal nicht zu ändern sei, bewirkt es warlich nicht. Diese könnte höchstens den Leidenden mit der Zeit hart machen; es ist aber nicht Abhärtung, was wir an jenen Elenden erblicken, sondern — Ruhe. Und Ruhe entspringt nicht aus der Furcht der Unabänderlichkeit eines unglücklichen Zustandes, sondern aus der Hofnung, daß er sich abändern werde, aus dem Glauben an bessere Zukunft. Und in der That — in dieser Hofnung, in diesem Glauben liegt die Quelle der Ruhe unserer mehresten Leidenden. Sie wissen aus Erfarung, daß nicht nur das Glück, sondern auch das Unglück dem Wechsel unterworfen sei, daß böse Zeiten nicht nur auf gute, sondern daß auch gute wieder auf böse folgen, und daß es, wie es Verluste gibt, auch

wieder

wieder Ersatz des Verlustes gebe. Der Mann, dessen Erndte der Hagel zerstört, erbebt zwar beim ersten Anblick seines Feldes; bald aber versetzt er sich im Geist' in das künftige Jahr, wo das mit Hagel so überschwenglich gedüngte Feld ihm doppelte, oder gar dreifache Erndte bringen wird. Der, welcher durch Feuer sein Haus verliehrt, schlägt beim Prasseln der Flammen zwar die Hände über den Kopf zusammen; nach und nach aber fängt er an zu denken, daß er durch Unterstützung edler Menschenfreunde sich ein noch besseres wiederbauen könne. Der, welcher durch Betrug und Raub um sein Geld kommt, ergrimmt zwar anfangs über die Unmenschen, die so grausam an ihm handeln und ihm das Seinige nehmen konnten; endlich aber tröstet er sich damit, daß er es mit der Zeit wieder erwerben könne. Der Verfolgte hofft seinen Feind noch mit sich auszusöhnen; der Beneidete glaubt seine Neider zu bekehren, wenn er sie an seinen Vorzügen Theil nehmen lassen wird; der Unschuldigverdammte zweifelt nicht, daß seine Unschuld noch an den Tag kommen werde; der Verwundete weis, daß auch Wunden wieder heilen;

heilen; der Kranke ſieht beim Gebrauch guter Arzneimittel ſeiner Geneſung entgegen; der Arme in der Theurung erwartet wieder wohlfeileren Brodpreis; ganze Völker, die unter einem böſen Fürſtendiener leiden, unterhalten das Vertrauen, daß endlich ihr Fürſt, durch ihre Klagen gerührt, den Satan von ſich treiben werde; ein halber Welttheil, den der Krieg verwüſtet, bauet ſchon in Gedanken nach erfolgtem Frieden wieder auf, weil er weis, daß auch Kriege ein Ende haben. — So beruhigen ſich Tauſendmaltauſende von Leidenden blos durch die Hofnung, daß es mit ihnen beſſer werden werde.

Da, wo dieſe Hofnung fehlt, tritt doch irgend ein anderer Troſt für Leidende an ihre Stelle, und in jedem Uebel, es ſei, welches es wolle, findet ſich immer irgend etwas, das die widrigen Eindrücke deſſelben verringert, und allmählich darüber zufrieden ſtellt. Wo nur unverſchuldetes Unglück iſt, da iſt auch Troſt; und oft entſpringt der Troſt aus dem Unglücke ſelbſt. Der Zwerg bekommt für den poſſirlichen Anblick ſeines Wuchſes Geld; der immerwährende Siechsling findet irgend eine Arznei, die ihm Erleichterung

terung verschaft; der Schlaflose hat Mohnsaft; der Verfolgte wird von den Feinden seiner Feinde in Schutz genommen; der vom Vaterlande mit Undank belohnte Biedermann wandert aus, und findet in der Fremde ein grösseres Glück; der Einsame hält sich an die Freuden der Natur oder an Bücher; der Mann, dem sein Entwurf mislang, macht einen andern. Auch verstehen sich die Leidenden darauf, von ihren Leiden auf andern Seiten Nutzen zu ziehen, und die Natur ihrer Verluste selbst hilft ihnen darauf; denn es ist kein Verlust denkbar, der nicht irgend einen Gewinn von anderer Art, wenn er auch nicht dieselbe Grösse hat, unmittelbar nach sich zöge.

Ist der Leidende vollends ein wackerer Leidender, so sieht er auch bald ein, daß er durch seine Leiden noch viel weiser und besser werden könne. Dis ist in seinen Augen der grösseste Gewinn, den er von der ganzen Welt machen kann. Ob er ihn nun durch Freude, oder durch Leid, mache, gilt ihm gleich; wenn er ihn nur macht. Vielmehr überzeugt er sich bald, daß er ihn durch dieses gewisser

mache, als durch iene. Je mehr er sich nun seines Wachsthums an Weisheit und Tugend durch sein Unglück bewust wird, desto ruhiger erträgt er das Unglück. — Kurz, wie für den Menschen die meisten Freuden auf der Erde bereitet sind, so ist auch für ihn in seinen Leiden der meiste Trost vorhanden.

Bis hieher ist also unter allen Anstalten, die für ihn getroffen sind, Uebereinstimmung. Wie aber dann, wenn er keine Fortdauer im Tode hoffen dürfte? Womit soll er sich über seinen Tod trösten? Für alle seine übrigen Uebel, sogar für bloße Scheinübel, hätte er also Trost; für das wahreste und gröſseste Uebel aber, für das Uebel aller Uebel, sollte er keinen Trost haben? — gar keinen?

Wirklich aber hätte er keinen Trost. Der Gedanke, es ist nun einmal nicht zu ändern, dieser Trost von Eisen, vermag ein menschliches Herz nicht einmal über Unglück von einigem Belang, geschweige über das allerwesentlichste, zu beruhigen. Und aus allen den Quellen, aus welchen, wie du gehört hast, die Menschen in andern Uebeln oft vollkommene Ruhe und Zufriden-

fridenheit ſchöpfen, iſt in Anſehung des Todes auch nicht die geringſte Ruhe für ſie zu ſchöpfen.

Du haſt z. E. gehört, daß die mehreſten Leidenden, wenn ein Uebel ſie überfällt, ſich damit beruhigen, daß es, wie es kam, auch wieder gehen werde; ſo, wie ſie, wenn es noch nicht da iſt, immer noch hoffen, daß es nicht kommen werde. Hofnung iſt ihre Stärkung, ihr Labſal. Nun nimm den Tod; was iſt ſeintwegen zu hoffen? Daß er nicht kommen werde? Du lächelſt ſelbſt; ich auch; aber nun ſei ernſthaft, wenn ich dich frage: was bleibt für den Menſchen in Anſehung des Todes, wenn keine Fortdauer im Tode iſt, übrig, als Verzweiflung?

Du haſt ferner gehört, daß bei iedem andern Uebel, das keine Hofnung übrig läſſet, ſich doch wenigſtens immer etwas in der Nähe finde, das die traurigen Empfindungen deſſelben mindert, und daß dis ganz vorzüglich der Fall bei unverſchuldeten Uebeln ſei. Nun ſuch' in der ganzen Welt umher; du findeſt ſchlechterdings nichts, was die allertraurigſte Em-

pfindung des ebenso unvermeidlichen, als unverschuldeten Todes mindere. Wo wolltest du es finden? In deinen Vorstellungen? Die Vorstellung des Todes ist die stärkste unter allen, und wirft die übrigen insgesamt darnieder. In deinen Zerstreuungen? So wärest du einem Thoren gleich, der unter dem Dache auf einem Beine herumtanzt, das augenblicklich den Einsturz drohet. In deinen Besitzungen und Gütern? Je mehr du deren hast, desto untröstbarer wirst du darüber sein, daß du sie verlassen sollst. Im Arm deiner Lieben? Glaube mir, nirgends wird der Gedanke an den Tod, wenn ienseits keine Fortdauer, kein Wiedersehen ist, dein Herz mehr zerreissen, als da.

Du hast endlich gehört, daß wackere Leidende keinen grösseren Gewinn kennen, als den, immer noch weiser und besser zu werden, und daß sie darum vorzüglich alle andere Verluste so ruhig ertragen, weil sie auf diesen innern Gewinn am sichersten bauen. So sag mir doch, kann sich etwa der Mensch auch damit über seinen Tod trösten, daß er durch ihn ganz weise, ganz gut werden werde? Meinst du das,

das, so gestehst du ihm ia seine Fortdauer im Tode zu. Gestehst du ihm aber diese nicht zu, so fällt auch dieser Trost, den der standhafte Leidende sich in seinen Leiden reicht, für ihn im Tode weg; ia, nicht nur im Tode, dem letzten grössesten Uebel, sondern auch in allen vorher ihn treffenden andern Uebeln. Es ist ia alsdann gar kein Gewinn mehr für ihn, weiser und besser zu werden. Wozu soll er es denn werden? Damit der Tod nur hernach recht viel Weisheit und Tugend zu zerstören fände?

Folglich wird es dabei verbleiben müssen — „Wie für den Menschen in allen Uebeln Trost da ist, so mus auch Trost für ihn in Ansehung des allergrössesten Uebels, des Todes, da sein. Und da er dafür keinen andern Trost haben kann, als den ihm seine Fortdauer im Tode reicht: so mus diese Statt finden."

---

## Neunte Betrachtung.

### Beleuchtung des ersten Vernunftgrundes.

Sollte es sich wirklich so verhalten, daß für jedes Uebel, das das menschliche Leben drückt, immer etwas in der Nähe sei, welches seine Last erleichterte? — Was tröstet den, der sein Gesicht auf immer verliehrt? Was stellt den Krüppel zufriden? Womit beruhigt sich das Mädgen, das die Blattern auf das ekelhafteste verunstalteten? Was lindert dem Elenden seine Qual, den eine unheilbare Fallsucht täglich überfällt, oder den ein schwarzer Gedanke allenthalben verfolgt, oder der zu ewigem Gefängnis verdammt unter der Erde sitzt? und woher kämen auch überhaupt die lauten und unaufhörlichen Klagen, deren doch noch immer genug gehört werden, und die alle Beweise von Trostlosigkeit sind, wenn die Erde so ein Land des Trostes wäre?

Hierauf kann folgendergestalt geantwortet werden. Der Blinde setzt an die Stelle des verlohrnen Gesichts sein Gehör und sein Gefühl, und bildet besonders das leztere aus. Der Krüppel verlässet sich auf die Gesunden um ihn her.

Das

Das durch die Blattern verunstaltete Mädgen weis sich durch Kopf und Herz schätzbar zu machen. Der Fallsüchtige macht sich mit den Vorzeichen der Ausbrüche seines schrecklichen Uebels bekannt, und legt sich bei Zeiten aufs Bette. Der Zwerchfell- oder Milzkranke verreiset die ihn folternde Grille, und der unter der Erde sitzende Gefangene darf sich, wenn er unschuldig leidet, sogar noch mit Hofnung schmeicheln, mit der Hofnung, daß seine Unschuld noch erkannt werden und ihm die Freiheit wiederverschaffen werde. Am Ende wird auch ieder Leidende mit seinem traurigen Zustande vertraut, und die Gewohnheit sogar erleichtert ihm selbigen.

Was aber die fortdaurenden Klagen vieler Leidenden betrift, auf die man sich beruft, so mögen diese immerhin Zeugen ihrer Trostlosigkeit sein, d. h. Beweise davon, daß sie nicht getröstet sind; folgt aber daraus, daß sie nicht getröstet sein könnten? Der Hungrige wird, wenn noch so viel Speise um ihn her steht, nicht satt, so lange er nicht zugreift. Wenn er aus Eigensinn nicht zugreift, weil gerade die Speise nicht darunter ist, welche er verlangt, oder

wenn er gar begehrt, daß ihn nicht hungern solle — wer kann ihm helfen? Allerdings gehört ein gutes Gemüth dazu, um getröstet zu werden; ein Gemüth, das, wenn sein Leiden unabänderlich ist, dankbar die Linderungsmittel annimmt, welche sich ihm darbieten; ein Gemüth, das der Verbindung der Umstände nicht vorschreibt, was für Mittel sie ihm reichen solle; ein Gemüth, das durch Nachdenken diese Mittel noch vervollkomnet, oder selbst auf Mittel sinnt, wenn es dergleichen nicht gleich in Bereitschaft findet. Leider fehlt vielen Leidenden ein solches Gemüth. Aus natürlicher Heftigkeit, die sie von jeher durch ihre Lebensart verstärkt haben, aus Stolz und an ein besseres Schicksal gewöhnt, fordern sie, was unmöglich ist, nehmlich — Aufhören der Leiden selbst. Das, was allein möglich ist, Erleichterung der Leiden, ist ihnen nicht genug, und so stossen sie sie wohl undankbar von sich, oder übersehen doch die Linderungsmittel. Andere wollen auch nicht eine Bitte, ein Wort darum verliehren, wollen keinen Schritt darnach thun, sondern begehren, daß ihnen diese Mittel in den Schos gebracht, ja

wohl

wohl gar aufgedrungen werden sollen. Noch andere versuchen die Mittel, und stellen sie, wenn der erste Versuch nicht gleich die erwartete Linderung schafft, wieder auf die Seite. Diese alle sind also selbst Schuld daran, wenn sie über Trostlosigkeit seufzen, und ich halte es zu meinem Theile auch für ausgemachtwahr, daß, sobald die Natur oder die Verbindung der Umstände uns ein Uebel auflegen, auch gleich etwas in der Nähe sei, das uns dasselbe tragen helfe, erleichtere und versüsse. Ja, ich fordere getrost Jeden auf, mir einen Fall der Art zu nennen, der das Gegentheil bewiese; denn geradezu nur Etwas behaupten oder ableugnen ist bei einer so wichtigen Untersuchung nicht genug.

Wenn es nun aber auch wirklich so ist, so entsteht doch die Frage, ob es des Todes wegen irgend eines Trostes bedürfe, daß man über den gänzlichen Mangel an Trost seintwegen so zu klagen Ursache habe. Daß der Tod selbst gar kein Uebel, viel weniger das allergrösseste sei, fällt ia zu deutlich in die Sinne. Wer nicht mehr ist, bedarf auch keines Trostes mehr, bedarf keiner Linderung der Leiden seines Nichtseins,

seins, weil dergleichen undenkbar und eine bloße leere Einbildung sind. Es mus also blos der Gedanke an den Tod sein, über den man getröstet sein will.

Da mus man nun erstlich bedenken, daß dieser Gedanke gar nicht so häufig unter den Menschen sei, als man sichs etwa vorstellen möchte. Ein gewisser glücklicher Leichtsinn lässet sie den Tod noch immer in weiter Ferne erblicken, und so denken sie auch nicht mit deutlichem Bewustsein an ihn. Man könnte fast behaupten, daß ein Mensch, der gesund an Leib und Seele ist, den Gedanken des Todes allemal erst vorsätzlich herbeirufen müste, wenn er kommen sollte, und daß sich ihm selbiger nie unwillkürlich aufdränge, als etwa bei dem Anblick einer Leiche, und das doch nicht einmal immer. Todtengräber und Leichenweiber denken gewis neben zehen Leichen und Särgen kaum einmal an ihren eigenen Tod. Wenn sichs nicht so verhielte, so würde das ganze Wesen, welches die Menschen unter einander treiben, ganz anders sein; denn daß alle die, welche immerdar lustig und guter Dinge sind, bis durch die Hofnung ihrer Fortdauer

dauer im Tode sein sollten, wird doch wohl Niemand glauben wollen. Die Mehresten derselben zweifeln vielmehr an der Fortdauer des Menschen, oder haben doch ihren Glauben an sie nie zur Festigkeit gebracht. Sie denken gar nicht an den Tod — das ist die Sache. Sollte nun durch diese Entfernung, in welcher sich der Todesgedanke hält, so, daß Mancher in Jahr und Tag ihn nicht hat, nicht allein schon sehr viel zu seiner Erleichterung, als eines Uebels, geschehen sein?

Noch mehr, Wie der Todesgedanke selten ungerufen kommt, so steht es auch in der Gewalt des Menschen, ihn wieder von sich zu entfernen, sobald er sich ihm nähert. Den Anblick einer Leiche z. E. kann man gleich wieder gegen den Anblick einer lustigen Gesellschaft vertauschen. Zerstreuung ist überhaupt ein sicheres Verscheuchungsmittel der Gedanken an den Tod; es sei nun Zerstreuung durch Geschäfte, oder Zerstreuung durch Vergnügungen. Die Seele, sobald sie einen neuen Gedanken mit Inbrunst ergreift, lässet den vorigen fahren. Geschäfts- und Vergnügungsgedanken sind nicht

nur

nur am geschicktesten, ihr zu dieser Inbrunst zu verhelfen, sondern sie sind auch der vollständigste Gegensatz der Todesgedanken; so, daß diese, wenn iene eintreten, auf der Stelle verschwinden müssen. Warum, könnte man also mit Recht fragen, hanget ihr den Gedanken des Todes nach? Warum rufet ihr sie gar herbei? Rufet sie nicht! Verscheuchet sie, wenn sie kommen und euch lästig sind! — Wenn also der Gedanke an den Tod nur selten kommt; wenn er auch, so oft er ungerufen kommt, wieder weichen mus, sobald wir wollen: so ist ia doch alles geschehen, des Todes wegen die Menschen zu beruhigen; und wenn sie sich nun seintwegen nicht beruhigen, so ists ihre Schuld, ebenso ihre Schuld, als es ist, wenn sie für andere Leiden die Linderungsmittel nicht annehmen wollen, die doch da sind. Gestorben mus einmal werden; macht dir dis Kummer, so denke nicht dran, daß du sterben must.

Und am Ende — ists nicht wahre Unmännlichkeit, vor dem Tode zu zittern? Wie? Der Gedanke, daß du einst nicht mehr sein solleſt, erschüttert dich so? Erschüttert dich denn auch

der

der Gedanke, daß du einſt noch nicht wareſt? Es geht dir ſo nahe, daß du alles, was du haſt, verliehren ſollſt? Du verliehrſt ia gar nichts, ſondern Alles verliehrt Dich. Brauchſt du denn noch etwas, wenn du nicht mehr biſt? Kannſt du nicht Alles, was du haſt, genieſſen, ſo lange du biſt? So genies! Genies mitten im Gedanken an den Tod, und ſieh ieden Genus für Erſatz des Todes und für Troſt über den Tod an.

Ich kann nicht leugnen, daß in dieſem Gerede viel Wahres enthalten ſei; nur glaub' ich nicht, daß die Behauptung, daß der Todesgedanke nur ſelten erſcheine, von dem edlern und gebildeteren Theile der Menſchen gelte. Von unſern bloſſen Gewerbsleuten, von Leuten, die ſich nur mit körperlichen Arbeiten beſchäftigen, und von unſern ſogenannten luſtigen Brüdern, die aus einer Geſellſchaft in die andere laufen, kurz von Allen, die nur in ſinnlichen Geſchäften und Freuden leben und weben, gebe ichs zu. Wer ſich aber dem Denken widmet, und beſonders gern über den Menſchen nachdenkt, der mus faſt mit ieder Reihe ſeiner Betrachtungen auf den Tod kommen. Man müſte alſo nicht

denken,

denken, und am wenigſten über ſich ſelbſt denken, wenn man dieſer Gefar ausweichen wollte. Ein Vorſchlag, der aber ganz unter der Würde des Menſchen wäre, und der ihn alſo ſchlechterdings nicht auf den rechten Weg leitete! Jedes Weſen bildet ſich in ſeiner Art aus; auch der Menſch mus ſich ausbilden. Er mus beſonders das, was eigentlich Menſchheit an ihm iſt, ſeine Vernunft, ausbilden. Je ausgebildeter dieſe aber in ihm wird, deſto öfter ſteht auch der Tod ungerufen vor ihm. Der Troſt alſo, welcher aus der Seltenheit unwillkürlicher Todeserinnerungen hergenommen wird, paſſt auf die wahren Menſchen, auf die Menſchen unter den Menſchen, gar nicht.

Der Verſcheuchungstroſt noch weniger. Die Denker müſten, um dieſen zu benutzen, ſo oft der Todesgedanke ſich ihnen näherte, ihre Betrachtungen und Unterſuchungen über die Welt, über menſchliche Natur und menſchliches Leben abbrechen. Welche Zumuthung an ſie! Aus ihren Einſamkeiten müſten ſie auf der Stelle gehen; aber wohin? Zur Natur etwa? Da würde ihnen nicht anders ſein; die ganze Reihe ihrer Betrach-

trachtungen, welche sie abbrächen, würde wieder vor ihnen schweben, sich noch weit mehr ausdehnen, und den Gedanken an das letzte Schicksal des Menschen von tausend Seiten herbeiführen. An ieder grossen und kleinen Zerstörung in der Natur würde er für sie hangen; an iedem alten Ueberbleibsel ehemaliger menschlicher Wonungen, an iedem Hügel, dessen Spitze die Zeit schon abgewettert hat, an ieder von oben schon trocken werdenden Eiche, an ieder Aehre, die vor ihnen reifte, an ieder Bluhme, die zu ihren Füssen schon verblühet wäre. Die Erde würden sie von ieder Höhe mit dem Gedanken betrachten, daß vor Jahrtausenden schon sich Menschen auf ihr gefreuet hätten; zur Sonne würden sie sprechen — auch unsern Vorvoreltern, die iezt verweheter Staub sind, schienest du schon hold und mild. Nein, zur Natur dürften sie ihre Zuflucht nicht nehmen, um die Todesvorstellung zu verscheuchen. In menschliche Gesellschaft müsten sie eilen; aber — in welche? In die Gesellschaft von ihresgleichen? So wären sie auf der Stelle wieder da, wo sie waren. Wie können Denker beisammen sein, ohne sich über die Bestimmung des

Men-

Menſchen zu unterhalten? Alſo — in ſolche Geſellſchaften müſten ſie gehen, wo kein vernünftiges Wort geſprochen wird; in die Geſelſchaften unſerer Verleumder, unſerer Narren, unſerer Blindekuh- und Faraoſpieler, von welchen die Erde iezt zum Scheuſal für ihren eignen Mond wimmelt. Welch ein Begehren an Leute, die ihren Geiſt ausgebildet haben, und allenthalben Nahrung für ihn ſuchen!

Auch iſt das ganze Verſcheuchungsmittel ſelbſt für die, die es brauchen, nicht immer anwendbar. Für durchausſinnliche Menſchen mag es ia wohl ſeine Dienſte thun, ſo lange ſie aus einem Tanzſaale in den andern, von einem Kaffehauſe zum andern und von einem Spieltiſche zum andern wandern können; womit verſcheuchen ſie aber die Todesvorſtellung alsdann, wenn ihnen hierzu die Gelegenheit fehlt? Womit vorzüglich dann, wenn ſie durch Kränklichkeit zwiſchen ihre vier Wände eingeſperrt werden, wenn ſie in nächtlicher Einſamkeit ſchlaflos da liegen, oder ſchlafend vom Tode träumen, wenn ieder Schmerz bei Tage und bei Nacht ſie an den Tod erinnert, wenn der Vergang ihrer Kräfte

deut-

deutlich von ihnen empfunden wird, ihre sonst lustigen Freunde mit gedämpfter Stimme Furcht für sie stammlen, die Aerzte die Schultern zucken, u. s. w.?

In der That, so sehe ich wohl, daß es ein leidiger Trost für den Menschen sei, ihm zuzurufen — wenn es dir Kummer macht, einst sterben zu müssen, so denke nicht daran! Der Mensch m u s daran denken, er mag wollen, oder nicht. Wer wollte ihm auch wohl den Rath geben, sich etwas aus dem Sinne zu schlagen, das ihn so nahe angeht, das so wichtig für ihn ist, und die Richtung seines g a n z e n Sinns auf sich verdient! Nein, es wird vielmehr darauf ankommen, ob nicht so wohl der Gedanke selbst an den Tod, als vielmehr der Kummer, den dieser Gedanke machen soll, leicht zu verscheuchen sei.

M i r ists gelungen, ihn zu verscheuchen; m i r macht die Vorstellung, daß ich sterben mus, gar keinen Kummer. Wär's aber wohl Billigkeit, wenn ich verlangen wollte, daß das, was m i r gelang, Tausenden, die in ganz entgegengesetzter Lage sind, auch gelingen müsse? Haben

ſie die Erziehung erhalten, welche ich erhielt? Iſt ihre Zeit ſo in ihrer Gewalt, wie ich die meinige habe, um über den Tod gehörig nachſinnen zu können? Sind ſie in der Welt noch ſo allein und ohne alle ihnen liebe und theure Verbindung, wie ich? O wie mag der letztere Umſtand allein ſchon an der Geſtalt, in welcher dem Menſchen der Tod erſcheint, den gröſſeſten Antheil haben, und wie mag er ſie verwandeln, ſobald er anders iſt! Iſt es nicht auf ieden Fall eine unnatürliche Zumuthung an Leute, die in den heiligſten und zärtlichſten Verbindungen der Liebe ſtehen, daß ihnen Sterben ſollen gleichgültig ſein ſolle? Darf man unnatürliche Zumuthungen Andern thun? Warlich, es ſind Zumuthungen ohne Grund und Recht; ich ſollte ſie Andern nicht einmal thun wollen, und noch weniger ſind Andere verpflichtet, ſich vor meiner kaltblütigen Weltweisheit zu demüthigen, ſobald ihr ächtes natürliches Gefühl, welches alle Weltweisheit, die mit ihm ſtreitet, zur Afterweisheit macht, ſich dagegen empört. Und wer weis denn, ob die Kraft, welche ich habe, mich über den Tod hinwegzuſetzen, nicht unter die

Eigenheiten gehöre, welche nur dieſer und iener Menſch hat? Es könnte hiermit ia wohl ebenſo ſein, wie es damit iſt, daß mancher Menſch vom Schickſal ein Rittergut empfing, wie ich z. E. auch. Kann ich Menſchen, die etwas nicht haben, das ſie ſich ſelbſt nicht geben können, einen Vorwurf darüber machen, daß ſie es nicht haben? Genug, ſobald Tauſendmahltauſende dieſelbe Sprache führen, daß es ihnen unmöglich ſei, die Vorſtellung des Todes anders, als die Vorſtellung des gröſſeſten Uebels, zu unterhalten: ſo mus ich's ihnen glauben; wie ich verlange, daß ſie mir glauben ſollen, wenn ich ihnen ſage, daß bei mir der entgegengeſetzte Fall ſei. Ich mus alſo ſogar anfangen zu glauben, daß es mehr in der Natur des Menſchen liege, den Tod zu fürchten, als gleichgültig gegen ihn zu ſein; und ſo wäre meine Denkart über den Tod wohl gar die zerſtörte Natur in mir. Weis ich denn auch mit Gewisheit, ob meine Denkart über den Tod für mich ſelbſt fortdauernd, bis ans Ende fortdauernd ſein werde? Wie, wenn eher, als ichs mir verſehe, das natürliche Gefühl in mir ſich plötzlich wieder

seiner Gerechtsame bemächtigte, und mit einer Art von Allkraft mein ganzes weltweisekaltblütiges Urtheil über den Tod zu Boden schlüge? Könnte dis nicht schon in dem einzigen Falle geschehen, wenn ich in der Folge merkte, daß die Todesart, welche mir die Natur bereitete, eine der schmerzhaftesten sein würde? Es stirbt sich nicht immer so leicht, wie man denkt. Das sanfte Einschlummern in Frieden wird so gar vielen nicht zu Theile. Vielleicht hat selbst die Erfarung von so vielen schweren Toden, die um uns her geschehen, einen zwar verborgenen, aber doch grossen Antheil an der gewöhnlichen Todesfurcht. Ich darf hierauf nicht geradehin erwidern, daß schwerer Tod allemahl ein unnatürlicher Tod sei, und daß man natürlich leben müsse, um einst natürlich, d. h. als Greis ohne alle Schmerzen, zu sterben; denn ich habe selbst sehr wackere hohe Greise so schwer sterben gesehen, als Jünglinge.

Mit einem Worte — es scheint dann doch so, als wenn die Menschen im Ganzen des Todesgedankens wegen eines Trostes bedürften; und wenn dann für iedes Uebel, das sie drückt,

auch

auch ein Linderungsmittel da ist, so sollte es auch fast scheinen, als werde in Ansehung ihrer gegenwärtigen Sterblichkeit auch Etwas da sein, das sie über sie beruhigen könnte; und wenn dann nichts im Stande wäre, sie darüber zu beruhigen, als die Hofnung ihrer Fortdauer, so — — —

Aber — ist das nicht zu voreilig geschlossen? Gesetzt auch, der Tod wäre ein Uebel, ja, er wäre das allergrösseste Uebel: folgt daraus, daß für ihn ebenso, wie für alle andere Uebel, Trost da sein müsse? Mit dem Tode hat das Leben ein Ende, und so hat auch mit ihm aller Trost ein Ende. Wie kann man von Uebeln, die mitten im Leben erfolgen, oder die doch allemal noch Leben voraussetzen, auf das Uebel schliessen, welches in Lebensschlus selbst besteht? Ist es wahr, daß für alle andere Uebel, für die Trost da sein kann, Trost da ist: so ist ja für den Menschen alles Mögliche geschehen, und so habe er genug hieran! Für das letzte Uebel bekam er darum keinen Trost, weil für das letzte Uebel, wenn dis zugleich das letzte Ereignis für den Menschen ist, kein Trost da sein konnte. Und

wollte man hier wieder unterſcheiden zwiſchen der Empfindung der Folgen des Todes, auf die die Unnöthigkeit des Troſtes paſſt, und zwiſchen der lebenslang vorhergehenden Vorſtellung des Todes: ſo mus man erwägen, daß dis Troſt genug für den Menſchen ſei, daß er, ſo oft er an den Tod denkt, auch denken könne, der Tod ſei das letzte Uebel, das Uebel, worauf weiter keins folge, und womit ſich die ganze Laufbahn ſeiner Uebel ſchlieſſe. Dieſen Troſt hatte er für kein anderes Leiden, das vorherging; wenn alſo auch der Tod das gröſſeſte Uebel wäre, ſo hätte er auch für das gröſſeſte Uebel den gröſſeſten Troſt.

Ich müſte mein eigenes Gefühl verleugnen, wenn ich dieſen Vortrag nicht hart und rauh finden wollte. So ein Troſt für den Tod, daß der Tod das letzte Uebel ſei, ſchickte ſich nur für Weſen, die zu lauter Empfindung des Uebels beſtimmt wären, und deren Daſein eine ununterbrochen fortlaufende Kette von Leiden wäre. Wirklich findet man auch, daß Menſchen, die unter unaufhörlichem Schmerzengefühl ſeufzen, und die auf keine andere Weiſe, als durch den

Tod,

Tod, davon erlöſet werden können, an dieſem Troſte genug haben. Iſt denn aber die Anzahl dieſer nicht unendlichklein gegen die übrige Menſchheit, deren Leben doch offenbar viel mehr Gutes, als Uebel, für ſie hat? Warlich, das heiſſt doch wohl den Menſchen zum Undank auffordern, und wenn es auch nur Undank blos gegen die Erde ſelbſt wäre, daß er in dem Gedanken, ſie einſt zu verlaſſen, und das Daſein auf ihr mit ſeinem Nichts zu vertauſchen, eine Art von Seligkeit finden ſollte. Doch, eine ſolche Lehre iſt zu unwahr, zu unnatürlich, und wird alſo nie wirklich Eingang bei den Menſchen finden, und wenn ſie alle Redner der Welt verkündigten; — in der That, das abſcheulichſte Evangelium, das gepredigt werden könnte, und das weiter keinen Zweck befördern würde, als nur den — den Selbſtmord allgemein zu machen!

Alſo — den Troſt, daß der Tod das letzte Uebel ſei, verwerfe ich von ganzem Herzen. Ich habe zu meiner Ruhe nicht nöthig, ein künftiges Leben zu wünſchen; ich habe aber auch nicht nöthig, es zu verwünſchen, und ſo ver-

wünſche ich auch das gegenwärtige Leben nicht. Mich dünkt, einzelne ganz beſondere und äuſſerſtſeltene Fälle abgerechnet, ſei der ein Unedler, der dis thut. Ob nun die, welche jenes Afterevangelium verkündigen, in dergleichen ganz beſondern Fällen ſind, oder nicht, und ob ſie, wenn ſie in ſelbigen ſind, ſich nicht ſelbſt in ſie gebracht haben, überlaſſe ich ihrem eigenen Herzen. Nur zu dem allergröbeſten Undank müſſen ſie mich nicht verleiten wollen.

Wollte Jemand ſagen — „tröſtet euch damit gegen den Tod, daß wir auf die Länge des Lebensſpieles überdrüſſig werden, daß der alte Körper zu viel Beſchwerlichkeit mit ſich führt, und daß es doch recht gut iſt, daß man durch den Tod allzugroſſen Uebeln ausweichen könne" — ſo würden Tauſend für Einen antworten: „wir werden des Spiels, wie du es nennſt, nicht überdrüſſig; wir ſind, wenn wir nicht Viel mehr haben können, auch mit Wenig zufriden; wir begreifen nicht, wie das ein Troſt ſein könne, groſſen Uebeln durch das allergröſſeſte aus dem Wege zu gehen." Was hierauf zu erwidern ſei, weis ich nicht; und überhaupt werden

den diese und ähnliche Vorstellungen nur alsdann erst tröstend gegen den Tod, wenn man schon den Tod als Uebergang in eine bessere Welt betrachtet.

Wohlan, so sei der Trost gegen den Tod dis, daß es auf der Erde in irgend einem ihrer Winkel noch einen Baum des Lebens gebe, der die Kraft hat, das Alter wieder in die Jugend zu verwandeln, und das nicht nur einmal, sondern so oft es zurückkehrt. Wer an der Möglichkeit nicht zweiflen kann, daß ohne dergleichen Baum Fortdauer sein könne: der mus diese durch Hülfe eines solchen Baums noch weit glaublicher finden. Und — so mus sich Jeder mit der Hofnung trösten, daß er es sein werde, der diesen Baum entdeckt.

Das ist nicht menschliche Siegesfreude, die Sache der Menschheit wohl vertheidigt zu haben, antworte ich, sondern aftermenschliche Schadenfreude, sie bis zum Zertreten unter die Füsse geworfen zu haben. Die ganze Beschaffenheit unseres Körpers zeigt deutlich genug an, daß ihn alle Bäume des Lebens vor Zerstörung nicht verwahren können. Er, der erst nichts, als

Brei, iſt, der aber zu gar nichts nüze wäre, wenn er blos Brei bliebe, und nicht Knochen bekäme, und der in den erſten zehen Jahren gleich mehr, als zum zehnten Theile, Knochen wird, mus nach zehen mahl zehen Jahren über und über Knochen ſein. So erfordern es die Geſetze der Natur. Ehe ich nun einen unerwieſenen Baum des Lebens annähme, der mich ohne Tod fortdauernd erhielte, wollte ich faſt lieber eine unerwieſene Fortdauer im Tode ohne Baum des Lebens annehmen. Dieſe iſt doch wenigſtens an ſich nicht unmöglich.

Eben darum ſcheint mir es auch gar nicht zu folgen, daß, wenn für alle andere Uebel Troſt ſei, doch für den Tod kein Troſt ſein könne, weil Tod Ende des Lebens ſei, und alſo, wenn das Leben ein Ende habe, auch aller Troſt ein Ende habe. Sobald Fortdauer im Tode, oder ein künftiges Leben, wäre, wäre auch für den Tod Troſt da; nur nicht Troſt dieſes, ſondern Troſt jenes Lebens. Ich ſage hiermit nicht, daß ich es glaube; aber das zweite Leben iſt doch möglich.

Wenn nun für den Tod kein anderer Troſt denkbar iſt, als der Troſt des zweiten Lebens — wenn das zweite Leben möglich iſt — wenn für alle andere Uebel vor dem Tode Troſt da iſt — — ich denke dieſe drei Sätze dreimal durch — — was folgt? Folgt nichts für meine Fortdauer im Tode, ſo folgt doch auch nichts gegen ſie. Es müſte mir alſo ſehr darum zu thun ſein, nicht fortzudauern, wenn ich nicht mir ſelbſt geſtände, daß gleich dieſer erſte Vernunftgrund für meine Fortdauer im Tode gewiſſe Eindrücke auf mich zurückließe. Nun, beſcheidener kann ich mich über ſeinen Werth doch wohl nicht erklären. Es wird darauf ankommen, wie es um die übrigen ſteht. Ich kann es mir ſelbſt nicht oft genug wiederholen — mir iſt alles gleich. Ich darf aber gegen die Stimme der Wahrheit nicht taub ſein; ſie ſpreche, was ſie wolle.

---

## Zehnte Betrachtung.

### Zweiter Vernunftgrund für die Fortdauer.

„Wie der vernünftige Mensch keinen Trost für den Gedanken an seinen Tod haben kann, als den, welchen ihm seine Fortdauer im Tode reicht: so ist ihm auch der Wunsch, das Verlangen, die Sehnsucht nach Fortdauer so wesentlich eigen, daß er das einzige sich selbst widersprechende Erdengeschäpf sein würde, wenn er vergeblich wünschte, verlangte und sich sehnte."

Ausführlicher hingestellt, klingt diese Art, die Zukunft zu beweisen, etwa also — —

„„Man frage ieden Menschen, ob er lieber sterben, oder noch leben wolle. Sobald er noch bei Verstande ist, und ihn kein körperlicher Schmerz fürchterlich quält, wird er für das Leztere stimmen. Man thue diese Frage nicht nur an den Jüngling, sondern auch an den Greis; unter den angeführten Einschränkungen erfolgt dieselbe Antwort. Der Werth des Lebens ist durch eine stillschweigende Uebereinkunft der menschlichen Natur in allen menschlichen Seelen entschieden. Ein dunkles Gefühl davon haben

sogar

ſogar die Thiere, und iedes lebendige Weſen ſucht ſich zu erhalten, ſo lange es kann. Bei einem menſchlichen Weſen aber geht die Sache mehr ins Deutliche und ins Groſſe. Jeder Menſch hat ſein Winkelchen auf Erden, das er vor allen liebt, und wenns auch nur eine kleine Hütte wäre, in der er immer noch länger ſein will. Jeder hat ſeine Güter, die er noch gern beſitzen, ſeine Freudenquellen, aus denen er noch ſchöpfen möchte. Jeder möchte noch gern ſehen, was für einen Ausgang dis und ienes in der Welt noch nehmen, wie es dieſem und ienem noch gehen werde. Der Vater will ſeine Kinder noch gern verſorgt ſehen; der Grosvater die Enkel wieder; der Urgrosvater die Urenkel. Der Mann, der eine nützliche Anſtalt errichtet hat, wünſcht noch Zeuge davon zu ſein, daß ſie glücklich fortdaure; auch der, der nur eine Linde pflanzt, möchte gern in ihrem Schatten noch ruhen. Die Freude, noch immerfort thätig zu ſein, hat etwas Unwiderſtehlichanziehendes; das bloſſe Daſeinsgefühl iſt ſo ſüs, daß es der Menſch nicht anders aufgibt, als wenn er der äuſerſten Gewalt unterliegen mus. Selbſt die, welche nach ihrem

Tode

Tode zur Oberwelt sich aufzuschwingen hoffen, sind auf der Unterwelt gern so lange, wie sie können.

Dieses dem Menschen wesentliche Verlangen nach Leben geht dann, wenn er sich von unvermeidlicher Nothwendigkeit seines Todes überzeugt hat, ganz natürlicher Weise in den Wunsch über, auch im Tode noch fortzudauern. Es ist dasselbe Verlangen nach Leben, nur über das Grab hin ausgedehnt. Man frage jeden guten Menschen, ob er sterbend lieber vernichtet sein, oder ein neues Leben antreten wolle; er wählt das Letztere. Böswicht mus der schon sein, der Vernichtung wünscht. Ja, es giebt keine Vorstellung, welche der tugendhaften Seele mehr Schwungkraft und Heiterkeit zu geben vermag, als die Vorstellung ihrer Unsterblichkeit.

Mus es denn nicht Jedem, der die Menschheit beobachtet, äuserst auffallend sein, daß diese Vorstellung sich unter allen Völkern finde, die nur den geringsten Grad von Ausbildung besitzen? Fast, sobald ein Volk nur aus dem Zustande der Thierheit hervortritt, ist sie unter ihm da. Freilich in tausendfach verschidener Gestalt

und

und Einkleidung; das thut aber nichts gegen die Sache. Ist doch die Vorstellung selbst da; die Einkleidung geben ihr der Geist des Zeitalters, der iedesmalige höhere oder geringere Grad von Weltweisheit, die Lebensart der Menschen, ihre Lieblingsbeschäftigungen und ihre Begriffe von höchster Glückseligkeit und Unglückseligkeit.

Es ist also offenbar, daß so, wie die Sinnlichkeit den Menschen nach Leben verlangen lehrt, auch das Verlangen, im Tode noch fortzuleben, in ihm erwache, sobald die Vernunft in ihm erwacht. Auf jenes blos schränkt sich der Wilde ein; dieses ist das Verlangen des gebildeten Menschen. Es ist Eins so stark, wie das Andere: ja, das Letztere übertrift oft bei weitem noch an Stärke das Erstere. Ebenso ist auch Eins dem Menschen so wesentlich eigen, als das Andere; denn der Mensch soll seine Vernunft ausbilden, und die unmittelbare Folge davon, wenn er dis thut, ist seine Sehnsucht, im Tode noch fortzudauern. Ist diese Sehnsucht nicht auch die unschuldigste von der Welt? Macht sie nicht seinem Herzen Ehre? Enthält ihre Befridigung

inneren

inneren Widerſpruch? Und wenn dis nicht iſt, ſollte ſie nicht befridigt werden?

Wie kann ein Weſen mit ſeinen wirklichen Trieben in Widerſpruch ſtehen? So wäre es ia beſtimmt, das Weſen nicht zu ſein, das es zu ſein beſtimmt iſt. Wollte Jemand einwenden — „Hier iſt kein Widerſpruch. Der Menſch will leben und will nicht leben: das würde ein Widerſpruch ſein. Aber er will leben und er ſtirbt, d. h. er kann nicht mehr leben: das iſt kein Widerſpruch“ — ſo machte er ſich dadurch nur verdächtig, als wollte er die Begriffe verwirren. Es iſt ia hier nicht von einem Widerſpruche eines Triebes mit ſich ſelbſt, ſondern vom Widerſpruche eines Weſens mit ſeinem Triebe die Rede. Und ſo wäre und bliebe hier allerdings Widerſpruch. Dergleichen findet ſich nun aber in der ganzen Natur nicht weiter. Alle andere uns bekannte Weſen ſtehen mit ihren Trieben in vollkommener Eintracht; d. h. es iſt ihnen möglich, ihre Triebe zu befridigen, und ſie befridigen ſie auch wirklich. So mus es auch ſein. Ein wirklicher Trieb, den ein Weſen hat, mus als ein Verſprechen betrachtet werden, das ihm gege-

gegeben ward. Das Verſprechen mus erfüllt werden, und die Erfüllung eines ſolchen Verſprechens iſt die Befridigung des Triebes. Wie kann man nun auch nur träumen, daß gerade das vollkommenſte Erdenweſen das einzige ſein ſollte, das mit ſeinen Trieben in Widerſpruch ſtände? So wäre das vollkommenſte Weſen beſtimmt, das unvollkommenſte zu ſein. Wirklich ſteht aber auch der Menſch mit allen ſeinen übrigen Trieben, ſo lange ſie ſich in den Grenzen der Triebe halten, nicht in Widerſpruch; in Anſehung ſeines Triebes nach Fortdauer im Tode wäre es der einzige Fall. Man gehe alle ſeine ſinnlichen und höheren Triebe durch; für ieden iſt Befridigung auf der Erde da. Ihn verlangt nach Getränk — allenthalben entſpringen für ihn Quellen auf ihr. Ihn verlangt nach Ruhe — er kann ſein Bette auf ihr aufſchlagen, wo er will. Ihn verlangt nach Freude für Auge und Ohr — von allen Seiten ſtrömt ihm für beide Freude auf ihr zu. Ihn verlangt nach einem Weibe — die Erde läſſet ihn die Wahl unter ihren Töchtern.

Ebenso — der Mensch sehnt sich nach Erkenntnis, und die Erde ist unerschöpflich an Erkenntnis für ihn. Er sehnt sich nach Wirksamkeit, und die Erde gibt ihm zu thun, so viel er will. Er sehnt sich nach Ehre, und findet tausend Stäten für eine auf der Erde, wo er sie sich durch Verdienste erwerben kann. Er sehnt sich nach Empfindung des Schönen und Erhabenen, und die Erde öfnet ihm einen Schauplatz des Schönen und Erhabenen über den andern. Er sehnt sich nach mit ihm gleichfühlenden Seelen, und er begegnet auch diesen auf der Erde. — — Wie kann man glauben, daß der Mensch, der mit allen seinen übrigen Trieben im besten Vernehmen steht, gerade einzig und allein mit dem ersten und heiligsten seiner Triebe in Widerspruch stehen werde? Und — ist dis nicht sein Trieb nach Fortdauer im Tode? Nein, wie Befridigung für alle seine übrigen Triebe da ist, so mus auch dieser — dieser vor allen — befridigt werden. Sein Trieb nach Fortdauer ist das ihm gegebene Versprechen; seine Fortdauer selbst ist die Erfüllung des ihm gegebenen Versprechens; es mus also ein Leben nach dem Tode für ihn sein. " "

Diese

Dieſe Art, die Zukunft zu beweiſen, iſt ſehr gefällig und anſichziehend — ich geſtehe es; daß mich aber nicht, wenn ich Wahrheit zu ſehen glaube, bloſſer Schein etwa täuſche!

Man hat gleich zuförderſt gegen den allgemeinanerkanntſeinſollenden groſſen Werth des Lebens eingewendet, daß es ſich damit gar nicht ſo verhalte. Nicht etwa, als beriefe man ſich auf unſere Milzſüchtigen, oder gar auf unſere Selbſtmörder, — nein, man weis zu gut, daß Jene in Stunden, wo ſie ihr böſer Geiſt nicht quält, über die Erde und über das Leben auf ihr ebenſo urtheilen, wie andere Leute, und daß Selbſtmord allemal, wo nicht aus Verrücktheit, doch aus Mangel an richtigen Grundſätzen, kurz, aus verwirrten Vorſtellungen herrühre. Man beruft ſich aber auf viele unſerer ſterbenden Jünglinge, welche weit lieber ſtürben, als Greiſe, und ſchlieſſt daraus, daß der Trieb zum Leben am Ende wohl gar nur erſt aus langer Gewohnheit zu leben ſeinen Urſprung nehmen möge. Man beruft ſich auf die mehreſten Sterbenden, die, wenn ſie gefragt würden, ob ſie die vollendete Laufbahn des Lebens noch einmal

anzutreten Luſt hätten, Nein antworteten. Man beruft ſich auf die unterſten Stände, die doch bei weitem den gröſſeſten Theil der Menſchheit ausmachten, und in welchen das Leben gar nicht hochgeachtet werde, ſo, daß man in ſelbigen ganz gleichgültig ſterbe, und die allgemeine Sprache führe — der Todte ſei am beſten aufgehoben.

Geſetzt nun auch, dis alles verhielte ſich wirklich ſo: ſo bin ich doch der Meinung, daß der Satz vom allgemeinanerkannten Werthe des Lebens ganz wohl damit beſtehen könne.

Was die iungen Sterbenden betrift, ſo findet man vieleicht unter ihnen eben ſo viele, die äuſerſtungern ſterben; weil ſie, wie ſie ſagen, noch ſo iung wären, und noch gar nicht lange gelebt hätten. Bei Andern von entgegengeſetzter Denkart iſt es vieleicht eine reine und wahre Weltweisheit, die ſie zu ſtiller Ergebung in ihr Schickſal beſtimmt, oder die Religion, und zwar wohl gar ſelbſt die Lehre von Fortdauer im Tode, welche ſie ſo muthig über den Tod erhebt. Der Einflus dieſer Lehre auf Sterbende iſt nicht zu leugnen. Folgt aber daraus, daß ein Menſch,

der

der sich, wenn er einmal sieht, daß er nicht mehr leben könne, durch Grundsätze über seinen frühen Tod erhebt, das Leben weniger schätze? Ich selbst bin mir ja der Beweis vom Gegentheile. Da ich fest an Gott glaube, so würde mich, und wenn ich heute sterben sollte, der Gedanke darüber zufriden stellen, daß mir ein Weiserer, als ich bin, das Ziel noch früher, als meinem Vater, gesetzt habe. Ich würde also gern sterben. Deswegen verheele ichs mir aber keineswegs, daß ich, wenn ich noch leben kann, lieber noch lebe. Und so steht es, glaub' ich, mit allen ebenso getrost, als früh, sterbenden unter meinen Brüdern. Trösten sie sich nicht, wie ich mich, mit dem — Es ist des Vaters Wille; die Stunde ist kommen — so trösten sie sich mit dem — Je kürzer hier, ie früher dort; meine Seele gefällt Gott wohl, darum eilt er mit mir in jenes Leben.

Anbelangend die Antwort Nein aber, welche die mehresten Sterbenden auf die Frage, ob sie die durchlaufene Lebensbahn noch einmal durchlaufen wollten, geben sollen, so wissen diese ja zu gut, daß es ihnen nichts helfen würde, wenn

ſie Ja antworteten. Sie glauben alſo unter dieſen Umſtänden für ihre Ehre am beſten zu ſorgen, wenn ſie Nein antworten. Wäre es möglich, daß ſie die Lebensbahn noch einmal antreten könnten: ſo wäre ich neugierig, was Viele unter ihnen antworten möchten. Und wenn ſie dann nicht Alle Ja antworteten, ſo thäten ſie auch meinem Erachten nach nicht Recht daran; denn ſie machten ihren Lauf noch einmal entweder mit dem Bewuſtſein, daß ſie ihn ſchon einmal gemacht, oder nicht. Im letzteren Falle ginge manches vielleicht doch wohl für ſie beſſer, als es ihrer Meinung nach zum erſten Male gegangen iſt, und im erſteren Falle müſte vieles beſſer gehen, denn ſie wären nun gewitzigt, wüſten die Quellen ihres Unglücks genau, und könnten ihnen zum zweiten Male aus dem Wege gehen. Auch iſt es mir wahrſcheinlich, daß die Luſt, den Lauf noch einmal zu machen, ſolchen Antwortern wirklich durch den Glauben benommen werden könne, daß ſie durch den Tod in eine beſſere Laufbahn geführt würden. Uebrigens gibt es auch gute und zur Zufridenheit geſtimmte Gemüther, die, wenn ſie im Sterbebette auf dieſelbe

ſelbe Art gefragt werden, freimüthig Ja antworten. Wer ſollte denn nicht noch ein thatenvolles Leben auf der Erde führen wollen? Auch iſt und bleibt dem Genügſamen, der die Kunſt verſteht, kleine Freuden durch ſein Herz für ſich gros zu machen, die Erde immer im Ganzen ein ſchöner Stern.

Ich komme auf die unteren Stände, von welchen man behauptet, daß in ihnen das Leben wenig Werth habe. Wenn ſich dis wirklich ſo verhielte, ſo wär's die ärgſte Schande, welche man den höheren Ständen nachſagen könnte; denn dieſe allein müſten daran Schuld ſein. Sie müſten die Güter und Freuden der Erde in ſo unverhältniemäſſiggroſſen und ungeheuren Maſſen an ſich reiſſen, daß für die nideren Stände wenig oder nichts davon übrig bliebe. Dann wär's kein Wunder, wenn in dieſer Augen das Leben ſeinen Werth verlöhre. Je ärmer, ie hungriger, ie dummer, ie geplackter man lebt, deſto weniger findet man es freilich der Mühe werth, zu leben. Ha, welch ein Wink für die höheren Stände zur Menſchlichkeit, um nicht Tauſende ſo tief zu ſenken, daß ſie das erſte Gefühl aller

lebendigen Wesen verleugnen! Gibt es Länder, wo der Bauer und der Arbeitsmann, wie die Neger auf den Zuckerinseln, aus Noth lieber sterben, als leben: so gewähre der Vater der Menschen seiner leidenden Menschheit daselbst bald eine heilbringende Staatsumwälzung, die das Oberste zu unterst kehre! In meinem Vaterlande ists, Gott sei Dank, nicht so. Da lebt man in den unteren Ständen so gern, wie in den höheren. Es gehört auch gar so überschwenglichviel nicht dazu, um dis allenthalben zu bewirken. Die Lebensliebe ist allenthalben da; man ersticke sie nur nicht grausam! Wenn die Leute in den unteren Ständen bei Arbeit, die nicht ihre Kräfte übersteigt, die ersten Bedürfnisse des Lebens im genüglichen Maasse haben, und dann und wann einen kleinen Ausschritt in das Gebiet der Freude machen dürfen: so sind sie warlich zufriden und leben gern. Dis könnte denn doch in der That allenthalben gemacht werden, und die höheren Stände behielten dabei doch noch zu viel und mehr, nicht nur als die niderern hätten, sondern auch, als sie selbst brauchten. Es ist die sicherste Probe von menschlicher

licher Volksverfassung in einem Lande, wenn die sogenannten gemeinen Leute daselbst gern leben. Der Anblick solcher Lebenslust im Volke ist für den reisenden Menschenfreund herzerhebend. So, wie er die Grenze betritt und den Anblick empfängt, spricht er bei sich selbst — ha, hier ist gute Zeit — hier sind die höheren Stände weniger vielfrasartig... Daß übrigens der gemeine Mann zu sagen pflegt; der Todte sei am besten aufgehoben, rührt nicht sowohl von seiner Lebensunlust, als vielmehr von seinen Religionsbegriffen her. Da er seinen Lehrern aufs Wort glaubt, so zweifelt er an einem künftigen Leben gar nicht. Im zweiten besseren Leben sein, im Himmel sein, bei dem lieben Gott sein, sind aber für ihn gleichbedeutende Redensarten. Und so hat er allerdings Recht, daß man in einem besseren Leben auch besser aufgehoben sei. Eigentlich sollte ihm aber doch endlich einmal gesagt werden, daß man auch schon in diesem Leben bei Gott sei.

Ich stimme also völlig darin ein, daß der grosse Werth des Lebens allgemeinanerkannt sei. Ich erinnere mich hierbei ganz ausserordentlich-

auffallender Beispiele, die hiefür sehr entscheiden. Ich weis, daß Missethätern die Wahl gelassen ward zwischen lebenslänglicher harter Gefängnisstrafe und dem Schwerte. Es waren ihrer drei. Zwei davon besannen sich nicht lange, und wählten die erstere. Der dritte, ein wilder Kerl, wollte geköpft sein. Er bekam vier Wochen Bedenkzeit; und als er zum zweiten Male gefragt ward, verbat er das Schwert gleichfals. Er brauchte also nur mehr Zeit, sich vernünftig zu besinnen, als die andern, und in diesen erstickte rasende Bosheit das natürliche Gefühl nicht, welches endlich in ihm doch auch wieder die Oberhand gewann. Ja, ich weis ein für die Allgemeinheit der Lebensliebe noch redenderes Beispiel. Für einen ganz abscheulichen Unmenschen von Bösewicht ward iede Todesstrafe für zu gering gehalten, und man verurtheilte ihn, auf Lebenszeit in liegender Stellung angeschmiedet zu werden. Es war ein junger Kerl von starker Leibesbeschaffenheit, der noch ein halbes Jahrhundert vor sich erblickte. Er ward wie rasend, als er den Urtheilsspruch hörte, und erbot sich selbst, lieber von unten

auf

auf gerädert zu werden. Man schmiedete ihn an. Der Anblick aber ward bald für die Menschheit zu schaudernd. Nach einem Vierteljahre also sollte er begnadigt, d. h. gehenkt werden; aber er bat sichs nun zur Gnade aus, angeschmiedet liegen zu bleiben, und so liegt er nun seit vielen Jahren noch, und — lebt gern *).

---

## Eilfte Betrachtung.

(Fortsetzung.)

Wie ich nun glaube, daß der Trieb zu sein, zu leben und fortzudauern, allgemein sei, so will ich auch gern glauben, daß er sich noch bis über das Grab hinaus erstrecke, und daß er sich besonders bei Sterbenden in wahre Sehnsucht nach einem zweiten Leben verwandeln möge. Auf die

*) Durch eine mächtige Fürsprache ward ihm endlich sein Schicksal erleichtert, und er bekam so viel Freiheit, als die übrigen Züchtlinge. Da wußte er sich auf die listigste Weise gänzliche Freiheit zu verschaffen, entfloh aber vermuthlich über das Weltmeer, weil er auf dem festen Lande nichts weiter von sich sehen und hören lassen. d. H.

die Frage, ob er nicht Fortdauer im Tode lieber sehe, als Vernichtung, kann ein vernünftiger Mensch nicht anders, als Ja, antworten. Er widerspräche sich sonst entweder selbst, wenn er Trieb fortzudauern erst hätte, und dann wieder nicht hätte; oder er gäbe dadurch zu erkennen, daß er ahne, das künftige Leben werde an ihm den Heuchler aufdecken, der in diesem vermummten Leben freieren Spielraum hatte. Ich selbst gestehe es mir, daß mir Fortdauer, wenn sie ist, lieb sein solle; nur mus ich bei meiner Untersuchung hieran nicht denken. Jetzt mus mir es gleichviel sein, es springe aus ihr heraus, was da wolle; denn wenn Nichts aus ihr herausspringt, was könnte mir alles Wünschen und Verlangen nach Fortdauer helfen?

Das ists eben, was mir bei diesem ganzen Beweisgrunde nicht in den Kopf will. Er lautet doch mit andern Worten gleichsam also — weil der Mensch herzlich wünscht und sehnlich verlangt, daß er im Tode fortdauern möge, so mus er auch im Tode fortdauern ... Aber hilf Himmel, was könnte da der Mensch nicht Alles herzlich wünschen und sehnlich verlangen!

Würde

Würde daraus auch folgen, daß es ihm zu Theile werden müste, oder auch nur zu Theile werden könnte? Doch — es ist mir, als hörte ich antworten — „ia, es mus nichts Ungerechtes, wenigstens nichts Thörigtes sein, was der Mensch herzlich verlangt und sehnlich wünscht; wenn es denn aber etwas Unverwerfliches, etwas Wahrhaftigwürdiges ist, worauf er seine innigste Begierde richtet, so wirst du doch dein hartes Urtheil zurücknehmen? Denke einmal, der Wunsch nach Fortdauer im Tode greift ia tief in die Bestimmung des Menschen ein, in seine Bestimmung, weise und gut zu werden; wer sollte denn nicht gern noch weiser und besser, und ewig weiser und besser zu werden wünschen? Und du sagst ia selbst, daß es an sich nichts Unmögliches sei, daß der menschliche Geist im Tode fortdauern könne; was sollte also der Erfüllung seines heiligsten Wunsches entgegen sein — wer? Gott etwa? O, wenn du an Gott glaubst, so ist die Sache iezt schon entschieden. Gott ist das gütigste Wesen. Der Mensch kann fortdauern — der Mensch will fortdauern — bei Gott! der Mensch wird fortdauern."

Die

Den Gedanken an die Gottheit lassen wir vor der Hand noch aus der Untersuchung, Freund! inzwischen macht deine Rede auf mich Eindruck. Allein — zugegeben auch, der Wunsch nach Fortdauer im Tode wäre der heiligste Wunsch des Menschen, so kann er vieleicht eben darum unerfüllt bleiben, weil er der heiligste ist. Ich will damit sagen — der grösseste, der also zu gros für ihn ist. Du sprichst zwar von Bestimmung des Menschen, weise und gut zu werden, in welche dieser Wunsch unmittelbar eingreife; mus denn aber diese Bestimmung nicht irgendwo, wie iede andere Wesenbestimmung, ihre Grenzen haben? Vieleicht macht die höchste Stufe von Weisheit und Tugend, welche iemals ein Mensch erstieg, diese Grenze aus, und vieleicht ist das die ganze Bestimmung des Menschen, sich zu bestreben, diese Stufe zu erreichen. Sieh die ganze Erde an; auf Unsterblichkeit der Arten ist wohl Alles auf ihr angelegt, aber nicht auf Unsterblichkeit der einzelnen Wesen. Die Erde verjüngt sich auf allen Seiten immer wieder von neuem. Alle Arten von Wesen, die sie schmücken, und die unter diesem Schmucke umherhüpfen,

um

umherflattern und umherkriechen, erneuern sich von Zeit zu Zeit. Sie sterben nicht aus, und so gewährt die alte Erde noch heute einen so jungen, frischen und schönen Anblick, als wenn sie nach in ihrem ersten Zeitraume wäre. Sieh, so ists nun auch mit dem Menschen. An Unsterblichkeit unserer Art können wir getrost glauben — denn wir sehen sie; aber auch an unsere einzelne Unsterblichkeit? Wo ist einer von den Todten schon wiedergekommen? Und wo ist sonst ein ähnliches Beispiel davon in der ganzen Natur?

„Der Schmetterling!!! Denke an sein erstes niderres Raupenleben, und dann an das frohere Leben, das er als Vogel führt!"

Den Schmetterling, Freund, führe nicht als Beispiel an, er passt nicht. Die Raupe ist ja in ihrem Puppenstande gar nicht todt, sondern lebt als eingeschlossene Raupe wirklich fort. Raupe und Schmetterling sind gar nicht verschiden, wie Mensch im ersten und Mensch im zweiten Leben, sondern wie der Mensch Kind und der Mensch Mann in demselben ersten Leben. Wohin denkst du also mit deiner Ver-

gleichung? So könnteſt du auch alle Käfer und Fliegen zum Beiſpiele anführen, die alle auch erſt Maden ſind. Wiſſe aber, ein Weſen iſt nicht eher vollkommen, bis es ſich fortpflanzen kann. Das kann die Raupe nicht als Raupe, ſondern als Schmetterling erſt, und darum iſt der Schmetterling nicht daſſelbe Thier zum zweiten Male, ſondern daſſelbe Thier zum erſten Male in ſeiner Mannbarkeit, d. h. in ſeiner Vollkommenheit. Und — was thut der Schmetterling, wenn er ſich nun auch fortgepflanzt hat? Er legt ſich hin und — ſtirbt. Sieh, ganz ſo, wie der Menſch!

„Aber bei uns Menſchen könnte doch eine Ausnahme ſein, und zur Unſterblichkeit der Art auch die Unſterblichkeit der einzelnen Weſen, welche zu ihr gehören, hinzukommen. Du ſagſt ja ſelbſt, der menſchliche Geiſt könne im Tode fortdauern.“

Ja, kann, kann! Muß er darum fortdauern?

„Muß freilich gerade nicht, aber wird doch.“

Auch das wird folgt nicht. — Mir fällt da noch etwas über den Beweisgrund vom herzlichsten Wunsche und vom sehnlichsten Verlangen ein. Welcher Wunsch kann unverwerflicher und der Weisheit und Tugend selbst wohlgefälliger sein, als der Wunsch eines sterbenden Vaters, bei seinen Kindern, die er unerzogen hinter sich lässet, noch fortzuleben? Wie herzlich, wie sehnlich thut er ihn! Wird deshalb sein Wunsch erfüllt?

„Ja, aber dieser Wunsch kann nicht erfüllt werden. Sein Körper ist nun einmal seiner Zerstörung nahe, und es ist unmöglich, ihn von ihr zu retten. Aber — fortdauern im Tode kann dieser Vater noch, wiedersehen kann er einst seine Kinder, die er jetzt verlassen mus, und so kann sein Wunsch hiernach erfüllt werden."

Ja, kann, kann! — Und in Ansehung der Allgemeinheit des Glaubens an Fortdauer im Tode unter den Weltvölkern mache ich gewis eine richtige Bemerkung, wenn ich sage, daß es sich nicht so verhalte, daß ein Volk, sobald es nur den geringsten Grad von Ausbildung erlange, oder gar nur einen Fus breit aus dem Stande

der Thierheit heraustrete, ihn aufzuweisen habe. Wäre dis, so hätte es ihn gewis nicht aus sich selbst gefunden, sondern irgend ein fremder Lehrer hätte ihm selbigen zugebracht. Ich glaube vielmehr, daß schon ein beträchtlicher Grad von Ausbildung dazu gehöre, wenn ein Volk aus sich selbst darauf kommen soll. Ich glaube, daß er allemal erst ankomme, wenn der Hang zum Uebermasse kommt. Vielleicht ist er selbst eine Art von Uebermässigkeit — Fortdauerwunsches-Uebermässigkeit ... Sobald die Menschen erst nicht mehr Speisen genug, Kleider genug, Stuben genug, Geräthe genug, Künste genug bekommen können, können sie auch nicht mehr Dasein genug bekommen. Auch hats ia andere Lehrsätze genug gegeben, auf welche fast alle Völker kamen, und die deswegen doch nicht wahr sind; z. E. die Lehre von bösen Geistern. Hat der unwahre Satz gar viel Annehmlichkeit, so ists vollends kein Wunder, wenn die ganze Welt auf ihn käme. Ein süsser Traum wird allenthalben gern geträumt.

Wichtiger aber ist mir der Gedanke, daß, wie die Sinnlichkeit das Verlangen nach längerem Erdenleben erzeugt, ebenso auch die Vernunft

nunft, sobald sie sehr erwacht, das Verlangen nach Fortdauer im Tode erzeuge, und daß also, wie jenes Verlangen ein Trieb des sinnlichen Menschen ist, dieses Verlangen ein Trieb des vernünftigen Menschen sei.

Das ist wahr, daß kein Wesen mit seinen wirklichen Trieben in Widerspruch stehen könne. Ich fühle das, was hierüber gesagt ward, ganz durch, und unterschreibe es. — Trieb ist Versprechen, das seiner Natur geschah; solch Versprechen setzt gewisse Erfüllung voraus; wo wahrer Naturtrieb ist, da mus auch Befridigung desselben sein. Auch dis mus ich zugeben; denn, wenn ich denken wollte — „die Natur verspricht nichts, als was sie gibt, und was sie nicht gibt, hat sie nicht versprochen; ob sie also etwas versprochen hat, mus man erst daraus schliessen, wenn sie es gegeben hat" — so käme das ebenso heraus, als wenn ich behauptete, daß erst die Befridigung des Naturtriebes, und dann der Naturtrieb selbst kommen müsse. Ebenso unterschreibe ich auch Alles, was von wirklicher Befridigung aller übrigen Triebe des Menschen gesagt ward; der Augenschein lehrt, daß es Wahr-

heit sei. Nur entsteht nun die Frage: ob das Verlangen nach Fortdauer im Tode unter die Triebe des Menschen, oder nicht vielmehr unter seine Leidenschaften, gehöre.

Jeder Trieb kann Leidenschaft werden. Hunger ist Trieb, und mus befridigt werden; mus es aber auch Fräßigkeit? Schläfrigkeit ist Trieb, und mus befridigt werden; aber auch Faulenzerei? Begattungsverlangen ist Trieb, und mus befridigt werden; aber auch Wollust? Streben nach Geld und Ehre sind Triebe, und müssen befridigt werden; aber auch Geiz und Stolz? Sobald der Mensch seinen Trieb übermässig fühlt und äusert, wird der Trieb Leidenschaft. Und so ist auch unter seinen edelsten Trieben keiner, der nicht oft in Leidenschaft ausartet. Sein Trieb nach Erkentnis kann in Alleswisserei übergehen; sein Trieb, thätig zu sein, in Sucht, sich in Alles, was vorgeht, mischen zu wollen. So, wie er nun Befridigung seiner Triebe fordern darf, darf er nicht Sättigung seiner Leidenschaften fordern; und thut er's, so versagt sie ihm die Natur, und alle Welt spottet über ihn. Das Verlangen, zu

leben,

leben, so lange zu leben, als man leben kann, mag immerhin zu seinen Trieben gehören; wenn er aber unmässig und unersättlich in dem Lebensverlangen ist, wenn er auch im Tode noch fortleben will: ist das nicht eine Leidenschaft vom ersten Range, welche er sich zu Schulden kommen lässet? Wie kann er begehren, daß sie befridigt werden müste?

Kaum habe ich diesen Einwurf gemacht, so fühle ich selbst, daß er zu hart sei. Das Verlangen des Menschen, im Tode fortzuleben, kann auf keinen Fall unter seine Leidenschaften gerechnet werden. Ich will z. B. den Hunger nehmen. Dieser wird dadurch zur Frässigkeit, wenn ein Mensch auf einmal statt einer Mittagsmahlzeit drei verlangt; beschuldigt man aber den wohl der Frässigkeit, der drei Tage hinter einander an iedem Mittage sein Mittagsmahl begehrt? Zu viel auf einmal ist also Sache der Leidenschaft; aber immer genug hinter einander, so oft man es nöthig hat, ist Sache des Triebes. Noch ein Beispiel von höherer Art! Alleswisserei sei immerhin lächerliche Leidenschaft; aber verehrungswürdiger Trieb des Menschen

ists und bleibts, an iedem Tage die Menge seines Wissens vermehren zu wollen. Ja, wenn der Mensch zwei Leben auf einmal haben wollte, so könnte man ihn der Lebensleidenschaft mit Recht beschuldigen; wenn er aber ein Leben nach dem andern verlangt, nicht. Alsdann ist das Verlangen von neuem zu leben, wenn das alte Leben aufhört, nichts weiter, als Fortsetzung des Triebes, die Leben zu haben, so lange als möglich. Lust, unsterblich zu sein, ist blos die verlängerte Lust, alt zu werden.

Ich bekenne, daß ich hierauf nichts weiter zu antworten weis. — Aber es fällt mir noch etwas Wichtigeres ein. Wenn ich nun auch zugeben mus, das Verlangen des Menschen, im Tode fortzudauern, gehöre nicht zu seinen Leidenschaften, sondern zu seinen Trieben, die befridigt werden müssen: so weis ich doch auch, daß ein grosser Unterschied sei zwischen natürlichen und erkünstelten Trieben. Nur den erstern ist Befridigung verheissen. Sollte aber nicht der Trieb nach Fortdauer im Tode offenbar zu den erkünstelten gehören? Menschen, die im ersten Stande der Natur noch leben, haben ihn, wie

welt-

weltbekannt ist, nicht. Wäre er ein natürlicher Trieb, wie der Hunger, so müsten diese ihn auch haben. Welch eine Menge von erkünstelten Trieben aber gibt es nicht unter gebildeteren Völkern! Man gehe nur in die grosse Welt und sehe sein blaues Wunder. Dinge, wovor der Naturmensch sogar Abscheu hat, sind oft unsern sogenannten vornehmen Leuten unentbehrliches Bedürfnis.

Das Letztere ist Wahrheit, und es wäre immer der Mühe werth, eine geheime Geschichte der grossen Welt zu schreiben, um allgemeines Erstaunen darüber zu erregen, wie ein Theil der Menschen recht darauf sinnt, seine Bedürfnisse bis ins Unendliche zu vermehren, während daß der andere sich beinahe todt darüber sinnt, wie er sein halbes Dutzend unumgänglich nothwendiger Bedürfnisse nur zur Noth befridige. Inzwischen ist wohl zu merken, daß gerade derjenige Theil der Menschen, welcher seine Triebe zu Hunderten vermehrt, vom Triebe nach Fortdauer im Tode wenig oder nichts wisse. Ich halte es also für Unbescheidenheit gegen die Menschheit, diesen ihren edleren Trieb mit ie-

nen unedlen in Vergleich zu ſtellen. Sollte aber daraus, daß der Wilde vom Triebe nach Fortdauer im Tode nichts weis, folgen, daß dieſer Trieb unter die erkünſtelten gehöre?

Allerdings erwacht er nicht eher, bis die Vernunft beträchtlich erwacht. Nun käme es alſo darauf an, ob der Menſch dazu beſtimmt ſei, oder nicht, daß ſeine Vernunft beträchtlich erwache. Wie kann ich aber wohl im geringſten hieran zweifeln? Gab er ſich ſelbſt die Vernunft, oder ward ſie ihm gegeben? Ach, wenn ein Weſen ſelbſt ſie ſich geben könnte, wie gern gäbe das Pferd ſie ſich auch! und wenn ſich der Menſch ſo viel von ihr geben könnte, wie er wollte, wie gern thäte dis mancher von Papa und Mama eingedummte Freiherr auf dem Pferde! Ward aber die Vernunft dem Menſchen gegeben, ſo ward ſie ihm gegeben, daß er ſie brauchen ſollte; gegeben ward ſie ihm, daß er ſie auf das höchſtmöglichſte ausbilden ſollte, um ſie auf das höchſtmöglichſte brauchen zu können. Jeder Trieb alſo, der alsdann erſt im Menſchen erwacht, wenn er ſeine Vernunft recht ausbildet und wohl gebraucht,

iſt

ist so gut ein Naturtrieb in ihm, wie der Hunger, den er vor Erlangung aller Vernunft schon empfindet. Ja, ich glaube, ein solcher Trieb gehöret zu seinen edlern. Und wenn nun die weniger edlen befridigt werden, wie viel mehr die mehr edlen.

Nun ist unter allen edlern-Trieben des Menschen der Trieb nach Fortdauer im Tode doch wohl der alleredelste, und ich dächte, Jeder müste es fühlen, daß er sich selbst beschimpfte, wenn er ihn mit ienen thörigten Trieben, die zwar durch die Vernunft auch, aber nicht durch die recht ausgebildete, und noch weniger durch die wohl gebrauchte Vernunft gewirkt werden, vergleichen könnte, und also —— und also ——;

Ich bekenn' es, hier fällt Licht in das Thal des Todes. Vater, zu deinem Grabe will ich! — Ich weis nicht, wie mir wird.

---

## Zwölfte Betrachtung.

### Dritter Vernunftgrund.

Es ist ein seltsames Ding mit dem Menschen. Beinahe hätte ich mir gestern etwas in den Kopf

gesetzt. Bei meines Vaters Grabe fand ich dismal auch wenig Huld. Es regnete aber auch, und der Regen war eisig. Ich will also, kalt noch von gestern, hören, wie die Vernunft die Zukunft weiter darthun soll. — —

Der Mensch ist unleugbar durch die erhabensten Vorzüge vor der gesammten Thierwelt ausgezeichnet worden. Seines aufrechten Ganges wollen wir nicht gedenken; denn ieder Sperling, weil er nur zwei Füße hat, geht auch aufrecht. Seiner Stärke und Schnelligkeit auch nicht; denn schon das Pferd ist stärker, als er, und ieder Hase läuft ihn aus. Seiner Dauer auf der Erde auch nicht; denn der Elefant wird älter, als er. Aber —

Welch ein weit höherer Geist blickt aus Allem hervor, was der Mensch ist, hat und thut, als aus dem Thiere! Wenn das Thier seine noch so künstlich scheinenden Arbeiten blos nach Art eines Treibwerks und wie aus Naturzwang verrichtet, ohne selbst zu wissen, was es thue: so kann der Mensch iede Handlung vorher überlegen, seinen Entwurf dazu machen, ihn wieder abändern, und ieden neueintretenden Umstand in ihn aufnehmen.

Je

Je öfter er dieſelbe Handlung verrichtet, deſto beſſer verrichtet er ſie, und ſo iſt er in einem immerwährenden Fortſchreiten nach Vollkommenheit. Er braucht nicht zu werden, was er mus, ſondern kann werden, was er will. Das Thier iſt nur gewiſſer, weniger und ihm beſtimmter Verrichtungen fähig; ſein Wirkungskreis aber iſt unermeslich. Welch eine Menge von Künſten, die ſein Geiſt erfunden hat! Welch ein Heer von Wiſſenſchaften, die er bearbeitet und in Lehrgebäuden hinſtellt! Himmelsmeſſer, wie Feldmeſſer — Zergliederer und Auflöſer, wie Zuſammenſetzer der künſtlichſten Werkzeuge — Mahler, wie Dichter — grübelnder Weltweiſer, wie Tonkünſtler, beurkundet er die Herrlichkeit ſeiner Natur. Er allein erkennt die Dinge um ſich her; alles Andere iſt nur da, um von ihm erkannt zu werden. Er, nur er dringt mit ſeinen Blicken in die Ordnung der Welt ein, ſieht Zwecke und Hinwirkungen der Dinge zu dieſen Zwecken, und entdeckt die Verbindung zwiſchen Urſachen und Wirkungen. Er, nur er iſt nicht blos ſinnlicher, ſondern auch abgezogener Begriffe fähig, und hat Sinn für Schönheit und

Voll-

Vollkommenheit. Ihn nur bezaubern die Reize der Natur und der Kunst; ihn nur entzücken die Einklänge der Töne. Er nur hat sittliches Gefühl; er nur kann frei handeln; er nur empfindet, was Freundschaft und höhere Liebe sei. Sein Körper sogar ist das Meisterstück der Erdenwelt; er hat alle Sinne der Thiere in der zweckmässigsten Vollkommenheit beisammen, und kann es noch in künstlicher Ausbildung eines ieden derselben bis zur höchsten Bewundernswürdigkeit bringen. Er, nur Er, einzig und allein nur Er erblickt Gott in der Natur, hört Gott in seinem Herzen, und betet den Ewigen an.

Solch ein Wesen ist der Mensch! Wie sollte ein solches Wesen fürchten dürfen, mit den übrigen Wesen, die so unendlich tief unter ihn gestellt sind, gleiches Endschicksal zu haben und, wie sie, im Tode zu vergehen? Wer auf allen Seiten so ausgezeichnet ward, der ists gewis auch auf der wichtigsten Seite, auf der Seite der Fortdauer. Da dis nun bei dem Menschen in Ansehung seiner irdischen Dauer nicht zutrift, indem ihn nicht nur Thiere, sondern auch sogar Bäume und Bluhmen, überdauern: so

mus

mus ihm Fortdauer im Tode dieſen ſonſt ganz unbegreiflichen Abgang erſetzen.

Wie aber, wenn ſich gerade das Gegentheil hieraus ſchlieſſen lieſſe? — Allerdings hat der Menſch die ausgezeichneteſten Vorzüge vor den Thieren, wie vor allen übrigen Weſen, und das aufgeführte Verzeichnis derſelben lieſſe ſich noch weit vollſtändiger verfaſſen; aber eben darum, weil er ſchon ſo viel voraus hat, ſo verlange er auch nicht noch Mehr, ſondern ſei damit zufriden. Iſt es denn noch nicht genug, in einer ganzen Welt unter allen Weſen das Beſte zu ſein? Hat der Menſch etwa einen Freiheitsbrief zur Unerſättlichkeit? Sehet die übrigen Weſen an; ſie kommen alle und gehen wieder, und haben, während daß ſie da ſind, unendlich weniger, als er. Auch unter ihnen gibt es beträchtliche Verſchidenheiten, und manches davon hat ebenfals viel mehr, als die andern; Er nur hat am meiſten. Wie nun unter den übrigen die, welche mehr haben, als andere, deſſen ungeachtet in ihr Nichts zurückkehren, ſo kehrt auch er, der am meiſten hat, dahin zurück. Genug, er hat, ſo lange er da iſt, am meiſten; dis ſollte

ſein

sein Vorzug sein. Und — ist er denn nicht lange genug da? Ist es nicht über alle Masse viel, einen so grossen Reichthum von Vorzügen beinahe ein Jahrhundert hindurch zu besitzen, und in einer ganzen Welt unter allen Wesen beinahe ein Jahrhundert hindurch das beste zu sein? Sonderbarer Schlus — ein Wesen, das auf allen Seiten ausgezeichnet ist, mus es auch auf Seiten des Todes sein! Hätte dis sein sollen, so würde der Mensch nicht sterben.

„Das konnte aber nicht sein, daß der Mensch nicht stürbe. Jenes aber, daß er im Tode fortdaure, kann sein. Und weil er nun hier nicht auf immer da sein konnte, so — — ".

Der Mensch begehrt zu viel; las uns noch einmal zu seiner Herrlichkeit zurückkehren! — Aus derselben Quelle, aus welcher iene grossen Vorzüge entspringen, aus der Vernunftfähigkeit, entspringt auch für ihn die Herrschaft über die ganze Erdenwelt. Unableugbar und für ihn über alles vortheilhaft ist diese. Las uns bei dem Thierreiche anfangen! Kann eine Obergewalt unumschränkter gedacht werden, als die, welche er über dieses ausübt? Jedes ihm

schäd-

schädliche Thier weis er aus dem Wege zu räumen; iedes ihm nützliche weis er zu benutzen; und beider Arten bemächtigt er sich nach Gefallen, sie mögen sich von ihm ergreifen lassen, oder mögen fliehen vor ihm, wie sie wollen. Sind sie stärker oder schneller als er, so ersetzt ihm seine Vernunft die ihm fehlende Stärke und Geschwindigkeit. Diese lies ihn am stärkeren Rosse und am noch stärkeren Elefanten die empfindlichsten Theile ausfindig machen, so, daß er als bloßer Knabe schon sie leiten kann, wie er will. Diese lies ihn das Netz erfinden, um den Fisch zu erhaschen, und die Falle, um die Maus zu fangen, und die Pfeife, um die Vögel in sein Garn zu locken, und das Gewehr, um den Hirsch in weiter Ferne zu Boden zu strekken. Viele von den nützlicheren Thieren hat er zahm zu machen gewust, und braucht sie bald blos zu seinen Arbeiten, bald gar erst zur Arbeit, und dann noch zur Speise. Dem einen packt er seine Lasten auf; das andere mus ihn sättigen; noch ein anderes mus ihn kleiden. Sogar Fuchs und Wolf und Bär, die sich vor ihm in die Wälder flüchten, spürt er aus, erkennt

kennt sie schon an ihren Fustritten, und nimmt ihnen den Pelz zu seiner Kleidung ab.

Nun komm zum Pflanzenreiche! Da treibt der Mensch sein fürchterliches Reich und Wesen, wie im Thierreiche. Auch da macht er zu Speise, Trank und Kleidung für sich Alles, was dazu die erforderlichen Eigenschaften hat. Er schneidet den Kohl, presst die Trauben, schüttelt das Obst, erndtet den Waizen ein, hechelt den Flachs. Er wirft mit seiner Art die vierundzwanzigklaftrige Eiche zu Boden, als wenn es eine Sonnenblume oder Malve wäre; und sie mus fallen, wohin er will. Ganze Wälder stürzt er um, wärmt sich damit im Winter, kocht dabei seine Mahlzeit, bauet sich davon sein Haus, und verflösset das Uebrige ins Ausland. Wie er die Pflanzenwelt zu seiner Speisekammer macht, so macht er sie auch zu seiner Arzneikammer. Er heilt mit ihren Kräutern seine Wunden, reinigt damit seine Brust, stärkt damit seinen Magen. Wurzeln und Rinden weis er zur Wiederherstellung seiner Gesundheit zu gebrauchen. Er pflanzt die Blumen in Reihen und Haufen, weidet sein Auge

an

an ihrem schönen Farbenspiel, zieht ihren erquickenden Wohlgeruch ein, pflückt sie zu Sträussen und bindet sie zu Kränzen.

Ja, sogar das Steinreich mus ihm zu Gebote stehen. Er gräbt die Erze mit bewundernswürdiger Kunst aus den Eingeweiden der Erde hervor, verfertigt daraus die herrlichsten Werkzeuge und die schönsten Zierrathen, und münzt daraus sein Geld, das die Seele des Handels ist. Er sammlet die Edelgesteine, und bereitet davon den blendendsten Schmuck. Er bricht den Kalkstein, seine Wände damit zu verbinden, und den Schiefer, seine Dächer zu decken. Den ungeheuren Feldstein sprengt er, und durch ganze Felsenmassen führt er seine Landstrassen fort. Unumschränkt herrscht er solchergestalt über Alles, was auf Erden um ihn her da ist.

Diese Betrachtungen sind anmuthig; las sie uns noch weiter führen! — Ueber die Erde selbst herrscht der allgewaltige Mensch. Er gräbt und pflügt ihren Rücken auf, und sie mus ihm Früchte tragen, welche er will. Findet er ihre Oberfläche zu dürftig, so bohrt er weiter; und findet er tiefer bessere Erdschichten, so wühlt

er sie herauf, und kehrt das Oberste zu unterst. Er gräbt Brunnen, trägt die Höhen ab, wällt die Gründe auf, pflanzt Baumreihen, verwandelt die Sümpfe in Wiesen, die Sandfelder in Gärten und Lustgefilde, und rodet hier einen Wald aus, und säet dort wieder einen an. Auch die Himmelsgegenden weis er sich unterwürfig zu machen. Seine Vernunft macht ihn unabhängiger von der Verschidenheit derselben, als irgend eine Thierart. Er weis sich ihnen gemäs zu bedecken; und allenthalben Nahrungsmittel für sich zu finden, und gewöhnt sich solchergestalt bald an ieden Erdstrich. So ist nicht nur ein Theil der Erde, sondern die ganze Erde sein. Und will er zu Hause bleiben, und doch die Erzeugnisse aller Himmelsgegenden geniessen, so lässet er sie sich durch den Handel verschaffen. Er kann sogar den rauheren Himmel seines Vaterlandes verbessern, wenn er die ungeheuern Waldungen niderhauet, die Moräste austrocknet, und Gegenschein anlegt. Auch das Meer mus sich seiner Herrschaft unterwerfen. Seine Vernunft lehrt ihn Fahrzeuge zu Wasser, wie zu Lande, bauen, und er eilt über das unmes-

bare Weltmeer mit unermeslichem Muthe dahin. Er werde durch Sturm verschlagen, wohin er wolle, er irre, ohne Land zu sehen, noch so lange auf den Wellen umher: iederzeit lehrt ihn sein Himmelsgegendmesser, wo er sei. Mit den ersten Weltgrundstoffen sogar nimmt er es auf, und bringts auch in der Gewalt über sie mit iedem Jahrhundert weiter. Luftschiffer, wie Wassertaucher, bringt er Feuer hervor, und löscht es wieder. Dem Wasser setzt er Grenzen durch Erddämme; er bauet Brücken, und verbindet durch lange, breite Graben einen Flus mit dem andern. Dem Blize sogar gebietet er durch Ableiter; die Regenwolken zertheilt er durch donnernde Schüsse. Noch sind ihm übrig Erdbeben und Sturm, und es ist kein Zweifel, daß ihn seine Vernunft mit der Zeit wenigstens **mehr** zum Herrn auch über diese machen werde, als er es iezt noch ist.

„Nun, und also — der Herr der Erde am Ende selbst Erde! Wie lässet es sich glauben, daß eine so völlige Herrschaft über alle Wesen ausser sich mit völliger Niederlage seines eigenen Wesens sich schliessen werde? Erst so viel Prunk und Herrlichkeit, und am Ende — Nichts!“

Sieh doch aber nur Alles, was da ist, an; ist denn nicht Alles blos vorübergehende Erscheinung? Betrachte die amerikanische Aloe — was für lange Anstalten macht die Natur zu ihrer Blühtenherrlichkeit, und wenn sie geblühet hat, was ist sie? Betrachte die Eiche, die der Schmuck des Waldes Jahrhunderte hindurch ist, verfault sie nicht endlich in sich selbst? Betrachte den Elefanten, den Wallfisch — was für eine Masse von Fleisch ist an ihnen auf einander gehäuft, und wozu am Ende anders, als daß kein Loth davon übrig bleibe? Betrachte den feuerspeienden Berg — welche fürchterliche Pracht zeigt er vielen Geschlechtern hinter einander, und ist nicht das Ende davon, daß er ausgebrannt einstürzt? So ist auch der Mensch eine vorübergehende Erscheinung, und sinkt zuletzt mit aller seiner Herrlichkeit in den Staub zurück. Ihm fiel das grosse Loos in dem Glücksspiele des Daseins zu; er ist, so lange er da ist, Herr über alles Uebrige. Also — noch einmal gesagt — ists denn nicht alles Mögliche, beinahe ein Jahrhundert hindurch Herr über Alles zu sein?

Aber der Menſch hat doch ſo viel Verdienſte um die Erde, daß er ſchon deshalb bei ſeinem Abgange von ihr noch eines Vorzugs vor den Thieren werth iſt. Was wäre ſie ohne ihn? Nur in ihren wärmſten Gegenden würde ſie einem Garten ähnlich ſehen; ihr gröſſeſter Theil würde zwar auf den Höhen groſſe, wilde, ſeltſame Ausſichten gewähren; unten ſelbſt aber würde er nichts, als Wüſte und Sumpf, ſein. Aus den uralten, durch Stürme umgeworfenen und vermoderten Waldungen würden von Zeit zu Zeit neue aufſchieſſen, die alle Sonnenſtrahlen der Erde entzögen, daß ſie gar nicht abtrocknen könnte. Thau, Nebel und Regen, die unaufhörlich von den Bäumen tröpfelten, würden in den Gründen zuſammenlaufen, und am Ende einen allgemeinen Moraſt bilden, deſſen ſtinkende Ausdünſtungen die Luft verpeſteten, ſo, daß ſie nur ein Wohnplatz für wenig Arten von Thieren, das Geſchmeis abgerechnet, ſein könnte. Wie, wenn ihm blos ſolchergeſtalt die mehreſten Landthiere heutiges Tages ihr noch fortdauerndes Daſein zu danken hätten? Alle fruchtbare Felder, Wieſen und Auen ſind ſeiner Hände Werk;

alle Städte und Dörfer, die der Erde ein so edles Ansehen geben, sind es noch mehr. Er hat die Getraidearten, die Bluhmen, die Früchte durch sorgsame Pflege veredelt. Er hat Bäume und Reben, Gemüse und Beeren aller Art aus den mittäglichen Gegenden in die mitternächtlichen verpflanzt, die sonst heute noch in äuserster Armut sich befinden, und nichts, als die elendesten einheimischen Gewächse, aufzuweisen haben würden. Was thut dagegen das Thier für die Erde? Nur einige Thierarten helfen sie blos bearbeiten, aber auch nur durch den Menschen angelehrt, und nicht anders, als unter seiner immerwährenden Aufsicht und Antreibung; die übrigen alle grasen und äsen sich blos auf ihr, und geben ihr dafür erst ihren Koth, und dann sich selbst zurück. Warlich, der Mensch hats an der Erde verdient, daß er im Tode fortdeure, und da er fortdauern kann, so ist es der einzige Lohn für ihn. Dauerte er nicht fort, so hätte er, der Fleissigste vom ersten Range, verhältnissmässig weniger, als die dummen Thiere, welche ihn für sich mitsäen lassen, seine Saaten im Felde, in der Scheuer, auf dem Kornboden

sogar

sogar noch bestehlen, und in dem Masse allenthalben, wohin sie kommen, alles zertreten, verschlechtern und verwüsten, in welchem er anbauet, veredelt und verschönert. Also — dazu hätte er die Vernunft erhalten, daß sie ihm nur mehr Arbeit machen sollte?

Das ist ia eine seltsame Art zu beweisen, möchte ich schier sagen. Hat man auch iemals gehört, daß grosse Rechte ohne grosse Pflichten sind? Ist es genug, iene nur geniessen zu wollen, ohne diese zu erfüllen? Und wenn Jemand die Pflichten erfüllt, welche aus seinen Gerechtsamen entstehen, kann er noch besondern Lohn dafür verlangen, oder belohnen ihn nicht die Gerechtsame selbst? Hat der Mensch die grösseste Gewalt über die Erde erhalten: so hat er dadurch auch die grösseste Aufsicht und Fürsorge über sie erhalten; will er sich dieser entziehen, so mus er iener entsagen. Und wem stiftet er denn Nutzen damit, wenn er anbauet, anpflanzt und die Erde verschönert? Der Erde doch wohl nicht? Einem todten Klumpen kann es gleichviel sein, er falle schöner oder schlechter ins Auge, er grüne und blühe, oder liege wüste und öde. Der

Thierwelt etwa? Der Mensch spricht ihr ja selbst den Sinn für die Schönheit ab; also verschönert er die Erde blos für sich. Für sich bauet er auf ihr Städte und Dörfer; für sich legt er Gärten und Felder an; für sich hat er die Getraidearten, Blumen und Früchte veredelt; für sich hat er die Fremdlinge der mittäglichen Gegenden in die mitternächtlichen verpflanzt, und da nach und nach einheimisch gemacht; für sich trocknet er die Sümpfe und Moräste aus, und wenn dadurch auch mehrere Landthierarten das Bürgerrecht auf der Erde empfangen, so hemmt er zugleich dadurch auf der andern Seite die Vermehrung der Wasserthiere. Es fällt ihm auch bei Urbarmachung uralter Brüche gar nicht ein, daß er dadurch jenen ein ausgebreiteteres Dasein verschaffen wolle; und erfolgt dis hernach nebenzu, so erfolgt es ebenfals nur für ihn. Mehrere dieser Thierarten, deren Dasein er sich zuschreibt, helfen ihm bei seinen Arbeiten treulich. Daß sie es durch ihn erst lernen müssen, daß sie es nicht ohne ihn thun, schadet nichts; genug, sie thun es. Beruhet nicht der ganze Acker- und Feldbau mehr auf Thierarbeit, als auf Menschenarbeit?

Ver-

Verrichten nicht beinahe das ganze Ausfuhrweſen der Erzeugniſſe und Waaren zu Lande die Thiere? Und — wie kärglich ſpeiſet er ſie alle dafür ab! Wie mörderiſch behandelt er ſie oft! Wäre es nicht für viele unter ihnen beſſer, daß ſie lieber durch ihn nicht zum Daſein gekommen wären, als daß er ihnen ſolches zu einer immerwährenden Folter macht? Beſuchen andere mit ihm nicht arbeitende Thierarten zuweilen ſeine Saaten, und zehnten bei ihm: ſo weis er ja recht gut, daß dis gröſtentheils ſolche ſind, die ſich dadurch für ihn mäſten, und die er am Ende mit vielem Wohlgeſchmack verzehrt. Alſo — aus den Verdienſten des Menſchen um die Erde ſcheint mir für ſeine Fortdauer Nichts zu folgen; der Menſch handelt dabei offenbar eigennützig, und wer eigennützig handelt, hat ſeinen Lohn dahin.

---

## Dreizehnte Betrachtung.

### Weitere Untersuchungen über denselben Beweisgrund.

So sei es, daß der Mensch seine Vernunft durch die Arbeit, welche sie ihm vor den Thieren zuzieht, nicht zu theuer bezahle; es sei, daß er Alles, was er an der Erde thut, im Grunde an sich thue! Es gibt aber noch eine andere Seite, auf welcher ihm seine Vernunft Noth macht; solche Noth, daß er, wenn er nicht Fortdauer im Tode hoffen darf, bei ihr und bei allen Vorzügen, welche sie ihm gibt, wahrhaftig unglücklicher sein würde, als die Thiere, die ihrer beraubt sind. Und das kann doch nicht Statt haben. Der Mensch, welcher durch seine Vernunft offenbar zur höchsten Glückseligkeit bestimmt ist, mus durch sie nicht höchstunglücklich werden sollen; denn sein Wesen steht mit seinen Kräften in Widerspruch, so wenig es mit seinen Trieben in Widerspruch steht.

Hier wird meine ganze Aufmerksamkeit rege. Wohlan, ich will hören und nachdenken.

„„Die

.... Die Thiere, ob sie gleich alle dem Tode unterworfen sind, haben doch keine Vorstellung vom Tode. Sie sterben, ohne zu wissen, was ihnen geschehe. Im Sterben selbst scheinen sie sich zwar alle nach ihrer Art gegen den Tod zu wehren; sie wehren sich aber eigentlich nur gegen die Schmerzen, welche er ihnen verursacht. So sträuben sie sich auch gegen Gefaren des Todes nur, weil es zugleich Schmerzgefaren sind. So heilen sie auch ihre Wunden sorgfältig, weil das Schmerzgefühl sie dazu antreibt. Täglich kann man Erfarungen davon machen, daß Thiere wirklich nicht wissen, was Tod sei. Es werden z. E. mehrere Lämmer zur Schlachtbank geführt, und jedes geht nicht nur geduldig hin, sondern eins sieht auch das andere bluten, zappeln und sterben, ohne darüber unruhig zu werden. Jedes verhält sich so lange still, bis es aufgelegt und auch gestochen wird. Dann zappelts, wie die vorigen zappelten; das ist Alles. Ein Huhn wird geschlachtet, und die andern Hühner kommen herbei, und saufen sein Blut. Legt man es noch flatternd hin, so stürzen die übrigen herzu, und hacken darauf. Wirft man seine Gedärme

um-

umher, so beissen sich alle Hühner im Hofe darum, zerren sich damit hundert Schritte weit, und fressen sie endlich. Ein Thier geht vor einem andern todten Thiere vorüber, ohne seine Aufmerksamkeit darauf zu richten; es wäre denn, daß es Aesung für ihn abgeben könnte. Thiere, die Leichen anfressen, versuchen auch die Schlafenden anzufressen, und nur die Bewegung, welche der Erwachende macht, verscheucht sie wieder.

Da also die Thiere nicht einmal wissen, daß sie sterben, wenn sie sterben: so wissen sie noch weniger vorher, daß sie einst sterben müssen. Man sage nicht, warum fliegen von zehen Sperlingen, die beisammen sitzen, oder warum laufen von drei Hasen, die mit einander spielen, die übrigen fort, wenn einer von ihnen durch den Schus fällt? Hier ist es blos das Geräusch, das der Schus macht, was sie aus einander treibt. Man schiesse blind unter sie, und es geschieht dasselbe. Man schiesse aber nach ihnen, statt mit einer Flinte, mit einem Bogen, und der Erfolg wird schon geringer sein. Könnte man ohne alles Geräusch einen von ihnen erlegen, stände man vollends so dabei, daß man

von

von ihnen nicht gesehen würde: so würde man, fals sie nicht durch ein Ungefär davon flögen oder liefen, sie alle nach einander erlegen können. Es ist daher ein bekannter Vorzug, welchen die Wilden, die nur mit Pfeilen schiessen, haben, daß ihnen die Jagd leichter wird; die Thiere sind bei ihnen durch den Knall des Schiesgewehrs noch nicht so scheu gemacht. Und ebenso ists bekannt, daß die Seefahrer, welche von Menschen ganz unbewohnte Eilande zuerst besuchten, die Thiere insgesamt daselbst zahmer antrafen. Nach den ersten Schüssen aber, welche fielen, wurden sie so scheu, wie bei uns. Auch bei uns läuft der schon erfarne Hase vor dem Hirten weniger, als vor dem Jäger, weil er ihn ohne Flinte erblickt. Er läuft aber beim Anblick der Flinte nicht aus Erwartung seines Todes, sondern aus Erwartung des Knalls. Man sage ferner nicht, warum tobt, wenn ein paar Schweine hinter einander geschlachtet werden, das letzte so, wenn der Schlächter in den Stall tritt? Auch dis ist kein Beweis davon, daß dieses seinen Tod erwarte. Das Thier hat gesehen, wie der Schlächter das erste herumris,

und

und gehört, wie solches darüber aus Schmerz so jämmerlich schrie. Daher seine Furcht vor ihm; aber nicht als vor seinem Todtmacher. Vielmehr sind diese Schweine, wie alles Mastvieh, der stärkste Beweis dagegen, daß die Thiere Vorherwissen des Todes hätten. Wenn das Schwein wüßte, daß es geschlachtet werden sollte: so würde es auch aus dem ungewöhnlich-reichlichen Futter, das es bekommt, merken, daß die Schlachtung nahe bevorstehe. Es würde also durch übermässiges Fressen der Hausfrau nicht den Willen thun, sondern durch strenges Fasten, wobei es nur das Leben hinhielte, die Schlachtung möglichst aufzuhalten suchen. Ebenso würde auch die dummste Gans nicht so dumm sein, und sich in Hafer fett fressen, sondern man würde sie, wie ihre unglückliche Schwester, fett nudeln müssen. Kurz, wenn das Schlachtvieh seinen Tod vorher wüßte, so würde es sich samt und sonders nicht fett fressen, sondern sich so mager zu erhalten suchen, als möglich.

Daraus aber nun, daß die Thiere nicht vorherwissen, daß sie sterben müssen, folgt ganz natür-

natürlich, daß sie auch lebenslang gar keine Furcht, und noch weniger Grauen, vor dem Tode empfinden. Wie kann irgend ein bevorstehendes Schicksal ein Wesen unruhig und besorgt machen, von dessen Bevorstehen dieses nichts weis? Wie glücklich werden aber hierdurch in ihrer Art die Thiere, daß sie von keiner Todesfurcht wissen! Alle ihre Genüsse werden dadurch lebenslang rein und vollkommen erhalten. Bis auf den lezten Augenblick geniessen sie so froh, als iemals, singen, wiehern, hüpfen und springen dabei; und wenn der Todesschus, oder Todesschlag, oder Todesstich erfolgt: so hat ihnen, den Glücklichen, der Tod weiter nicht das geringste Leiden gemacht, als den Schmerz, welchen er in den Augenblicken, in welchen er erfolgt, nothwendiger Weise mit sich führt.

Nun halte den Menschen dagegen! Wie wenig Jahre lebt er, daß er nicht schon lerne, was sterben sei! Wie wenig Jahre lebt er, daß er nicht auch schon vollkommen überzeugt werde, daß auch er sterben müsse! Sobald seine Vernunft erwacht, mus er bei dem Anblick einer Leiche zu sich selbst sagen — „Das war ein Mensch;

Mensch; er starb — du bist auch ein Mensch; du stirbst ebensogut. — Heute ihm; morgen dir." Von nun an fasst der Gedanke an den Tod in ihm festen Fus, kettet sich an alle andere wichtige Gedanken, beunruhigt ihn unaufhörlich, und trübt, verbittert, vergällt ihm alle seine Genüsse, und die schätzbarsten unter allen am meisten. Ergötzt ihn eine schöne Aussicht von einer Höhe — sein Herz lieset am Rande derselben die Worte: Himmel und Erde vergehen für dich. Freuet er sich über den Lenz — aus seiner Brust steigt ein tiefer Seufzer auf, daß es der letzte sein könne. Befindet er sich in seinem neuerbaueten Hause wohl — was hilfts, ruft ihm eine innere Stimme zu, du must einst doch heraus, und wirst in einen Brettkasten gespundet. Geht er in seinem Garten umher — an allen Wänden steht für ihn geschrieben: einst lustwandelst du hier nicht mehr. Schätzt er sich seiner Kentnisse wegen glücklich — die Vorkentnis des Todes macht auf der Stelle, daß er sich noch unglücklicher fühlt, als der Nichtswisser. Umarmt er seine Freunde — o wehe, denkt er, der letzten Umarmung! Will er mit Vergnügen

auch

auch nur essen und trinken — du künftige Speise der Würmer, ruft er aus, wozu wolltest du noch Mahlzeit halten? legt Messer und Gabel weg, und setzt das Glas hin.

In der That, wenn der Tod, den der Mensch einmal mit Gewisheit für sich weis, Zernichtung für ihn wäre: so wär's ihm besser, er hätte die schöne Natur nie schön gefunden, er dächte nie an Hausbau und Gartenanlage, er beciferte sich nicht um Gelehrsamkeit, er knüpfte kein Band der Freundschaft, und entsagte seiner weiteren Erhaltung ie eher ie lieber, damit das unvermeidliche Ziel für ihn so bald, als möglich, heranrückte, und die Quälerei nur ein Ende hätte. — Das ist die traurige Lage des Menschen. An ihr ist seine Vernunft einzig und allein Schuld. Ohne diese wüste er seinen Tod nicht vorher, und so ist er durch sie bei aller hochgepriesenen Seligkeit, die sie ihm verschaft, noch weit unglücklicher, als das Thier. Ist es möglich, daß er dis sein solle? Er ist es aber, er mus es sein, wenn er nicht die zuverlässigste Hofnung hat, im Tode fortzudauern. Folglich steht seine Hofnung auf Fortdauer, die

innere Möglichkeit hat, fest; denn es ist der Vernunft angemessener, etwas Mögliches für wahr anzunehmen, als den gröſſesten aller Widersprüche anzunehmen.“ “

Wer mag leugnen, daß dieser Sprecher angenehm gesprochen habe? Erstlich aber könnte ihm schon erwidert werden, daß den Thieren ihr Nichtvorherwissen des Todes theuer genug zu stehen komme. Die Folge davon ist nehmlich, daß sie — geschlachtet werden. Wüsten sie ihren Tod vorher, sie flöhen gewis so weit vom Menschen, daß er ihrer nie habhaft werden könnte. Er mus also den Nachtheil, welchen er allenfals davon hat, daß er seinen Tod allein vorherweis, gegen den Vortheil abrechnen, daß er sie allerseits tödten kann; als wodurch seine Lage ganz unaussprechlich verbessert wird.

Ferner — da der Mensch einmal sterben mus; so wäre die Frage, ob ihm nicht weit mehr damit gedient sei, daß er es vorherwisse, als wenn er es nicht vorherwüste. Sollte ihm durch das Vorherwissen nicht sogar noch die möglichste Güte und Schonung geschehen und er

auch

auch hierdurch noch den letzten Vorzug erhalten? Kann er nun nicht Todesgefaren, denen auszuweichen ist, ausweichen, wenn er in ihnen Todesgefaren erblickt? Wird er nicht auch in Krankheiten, die keinen grossen Schmerz für ihn haben, darum für seine Genesung sorgen, weil sie bei aller Schmerzenlosigkeit doch zum Tode führen können? Wird er nicht auf alle mögliche Weise um auf die Erhaltung seines Lebens bedacht sein? Und — so wäre ja das Vorherwissen des Todes das einzige Mittel gewesen, seinem Leben, das einmal dem Tode unterworfen sein mus, doch wenigstens die möglichste Dauer zu geben, und ihn so lange, als möglich, zum Herrn der Erde zu machen.

Endlich — so liesse sich auch noch fragen, ob der Mensch, wenn er die Wahl hätte, ob er lieber noch seine Vernunft verliehren, und also der Todesfurcht überhoben sein, oder ob er für den Preis, daß er im Besitz seiner Vernunft bliebe, die Todesfurcht lieber beibehalten wollte, nicht das Letztere selbst wählen würde. Wer die Vorzüge der Vernunft einmal geschmeckt hat, der gibt sie warlich um keinen Preis gutwillig

wieder weg. Und so wäre also sehr gut dadurch an ihm gehandelt worden, daß das, was er von beiden selbst gewählt haben würde, für ihn gewählt worden wäre.

Die Hauptsache bleibt aber immer — ob aus dem Vorherwissen des Todes so eine Furcht und so ein Grauen vor dem Tode, wie hier beschrieben worden, nothwendig folgen. Ich behaupte noch immer das Gegentheil; ich kenne auch Mehrere, die so denken, wie ich. Der bei weitem grösseste Theil der Menschen aber besteht fest darauf, beruft sich auf natürlichen Abscheu vor dem Tode, den wir nicht ausrotten würden, und gibt uns Widersprechern Schuld, daß wir ihn nur vor uns selbst zu verbergen suchten; dahingegen wir ihnen den Vorwurf machen, daß dieser Abscheu nicht natürlich, sondern durch Erziehung und Beispiel Anderer von Kindheit auf erst in ihnen erzeugt sei. Jeder Theil hat Weltweise vom ersten Range auf seiner Seite, und da Befehlshaberei weder im Gebiet der philosophischen Meinungen, noch im Bezirk der menschlichen Gefühle, Statt hat, so mus jeder

Theil

Theil dem andern mit Achtung begegnen; woran es aber, leider! oft sehr fehlt.

Wahr ists, daß das bloſſe Vorherwiſſen solcher unvermeidlichen Zuſtände, die unſern Wünſchen ganz entgegen ſind, ſchon unangenehme Eindrücke auf uns mache; weshalb es groſſe Wohlthat für uns iſt, daß die Zukunft mit einem dichten Schleier für uns überzogen ward. Und wollte man ſagen, daß dis nur daher kommen könne, weil wir mit Recht vorausſetzen, daß wir in dergleichen unangenehmen Zuſtänden noch mit Bewuſtſein unſerer ſelbſt und mit Gefühl derſelben fortdauern werden, als welches auf den Tod gar nicht paſſe: ſo weis ich doch ſelbſt nicht, ob dieſe Erklärung zureichend ſei. Einer meiner älteren Bekannten gab am Tage ſeines Todes ſeinen Freunden einen Abendſchmaus. Wir waren bis um Mitternacht vergnügt beiſammen. Er war dem Anſcheine nach völlig geſund, und wirklich ſo heiter, als wir ihn lange nicht geſehen. Mit Tagesanbruch bekam ich ſchon die Nachricht, daß er eine Stunde nach Mitternacht am Steckfluß geſtorben ſei. Würde dieſer Mann, wenn er das vorhergewuſt

hätte, uns zu ſich geladen haben, oder, wenn er dis auch gethan hätte, würde er die Faſſungskraft gehabt haben, ſo heiter unter uns zu ſein, wie er war?

Ich will mich ſelbſt zum Beiſpiele nehmen. Wie, wenn ich mit Gewisheit vorherwüſte, der Blitz würde einmal in mein Haus fahren, und mich im Bette tödten? Nun, dagegen wüſt' ich Rath; ich lieſſe das Haus niederreiſſen, und bauete mir auf einer andern Stelle ein neues. Gut; wie aber, wenn ich nur im Allgemeinen vorherwüſte, daß ich einſt durch Blitz ſterben würde? Sollt' ich wirklich ganz gleichgültig dabei bleiben, ſollte ſich gar nichts von Furcht in mir regen, ſo oft ein Gewitter mir nahe käme? Oder geſetzt, ich wüſte vorher, ich würde einmal erſchoſſen werden, ohne zu wiſſen, von wem: ſollt' ich mich, ſo oft ich mit Andern auf der Jagd wäre, nicht beſorgter nach meinen Jagdgefährten umſehen, nicht öfter ihnen zurufen und noch weiteren Abſtand von ihnen halten, als gewöhnlich? Sollte ich, wenn ich durch Waldungen oder hohle Wege reiſete, nicht auf Jeden, der mir da mit Gewehr begegnete,

be-

bekümmerter hinblicken? Wollte ich dis alles ableugnen, so würde mich mein eigenes Herz Lügen strafen. Ist das nun aber wohl etwas Anderes, als dasselbe, nur in geringerem Grade und auf besondere Fälle angewendet, was von Furcht und Grauen vor dem Tode aus Vorherwissen desselben im Allgemeinen behauptet wird? Ich kann mir ia auch leicht vorstellen, daß, ie reizbarer Jemand sei, und ie lebhafter seine Einbildungskraft sei, er auch desto mehr dabei leiden müsse.

Kann ich nun nicht in Abrede sein, daß ohne Todesvorherwissen in unzähligen Menschenseelen keine Todesfurcht da sein würde; kann ich ebenso wenig leugnen, daß das Todesvorherwissen blos eine Folge der Vernunft sei; so scheint mir allerdings die Natur des Menschen durch die Vernunft mit sich selbst in Widerspruch zu stehen. Da nun durch Fortdauer im Tode dieser Widerspruch gehoben würde, und in der gesammten Menschennatur die vollkommenste Uebereinstimmung entstände; da diese Fortdauer in meinen eigenen Augen innere Möglichkeit hat: so macht der angezogene Satz allerdings ganz

ausserordentliche Eindrücke auf mich, daß es vernunftmäßiger sei, etwas Mögliches für wahr anzunehmen, als einen Widerspruch anzunehmen.

„Du spielst abermals mit dem Worte Widerspruch" sagt da Jemand. Höre, lieber J., meine Sache ist überhaupt das Spielen nicht. Spiele du nur nicht. Wenn du blos hinsagst, die Natur habe durch tausend Wege dafür gesorgt, daß die Furcht vor dem Tode nicht lästig werde: so thätest du besser, auch nur einen dieser Wege zu nennen; und wenn du ebenfals blos absprichst, der Mensch, der von dem Todesgedanken mehr Schmerz haben könne, als das Thier, könne sich auch mehr trösten darüber, als das Thier: so solltest du ebenfals angeben, womit?"

Doch, da ist noch ein Einwand. — Wie soll der Mensch unter allen Erdenwesen einzig und allein dasienige sein, das im Tode fortdauert? —

Aber — warum ward er denn unter allen Erdenwesen das einzige, das seinen Tod vorherweis? Sollte sein Todesvorherwissen ihn nicht

gar

gar seine Fortdauer im Tode ahnen lassen, ihm solche verkündigen, verheissen, verbürgen? Berechtigt nicht eine lästige Ausnahme auf der einen Seite zu einer erfreulichen Ausnahme auf der andern, sobald diese Statt haben kann? Und wenn nun dieselbe Vernunft, welche den Menschen seinen Tod entdecken lies, ihm auch seine Fortdauer im Tode entdeckte: wäre das nicht die herrlichste Uebereinstimmung in seinem Wesen? Und wenn nun Uebereinstimmung in seinem Wesen ebenso angetroffen werden mus, wie sie in dem Wesen aller andern Dinge angetroffen wird — und wenn sie in seinem Wesen nicht anders angetroffen werden kann, als wenn Fortdauer für ihn im Tode ist — mus ich nicht des Glaubens an Fortdauer werden?

Wie? warum durchströhmt mich in diesem Augenblick eine ganz besonders wonnige Empfindung, die ich mit keiner andern zu vergleichen weis? Wenn ich mich wohl gar selbst mit meiner Gleichgültigkeit gegen Zernichtung getäuscht hätte!

---

## Vierzehnte Betrachtung.

### Vierter Vernunftgrund.

Ich habe vorhin auf meiner Lieblingsanhöhe meine bisherigen Betrachtungen sämtlich wiederholt, und mus gestehen, daß sie zusammen noch mehr auf mich wirkten, als einzeln. Ich befinde mich daher iezt in einer sehr glücklichen Stimmung, und will fortfaren, über meinen Gegenstand nachzudenken. Geist ruhiger Unvoreingenommenheit, verlas mich nicht! — —

Wenn man sich Newton, Locke, Leibnitz, Voltaire erst in der Wiege, und dann als Männer, denkt: so erstaunt man darüber, was aus einem blossen sich regenden Fleischklumpen, wie das neugeborne Kind ist, werden könne. Ganz unaussprechliche Anlagen hat der Mensch. So wahr dis aber ist, so wahr ists auch, daß er offenbar viel zu viel Anlagen und einen völlig unzuentschuldigenden Ueberflus davon habe, wenn sich sein Dasein mit seinem Tode schliesst. — Die Auseinandersezung dieses Beweisgrundes verdient die Aufmerksamkeit aller unserer Weisen.

Die

Die unaussprechlichen Anlagen des Menschen bestehen in den überschwenglichen Fähigkeiten zu Kräften, welche der Mensch hat. Die Natur selbst erst, dann die Gesellschaft, hernach das Schicksal, und endlich der Mensch durch seinen eigenen Fleis, arbeiten gemeinschaftlich an ihrer Ausbildung, und es gewährt einen himmlischen Anblick, einen sehr ausgebildeten Menschen zu sehen. Daß hier nicht die Rede von körperlichen Kräften sei, versteht sich von selbst. Wie wenig sind aber derer, welche eine so hohe Ausbildung erreichen! Es würde ein elender Schlupfwinkel sein, in den man sich gleichsam nur begäbe, um gleich wieder aus ihm heraus zu müssen, wenn man dis blos durch wesentliche Verschidenheit der menschlichen Seelen, oder der Organisationen, abfertigen wollte. Mangel an Erziehung, fehlender fremder Unterricht, entbehrte Gelegenheit, auch nur zuzusehen, sind bei weitem die öfteren Ursachen davon. So bleiben selbst in dem bildungsreicheren Europa Unzählige in den untersten Ständen ganz unaussprechlich zurück; ob man gleich tagtäglich die Erfarung macht, daß die Zöglinge aus ihnen, welche

welche das Glück haben, frühzeitig genug in beſſere Geiſtespflege zu gerathen, derſelben Ausbildung fähig ſind. Geht man über Europa hinaus, ſo findet man den gröſſeren Menſchenhaufen noch immer ungebildeter, roher und thieriſcher. Und kommt man zu den eigentlichen Wilden, hilf Himmel! wie grenzt ihr Zuſtand beinahe an den Zuſtand der Affen! Dennoch liegen in ihnen dieſelben Keime zu menſchlicher Vollkommenheit; denn unſere Vorfaren waren Wilde, wie ſie.

Noch mehr. Die Hälfte der Menſchheit ſtirbt ſogar, ehe ſie die Jahre erreicht, welche die Natur zur Ausbildung des menſchlichen Geiſtes beſtimmt hat. Angeborne körperliche Schwächlichkeit, übertriebene Elternliebe und Mangel an aller Elternliebe, Armut und ein halbes Dutzend gleichgefärlicher Krankheiten, welchen ieder Menſch in ſeinem erſten Jahrzehend ausgeſetzt iſt, raffen iährlich unzähligviel Kinder vom Erdboden hinweg. Viele werden nur auf die Erde ausgeſetzt, um ein Grab auf ihr zu finden; viele kommen ſogar ſchon todt zur Welt. Nichts deſto weniger liegen in dieſen allen dieſelben

ſelben Kraftkeime; wozu aber empfingen ſie ſie? Doch — laſſet uns dieſe Frage noch ausſetzen!

Der Menſch bekam nicht blos ſeine Kraftanlagen, um ſie zu Kräften auszubilden, ſondern um auch hernach die aus ihnen gebildeten Kräfte anzuwenden. So iſts allenthalben in der Natur, und wenn es ſchon einen erhabenen Anblick gewährt, einen ſehr ausgebildeten Menſchen zu ſehen, ſo iſts ein noch dreimal erhabenerer Anblick, einen ſehr ausgebildeten Menſchen auch ſehr thätig zu ſehen. Wer an einen Gott glaubt, der mus in dieſem Menſchen Gottes Bild erblicken. Und dennoch ſteht es um die Anwendung der menſchlichen Kräfte nicht beſſer, als um die Ausbildung der menſchlichen Kraftanlagen. Die wenigſten Menſchen ſtehen in der Geſelſchaft auf der Stelle, wohin ſie gehören. Aeuſerliche Umſtände, Geburt, Vermögenszuſtand, oft ein bloſſes Ohngefär, weiſen bei weitem den Mehreſten ihren Platz an. Alle dieſe werden dadurch entweder ganz und gar unbrauchbar, oder ſind doch weit weniger nützlich, als ſie hätten werden können. Tauſende würden es in den Wiſſenſchaften weit gebracht

bracht haben; ihre Dürftigkeit aber zwingt sie, ein Handwerk zu ergreifen. Tausende haben Künstlergeist; aber ihre Eltern bestehen darauf, daß sie Gelehrte werden sollen, und sie werden Halbgelehrte. Tausende würden gute Handwerker geworden sein, und werden der geerbten Werkzeuge wegen verdorbene Künstler. Selbst unter denen, welche ihren künftigen Stand selbst wählen, geschieht die Wahl nur selten ihren besondern Gaben und Kräften gemäs. Das Zureden anderer jungen Leute, der lockende äuserliche Reiz dieses oder jenes Berufs, der Trieb nach Ungebundenheit, irgend ein jugendliches Vorurtheil, oder ein Einfall, der bei dem geringsten Nachdenken ebenso schnell wieder verübergegangen sein würde, wie er kam, bestimmen die Mehresten, und bestimmen sie falsch. In der Folge sehen sie es ein; es ist aber zu spät, und an keinen Standes- und Berufstausch mehr zu denken. So arbeiten sie dann im falschgewählten Beruf mit Unvermögen, oder mit Ueberdrus, und also in beiden Fällen nur halb. Stände iedes Glied der Gesellschaft auf dem Platze, wohin es die Beschaffenheit

und

und das Maas seiner Kräfte berufen, wie unendlich geringer würde die Zahl des gesellschaftlichen Elends sein! Jeder Staat würde einem gesunden Körper gleichen, an welchem iedes Glied das Wohlsein des Ganzen und zugleich sein eigenes auf das zweckmässigste beförderte, und — von Pfuschern, womit iezt alle Stände übersäet sind, würde die Welt nichts wissen.

Man kann diese Betrachtung noch weiter führen. Sogar denen, welche nicht nur das Glück hatten, ihren künftigen Stand selbst zu wählen, sondern die ihn auch richtig erwählten, gelingt doch häufig die Anwendung ihrer Kräfte nur zum Theil. Wie schwer hält es nicht oft für die geschicktesten und thätigsten Menschen, daß sie auch nur den gehörigen Kreis für ihre Wirksamkeit finden können, Auf der einen Seite verkannt, auf der andern zwar erkannt, aber auch zugleich beneidet, oder gar gefürchtet, sehen sie sich unaufhörlich den unwürdigsten nachgesezt, verliehren darüber den Muth, und ziehen sich in sich selbst zurück, oder lassen sich endlich an einem Wirkungskreise genügen, in dem sie

nicht

nicht den zehnten Theil ihrer Kräfte verbrauchen können. Glückt es Andern, frühzeitig genug in den ihnen angemessenen Kreis einzutreten: so haben diese dafür wieder das Misgeschick, daß ihnen eine Wirksamkeit um die andere verunglückt. Es ist, als verschwöre sich Alles um sie her, sie nicht aufkommen zu lassen, und als verbänden sich sogar die Umstände, ihnen bei ieder ihrer Arbeiten die unübersteiglichsten Hindernisse in den Weg zu legen, und die Ausführung iedes ihrer noch so wohl überlegten Entwürfe unmöglich zu machen. Noch Andere arbeiten zwar in ihrem Kreise eine Zeitlang mit Glück und Segen; es überfällt sie aber bald eine anhaltende und unheilbare Kränklichkeit, welche sie zwingt, ihre Thätigkeit aus dem Grossen ins Kleine zurückzuziehen, angefangene Arbeiten abzubrechen, und noch verhabende völlig aufzugeben. Ja, Viele ruft in voller Thätigkeit und in der schönsten Blühte ihrer Jahre der Tod hinweg, und sie täuschen wider ihren Willen die Welt, die sich noch viel von ihnen versprach. Es ist eine der auffallendsten Bemerkungen, welche ieder Kenner der Geschichte der Künste, der Wissenschaften

ten, der gemeinnützigsten Anstalten und der Verbesserungsversuche macht, daß die grössesten Köpfe mehrentheils zu früh Todesschedel wurden; daß Männer, die die wohlthätigsten Entwürfe bearbeiteten, vom Schicksal mitten aus der Arbeit gerufen wurden, und daß fast alle Verbesserungsunternehmer durch vorzeitigen Tod ihre Unternehmungen unvollendet lassen musten.

Nimmt man dis alles zusammen, so drängt sich die Frage auf — Wie, was ist das? Erst geht von den Kraftanlagen der Menschen eine so ungeheure Menge verlohren, daß man nicht verbürgen kann, ob auch nur der tausendste Theil davon zu beträchtlicher Ausbildung gelange, und dann bleibt wieder eine unaussprechliche Menge von wirklichen Kräften ohne gehörige Anwendung, ist entweder ganz umsonst da, oder leistet durch das, was sie leistet, nicht so viel, daß es auch nur der Mühe werth gerechnet werden könne, daß sie da sei . . . Wie passt dis mit der übrigen Natur um den Menschen her, in welcher nichts, durchaus nichts verlohren geht? Wie passt es mit der Weisheit, die wir in allen andern uns bekannten

Einrichtungen der Welt antreffen? Es rühre diese Weisheit her, woher sie wolle, genug, sie ist in Allem, was uns umgibt, da; sie leuchtet aus Allem, was da ist, hervor, und jedes Werk, das von Menschen nicht gemacht ist, trägt ihren Stempel. Vermöge dieser allenthalben aus der Natur hervorblickenden Weisheit finden wir bei Allem, was in der Natur vorgeht und erscheint, einen gewissen Zweck, dessentwegen es vorgeht und erscheint, und allemal einen um so viel wichtigeren und erhabeneren Zweck, je wichtiger das ist, was vorgeht und erscheint. Hier nun, bei dem wichtigsten Vorgange, bei der erhabensten Erscheinung, bei den menschlichen Kraftanlagen, die gar nicht oder doch nur zum Theil ausgebildet werden, oder bei den menschlichen Kräften selbst, die ebenso entweder gar nicht, oder nur zum Theil angewendet werden, wäre entweder gar kein Zweck, oder doch nur ein solcher, gegen den die aufgewendeten Mittel ganz ohne alles Verhältnis wären, so, daß ihre Uebermasse die heillosesste Verschwendung würde, die sich ein vernünftiges Wesen nur denken könnte. So

etwas

etwas kann nicht sein, sondern es mus in der Bestimmung des Menschen selbst eine sonderbare Abweichung von der allgemeinen Bestimmung der Wesen liegen, welche diese sonst völlig unbegreifliche Abweichung auf Seiten des in der übrigen Natur allgemeinsichtbaren richtigen Verhältnisses zwischen Mitteln und Zwecken begreiflich macht, erklärt, rechtfertigt und als höchste Weisheit hinstellt.

Es kommt noch eine Vorstellung hinzu, die diese Meinung noch über die höchste Stufe der Wahrscheinlichkeit erhebt. Es gibt nicht nur äuserst wenig Menschen, die ihre Kraftanlagen sehr beträchtlich ausbilden und ihre Kräfte selbst sehr beträchtlich anwenden; sondern es hat noch keinen einzigen Menschen gegeben, der sie ganz vollkommen ausgebildet und angewendet hätte. So einen gar herrlichen Anblick ein sehr ausgebildeter und vorzüglich nützlicher Mensch reicht: so sehen wir doch bei weitem das nicht in ihm, was wir sehen würden, wenn uns sein Tod nicht um die herrlichste Herrlichkeit seines Anblicks brächte. Welcher sterbende Weltweise wird darum gern an den Grenzen seines Daseins stehen, weil er sich

nun doch einmal an den Grenzen seiner Erkentnis erblicke? Welcher sterbende Rechtschaffene wird den Tod darum gut finden, weil er es doch, und wenn er noch so lange gelebt hätte, in seiner eigenen Güte nicht hätte weiter bringen können? Welcher sterbende Gemeinnützige wird sich über die nun zu Ende gehende Reihe seiner Tage dadurch trösten, daß er die Reihe seiner nützlichen Handlungen doch nicht mehr hätte vermehren können? Nein, auch der Weiseste kann noch weit weiser werden. Er hat noch weit mehr zu lernen, als er schon gelernt hat; ia, je mehr er lernt, desto mehr sieht er selbst ein, daß er noch weit mehr zu lernen habe. Die blosse Sinnenwelt, die Natur, ist an Erkentnissen für ihn unerschöpflich, und wenn er statt eines kleinen Jahrhunderts ein grosses Jahrtausend verlebte, so würde er mit der Erde allein nicht einmal fertig. Und die Welt seiner Vernunft, die Welt seiner abgezogenen Begriffe — öfnet diese nicht seinem forschenden Geiste ein Vorrathshaus für eine ganze Ewigkeit? Heute ist der Weise weiser, als gestern; lebt er morgen noch, so kann er morgen noch weiser sein, und so fort bis ins Unendliche. — Ebenso kann

auch

auch der beſte Menſch noch viel beſſer werden. Er kann noch immer weniger fehlen, ſeine Leidenſchaften noch immer mehr beherrſchen, unter ſeinen Trieben noch immer mehr Gleichgewicht bewirken, und ſie alle noch immer mehr unter die Allgewalt des Triebes zum Guten bringen. Er kann ſein ſittliches Gefühl noch unaufhörlich ſtärken, ſein Urtheil über Recht und Unrecht, über Erlaubtes und Unerlaubtes noch unaufhörlich berichtigen und verfeinern, die Beweggründe zu ſeinen guten Handlungen noch unaufhörlich reinigen, ſeine Selbſtverleugnung noch immer weiter treiben, ſich zu Aufopferungen noch immer bereitwilliger bilden, und durch noch längere Uebung im Guten ſich noch immer ſtärken und gewandter im Guten machen. Heute iſt der Gute ſchon beſſer, als geſtern; lebt er morgen noch, ſo kann er morgen noch beſſer ſein, und ſo fort bis ins Unendliche. — Ebenſo endlich kann auch der gemeinnützigſte Menſch noch viel gemeinnütziger werden. Ach wie viel iſt des Guten auf Erden noch zu ſtiften! Ach wie viel unnöthigen menſchlichen Leiden iſt noch abzuhelfen! Es kann ihnen aber nicht anders abgeholfen wer-

den, als wenn edle Menschenfreunde vereinigt daran arbeiten. Nie ist der Gemeinnützige ohne Anschläge dazu, und der Tod mag ihn treffen, wann er will, er trift ihn immer noch mitten in einigen derselben. Und hätte er alle, die er machte, ausgeführt, so kann er doch neue machen; und wer ist geschickter zu ihrer Ausführung, als er, der Mann, der durch erworbene Menschen- Zeit- und Weltkentnis über Ausführbarkeit und Unausführbarkeit eines Anschlags richtiger urtheilen, und Hindernisse voraussehen und besiegen lernte, und durch kühnes Wirken seinen Muth längst schon gegen alle Gefaren stählte? Heute ist der Gemeinnützige schon nützlicher, als gestern; lebt er morgen noch, so kann er morgen noch nützlicher sein, und so fort ins Unendliche.

Was sehen wir hier? Was anders, als — Anlagen zu einer ewigen Fortdauer des Menschen? Wie stimmt dis mit der kurzen Fortdauer, die ihm wirklich auf der Erde zu Theile ward? Auf der einen Seite lässet er also, wie ein Wesen, das zur Unsterblichkeit eingerichtet ward, und auf der andern unterliegt er der allgemeinen Sterblichkeit noch früher, als mehrere Thierarten,

arten, die in der Mitte des Lebens alle ihre Kräfte schon ausgebildet haben, wie sie nur iemals ausgebildet werden können. Das ist etwas äuserst widersprechendes, und so wird aus dem erhabenen, prächtigen Anblick, den der Mensch anfangs zu reichen scheint, am Ende, wenn man ihn näher betrachtet, der nidrigste, der ärmlichste, der mitleidswürdigste Anblick. Kann man nicht die Anlagen zu Kräften, welche der Mensch hat, mit einem Grunde vergleichen, der zum Hause gelegt ward, und die Ausbildung der Kraftanlagen zu wirklichen Kräften nebst der Anwendung der Kräfte mit dem Hause selbst, womit der Grund bebauet wird? Mus aber nicht die Grösse des gelegten Grundes mit der Grösse des darauf zu erbauenden Hauses in richtigem Verhältnis stehen? Legt man zu einem Kothsassenhause auch wohl den Grund, wie zu einem Pallast, oder gar einen Thurmgrund? Warlich, das wäre eine unsinnige Verschwendung der kostbaren Bausachen! Nun ist aber das Bauwesen in der Natur in der That nicht unvollkommener und unzweckmässiger, als das unsrige. Wo nur kleine Hügel erbauet werden sollten, da

ward auch nur ein Hügelgrund gelegt; ungeheure Berge aber bekamen auch ein ungeheures Zuegestell. Ebenso erhielten auch Pflanzen, die nicht hoch wachsen, keine tiefgehenden Wurzeln; die erhabene Eiche aber, die mit ihrem Gipfel die Wolken zu durchbohren bestimmt ist, empfing eine Wurzelunterlage von der Tiefe, daß sie damit der Wut der fürchterlichsten Stürme viele Jahrhunderte hindurch Trotz bieten kann. Gleiches Verfaren sehen wir im Thierreiche. Alle Thiere haben das ihnen, ihrer Bestimmung, ihrer Lebensart und ihrer Daseinslänge angemessenste Maas von Kräften; nirgends ist zu wenig, aber nirgends ist auch zu viel. Der Mensch allein wäre ein Wesen wider alle Bauweise der Natur; er wäre die einzige Abweichung davon, und es liesse sich gar kein Grund angeben, warum? Er wäre einer kleinen Rothsassenhütte gleich, zu welcher ein Thurmgrund gelegt worden ist. Was kann uns berechtigen, eine so platte Spötterei der Weisheit ins Gesicht zu sagen, welche in allen andern Einrichtungen der Erde, ja im ganzen Weltall, so weit unsere schwachen Blicke reichen, sichtbar ist?

Nein,

Nein, das wird nicht sein; das kann nicht sein. Der Mensch nahm sein Dasein und seine Kräfte aus derselben Quelle, aus welcher sie alle übrige Wesen auf Erden empfingen; so empfing und nahm er sie auch nach denselben Gesetzen und Weisen. Seine Kraftanlagen müssen also eben so gehörig ausgebildet, und seine Kräfte selbst eben so gehörig angewendet werden, wie die Kraftanlagen und Kräfte aller andern Erdenwesen. Geschieht dis nun gegenwärtig von vielen Menschen gar nicht, von den mehresten nur zum Theil, und von keinem einzigen ganz vollkommen: so mus noch ein künftiger Zustand bevorstehen, in welchem es, wie sichs gehört, geschehen wird. Ha, nun weis ich, warum die Menschheit so ein unbegreifliches Maas von Kraftanlagen und von Kräften habe. Nun steht das dem Anscheine nach von der so vollkommenen allgemeinen Weseneinrichtung so widrig und grell abweichende Wesen, der Mensch, als die Krone derselben da. Wer noch immer weiser, noch immer besser, noch immer edelthätiger werden kann, der mus es auch werden, und wer es bis ins Unendliche werden kann, der mus es bis ins Unendliche

werden. Die Anlagen, welche der Mensch zur Ewigkeit hat, verbürgen ihm die Ewigkeit. Er betrachtet seinen Körper, und schliesst aus den Grenzen des Wachsthums und der Kräfte desselben, daß sein Körper zur Zernichtung bestimmt sei; so weide er sich an Betrachtung seiner selbst, an Betrachtung des geistischen Wesens, das diesen Körper belebt, und schliesse aus dem unermeslichen Wachsthum, dessen die Kräfte desselben fähig sind, daß der Geist nicht zur Zernichtung bestimmt sei. So richtig jener Schlus war, so richtig mus auch dieser sein. Der Tod kann für ihn nur Uebergang zu einem zweiten Leben sein, und gewis wird er ebenso wohlthätig für ihn sein, als er unvermeidlich für ihn war. Es wird ihn einst nicht gereuen, gestorben zu sein, und auf ieden Fall kann er iezt schon aus den grossen Anlagen seiner Natur und aus dem, was er damit leistet, nicht nur ein zweites Leben mit Gewisheit erwarten, sondern sich auch vom zweiten Leben weit mehr versprechen, als vom ersten.

---

## Funfzehnte Betrachtung.

### Nochmalige Uebersicht der vorhergehenden.

War es sein innerer Gehalt selbst, der mich diesen Beweisgrund so wichtig finden lies, oder war es nicht etwa mehr die Stimmung, in der ich mich letzthin befand? —

Ich habe nochmals gelesen, was ich darüber niderschrieb, und so gebe ich gern zu, daß der Beweis aus den überschwenglichen Kräften und Kraftanlagen des Menschen vorzüglich geschickt sei, durch die Redekunst ausgeschmückt zu werden. Es ist mir aber, als wenn mehr, als eine falsche Voraussetzung, dabei zum Grunde lägen. — —

Wahr ist das alles, was von Nichtausbildung der mehresten menschlichen Kraftanlagen und von Nichtanwendung der mehresten menschlichen Kräfte gesagt wird, und es ist nichts Uebertriebenes in der Darstellung davon; aber — das will mir nicht in den Sinn, daß, wenn die iezt nicht zur Ausbildung kommenden Kraftanlagen nicht noch in einem künftigen Leben ausgebildet

gebildet, und die iezt nicht zur Anwendung kommenden Kräfte ebenfals in einem künftigen Leben nicht noch angewendet würden, gar kein Zweck, oder doch nur ein höchstunverhältnismässiger Zweck ihres ganzen Vorhandenseins Statt fände. Ist das nicht in der That zu kühn abgesprochen? Müssen denn die Zwecke allenthalben für uns aufgedeckt liegen? Folgt daraus, wenn Etwas gerade den Zweck nicht hat, den wir uns einzig und allein dabei dachten, und wenn wir also keinen Zweck davon sehen, daß es wirklich keinen Zweck habe? Mich dünkt, in Entdeckung der Zwecke bei den Anstalten der Natur sind die Menschen noch am weitesten zurück.

Und wie, wenn bei näherer Untersuchung doch ein Zweck der unausgebildet bleibenden menschlichen Kraftanlagen und der unangewendet bleibenden menschlichen Kräfte in die Augen leuchtete? „Menschliche Kraftanlagen können nur da sein, um ausgebildet zu werden — menschliche Kräfte können nur da sein, um angewendet zu werden —; wo also iene nicht ausgebildet, diese nicht angewendet werden, da sind beide umsonst da“ sonderbarer Schlus!

Kann

Kann die Nichtausbildung und die Nichtanwendung nicht dazu dienen sollen, daß auch auf dieser Seite der Menschheit Mannigfaltigkeit entstehe? Und wenn es nun unzählichverschidene Stufen, der Nichtausbildung sowohl, als der Nichtanwendung, wirklich giebt; wenn beide an Jedem, an dem wir sie erblicken, wirklich verschiden sind: sieht man nicht offenbar, daß durch sie zur höchstmöglichsten Mannigfaltigkeit habe hingewirkt werden sollen?

Mannigfaltigkeit ist der Stempel nicht nur der Welten, die im unendlichen Raume unter dem Rahmen der Sterne schweben, sondern auch der Wesen in ieder dieser Welten. Mannigfaltigkeit ist der Stempel nicht nur der Wesenarten, sondern auch der einzelnen Wesen ieder Art. So sollte auch Mannigfaltigkeit der Stempel der Menschheit sein. Wirklich ist er es auch auf allen Seiten bis zur Unglaublichkeit. Auf der Seite nun, von welcher hier die Rede ist, ward offenbar schon der Grund zur höchsten Mannigfaltigkeit durch die unendliche Verschidenheit der Kraftanlagen selbst gelegt. Wenn nehmlich diese, wie ich gern zugebe, die Erscheinung,

nung, daß es so wenig sehr vollkommene Menschen gebe, auch bei weitem nicht ganz erklärt: so darf man doch nicht sagen, daß derjenige, welcher, um diese Erscheinung zu erklären, sich auf sie beruft, sich nur in einen elenden Schlupfwinkel begebe. Wenn man zugesteht, daß einige Menschen mehr zu Handwerkern, andere mehr zu Künsten, noch andere mehr zu den Wissenschaften geschickt und aufgelegt sind: so gesteht man ja dadurch selbst die Mannigfaltigkeit der Anlagen zu. Auch ists bekannt genug, daß aus vielen Menschen durchaus nichts, oder doch nur blutwenig werde, und wenn sie allen möglichen Unterricht bekommen. In den Kraftanlagen selbst ist also schon Mannigfaltigkeit da; die Mannigfaltigkeit konnte aber noch höher steigen, und auch in der Ausbildung der Kraftanlagen erscheinen. So geschah auch dis, und es musten ganz ungebildete Völker sein, wie sehr ausgebildete; es muste auch selbst unter gebildeten Völkern bloßen Mutterwitz und natürlichen Verstand geben, wie Scharfsinn und erhöhete Vernunft; es musten Männer in voller Geisteskraft da ste-

hen,

hen, Jünglinge mitten im Streben nach geistischer Vollkommenheit ihre Laufbahn schliessen, Kinder sterben, oder gar schon todt zur Welt kommen, ia noch Ungeborne schon wieder aufhören zu sein. Dis alles muste sein, um die Mannigfaltigkeit des Anblicks der Menschheit zu vergrössern. Die Mannigfaltigkeit konnte aber noch höher steigen; sie konnte auch in der Anwendung der ausgebildeten Kräfte sichtbar werden. So geschah auch dis sogar, und es musten ebenso Menschen auf unrechten Plätzen in der Gesellschaft stehen, wie andere darin an ihrem rechten Orte stehen; es muste ebenso Manchen unter denen, die am rechten Orte stehen, Alles mislingen, wie Andern Alles wohlgelingt; es muste ebenso Kränkliche geben, die zu arbeiten aufhören, wie Gesünde, die bis ans Ende fortarbeiten; es muste ebenso in der Blüte ihrer Jahre sterbende Männer geben, an welchen die Welt viel verliehrt, wie es Greise gibt, die ihr ein halbes Jahrhundert hindurch nützlich sind. Auch dis alles muste sein, um die Mannigfaltigkeit so hoch, als möglich, zu treiben. Sehen wir doch sogar, daß die Mannig-

nigfaltigkeit noch weiter hinaus beobachtet werde. Man nehme nur das Schicksal vollendeter Arbeiten nach dem Tode ihrer Bewerkstelliger. Hier hat mit Einemmale die beste gemeinnützigste Anstalt ein Ende, sobald ihr Stifter dahin ist; Niemand will sich darzu hergeben, sie fortzusetzen. Da dauert eine ähnliche fort, und es greifen gleich drei für einen an ihr an; nach hundert Jahren aber zerstört sie doch ein Krieg. Dort erhält sich noch eine andere ähnliche Jahrtausende hindurch, und alle Kriege der Erde können sie nicht zerstören.

Ich sehe also offenbar, daß auch die Nichtausbildung so vieler menschlichen Kraftanlagen und die Nichtanwendung so vieler menschlichen Kräfte wirklich einen Zweck haben, nehmlich — höchstmöglichste Mannigfaltigkeit zu bewirken. Ja, ich sehe noch mehr; ich sehe auch, daß dieser Zweck von der Erhabenheit sei, daß er völlig verhältnismässig zu den Mitteln sei, die für ihn aufgewendet werden, und daß der Aufwand dieser im geringsten nicht Verschwendung genannt werden dürfe. Beruhet nicht alle Schönheit auf Mannigfaltigkeit? Was sonst,

als ſie, macht uns den Anblick der Natur ſo ſchön? was alſo auch ſonſt den Anblick der Menſchheit ſchön, als ſie? Wenn alle Menſchen einerlei Geſtalt, einerlei Wuchs und einerlei äuſerliches An- und Ausſehen hätten — wäre das ein ſchöner Anblick? Warlich, es würde uns dabei ſo gehen, wie bei dem Anblick eines Tulpenkaſtens, der lauter gelbe oder rothe Tulpen hat! Nun, und ebenſo, wenn alle Menſchen einerlei Gaben hätten, oder wenn alle, die gewiſſe Gaben vorzüglich haben, ſie gleichweit ausbildeten, und gleichviel anwendeten. Man ſpricht zwar von einem Geſetze der Sparſamkeit in der Natur; aber das Geſetz der Mannigfaltigkeit geht ihm vor; und kommen beide Geſetze in Streit, ſo wird jenes dieſem aufgeopfert, und mus ihm aufgeopfert werden, weil die Werke der Natur die höchſte Schönheit haben ſollen, und dieſe ohne die höchſte Mannigfaltigkeit nicht Statt finden kann.

Eine falſche Vorausſetzung hätte ich alſo meiner Meinung nach in der vorhergehenden Betrachtung aufgedeckt. Es kommt mir nehmlich

lich als falsch vor, daß, wenn kein künftiges Leben wäre, die menschlichen Kraftanlagen, welche doch da waren, und nicht ausgebildet wurden, und die menschlichen Kräfte selbst, die doch auch da waren, und nicht angewendet wurden, keinen Zweck hätten. Es ist dennoch, wie gesagt, ein Zweck da, und zwar ein äuserst-erhabener.

Was sollte denn auch wohl aus der menschlichen Gesellschaft werden, wenn alle menschliche Kraftanlagen gehörig ausgebildet würden? Man träumt sich dis so süs; in der Wirklichkeit aber möchte es ganz unschmackhaft sein. Brauchen wir nicht untere Stände? Müssen die untersten Stände nicht gerade die zahlreichsten und besetztesten sein? Tausendmahltausende aber, die iezt aus Mangel an Ausbildung in ihnen ruhig dahin leben, würden bei gehöriger Ausbildung entweder gar nicht in sie eintreten, oder doch bald wieder aus ihnen heraustreten, kurz, nicht in ihnen sein und bleiben wollen. Und gleichergestalt, wenn alle ausgebildete Kräfte vollkommen angewendet würden, was sollte auch aus der Welt werden? Glauben wir nicht, daß Tausende die Kräfte eines Cäsar, eines Alexander haben mögen?

gen? Wie, wenn diese alle die Rolle der Cäsaren und der Alexander spielen sollten? Und ebenso haben Hunderttausende von Unterthanen wohl dieselben Kräfte, welche ihr König hat, u. s. w. Es ist sonach ebenso unrathsam, wie vielleicht unthulich, daß alle menschliche Kraftanlagen gehörig ausgebildet, und alle menschliche Kräfte gehörig angewendet werden. Auch unthulich, sage ich. Wenn z. E. die Gabe zu befehlen, welche so ziemlich allen Menschen eigen ist, von allen angewendet werden sollte, woher kämen dann die Gehorcher? Und wenn alle, die lebendig geboren werden, erwachsen sollten, so müste keine schwächliche Väter, keine alberne Kindermuhmen und keine Kinderkrankheiten mehr geben; und wenn jedes noch ungeborne Kind zur Geburt völlig reif werden sollte, so müsten die Mütter alle stark und vernünftig sein. Wem's gelingt, lebendig in die Welt zu kommen, am Leben zu bleiben, seine Kraftanlagen auszubilden und seine Kräfte anzuwenden, dem gelingts; es gelingt dis alles aber immer noch so Vielen, daß die Welt an ihnen genug hat. Vorauszusehen wäre nicht, wem's gelingen würde, und so müsten die Kraft-

anlagen und die Kräfte selbst in ungeheuerstem Ueberflusse da sein.

Sollte der Zweck der Mannigfaltigkeit bei so vielen unausgebildet bleibenden menschlichen Kraftanlagen und bei so vielen unangewendet bleibenden menschlichen Kräften nicht gelten: so ist nicht einzusehen, wie man die Natur in allen ihren übrigen Anstalten rechtfertigen wolle. Daß behauptet wird, allenthalben, wo wir in der Natur Kräfte erblickten, da sähen wir sie auch nicht nur wirksam zu gewissen Zwecken, sondern auch diese Zwecke befördernd und erreichend, kann ich doch durchaus nicht unterschreiben. Unzählige Erfarungen, die ich täglich mache, belehren mich, daß allenthalben in der Natur auch eine unermeßliche Menge von Kraftanlagen entweder gar nicht, oder nur zum Theil, ausgebildet, und daß ebenso unermeßlichviel Kräfte entweder gar nicht, oder zum Theil nur, angewendet werden. Das Gesetz der Mannigfaltigkeit aber rechtfertigt in meinen Augen auch hierüber die Natur vollkommen. Sie muste diesem das Gesetz der Sparsamkeit, welches vieleicht überhaupt nur in den Köpfen einiger Weltweisen da sein mag, aufopfern, um

überall

überall die höchſtmöglichſte Schönheit hervorzubringen.

Dis führt mich auf die zweite meiner Meinung nach falſche Vorausſetzung in der letzteren Betrachtung, daß nehmlich — in der Natur um den Menſchen her nichts, durchaus nichts verlohren gehe. Wenn dis nicht heiſſen ſoll, daß Alles, was auch weiter nicht den geringſten Zweck hat und befördert, doch den groſſen Allzweck der Natur, die höchſtmöglichſte Mannigfaltigkeit, befördere, ſo kann ich, wie geſagt, nicht beiſtimmen. Wie? kann man im Ernſt den Satz, nichts in der Natur geht verlohren, in dem Verſtande mir als wahr aufdringen wollen, daß alle Kraftanlagen ausgebildet, alle Kräfte angewendet werden?

Welche zahlloſe Mengen von Gewürm kommen ſchon in der Entſtehung um! Wird das tauſendſte von den Eiern, welche unſere Hofhühner legen, auch wohl ausgebrütet? Zerſtören wir nicht mit iedem Mutterthiere, das wir ſchlachten, die Keime ganzer Nachkommenſchaften ſeiner Art? Wie viel Thiere werden klein von uns und von den Raubthieren verzehrt!

Wie viel Fruchtknospen fallen von den Bäumen ab! Setzt unter zehen Kirschblühten oft mehr, als eine, an? Fällt von dem schon angesetzten Obst nicht noch ein grosser Theil unreif ab? Geht nicht oft durch einen Sturm die ganze Obsterndte, wie durch Hagelschlag die ganze Getraideerndte, verlohren? Welch eine gleichfals unermessliche Menge von Saamen aller Art im Pflanzenreiche findet nicht einmal Erde! Das wie vielste Waizenkorn wird wieder ausgesäet? Wie unzähligviel Pflanzen vergehen schon wieder im ersten Keimen, oder wenn sie kaum aufgegangen sind! Ich habe oft einen angesäeten Fichtenwald darauf angesehen. Wie viel steht davon nach zwanzig, dreissig Jahren noch? Nach und nach überwächset ein kleiner Theil von Fichten die übrigen. Diese sterben ab, und würden doch bei mehrerem Raume zu derselben Höhe gedieben sein. Sogar von den Steinen gilt dasselbe, und unter Tausendmalhundert bildet sich kaum einer vollkommen aus, während daß die übrigen, weil sie beim Graben und Ackern aus ihrer natürlichen Lage gerissen werden, so klein bleiben, wie sie sind. Was sollte aber auch wohl aus der Erde

und

und aus uns Menſchen auf ihr werden, wenn ieder Stein ſich gehörig ausbildete?

Wie es mit der Ausbildung der Kraftanlagen in der Natur ſteht, ſo ſteht es auch um die Anwendung der Kräfte in ihr. Wie viel wunderwohlthätige Quellen mögen ſein, die keinem Menſchen etwas helfen, weil Niemand ſie weis! Welch ein unermeslicher Schatz von Gold und Silber mag in den Bergen umſonſt da ſein! Wie viel heilſame Kräuter mögen verblühen, ohne daß ſie nützen! Wie viel kommt beim Abmähen des reifen Getraides um! Wie viel Obſtbäume leiden dergeſtalt durch den Froſt, daß ſie hernach nur elende Früchte tragen! Wie viel Wälder in unbewohnten Ländern werden durch die Zeit umgeworfen, bleiben liegen, vermodern! Wie viel Vorräthe an Gemüſe, Hülſenfrüchten, Obſt, Fleiſch und Getraide verderben noch ſogar unter den Händen der Menſchen! Wie viel kommt von dem Ueberfluſſe der Reichen im eigentlichen Verſtande um! Wie viel esbare Thiere fallen durch Krankheiten in ihren Wüſteneien, und verweſen da! Wie viel Ochſen, Pferde, Kameele und Elefanten laufen auf der Erde wild und

müssig umher, die alle auch ziehen, schleppen, tragen und pflügen helfen könnten! Und am Ende — von tausend Affen und Bären lernt oft kaum einer tanzen, von tausend Papageien, Elstern und Staaren kaum einer reden, von tausend Dompfaffen kaum einer singen, von tausend Hunden kaum einer zutragen u. s. w.

Während daß ich dis alles so hinfragte, hinausrief und hinwarf, wars mir schon oft, als wollte mich mein eigenes dunkles besseres Bewußtsein widerlegen. Nun, da ich sorgfältiger darüber nachdenke, scheint mir in der That die Sache anders. Alles, was ich erwähnt habe, wenn es auch nicht zum bestimmten Zweck, oder zu diesem und jenem Zweck gebraucht wird, kann doch noch zu andern Zwecken gebraucht werden, und wird auch wirklich dazu gebraucht. Dis geschieht zum Theil schon von uns Menschen selbst. Essen wir nicht die Hühnereier, welche wir nicht ausbrüten lassen, die Thiere, welche wir klein schlachten, und die Mutterthiere, von welchen die Keime der Nachwelt noch unbedeutende Theile sind, und die eben darum noch mehr Wohlgeschmack für uns haben, weil sie das Alter noch

nicht

nicht hart oder welk gemacht hat? Verzehren wir nicht den Waizen als Brodt, Semmel und Kuchen, der nicht wieder geſäet wird? Wiſſen wir nicht das Fallobſt zu backen, oder zu Moſt zu benutzen? Verbrennen wir nicht den Baum, wenn er keine gute Frucht mehr trägt, auf unſerem Heerde und in unſerem Ofen? Brauchen wir nicht die kleinen Steine zum Straſſenpflaſter, den Kies ſogar in unſeren Gärten? Und — geht denn eine Sache dadurch verlohren, wenn wir ſie nur nicht benutzen können? Was für uns verdirbt, wird eben dadurch für Thiere genieſsbar. Hieher gehören das unreife Obſt, die verdorbenen Vorräthe, das Aas esbarer Thiere. Es iſt unausſprechlich, wie vielerlei Thiere und beſonders Würmer, die entweder ſchon vollkommen, oder noch im Uebergange ſind, davon leben. Keine Brodtkrume, die vom Tiſche fällt, kommt um; kein Waizenkorn, das beim Einerndten ausfällt; kein anderes Geſäme, an deſſen Einſammlung wir nicht denken. Alles findet ſeinen Liebhaber und Verzehrer. Selbſt von den Eiern des Gewürms lebt eine ungeheure Menge von Vögeln, die in harten ſchneereichen

Wintern umkommen müßten, wenn die Natur ihnen nicht diesen Reichthum bereitet hätte. Auch sogar aus den abgefallenen Blühten hat die Biene Honig gesammlet, und das Schaf und das Reh verzehren die von Menschen ungesuchten Kräuter mit Freuden. Und am Ende — alles Uebrige, was weder Menschen, noch Thieren, unmittelbar nützt, nützt ihnen über kurz oder lang doch mittelbar dadurch, daß es der Erde nützt. Das sich auf dem nackten Fels anlegende Moos wird durch seinen Vergang der Schöpfer der ersten Erde auf selbigem; die absterbenden kleinen Bäume aller Art, die vergehenden Pflänzchen, die abfallenden Blühten, ja sogar die verfrornen Fruchtknospen werden ebenfals wieder Erde, und machen den Boden durch ihre Rückgabe reicher an gleichartigen Theilen, und dadurch für ähnliche Bäume und Pflanzen fruchtbarer; wird das verhagelte Feld wieder besäet, so ersetzt es die verlohrne Erndte doppelt; und kommt iemals eine Menschenhand über vermoderte oder verbrannte Wälder, und macht da, wie auf Madera, das Land urbar, so wächset ein unermeslicher Vorrath von Getraide, Obst und edlem Wein. —

Die

Die unentdeckten heilsamen Quellen leisten der Erde denselben Nutzen, wie alle übrigen Quellen; die unausgegrabenen Gold- und Silberstufen helfen, wie die übrige Steinmasse der Tiefe, die auf dieser ruhenden Berge tragen; die wilden Thiere, welche mit ihren Kräften nicht für den Menschen arbeiten, arbeiten damit für sich; und daß nicht alle Bäre tanzen, alle Hunde zutragen lernen u. s. w., verdient kaum eine Antwort, da die Quälerei dabei ins Abscheuliche geht, und die Natur bei keinem ihrer Wesen den Zweck haben konnte, daß es von Menschen gequält werden sollte.

Was ergibt sich aus dieser ganz veränderten Darstellung der Dinge? Dis, daß in der Natur eine allgemeine Zweckbeziehung allerdings angetroffen werde, oder mit andern Worten, daß in der That ausser dem Menschen nichts, durchaus nichts, im eigentlichen Verstande verlohren gehe. Und — wenn es auch wäre, darf man denn wohl mit solchen körperlichen Dingen die Kräfte und Kraftanlagen des Menschen vergleichen? Darf man sagen: — wie tausend Dinge in ihrer Geburt erstickt werden, so kann es auch

mit

mit dem menſchlichen Geiſte ſein? Wenn nun aber auch ſogar das Körperliche in der Natur nicht verlohren geht, ſollte das Geiſtiſche in ihr verlohren gehen? Das geſchähe ia aber doch offenbar, wenn der Menſch im Tode aufhörte zu ſein. Sein Körper ſogar, er mag völlig erwachſen, oder noch ungeboren ſein, nützt im Tode noch, vermehrt wenigſtens die Erde, und düngt ſie mit ſeiner Aſche. Weder ſeine Anlagen zur Denkkraft aber und zu den übrigen Geiſteskräften, wenn er früh ſtirbt, noch ſeine ausgebildete Denkkraft ſelbſt mit allen ſeinen übrigen Kräften, wenn er alt ſtirbt, vermögen die Erde auch nur mit einem Stäublein zu vermehren. Sie gehen im allererſten Verſtande völlig verlohren, wenn kein Leben nach dem Tode iſt. Kann das wohl geſchehen? Und da auch das unvollendetbleibendſte Körperliche in der Natur auſſer ſeinem Beitrage, den es zur Mannigfaltigkeit leiſtet, noch immer zu irgend einem Zweck brauchbar iſt, und wenn es auch nur die fruchtbringende Erde um einige Körner vermehrte: ſo ſcheint auch das unvollendetbleibende Geiſtiſche im Menſchen, das nicht einmal die Erdenmaſſe vermehren kann,

auſſer

auſſer ſeinem Beitrage zur Mannigfaltigkeit noch einen andern Zweck haben zu müſſen. Daß nun aber die geiſtigen Kräfte vielleicht blos Urſachen der körperlichen Geſtalten wären, iſt mir zu hoch gegeben; auch zweifle ich, daß man ſich etwas Deutliches dabei denken möge. Und, daß die vorhergehenden geiſtigen Kräfte vielleicht Keime der folgenden abgäben, ſo, daß eine Gattung in ihren ſpäteren Gliedern weiter komme, die Selbſtheit der vorigen aber verlohren gehe, hebt nicht nur den ganzen Begrif vom Ich auf, ſondern wird auch durch die Geſchichte widerlegt, und iſt in den Augen des unbefangenen Denkers ein weit bodenloſeres Vielleicht, als daß vielleicht ein Leben nach dem Tode ſei. Ich nehme alſo nicht nur die Beſchuldigung der zweiten, ſondern auch ſogar der erſten falſchen Vorausſetzung in der letzteren Betrachtung zurück. Beide ſind ein paar Sätze, in welchen etwas liegt, dem ich nicht ganz widerſtehen kann; ich müſte mir's denn vornehmen, ihm widerſtehen zu wollen. Und — das laſſe ich mir auch nicht nachſagen.

Wie, wenn es nun vollends wahr wäre, daß noch kein einziger Menſch ſeine Kraftanlagen voll-

vollkommen ausgebildet, und seine Kräfte vollkommen angewendet hätte? Und — so ists. Die Darstellung, daß der Weiseste noch immer weiser, der Beste noch immer besser, der Gemeinnützigste noch immer gemeinnütziger werden könne, und daß gar nicht abzusehen sei, wie weit sie die Alle noch werden können, ist zu unwiderleglich; ich mus ihr beipflichten. Ich sehe Anlagen zu einem ewigen Wachsthum des menschlichen Geistes. Dergleichen Anlagen sehe ich nirgends weiter. Alle Körper haben ihr Höchstes von Grösse. Haben sie dieses erreicht, so stehen sie still. So gehts iedem Steine, iedem Baume, iedem Thiere, ia dem menschlichen Körper selbst. Einem iedeu ist durch seine innere Anlage ein höchstes Ziel gesezt, das er nicht überschreiten kann. Dis beweiset offenbar, daß sie alle zur Vergänglichkeit, und am Ende zur Vernichtung, bestimmt sind; denn so, wie sie nicht mehr steigen und vorwärts können, geben sie wieder rückwärts und sinken, wovon das Ende nichts Anderes, als völlige Zerstörung, sein mus. Dem Geiste aber sind keine Grenzen in seiner Erkentnis, in seiner Güte und in seiner Thätigkeit gezeichnet.

Ewig

Ewig kann er wachsen in diesen allen, sobald er nur ewig dauert. Seine Anlagen zu ewigem Wachsthum scheinen also auch Anlagen zu ewiger Dauer zu sein. Und wären ausser seinem Triebe nach ewiger Dauer nun auch sogar noch Anlagen zu ewiger Dauer in ihm: so — o was folgte, was folgte?

Was vom Thurmgrunde gesagt wird, ist auffallend. Im ganzen Ernst — wenn kein künftiges Leben ist, so sieht der Mensch mit seinen Kräften und Kraftanlagen ganz so aus, wie ein Kothsassenhaus, das auf einem Thurmgrunde erbauet ward. Am Menschen selbst liegt die Schuld nicht. Er bildete gern aus seine Kraftanlagen, und wendete gern an seine Kräfte so viel Jahrtausende hindurch, als er sie Jahrzehende hindurch ausbildet und anwendet; er darf aber nicht. Was soll er denken? Hätte sein Körper noch Kraft zu verdauen, Milchsaft zu bereiten und das Blut im Umlauf zu erhalten, sein Körper dauerte gewis noch fort; Er selbst aber hat noch Kraft zu denken, zu wollen und zu wirken, und er sollte nicht noch fortdauern, nicht ewig fortdauern, da er ewig zu denken, zu

wollen

wollen und zu wirken Kraft hat? Es habe ihm diese Kraft gegeben, wer da wolle, und was da wolle; sollte nicht, wie dadurch, daß seinem Körper nur endliche Kräfte gegeben wurden, zu seinem Körper gesprochen wird — du sollst nur auf eine Zeitlang sein — ebenso dadurch, daß dem menschlichen Geiste unendliche Kräfte gegeben wurden, zum menschlichen Geiste gesprochen werden — du sollst ewig sein?

Kurz — ich mus nun beinahe anfangen, zu glauben, der Mensch sei noch zu einem künftigen Leben bestimmt; oder er schiene sich nicht nur mit sich selbst, sondern auch mit der ganzen Natur um sich her, in Widerspruch zu befinden. Als Abweichung und Ausnahme von der allgemeinen Weseneinrichtung steht er einmahl da, und mus dafür erklärt werden; ists nicht vernünftiger, zu glauben, er sei es auf Seiten seiner Dauer, als auf Seiten des Mißverhältnisses seiner Kräfte? Im ersteren Falle wäre er ein Denkmahl der höchsten Weisheit; was wäre er aber im letzteren?

---

## Sechszehnte Betrachtung.

### Fünfter Vernunftgrund.

Ich bleibe nach dreimal wiederholter sorgfältiger Beleſung des Letzteren bei dem Schluſſe, welchen ich am Ende daraus zog.

Das Einzige, was ich allenfals noch zu beantworten hätte, wäre etwa die Frage, was aus der menſchlichen Geſelſchaft werden ſollte, wenn alle menſchliche Kraftanlagen gehörig ausgebildet, und alle menſchliche Kräfte gehörig angewendet würden, und daß alſo beides ſo unrathſam, wie vielleicht unthulich, ſei. So ſei es, daß es für die gegenwärtige menſchliche Geſelſchaft nicht rathſam geweſen wäre; vielleicht geſchah es auch darum nicht. Ja, es ſei ſogar, daß es ietzt nicht thulich war. Folgt aber daraus, daß, was ietzt nicht thulich, auch auf immer nicht thulich, und was ietzt für die menſchliche Geſelſchaft nicht rathſam iſt, auf immer nicht rathſam für ſie ſein müſſe? Sollte man, wenn man mit der Erhabenheit der menſchlichen Kräfte und Kraftanlagen erſt vertraut wird, nicht vielmehr das Gegentheil daraus folgern? —

nicht folgern, daß es einst noch thulich sein müsse, und daß die menschliche Gesellschaft einst noch so eine Gestalt gewinnen müsse, daß es ihr sogar r a t h s a m wäre? Auch ist ia hier gar nicht vom Misbrauche der Kräfte die Rede, daß man sich auf die Cäsaren und auf die Alexander berufen möge. Die Menschheit wäre auf ieden Fall glücklicher, wenn es nie einen Cäsar, nie einen Alexander gegeben hätte. Und — der Gedanke, wem's gelingt, dem gelingt's, kommt mir heute selbst grell vor. Was vermöge der Kräfte und Kraftanlagen gelingen kann, das, sollte man denken, müste, wenn es etwas Gutes ist, irgend einmal Jedem gelingen, der sie hat. — — Mit gleicher Aufmerksamkeit will ich also den folgenden Beweisgrund für menschliche Fortdauer in Erwägung ziehen.

Mit den herrlichen Anlagen, welche der Mensch hat, verbindet sich auch ein unersättlicher Trieb, sie noch immer herrlicher auszubilden, und dieser sein Vollkommenheitstrieb gleicht an Stärke seinem Triebe nach Fortdauer. Der Weise kann nicht nur täglich noch weiser werden, der Gute noch besser, sondern beide

be-

bestreben sich auch innigst, es zu werden. Es ist ein himmlischer Anblick, sie zu sehen, wie sie sich beeifern, in wissenswürdigen Erkentnissen und in hoher Herzensgüte unaufhörlich fortzuschreiten. Wenn nun Trieb und Anlage dazu sogar zusammenpassen, wie sollte es möglich sein, daß sie fürchten dürften, durch den Tod einst mitten in ihrer Laufbahn unterbrochen, und samt aller Weisheit und Tugend vernichtet zu werden? Müssen sie nicht vielmehr mit Zuversicht glauben können, daß sie, weil ihre Fortdauer im Tode innere Möglichkeit hat, ebenso, wie sie ewig in Erkentnis der Wahrheit und in thätiger Güte fortschreiten können und wollen, auch ewig darin fortschreiten werden? In der That, je tiefer man in die Betrachtungen über die Bestimmung des Menschen eindringt, desto vollkommener wird der Einklang seines Wesens, wenn er im Tode fortdauert, und desto widerspruchvoller sein ganzes Wesen, und ein desto unauflöslicheres Räthsel der Mensch selbst, wenn Tod für ihn Zernichtung ist. — —

Das klingt freilich schön; wird aber nicht in dieser Beweisart stillschweigends behauptet,

daß der Trieb, die grossen Anlagen des menschlichen Wesens unaufhörlich auszubilden, allgemein sei? Wo ist er dis? Fürwahr, wer noch nie in der Welt gewesen wäre, und nach dieser Schilderung erst zu ihr käme, der müste glauben, daß er in eine Gesellschaft von lauter unersättlichwiebegierigen und unermüdet für das Gute thätigen Seelen eintreten würde; wie bald aber würde er seine hohen Begriffe von ihr herabzuspannen genöthigt sein! Für Unzählige haben die höheren Gegenstände des menschlichen Wissens gar keinen Reitz; für Unzählige liegt die Wahrheit, als das unentbehrlichste aller Güter, ganz linker Hand; Unzählige fröhnen blos ihren Lüsten, sind Selbstsüchtler vom ersten Range, und schränken den ganzen Begrif der Tugend blos auf äuserliche Ehrbarkeit ein, bei der sie den Strafen der Gesetze entgehen. Selbst Viele von denen, welche sich den Wissenschaften widmen, treiben blosse Brodisachen, und hören auf, auch in diesen zu wachsen, sobald sie durch sie ihr zureichendes Brod erlangt haben. Und ebenso sind auch viele unter den sogenannten guten Menschen nicht länger gut, als das Gut-

sein

sein sie lohnt. Jene erhabene Schilderung des Menschen passt also offenbar nur auf einige Wenige, und der Trieb, unaufhörlich weiser und besser zu werden, wird blos an einem ganz kleinen und unbedeutenden Theile des menschlichen Geschlechts bemerkt. Mit vollem Rechte kann man demnach diesen Trieb, statt ihn unter die natürlichen zu zählen, unter die erkünstelten rechnen, welchen, wie schon gesagt, keine Befridigung verheissen ist.

Leider ist diese traurige Schilderung der Menschheit der Wahrheit nicht ganz unangemessen; ich glaube aber doch, daß es der Sache keinen Eintrag thue. Hier ist nicht die Rede davon, was die Menschen im Ganzen sind, sondern davon, was sie im Ganzen sein könnten und sein sollten. Die wahren Weisen und Edlen stellen das Bild hiervon in der Wirklichkeit an sich auf, und von ihnen mus das Wesen der Menschheit abgeleitet werden. Auch mus nicht blos auf der einen, sondern auch auf der andern Seite die Schilderung der Menschheit nicht übertrieben werden. So wenig es wahr ist, daß alle Menschen weise und gut sind: so wenig ists auch wahr, daß

die Zahl der Weisen und Guten so äuſerſtklein sei. Jenes behaupten heiſſt doch nur, eine Unwahrheit sagen: dieſes aber behaupten ist Unwahrheit und Ungerechtigkeit zugleich; jenes behaupten ist nur ſüſſe Schwärmerei, übertriebene Menſchenliebe: dieſes behaupten ist Verleumdung und Menſchenfeindſchaft. Gottlob, es giebt noch kluge und rechtſchaffene Menſchen in allen Ständen, die ſich ihres Wiſſens und ihrer Güte freuen, und die eben darum noch immer mehr zu wiſſen und ihre Güte noch zu erhöhen trachten. Man mus nur den Begrif der Weisheit nicht zu enge abfaſſen und den Begrif der Tugend nicht überſpannen. Freilich, wenn der grübelnde Weltweiſe keinem Andern den Nahmen des Weiſen zugeſtehen will, als nur ſeinesgleichen; wenn es der Meſskünſtler auch ſo macht, der Sternkundige auch ſo: alsdann wäre das Häuflein der Weiſen nur klein. Wo ſteht denn aber dieſe Schätzung der Weisheit geſchrieben, und wann hat die Menſchheit ſie für die einzigrichtige anerkannt? Man kann ein Weiſer ſein, ohne gerade ein Karteſius, ein Euler, ein Tycho de Brahe zu ſein. Richtiges Denken über die erſten Wahrheiten

heiten und Gegenstände der Menschheit, das Thun betreffende Kentnisse und Lebensweisheit sind vielleicht die höchste aller Weisheiten. Und gleichergestalt ist auch nicht der blos ein Tugendhafter, der für die Gesellschaft stirbt, sondern auch jeder, der für sie lebt. Dieser ists oft durch sein Leben für die Gesellschaft noch weit mehr, als Jener durch seinen Tod für sie. Was hilft ihr z. E. der Tod so vieler Tausende, welche in nichts entscheidenden Scharmützeln fallen? Auch braucht man, um für die Gesellschaft zu leben, nicht gerade auf einem erhabenen Platze zu stehen, und diesen gehörig auszufüllen; man kann auch in den untersten Ständen ein sehr nützlicher und also auch sehr guter Mann sein.

Und warum haben die höheren Gegenstände des menschlichen Wissens für Unzählige keinen Reitz? Warum liegt Unzähligen die Wahrheit linker Hand? Warum fröhnen Unzählige blos ihren Lüsten u. s. w.? Liegt es nicht einzig und allein daran, daß sie keine solche Erziehung empfingen, welche ihre Vernunft gehörig ausbildete, und daß sie, sich selbst überlassen, auf grobe Sinnlichkeit fielen, die als thierisches Wesen für

thierischgebliebene Menschen am besten sich schickt? Eine zwar etwas bessere, aber doch nicht vollkommene Erziehung erhielten vielleicht die, welche, wenn sie ihr Brodt haben, auch sogar die Brodtwissenschaften liegen lassen, und die nur so lange Gutes thun, als sie sinnlichen Gewinn davon haben. Allerdings mus die Vernunft erst in einem beträchtlichen Grade ausgebildet sein, ehe der Trieb nach Wahrheit und Tugend erwacht und unersättlich wird; aber dieser Trieb ist deswegen ebenso wenig ein erkünstelter Trieb, als der Trieb nach ewigem Sein, weil er unmittelbar aus der Ausbildung der Vernunft entspringt, und der Mensch zur Ausbildung seiner Vernunft bestimmt ist. Wie sollte ich also so schliessen dürfen — „Weil der Trieb, ewig in Weisheit und Tugend zu wachsen, nicht in allen Menschen da ist, so stellt er auch denen, in welchen er da ist, keine Bürgschaft für ewige Befridigung desselben"!.. Würde ich nicht vielmehr richtiger also schliessen — „Weil dieser Trieb unmittelbar aus der Ausbildung der Vernunft folgt, und ieder Mensch seine Vernunft, um sie auszubilden, bekam, so müssen die, welche iezt

dumm

dumm und schlecht bleiben, in einem andern Leben den Weisen und Edlen noch nachkommen"?

Wie aber, wenn der ganze hochgerühmte Vollkommenheitstrieb der Weisen und Edlen weiter nichts wäre, als der Trieb des Menschen überhaupt, in allen Dingen immer vorwärts zu wollen, und wenn beide blos unterschiden wären, wie Art und Geschlecht? Was ist der unzubefriedigende Stolz anders, als der Trieb nach immer mehr? Was ist die steigende Aufwandssucht anders, als dieser Trieb? Wagt nicht sogar der Wagehals immer mehr? Sucht der Betrüger nicht immer feiner zu betrügen? Sinnt der Strassenräuber nicht immer auf ärgeren Strassenraub? Ueberall derselbe Trieb — Immer vorwärts! nur unter verschidenen Gestalten, je nachdem die Gegenstände sind, auf die er gerichtet wird. Der Eine richtet ihn auf Geld und Gut, der Andere auf Ehre, noch ein Anderer auf Schelmereien, und noch ein Anderer auf — Weisheit und Tugend. Wie der Weise nie genug ausgemachte Grundsätze entdecken kann, so kann das alte kundschaftende Weib nie genug Stadtneuigkeiten erfaren. Wie der Menschenfreund nie

genug Wohlthaten austheilen kann, so kann der Geizhals nie genug zusammenscharren. Wie der Lebenslustige nicht lange genug leben kann, so kann der Lebenshasser sich nicht früh genug entleiben. Wie der Heilige für seine Tugend keine Grenzen weis, so weis sie der Bösewicht auch nicht für sein Laster. Willst du nicht etwa auch so schliessen — „weil der Geizige hier nicht seinen unersättlichen Trieb nach Geld befridigen kann, so mus ein Leben nach dem Tode sein, wo er ihn befridigen wird" — oder — „weil der Schelm hier seinen Gedanken nach noch immer nicht fein genug betrügt, so mus ein Leben nach dem Tode sein, wo er bis zur Unsichtbarkeit fein betrügen wird???"

Welche Zusammenstellungen! Ist es anständig, bei Verhandlung einer so ehrwürdigen Sache, als die Bestimmung des Menschen ist, sich dergleichen zu erlauben? Aber — es sei! Ja! sogar die Unersättlichkeit des Geizes und des Stolzes, sogar die immer höher steigende Betrügsucht des Betrügers bürgen aus dem allgemeinen Grunde, daß sie alle nichts Anderes, als der Trieb

Vor-

Vorwärts, nur verschiden gerichtet und ausgeartet, sind, für die Bestimmung des Menschen zu ewiger Fortdauer ebenso, wie der unersättliche Durst des Weisen nach höherer Weisheit und das unzuermüdende Bestreben des Tugendhaften nach immer höherer Tugend. Wahr ists, weil der Geitzige seinen Trieb nach Geld hier nicht befridigen kann, so mus noch ein Leben nach dem Tode sein; wahr ists, weil der Betrüger seine Betrügsucht hier nicht befridigen kann, so mus noch ein Leben nach dem Tode sein; aber — unanständig ist der Nachsatz, daß in dem Leben nach dem Tode Jener seinen Geitz, und Dieser seine Betrügsucht vollkommen befridigen werde. Dis sind falsche, verschraubte Richtungen des erhabenen Menschentriebes, des Triebes nach Vollkommenheit; das Verlangen nach immer mehr Weisheit aber und die Begierde nach immer mehr Tugend sind die wahren, wesentlichmenschlichen Richtungen desselben, und nur in diesen durf der Vollkommenheitstrieb auf volle Befridigung rechnen; denn er kann dem Menschen unmöglich gegeben sein, um seine Unvollkommenheit vollkommen zu machen. Und — denke einmal,

welche

welche Mühe kostets, um weise, — welche Ueberwindung kostets, um gut zu werden!

„O — welche Mühe kostets auch, um reich, welche Anstrengung, um vornehm zu werden!“

Ja, es gibt doch aber auch schon reichgeborne und vornehmgeborne; hast du schon gehört, daß es Weise von Mutterleibe an und Tugendhelden von der Wiege an gab?

„Hast du schon gehört, daß es Kartousche von Mutterleibe an und Sybariten von der Wiege an gab? Es ist nicht leichter, ein Bösewicht, als ein Heiliger zu werden; es ist so schwer, den vollkommenen Narren zu machen, als ein Weltweiser zu sein.“

Das ist in der That doch nur auf einzelne besondere Fälle anwendbar. Den vollkommenen Narren zu machen, als berufener Hofnarr z. E., oder auf der Schaubühne, mag schwer sein; aber ein vollkommener Narr überhaupt zu sein, ist das Leichteste von der Welt. Man darf nur gar nichts lernen, so ist man's gewis. Und ebenso mag es auch wohl schwer sein, ein Taschenspieler zu werden; aber um ein unnützer und

schlech-

ſchlechter Menſch überall zu ſein, braucht man weiter nichts, als ſich nur ſeinen ſinnlichen Trieben zu überlaſſen. Am Ende beruhet dann doch wohl auch die Ehre bei der Mühe, welche man ſich giebt, darauf, daß die Mühe auf einen würdigen Gegenſtand verwendet werde. Je mehr Mühe und Fleis man auf unnütze Dinge und Narrenkünſte wendet, deſto verächtlicher macht man ſich dadurch, und je ſchwerer die Bosheit iſt, deſto abſcheulicher iſt das Herz, das ſie verüben kann. Weisheit und Tugend nützen alſo nur — Weisheit und Tugend ehren auch nur.

Nun betrachte den Weiſen, den Wiſſenſchaftlichen, den Forſcher nach Wahrheit — wie emſig, wie unermüdet lebt er dem Nachdenken gewidmet! Auf wie viel geſelſchaftliche Vergnügungen thut er, um in ſeinem Streben nach Erkentnis nicht geſtört zu werden, gutwillig Verzicht! Wie viel Nächte durchwacht er, um von einzelnen Wahrheiten endlich zu einem zuſammenhangenden Ganzen von Wahrheit zu gelangen! Es iſt doch wohl unmöglich, glauben zu ſollen, daß unermüdet nachdenken nicht ſchwerer ſei, als unermüdet ſpielen. Es iſt unmöglich,

glau-

glauben zu ſollen, daß es, um aus einer Geſellſchaft in die andere zu laufen, mehr brauche, als zwei geſunde Füſſe zu haben, und daß ſchlafen nicht leichter ſei, als auch bei Licht noch auffitzen und unermüdet nachdenken. — Betrachtet ebenſo den Rechtſchaffenen, den Unermüdetthätigen, den Mann, der ſich für Recht und Unſchuld aufopfert — koſtets ihm nichts, ſeinen Grundſätzen treu zu bleiben? Koſtets ihm nichts, ſeinen Eigennutz, den er mit leichter Mühe befridigen könnte, zu verleugnen, und eine Leidenſchaft nach der andern, von welcher Tauſende ſich überwinden und zu Knechten machen laſſen, zu beſiegen und als Beſiegte zur Schau aufzuführen?

„Wer heiſſts ihnen, ſo zu thun? Wenn es ſchwerer iſt, ein Weltweiſer, als kein Weltweiſer, ein Heiliger, als kein Heiliger zu ſein, ſo bleibet zurück von Weisheit und Tugend; oder fordert keinen Erſatz für die Mühe, welche euch die eine, und für die Anſtrengung, welche euch die andere koſtet.“

Hier, glaub ich, nähere ſich die Sache ihrem eigentlichen Entſcheidungspunkte. Es beruhet nun Alles auf die Frage — Iſt der

Menſch

Mensch bestimmt, weise und gut zu werden, oder nicht? Ich bin es mir selbst schuldig, diese Frage ausführlicher noch, als seither, zu untersuchen.

---

## Siebenzehnte Betrachtung.

## Fortsetzung.

Freilich, wenn der Mensch etwas über oder gar wider seine Bestimmung unternähme, so strafte er sich selbst, und dürfte Keinem die Schuld seiner daher entstehenden Unglückseligkeit geben, als blos sich selbst. Wer soll aber entscheiden über seine Bestimmung? Wer hat das Recht, darüber den Ausspruch zu thun, so zu thun, daß wir nichts dagegen einwenden dürfen? Diogenes etwa, oder Rousseau, oder sonst ein Ketzer in der Lehre vom Menschen, der uns gern zu Feuerländern, oder doch zu Otaheitern machen möchte? Von wem hat er die Vollmacht dazu erhalten?

Nein, über die Bestimmung des Menschen kann nur die Natur des Menschen selbst, seine Beschaffenheit und Einrichtung und seine ganze

Lage

Lage entſcheiden. Eine unüberſehbare Welt voll Stofs zur Erkentnis für ihn iſt um ihn her da; er hat das Vermögen, dieſen Stof zu ſammlen, und noch dazu Er allein. Völlig umſonſt wäre aller dieſer Stof da, wenn Er ihn ungeſammlet lieſſe. Die Waizenkörner würden zwar aufgeſucht werden; aber die Sterne am Himmel nicht. Kaum hat er ſein unteres Erkentnisvermögen eine Zeitlang geübt, ſo erwacht auch ſein oberes. Er bildet ſich allgemeine Begriffe, macht ſie ſich deutlich, beſtimmt nach ihnen die offen vor ihm liegenden Verhältniſſe der Dinge, entdeckt durch ſie verborgene Verhältniſſe, ſchlieſſt, reihet Ketten von Schlüſſen an einander, und erhebt ſich dadurch zur eigentlichen Wiſſenſchaft. Nun erſt iſt er im Stande, Ueberblicke der ihn umgebenden Dinge im Ganzen zu thun; nun erſt entdeckt ſich ihm die Ordnung, Vollkommenheit und Schönheit der Welt. Wie dieſe gänzlich unbemerkt, unbewundert blieben, wenn Er ſie nicht bemerkte, bewunderte: ſo kann er ſie auch noch immer unaufhörlichmehr bemerken, bewundern. Von der Welt ruft ihn ſein Selbſtgefühl zu gewiſſen

Zeiten

Zeiten wieder ab, und zu ſich zurück. Er lernt ſich deutlich von andern Dingen unterſcheiden, gelangt zum Begrif ſeines Ich, findet es wichtig, die Verhältniſſe aufzuſuchen, in welchen die Auſſenwelt mit ihm ſtehe, ſinnt darauf, ſie ſich immer nützlicher zu machen, und mus ſolchergeſtalt immer tiefer in die Gegenſtände ſelbſt, in ihre Kräfte und Verbindungen eindringen. Folglich iſt er zur Erkentnis beſtimmt, und Weisheit iſt ſein Beruf.

Weisheit aber nicht allein, ſondern auch Tugend. Kaum iſt er ein Bewunderer der Vollkommenheit der Welt geworden, ſo fühlt er, daß er der Welt an Vollkommenheit nicht nachbleiben müſſe. Er fühlt, daß in ſeinen Geſinnungen und Handlungen dieſelbe lobenswerthe Uebereinſtimmung ſein müſſe, welche er in den Wirkungen des Ganzen um ſich her antrift. Er fühlt, daß er durch Ausbildung ſeines ſittlichen Weſens der Schönheit der geſamten Natur erſt die Krone aufſetzen müſſe. Die Erkentnis der Verhältniſſe der Auſſenwelt zu ihm zeigt ihm auf der Stelle ſeine Pflichten gegen ſie, und ſo mus er es ſich ſelbſt als Theil

des Ganzen zum Gesetz machen, diese auf das heiligste zu erfüllen.

Ich lese den hier geführten Beweis, daß der Mensch zur Weisheit und Tugend bestimmt sei, noch einmal durch, um zu sehen, ob es ihm auch nicht an Zusammenhang fehle; aber ich finde darin den vollkommensten Zusammenhang. Und da dis ist, so taugt er nicht nur, sondern taugt auch um so mehr, weil — ihn Jeder fassen kann.

Auf die Frage also — wer heists dem Menschen, weise und gut zu werden, wenn Weisheit so viel Mühe macht, und Tugend so viel Aufopferungen kostet? dient zur Antwort — seine Natur. Nun ists aber offenbar, daß jedes Wesen ausser ihm den Winken seiner Natur folge, ohne einmal zu wissen, was es thue; und Er, der Einzigvernünftige unter ihnen, sollte den Winken der seinigen nicht folgen sollen? Was für ein sich selbst widersprechendes Geschöpf wäre er abermals! Nun nimm aber an, der Mensch höre im Tode auf zu sein, wozu ist er weise und gut geworden? Wozu hat er so einen Schatz von edlen Kentnissen und Gesinnungen

nungen gesammlet? Was ist der ganze Zweck der Ausbildung seines vernünftigen und sittlichen Wesens gewesen? Also — er hat sich ausbilden müssen, um — vernichtet zu werden?

„Aber — geht es denn in der ganzen Körperwelt anders her? Bildet sich nicht Alles aus, um am Ende vernichtet zu werden?"

Hierauf kann mit Recht geantwortet werden — die ganze Körperwelt kann einmal kein anderes Schicksal haben; sie hat innere Unmöglichkeit einer immerwährenden Fortdauer. Der Geist des Menschen aber kann ein anderes Schicksal haben, und es ist möglich, daß er beim Vergange seines Körpers fortdaure; warum soll er also nicht den Glauben an seine Fortdauer mit Zuversicht ergreifen? Und dann — was ist die Vernichtung in der Körperwelt? Doch wohl nichts weiter, als Zernichtung der Gestalten; die Masse bleibt, und wird wieder zu andern Gestalten gebraucht. Die Erkentnis und Sittlichkeit des Menschen aber wird im eigentlichen Verstande vernichtet, wenn er im Tode aufhört zu sein; denn seinem modernden Fleische bleibt

die Erkentnis nicht eigen, und an seinen Knochen bleibt seine Sittlichkeit nicht kleben. Beide, wenn sie zerstäubt sind, gehen wieder in andere Körper über; und helfen sie hernach wieder einen menschlichen Körper ausmachen, so muß der Geist, der diesen wieder bewohnt, sich ebenso wieder erst Erkentnis und Sittlichkeit sammlen. Wozu also bei jedem Sterbenden der gesammlete Vorrath an grossen Vorstellungen und edlen Gesinnungen? Alles Andere, was der Mensch an Vorräthen sammlet, kommt doch nach seinem Tode noch Andern zu Gute. Sein Vorrath von Erde sogar, den er im Körper gesammlet hat, kommt der Erde wieder zu Gute. Wem sollen aber seine Wissenschaften und seine Tugendfertigkeiten nach seinem Tode zu Gute kommen, wenn sie ihm nicht selbst alsdann noch zu Gute kommen? Soll etwa auch jede seiner allgemeinen Vorstellungen zu den einzelnen Dingen zurückkehren, von welchen er sie abgezogen hat? und jeder seiner sittlichen Schlusssätze zu den Vordersätzen, aus welchen er ihn bildete? Kein Anderer, als Er, kann von seiner Weisheit und Tugend Gebrauch machen; kein Anderer, als Er, kann sie sich auch

nur

nur im geringsten zueignen. Ihm, nur ihm können sie eigen bleiben; d. h. er selbst muß bleiben.

„Hat denn aber der Weise nicht seine Weisheit, der Rechtschaffene nicht seine Rechtschaffenheit gebraucht und benutzt, so lange er lebte? Haben sie ihnen nicht Vortheil und Segen auf allen Seiten gestiftet? So müssen sie genug hieran haben. Sie haben sich glücklich durch sie gefühlt, so lange sie waren, und so ist der Zweck beider erreicht."

Wahr ists, dem Weisen gewähren der Besitz seiner Kentnisse, das Fortschreiten darin und die Anwendung davon viel Freude; er lebt und webt in seinen Vorstellungen. Und ebenso geniesst er durch das Bewustsein, an seiner Sittlichkeit den grossen Haufen zu übertreffen, und durch das Vollbringen edler Handlungen die entzückendste Seligkeit. Aber ebendaher entsteht auch in ihm das sehnlichste Verlangen, iene Freuden der Weisheit und diese Seligkeiten der Tugend noch länger zu geniessen, ewig zu geniessen. In seiner Natur liegt kein innerer Widerspruch gegen dieses Verlangen; vielmehr ist innere Möglich-

keit da, daß es befridigt werde. Sollte er, der so wacker denkt, seine herrlichen Anlagen noch ewig fortausbilden zu wollen, nicht die Befridigung mit Recht erwarten dürfen? Sollte er das Recht seiner Erwartung nicht auf Uebereinstimmung seines Wesens gründen können, die doch sein mus, weil für alle übrige Dinge Uebereinstimmung in ihrem Wesen ist?

Und dann — ist der Besitz seiner Weisheit und Tugend wirklich so ungestört, sind die Freudengenüsse, welche er aus ihnen schöpft, wirklich so rein, daß sie Lohns genug für die Treue und für den Eifer sind, womit er sie sich erwarb? — Lohns genug für so viel tausend Selbstverleugnungen, welche er ihrentwegen Zeit seines Lebens ausübt? Wie oft ermüdet er unwillkürlich in den Untersuchungen der Wahrheit, und mus sie abbrechen! Wie oft macht ihn körperliches Leiden weniger dazu geschickt, ein trauriger Gemüthszustand weniger dazu aufgelegt! Wie oft stören ihn heftige sinnliche Eindrücke, denen er sich wider seinen Willen preis geben mus, darin! Seine Aufmerksamkeit wird getheilt; er läßet den Faden seiner Gedanken fallen,

oder

oder verliehrt doch den richtigen Ueberblick der Gedankenfolge; ein unerwieſener Gedanke ſchleicht ſich zwiſchenein, und er verſchlieſſt ſich in ſeinen Schlüſſen, die er nur mit einem Vorderſatze macht, wie ſich der Rechenmeiſter in ſeinen Brüchen verrechnet. Und iſt dis alles nicht, iſt er ſtark, heiter und ungeſtört genug, ſeine Betrachtungen zu verfolgen: ſo kommt er zu ſeinem gröſſeſten Leiden bald hier, bald da, an die Grenzen des Lichts und der Gewisheit. Da ſteht er und ſeufzt. Verſucht er's und wagt ſich über dieſe Grenze, ſo tritt er in die Gefilde der bloſſen Wahrſcheinlichkeit ein, und mus ſich an dieſer genügen laſſen, oder er geräth gar in das Land der Wagmeinungen, wo ihn Irrlichter täuſchen. So iſts! Zur Erkentnis der Wahrheit berufen ſich fühlend, ſtrebt er nach Wahrheit, und wenn er mitten im Streben nach ihr iſt, ſo läſſets nicht anders, als triebe die Spötterin nur ihr Spiel mit ihm, als lockte ſie ihn erſt an ſich, und verſprächе, ſich ihm zu enthüllen, und als entfernte ſie ſich hernach wieder in dem Maſſe von ihm, in welchem er ſich ihr nähert, um zulezt ganz aus ſeinen Augen zu verſchwinden. Sollte nicht in

ienem offenbaren Berufe des Menſchen zur Wahrheit auf der einen Seite, und in dieſer Unmöglichkeit, ganz zur Wahrheit zu gelangen, auf der andern, eine ſtille Verheiſſung für ihn liegen, daß er in einem künftigen höheren Zuſtande noch gewis einſt zu ihr gelangen werde? Sollte er nicht, da dieſe Verheiſſung die gröſſeſte Aufforderung für ihn, weiter zu forſchen, und ſein einziges Labſal iſt, wenn er mit allem ſeinem Forſchen nicht ans Ziel kommt, ihre Erfüllung mit Zuverſicht hoffen dürfen?

Ebenſo — wie oft trübet dem Rechtſchaffenen den Genus ſeiner Güte das Bewuſtſein ihm immer noch anklebender Schwächen! Wie oft überraſcht ihn eine kecke Begierde, die das für unerſchütterlich von ihm gehaltene Gleichgewicht ſeines Herzens aufhebt! Wie oft ſtören ihn andere Menſchen, bald Feinde, bald Freunde ſogar, wenigſtens in der Fülle des Genuſſes ſeiner ſelbſt! Wie ſo gewöhnlich verſtöſſt er in der Welt mit ſeinen biderſten Meinungen, Urtheilen und Rathgebungen! Wie oft unterbricht Unbehagen ſeines Körpers ſeine Geiſtesheiterkeit! Wie ſelten gelingen ihm ſeine edelſten Handlungen!

Bald

Bald passen die Umstände dazu nicht; bald trift er damit einen unwürdigen Gegenstand, der ihm den Beitrag, den er als Empfänger noch dazu leisten müste, versagt; bald vereitelt sie ihm ein Bösewicht, dem er damit in den Weg tritt; bald stiften sie den Nutzen nicht, den er sich davon versprach; bald setzen sie ihn wohl gar durch Schaden, den sie durch ein Ohngefär anrichten, in Schrecken. So ists! Ja, so ists! Sollte nicht ebenfals in dem offenbaren Berufe des Menschen zur Tugend auf der einen Seite, und in der Unmöglichkeit auf der andern, die Tugend vollkommen zu besitzen, zu geniessen und anzuwenden, die stille Verheissung für ihn liegen, daß er in einem künftigen höheren Zustande noch gewis einst hierzu gelangen werde? Sollte er nicht, da diese Verheissung das stärkste Beförderungsmittel seines ausharrenden Tugendfleisses, und die einzige Beruhigung für ihn ist, wenn seine besten Handlungen ihm mislingen, ihre Erfüllung ohne den geringsten Zweifel erwarten dürfen?

Wäre dis nicht, so könnte die Frage aufgeworfen werden, ob der Mensch weise daran thue,

daß er weise zu werden suche, und ob er gut dadurch handle, daß er gut zu werden sich bemühe. Ist er denn etwa blos zur Weisheit und Tugend, oder nicht auch, wie alle andere Wesen, zur Glückseligkeit bestimmt? Nur ist aber bei ihm die Ausnahme gemacht, daß er einer doppelten Glückseligkeit fähig ist, einer inneren und einer äußerlichen. Wenn er nun die erstere doch nie vollkommen erreichte, wenn ihn das unnütze Streben nach ihr sogar noch häufig um die letztere brächte, auf was für Maasregeln müßte er gerathen? Um die äußerliche Glückseligkeit zu erlangen, braucht er gar nicht sehr weise, noch weniger sehr gut zu sein. Ein ganz geringer Grad von Vernunft, den er sich ohne viel Mühe, und blos durch das Leben in der Gesellschaft von Kindheit auf, erwürbe, reichte hierzu hin, und Herzensgüte brauchte er nur zu heucheln, wie es alle unsere Pharisäer machen, die unter dem Mantel der Tugend alle Freuden des Lebens an sich reissen, und dabei doch den äußerlichen Segen der Tugend genieſſen. Spielen diese nicht in der That die einträglichste Rolle?

Ein-

Einleuchtend mus es ja wahrlich Jedem sein, der über Leben und Lebensgenus nachdenkt, und dis war es eben auch, was mich so sehr antrieb, die grosse Sache von Bestimmung des Menschen mit mir selbst aufs Reine zu bringen; damit ich den rechten Entwurf für mein kurzes flüchtiges Erdenleben machte. Wenn ich so unsere sinnlichen Gesellschafteglieder betrachte, wie sie, unbekümmert um alle höhere Erkentnis, ihr Leben heiter und froh geniessen, die Natur nicht einmal weiterer Betrachtung würdigen, als in so fern sie gut Wetter von ihr begehren, oder ihre mannigfaltigen Erndten sich zu Gemüthe führen, mit ihren Pflichten sich nicht viel befassen, sie höchstens nur obenhin verrichten, oder gar sich Leute halten, die sie an ihrer Statt verrichten müssen, dafür aber auf allen möglichen Uebergenus, sinnen, dabei sich meisterlich auf Abwechselung verstehen, bald essen, bald trinken, bald schlafen, bald spielen, bald tanzen, bald iagen — und wie sie das alles so ein Jahrzehend hindurch nach dem andern, und bis ans Ende ihres Lebens thun — — sind es nicht die klügsten Menschen, wenn im Tode alles für sie aus ist?

Wenn

Wenn doch einmal nicht mehr sein kann, handelt der nicht am zweckmässigsten, der das, was ist, so in aller Fülle geniesst, als möglich? Gibt man nicht dem Armen den Rath, das Wenige, was er hat, nur recht herzlich zu geniessen, um es dadurch für sich in Reichthum zu verwandeln? Es hilft alles nichts, wenn man dagegen einwendet, der Mensch sei nicht blos ein sinnliches, sondern auch ein sittliches Wesen, und so sei es ihm Pflicht, auch, wenn er im Tode vernichtet würde, seine sittliche Natur so viel, als möglich, auszubilden, weil iedes andere Wesen auffer ihm, sobald es Zeit dazu hat, sich auch so vollkommen ausbilde, als möglich. Der Mensch ist doch auch einmal so gut, wie alle andere Wesen, berechtigt, auf Glückseligkeit Anspruch zu machen; wenn ihm nun die Ausbildung seiner sittlichen Natur keine vollkommene Glückseligkeit verschaft, und ihm sogar noch die sinnliche raubt, die er in vollem Masse haben könnte, wer mag ihm selbige zur Pflicht machen? Ich sollte aber eher glauben, daß eben aus seiner sittlichen Natur die stärkste Vermuthung für seine Fortdauer im Tode entspränge. Wie? ein

Wesen,

Wesen, das die ewigen Gesetze der Natur einsieht, dem sie gleichsam wesentlich eingeprägt sind, und das im Stande ist, ihnen nachzuahmen, sollte nicht so unzerstörbar, so ewig sein, wie diese Gesetze selbst? — —

Ist aber noch ein Leben nach dem Tode, ia — dann handeln iene sinnlichlebenden Menschen höchst verkehrt und höchst unzweckmässig. Sie bilden alsdann gerade diejenige Natur an sich aus, die der Zerstörung unterworfen ist, und vernachlässigen die ganz, welche vorzüglich nur ewig dauern wird. Wie freue ich mich deshalb, daß ich mich in diese Untersuchungen eingelassen habe! Bald, bald wird mein Lebensplan entworfen sein. Ich halte es ietzt schon fast für unmöglich, daß ich mich nun iemals zu ienen blos sinnlichlebenden Menschen gesellen werde. Es ist mir nun schon viel wahrscheinlicher, daß ich im Tode fortdaure, als daß ich nicht fortdaure. Der eben ietzt untersuchte neue Beweisgrund lässt ebenfals wieder den stärksten Eindruck auf mich zurück. Was ist wohl eher anzunehmen, — — daß ein Wesen, welches ewig in Weisheit und Tugend fortschreiten kann, das

innere

innere und äuſerliche Möglichkeit dazu hat, das ſich beſtrebt, täglich in Weisheit und Tugend fortzuſchreiten, das ſich nach einigem Fortſchreiten darin ſehnt und ſehnen mus — daß dis Weſen mitten in ſeiner Laufbahn, oder wenn es gar kaum einige kleine Strecken erſt davon zurückgelegt hat, grauſam und plötzlich aufgehalten, und gleichſam zur Strafe dafür, daß es weiſe und gut da ſein wollte, um alles Daſein gebracht werden werde — oder, — daß es ſeinen Anlagen und Wünſchen gemäs hier nur die erſten Anfangsgründe der Weisheit lernen, die erſten Verſuche der Tugend machen, und dann zum Lohne dafür, daß es dis that, in einen erhabeneren Zuſtand verſetzt werden werde, wo es ſeinen Durſt nach Weisheit ſtillen, ſein Verlangen, ganz heilig zu ſein, befridigen, und einen Wirkungskreis für ſich geöfnet ſehen wird, in welchem es auf das höchſte thätig ſein, ſeine Thätigkeit mit vollem Glück betreiben, und in den unüberſehbaren guten Folgen ſeiner Thätigkeit ſich unausſprechlich ſelig fühlen kann? Noch einmal — was iſt wohl eher anzunehmen, das

Letztere,

Letztere, oder das Erstere? Bei meiner Vernunft — ich schwöre, das Letztere!

Mit diesem Gedanken will ich zum Vatergrabe hin. Der Abend ist so still, so heiter — mein Herz so heiter, so still, wie der Abend — o Wonne, o Wonne in und ausser mir für mich!

---

## Elpizon,

### am Grabe seines Vaters.

Ach Vater, mein Vater, wie ist mir! Noch nie war ich zur ruhigen Freude bei deiner Gruft so hoch gestimmt, als heute. Unvergeslich warst du mir zwar immer, und würdest mir es auch geblieben sein bis an meinen letzten Hauch. Mit einer Art von Seligkeit dachte ich stets an die Tage zurück, wo ich dich noch hatte, wo ich erst als Kind in deinem Schosse, und dann als Jüngling in deinen Armen, lag. Ach, wie wohl, wie wohl war mir da! So oft ich seither daran zurückdachte, ward mir auch wieder wohl, aber doch nicht ganz so. Nun aber, wenn es möglich wäre, daß ich dich einst wieder hätte, daß ich

ich als ausgebildeter Mann dich wieder umarmte — ach, der bloſſe Gedanke hieran macht, daß mir nicht nur ganz wieder ſo wohl, ſondern noch dreimal mehr wohl wird, als einſt.

Vater, Vater, lebſt du wirklich fort? Fort in höheren Gegenden — in Gegenden des Lichts und der Vollendung? O iſt dis, ſo erſcheine mir in dieſer dämmernden Abendſtille hier, hier an dem mir ſo heiligen Orte, wo deine Gebeine ſtauben! Erſcheine mir nur auf einen Augenblick, und reiche mir den Thatbeweis für den Glauben an menſchliche Fortdauer! Der edle Nazaräner ſprach zwar einſt, daß, wer Moſe und die Propheten nicht hörte, auch nicht hören würde, wenn Jemand von den Todten ihm erſchiene. Aber da war die Rede von Buſſethun, und nicht vom Glauben an das künftige Leben; denn man könnte ſich todthören an Moſe und an den Propheten, und hörte doch kein Wort davon. Auch höre ich Moſe und die Propheten im eigentlichen Verſtande; ich höre die Vernunft, die Moſe und die Propheten, wenn ſie ſprachen, einzig und allein des Angehörtwerdens werth machen konnte. Sie, ſie hat mich dadurch, daß ich

auf

auf sie hörte, so weit gebracht, daß meine Fortdauer im Tode Wahrscheinlichkeit für mich hat; dein Erscheinen, Vater, würde mich also zur Gewißheit darüber bringen.

Doch — was begehr' ich von dir? Du kannst mir nicht erscheinen, wenn du auch fortlebest. Du bist alsdann nicht mehr auf meinem Stern. Der Abfall deines Erdgewandes bewirkte deinen Aufschwung von der Erde; um zu ihr zurückzusinken, müßtest du erst wieder ein grobes Erdgewand anlegen können. Und — würde, wenn du mir wirklich auch ietzt erschienest, und ich dadurch ietzt, in diesem Augenblick, den höchsten Beweis für meine Fortdauer erhalten zu haben glaubte, dieser morgen in meinen Augen bei kälterem Nachdenken als Beweis noch gelten? Würde ich dein Erscheinen nicht für eine bloße Wirkung meiner Einbildungskraft ansehen, und ansehen müssen? Wollte ich sagen, daß, weil die Zeit doch zuträfe, und du mir gerade in dem Augenblick erschienest, da ich dich gerufen hätte, dein Erscheinen etwas Wirkliches gewesen sein müsse: so würde das Zutreffen der Zeit gerade am stärksten darthun,

daß ebenda, als meine Einbildungskraft aufs höchste thätig war, auch ihre höchste Wirkung, die Wirkung, daß ich dich zu sehen glaubte, erfolgen muste.

Nun wohlan, Vater, kannst du mir nicht erscheinen, lebst du aber fort, so wirke wenigstens aus deiner Welt her zur meinigen auf mich! Wenn ich z. B. weiter über die Vernunftgründe für meine Fortdauer nachdenke, so mache, daß ich ihre Stärke gehörig empfinde!

Doch — auch dis kannst du nicht. So wenig man aus einer Welt in die andere kommen kann, so wenig und noch weniger kann man von einer Welt zur andern wirken. Du erfährsts nicht einmal, daß ich iezt solch Begehren an dich thue.

Wozu ging ich also zu deinem Grabe her? Was suche ich — was erwarte ich hier? Nichts weiter, als daß der Gedanke an dich, der du ein so weiser und guter Mann warst, und der du es aus Glauben an deine Fortdauer wardst, — dieser Gedanke, der mich nirgends in so hoher Lebhaftigkeit ergreifen kann, als hier, wo deine irdischen Ueberbleibsel ruhen, die Ueberbleibsel jener lieben Arme, die mich immer so väterlich um-

umschlossen, — daß dieser Gedanke an dich mich mit neuem Eifer beseele, in meinen weiteren Betrachtungen unermüdet fortzufaren. Thue ich dis, so wird die Vernunft, welche allein entscheiden mus, meinen Glauben gewis ohne dein Erscheinen und Mitwirken aufs Reine bringen, und alle ihre weiteren Beweisgründe werden die Eindrücke auf mich machen, die sie machen können und machen sollen.

Du gingst einen andern Weg, Vater, als ich. Ich verlies sogar den deinigen, auf den du mich schon geführt hattest. Verzeihe mir; es war nicht meine Schuld. Vielleicht aber treffen beide Wege am Ende zusammen, und dann wird in deinen eigenen Augen dein Sohn mehr Ehre von seinem Glauben haben, als du von dem deinigen. Ich bin von dem Ziele deines Glaubens nicht mehr weit entfernt; vielleicht ergreif ichs in wenig Tagen. Dann, dann soll, wie dir Christus, so mir Weisheit und Tugend mein Leben Sterben, mein Gewinn sein. Dann will ich mich auf das würdigste zum grossen Weltenwechsel bereiten; auf das würdigste will ich mich bereiten, dir einst nachzueilen, zu

dir zu kommen und ewig mit dir als dein wackerer Sohn zu leben. O wenn das so wäre — wenn das so wäre — ach Vater — ach Vater! [breitet seine Arme über das Grab her zum Himmel aus.]

„Wie? was war das? Vater, Vater, warst du's — warst du's wirklich?

Schöpferin Einbildungskraft, du schufst auch ietzt das Bild, verriethest dich aber auch selbst gleich als Schöpferin. Das war ia sein letztes Bild, das er mir reichte, das Bild, das die tiefsten Eindrücke auf dich zurücklies, sein Bild, wie er im Sarge lag. Nein, Vater, so siehst du ietzt nicht aus!

---

## Achtzehnte Betrachtung.

### Sechster Vernunftgrund.

Ja, nun sehe ich das deutlich ein, was ich gestern schon klar einsah, daß ich iede Erscheinung meines Vaters, die ich an seinem Grabe gehabt hätte, heute für nichts mehr und für nichts weniger, als für ein bloßes Spiel meiner Ein-

Einbildung, halten müſte. Das, was mir zuletzt geſchah, war in der That nichts weiter. — Ich ſetze alſo lieber meine ruhigen Unterſuchungen über die Sache meiner Fortdauer fort.

Daß der Menſch zur Tugend berufen ſei, iſt zwar ſchon erwieſen; allein es läſſet ſich auch noch ein anderweitiger Beweis dafür führen. Der Menſch lebt in immerwährender Geſelſchaft von ſeines gleichen. Wenn er auch hierauf nicht fiele, um ſich als Menſch auszubilden, welches ſonſt nicht geſchehen könnte: ſo würden ihn doch die wilden Thiere dazu zwingen. Wir, die wir ſeit Jahrhunderten und Jahrtauſenden ſchon in Geſelſchaft leben, haben freilich keinen Begrif mehr vom Thierzwange zur Geſelſchaft; Allen aber, die ein ſeither unbewohntes Land erſt zu bewohnen anfangen, wird die Sache ſehr verſinnlicht. Sie ſind verlohren, wenn ſie ſich nicht vereinigen. Und — wenn uns nun auch die wilden Thiere nicht mehr zwingen, immerwährend in Geſelſchaft zu leben, wie könnte die Fortpflanzung unſeres Geſchlechts beſtehen ohne ſie? Es iſt ja mit den Menſchen nicht, wie mit den Raupen, die die Sonne ausbrütet, oder

wie mit den Küchen, die auf der Stelle die Grütze aufheben, sobald man nur mit dem Finger aufpickt, oder wie mit den Kanarienvögeln, die nach einigen Wochen sich selbst äsen, oder wie mit allen übrigen Thieren, die nach Verlauf eines Jahres ihrer Eltern nicht mehr bedürfen. O wie unweit länger sind menschliche Kinder ihrer Eltern bedürftig! Also — häusliche Gesellschaft folgt auf der Stelle auf die Gesellschaft der Menschen aus Thierzwang. In dieser kleinen Gesellschaft entstehen nun schon mannigfaltige Verhältnisse, deren Gleichgewicht einzig und allein das Glück derer ausmacht, welche in ihr leben. Die Kinder verhalten sich zu den Eltern, wie Hülfsbedürftige zu Helfern, und so umgekehrt. Wenn die Eltern den Kindeen nicht helfen, so sind die Kinder verlohren, und wenn die Kinder sich von den Eltern nicht helfen lassen, d. h., ihnen gehorchen, so sind Eltern und Kinder verlohren. Hier sind also schon kleingesellschaftliche, d. h. häusliche Pflichten, und auf ihrer gegenseitigen Erfüllung beruhet alle häusliche Glückseligkeit. Die sich vermehrenden kleineren häuslichen Gesellschaften kommen aber

bald

bald einander näher, und bilden eine gröſſere bürgerliche Geſelſchaft. Jedes Hausweſen iſt ein Staat im Kleinen, und ieder Staat ein Hausweſen im Groſſen. Nun entſtehen neue Verhältniſſe, deren Gleichgewicht ebenfals alles Glück der bürgerlichen Geſelſchaft ausmacht. Wird dieſen Verhältniſſen nicht gemäs gehandelt, ſo iſt der ganze Staat elend; und ſo entſtehen grosgeſelſchaftliche, d. h. bürgerliche Pflichten, auf deren gegenſeitiger Erfüllung alle bürgerliche Wohlfart beruhet.

Die Erfüllung aller dieſer klein- und gros-geſelſchaftlichen, aller dieſer häuslichen und bürgerlichen Pflichten heiſſt — Tugend. Wird der Menſch erſt durch Thiere zur immerwährenden Geſelſchaft von ſeines gleichen, wird er hernach durch Fortpflanzungstrieb zur häuslichen, und durch natürlich ſich eräugnende Umſtände zur bürgerlichen Geſelſchaft gezwungen — wie kann man noch zweifeln, daß ſein Beruf der Beruf zur Tugend ſei? Was ſollte wohl aus der häuslichen, was ſollte aus der bürgerlichen Geſelſchaft werden, wenn die Glieder derſelben nicht ihren Verhältniſſen gegen einander gemäs handelten, d. h., ihre Pflichten erfüllten?

Viele von diesen Pflichten werden nun zwar durch die Natur, durch selbstbestimmtes Wohlwollen, durch Liebe und Freundschaft, und durch begünstigende Umstände leicht gemacht; es gibt aber auch andere, bei denen die Natur nicht hilft, für die Liebe und Freundschaft nichts sind, und deren Uebertretung sogar die Umstände anrathen. Wodurch soll da der Mensch bestimmt werden, sie dennoch zu erfüllen? Als vernünftiges Wesen sieht er ein, daß das ganze gesellschaftliche Leben ein stillschweigender Vertrag sei. Jeder Vertrag setzt gegenseitige Pflichten voraus. Warum soll er die seinigen erfüllen, wenn die Erfüllung der gegenseitigen nicht Statt findet? Auf jeden Fall ist es alsdann einträglicher für ihn, seine Pflichten auch zu verletzen. Was soll ihn davon abhalten, wenn er an das Ewige nicht glauben darf? Was?

„Der Gedanke, daß er ein sittliches Wesen sei, daß er seiner sittlichen Natur immer gemäs handeln, und in dem Bewustsein, dis gethan zu haben, seinen Lohn und seinen Ersatz für alle daraus entspringende Verluste finden müsse; der Gedanke, daß er seine Handlungs-

lungsweise nicht nach den wahrscheinlichen Folgen seiner Handlungen, sondern nach seiner innern Verbindlichkeit zu ihnen, bestimmen müsse; der Gedanke, daß er das Gute thun müsse, weil es gut ist, ohne zu berechnen, ob es auch für ihn gut sei, oder nicht."

Das klingt heldenmässigschön — fürwahr! Begehrt man aber nicht von dem grössesten Theile der Menschen übermässig zu viel, wenn man verlangt, daß er sich auch nur zu dergleichen Gedanken erheben solle? Hierzu wird ein sehr ausgebildeter Verstand und ein überaus feines sittliches Gefühl erfordert; welche beide nur Folgen einer vollkommenen Erziehung sind. Wie wird denn aber der grosse Haufe erzogen? Wird an ihm viel mehr ausgebildet, als die gröbeste Sinnlichkeit? Lernt er seinen Verstand weiter anwenden, als allenfals auf die Dinge um sich her, die zu seinem künftigen äuserst engen Wirkungskreise und zu seiner künftigen äuserst nidrigen Lebensart gehören? Und — wie ist der sittliche Unterricht beschaffen, den er empfängt? Er erwächset unter Menschen, die sich den grö-

besten Leidenschaften überlassen; die erste bleibendste Bildung, die Bildung durch Beispiele, welche er erhält, ist schrecklich. Kaum ist sein erstes Jahrzehend verflossen, so ist er so ungestiet, wie die, von denen er entstand. Wie soll der mündliche Unterricht der Lehrer hernach dem Herzen die Richtungen wieder nehmen, die der weit vollkommnere Unterricht durch Thaten ihm schon gegeben hat? Und was für einen Unterricht bekommt der grosse Hause auch von seinen Lehrern? Wird der Sittenlehre viel dabei gedacht? Man bläuet ihm unfruchtbare Glaubenssätze ein, die er blos auswendig lernt; man verdammt die guten Werke, gibt ihm allenfals die zehen Gebote, sagt ihm aber dazu, daß er sie nicht erfüllen könne, und tröstet ihn deshalb mit dem vollgültigen Verdienst Christi, der an seiner Statt das Gesetz erfüllt habe. Werden nicht Unzählige noch bis auf den heutigen Tag so erzogen? Wie kann man von diesen allen verlangen, daß sie in Vorstellungen, für die sie gar keinen Sinn haben, in Vorstellungen von ihrer sittlichen Natur und von innerer Verbindlichkeit zum Guten auch nur den geringsten,

geschweige denn den stärksten Antrieb zum Guten finden sollen?

Ja, noch mehr! Alle die Tausendmaltausende, welche auf solche Art erzogen werden, treten hernach in Stände und Lebensarten ein, wo sie sich vom Morgen bis zum Abend, und das einen Tag und alle Tage, mit körperlichen, gröstentheils schweren Arbeiten beschäftigen müssen, um nur ihr kümmerliches Brodt zu verdienen. Dadurch wird ihr Geist noch obendrauf nidergeschlagen, und verliehrt erst die Kraft, und dann sogar die Lust, sich zu Betrachtungen über seine höhere Natur zu erheben. Nicht einmal Zeit haben sie dazu. Ihre beschwerlichen Beschäftigungen stumpfen auch vollends noch alles übriggebliebene sittliche Gefühl ab, und ihre Weltlage, die so äuserst arm an Genüssen ist, wird ihrer Sinnlichkeit auch nicht sonderlich beförderlich. Der Anblick derer, welche übermässig zu viel haben, während daß sie zu wenig haben, und kaum das Leben erhalten können, macht sie unzufriden, neidisch, betrügerisch, und es kommt kein Gedanke an Gutesthun in ihre Seele, wenn sie nicht baar dafür bezahlt werden. Diejenigen,

welche

welche ia ohnedis vor andern noch gut sind, sind es blos darum, weil die Hofnung eines besseren Lebens, wo sie für ihre Tugend belohnt werden würden, sie aufrechthält; und die sehr Bösen werden von der höchsten Bosheit blos durch die Furcht vor den Strafen iener Welt noch zurükgehalten. Lohn und Strafe von aussen her sind die einzigen Triebfedern, welche sie zu ihren Handlungen bestimmen.

Ziele also der Glaube an das künftige Leben weg, so hätten Unzählige zum Guten, das nicht belohnt wird, keinen Antrieb mehr, und vom Bösen, das nicht bestraft wird, keinen Abhalt mehr. Was sollte dann vollends aus der menschlichen Gesellschaft werden? Alle diese Menschen würden alsdann, wenn weiter nichts für sie zu hoffen und zu fürchten wäre, durch Recht und Unrecht sich so viel sinnliche Freuden und eine so äuserstglückliche Lage zu verschaffen suchen, als möglich. Alle bürgerlichen Verhältnisse würden dadurch zerstört werden; eine allgemeine Unordnung würde entstehen, und der Menschennichtkenner, welcher diese durch Wegnahme des Glaubens ans Ewige gestiftet hätte, würde warlich

durch

durch all sein erhabenes Reden über die Würde der menschlichen Natur und über die innere Verbindlichkeit des Menschen zur Tugend die Ordnung nicht wieder herzustellen vermögen. Ein Satz also, auf dem offenbar das ganze Wohl der menschlichen Gesellschaft beruhet, mus wahr sein; oder es entstände hier abermals eine ungeheure Unübereinstimmung in der Sache des Menschen. Er wäre offenbar zur Gesellschaft bestimmt, und fände in der Gesellschaft sein Verderben.

Liegt in diesem Beweisgrunde auch wirklich so viel, als man darin anzutreffen glaubt? Wird ein Satz dadurch an sich wahr, weil Tausendmaltausende blos darum, daß sie so schlecht erzogen werden, und hernach in so elenden Lagen sich befinden, seiner bedürfen, um gut zu sein? Freilich, wenn man für ihre edlere Erziehung nicht sorgen, ihre Weltlage nicht verbessern will, so mus man ihnen allerdings so eine Lehre predigen, um sie im Zaum zu halten; und wenn sie sie dann aufs Wort glauben, so ists gut. Man erziehe sie aber besser, man beglücke ihre Weltlage mehr, so werden sie des Lehrsatzes vom künftigen Leben nicht bedürfen, sondern das

Gute

Gute aus Vernunftgesetz, aus Pflichtgefühl und aus lebendiger Ueberzeugung von ihrer innern Verbindlichkeit dazu thun.

Dieser Vorschlag hat etwas Grosses gegen sich, nemlich, daß er — unausführbar ist. Wohin denken die, welche ihn thun! Das ist Wahrheit, beweinenswürdige Wahrheit, daß für die Erziehung in den unteren Ständen noch zu wenig geschieht, und daß mit leichter Mühe diesen Mängeln derselben abgeholfen werden könnte. Leider erstreckt sich der ganze Einflus der in diesem Jahrhundert verbesserten Erziehungskunde nur immer noch auf die höheren und mittleren Stände. Heil deshalb, und Ehre und ewiger Nachruhm dem Fürsten, der auch für bessere Volkserziehung in seinem Lande sorgt! Aber — den Leuten in den untersten Ständen eine solche Erziehung zu geben, bei der sie sich zu einem so feinen und richtigen sittlichen Gefühl erheben solten, als dazu nöthig ist, wenn sie das Gute blos aus innerer Verbindlichkeit dazu und aus Vernunftgesetz thun sollen, ist platterdings unmöglich.

Wie sollte diese Erziehung veranstaltet werden? — Verbesserte Volksschulen thun viel; aber so viel können sie in Ewigkeit nicht leisten, als hierzu erfordert würde. Ehe die Kinder zur Schule kommen, sind sie in dem Hause ihrer Eltern schon ungesittet geworden, und wenn hernach der Lehrer noch so guten sittlichen Samen in der Schule ausstreuet, so wird doch gleich nach der Schule der gute Same durch das Unkraut böser Beispiele, die ihnen die Eltern von neuem geben, gleich wieder im Keim erstickt. Es müsten also solche öffentliche Erziehungshäuser sein, wo die Kinder nicht nur Schulunterricht, sondern auch immerwährenden Aufenthalt hätten; solche Erziehungshäuser, wohin sie nicht erst mit den Schuljahren, sondern sogleich, wie sie geboren wären, gebracht würden. Kurz, alle Verbindung der Kinder mit den Eltern müsse von der Geburt an aufhören. Ist die in bevölkerten Staaten ausführbar? Ja, wäre es, wenn es auch ausführbar wäre, nicht gegen alle Menschlichkeit? Also — das ietzige Geschlecht mus an der Erziehung des kommenden in den untersten Ständen Antheil behalten, und sobald

dis

dis ist, ist an eine allgemeinvollkommene Volkserziehung nicht zu denken. Man müste ia das gegenwärtige Geschlecht erst umschaffen, wenn es ein besseres erziehen solte; und wie soll denn nun diese Umschaffung wieder bewirkt werden? Was mögen doch unsere Weltweisen also bei solchen Vorschlägen denken? Es ist platterdings unmöglich, die Menschheit im Ganzen so zu erheben, daß sie zu einem solchen verfeinerten Sinn für das Sittlichgute gelange, der sein müste, wenn er allgemeine Tugend einzig und allein befördern sollte.

Und gesezt, alle Menschen könnten dazu erhoben werden; was würde der natürliche Erfolg davon sein? Eine gänzliche Zerstörung der Gesellschaft! Würden Menschen, die so verfeinert wären, wohl Lust haben, in den untersten Ständen zu leben? Wie verträgt sich feines sittliches Gefühl mit groben, wohl gar schmuzigen körperlichen Arbeiten? Diese müssen aber doch verrichtet werden, und es gibt der groben Arbeiten, wenn die Gesellschaft bestehen soll, weit mehr, als der leichten. Untere Stände müssen also nicht nur sein, sondern sie müssen

auch

auch die Beſetzteſten unter allen ſein. Zwänge man nun aber den ſolchergeſtalt verfeinerten groſſen Haufen am Ende in die untern Stände, oder begäbe er ſich ſelbſt aus Noth in ſie: ſo würde ſein feineres Gefühl bald wieder darin verlohren gehen. Iſt es denn aber genug, daß es in ihm Platz faſſe, oder mus es nicht auch Platz in ihm behalten? Wahr iſts immer freilich auch, daß zur Verbeſſerung der elenden Lage der untern Stände mehr geſchehen könnte. Die Menſchheit in ſelbigen trägt viel Leiden ohne Noth; und Heil und Preis und ewiger Nachruhm ebenfals dem Fürſten, welcher für Mäſigung des Volksdrucks in ſeinem Lande ſorgt! Aber — den Leuten in den unterſten Ständen ſo eine Lage zu verſchaffen, daß ſie ihr feines ſittliches Gefühl ebenſo beibehielten, wie unſere Weltweiſen es zu haben vorgeben, und wie es auch in der That da ſein müſte, wenn es Antriebs genug zum Guten ſein ſoll, iſt ebenfals wieder platterdings unmöglich; oder man müſte die untern Stände auch in obere verwandeln.

Es liegt alſo wohl nicht an einem Ohngefär, oder blos an ſolchen Umſtänden, die abgeändert

werden könnten, sondern es liegt an der Natur der Sache, am Wesen der bürgerlichen Gesellschaft selbst, daß nur bei weitem der kleinste Theil der Menschen sich zu einem so hohen Pflichtgefühl erhebt, welches alle andere Antriebe zum Guten unnöthig machen soll. Wenn dis nun erwiesene Wahrheit ist, und wenn auf der einen Seite die Menschen zur Gesellschaft bestimmt sind, und in Gesellschaft nur durch Tugend glücklich werden können, wenn aber auf der andern der grösseste Haufe nicht tugendhaft sein würde, falls kein Leben nach dem Tode wäre: so liegt doch viel in diesem Beweisgrunde, und es bringt, wenn es zu den vorigen Beweisen hinzugefügt wird, die Wahrscheinlichkeit der menschlichen Fortdauer im Tode allerdings noch auf eine höhere Stufe.

---

## Neunzehnte Betrachtung.

### Fernere Erwägung dieses Beweises.

Es fragt sich aber ferner auch mit Recht, ob das Pflichtgefühl in irgend einer menschlichen Seele iemals

jemals ſchon ſo ausgebildet worden ſei, oder ausgebildet werden könne, daß es hinreichend ſei, den Menſchen in allen Lagen des Lebens gut zu erhalten.

Man verſtößt freilich mit dieſer Frage bei den Männern, welche ſolches behaupten; denn indem ſie die Zulänglichkeit des Pflichtgefühls zum Guten behaupten, ſagen ſie auch zugleich, daß es ihnen ſelbſt zulänglich dazu ſei. Wäre das nicht, ſo wäre es ſonderbar, daß ſie von andern Menſchen etwas verlangten, was ſie ſelbſt nicht aufzuweiſen hätten. Alſo — ſie behaupten's ſtillſchweigend damit von ſich. Mithin verſtößt man allerdings durch die ihnen unerwartete Frage gegen ſie; das ſchadet aber nicht. Der Menſch hat zwar nicht nöthig, ſich ſchlechter zu machen, als er iſt; er hat aber auch nicht nöthig, eine Schande in etwas zu ſetzen, worin keine Schande iſt.

Die Frage — was wird mir dafür? — wenn man eine beſchwerliche Pflicht leiſten ſoll, iſt allen Menſchen weſentlich eigen, und man braucht den Weltweiſen, die es übel nehmen, wenn man ſie auch in Verdacht dieſer menſchlichen

lichen Frage hat, nicht eben ins Herz sehen zu können; man darf ihnen nur bei Gelegenheit auf die Finger sehen, um sich zu überzeugen, daß diese Frage zu seiner Zeit von ihnen auch gethan werde. Die Frage ist auch einem ehrlichen Manne gar nicht übel zu nehmen; nahm sie doch der Weise von Nazaret seinen Jüngern nicht übel, sondern fands für billig, sie zu beantworten, und beantwortete sie sehr genugthuend. Ja, er selbst, der grosse Mann, dessen Pflichtgefühl doch wohl recht ausgebildet war, hatte auch seine Stunden, wo er wohl bei sich selbst fragte — was wird mir dafür? Ausser dem Gedanken — auf daß ich thue, wie mir der Vater geboten hat — war auch der Gedanke in seiner Seele — ich habe dich verklärt, Vater; so verkläre du mich nun auch! Und dieser letztere Gedanke war es eigentlich, der ihn in den letzten schrecklichsten Lagen aufrecht erhielt, als die unzuverleugnenden sinnlich-schmerzhaftesten Empfindungen den erstern nicht mehr kraftvoll genug sein liessen. In seinem Gebete z. B., wodurch er sich zu seinem Hingange einweihete, sprach er viel von der Herrlichkeit

lichkeit mit sich selbst, die ihn jenseits für seinen Märtirertod erwarte; wie viel mehr mag er in der Stunde des Märtirertodes selbst davon mit sich gesprochen haben! Wenn ihm da Jemand gesagt hätte — „deine Tugend gewinnt also durch deinen Tod nichts; du stirbst nur gesetzmässig, aber nicht gut; denn du hasts mit Hoffnung zu thun, und das ist eine Triebfeder, durch welche nie etwas Tugendhaftes gewirkt werden kann" — so dürfte er wohl geantwortet haben — Gehe erst hin und leide desgleichen, du Forderer übermenschlicher Menschen! Wenn du dann so leidest, wie ich, so wirst du deine erhabenklingende Unterscheidung ebenso als blosses heldenmüthigklingendes Schwatzwerk finden, wie ich. Sei versichert, ich habe die höchste menschliche Höhe erreicht; höher hinauf kann der Mensch nicht.

Es leuchtet sonach wohl in die Augen, daß es gewisse Lagen des Lebens gebe, wo das Pflichtgefühl, und wenn es das möglichst ausgebildete wäre, nicht hinreichend ist, den Menschen gut, so gut zu erhalten, daß er gar nicht nachlassen sollte. Wenn z. B. Jemand bei seinen edelsten

Hand-

Handlungen immer verkannt wird, wenn die, welche sie von ihm erhalten, ihm immer mit gröſserem Undank lohnen — sollte das nicht den Eindruck auf ihn machen, daß er sich endlich zurückzöge? Wenn Jemand, den seine Feinde unaufhörlich verfolgen, so, daß er seit zwanzig, dreiſſig Jahren keinen ruhigen Augenblick hatte, und auch in seiner ganzen übrigen Zukunft keinen hoffen darf, unerwartet Gelegenheit bekommt, eine solche Rache an ihnen zu nehmen, wodurch er auf Lebenszeit seine Ruhe gründen und sichern kann — sollte er nicht diese Gelegenheit als ein ihm vom Schicksal selbst dargebotenes Rettungsmittel ansehen zu müssen glauben? Wenn Jemand, der aus zarter Gewissenhaftigkeit den Unterschleif nicht machte, den tausend Andere machen, die ihn unter die erlaubten zählen, und sich dabei wohl befinden, sich und die Seinigen dadurch in die äuſserste Dürftigkeit versetzt sieht — sollte er nicht mit der Zeit auf andere Gedanken kommen?

Doch, dis ist noch alles nichts gegen die Fälle des wirklichen Märtirerthums, welche im häuslichen und im bürgerlichen Leben, wie ehemals in der Kirche, vorkommen. Der Vater,

der

der ſich für ſeine Familie todtarbeiten mus — der Mann, den ſein Weib todtärgert — der Bürger, an dem gerichtlicher Meuchelmord verübt wird — der Soldat, der fürs Vaterland fallen mus — — wie? dieſe alle ſollten die Frage nicht thun dürfen — was wird uns dafür?

Man ſage nicht, das gehe nun einmal durch die ganze Natur ſo, daß Theile für das Ganze aufgeopfert werden, und ſo müſte bei dieſen auch dieſelbe Frage geſchehen. Mit Recht wird hierauf geantwortet — es iſt ein groſſer Unterſchied, ob ein Weſen, das für das Ganze aufgeopfert wird, dieſe Frage ſelbſt thun könne, oder nicht. Alle iene lebloſen, oder zwar lebendigen, aber doch vernunftloſen Weſen, welche zum Beſten des Ganzen ſterben oder vergehen, können ſie nicht thun; ſie haben keine Vorſtellung von ihrer Aufopferung, und ſterben oder vergehen müſſen ſie doch einmal. Der Menſch aber kann dieſe Frage thun; er weis es deutlich, daß er aufgeopfert werde, und ſo folgt aus dieſer Wiſſenſchaft für ihn das Recht zur Frage — wie komme ich gerade dazu, und was wird mir dafür? Da nun in allen hier erwähnten Fällen

gar nicht auf die Frage geantwortet werden kann, wenn kein Leben nach dem Tode ist: so folgt wohl daraus, daß der Mensch das Ewige hoffen müsse, weil er sonst keinen Antrieb zu solchen in hohem Grade guten Handlungen, geschweige gar zur Ausharrung in selbigen, hätte. Er fände sich ganz verlassen und ohne alle Unterstützung; was müste er thun? Nichts Anderes, als das Zeitliche wenigstens retten, wenn das Ewige nicht zu erwarten ist! Nichts Anderes, als sich jeder solcher Pflichten entziehen, die sogar sein Dasein kosteten.

Weltweise, welche dennoch behaupten, daß auch in solchen Lagen das bloße Pflichtgefühl aufrechthalten müsse, sind ia in dergleichen noch nicht gewesen, und so müssen sie es uns Andern nicht verdenken, wenn wir es wenigstens erst erwarten wollen, wie sie, wenn sie iemals noch in selbige kämen, sich darin machen würden. Auch ist immer noch zu untersuchen, ob nicht bei denen, welche es ganz aufrichtig damit meinen, wenn sie sagen, daß ihr bloßes Pflichtgefühl sie stark genug machen würde, für die gute Sache zu leiden und zu sterben, dennoch ein

dun-

dunkles Ahnungsgefühl der Ewigkeit mitwirke. Es kann dis geschehen, ohne daß sie sich dessen deutlich bewust sind; denn wir schreiben oft diese oder iene unserer Gemüthsstimmungen diesem oder ienem Antriebe zu, da sie doch aus einem ganz andern entstand. Ja, es kann ia doch auch sein, daß wenigstens ehemals in solchen Weltweisen der Glaube an die Ewigkeit ihr Pflichtgefühl gegründet, oder doch gestärkt habe, und daß sie es nun entweder gar nicht, oder doch nicht in so hohem Maasse haben würden, wenn iener nicht gewesen wäre. Wer kennt die Ursprünge aller seiner Vorstellungen? Wenn wir bis auf die letzte gekommen sind, vergessen wir oft die ersten, und üben wohl eine Art von Undank gegen diese aus, den wir uns auch aus Pflichtgefühl nicht zu Schulden kommen lassen sollten. Es ist ia doch nicht zu leugnen, daß wir Alle von Jugend auf die Lehre von einem künftigen Leben lernen, und daß sie uns beim Religionsunterricht recht ausdrücklich und ausführlich beigebracht werde; welcher Weltweise kann denn nun wohl bestimmen, wie viel oder wie wenig Einflus sie ehemals auf die Bildung seines Pflicht-

gefühls gehabt habe? Wenn dieſes nun auch iezt feſtſtände ohne iene, folgt daraus, daß es ohne ſie zum Feſtſtehen gelangt ſein würde? Ja, wenn das Pflichtgefühl ſich vor allem empfangenen Religionsunterricht ſchon völlig ausbildete! So aber iſt es Thatſache, die keines Beweiſes weiter bedarf, daß es ſich in uns Allen erſt nachher ausgebildet hat, und ſo iſt keiner von uns im Stande, zu berechnen, in wie fern nicht nur überhaupt die Religion, ſondern auch iede ihrer Lehren beſonders dabei mitgewirkt haben möge.

Man ſtellt ſich die Sache doch auch nur ſo ungezogen vor, daß der Menſch von ſeinen guten Handlungen Nutzen verlange; in der That iſt ſie es gar nicht. Wer ſo rechtſchaffen denkt, daß er nicht anders glücklich ſein will, als durch eifriges Befördern fremder Glückſeligkeit: dem darfs nicht als Ungebür ausgelegt werden, daß er am Ende ſelbſt nicht leer dabei ausgehen wolle.

Und dann — ſoll denn der gute Menſch in ſeiner Uneigennützigkeit etwa auch ſo weit gehen, daß er ſogar der Freude über ſeine guten

Hand-

Handlungen den Zugang zu seinem Herzen verschliesse? Nein, antwortet man; eben in dieser Freude, die aus dem Bewusstsein, seiner sittlichen Natur gemäs gehandelt zu haben, entspringt, finde er den Lohn für seine Tugend und — habe daran genug.

Nun, das wäre doch Etwas! So wird doch wenigstens dem armen Menschen das Recht, nicht ganz unbelohnt Gutes thun zu sollen, zugestanden. Er darf sich also freuen über sein Gutes; darf sich schon freuen vorher, ehe er es thut, darf sich freuen mitten im Thun, darf sich freuen nachher, wenn er es gethan hat — nicht wahr?

„Zugestanden! Vor allen Dingen ist die Freude nachher sein schönster Lohn; denn vor dem Thun weis er noch nicht, ob es ihm auch nur zum Theil gelingen werde, und im Thun selbst weis er noch nicht untrüglich, ob es ihm ganz gelingen werde. Aber — o wie thut es dem Herzen nach Jahren erst wohl, seinem ärgsten Feinde einst Ehre oder Leben gerettet zu haben, sich durch Verhinderung grosser Bosheit grosse Verfolgung zugezogen zu haben, für das

gemeine Beste sich an die gefährlichste Spitze gestellt, und grosse unverdiente Leiden unerschütterlich getragen zu haben!"

Gut; wie steht es nun aber um diese Freude über sein Gutes, wenn sogar Märtirertod gestorben sein mus??? Vorher kann die Vorstellung der damit verbundenen fürchterlichen Schmerzen wohl eben keinen andern Eindruck machen, als den — meine Seele ist betrübt bis in den Tod. In den Augenblicken des Märtirertodes können die Schmerzen selbst auch wohl keine Freude machen; man denke nur an das — mich dürstet. Und — nachher? Wo ist denn ein Nachher beim Märtirertode, wenn keine Fortdauer im Tode ist? Liegt es also nicht am Tage, daß bei denen, die sich selbst zum Märtirertode durch das blosse Pflichtgefühl für stark genug halten, ein dunkles Ahnungsgefühl ihrer Unsterblichkeit ohn all ihr Wissen mitwirke? Es wäre ja auch sonderbar, wenn der Mensch bei geringeren edelmüthigen Handlungen vorher die reinste Vorfreude, mitten in ihrer Ausübung den höchsten wirklichen Freudengenus, und Reihen von Jahren nachher

noch

noch die äussen Freuden der Rückerinnerung geniessen, von seiner höchsten edelmüthigen Handlung aber, vom Märtirertode, weder Freuden vorher, noch Freuden auf der Stelle, und am allerwenigsten Freuden nachher haben sollte. Wo bliebe hier abermals die Uebereinstimmung in seinem Wesen?

Und — gesteht man dem Menschen das Recht zu, Nutzen von seiner Tugend insofern zu schöpfen, daß durch sie seine innere Glückseligkeit vermehrt werde: so ist nicht einzusehen, warum er nicht fordern dürfe, daß auch seine äuserliche Glückseligkeit durch sie vermehrt werde? Er bedarf auch dieser; ia, wenn ihm diese ganz fehlt, so hilft ihm die innere wenig oder nichts, und er wird auf das äuserste in ihrem Genus gestört. Sollte auch dis nicht gesagt werden dürfen, so mus dem Menschen erst die Kunst gelehrt werden, seine menschliche Natur auszuziehen, und dessen ungeachtet doch Mensch zu bleiben. Möchte uns doch nur Einer von denen, welche dis fordern, solches erst einmal vormachen, damit wir nur sähen, wie er es anfinge, und wie es ihm liesse!

So

So etwas forderte doch der weise Stifter des Christenthums nicht einmal, so strenge er auch zuweilen in seinen sittlichen Forderungen war. Das sagte er wohl, daß der Mensch nicht von Brodt allein lebe; aber er gestand dem Menschen doch zu, daß er Recht habe, wenn er spreche — ich will doch auch leben, und da gab er ihm nicht den Rath, von der Luft, oder von Mondschein, zu leben, sondern von andern Worten, die aus dem Munde Gottes gingen. Daß es Gottesgelehrte gegeben hat, die hierunter verstanden, der Mensch müsse vom Bibellesen leben können, schadet nichts; ieder weis iezt, daß ein Wort, das aus dem Munde Gottes geht, auf deutsch etwas von Gott Geschaffenes und für den Menschen Esbares bedeute. Und da gibts denn freilich mehr esbare Dinge, als blos Brodt. Kartoffeln z. B. sind so ein Wort Gottes, wovon iezt Tausendmaltausende in Deutschland leben.

Es hat aber auch nichts zu sagen; unsere Weltweisen zeigen sich, wenn's zur Sache kommt, daß sie Folter ausstehen sollen, es sei nun die eigentliche oder die Hungerfolter, oder die

Schimpf-

Schimpffolter, oder die Gichtfolter, oder sonst eine andere Folter, ganz so als Menschen, wie die übrigen, und bestätigen dadurch den Grundsatz, daß es dem Menschen Pflicht sei, nicht nur seine sittliche, sondern auch seine sinnliche Natur zu besorgen, und daß er also das Recht habe, durch seine guten Handlungen nicht nur seine innere, sondern auch seine äuserliche Glückseligkeit zu befördern. Soll er diese ganz aufs Spiel setzen, so mus er dis schlechterdings seinem Wesen ungemäs finden; und die innere einzig und allein, wenn er weiter nichts haben soll, als sie, schaft ihm alsdann nur in seinen Augen Ersatz dafür, wenn er eine Ewigkeit hoffen kann, wo auch seine äuserliche Glückseligkeit in der Masse vollkommen sein wird, in welcher er sie hier durch gute Handlungen verlohr. Eine andere Sittenlehre, als diese, schickt sich wohl für Bäume und Steine, aber nicht — für Menschen.

Ists denn aber aus der blossen Naturbetrachtung auch wohl ausgemacht, daß man im künftigen Leben besser fahre, wenn man sich hier durch Tugendgesetze einzwänge, als wenn

man

man hier blos seinen Trieben folgt? — Welch eine Frage! Da der Mensch auf der einen Seite vorzugsweise vor allen übrigen Wesen zur Weisheit und Tugend, und auf der andern mit allen übrigen Wesen zur Glückseligkeit bestimmt ist: so bedarf es keiner Antwort weiter darauf.

Doch — zum Schlusse dieser Betrachtung! — Und wenn es der beste Mensch ist, wenn es ein Mensch ist, der wirklich aus blossem Pflichtgefühl das Gute, es koste ihm, was es wolle, schon gern thut, wird er das Gute nicht noch weit lieber thun, sobald noch ein Leben nach dem Tode ist? Und wäre es auch blos in der Hinsicht, daß seine innere Glückseligkeit dadurch noch dauerhafter würde, und daß er die Freude über seine guten Handlungen noch länger, ja ewig geniessen könnte, muß ihn nicht dieser einzige Gedanke noch stärker zum Guten antreiben? Dis ableugnen wollen, wäre offenbar Versatz, nur gegen die Wahrheit sein zu wollen. Nun ist es aber vermöge unserer sittlichen Natur auch Pflicht für uns, jeden Gedanken, der uns in Ausübung unserer Pflichten wesentlich stärken kann, festzuhalten. Die Hofnung auf un-

unsere Fortdauer im Tode stärkt uns offenbar in allen unsern Pflichten, besonders in den allerschwereſten derſelben — wir können ſie haben; denn es iſt möglich, daß wir fortdauern, — ſo müſſen wir dieſe Hofnung feſthalten, und es iſt Pflicht für uns, an unſere Fortdauer im Tode zu glauben. Dis gehört auch zur ſittlichen Ordnung, die ja eben darum, weil der Menſch durch ſeine Natur zur Tugend beſtimmt iſt, kein leerer Traum ſein kann. — — —

Ich geſtehe es, der jetzt betrachtete Beweisgrund wirkt am Ende ſtärker auf mich, als ich ſelbſt anfangs glaubte. Wohl mir, ach dreimal wohl mir! Nun, nun werde ich bald ganz im Lichte wandeln, ich, der ich erſt nichts, als Schatten des Todes, vor mir ſah.

---

## Zwanzigste Betrachtung.

### Siebenter Vernunftgrund.

Auf und weiter! — Nun will ich nicht eher wieder zurückſehen, bis ich ans Ende meiner Unterſuchungen gekommen bin. Wie freue ich mich ſchon im voraus auf die Wirkung, welche ſie zuletzt alle zuſammen auf mich machen werden! Doch ſoll mich dis nicht abhalten, fernerhin genau alles zu wägen, und nichts ſchwerer zu finden, als es iſt, aber auch — nicht leichter. — —

Eine der erſten Entdeckungen, welche unſer Verſtand an der Auſſenwelt macht, und die ſich uns hernach zeitlebens allenthalben, wohin wir nur blicken, wieder aufdringt, iſt dieſe, daß Alles, was um uns her da iſt, oder ſich ereignet, im Verhältnis der Urſachen und Wirkungen gegen einander ſtehe. Kaum haben wir dieſe Wahrnehmung gemacht, ſo bemerken wir auch bald, daß dieſes Verhältnis auf ewigen

Ge-

Gesetzen beruhe, und daß es ein Hauptgesetz dabei sei, daß einerlei Ursachen immer einerlei Wirkungen hervorbringen. Hierdurch werden wir, sobald wir fleissige Beobachter sind, in den Stand gesetzt, vieles, was geschehen wird, vorherzusagen, und man könnte diese Anstalt die Gerechtigkeitspflege in der Sinnenwelt nennen.

Bedarf es nun wohl erst noch eines Beweises, daß auch der Mensch dieser Einrichtung der Natur, und zwar nach denselben Gesetzen, unterworfen sein müsse? er, der auch von der einen Seite zur Sinnenwelt gehört, und dessen Körper aus denselben Grundstoffen zusammengesetzt ist, wie alles Andere? er, der so viel Kräfte in sich vereinigt, die alle Ursachen von Wirkungen, und oft von den grössesten Wirkungen, werden können? In welch einer Lage wäre er, wenn bei ihm das grosse Naturgesetz nicht gälte, daß einerlei Ursachen einerlei Wirkungen hervorbringen! Was sollte er thun, um dis oder jenes zu bewirken, wenn er nicht wüßte, daß diese oder jene Anwendung seiner Thätigkeit und der Gebrauch dieser oder jener Mittel dazu

den abgezweckten Erfolg hätte? Wenn dann immer etwas Anderes, oder gar das Gegentheil davon, herausſpränge: ſo wäre er ia recht dazu verdammt, das verwirrteſte unter allen Weſen zu werden; ſein Leben wäre ein wahres Blindekuhſpiel, und er ergriffe das beſte Theil, wenn nach er neun und neunzig ſolcher Erfarungen zur hundertſten weiter keine Luſt bezeigte, ſondern die Hände in den Schos legte, völlig unwirkſam würde und gar nichts mehr thäte. Aber — ſo iſt es nicht. Wenn er gräbt, wird wirklich ein Loch, wie er dachte; wenn er aufbauet, ſo entſteht wirklich eine Erhöhung; wenn er einem Ziele entgegen geht, ſo kommt er ihm wirklich näher, und nicht ferner; wenn er die Thüre aufmacht, öfnet ſie ſich ihm wirklich, und geht nicht noch feſter zu; wenn er iſſt, wird er wirklich ſatt, und nicht noch hungriger; wenn er Waizen ſäet, ſo erndtet er wirklich Waizen, und nicht Wickfutter; und wenn er Wickfutter ſäet, erndtet er wirklich Wickfutter, und nicht Waizen, u. ſ. w. Bis hieher findet in der That dieſelbe Gerechtigkeitspflege für ihn Statt, wie in der übrigen Sinnenwelt, und das allgemeine

meine Naturgesetz gilt auch bei ihm, daß einerlei Ursachen einerlei Wirkungen hervorbringen.

Seine sittlichen Handlungen sind von noch weit höherem Werthe, als die übrigen, folglich mus auf dieser Seite auch dieselbe Gerechtigkeitspflege für ihn sein. Gute Handlungen müssen immer gute Folgen, böse Handlungen böse Folgen haben. Jene heissen Lohn, diese Strafe. Tugend mus ihn also iederzeit glücklich, Laster iederzeit unglücklich machen; denn einerlei Ursachen müssen einerlei Wirkungen hervorbringen, und Handlungen verhalten sich zu Schicksalen, wie Ursachen zu Wirkungen. Der treue Arbeiter mus also immer fortzuarbeiten haben, der gewissenlose alle Kundschaft verlieren; der Mässige mus die dauerhafteste Gesundheit geniessen und das höchste Alter erreichen, der Unmässige kränkeln und früh sterben; der Sparsame mus reich werden, der Verschwender arm; der Gemeinnützige mus geehrt werden, der Selbstsüchtige verachtet; der Verträgliche mus Ruhe haben, der Zänker Streit; der Menschenfreund mus Schutz bekommen, der

Menſchenfeind Verfolgung; der Brauchbare mus befördert, der Taugenichts zurückgeſetzt werden, u. ſ. w.

Aber — hilf Himmel! wie unausſprechlich oft ſehen wir von dieſem allen das Gegentheil! Die höchſte Ungerechtigkeit waltet zwiſchen den Handlungen der Menſchen und ihren Schickſalen ob. Der gröſſeſte Theil des Reichthums befindet ſich in den Händen unwürdiger Menſchen, die ihn ſchon ererbten, und die ärgſte Verſchwendung damit treiben; dahingegen Tauſendmaltauſende wackerer Arbeiter in theuren Zeiten oft nicht Brodt genug haben. Treue und Biderſinn haben ſelten das Glück, Freunde zu finden; Falſchheit aber und Heuchelei und Liebedienerei finden ſie am erſten. Die Schwelger von guter Leibesbeſchaffenheit werden oft die älteſten; die mäſſigſtlebenden Menſchen kränkeln oft aus angeerbter Schwäche unaufhörlich, und ſinken früh ins Grab. Nichtswiſſer, ſobald ſie aus vornehmen Häuſern abſtammen, Gönner haben, oder ſich zu niderträchtigen Bedingungen hergeben, kommen ſchnell zu Ehren, und ſteigen

von

von einer Ehrenstelle zur andern, während daß die geschicktesten Menschen unaufhörlich zurückgesetzt werden, und es zuletzt kaum noch wagen, um die geringste Bedienung anzuhalten. Macht ist in den Händen derer, die sie misbrauchen; der Menschenfreund seufzt über Mangel an Kraft. Unverschämte Taugenichtse schmücken sich, wie die Krähe in der Fabel, mit fremden Federn, und werden bewundert; das bescheidene wahre Verdienst bleibt unerkannt. Je strenger Jemand in seinen Grundsätzen ist, desto mehr Widerspruch findet er; wer aber Alles billigt, zu Allem Ja sagt, sich zu Allem gebrauchen lässet, der hat allenthalben Ruhe, Zutritt und Mitgenus. Und bringts der Rechtschaffene endlich so weit, daß er eben den Lohn seiner Tugend schon ergreifen will, so springt im letzten Augenblick ein frecher Böswicht noch dazwischen, und windet ihm den Lohn aus der Hand.

So ist die Lage der Welt! Es bleibt weit mehr Gutes unbelohnt, als belohnt wird; es bleibt viel mehr Böses ungestraft, als gestraft wird. Es sind mehr Lasterhafte glücklich, als

Tugendhafte; mehr Tugendhafte unglücklich, als Lasterhafte. Der gemeine Mann, wenn er fehlt, wird gestraft; der Vornehme geht frei aus, oder kauft sich mit Gelde los; die Fürsten thun, was sie wollen, dünken sich über die Gesetze erhaben, und strafen den Unterthan, wenn er sündigt, wie sie. Der unschuldige Verführte wird auf der ersten That ertappt und gezüchtigt; der Meister in der Bosheit aber übt seine Laster unter dem Mantel der Tugend aus, und entschlüpft den Augen der Richter, oder treibt Spott mit den Gesetzen. Vielen geht alles für frei aus; ie ärger sie es treiben, desto besser haben sie's; sie leben dabei in Ueberflus, in Geräusch und abwechselnden Vergnügungen; mit ihrem Gewissen sind sie fertig; nicht nur Jahre lang gelingts ihnen, so zu leben, sondern wohl unaufhörlich, und am Ende wird ihnen auch noch die letzte Wohlthat, die Wohlthat eines plötzlichen Todes, zu Theile, so, daß sie vorher gar nicht leiden, weder an Schmerzen des Körpers, noch an Vorwürfen des erwachenden Gewissens. Andere hingegen, die die besten Menschen sind, und sich nicht die geringste

Ueber-

Uebertretung ihrer Pflichten verſtatten, ſind lebenslang arm, bis ans Ende verachtet und verfolgt, ſchleichen ſich zum Grabe hin, und haben weiter keinen Troſt, als den Tod, der wenigſtens alle ihre Leiden endet. Ja, Schelme und Diebe werden ſogar an den Füſſen der Altäre noch begraben, und mancher Unſchuldige kommt auf den Schindanger.

Dennoch iſt der Menſch zur Tugend beſtimmt; dennoch wird Gerechtigkeit in der ganzen Sinnenwelt gepflegt. Es mus alſo noch ein Zuſtand kommen, in welchem auch ſtrenge Gerechtigkeit für die ſittliche Welt Statt hat; es mus noch ein Leben bevorſtehen, wo eine vollkommnere Ordnung der Dinge es verſtatten wird, daß der Tugendhafte den Lohn nachbekommt, der ihm hier vorenthalten ward, und der Laſterhafte die Strafe nachempfängt, der er hier auszuweichen wuſte. Kurz, es mus jenſeits des Grabes noch alle die Vergeltung Statt finden, die diſſeits nicht Statt fand. Und wenn kein Gott wäre, Gerechtigkeit müſte ſein; denn ſie folgt unmittelbar aus dem

Wesen der Dinge. — — Denke doch nur an die Unzähligen, welche als die unschuldigsten Menschen auf Schlachtfeldern sich verbluten und fallen — ist es möglich, daß sie unbelohnt dafür bleiben sollen? Denke an die, welche durch gerichtlichen Meuchelmord umkommen — ist es möglich, daß sie keinen Ersatz dafür geniessen sollen? Wo aber sollen diese Ersatz, wo sollen iene Lohn bekommen, wenn mit ihrem Tode nicht ein neues Leben für sie alle anhebt? — — —

Dieser Beweis fällt allerdings stark auf; nur erblicke ich in der Ausführung desselben, wie sie hier geschah, Licht und Schatten zugleich.

Es steht offenbar gleich anfangs um seine Grundlage nicht richtig. Der Satz, daß einerlei Ursachen einerlei Wirkungen hervorbringen, ist nur unter der Bedingung wahr, wenn nichts dazwischenkommt, das die Wirkung hemmt, und die Ursache einer andern Wirkung wird. Jeder vernünftige Mensch hält daher auch mit seinen Weissagungen an sich, oder bringt sie doch nur bedingungsweise an den Mann. In der ganzen Natur um uns her

sind

ſind Beiſpiele gehemmter, vereitelter, verkehrter Wirkungen, und die gerühmte Gerechtigkeitspflege in ihr iſt eine bloſſe Einbildung. Mein Eichenwald z. B., der im vorigen Jahre herrlich anſetzte, und eine Maſt für Tauſende von Schweinen brachte, ſetzte in dieſem Jahre ebenſo herrlich wieder an; ein ungeheures Heer von Käfern aber überfiel ihn, und lies auch nicht ſo viel Eicheln zurück, daß ſich ein Schwein davon ſatt freſſen konnte. Meine Pfirſichbäume, welche im vorigen Frühling treflich blüheten, und im Herbſt eine trefliche Erndte brachten, blüheten in dieſem Frühjahre ebenſo treflich; ſie verdarben aber insgeſamt durch einen ſpäten Maifroſt. Ein Gewitter kommt mit vollem Winde nach uns heraufgezogen; eine Stunde von uns aber trift es einen Flus an, und zieht ſich an ſelbigem ſeitwärts weg. So iſts im Sinnlichen um uns her; ſo iſts im Sinnlichen mit uns ſelbſt. Machen wir ein Loch im lockeren Sande, ſo fällt das Loch immer wieder zu. Bauen wir mitten im Moraſt, ſo entſteht nimmermehr eine Erhöhung. Werfen wir die Kugel noch ſo gerade ab, und ſie ſtöſſt unterwegs

ſich an etwas, ſo verfehlen wir das Ziel. Wollen wir einen Stein, für den wir Kraft genug haben, wegwälzen, und es ſetzte ſich Jemand drauf, ſo kriegen wir ihn nicht von der Stelle. Und haben wir unſer Feld noch ſo gut beſtellt, am Tage vor der Erndte verdirbt oft ein Hagelſchlag unſere ganze Hofnung. Der Eine ſäet und erndtet nicht; der Andere erndtet, wo er nicht geſäet hat. Schlechte Witterung macht die vollkommenſte Beſtellung uneinträglich, auſſerordentlichgute die elendeſte ergiebig. Iſts nun in der ſinnlichen Welt ſo, wie ſolls in der ſittlichen anders ſein? Dazwiſchen kommende Umſtände können das Verhältnis zwiſchen den Handlungen der Menſchen und ihren Schickſalen ebenſo verdrehen und verkehren, wie allenthalben das Verhältnis zwiſchen Urſachen und Wirkungen. Die Tugend bleibt aus eben dem Grunde unbelohnt und das Laſter ungeſtraft, aus welchem Mancher ſäet und nicht erndtet, und Mancher erndtet, wo er nicht geſäet hat. Die Erndte verdirbt der Hagel; den Lohn der Tugend raubt ein Böſewicht. Ein Wind bringt Samen in den Garten, der aufgeht und Früchte trägt,

trägt, und ein Gönner befördert den Taugenichts, und bringt ihn zu Brodt und Ehre. Was in dem einen Falle Wind und Wetter thun, thun in dem andern Menſchen: das iſt der ganze Unterſchied; beides aber ſind dazwiſchenkommende Dinge, die die Wirkungen der Urſachen hemmen, und an deren Statt ihre eigenen hineinſchieben. Alles geht natürlich und nach einerlei Geſetzen zu. Wie es in dem Weſen der Dinge liegt, daß einerlei Urſachen, wenn ſie ungeſtört fortwirken, einerlei Wirkungen hervorbringen: ſo liegts auch in dem Weſen dazwiſchenkommender Dinge, daß einerlei Urſachen, weil ſie nicht ungeſtört fortwirken, nicht einerlei Wirkungen hervorbringen. — — Stehts aber um die Grundlage des Beweiſes ſo unrichtig, wie wills um den Beweis ſelbſt anders ſtehen?

Ich mag das, was ich ietzt geſchrieben habe, beleſen und wieder beleſen, ſo oft ich will, ſo bleibts eine Wahrheit, daß das Geſetz von einerlei Urſachen und Wirkungen nur unter der angeführten Bedingung gelte. Ich mus alſo an

der

der Allgemeinheit der Gerechtigkeitspflege in der sinnlichen Welt zweifeln, ohne dazu erst durch die spielende Frage bestimmt zu werden, ob es etwa auch ein Recht der Steine und Moose oder eine Gerechtigkeitspflege der Wellen und Feuerflammen gebe. Allerdings gilt bei Steinen und Moosen, bei Wellen und Feuerflammen dasselbe Gesetz von einerlei Ursachen und Wirkungen unter jener Bedingung. Und so folgt auch aus dem, was ich jetzt zugebe, daß dazwischenkommende Umstände den Tugendhaften unglücklich, und den Lasterhaften glücklich machen können. Vermag sich aber ein sittliches Wesen wohl dabei zu beruhigen, daß es in seiner Welt auch so verkehrt hergehe, wie in der Sinnenwelt, daß zwischentretende Umstände dem Ansehen und Erfolg nach die edelsten Handlungen in unedle, die unedelsten in edle, Tugend in Laster, Laster in Tugend, Recht in Unrecht, Unrecht in Recht, verwandeln können? Das Gerechtigkeitsgefühl liegt zu tief in der menschlichen Seele, und entwickelt sich zugleich mit der ersten Entwickelung der Vernunft; es ist also, wie die Vernunft, dem Menschen wesentlich

sentlich eigen. Der ungerechteſthandelnde Menſch ſiehts doch durch, und geſteht ſichs ſelbſt, daß er ſeiner Natur gemäſſer handeln würde, wenn er gerecht handelte; der Gewinn der Ungerechtigkeit verblendet ihn nur. Ja, was noch mehr iſt, er, der heute im Stande iſt, die gröbſte Ungerechtigkeit auszuüben, verlangt morgen Gerechtigkeit, wenn ihm das geringſte Unrecht geſchieht, und beklagt ſich ſehr darüber, wenn ihm die Gerechtigkeit verſagt wird, und ein Ungerechter hält ſich über den andern auf. Was ſollte auch aus der menſchlichen Geſelſchaft werden, wenn das Gerechtigkeitsgefühl ſie verlieſſe? Wie kann es aber im Menſchen erhalten werden, wenn das Schickſal ſelbſt mit Beiſpielen aller Arten von Ungerechtigkeit ihm vorgeht? Wird ihm nicht dadurch ein Wink gegeben, das Verfaren des Schickſals zur Richtſchnur ſeines Verfarens zu machen? Welch eine Forderung an ihn, daß er gerecht ſein ſolle, wenn ſeine Beſtimmung ſelbſt im Gewebe von Ungerechtigkeiten iſt, die an ihm, wie von einer unſichtbaren Hand, begangen werden! Soll er ſeiner ſittlichen Natur gemäs handeln, ſo mus der

Aus-

Ausfall seiner Handlungen auch seiner sittlichen Natur gemäs sein. Sein Gefühl für Gerechtigkeit verbürgt ihm also auch Gerechtigkeit für ihn selbst. Wenn diese nun iezt nicht immer für ihn erfolgt, weil sie iezt nicht immer für ihn erfolgen kann, und wenn es zugleich möglich ist, daß er im Tode fortdaure: wird er, wenn er besonders alle vorige Beweisgründe für seine Fortdauer noch dazu nimmt, nicht innern Zwang seines Wesens zum Glauben an ein Leben nach dem Tode fühlen? Sobald er dis annimmt, steht seine sittliche Natur mit einem Male wieder in voller Eintracht mit seiner Bestimmung da. Die Folgen seiner Handlungen sind nun nicht vernichtet und verlohren; sie werden nur aufgehalten durch dazwischenkommende Umstände dieser Welt, die mit seinem Tode aufhören, und dann den aufgehaltenen Folgen seiner Handlungen wieder freien Lauf lassen. Es wäre doch auch in der That zu viel Spott mit dem Berufe des Menschen zur Tugend getrieben, wenn der, welcher darauf ausgelernt hatte, Tugend zu erheucheln, und im Herzen der böseste Mensch war, sterbend noch

die

die leichtgläubige Welt auslachen, und nie als ein vermummtgewesener Böſewicht aufgedeckt werden ſollte. Traun, wer es mit der Tugend gut meint, der pflichtet dieſer Meinung bei.

Iſt es aber nicht offenbar übertrieben, wenn geſagt wird, daß mehr Laſterhafte, als Tugendhafte, glücklich, und mehr Tugendhafte, als Laſterhafte, unglücklich wären? Man kann ſich am Schickſal ſo gut verſündigen, als an der Menſchheit, und eine ſolche Behauptung iſt in meinen Augen eine wahre Sünde gegen das Schickſal. Nein, ſo arg iſts nicht. Ich glaube, daß dieſe Behauptung entweder eine Art von Zwergfellkrankheit ſei, oder daß ſie einem Menſchen nur in ſolchen Augenblicken entfaren könne, wenn er für ſich ſelbſt eine groſſe Ungerechtigkeit vom Schickſal erfärt, oder doch zu erfaren meint. Der Trieb, das ſchlecht zu finden, was ſchlecht iſt, kann auch Leidenſchaft werden, und man kann am Ende alles ſchlecht finden. Ich glaube übrigens zur Ehre der Menſchheit, daß alle andere Quellen der übertriebenen Meinung von Ungerechtigkeit des

Schicksals blos in irrigen Vorstellungen liegen. Diese will ich aufsuchen.

---

## Ein und zwanzigste Betrachtung.

(Fortsetzung der vorigen.)

Ich bin das, was ich mir vorgenommen habe zu thun, wirklich der Welt und dem Schicksale schuldig. Die irrigen Vorstellungen liegen auch gleich so aufgedeckt da, daß man sie bald finden kann. Bei dem empörenden Satze — „Es sind mehr Tugendhafte unglücklich, als Lasterhafte; mehr Lasterhafte glücklich, als Tugendhafte" — kommt alles darauf an, daß die Begriffe der Hauptwörter sowohl, als der Beiwörter, richtiger bestimmt werden. Ein Anderes ist es, wahrhaftigtugendhaft und wahrhaftiglasterhaft sein, oder es nur zu sein scheinen; und ebenso ein Anderes, wahrhaftigglück-

lich

lich und wahrhaftigunglücklich sein, oder es nur zu sein scheinen.

Daß in dem ganzen Beweise nur Rücksicht auf äuserliches Glück und Unglück genommen werde, fällt zu sehr in die Augen. Ich will aber auch einmal annehmen, daß äuserliches Glück das wahre Glück sei, und daß es also dem Tugendhaften auch vorzugsweise vor dem Lasterhaften zukomme: so entsteht doch die Frage, ob man nicht bei Schäzung der Menschen in Ansehung ihrer Tugendhaftigkeit und Lasterhaftigkeit unaussprechlichoft fehlen möge. Die Juden schlossen einst so — „Wer reich ist, wer wie die Gesundheit selbst aussiehet, wer lange lebt u. s. w., den liebt Gott. Wie würde er ihm sonst Reichthum, Gesundheit, langes Leben u. s. w. geben? Wen aber Gott liebt, der mus ein Gerechter sein. Und so im entgegengesezten Falle." Wir schliessen auf eine andere Weise oft ebenso falsch, und sehen ebenso Menschen für gut an, die es nicht sind, und Andere für böse, die es auch nicht sind. Mangel an Menschenkentnis überhaupt, an Beobach-

tungsgeist und an Gelegenheit, diesen oder jenen näher zu betrachten, Zufriedenheit mit dem äuserlichen Scheine, vorgefaſſte Meinung für oder wider den Gegenstand, machen, daß wir oft ein ganz falsches Urtheil über Andere fällen. Mancher kann sich ein recht frommes Ansehen geben, hütet sich vor öffentlichem Verstoß gegen bürgerliche Pflichten, spricht immer in tugendhaften Redensarten, prangt in Gesellschaften mit seinen Kentnissen, und ist im allgemeinen Gerede seiner Gutherzigkeit, Dienstfertigkeit und Menschenliebe. Wenn wir ihn dann nicht äuserlich glücklich sehen, so reden wir von Gewalt und Ungerechtigkeit des Schicksals, und rechnen ihn unter die unbelohnten Tugendhaften. Kennten wir ihn näher, wir würden ihm diese Ehre nicht widerfaren lassen. Wir würden alsdann einen Menschen an ihm erblicken, der hinter der frommen Aussenseite ein Erzschalk ist; der sich für den öffentlichen Zurückhalt und für die Genauigkeit, in Gesellschaften nicht gegen die gute Sitte zu verstoßen, in der Einsamkeit schadlos hält, wo er, von den Augen aller Beobachter entfernt, seinen Leidenschaften den Zügel schiessen

lässet;

läſſet; der ſich darüber kitzelt, wenn er durch ſchönklingende Worte ſeine Mitbürger für ſich eingenommen hat; der das Wenige, was er gelernt hat, bei ieder Gelegenheit aufzutragen weis, und der ſich ſogar Leute darauf hält, daß ſie das kleinſte Gute, das er ausübt, allenthalben bekanntmachen müſſen. Kurz, wir würden alsdann, ſtatt ihn für unbelohnt zu halten, ſagen, daß er noch mehr habe, als er verdiene.

Ebenſo läſſet auch Mancher ſchlechter und unwürdiger, als er iſt. Er verſtöſſt etwa oft gegen das Uebliche, oder hat die Gabe nicht, was er weis, von ſich zu geben, oder iſt in Geſellſchaften nicht verlaut, oder läſſet nichts Geräuſch- und Aufſehenmachendes von ſich hören, oder denkt nicht genug darauf, gewiſſe Schwachheiten, die er an ſich hat, zu verbergen, oder hat in ſeinem Leben einmal einen thörigten Streich begangen, den Andere immer von neuem zu erzählen ſich zur Pflicht machen, u. ſ. w. Wenn wir ihn nun äuſerlichglücklich ſehen, ſo beſchuldigen wir das Schickſal der Partheilichkeit, und zählen ihn unter die unge-

straften Lasterhaften. Eine genauere Kentnis seiner Person und seiner eigentlichen Denkart würde uns über unser Urtheil schamroth machen. Wir würden alsdann sehen, daß er seinen begangenen thörigten Streich schon zehenmal wieder gutgemacht habe, oder daß er neben der einen menschlichen Schwachheit, die er an sich hat, äuserstviel gute Seiten zeige, oder daß er den Mangel der Genauigkeit in unbedeutenden Dingen durch Strenge in den eigentlichen Pflichten ersetze, oder daß er bescheiden schweige, oder daß er sein Gutes im Stillen thue, daß er viel dergleichen thue, ohne sich damit breit und gros zu machen, u. s. w. Kurz, wir würden alsdann, statt ihn unter die ungestraften Lasterhaften und belohnten Unwürdigen zu zählen, vielmehr den Ausspruch thun, daß er mit Recht verdiene, was ihm das Schicksal gegeben hat.

Könnten wir so Alle und Jede der Wahrheit gemäs beurtheilen, unsere Schätzung würde gewis mehr zu Ehren der Gerechtigkeit des Schicksals ausfallen. Aber — wir kennen uns selbst oft nicht recht, geschweige Andere. Wie

es Schwermüthige gibt, die sich aller Sünden schuldig geben, von denen sie keine einzige begingen, so gibts auch eingebildete Heilige, die grobe Sünder sind, ihren Lastern nur feinere Namen geben, und immer Vorwänder bei der Hand haben, mit welchen sie iede abermalige Ausübung derselben beschönigen. Die Hand aufs Herz! ihr Ankläger des Schicksals, — wie mancher von euch, der sich ein Märtirer dünkt, würde ausrufen müssen: „mir ist gerade Recht geschehen!“ In Ansehung unserer Nebenmenschen bauen wir nur gar zu oft unser Urtheil blos auf das Urtheil Anderer über sie. Da hat denn nun aber ieder Mensch seine Freunde und Feinde, die ihn aus Vorurtheil und Leidenschaft bald besser, bald schlechter schildern, als er wirklich ist. Genug, es leuchtet in die Augen, daß Rechtschaffenheit noch immer der Weg sei, auf welchem der Mensch sein Glück am sichersten macht. Auch fehlts dem besten Menschen oft an der nöthigen Lebensklugheit, wodurch er sich selbst um allen Segen seiner Tugend bringt; dahingegen der Lasterhafte oft blos durch diese Klugheit den Mangel seiner Recht-

schaffenheit für sich zu ersetzen weis. Man mus aber nicht blos gut, sondern auch klug sein. Viele unserer ehrlichen Nebenmenschen haben das Herz auf der Zunge, und verrathen selbst ihre Absichten und Vorhaben, daß diese ihnen hernach immer vereitelt werden und fehlschlagen, und daß Andere erndten, was sie säen; Viele wissen nicht Zeit und Ort gehörig zu würdigen, und verderben dadurch Alles; Viele urtheilen unberufen über Andere und zu laut, und machen sich dadurch auf Lebenszeit die unversöhnlichsten Feinde; Viele sind bei ihrer Wärme für das Gute zu durchsetzend, zu ungestüm, und empören dadurch den grossen Haufen gegen sich; Viele sind in der Wahl ihrer Mittel zu übertrieben zärtlich, wollen durchaus keinen Fürsprecher haben, können sich nicht dazu entschliessen, einem mächtigen Gegner nur einmal auch blos zum Scheine nachzugeben, u. s. w. Lehrt denn dis Alles nicht die Erfahrung? Du, der du dieses nicht zugibst, nimm mir's wenigstens nicht übel, wenn ich das Schicksal gegen dich in Schutz nehme. Entweder du trittst erst in die Welt, und so urtheile noch nicht mit; oder du

warst

warst schon lange in ihr, und willst nicht sehen, was Jeder sieht, und so gilt dein Urtheil bei uns Uebrigen nichts.

Wie die Hauptwörter, so müssen auch die Beiwörter in dem Satze, daß mehr Tugendhafte unglücklich, als glücklich, mehr Lasterhafte glücklich, als unglücklich, wären, berichtigt werden. Angenommen noch einmal, äuserliche Güter machten das Glück des Lebens aus, müssen sie denn nun in sehr grosser Fülle da sein, wo sie glücklich machen sollen? Müssen sie alle beisammen da sein? Ich dächte, Genüge wäre auch Lohn für die Tugend; mus es gerade Ueberflus sein? Wozu hilft dieser? Schadet er nicht oft mehr dem, der ihn hat? Schadet er nicht besonders leicht seiner Tugend, und hat man nicht Beispiele genug, daß anfangs gute Menschen, sobald sie zu grossen Reichthümern und Ehren, zu Macht und Gewalt gelangten, schlecht wurden? Ebenso dächte ich auch, daß ein Gut den Mangel des andern ersetzte, sobald man nur ein dankbares Gemüth gegen das Schicksal hat. Man mus

nehmen, was man erhält, ohne darüber zu murren, wenn es das gerade nicht ist, was man haben wollte; man mus den Werth desselben sich recht vorstellen; man mus es geniessen und darauf sinnen, seinen Besitz und Genus für sich noch immer mehr zu erhöhen.

Wir halten also gewis viel Tugendhafte für unglücklich, die es gar nicht sind. Wir bedauren Manchen deshalb, daß er nicht mehr Aufsehen macht, nicht mehr hervorgezogen wird, und er befindet sich in seiner Verborgenheit so wohl, daß er gar nicht darnach verlangt, eine grosse Rolle in der Welt zu spielen. Wir beklagen es, daß Mancher kein Tonnenmann ist, der es doch vor Andern zu sein verdiente, und er will gar nicht von uns bedauert sein; denn er hat hinreichend für sich und die Seinigen, und ist damit zufrieden. Wir bemitleiden Manchen darüber, daß er nicht in allen glänzenden Gesellschaften erscheinen kann, und er lächelt im Schosse seines Hauses und in den Armen einiger Freunde, die sich dazu gesellen und ihn wie ihre Seele lieben, über alle grosse Zusammen-

künfte

künſte mit und ohne Pauken. Der wackere Arbeiter, der blos zur Miethe wohnt, findet in ſeiner blühenden Geſundheit mehr, als eigenes Haus und Hof, und in der bemooſten Hütte leben oft Mann, Frau und Kinder, die die Welt für elend hält, durch Eintracht von allen Seiten äuſerſtglücklich.

Ebenſo halten wir gewis auch viele Laſterhafte für glücklicher, als ſie in ihren eigenen Augen ſind. Da ſitzt der einſame reiche Böſewicht und wird ſeines Guts nicht froh. Entweder er wird bei aller Vorſicht doch zuweilen betrogen, und möchte ſich aus Verzweiflung darüber ſchier erhenken, oder er zittert vor ieder neuen Nacht, weil er ungebetenen Beſuch erwartet; oder er leidet an der Gicht, und gäbe gern, wenn der Schmerz recht anſetzt, ſein ganzes Vermögen dafür hin, von ihm befreit zu werden. Welcher geſunde Arme tauſchte mit ihm? Die erhabenſten Palläſte ſind oft von auſſen nur ſchön; wenn man hinein kommt, trift man nichts, als glänzendes Elend, an. Eiferſucht, Mangel an Seeleneinigung, Zank, Zwie-

Zwietracht, Rotten, Has, schier auch Mord, herrschen darin. Mann und Frau leben von einander getrennt; Söhne und Töchter schlagen aus der Art. Welcher glückliche Ehegatte, welcher glückliche Vater in den untersten Ständen gäbe gegen so einen täuschenden Pallast seine kleine friedliche Hütte hin? Es ist fürwahr nicht Alles Gold, was gleisst, und es steht nicht iedem Glücklichgepriesenen an der Stirn geschrieben, welches geheime Elend ihn drücke. Der Kluge verbirgt sein Leiden der Welt.

Sollte es nicht, wenn man dis alles zusammennimmt, als sonnenklare Wahrheit in die Augen leuchten, daß das Gerede von so vielen unbelohnten und unglücklichen Tugendhaften und von so vielen ungestraften und glücklichen Lasterhaften äuserstübertrieben sei? Kommt nun vollends dazu, daß der Begrif des Glücks offenbar zu enge sei, wenn man darunter blos äuserliche Glückseligkeit verstebt, daß die innere auch dazu gehöre, und daß diese eigentlich das wahre Glück des Menschen sei: so wird die Gerechtigkeitspflege des Schicksals noch mehr

ehren-

ehrengerettet. Die Menschen könnten sichs nur gar nicht abgewöhnen, bei dem Worte Glück immer zuerst und auch wohl gar noch zuletzt an Reichthum, Ansehen, Macht, Gewalt u. s. w. zu denken, und sie sollten doch aus Achtung für sich selbst anders darüber denken lernen. Wirft sich der Mensch nicht weg, wenn er der Welt ausser sich und ihren vergänglichen Gütern die Gewalt zugesteht, ihn glücklich machen zu sollen? Müste er nicht fest darauf bestehen, daß ihn nur sein eigenes Herz beglücken könne?

Nun, und zu dieser innern Glückseligkeit, die die wesentlichste ist, gelangt durchaus kein Lasterhafter; sie ist das ausschliessliche Eigenthum der Tugend und ihrer Verehrer. Zu äuserlichem Glück gibt es allerdings krumme Wege, Schleifwege, die das Laster betreten kann; doch ist der Weg der Tugend auch zu ihm der gerade und ehrenvollere. Zum innern Glück aber gibt es nur einen einzigen Weg, und das ist der, den die Tugend zeigt. Ist das nicht auszeichnender Vorzug genug für den Tugendhaften?

haften? Iſt das nicht die glänzendſte Gerechtigkeitspflege, die ausgeübt wird? Solchergeſtalt bleibt kein einziger Tugendhafter unbelohnt; ieder empfängt das wahre, das innere Glück; und kein einziger Laſterhafter bleibt ungeſtraft; ihnen allen wird das wahre Glück verſagt. Die Zufriedenheit mit ſich ſelbſt, der ſtille Beifall des eigenen Herzens, das Bewuſtſein ſeines Werths, ſeiner Güte und Nützlichkeit halten ſchadlos für allen Abgang äuſerlicher Güter, und der, welcher dieſe hat, ohne ein gutes Gewiſſen dabei zu haben, hat ſo viel, wie Nichts. Armer, Verachteter, von den Freuden der Welt Ausgeſchloſſener, wünſche nicht, tauſchen zu können mit dem vergoldeten Manne, der dort im glänzenden Staatswagen, mit vier Rappen beſpannt, zum feierlichen Tanze fährt! An ſeinem Herzen nagt ein Wurm, der nicht ſtirbt; in ſeinem Buſen brennt ein Feuer, das nie verlöſcht.

Wahr iſt dis alles; aber es beweiſet doch nur, daß nicht ſo viel Ungerechtigkeit des Schickſals auf Erden herrſche, als man Klage führt,

führt, keineswegs aber, daß vollkommene Gerechtigkeit, Gerechtigkeit, wie sie sein müsste, vom Schicksal ausgeübt werde. Der Unterschied zwischen wahren und vermeinten Tugendhaften und Lasterhaften mag seine vollkommenste Richtigkeit haben; es bleiben aber doch immer viel Wahrhaftigtugendhafte unbelohnt, und viel Wahrhaftiglasterhafte unbestraft. Und will man auf inneren Lohn und innere Strafe verweisen, so ist bereits gesagt worden, daß grosses äuserliches Unglück auch sogar den Genus des inneren Glücks störe. Der Mensch wäre nicht Mensch, wenn sichs so nicht verhielte. Anhaltende heftige Körperschmerzen z. B. müssen kleinmüthig und verzagt machen, der gute Leidende mag sich noch so sehr des Guten dabei bewust sein; im Druck grosser Armut, auf der Flucht vor rasenden Verfolgern mus der beste Mensch bei der Frage — warum geschieht mir so? — innere Traurigkeit empfinden; und wer immer verkannt, immer zurückgesezt wird, fängt endlich an, selbst an seinem Werthe zu zweifeln. Auf der andern Seite ist es auch Wahrheit, daß es äuserlich glückliche Lasterhafte gebe, die ihr inneres

neres Unglück gar nicht unglücklich macht. Es gibt Betrüger und Blutsauger, die durch eine lange Reihe von Unmenschlichkeiten reich wurden, und von keinem Wurme etwas fühlen, der an ihrem Herzen nage. Es gibt Wollüstlinge, die froh sind, daß das Feuer in ihrem Busen nicht erlöscht, weil sie solchergestalt immer Hitze abzukühlen haben, welches ihnen gerade recht ist. Ist es denn auch genug, den Rechtschaffenen blos mit innerer Glückseligkeit abzufinden, fals er sie auch wirklich ungestört genösse? Soll auf Erden Wohlleben nur für Nichtswürdige und Bösewichter da sein? Wer hat mehr Anspruch darauf, als der Tugendhafte, der das Wohlleben Anderer unaufhörlich befördert? Schlägt sein Herz nicht auch für sinnliche Freuden? Mus es ihm nicht durch die Seele gehen, wenn er sieht, das gerade seine Tugend es sei, wodurch er um sie gebracht wird?

So sehe ich denn mehr als zu gut ein, daß, ungeachtet alles dessen, was sich zur Rechtfertigung des Schicksals sagen lässet, der Beweis

aus

aus seiner mangelhaften Gerechtigkeitspflege unter den Beweisen für ein künftiges Leben seinen Rang behaupte. Gerechtigkeit mus in der sittlichen Welt sein, oder die ganze sittliche Welt wäre ein Unding. Hier ist sie nicht, wie sie sein sollte: so mus noch ein Zustand kommen, wo sie so sein wird, wie sie sein mus. Damit will ich nicht sagen, daß der Tugendhafte dort die äuserliche Glückseligkeit nachbekommen werde, welche ihm hier mangelte; es wird doch in der künftigen Welt auch genug äuserliche Glückseligkeit sein, und diese mus dann der gute Mensch in dem Masse besitzen, in welchem ihm iene hier mangelte, und vorzugsweise dort vor dem Bösewicht, wie dieser sie hier vor ihm hatte. Und diese seine vollkommene äuserliche Glückseligkeit mus den guten Menschen einst in den Stand sezen, auch seine innere ganz ungestört zu geniessen, und der Mangel an äuserlicher Glückseligkeit dort mus die Bösen dahin bringen, daß sie ihre innere Unglückseligkeit, die sie hier gar nicht empfanden, in ihrem ganzen Umfange empfinden. Ist dis, so sei es darum, daß der Lasterhafte hier die irdischen Güter in noch

so grossem Masse empfing; er empfing gerade das Geringere, und etwas muste er doch empfangen, damit auch Gerechtigkeit gegen ihn geübt würde, weil auch der schlechteste Mensch noch immer einiges Gutes thut, das doch auch belohnt werden muste.

Komme ich vollends auf die Vorstellung jener Tausende, an welchen die menschliche Rechtspflege Meuchelmord verübte, und auf die Vorstellung jener Tausendmaltausende, die von Jahrtausend zu Jahrtausend auf Schlachtfeldern fielen — — ja! ja! ruft mein Herz aus, es mus ein Leben nach dem Tode sein! Warlich, ein entsetzenerregender Gedanke, ein Gedanke, der hinreichend wäre, das sittliche Gefühl in der ganzen Menschheit zu ersticken und zu zernichten, wenn diese durch das Schicksal litten und stürben, ohne vom Schicksal je dafür Ersatz und Lohn zu erhalten! Auf die übrigen Märtirer in der Natur, welche als leblose, oder doch als unvernünftige Wesen für das Ganze aufgeopfert werden, darf man sich hierbei, wie schon gesagt, nicht berufen; ein Anderes ist es

mit

mit vernünftigen Wesen, die als Märtirer wissen, daß sie Märtirer sind. Diese müssen auch wissen sollen, daß sie für ihr Märtirerthum Schadloshaltung bekommen: oder sie wären Thoren im höchsten Verstande, wenn sie sich aufopfern liessen. Durch das Wissen des Märtirerthums bekämen sie ja vor leblosen und unvernünftigen Wesen eben einen Wink, sich ihm aus aller Macht zu entziehen.

Freudig schliesse ich diese Betrachtung, und schreibe es aus dem Innersten meiner Seele nider, daß sie mich in meinen Hofnungen auf ein künftiges Leben gar sehr gestärkt habe.

---

## Zwei und zwanzigste Betrachtung.

---

### Achter Vernunftgrund.

Nun komme ich auf den letzten Beweisgrund für meine Fortdauer im Tode. Hoch aufgestimmt zur Wonne will ich auch diesen noch in Erwägung ziehen; doch will ich aber dabei auf meiner Hut sein, daß mich nicht zuletzt etwa noch mein Herz in die Irre führe. — —

„„Der Mensch ist der letzte Zweck der ganzen Erdenwelt; als solcher kann er nicht Vernichtung fürchten dürfen, und wenn er durch tausend Tode gehen müste.““

Vor allen Dingen mus ich mir hier erst auf die Frage antworten — Liegt nicht, sobald man von Zwecken spricht, der Gedanke an ein vernünftiges Wesen dabei zum Grunde, das diese Zwecke sich vorsetzt — folglich hier der

Be-

Gedanke an die Gottheit? Ist dis, so mus ich den ganzen Beweis auf die Seite schieben; denn der Gedanke an die Gottheit soll sich in die erste Reihe meiner Betrachtungen wenigstens noch nicht einmischen. Ich will darüber nachdenken. — —

Rund um mich her in der Natur ist alles in Bewegung; alle Kräfte arbeiten. Auf die eine Arbeit folgt eine andere, auf diese wieder eine andere, u. s. f. Endlich steht nach vielen Arbeiten etwas Vollendetes da. Dis würde nicht da stehen, wenn die Arbeiten nicht vorhergegangen wären, und iede dieser Arbeiten würde nicht haben Statt finden können, wenn die vorhergehenden nicht Statt gefunden hätten. Ist es nun nicht einerlei, ob ich sage — die zweite Arbeit konnte nicht geschehen, wenn die erste nicht geschah, die dritte nicht, wenn die zwei vorhergehenden nicht geschahen, u. s. f.; und das Vollendete konnte nicht da stehen, wenn nicht alle diese Arbeiten vorhergingen — oder ob ich sage — die erste Arbeit geschah, damit die zweite geschehen könne, die zweite, damit

die dritte geſchehen könne, u. ſ. f., und alle Arbeiten zuſammen geſchahen, damit am Ende das iezt da ſtehende Vollendete da ſtände? Iſt es nicht Einerlei, ob ich ſpreche, aus der erſten Arbeit ſprang die zweite hervor, aus der zweiten die dritte, u. ſ. f., und aus allen Arbeiten zuſammen ſprang zulezt das vollendete Etwas hervor, — oder ob ich ſpreche — der Zweck der erſten Arbeit war die zweite, der Zweck der zweiten die dritte, u. ſ. f., und der Zweck aller Arbeiten, der Zweck aller dieſer Zwecke, der Hauptzweck, der lezte Zweck war das da ſtehende Vollendete? Kann ich nicht um ſo viel mehr auf die leztere Art ſprechen, wenn ich dieſelben Arbeiten tauſendmal auf dieſelbe Weiſe einander folgen ſehe, und am Ende immer daſſelbe Hervorgeſprungene erblicke? Ich kann alſo von Zwecken, von Anfangszwecken, von mittleren Zwecken und von lezten Zwecken der um mich her wirkenden Kräfte und aller der Anſtalten, welche in der Natur getroffen werden, reden, ohne dadurch in einen gegründeten Verdacht zu kommen, als trüge ich den Begrif eines Zwecks blos in die Natur hinein. Ich kann davon

reden,

reden, ohne dabei ſchlechterdings an ein vernünftiges Weſen, oder gar an ein höchſtes Urweſen denken zu müſſen, das dieſe Zwecke ſich ausdächte, entwürfe und feſthielte. Und ſo gehört der Beweisgrund vom Menſchen, als dem letzten Zwecke der ganzen Erdenwelt, allerdings in die Reihe meiner gegenwärtigen Betrachtungen.

Mus denn aber nicht Jeder, wer beſcheiden und ohne Anmaſſung einhergehen will, zugeſtehen, daß die Naturzwecke vor unſern Augen nichts weniger als aufgedeckt da liegen, daß deshalb von ieher ihrentwegen unzählige falſche Schlüſſe gemacht worden, die Andere wieder berichtigen wollten, deren Berichtigung wieder von Andern berichtigt ward, und daß die Menſchen noch in nichts ſo ſehr zurück ſind, als in der Lehre von den Zwecken der Dinge und Anſtalten um ſich her? Wie ſoll es nun vollends uns einfallen können, über den letzten Zweck eines ganzen Sterns und alles deſſen, was auf ihm vorgeht, zu urtheilen? Iſt dis nicht für ſo eingeſchränkte Weſen, als wir ſind,

die ärgſte Anmaſſung? Wird es nicht vollends lächerlich, wenn am Ende der kühne Menſch, welcher über den letzten Zweck der ganzen Erdenwelt abſprechen will, ſich ſelbſt als dieſen letzten Zweck hinſtellt?

Wer wird in Abrede ſein, daß wir von unzähligvielen Naturanſtalten die einzelnen beſondern Zwecke noch nicht anzugeben wiſſen? Folgt aber daraus, daß wir noch von keiner derſelben den Zweck mit Gewißheit ſollen angeben können? Wenn wir doch unzähligeſt geſehen haben, daß gewiſſe Anſtalten der Natur immer in derſelben ununterbrochenen Reihe auf einander folgen, und daß immer daſſelbe am Ende die Wirkung davon ſei: müſſen wir nicht mit lebendiger Ueberzeugung ſagen können — dis oder das iſt der Zweck dieſer oder jener Anſtalten? Das Waizenkorn z. B. hat einen Keim, der ſich entwickelt, ſobald er in die feuchte Erde gelegt wird; auf die Entwickelung folgt der Trieb; der Trieb gibt einen Halm, der Halm eine Aehre, die Aehre Blühte, die Blühte Körneransatz, der Körneransatz reife Körner; ſo ſagen wir

wir mit einer Wahrheit, die nichts zu bestreiten vermag; der Zweck des Keims im Waizenkorne sei Entwickelung, der Zweck der Entwickelung Trieb, der Zweck des Triebes der Halm, der Zweck des Halms die Aehre, der Zweck der Aehre die Blühte, der Zweck der Blühte der Körneransatz, der Zweck des Körneransatzes reifer neuer Waizen, und — der letzte Zweck des Keims im Waizenkorne sei, daß es viel andere ähnliche Körner bringen solle.

Daß wir in tausend andern Fällen die Naturzwecke nicht so genau angeben können, schadet nichts. Man spricht z. B. — Jede Erscheinung ist schon hinreichend in ihrer Naturursache gegründet; warum ruft ihr noch obendrein die Zwecke zu Hülfe? — Du rufst sie ja selbst zu Hülfe, der du so sprichst. Wenn die Erscheinung in ihrer Naturursache gegründet ist, so sagst du ja damit, daß iene der Zweck dieser sei. Warum soll denn nun nicht in dem, was erscheint, wieder etwas Folgendes gegründet sein, oder warum soll es nicht auch wieder einen Zweck haben? Lieber, suche diesen auf mit

mir! Darin beſteht ia der fortdauernde Wachsthum in Erkentnis, wozu die Menſchheit beſtimmt iſt, daß ſie immer nach und nach auf mehreren Seiten in die Zwecke der Natur bei ihren Anſtalten eindringe. Das führt endlich eben zur vollkommenen Erkentnis, daß erſt ganz falſche Schlüſſe über dieſen und ienen Naturzweck gemacht werden, daß nach einem Jahrhundert die Falſchheit dieſer Schlüſſe berichtigt, und wieder nach einem Jahrhundert die Berichtigung wieder berichtigt werde u. ſ. f. Endlich mus doch überall der rechte Fleck getroffen werden, und wir Menſchen können ihn ſuchen; ſo müſſen wir ihn ſuchen. Auch folgt daraus, daß wir von einzelnen beſondern Naturanſtalten die Zwecke noch nicht einſehen können, gar nicht, daß es mithin die ärgſte aller menſchlichen Anmaſſungen ſei, den letzten Zweck aller Anſtalten der Natur und der ganzen Erdenwelt angeben zu wollen. Es könnte ia wohl ſein, daß dieſer zum erſten ins Auge fiele, wie es denn auch wohl natürlich ſo ſein mus, und wenn dann nun der Menſch dieſen letzten Zweck gerade in ſich ſelbſt fände, weil

er

er ihn in ſich ſelbſt nur finden könnte, finden müſte — was wärs weiter? Sobald es doch Wahrheit iſt, warum ſoll ihm das Erkentnis der Wahrheit zu unleidlichem Stolze angerechnet werden? So wärs auch wohl Stolz von ihm, wenn er erkennte, daß er das einzige unter allen Erdenweſen ſei, welches nach Zweck bei den Erdenanſtalten fragen, und ihn aufſuchen könne?

„Mus denn aber gerade ein letzter Zweck von allen Naturanſtalten und von der ganzen Erdenwelt ſein? Iſt nicht vieleicht die ganze Vorſtellung davon eine leere Einbildung? Tragen wir ſie nicht etwa durch einen Aehnlichkeitsſchlus von uns in die Natur, und von unſerer Handlungsweiſe in die ihrige erſt über?“

Wie? eine ganz unüberſehbare Reihenfolge von Zwecken, deren einer immer wieder den andern begründet, ſollte ſich nicht zulezt in einen Allzweck vereinigen? Es ſollte in dieſem unermeslichen Kreiſe nicht auch ein Mittelpunkt ſein, auf welchen ſich alle Linien hinzögen?

Der

Der Mensch sollte bei allen seinen Anstalten einen letzten Zweck haben, — seine Glückseligkeit — und die Anstalten der Natur, die die seinigen an zweckmässiger Vollkommenheit unendlich übertreffen, sollten keinen letzten Zweck haben?

„Nun, so ist iedes Ding, das vollendet da ist, der letzte Zweck, wozu es da ist, selbst. Alle mittleren Zwecke führten zur Vollendung seines Wesens; so, wie sein Wesen vollendet ist, ist der letzte Zweck erreicht, — es ist glücklich. Die höchstmöglichste Vielheit aller Arten von Wesen sollte da sein; die höchstmöglichste Vielheit aller Arten von Glückseligkeit sollte genossen werden. Wer also nicht am letzten Zweck für iedes besondere Wesen, an der einzelnen Glückseligkeit desselben, genug hat, der nehme dieses als den letzten Zweck aller an. Jedes Wesen ist aber im Grunde für sich selbst da. Daß es hernach auch für Andere da zu sein scheint, ist zufällig, ereignet sich nur nebenher, und geschieht misbrauchsweise (abusive)."

Hier

Hier ſcheint mir eine Ungereimtheit auf die andere gehäuft zu werden. Wie? iedes Weſen wäre für ſich ſelbſt da? So wäre ia iedes Weſen für ſich eine Welt! Eine Welt aber beſteht aus unzähligen Weſen, die eben dadurch, daß ſie für einander da ſind, erſt eine Welt ausmachen. Und es iſt auch offenbar falſch, daß iedes Weſen für ſich ſelbſt da wäre. Wie ſind die Steine für ſich ſelbſt da? wie die Pflanzen? Iſt es möglich, hiermit einen vernünftigen Begrif zu verbinden? Ein Weſen, das für ſich ſelbſt da ſein ſoll, mus wenigſtens Empfindung haben; oder ſein Daſein für ſich ſelbſt iſt ein Gedanke ohne Sinn. Was für eine Art von Glückſeligkeit genöſſe denn wohl der Kieſel oder der Fels, der Kohlkopf oder die Eiche, daß dieſe für ſie ſelbſt der letzte Zweck ſein könnte, und daß dieſe einzelnen undenkbaren Zwecke am Ende den letzten Zweck der ganzen Erdenwelt, die höchſtmöglichſte Vielheit aller Arten von Glückſeligkeit hervorbringen helfen ſollten? — Und, daß die Dinge zugleich für andere da ſind, geſchähe nur nebenzu, zufälliger Weiſe, abusive? Wovon ſollten denn

un-

unzählige Thierarten leben und glücklich sein, wenn sie die Pflanzenwelt nicht hätten? wovon ebenfals eine grosse Menge von Thierarten, wenn sie mit andern Thierarten sich nicht äseten? Wenn nun iene durchaus nicht ohne Pflanzen, diese schlechterdings nicht ohne kleinere, schwächere und dümmere Thiere fortdauern können — und fortdauern sollen sie doch wohl? — nehmen sie ihre Fortdauermittel abusive von ihnen? Sind sie nicht vielmehr ausdrücklich an diese gewiesen? Und heisst dis etwas Anderes, als — diese sind für sie da?

„Wohlan, so sei immer Eins für das Andere da! Die lezten Zwecke der einzelnen Dinge durchkreuzen sich also, ohne sich irgendwo in einen allerlezten Allzweck zu vereinigen. Es ist hier an keinen Mittelpunkt zu denken; es ist ein ewiger Umlauf, von dem man nicht sagen kann, wo er anfange, oder wo er aufhöre.“

Ja, der Meinung bin ich selbst, daß zunächst iedes empfindende Wesen für sich selbst da sei, daß aber auch alle empfindende Wesen,

wie

wie alle empfindungslose Wesen, zugleich für andere Wesen da sind. Allein — erreichte die Vollkommenheit der Einrichtung der Erdenwelt nicht alsdann ihre höchste Höhe, wenn es am Ende auch eine Wesenart gäbe, für die Alles, nachdem es erst blos für Andere, oder erst für sich und dann für Andere da gewesen ist, in Masse da wäre, und zu deren Glückseligkeit Alles, Alles, unmittelbar und mittelbar, Beitrag leisten müste? Und ist dis nicht auf den ersten Anblick gleich der Mensch?

„Der Mensch wäre dis??? Trift die Natur nicht die fürchterlichsten Anstalten wider ihn, und offenbar zu seinem Untergange? O Erdbeben! O Pest! Und wie viel Wesen sind dem Menschen offenbar schädlich! Wie viel giftige unter den Pflanzen gibt es! Wie viel giftige unter den Thieren! Statt, daß alles Andere sich in dem Mittelpunkte vereinigen sollte, für den Menschen am Ende da zu sein, könnte man vielmehr behaupten, daß sich am Ende alles in dem Mittelpunkte vereinigte, sein Verderben zu stiften; denn es ist Nichts, Nichts, was ihm nicht den Tod zuführen kann.“

So

So fürchterlich dis klingt, so lässet sich doch auf das beruhigendste darauf antworten. Erdbeben, Pest u. d. m. sind nicht Anstalten, die die Natur zum Verderben des Menschen trift, sondern nur Ereignisse, die aus den für den Menschen getroffenen allerwohlthätigsten Anstalten nothwendig folgen müssen. Sollten sie den Menschen nicht treffen, so hätten diese allerwohlthätigsten Anstalten nicht getroffen werden können. Diese wurden aber getroffen für die ganze Menschheit, und unter jenen Ereignissen leidet nur ein Theil der Menschheit. Erdbeben gäbe es allerdings nicht, wenn die Erde in ihrem Innern nicht so eingerichtet wäre, wie sie eingerichtet ist; wäre sie aber nicht so eingerichtet, wie sie ist, so könnte sie von Menschen gar nicht bewohnt werden. Und ebenso gäbe es auch gewiß keine Pest, wenn es keine Sonne gäbe; was wären aber die Menschen ohne Sonne? Hieraus folgt also nichts. Man rede nur nicht von fürchterlichen Anstalten, die die Natur zum Verderben des Menschen treffe; man rede von den allerheilsamsten Anstalten der Natur für die Menschheit im Ganzen, aus welchen hernach

nach unumgänglichnothwendiger Weiſe verderbliche Ereigniſſe für Theile der Menſchheit entſpringen.

Was die Weſen betrift, welche dem Menſchen ſchädlich ſind, ſo mus man ebenfals nur genauer darüber nachdenken, um ein richtigeres Urtheil darüber zu fällen. Die Zwecke, zu welchen die Gifte durch die ganze Natur verbreitet ſind, gehören allerdings in denienigen Abſchnitt der Abhandlung von den Naturzwecken, in welchem die Menſchen noch nicht gehörig bewandert ſind; allein wir können doch auch ſchon genug zu unſerer Beruhigung darüber ſagen. Die Natur ſelbſt hat auch Gegengifte bereitet. Unter den giftigen Pflanzen gibt es viele, die durch leichte Mittel ihres Gifts beraubt, und zum geſunden Nahrungsmittel für Menſchen umgeſchaffen werden können. Andere dienen Thieren zur Nahrung, welche der Menſch ohne Schaden genieſſt, oder die von andern Thieren verzehrt werden, welche hernach der Menſch ohne Schaden für ſeinen Tiſch benuzt. Iſt das Gift durch verſchidene Umwandlungen ge-

gangen, ſo hört es auf, dem Menſchen Gift zu ſein. Kennt der Menſch das Gift erſt, ſo kann er es gebrauchen, um ſchädliche Thiere damit auf die Seite zu ſchaffen. Der Nutzen der giftigen Thiere iſt gewis auch für uns viel gröſſer, als wir denken. Vieleicht ſtehen ſie deshalb um uns her, um durch Einſaugung des Gifts aus der Luft, den wir ſonſt einſchlucken müſten, erſt Giftableiter, und dann für uns unſchädliche Giftbehälter, zu werden. Und welchen andern mannigfaltigen Vortheil haben nicht Gifte für uns, ſobald wir ſie nur nicht an die Naſe, oder gar in den Mund, bringen! Beſteht denn aller Nutzen, den die Dinge für uns haben, blos darin, daß wir ſie eſſen und trinken, und daß ſie unſere Gedärme durchwandeln? Man frage den Handwerker, den Kaufmann, den Künſtler, den Farbenmacher, um hierauf gehörig zu antworten! — Was aber vollends den Satz betrift, daß ſich Alles um den Menſchen her gleichſam aufbiete und vereinige, ihn zu zerſtören, und daß ihm Alles den Tod bringen könne, ſo gebe ich gern zu, daß nichts zu denken ſei, woran nicht ſchon ein

Menſch

Mensch starb; aber — dazu hat der Mensch seine Vernunft, daß er nicht daran sterben solle, und wenn er diese gehörig ausbildet und anwendet, so kann ihn nichts, nichts zerstören, als — seine eigene Zerstörbarkeit, und es gibt weiter keinen giftigen Zahn für ihn, als — den Zahn der Zeit, der freilich am Ende alles zernagt.

Hier ist mir, als träte Jemand auf und spräche — Am Ende darf der Mensch auch wohl behaupten, Sonne, Mond und Sterne wären für ihn da? Die ganze Großsprecherei, daß er der letzte Zweck der ganzen Erdenwelt sei, gründet sich doch nur auf die Herrschaft, welche er über Alles an sich zu reissen gewußt hat, und auf die Gewaltthätigkeiten, welche er überall ausübt. Spricht er doch wohl gar, die Vögel sängen für ihn, da doch offenbar ist, daß sie für ihre Weiblein singen. Spricht er doch, die Wiesenblumen blühten für ihn, da doch jeder siehet, daß die Bienen erst Honig aus ihnen sammlen, und die Rinder sie hernach abweiden.

Immerhin mögen die Bienen aus den Wiesenblumen den Honig sammlen, und die Rinder sie abweiden; die Bienen sammlen den Honig für uns, und die Rinder fressen sich für uns davon fleischigt und fett; und zum blossen Honigbehälter und Rinderfras brauchten die Wiesenblumen doch so schön nicht geschmückt zu sein. Immerhin schlage die Nachtigall für das Weibchen, und ieder Vogelhan singe für seine Sie, um ihr zur Brütezeit die Langeweile zu vertreiben; über die grössere oder geringere Vortreflichkeit seines Gesangs urtheilt doch nur der vernünftige Mensch. Und wäre die Erde der einzige Wandelstern, den die Sonne erleuchtete, so könnte der Mensch, für den die ganze Erdenwelt da ist, mit Recht auch sagen, er sei auch der letzte Zweck des Sonnenscheins. Die Herrschaft aber, welche der Mensch über Alles ausübt, ist und bleibt, sobald er sie nur menschlich ausübt, d. h., nichts ohne Noth quält, und nichts zerstört, um nur zu zerstören, ein Beweis dafür, daß für ihn zuletzt alles Andere da sei. Wie kann eine solche Herrschaft als Etwas betrachtet werden, das er

ab-

abusive habe, und widerrechtlich an sich reisse? Folgt sie nicht unmittelbar aus seiner höheren Natur, aus seiner Vernunft? Wenn der Stein nicht abusive wächset; wenn die Pflanze nicht abusive ihre Nahrung aus Luft und Erde an sich zieht; wenn das Thier nicht abusive sich äset; so ists auch nicht einzusehen, wie der Mensch abusive handle, wenn er Alles, was er in seinen Nutzen verwandeln kann, wirklich in seinen Nutzen verwandelt. Wer dis thun kann, der hat auch Beruf, es zu thun, und er handelt alsdann nicht abusive, wenn er es thut. Kann nun der Mensch die ganze Erdenwelt in seinen Nutzen verwandeln, so ist auch die ganze Erdenwelt für ihn da; und ist die ganze Erdenwelt für ihn da, so ist er auch der letzte Zweck der ganzen Erdenwelt. — —

Jedoch es gibt noch eine andere Vorstellung, die diesen Satz ausser allen Zweifel setzt. Diese will ich auf meiner Lieblingsanhöhe anstellen.

---

## Drei und zwanzigste Betrachtung.

### Beschlus des vorigen.

O wie himmlisch ist es heute hier auf dieser Höhe! Welch ein Anblick die grosse weitausgedehnte Landschaft umher mit ihren Saatfeldern und Wiesen, mit ihren Höhen und Tiefen, mit ihren Feldwassern, Schmerlenbächen und Flüssen, und mit ihrem schönen blauen Waldkranze, der sie ringsunten am Rande des Gesichtskreises umflicht! Und wenn Alles, was da unten einzeln da ist, auch blos für sich selbst zuerst, und dann für sich unter einander, da wäre, für wen ist wohl der Ueberblick des Ganzen da? Und ach, reizende Natur! umsonst wärest du so herrlich geschmückt, wenn dein Mensch nicht wäre, der dich in deinen Reizen bewunderte! Mag doch Alles, was da ist, für sich selbst da sein, schön ist nichts für sich selbst da. Mag

doch

doch Alles, was da ist, für sich unter einander da sein; schön ist doch einzig und allein Alles nur für den Menschen da. Der letzte Zweck des Schönen auf und an der ganzen Erdenwelt ist offenbar der Mensch. Wer ausser ihm hat Empfänglichkeit dafür?

Auch ists nicht genug, daß da unten die höchstmöglichste Vielheit aller Arten von Wesen da sei; nicht genug, daß da unten die höchstmöglichste Vielheit von Glückseligkeit aller Art genossen werde: alle da unten sich befindende Wesen wissen nichts davon, daß sie in höchstmöglichster Artenvielheit da sind, alle da unten glückliche Wesen wissen nicht, daß auf Erden die höchstmöglichste Vielheit von Glückseligkeit aller Art genossen werde. Das Wissen hiervon ist nur dem Menschen eigen, und so vereinigen sich alle diese wohlthätigen Anstalten der Natur in der Anstalt für ihn, aus den Freuden, die Alle geniessen, noch eine ganz besondere Freude zu schöpfen, die Freude, Alles um sich her freudig zu sehen. O wie ist der Mensch ihr letzter Zweck!

Durch den allgemeinen Ueberblick des schönen Ganzen wird der Mensch angereizt, die Schönheit des Ganzen zu zergliedern, einzelne Theile desselben, ihre Verbindung unter einander, und ihre Verhältnisse gegen einander und gegen das Ganze zu betrachten; und — wie staunt er da erst die Herrlichkeit der Natur an! Bisher bezauberte ihn nur ihre sinnliche Schönheit und höchstens ein dunkles Gefühl ihrer Ordnung und Vollkommenheit; nun dringt er in diese Ordnung und Vollkommenheit selbst und tief und immer tiefer ein, und ie mehr er dis thut, desto mehr wird er zur Entzückung über das Grosse, Erhabene und Zweckmässige, welches er in allen Anstalten der Natur antrift, hingerissen. Dis war das letzte, was auf iedem Stern geschehen muste, dis war die Vollendung iedes Sterns, daß auf iedem Stern eine Art von Wesen stände, die ihn mit tiefem Gefühl der Grösse aller Anstalten auf ihm bewunderte. Diese Wesenart steht dadurch an der Spitze des ganzen übrigen Wesenheers auf ihm, und ist sein letzter Zweck. Auf der Erde ist dis ausschlieslich der Mensch. Noch ist kein

anderes Wesen ausser ihm entdeckt, und wird auch keins entdeckt werden, das den Sinn, wie für Schönheit überhaupt, so besonders für geistische Schönheit, mit ihm theilte. So ist und bleibt der Mensch der letzte Zweck der ganzen Erdenwelt. Wer allein im Stande ist, die Zwecke der Wesen und Anstalten auf Erden zu suchen und zu finden, der mus selbst der Hauptzweck der Erde sein. Was liesse sich auch weiter hinaus noch für ein Zweck aller Ordnung, Vollkommenheit und Schönheit der Erdenwelt denken, als der: daß, wenn dadurch die möglichste Glückseligkeit aller möglichen Arten von Wesen bewirkt worden ist, eine höhere Art von Wesen, eine Geisterart, durch Betrachtung dieser Ordnung, Vollkommenheit und Schönheit noch zur Weisheit und Tugend erzogen werde? Gewis, gewis, der weise und gute Mensch, der erst die grossen Anstalten der Natur gros findet, und dann im Kleinen nachahmt, und nach dem Muster derselben mitten in der grossen Welt wieder sein eigenes Weltlein bauet, mus der letzte Zweck der Erde und aller Anstalten und Wesen auf ihr sein.

Folgt nun aber auch hieraus, daß der Mensch also auch keine Vernichtung fürchten dürfe, und wenn er durch tausend Tode gehen müßte? Hierauf kommt nun noch Alles an, und darum will ich auch noch meine ganze Aufmerksamkeit darauf richten. — —

Ueber Vergänglichkeit und wirklichen Vergang aller andern Dinge um uns her werden wir bald mit Denken fertig. Da sie blos untergeordnete Zwecke sind, so betrachten wir sie auch nur als Mittel, welche die Erreichung des Hauptzwecks, die Bildung des Menschen zur Weisheit und Tugend, befördern sollen. Alle Mittel aber kommen auf die Seite, sobald sie ihre Dienste geleistet haben, und an ihrer Statt werden wieder andere hervorgesucht. So ist selbst unser Körper das Mittel aller Mittel, Weisheit und Tugend aus Betrachtung der Erdenwelt zu sammlen, und so sind wir auch über Vergänglichkeit und Vergang des Körpers sogar beruhigt, und finden darin nichts Widersprechendes, sobald wir wissen, daß der Tod nur Körpertausch sei. Sollte

sich

ſich aber die menſchliche Vergänglichkeit weiter erſtrecken; ſollte auch der weiſe- und gutgewordene Geiſt des Menſchen im Tode aufhören zu ſein — — wozu wären denn nun alle die unbeſchreiblichgroſſen, bewunderns- und erſtaunenswürdigen Anſtalten, um ihn weiſe und gut zu bilden, in der Natur getroffen worden? Wozu wäre am Ende die Erde ſelbſt da? Iſt es vernünftig, zu glauben, daß zuletzt nach allem Weſen und Gewirr, das auf ihm getrieben ward, ein ganzer Stern umſonſt da ſei? Und iſt er dis nicht, ſobald auch ſogar ſein Hauptzweck verlohren geht?

Doch — verleitet mich nicht etwa blos der grelle Ausdruck — verlohren gehen? Wie kann man ſagen, der Hauptzweck der Erde geht verlohren, wenn der Menſch in der That weiſe und gut auf ihr geworden iſt? War es denn dis nicht, wozu alle die groſſen bewunderns-würdigen Anſtalten der Erdenwelt getroffen wurden? Geſchieht es nun, ſo iſt ja der Hauptzweck derſelben erreicht. Was ſoll denn weiter geſchehen?

Hier-

Hierauf könnte ich erſtlich erwidern, was ſchon ausführlich geſagt iſt, daß nur wenig Menſchen ſo weit kommen, daß ſie weiſe und gut werden. An den übrigen allen geht alſo der Hauptzweck der Erde im eigentlichen Verſtande verlohren und bleibt unerreicht. Und wie, wenn es wahr iſt, daß kein einziger Menſch ſo weiſe und ſo gut wird, als er bei längerem Leben hätte werden können? ſo ginge ja der Hauptzweck der Erde überall und bei der ganzen Menſchheit verlohren. Doch — ich will mich hierbei nicht aufhalten; mich winkt noch ein ganz anderer Gedanke an ſich hin. Geſetzt nun auch, nicht blos hier und da ein einzelner Menſch, ſondern die ganze Menſchheit, bildete ſich zur Weisheit und Tugend aus; geſetzt, alle Menſchen würden ſo weiſe und gut, als ſie nur werden könnten; wozu wären denn alle Menſchen ſo möglichſtweiſe und möglichſtgut geworden, wenn der Tod Vernichtung für ſie würde? Auf dieſe Frage mögen doch die erſten Weltweiſen aller Zeitalter antworten; ich bin begierig, ihre Antwort zu hören.

Der Hauptzweck eines ganzen Sterns mus etwas Dauerndes, etwas Ewigdauerndes und Unvergängliches sein; oder es ist nicht einzusehen, wozu er hätte erreicht werden sollen. Ist nun über den weise- und gutgewordenen Menschen hinaus weiter nichts von höherem Zweck der Erde zu denken — was ist das für ein Einfall, zu sagen, der Mensch ist hier weise und gut und durch Weisheit und Tugend glücklich geworden; Folglich ist der Hauptzweck der Erde erreicht?! Wozu ist er es, denn nun geworden, wenn er es hernach nicht mehr sein soll? Was hilfts denn in aller Welt weiter, was ists denn weiter, wenn eine gwisse Wesenart vor allen übrigen Wesenarten vorzüglich glücklich gewesen ist? Also — gewesen, gewesen! Nun, das ist etwas Rechts. Warlich, lachen aus Unwillen möchte man schier darüber! Wie klängen die Fragen — hast du nicht Lust, Xerxes, Alexander, Cäsar gewesen zu sein? Doch weg mit diesen Geisseln und Knuten der Menschheit! Also lieber — hast du nicht Lust, Homer, Anakreon, Pindar — Plato, Aristoteles, Euklides — Thucidides,

Xeno-

Xenophon, Polibius — Sokrates, Jesus, Epiktet gewesen zu sein? Gewesen ist vorbei, und ob das, was gewesen ist, gewesen wäre, oder nicht. Ist der Mensch im Tode wieder das, was er vor seiner Entstehung war, — d. h. Nichts — so hätte er lieber in seinem Nichts gelassen werden mögen. Wozu hat er den Rundgang aus Nichts in Wiedernichts gemacht? Antwort — Zu Nichts und zu Wiedernichts!!! O der unerträglichen, mit aller Vernunft unvereinbaren Antwort! Je mehr ich hierüber nachdenke, desto schwindelnder wird mir zu Muthe. So wäre also Alles, Alles eine bloße vorübergehende Erscheinung, und das Leben des Menschen und die Erdenwelt mit allen ihren Anstalten wäre Schattenspiel an der Wand.

Aber — was fällt mir ein? Der Hauptzweck der Erde sind ja nicht die einzelnen Menschen, sondern die Menschenart, die Menschheit — stirbt denn diese aus? Wird diese nicht vielmehr in der That von Zeit zu Zeit immer weiser und besser? Wie kann man sagen, daß

durch

durch Vernichtung des Menschen im Tode der Hauptzweck der Erde verlohren gehe? Durch Aussterben der Menschenart, der Menschheit, ginge er erst verlohren. So aber wird er immer mehr und mehr erreicht. Jedes neuankommende Geschlecht kann nun den Nachlas von Weisheit und Tugend der Vorwelt zur Grundlage machen, und darauf weiter fortbauen; das künftige wieder, und so fort, bis in alle ewige Ewigkeiten.

Auch hierbei kann ich mich nicht beruhigen. So müste doch endlich einmal ein Geschlecht erscheinen, das am höchsten Ziele aller Erdenweisheit und aller Erdentugend stände. Mit diesem also ginge Stillstand an. Soll es nun das letzte Geschlecht sein, oder nicht? Ist es das letzte, so ist es doch dem Tode unterworfen, wie alle vorhergehenden. Was sollte selbigem vom grossen Gesetze des Todes eine Ausnahme schaffen? Wozu sind aber alsdann, wenn es auch gestorben ist, noch Anstalten auf Erden für die Menschheit da? Soll die Erde selbst etwa auch dann vergehen? Wozu ist nun

die

die Erde da gewesen??? Ist nun aber das Menschengeschlecht, welches am Ziele aller Erdenweisheit und aller Erdentugend steht, nicht das letzte: was sollen die kommenden Geschlechter beginnen? Stillstehn am Ziele doch wohl nicht? Gehen müssen sie. Vorwärts können sie nicht mehr gehen; also — rückwärts? Entsetzliche Bestimmung der Menschheit! Also so durch tausend Geschlechtsfolgen bis ans höchste Ziel der Menschheit vorwärts gehen, und dann, wenn es erreicht ist, durch tausend Geschlechtsfolgen wieder zurück bis zur Thierheit gehen; und dann wieder eben so vorwärts, und wieder eben so zurück, und das in alle ewige Ewigkeiten — o! Wem zu Ehren würde denn dis Schauspiel aufgeführt?

Gott etwa zu Ehren? — Noch soll der Gedanke an ihn sich nicht in meine Betrachtungen mischen. Ich dächte aber auch, so ein Allweiser sähe sich bald an dem ganzen menschlichen Wesen und Wirren auf Erden satt, und hätte genug daran, wenn er solches nur einmal gesehen hätte.

Auch

Auch ſteht es um den Nachlas menſchlicher Weisheit und Tugend gar nicht ſo, wie vorgegeben wird. Die Meinung vom immerwährenden Fortſchreiten der Menſchheit in Erkentnis und Sittlichkeit wird durch die ganze Weltgeſchichte widerlegt. Nicht nur einzelne Künſte und Wiſſenſchaften ſind wirklich wieder verlohren gegangen, ſondern die Menſchheit iſt auch zuverläſſig ſchon oft ſo weit, und vieleicht noch weiter, geweſen, als iezt. Geiſteskultur und Menſchlichkeit wandern von Himmelsſtrich zu Himmelsſtrich; die Religion ſelbſt macht die Wanderung mit. Ja, es hat allgemeine Erſchütterungen und Verheerungen des Erdbodens gegeben, die die lebenden Weiſen und die Bücher der todten zugleich zerſtörten, und den kleinen überbleibenden Theil der Menſchheit um alle Weisheit der Vorwelt brachten. Und — wer kennt nicht die verderblichen Einflüſſe der Kriege auf menſchliche Sittlichkeit? Ein einziger allgemeiner Krieg hat oft den ganzen geſitteteren Theil der Menſchheit in der Tugend unausſprechlich wieder zurückgebracht. Erſt müſſen die Kriege aufhören, ehe an immerwährendes

Steigen der Menschheit in Tugend zu denken ist! wann aber werden diese aufhören? Erst müssen die Erdbeben aufhören, ehe der ewige Wachsthum der Menschheit an Weisheit mehr, als ein süsser Traum, sein wird; nie aber werden diese aufhören. Eine Wesenart, die solche Staatserschütterungen leidet, kann sich nie zur höchsten sittlichen Höhe emporheben. Ein Stern, der solchen Naturerschütterungen ausgesetzt ist, kann nie der Wohnplatz für Vollkommenweise werden. Die Menschheit steigt bald, bald sinkt sie; bald geht sie vorwärts, bald rückwärts. Ist also die Ausbildung der Menschheit im Ganzen, die Ausbildung der Menschenart, der Hauptzweck der Erdenwelt, so fällt es in die Augen, daß durch die Sterblichkeit ihrer einzelnen Glieder der Hauptzweck der Erdenwelt verlohren gehe, wenn die Sterblichkeit Vernichtung für diese ist. Nur dann bleibt der Hauptzweck der Erde unverlohren, wenn nicht nur die Wesenart, Menschheit genannt, nicht ausstirbt, sondern wenn auch die Einzelnen, welche sie ausmachen, bei aller ihrer Sterblichkeit doch unsterblich sind. Und so

folgt

folge daraus, daß der Menſch der letzte Zweck der ganzen Erdenwelt iſt, allerdings, daß der Menſch im Tode fortdauern müſſe. So, nur ſo empfängt das menſchliche Leben einigen Werth; ſo, nur ſo erhält der Anblick der ganzen Erdenwelt erſt Würde. Die Erdenwelt ſelbſt wäre ſonſt ein bloſſer Guckkaſten. — Iſt aber der Geiſt des Menſchen unſterblich: ſo hat die Erde einen erhabenen und weſentlichen Zweck; ſo empfangen alle bewundernswürdigen Anſtalten auf ihr erſt wahre Bewunderungswürdigkeit; und ſo können wir uns darüber beruhigen, daß die Menſchheit hier ihre Vollendung nicht erhält, ſondern im Ganzen nur immer bald vorwärts, bald rückwärts, geht. Die Erde war nur die erſte Welt für den Menſchen; das erſte Mittel, wodurch er zur Weisheit und Tugend gelangen ſollte. Er ſelbſt, der Menſch, als ihr letzter Zweck, dauert fort; und verläſſet er ſie einſt, ſo hört ſie zwar auf, Mittel für ihn zu ſein; er ſelbſt aber, ihr Zweck, bleibt, und bekommt ein anderes Mittel, d. h., er ſchwingt ſich zu einem andern Stern auf, wo noch höhere An-

ſtalten ihm zu noch höherer Weisheit und Tugend behülflich ſein werden.

Dis iſt nicht die allerkühnſte und unerweislichſte Metaphiſik, wovon die Natur ſelbſt nicht ein Wort ſagt, ſondern die Sprache des allerkunſtloſeſten, allerſchlichteſten Menſchenverſtandes, wie ſie die Natur von Wort zu Wort eingibt. Aber freilich — wer einmal nichts für hörwürdig hält, als was in ſein Lehrgebäude eintönt, bei dem predigt auch ſogar die Natur tauben Ohren. — — —

Nun ſind meine Betrachtungen über die Vernunftgründe für meine Fortdauer, inſofern ſich der Gedanke an die Gottheit noch nicht einmiſchte, vollendet, und der letzte Beweis hat in meinen Augen allen vorhergehenden die Krone aufgeſetzt. Entweder, es iſt Alles, Alles, was da iſt, und was geſchieht, bloſſe leidige Erſcheinung, Traum, Seifenblaſe, oder — ich mus im Tode fortfaren zu ſein. Mein Glaube hieran ſteht nun feſt, und ich will ihn durch Zuſammenſtellung aller acht Vernunftgründe

gründe noch unerschütterlich zu machen suchen. — Grosse, feierliche Handlung für mich! Ich will sie nicht lange aufschieben. Die Tage sind noch so schön; der nächste Morgen sei dazu bestimmt! Und wo könnte ich diese heilige Handlung anständiger verrichten, als wieder auf dieser Höhe? — Du paradisisches Gefilde um mich her, schmücke dich durch erquickenden Thau auf morgen für mich mit neuer Pracht!

---

## Vier und zwanzigste Betrachtung.

### Zusammengedrängte Wiederholung aller Vernunftgründe für menschliche Fortdauer.

In dieser stillen Frühe, wo Alles allgemach sich aus dem Schatten wieder loswindet, wieder sichtbar wird, wo Alles, was Leben hat, ins Leben wieder erwacht, wieder rege wird — —

wie hocherbaulich steht sichs hier auf der Höhe! Ist doch, als feierte die ganze Natur mit mir die heiligste Unternehmung meines Lebens, welche ich hier vorhabe! Dort, wo es in Osten schon röthelt, dort wird das grosse Tagesgestirn heraufsteigen; ich will unterdessen hinter den Fels hier treten, und mich der Allkraft sämtlicher Vernunftbeweise für meine Fortdauer überlassen. — — —

„Der Begrif Körper erschöpft den Begrif Mensch nicht, und es ist nicht schlechterdings nothwendig, daß Ich vergehe, wenn mein Körper vergeht, sondern es ist möglich, daß ich im Tode fortdauern könne." Von diesen Vorstellungen, die ich mir erwiesen habe, ging ich aus, und nun — — —

Wahr ists, daß es kein menschliches Leiden gebe, wofür nicht auch Trost da wäre; sollte denn für das höchste Seelenleiden, für den Gedanken an den Tod — und das ist er wirklich; weg mit meiner hochtrabenden Gleichgültigkeit dagegen! sie hat mich getäuscht — sollte

dafür

dafür einzig und allein kein Trost sein? Nichts aber, nichts in der Welt ist im Stande, mich über meinen Tod zu beruhigen, als der Gedanke — ich lebe im Tode fort.

Wahr ists, daß ich diese Fortdauer im Tode herrlich finde, daß ich mich, je mehr ich über sie nachdenke, desto mehr nach ihr sehne. Diese Sehnsucht ist wirklicher Trieb, Trieb, der mit der Vernunft zugleich in mir erwacht, also wahrer Naturtrieb, einer der edleren Naturtriebe, ja der edelsten unter allen. Und alle meine übrigen Naturtriebe würden wirklich befridigt, und dieser, gerade dieser, der mein Alles ist, sollte unbefridigt bleiben?

Wahr ists, daß ich als Mensch zur höchstmöglichsten Glückseligkeit, die dieser Wandelstern gibt, bestimmt bin. Meine Vernunft legt offenbar auf allen Seiten den Grund dazu. Statt aber, daß sie mich höchstmöglichst glücklich machen soll, macht sie mich höchstmöglichst unglücklich, wenn der Tod Vernichtung für mich ist; denn sie lehrt mich Vorherwissen des

Todes, das mich unaufhörlich quält und elender macht, als irgend ein Thier sein kann. Für dieses Vorherwissen mus ich, wenn ich die geringste Glückseligkeit geniessen soll, entschädigt werden; es kann mich aber nichts dafür entschädigen, als das Vorherwissen auf der andern Seite, daß ich im Tode fortfare zu sein.

Wahr ists, daß ich unmässig zu viel Anlagen und Kräfte habe, und unter allen Wesen das am allerunverhältnismässigsten eingerichtete bin, sobald dis kurze Leben meine ganze Bestimmung ist. Die wenigsten meiner höheren Anlagen erhalten eine beträchtliche Höhe von Ausbildung; es schlummern Kräfte in mir, die ich nicht einmal kenne, und ie mehr ich iede meiner Geisteskräfte übe, desto stärker wird sie. Hier sind unermesliche, unerschöpfliche Vorräthe für mich; was können sie anders sein, als innere Anlagen meines Wesens selbst zu ewiger Dauer? Und — geht in der ganzen Körperwelt nichts im eigentlichen Verstande verlohren: wie sollten Diese verlohren gehen können?

Wahr iſts, daß ich keine gröſſere Seligkeit kenne, als mich vermöge dieſer Anlagen immer mehr zu vervollkommnen, und an Weisheit und Tugend zu wachſen. Das iſt Stimme meiner Natur — immer weiter! immer vorwärts! Hier gebe ich meinem Vollkommenheitstriebe gerade diejenige Richtung, welche meiner höheren Natur, meinem ſittlichen Weſen, am gemäſſeſten iſt. Und ſo ſollte alles Uebrige in ſchönſter Uebereinſtimmung ſtehen, meine ewighinreichenden Anlagen und Kräfte, und mein Trieb, ſie ewig auszubilden und anzuwenden, und zulezt ſollte es an der Hauptſache fehlen, am Fortdaſein ſelbſt? Wozu wären iene Anlagen, iene Kräfte? Wozu wäre dieſer Trieb? Entweder der Menſch iſt beſtimmt, das verwirrteſte, widerſpruchvolleſte aller Weſen zu ſein, oder er mus im Tode fortdauren.

Wahr iſts, daß das bloſſe Pflichtgefühl mich nicht in allen Lagen des Lebens gut zu erhalten vermag. Soll es dis können, ſoll der immerwährende Rückblick auf meine ſittliche Natur im Stande ſein, mich ſtets ſtrengſittlichgut handeln zu laſſen: ſo mus meine ſittliche Natur

erſt durch eine ewige Fortdauer ihre wahre Würde erhalten. Nur die Hofnung eines künftigen Lebens unterſtüzt mich in meinen ſchwereſten Pflichten; und bin ich zur vollkommenen Tugend berufen, ſo mus ich auch zur Ewigkeit berufen ſein. Wo iſt auch eine gute That, in welcher mich die Ewigkeit nicht ſtärkt? Der Glaube an ſie iſt der höchſte Reiz zur Tugend; ſo mus ich ihn feſthalten.

Wahr iſts, daß Gerechtigkeit in der ſittlichen Welt ſein mus, und daß ſie iezt noch nicht vollkommen gehandhabt wird. Ich mag das Schickſal verſuchen zu rechtfertigen, wie ich will — es bleiben in ſeiner Rechtspflege Mängel und Lücken, groſſe Mängel und Lücken. Die Umſtände, die gegenwärtige Verbindung der Dinge verſtatten es freilich nicht anders; aber dis darf den ewigen Geſezen ſittlicher Weſen, den ewigen Geſezen der lohnenden und ſtrafenden Gerechtigkeit, doch keinen Eintrag thun. Unglückliche ohne Zahl ſchreien ſterbend um Gerechtigkeitspflege, und ſie mus ihnen irgend einmal gewährt werden.

Wahr

Wahr iſts, daß der Menſch der letzte Zweck der ganzen Erdenwelt ſei. Was läſſet ſich über ihn hinaus weiter für ein höherer Zweck denken, als Er, die einzige Weſenart, welche nicht nur Ordnung und Schönheit in den Werken der Natur entdeckt, ſondern auch wirklich Ordnung und Schönheit der Natur nachahmt, und durch Zuſammenſtellung der in der Natur zerſtreuten Schönheiten, d. h. durch Kunſt, oft noch die Schönheit der Natur übertrift? Iſt der Menſch aber der letzte Zweck der ganzen Erdenwelt, ſo mus er fortdauren, und wenn er durch tauſend Tode gehen ſollte; denn der letzte Zweck eines ganzen Sterns mus ſchlechterdings etwas Unvergängliches, etwas Ewigdaurendes ſein, oder ein ganzer Stern wäre am Ende umſonſt und um nichts da; und wenn es dann um die letzten Zwecke der übrigen Sterne ebenſo ſtände, ſo wäre das ganze Weltall und das ganze Daſeinsweſen aller Dinge ein bloſſes wahres Gaukelſpiel. — — —

Ah, welche zum Glauben zwingende Kraft enthalten die Vernunftgründe für menſchliche Fortdauer, wenn man ſie ſo zuſammendrängt!

Das

Das dacht ich, das dacht' ich; heil mir, ich habe nicht zu viel davon erwartet! Ich will geschwind versuchen, sie noch näher zusammenzudrängen. — —

Ist kein künftiges Leben für den Menschen, ist Tod für ihn Vernichtung, so hat er, der allenthalben Getröstete, für sein höchstes Seelenleiden nicht den geringsten Trost — so ist seine natürliche Sehnsucht nach Fortdauer ein wahrer Spott, den seine Natur mit ihm treibt — so ist seine Vernunft, die ihm Vorherwissen des Todes lehrt, die ärgste Strafe für ihn — so sind seine übergrossen Anlagen und Kräfte die sinnloseste Verschwendung — so ist er ein Thor, daß er sie weiter ausbildet und anwendet, als nur sinnlichglücklich zu werden — so fällt aller Antrieb zu den edelsten Handlungen für ihn weg — so ist keine vollkommene Gerechtigkeitspflege der sittlichen Welt — so ist die Erde und Alles auf ihr am Ende platterdings ganz umsonst da.

Ist aber Tod nicht Vernichtung für den Menschen, lebt der Mensch im Tode fort: so hat er für sein grösstes Leiden auch den grössesten Trost — so wird sein edelster Trieb, wie

alle

alle seine übrigen Triebe, befridigt — so ist die Vernunft für ihn das höchste Geschenk — so sind alle seine Anlagen und Kräfte ein Meisterwerk von Ebenmässigkeit — so ist er ein Weiser, wenn er sie rastlos ausbildet und anwendet — so hat er den stärksten Antrieb, in allen Lagen des Lebens gut zu bleiben — so ist die allervollkommenste Gerechtigkeitspflege in der sittlichen Welt zu hoffen — so ist das Sein und die ganze Einrichtung der Erde das Erhabenste, was man sich denken kann — — kurz, so ist allenthalben Uebereinstimmung, statt daß sonst allenthalben Widerspruch wäre; Uebereinstimmung zwischen den Trieben des Menschen, Uebereinstimmung zwischen den Anlagen und Trieben den Menschen, Uebereinstimmung in allen Anstalten, die um ihn her für ihn getroffen wurden, Uebereinstimmung in der gesammten Erdenwelt selbst — überall und überall die allervollkommenste, die allerbewundernswürdigste Uebereinstimmung. . . .

Nun, nun hat mein Glaube an meine Fortdauer iene Unerschütterlichkeit, die, wie der grosse Nazarener sprach, die Pforten der Hölle nicht überwältigen sollen, und so selig, wie ich mich

iezt

iezt fühle, fühlte ich mich noch nie. O grosse über alles erhabene Bestimmung des Menschen! Nun hat Alles für mich einen grösseren Anblick; nun nimmt ieder Gedanke in mir eine höhere Wendung. Ja, Ewigkeit! Ewigkeit! zum Glauben an dich eingeweiht, wird der Mensch erst Mensch.

[Tritt hinter dem Felsen hervor] Ha, wie maiestätisch steigt sie herauf, die Königin des Lichts! Sonne, du Alles in Allem für die Erdenwelt, du versinnlichst mir iezt gleichsam meine Erwartungen. Wie du nach dieser Nacht wieder Tag brachtest, so wird auch Tag wieder für mich werden nach der lezten meiner Nächte — Tag und ewiger Tag — und ich werde ewig in seinem Lichte wandeln.

Ende des ersten Theils.

# Elpizon

oder

## Ueber meine Fortdauer im Tode.

Zweiter Theil.

1804.

Gedruckt auf Koſten des Herausgebers,

und in Kommiſſion

bei A. Füchſel zu Gerbſt, und bei Gerh. Fleiſcher zu Leipzig.

A D
MORAC
Universitäts-
München
Bibliothek

Elpizen hatte die Versinnlichung, welche ihm die aufgehende Sonne auf seiner Lieblingsanhöhe für seine grossen menschlichen Erwartungen gewährte, so schön und stärkend gefunden, daß er sie am nächsten Morgen, der einen eben so reinen Himmel hatte, wieder genos. Er machte es ganz so, wie Tags vorher, reihete erst hinter dem Felsen alle gefundene Vernunftgründe für seine Fortdauer im Tode an einander, fühlte sich dadurch im vollen Besitz seiner Unsterblichkeit, trat dann wieder hervor, und entzückte sich an dem Bilde, welches die heraufsteigende grosse Tagwiederbringerin ihm davon reichte.

Da geschah's, daß er bei sich selbst dachte — „sie versinnlicht mir wohl Mehr, als blos meine Fortdauer an sich; ist sie nicht das schönste Gleichnis der Gottheit? Wie? wenn sie

gleichsam zu mir spräche — Tag war schon eher da, als du mich sahst; als ich aber erschien, da ward erst vollkommener Tag — — sieh, so glaubtest du auch schon an Tag für dich nach deiner letzten Nacht ohne Gott; es erscheine dir Gott, und du glaubst noch vollkommener daran —"?

Auf der Stelle entschlos sich Elpizen, auch die zweite Reihe von Betrachtungen über seine Fortdauer anzustellen, eilte zum Grabe seines Vaters, und weihete sich da feierlich durch Gebet dazu ein.

* * *

Unbegreifliches Urwesen! mein Herz war rein dabei, wenn ich dachte, daß ich auch dann, wenn du nicht wärest, nicht schlechterdings Vernichtung im Tode fürchten dürfte. Auch war es rein dabei, wenn ich wähnte, daß die Beweise für meine Fortdauer aus dir allein nicht so allüberzeugend wärren, daß ich gar keiner weiteren Nachfrage darüber bedürfte. Keineswegs fehlte es mir am Glauben an dich; Niemand, Niemand kann herzlicher an dich glauben, als ich. Mein eigenes Dasein verbürgt mir ja dein Dasein, und zwingt mich zum Glauben an dasselbe hin. Ich freue

mich auch unaussprechlich, daß ich dich erkenne und verehre, und der Gedanke, ewig dein Verehrer zu sein, macht mir meine Unsterblichkeit erst recht heiligschön.

Könnte ich dieses Bekenntnis hier nicht freudig vor dir und vor mir ablegen, welch ein banger Ort würde diese ehrwürdige Stäte für mich sein! So aber — wohl mir am stillen Vatergrabe! Ich habe in aller Unschuld den Weg meiner Ueberzeugungen vom ewigen Sein ohne dich zurückgelegt, und nichts Arges dabei gedacht. Es schien mir, als müsse ich so thun, um im Lande der Unvergänglichkeit festen Fus zu fassen. Nun iedoch, da dis geschehen ist, und da mein Glaube an meine Fortdauer sich für mich zur ausgemachten Wahrheit erhoben hat, komme ich auf die Frage, ob nicht, wie erst mein Dasein mir dein Dasein verbürgt, dein Dasein mir hernach auch mein Fortsein verbürge ... Ach — und wenn dis wäre, so bekäme ia meine Zuversicht auf die Gewisheit mir so über Alles theurer Erwartungen noch Stärkung; kann sie aber Stärkung zu viel erhalten?

Ehrfurchtsvoll ziehe ich dich also von nun an in meine Betrachtungen herein, und erwarte ruhig, was auch aus deiner Idee und aus

dem Glauben an dich für meine Fortdauer im Tode herausspringen werde. Ich will mich hüten, daß ich nichts übertreibe; was ich aber doch finde, das will ich auch nicht verkennen. Auf deine bloße Güte will ich nichts bei der Sache bauen; nur mit deiner weisen und heiligen Güte will ichs zu thun haben. So schwebe mir in dieser recht vor, du unbegreifliches Urwesen, und las mich in stiller Anbetung deiner Majestät meine Betrachtungen anfangen und vollenden!

## Erſte Betrachtung.

## Gott
### als Urheber der Weſenseinrichtung des Menſchen.

Ich ſah bald ein, daß ich unter „Natur“ nichts, als die Totalſumme der im ewigen Urſtof der Welt ſtets wirkſamen Urkräfte, zu verſtehen hätte, und daß ich ein Weſen annehmen müſſe, das ihre Wirkſamkeit, oder die inneren Beſtrebungen der Materie nach Form, von Ewigkeit her determinire. Die Natur iſt alſo nur die Unterbehörde, und Gott die Oberbehörde. Sollte ich nun aber nicht auch von dem Augenblick an, wenn ich einen allmächtigen Weiſen an die Spitze der Natur ſtelle, der alle Urkräfte bei ihrem Wirken determinirt, noch ein weit gröſſeres Zutrauen zur Vollkommenheit aller Einrichtungen der Natur faſſen?

Mir iſt ſo, als dürfte ich nicht nur, ſondern als müſte ich ſo thun; ich darf auch glauben, daß es hiermit Jedem, der noch natürliche Stimmung und menſchliche Denkweiſe hat, eben ſo gehe, wie

mir. Der Mensch mus an einem Gott die höchste Bürgschaft für Vollkommenheit aller Dinge finden, und, wie er an der Hand der Religion, oder des Gottesglaubens, jeden Blick auf das Universum mit gröſſerer Ruhe thut, so blickt er auch unwillkürlich ruhiger auf seine eigene Wesenseinrichtung, sobald er sie als ein Werk Gottes betrachtet. Dachte er ohne Gott schon — „kein Wesen steht mit sich selbst in Widerspruch, du also als das Vornehmste unter allen Erdenwesen, auch nicht" — so denkt er nun dazu — und du am allerwenigsten, denn sollte Gott sein vornehmstes Erdengeschöpf allein dazu verurtheilt haben, mit sich in Widerspruch zu stehen? Vielmehr mus nun die innigste Harmonie in der ganzen getroffenen Einrichtung desselben obwalten."

Da ich diese Sprache, als reinmenschliche Sprache, gelten lassen mus: so dringt sich mir auch sofort die Untersuchung auf, was daraus für mein Schicksal im Tode folge. Ich will also nun in dieser Hinsicht die Wesenseinrichtung des Menschen, als eine göttliche Einrichtung, näher betrachten.

Aus der Sinnlichkeit entwickelt sich beim Menschen vorzugsweise die Vernunft. Dis liegt, wenn auch gleich unbegreiflich, doch einmal so im Innersten seines Wesens, und, sobald es geschieht, gesellen sich zu seinen niderern sinnlichen Trieben auch noch höhere geistige. Diese sind also als Vernunfttriebe so gut Naturtriebe, wie iene, und, wer sie nicht dafür erkennen wollte, der bezweifelte dadurch eine geistige Natur am Menschen selbst. Zu ihnen gehört dann auch der Trieb nach unendlicher Fortdauer, oder nach ewigem Sein, der sich zwar nicht eher, als bis die Vernunft schon einen beträchtlichen Grad von Ausbildung erreicht hat, dann aber auch gewis, einfindet. Daß dis wirklich so sei, beweiset die gesamte Geschichte der Vernunftkultur unter allen Völkern des Erdbodens. Edle Selbstthätigkeit gibt auch Jedem, der sich einmal bis zu ihr ausgebildet hat, ein zu seliges Existenzgefühl, als daß er es nicht ewig zu haben wünschen müßte.

Hier erinnere ich mich daran, was für tiefe Eindrücke es auf mich machte, wenn ich ieden wirklichen Naturtrieb, den der Mensch hat, für nichts Anderes, als für ein ihm gegebenes Versprechen, erklären konnte, auf dessen Erfüllung

die in der Befriedigung des Triebes beſteht, er heilig bauen können müſſe; ich erinnere mich daran, wie ich mich freuete, die ganze Lage des Menſchen auch ſo zu finden, daß allen ſeinen Naturtrieben, den geiſtigen nicht weniger, als den ſinnlichen, in der That Befriedigung gewährt werde, und wie ich daraus ſchlos, daß es alſo um ſeinen Trieb nach ewigem Sein ebenſo ſtehen müſſe; — wie werde ich nun über dis Alles geſinnet, wenn der Gedanke an Gott dazu kommt?

Ich erkläre jeden Naturtrieb für ein Verſprechen; wenn ich recht darüber nachdenke, ſo kommts mir faſt gar vor, als verſtände ich mich nun ſelbſt erſt recht deshalb, und als verbände ich nun erſt einen deutlichen Begrif mit Verſprechen, wenn ich mir ein wirkliches Weſen als Verſprecher denke. Indeſſen will ich mich hierbei nicht aufhalten; ſollte aber nicht Viel darin liegen, daß ein Gott das Weſen des Menſchen ſo eingerichtet habe, daß Trieb nach ewigem Sein in ihm entſtehen müſſe? Als von Gott ihm gegeben erſcheint nun dieſer Trieb; wozu gab Gott ihm aber ſolchen? Dazu, wozu er ihm ſeine übrigen Naturtriebe gab; dieſe gab er, daß ſie befriedigt würden. Wirklich werden ſie auch insgeſamt be-

fridigt, und der Trieb nach ewigem Sein sollte allein nicht befridigt werden? Warum nicht? Ich hab's nun, wie gesagt, mit Gott dabei zu thun; macht auch wohl ein Mensch, als Vater, selbst seine Kinder nach einem Gute lüstern, das ihnen nicht zu Theile werden soll?

„Wie aber, wenn es am Ende doch mit diesem Triebe gar nicht so stände, daß man sagen könnte, Gott habe ihn gegeben? Mag es immerhin wahr sein, daß er erscheine, sobald die Vernunft einen beträchtlichen Grad von Ausbildung erreicht hat; dadurch wird er noch nicht zu einem von Gott gegebenen Triebe, sondern dis ist er dann erst, wenn er auch vor der völlig ausgebildeten Vernunft besteht. Je mehr aber der Mensch in Ausbildung seiner Vernunft fortschreitet, desto mehr sieht er auch ein, daß ewiges Sein für ihn etwas Unmögliches sei; so muß er sogar von selbst aufhören, es auch nur weiter zu begehren."

Dis ist ja aber gar der Fall nicht; vielmehr — je mehr der Mensch seine Vernunft ausbildet, desto mehr sieht er ein, daß ewiges Sein für ihn innere Möglichkeit habe, und daß er, wenn er auch gleich, wie alle übrige Erdenwesen, zum Tode verurtheilt ward, doch im Tode fortdauern könne. Was nun

innere Möglichkeit hat, das vermag ein Allmächtiger auch zu bewirken; so beharrt der Mensch ganz ruhig bei seinem Verlangen nach ewigem Sein.

„Bleiben nicht tausend Verlangen der Menschen, die Gott alle erfüllen könnte, unerfüllt?"

Dann schaden sie gewis ihnen selbst, oder doch Andern, oder sind sonst unmoralisch, und darum will sie Gott nicht erfüllen; wie passt dis auf das allerbeseligendste, allerheiligste Verlangen nach unendlicher Fortdauer?

„Dieses Verlangen kann vielleicht grösseren Schöpferabsichten entgegen sein . . ."

Wie? kann es eine grössere Absicht Gottes geben, als ewige Fortdauer seiner Vernunftwesen? — Ueberhaupt ist ja hier die Rede nicht von einem menschlichen Verlangen im allgemeinen Verstande, von einem Verlangen, das auf Willkür beruhet, oder durch zufällige Umstände erzeugt wird, sondern von einem dem Wesen des Menschen eignen Verlangen, von einem wirklichen Naturtriebe. Wenn Gott diesen, den Trieb nach ewigem Sein, den er doch selbst gab, und auch befriedigen kann, unbefridigt liesse — wie käme das heraus? Reuete ihn etwa die Bestimmung des

Menſchen zum ewigen Sein der Unvollkommenheit wegen, die der Menſch fortdauernd an ſich aufzeigt? Er laſſe ihm nur das ewige Sein, ſo wird er gewis noch zufriden mit ihm werden; ſtatt es ihm alſo wieder zu entziehen, müſte er es ihm vielmehr aus dieſem Grunde noch geben, wenn er ihn noch nicht dazu beſtimmt hätte. Oder — hätte Gott etwa ſeine Schadenfreude daran, daß er einen ſo ſehnlichen Trieb dem Menſchen erſt gegeben hätte, und ihn dann unbefridigt lieſſe? O weg mit dem verruchten Bilde, in welchem Gott alsdann da ſtände! Wer iſts, der ihn in ſelbigem hinſtellt? Der argwöhniſche Menſch iſts, der von ſich auf ſeinen Schöpfer ſchlieſſt, und der Gott Böſes, ia, das Allerböſeſte, zutrauet, ohne daß Gott ihm auf irgend eine Weiſe auf andern Seiten dazu Veranlaſſung gäbe. Nein, damit habe ich nichts zu ſchaffen; mein Trieb nach ewigem Sein iſt ein wirklicher Naturtrieb, und ieder Naturtrieb iſt mir nun nicht mehr blos ein Verſprechen ſeiner Befridigung überhaupt, ſondern ein Gottesverſprechen darauf. Ein Gottesverſprechen muß, muß erfüllt werden; und — ſo werde ich ewig ſeyn, ſo gewis, als ich mich ſehne, ewig zu ſeyn.

Wie der Trieb nach ewigem Sein ein Gottesverſprechen iſt, ſo iſt auch die Vernunft, deren Kind er iſt, ein Gottesgeſchenk. Gott iſts, der den Menſchen ſo eingerichtet hat, daß ſich aus Sinnlichkeit bei ihm nicht blos nidere, ſondern auch höhere Erkentniskräfte entwickeln, die man mit dem Nahmen der Vernunft belegt. Von völligunſchätzbarem Werthe iſt ihr Geſchenk; die Vernunft iſt der eigentliche Karakter der Menſchheit, erhebt den Menſchen über alle übrige Erdenweſen, macht ihn zum Herrn der Erde, beglückt und beſeligt ihn auf das höchſte. Sollte nun nicht ſchon die Frage — wozu dis Alles ſo? warum veranſtaltete Gott es ſo, wenn der Menſch hernach im Tode verginge? — meine Aufmerkſamkeit erregen?

Dieſelbe Frage könnte ich aber auch in Betref aller andern Weſen thun, weil ſie alle vergehen, und ſo hätte Gott am Ende gar nichts ſchaffen dürfen. Oder wenigſtens — erſtaune ich nicht über das maieſtätiſche Blühen mancher Bluhme, und über die maieſtätiſche Höhe manches Baumes? So müſte ich auch fragen — wozu ſolche Maieſtät, da dieſer Baum zulezt, wie alle Bäume, und jene Bluhme zulezt, wie alle Bluhmen, vertroknet?

Wie? könnte ich im Ernſt mit bloſſen Kräften der Sinnenwelt die erhabenſten geiſtigen Kräfte, die Maieſtät eines Vernunftweſens mit der Bäume- und Bluhmenmaieſtät, vergleichen? Iſt's nicht auch ſchon befremdend genug, daß dergleichen Bluhmen und Bäume, von denen ich hier rede, ſogar ein höheres Alter, als dieſes Weſen, erreichen? Uebrigens mus ja alles Andere vergehen, der Menſch aber mus nicht ſchlechterdings vergehen, ſondern kann ſeines Todes ungeachtet fortdauren; wie, und Gott ſollte ohne Noth ein Geſchöpf Vergang nehmen laſſen, das er erſt ſo hoch bechrt, ſo reich begabt hätte?

Ich kann alſo dis ſchon mit ſeiner weiſen Güte nicht vereinbar finden; wie ſtände es aber vollends um dieſe, wenn Gott dem Menſchen die Vernunft, durch die er ihn ſo beſeligend auszeichnen zu wollen ſchien, zur höchſten Qual gereichen lieſſe, und ihm ſo während ſeines Daſeins ſelbſt gleichſam das, was er ihm mit der einen Hand gäbe, mit der andern wieder nähme? Wär's aber nicht in der That ſo, wenn Tod für den Menſchen völliger Vergang ſein ſoll? Eine der erſten Funktionen, welche die Vernunft bei ihm verrichtet, iſt, daß ſie ihm ſeinen dereinſtigen Tod

nicht blos weiſſagt, ſondern ſonnenklar beweiſet; wenn dieſer nun Vernichtung für ihn iſt, mus er nicht ſein Schickſal verabſcheuen? mus er nicht die Vernunft, welche offenbar die Urheberin dieſes Abſcheus iſt, auch als die Quelle aller der Pein, die ihm ſelbiger macht, betrachten? Nimmt ihm Gott ſo nicht wirklich, was er ihm mit der einen Hand gab, mit der andern wieder? . . Ich will gern Alles hören, was man hiergegen ſagen zu können glaubt.

„Allerdings iſt's die Vernunft, welche den Menſchen über ſeinen künftigen Tod belehrt, und, wenn ihm dis einige Pein macht, ſo hätte er dieſe freilich nicht ohne ſie; Gott gab ſie ihm ia aber nicht dazu, daß ſie ihm dieſe Pein machen ſollte, ſondern ſie macht ihm ſolche nur beizu, und zwar vermöge ihres eigenthümlichen Karakters, da ſie dann als Schöpferin von Begriffen auch Begriffe von Zukunft bildet, um Zukunft ſich bekümmert, u. ſ. w. Hätte ihm nun Gott etwa wohl darum lieber die Vernunft vorenthalten, und ihn aller der erhabenen Vorzüge, welche ſie ihm gibt, nicht theilhaftig machen ſollen, weil ſie ihn auch mit ſeinem künftigen Vergange bekannt machen würde? Gewis, dis könnte man mit gröſ-

ſerem Rechte unvereinbar mit ſeiner weiſen Güte finden, und ſo iſt's nichts, als eine leere Phraſe, wenn es heiſſt, daß Gott, was er dem Menſchen mit der einen Hand gibt, mit der andern ihm wieder nehme. Die Vernunft behaupte auch nur ihren Karakter ganz, und zeige ſich nicht blos als Belehrerin über den künftigen Tod, ſondern auch als Tröſterin über ihn; ſie kann dieſes ſo gut, wie jenes, und man erkennt daran ihre wahre Ausbildung, wenn ſie nicht allein die erſtere, ſondern auch die letztere Funktion verrichtet, und ſo ihr Amt vollſtändig verwaltet."

Sorgfältig prüfte ich das hier Geſagte. — Wenn ich nun auch zugäbe, daß die Belehrung der Vernunft über den künftigen Tod nur beizu geſchehe, und daß die daher entſtehende Pein von Gott nicht beabſichtigt ſei: ſo laſſe ich mich doch damit nicht abfertigen, daß dieſe Pein ſo gering in Anſchlag gebracht wird, und daß man nur von einiger Pein ſpricht. Sonſt dachte ich ſelbſt ſo, ging gar noch weiter, und leugnete dem Gedanken an Vernichtung wohl alle Peinigungskraft ab; jetzt aber bin ich von dieſer blos heroiſchphiloſophiſch klingenden, im Grunde aber wider mein innerſtes Gefühl ſtreitenden Denkart völlig abge-

kommen, und muß den Satz unterſchreiben, daß der Gedanke an den Tod, ſobald der Tod das ganze Daſein ſchlieſſt, der traurigſte unter allen Gedanken ſei. Was hilfts alſo, daß die Vernunft die Pein, welche ſie durch ihn macht, nur beizu mache? wenn doch dieſe von ihr beizu gemachte Pein am Ende von der Gröſſe iſt, daß ſie alle die erhabenen Vorzüge, welche die Vernunft dem Menſchen ausdrücklich gibt, überwiegt — gewinnt, oder verliehrt der Menſch Mehr durch ſie? iſt er durch ſie beſſer oder ſchlechter daran, als die übrigen Sinnenweſen, die ſich blos an dem niederen Erkenntnisvermögen begnügen müſſen? Iſts alſo dann nicht doch wahr, daß Gott, der Geber der Vernunft, das, was er dem Menſchen mit der einen Hand durch ſie gibt, mit der andern wieder ihm durch ſie nehme?

So etwas kann aber durchaus mit ſeiner weiſen Güte nicht beſtehen; und — was folgt hieraus? Dis, daß Gott entweder in der That dem Menſchen die Vernunft vorenthalten muſte, oder daß der Menſch, ſobald er ſie bekam, mit ihr zugleich auch die Gewisheit ſeiner Dauer über das Grab hinaus bekäme. Wie er, wenn er ſich ſeines Lebens freut, denken muß — du ſtirbſt

einſt —: ſo muß er auch hinzu denken dürfen — du lebſt aber ſterbend fort.

Sagt man denn dis nicht auch gleichſam damit, wenn man von der Vernunft begehrt, daß ſie ihren Karakter ganz behaupten, und ihr Amt vollſtändig verwalten müſſe? Dadurch behauptet ſie ja eben ihren Karakter ganz, wenn ſie, um nicht weit mehr als Strafe, denn als Wohlthat, zu erſcheinen, auf Fortdauer des Menſchen rechnet, und dabei von der einen Seite auf innere Möglichkeit derſelben, und von der andern auf Gottes weiſe Güte, baut; und, wodurch ſoll ſie auch eben ſo Tröſterin über den Tod werden, wie ſie Belehrerin über ihn ward, als durch den Zuruf — Menſch, bei mir und bei dem, der mich dir gab, du lebſt im Tode fort! —? Man ſtrenge all ſein Nachdenken an, man erſchöpfe ſeine ganze Erfindungskraft — es iſt unmöglich, etwas Wahrhaftigtröſtendes über den Tod zu ſagen, ſobald er Vernichtung iſt. Je mehr man etwa den Menſchen zu beruhigen gedenkt, daß er doch ſo lange, bis die Vernichtungsſtunde ſchlüge, ein ſo erhabenes Weſen geweſen ſei, deſto mehr muß ihn ja vor dem Gedanken grauſen, daß er dis nicht ferner, nicht immer ſein ſolle. Selbſt

der ſo hochgerühmte Satz von ruhiger Einſtimmung des Weiſen in ein abſolutnothwendiges Schickſal thut hier bei ihm gerade die entgegengeſetzte Wirkung; denn ſeine Vernichtung im Tode iſt nicht abſolutnothwendig, vielmehr hat ſeine Fortdauer im Tode innere Möglichkeit. Herzhaft kehrt er daher zu ſeiner beſſeren Gedankenreihe zurück — „deine Vernunft iſt ein Gottesgeſchenk — ein Gottesgeſchenk kann dich nicht elend machen ſollen — dis würdeſt du aber ohne alle deine Schuld im höchſten Grade durch die Vernunft, wenn du nicht an Fortdauer im Tode glauben ſollteſt — glaube alſo feſt an ſie.“

---

Die geiſtigen Anlagen des Menſchen ruhen allerdings auf ſeiner Sinnlichkeit, und das Sinnliche an ihm iſt das Fusgeſtell der erhabenen Piramide — Vernunft. Haben ſich ſeine geiſtigen Anlagen aber einmal zu entwickeln angefangen, ſo ſind ſie einer unendlichen Entwickelung fähig, und, je mehr ſie ſich entwickeln, deſto mehr können ſie ſich noch entwickeln. Weit über die Wolken hinaus baut ſich ſelbſt die Piramide Vernunft, ſobald ſie eins

mal ſteht, und ſpottet hernach gleichſam ihres Fussgeſtells.

Ich weis, wie viel dieſe Reflexionen auf mich wirkten, als ich noch die Unterſuchungen über den Glauben an meine Fortdauer ohne Gott anſtellte; werden ſie Weniger, oder Mehr, auf mich wirken, wenn ich ſie iezt an der Hand der Religion in mich ausführlich zurückrufe? . .

Während einer langen Pauſe habe ich dis gethan, und ſo ſtehen meine alten Reſultate von neuem wieder vor mir da — — — „Verſchwendung, groſſe, ungeheure Verſchwendung wäre offenbar mit den geiſtigen Anlagen und Kräften des Menſchen getrieben, wenn Tod für ihn die letzte Kataſtrophe wäre, und ſein Daſein ſich blos auf dieſes kurze und unbedeutende Leben erſtrecken ſollte; eine Verſchwendung, die um ſo unbegreiflicher wäre, ie weniger man ſie ſonſt irgendwo an allen Erdenerſcheinungen, und ſogar am menſchlichen Körper ſelbſt, antrift. Dieſer wird, wenn nichts Widriges dazwiſchen kommt, in der That das, was er werden ſoll und kann; der menſchliche Geiſt aber bleibt auch unter den begünſtigendſten Umſtänden mit ſeinem wirklichen Werden gegen ſein Werdenkönnen in einem ſo unebenmäſſi-

gen Verhältnis zurück, daß man ſich dieſes noch viel zu undarſtellend verſinnlichen würde, wenn man ſich einen gewordenen Zwerg aus einem werdenkönnenden Rieſen denken wollte."

Frage nun — wer hätte dieſe Verſchwendung mit Kräften getrieben?

Antwort — Gott . . .

Hier, ich geſtehe es freudigſt, geſchieht mir ein ſtarker elektriſcher Schlag. Wer Verſchwendung treibt, der treibt ſie entweder abſichtlich, oder nicht; welches von Beiden ſoll ich auf Gott kommen laſſen?

Das Erſtere nennt man mit Recht Uebermuth; wie? und ich ſollte an einen übermüthigen Schöpfer glauben? Der unermeßliche und unerſchöpfliche Kraftreichthum, den Gott beſäſſe, würde ihm nicht etwa bei dem übermäſſigſten unnützen Kraftaufwande einen anſtändigeren Anſtrich geben; denn ein ſolcher Kraftaufwand bleibt immer Thorheit. Das Letztere würde, glimpflich ausgedrückt, Kurzſichtigkeit heiſſen; alſo ein kurzſichtiger Schöpfer, ein Schöpfer, der nicht gehörigen Ueberſchlag zu machen verſtanden, ein Gott, der ſich verrechnet hätte? Iſt auch wohl ſolche Verrechnung denkbar, vermöge welcher ein We-

ſen, das nur ein Jahrhundert hindurch da ſein ſollte, ſo eingerichtet werden könnte, als wenn es zu einer Ewigkeit beſtimmt wäre? oder ſoll etwa die unendliche Gröſſe Gottes auch darin beſtehen, daß er ſich unendlich verrechnen könne?

Wenn mein Gott, an den ich glaube, nicht nur kein Götze, ſondern auch kein Gott nach kindiſchem Zuſchnitt grauer Vorwelt, kein mit menſchlichen Leidenſchaften und Unvollkommenheiten ausſtaffirter Zevs oder Jupiter, ſein ſoll: ſo muß ich ſchon deshalb alle ſolche Vorſtellungen von ihm verabſcheuen, geſetzt auch, daß ich ſeine übrigen Schöpfungen dabei nicht zu Rathe zöge. Wozu ſind denn aber dieſe für mich da, wozu habe ich meine Vernunft, wenn ich Gott nicht die Ehre anthun, ſie ſorgfältig betrachten, und dadurch auch noch die vollkommenſte Ueberzeugung in mir aufrichten wollte, daß er nirgends und auf keine Weiſe zu ſolchen Vorſtellungen von ſich Recht, oder auch nur Anlas, gegeben hätte? Wo iſt in der ganzen Schöpfung offenbarer Uebermuth mit Anlagen und Kräften, als getrieben, erweislich? wo findet in ihr auch nur vorgegangene Verrechnung dabei wirklich Statt? Mit bloſſen phyſiſchen Kräften wäre alſo keine Verſchwen-

von Gott begangen worden, wohl aber mit den geistigen, und noch dazu mit den erhabensten geistigen Kräften? Ein und dasselbe Geschöpf — der Mensch: — wäre von der einen Seite, von Seiten seines Körpers, ein Denkmal göttlicher Weisheit, und von der andern, von Seiten des Geistes, ein Denkmal göttlicher Thorheit?

Nein, das kann nicht sein; ich muß vielmehr so schliessen — verherrlicht die nidere sinnliche Natur des Menschen durch ihre Einrichtung schon Gott, wie vielmehr wird die Einrichtung seiner höheren, seiner übersinnlichen Natur, Gott verherrlichen sollen! Dis kann sie aber nur dann, wenn alles das, was für jetzt offenbares Uebermaas von Kräften an ihr ist, auch noch zu künftiger Entwickelung und zu einstigem Gebrauche bestimmt ist, und wenn die menschliche Perfektabilität ins Unendliche ein Wink vom unendlichen menschlichen Sein ward. Dann steigt die Bewunderung Gottes durch die in ihrer Art einzige Wesenseinrichtung, durch die Einrichtung der geistigen Natur des Menschen, in demselben Grade, in welchem sie sonst unrettbar sinken müste. Ich sage also nicht zu viel, wenn ich behaupte, daß hier die Religion mich in der That zwinge, an ewige

menſchliche Fortdauer zu glauben. Ein Allweiſer hat dem menſchlichen Geiſte ganz und gar unzuverbrauchende und völlig unerſchöpfliche Kräfte gegeben, und ihn eines ewigen Wachsthums fähig gemacht — was hat er anders damit gethan, als — auch ewiges Beſtehen ihm verbürgt?

Schon fühle ich immer mehr, daß der hinzukommende Gedanke an Gott meiner Zuverſicht auf die Gewißheit meiner mir über Alles theuren Erwartungen noch hohe Stärkungen gewähre; wer weiß, wie über alle Vermuthung hoch dieſe Stärkungen von andern Seiten her noch ſteigen können! Jetzt verweile ich mich nur immer blos noch bei der Weſenseinrichtung des Menſchen ſelbſt, und ſo will ich auch das Letzte, was ich dahin rechnen mag, noch gleich mitnehmen.

---

Der Menſch fühlt ſeine unbegrenzte Perfektibilität, und iſt ſeinem Weſenseinrichter dankbar für ſie. Nicht vergeblich läſſt er ſie ſich gegeben ſein, ſondern benutzt ſie wacker, und, wie er ſieht, daß er eines immerwährenden geiſtigen Wachsthums fähig ſei, ſo beſtrebt er ſich auch wirklich, unaufhörlich geiſtig zu wachſen.

Der Vorwurf, welchen man seinem Geschlechte macht, daß dis nur der Fall bei den Wenigsten sei, und daß die Mehresten ihre geistige Perfektibilität nicht hochschätzten, wohl aber lebhaften Verdrus darüber bezeigten, wenn ihr sinnliches Wohlleben sich nicht recht vervollkommnen lassen wolle, könnte immerhin gegründet sein; er wäre doch von keinem Gegengewicht. Als ich die erste Reihe meiner Betrachtungen anstellte, habe ich mir dis schon ausführlich dargethan; also — jetzt nur Folgendes davon. — — Millionen von Menschen leben sogar, ohne ihrer geistigen Perfektibilität deutlich bewust zu sein, und sterben, ohne ihrer deutlich bewust zu werden; woher aber dis? Sie erwachsen und leben unter Nationen, die noch ohne alle Vernunftkultur sind; wer wird aber daraus schliessen wollen, daß es nicht zum eigenthümlichen Karakter des menschlichen Geistes gehöre, sich seiner Ausbildungsfähigkeit bewust zu werden? In der That, sonst könnte man auch von Menschen, die von Thieren erzogen würden, und daher auf Vieren gingen, wie diese, den Schlus machen, daß es nicht zum eigenthümlichen Karakter des menschlichen Körpers gehöre, sich blos auf den Füssen zu tragen. Wo noch gar keine Ver-

nunftkultur iſt, da iſt freilich auch kein Gewahrwerden der Möglichkeit ihrer noch immer weiteren Fortſchreitung denkbar; und ebenſo, wo nur dürftige Vernunftkultur iſt, da ſucht man lieber das ſinnliche Wohlleben recht zu vervollkommen, und ſchätzt die geiſtige Perfektibilität wenig. An wem aber Vernunftkultur von Jugend auf betrieben ward, der ſchätzt gewis die herrliche Einrichtung ſeines Weſens, geiſtig ohne Grenzen wachſen zu können, über Alles, betreibt ſein geiſtiges Wachsthum mit Zurückſetzung des ſinnlichen Wohllebens ſogar, und findet in ihm ſeine eigentliche Seligkeit.

Dis iſt mein Bild vom Menſchen; dieſes habe ich jetzt vor mir, und ich würde mich ſchämen, wenn es nicht mein eigenes Bild wäre, würde mich aber auch für einen Verleumder meines Geſchlechts halten, wenn ich nicht glauben wollte, daß auſſer mir auch Menſchen in liebenswürdiger Menge daſſelbe tragen. Vielmehr kenne ich Herrliche genug, die über die Ausbildung ihrer geiſtigen Natur beinahe ihrer ſinnlichen Natur vergeſſen, Weisheit nur für Reichthum, Tugend nur für Macht, halten, geiſtigen Gewinn blos als Gewinn anerkennen, und in dieſer Art von Gewinn-

ſucht es mit den ärgſten Geitzhälſen und Gewaltgierigen aufnehmen.

Was iſt es denn mit dieſem ſo ehrwürdigen Gange, den der menſchliche Geiſt nimmt? Er iſt ebenſo eine Veranſtaltung Gottes, wie die Perfektibilität des menſchlichen Geiſtes ſelbſt. Sobald nehmlich der Menſch zum deutlichen Bewuſtſein von dieſer gelangt, erſcheint ſie ihm als die ſchönſte Mitgabe, die ihm vom Schöpfer gereicht ward, und ſofort mus er ſie als ſolche behandeln; denn es liegt tief in ſeinem Weſen, nach dem, was ihn reizt, zu ſtreben, und in der Maſſe darnach zu ſtreben, wie es ihn reizt. Gott ſelbſt verleitet ihn alſo zum unerſättlichen Streben nach immer höherer geiſtigen Vollkommenheit, und es iſt Gottes ausdrücklicher Wille, daß er ſo unerſättlich darnach ſtreben ſoll.

Auch hier kann es mir nicht entgehen, daß die Einmiſchung der Oberbehörde, Gottes, weit ſtärker auf mich wirke, als die bloſſe Unterbehörde, Natur, und daß es ſich aus eigentlichen Weſenseinrichtungen auf Beſtimmung der Dinge weit zuverläſſiger ſchlieſſen laſſe, wenn ſie ein Allweiſer und Allheiliger gemacht hat, als wenn ſie von bloſſen Unkräften, die ſich ſelbſt determinirten, her-

ren. Wenn eine Gottheit den Menschen so eingerichtet hat, daß er in geistigem Betracht ins Unendliche sich ausbilden kann, und auch ins Unendliche sich auszubilden strebt — wird ihm diese Ausbildung, dieses Wachsthum ins Unendliche nicht gelingen müssen? Wer sollt's ihm wehren — wer?

„Der, der's ihm wirklich wehrt — der Tod. Was hilfts, daß die Piramide, Vernunft, bis über die Wolken und über die Milchstrasse weg steigen kann? wenn ihr Fussgestell, der Körper, zu seiner Zeit einsinkt — stürzt sie alsdann nicht gleich zu Boden?"

Vergesset ihr, die ihr so sprechet, denn ganz, daß der Geist, wenn er auch nicht ohne Körper bestehen kann, doch zu seinem Bestande nicht gerade seines Körpers so, wie selbiger iezt ist, bedürfe? Vergesset ihr ganz, daß der Verfall der gröberen Organisation, die nur seine mittelbare Hülle ist, keineswegs den Verfall der feineren, die ihn unmittelbar umhüllt, und aus dem vorzüglichsten Grundstof seines Körpers besteht, schlechterdings nothwendig mache? Vergesset ihr ganz, daß die feinere Organisation sich iezt schon in einer gewissen Unabhängigkeit von der gröberen befinde,

daß ſie, wenn ſie durch den Tod der Auſſenwelt die nächſte würde, von dieſer auch auf andere Weiſe, als durch die gröbere, erhalten werden könne, und daß ſie dieſe ihre Erhaltung alsdann weit vollkommener nehmen werde, ſo, daß die Pyramide, Vernunft, ſtatt durch den Tod umzuſtürzen, nicht nur gleichfeſt fortſtehen, ſondern auch noch ſchneller und höher ſich erheben könne?

„Wenn nun aber auch der Tod an ſich dem Menſchen es nicht geradezu und ſchlechterdings wehrte, daß ihm ſein geiſtiges Wachsthum ins Unendliche gelänge — könnts nicht Gott ſelbſt durch den Tod ihm wehren? Wird nicht alſo wohl gar die Sache der Fortdauer des Menſchen im Tode dadurch auf das Schlüpfrigere geſtellt, daß man einen Allmächtigen in ſie miſcht?“

Ich will jetzt noch nicht darüber nachdenken, ob Gott dis auch nur könnte; wird er's wollen — er, der allmächtige **Weiſe**? Wie? erſt verleitete er den Menſchen durch ſeine Perfektibilität, ſich unabläſſig zu vervollkommnen, und dann wehrte er es ihm doch? Erſt wäre es ſein Wille, daß der Menſch dis thun ſolle, und dann wär's ſein Wille wieder nicht? So etwas kann ich als ein vernünftiger Gottesverehrer nicht auf Gott

kommen lassen; vielmehr, und wenn der Mensch durch tausend Tode gehen sollte, seine Fortdauer kann dabei nichts verlieren, sondern muß eben so unendlich sein, wie seine geistigen Anlagen, und sein Bestreben, sie auszubilden. Gott hat ihm jene gegeben, und dieses dadurch in ihm gewirkt — Gott kann sich nicht selbst widersprechen. — —

So ists dann unwiderleglichwahr, daß, wenn die Wesenseinrichtung des Menschen ihm an sich schon für seine Fortdauer im Tode bürgen kann, sie ihm als ein Werk Gottes noch festere Bürgschaft dafür leiste. Freudiger noch, als vorher, komme ich schon von dieser ersten Betrachtung, welche ich an der Hand der Religion über meinen Lieblingsgegenstand anstellte, zurück.

## Zweite Betrachtung.

## Gott
### als Freund der Weisen und Guten.

Gott kann nicht erst wollen, und dann wieder nicht wollen, daß der Mensch unaufhörlich sich geistig vervollkomme — so dacht' ich letzthin, und glaubte daraus auf immerwährende Fortdauer des Menschen schliessen zu müssen. Ich hatte es also blos mit der Unmöglichkeit eines Widerspruchs im göttlichen Willen zu thun; ietzt will ich das unbegrenzte menschliche Streben nach höherer Ausbildung, wozu Gott selbst der Verleiter ward, auch noch von einer andern Seite betrachten.

Läge es auch nicht im Wesen des Menschen, daß er, sobald er etwas schön und reitzend findet, darnach streben müste, es sei auch, was es sei, und daß er folglich auch nach immer höherer geistigen Vollkommenheit, die ihn über Alles reitzt, streben mus: so sähe doch der Mensch als ein Vernunftwesen bald ein, daß geistiges Wachsthum

seine eigentliche Bestimmung sei, und müsste sich also selbst zur ersten Pflicht machen, dasselbe auf das eifrigste zu betreiben. Streben nicht alle andere Erdenwesen ihrer Bestimmung entgegen, und er wollte allein von der seinigen zurückbleiben? In ihm sollte nicht die Vernunft das bewirken, was in jenen Mechanismus und Instinkt bewirken? Sobald er nun aber seiner erhabenen Bestimmung wirklich mit Eifer entgegen strebt, darf er wohl fürchten, daß er um sie gebracht werden werde? Wo hat denn seine Bestimmung, wie die Bestimmungen der übrigen Erdenwesen, ein Ende? Kann er nicht ewig geistig wachsen? Wenn er nun auch gern ewig geistig wachsen möchte, wird er nicht ewig geistig wachsen? So fand ich die Sache schon, als ich Gott noch nicht hinzu dachte, und fragte mich selbst, was wohl wahrscheinlicher sei — daß ein Wesen, welches eine unendliche Laufbahn von Weisheit und Tugend vor sich sieht, freudig in sie eintritt, und wacker in ihr fortgeht, nicht etwa erst mitten in derselben, sondern schon, wenn es kaum einige feste Tritte auf ihr gethan, grausam aufgehalten, aus ihr zurückgestossen, und wie zur Strafe dafür, daß es mit der ihm angemessenen Würde existiren wollte,

auſſer alle Exiſtenz verſetzt werden werde — oder — daß es zum verdienten Lohne dafür in einen höheren Zuſtand übergeben werde, wo es noch würdiger exiſtiren, und auf ſeiner herrlichen Laufbahn noch ſchnellere und glücklichere Fortſchritte thun könnte. Meine Vernunft ſtimmte für das Letztere.

Faſt möchte ich mich ſelbſt in Verdacht darüber nehmen, daß mich ſchon damals die Idee der Gottheit ohne mein Gewahrwerden bei Beantwortung dieſer Frage leitete; wäre dis aber auch nicht der Fall geweſen, ſollte ſie nicht nun wenigſtens durch ihre wirkliche Dazukunft meine gegebene Antwort auf der Stelle beſtätigen? Gott iſt die höchſte Weisheit und Heiligkeit ſelbſt; wie lieb und werth müſſen ihm ſeine Vernunftweſen ſein, die mit unerſättlichem Triebe auch nach Weisheit und Heiligkeit ſtreben! Wäre es möglich, daß er ſie je aufgeben, zu ſein ganz aufhören laſſen könnte?

„Du folgerſt zu viel. Das iſt wahr — Gott muß ſein höchſtes Wohlgefallen an weiſen und guten Menſchen haben, und darauf können ſie ſich ſterbend noch verlaſſen, daß ſie ſein liebſter Gegenſtand auf Erden geweſen ſind; damit iſts aber

auch abgethan, und, wenn du von menſchlicher Gottgefälligkeit auf menſchliche Unvergänglichkeit ſchlieſſen willſt, ſo könnteſt du am Ende gar ſchlieſſen, daß auch die menſchlichen Handlungen, durch welche die Gottgefälligkeit entſteht, unvergänglich und ewigdauernd ſein müſten. Sie ſelbſt, die Weiſen und Guten, brauchen übrigens über ihren Vergang nicht zu ſeufzen; Niemand kann vielmehr den Gang ins Nichts heiterer antreten, als ſie, da ſie das Bewuſtſein haben, ſo lange ſie exiſtirten, mit Ehren exiſtirt, die Würde ihrer Natur behauptet, und den Beifall der Gottheit genoſſen zu haben."

Welch einen ſeltſamen Vergleich hörte ich hier? Das iſt ja nicht möglich, daß menſchliche Handlungen von ewiger Fortdauer ſein können — es müſten dann ihre ewigen Folgen damit gemeint werden, wovon jedoch hier die Rede nicht iſt; der Sinn aber, welchen ſie der Reihe nach und immer von neuem wieder ausdrücken, kann von ewiger Fortdauer ſein, denn die Forteriſtenz der Handelnden ſelbſt im Tode hat immere Möglichkeit, und ſo käme es ja doch nur auf Gott an, daß er ſie fortexiſtiren lieſſe. Wie? und er wäre ihr Freund, und wollte ihr Freund nicht länger ſein, nicht ewig

ſein? Sie könnten, wenn er nur wollte, ferner mit Ehren exiſtiren, und die Würde ihrer Natur noch herrlicher behaupten; zwingt er ihnen alſo nicht die gerechteſten Seufzer ab, wenn ſie den Gang ins Nichts antreten ſollen?

Ich will damit nicht ſagen, daß die Ausſicht nach dieſem Gange hin ihnen ihre höhere Ausbildung ganz und gar verleiden müſte, ſo, daß ſie etwa ſeufzten — „machten wir's doch nun lieber auch ſo, wie die grobſinnlichen Menſchen, und lieſſen alle Weisheit, alle Tugend, alle Religion linker Hand liegen, und genöſſen blos!" Mit Recht müſte ihnen darauf geantwortet werden — „es ſteht ja bei euch, daß ihr ſo thun könnet, wenn ihr wollet; warum thut ihr's nicht, wenn ihr es für beſſer findet? Ihr ſehet aber ſelbſt ein, daß die wahren Genüſſe eines Vernunftweſens nicht in ſinnlichem Wohlleben, ſondern im freudigen Bewuſtſein geiſtiger Ausbildung beſtehen, und darum iſts euch ſo, als müſtet ihr ſchlechterdings nach dieſem ſtreben. Könnte nun der Gedanke, daß alle geiſtige Ausbildung einſt in Nichts verwandelt würde, euch ſolche Ausbildung verleiden, ſo würde ja alles ſinnliche Wohlleben einſt auch in Nichts verwandelt, und ſo müſte die Vorſtellung hiervon euch ſolch Wohlleben ebenfals verleiden."

Nein, es iſt hier von ganz anderm Seufzern die Rede, von Seufzern, die dem wahren Menſchen zur Ehre gereichen, und die mein Innerſtes bewegen. Es iſt mir, als hörte ich auf folgende Weiſe ſeufzen — — —

„Das weis ich wohl, daß mir's deshalb nicht leid ſein dürfte, mein Ueberſinnliches mehr, als mein Sinnliches, gepflegt, und meine höhere Ausbildung wacker betrieben zu haben, wenn auch Alles am Ende mit Nichts ſich für mich ſchlöſſe. Ich hatte die Ehre, von menſchlicher Natur zu ſein, und ſo muſte ich dieſer Ehre auch durch wahres Menſchſein erſt wahrhaftig würdig werden. Mit meiner Würdigkeit wuchs auch meine Seligkeit; wer wird mehr gelohnt, als ich? Das Licht, das noch immer mehr in meinem Verſtande aufgeht — der Friede, welcher ſich bei Rechtſchaffenheit noch immer überſchwenglicher über mein Herz ausbreitet — die überirdiſchen Wonnen, welche ich, je länger, deſto reiner, in meinem trauteren Umgange mit Gott genieſſe — — o wie viel ſind ſie mir, wie viel ſollen ſie mir ſein bis an meinen letzten Augenblick! Aber eben darum — ach, daß doch kein Tod wäre, oder daß, wenn er einmal ſein muß, er nicht mich, ſondern nur meine grö-

bere Hülle, zerſtörte! Und — ſo könnts ja doch ſein, wenn du, unendliches Weſen, nur wollteſt — — warum willſt du denn nicht? Kannſt du deinen Treuen verſtoſſen — auch nur verlaſſen? Warſt du's nicht, der mir Kraft und Trieb, mich geiſtig zu vervollkommnen, reichte? That ich nicht deinen Willen dadurch? Hatte ich nicht deinen Beifall dafür? Nur — und noch immer mehr, ewig mehr konnte ich mich vervollkommnen, und möcht's auch über Alles gern, und würde dir dadurch noch immer wohlgefälliger, und — das ſoll dennoch nicht ſein? O ewig ſchade wenigſtens um meine guten Einſichten, Geſinnungen und Fertigkeiten! Auch das Eigenthum Anderer können ſie bei meinem Vergange nicht einmal werden, ſo, wie meine unbedeutenderen äuſerlichen Güter. Mag ich auch, ſo lange ich bin, noch ſo viel Würdigkeit und Seligkeit davon haben, wie wird mir, wie muß mir werden, wenn ich denke — „„dafür, daß du Alles thatſt, um deinen Geiſt und dein Herz auszubilden, ſoll dieſes Herz einſt aufhören, geſinnt zu ſein, dieſer Geiſt aufhören, zu denken — dafür, daß du den Ewigen ſo innig, ſo heilig anbeteteſt, ſoll der ſchandenhafte Ruf ins Nichts der Beſcheid ſein, welchen du auf

dein letztes frommes Gebeth erhältst!“ “ — O wehe, wehe mir Armen!!!“

Ich kann nicht umhin, diesem Seufzenden von edlerer Art Gerechtigkeit widerfaren zu lassen; er seufzt mir auf den Vernichtungsfall aus der Seele. So ist mir's dann aber auch unmöglich, zu fürchten, daß Gott uns so zu seufzen zwingen könnte; bei seiner Weisheit und Heiligkeit — er kann die nicht lassen, die ihn nicht lassen, und seine Weisen und Guten müssen lebend und sterbend auf ihn hoffen können. Lohnen, lohnen wird er sie dafür, daß sie dem Weisheits- und Heiligkeitstriebe, den er selbst ihnen einhauchte, und der ihren Daseinstrieb erst recht adelt, so unersättlich nachhingen; mit Unsterblichkeit wird er sie lohnen, und wird machen, daß sie in künftigen Aeonen das immer mehr noch werden mögen, wozu er sie offenbar schuf, und was sie so gern sein wollen. Diese Vorstellungen ergreifen mich mit einer solchen Ueberzeugungskraft, daß ich nun, wenn ich an jene menschlichen Seufzer noch einmal zurückdenke, Gott gleichsam höre, wie er väterlich darauf antwortet — — —

„„Fürchtet nichts, ihr meine Freunde, meine Lieblinge! Ihr haltet den hohen Beruf der Ver-

nunftweſen, den Beruf zur Weisheit und Tugend, in Ehren, und ſollt ihn dafür ewig betreiben. Nie ſoll der Geiſt, der ſo angeſtrengt nachdenkt, ganz aufhören, zu denken — nie das Gemüth, das nicht edel genug wollen kann, ganz aufhören, zu wollen; nie ſollet ihr aufhören, meine Verehrer zu ſein. Eure guten Kenntniſſe, Neigungen und Fertigkeiten ſollen euer unverletzliches Eigenthum bleiben; eure Seligkeit ſoll dauern ohne Ende, wie eure Würdigkeit. Dafür, daß ihr euer Ueberſinnliches mehr pflegtet, wie euer Sinnliches, ſoll euch auch der Tod nicht ſchaden, ſondern blos eure gröbere Hülle, deren ihr entbehren mögt, keineswegs aber die euch unentbehrliche feinere, und ſo euch ſelbſt, zerſtören. Er war nun einmal unvermeidlich; euer gegenwärtiger Erdenkörper konnte nur auf einen gewiſſen Zeitraum beſtehen, ihr muſtet ihn aber haben, um die erſte Geiſteserziehung durch ihn zu erhalten, und während ſeiner Dauer den Grund dazu zu legen, daß ihr hernach höherer Bildung empfänglich würdet. Statt, daß der Tod euch ſchaden könnte, ſoll er vielmehr von groſſem Segen für euch ſein. Die engen geiſtigen Schranken, welche euch der Erdenkörper ſetzt, nehmen mit ſeinem Vergange auch Vergang, und euer

wahres menſchliches Sein wird ſich mit dem Tode erſt recht entwickeln, und über alle eure Erwartung ausdehnen. Viel weiter ſollet ihr dann ſehen, viel tiefer überall einblicken, ihr Freunde des Wahren — viel reiner ſollet ihr empfinden, viel ſchneller euch hoch entſchlieſſen, viel kraftvoller wirken, ihr Freunde des Guten — und Alle, die ihr euch in den dunkeln Thälern des Todes ſchon ſo herzlich an mich ſchloſſet, ſollet ihr auf den lichten Höhen der Unſterblichkeit in einer Art von allerinnigſter Gemeinſchaft mit mir ſtehen, von der ihr jetzt noch keine Vorſtellung euch zu bilden fähig ſeid. Verlaſſet euch auf euern allmächtigen Freund, und entehret ihn nicht weiter durch Furcht vor Vernichtung und durch daher entſtehendes Seufzen über euern Tod; ſein Wille war, daß ihr weiſe und gut würdet — denket ihr recht hierüber nach, ſo muß eure Vernunft euch gleich ſagen, daß ihr es unmöglich könnet werden ſollen, um über lang oder kurz Nichts zu werden, ſondern um es ewig noch immer mehr zu werden.“ “

Die Sprache, welche ich jetzt hörte, iſt doch gewiß eine göttlichere, eine Gottes würdigere Sprache, als der ſchauderhafte Ruf ins Nichts ſein würde, wenn ihn weiſe und gute Menſchen ſter-

bend vom obersten Weisen und Heiligen bekämen. Es ist also sichtbar, daß auch hier die Gottesidee, dem Glauben an menschliche Zukunft auf das glücklichste zu Hülfe komme. Als Freund der Weisheit und Guten dachte ich mir Gott; ich will diese Betrachtung noch auf eine andere Weise anstellen, um zu sehen, was auch dann für menschliche Fortdauer aus ihr folge. — —

„Gott ist die höchste Weisheit und Heiligkeit selbst, sprach ich; wie könnte er seine Vernunftwesen, die auch nach Weisheit und Heiligkeit unersättlich streben, je aufgeben? . . Werden nun diese aber nicht auch dadurch, daß sie so thun, immer mehr sein Bild? Sollte Gott sein Bild nicht schätzen? und, wenn er es schätzen muß, wird er es je der Zerstörung Preis geben?

„So könntest du Alles zum Bilde Gottes machen, und ebenso auf allgemeine Unvergänglichkeit schließen. Gott ist auch das höchste Dasein; mithin wäre Alles, was da ist, sein Bild, und müßte unvergänglich sein. Oder — Gott ist auch das höchste Leben; Alles also, was lebt, wäre sein Bild, und müßte unsterblich sein. Oder — Gott ist auch die höchste Kraft; Alles also, was wirkt, wäre sein Bild, und müßte ewig wir-

ken. Du ſiehſt, daß aus deinem Argument vom Bilde Gottes für Fortdauer im Tode nichts folge.

Kann man aber auch wohl Daſein, Leben, und Kraft blos an ſich, mit Weisheit und Heiligkeit in gleichen Rang ſtellen? Dis wäre ebenſo, als wenn man einem bloſſen Sinnenweſen und einem Vernunftweſen gleichen Rang geben wollte. Wir haben's hier nicht von den Seiten her mit dem Menſchen zu thun, die er mit der übrigen Sinnenwelt gemein hat, ſondern von denen, welche ihn vor dieſer auszeichnen, und ihm die eigentliche Gottähnlichkeit geben. Als Vernunftweſen wird er betrachtet, und da iſt ſchon iedes Vernunftweſen blos als ſolches ein Schein von der Gottheit, von dem allerhöchſten Geiſte, in der Maſſe aber, wie es ſich immer mehr ausbildet, wird es auch noch immer Gottdarſtellender. Mag es immerhin als ein geſchaffenes Weſen ein beſchränktes Weſen ſein und bleiben, ſo kann es doch ſeine Schranken von Zeit zu Zeit erweitern, und, wenn es dis thut, ſo nähert es ſich auch immer mehr Gott, ohne ihn ie zu erreichen. Ein wahres Bild Gottes iſt alſo der Menſch, der unerſättlich nach Weisheit und Tugend, oder nach Ausbildung als Vernunftweſen, ſtrebt, und ſo immer

weiser und heiliger wird; kein anderes Wesen ist mir Zuverlässigkeit bekannt, das sich in dieser Hinsicht mit ihm messen könnte. Die ganze Sinnenwelt ist nicht weise und gut an sich selbst, sondern ist nur weise und gut eingerichtet; in ihr gibts also kein eigentliches Bild Gottes, sondern Alles darin ist blos Zeugnis, Denkmal Gottes, Denkmal seiner höchsten Weisheit und Güte.

„Hast du nicht selbst die Sonne ein Bild Gottes genannt?“

Nein, nur ein Gleichnis Gottes, ein blosses Illustrans seiner Alles belebenden Gegenwart, seines überall wohlthätigen Einflusses u. s. w. Bild Gottes ist sie nicht, wenigstens in dem erhabenen Verstande nicht, in welchem es der Mensch ist, der die höheren Eigenschaften Gottes durch sich nicht blos versinnlicht, sondern sie wirklich sich erwirbt, wirklich besitzt, und dadurch eigentliche Gottähnlichkeit hat. Nun muss aber Gott sein Bild schätzen, oder er schätzte sich selbst nicht. Alle Werthschätzung, die Gott den Weisen und Guten erzeigt, ist im Grunde nichts Anderes, als Werthschätzung, die er sich selbst erzeigt. Sollte er aber etwa sich nicht selbst schätzen? So wäre er ja nicht der Allselige. Alle unsere Seligkeit ent-

springt aus dem Gefühle unseres Werths, den uns weise Einsichten und heilige Gesinnungen geben; so entspringt auch die höchste Seligkeit Gottes aus der allerdeutlichsten und allerlebendigsten Einsicht seines allerhöchsten Werths, den ihm die höchste Weisheit und Heiligkeit geben.

„So kann ichs dir ja auch ebenso gern zugeben, daß Gott weise und gute Menschen, als sein Bild, schätze, wie ich dir zugab, daß er überhaupt sein höchstes Wohlgefallen an ihnen habe; daraus folgt aber noch gar nicht, daß er sie nie der Zerstörung Preis geben werde. Gott schätzt Alles, woran Vollkommenheit ist; ists deswegen der endlichen Zerstörung nicht ausgesetzt? Er schätzt das Vollkommene aller Art, so lange es da ist."

Die Vollkommenheit der Sinnenwelt kann nicht immer sein; das Geistigvollkommene am Menschen aber kann immer sein, und noch immer zunehmen, sobald Gott nur will. Dieses ist sein Bild, und von seinem Bilde ist hier die Rede; so ists unmöglich, daß Gott sein Bild schätzen, und nicht auch vor Zerstörung schützen sollte.

„Vor Zerstörung schützte er es dann eigentlich nur nicht, wenn er das menschliche Ge-

schlechter Vergang nehmen liesse; dieses dauert aber wirklich immer fort, und so gibt es unaufhörlich weise und gute Menschen, die immer wieder von neuem sein Bild sind; folglich erhält er ja in der That sein Bild zu ewigen Zeiten, und es bleibt bei aller Zerstörung der Individuen doch unzerstört in der Art."

Daran ist kein Zweifel, daß es immer weise und gute Menschen geben werde — vorausgesetzt nehmlich, daß der Planet, der der Menschheit zum Aufenthalte angewiesen ist, nicht selbst Vergang nehme; jeder weise und gute Mensch ist aber ein Bild Gottes an und vor sich, und muß als solches auf immerwährende Fortdauer rechnen können, und — wenn auch der Planet Erde Vergang nehmen sollte. Eine solche Vertheidigung Gottes über menschliche Vernichtung durch den Tod, wie neue, ist empörend; denn sie grenzt an Spötterei, die man mit Gottes eigenem Bilde treibt.

„Wie aber, wenn alle Weisheit und Tugend der Menschen zusammen, als so viel einzelne und zerstreute Züge, das eigentliche Bild Gottes erst ausmachten, und so die Menschheit im Ganzen den Allweisen und Allheiligen darstellen sollte?"

Das wäre ja ein seltsames Bild, wovon die Züge, welche es zusammen ausmachten, aus allen Himmelsstrichen erst zusammengesucht werden müssen, und wie mancher derselben möchte dann tausendmal da sein, während daß es an gewissen andern gänzlich fehlte! Auch ist aus der Geschichte kein Zeitalter bekannt, in welchem nicht die Menschheit im Ganzen vielmehr ein unvollkommenes, als ein göttliches Bild, aufgestellt hätte. Die Weisen und Heiligen waren immer die Wenigeren; wehe, wehe meinem Geschlecht, wenn es nach dem gröſseren Haufen zu allen Zeiten beurtheilt und gewürdigt werden sollte!

„Nun — und alſo, was besagt das ganze Argument von Gott, als Schätzer seines Bildes, für menschliche Fortdauer, wenn die wenigsten Menschen sein Bild wirklich sind? Einer kleinen Zahl von Weisen und Heiligen würde auf solche Weise nur Unsterblichkeit zu Theile; die übrigen Unzähligen aber reäle Vernichtung im Tode."

Hierauf glaube ich mit Recht antworten zu können, daß auch die unweisesten und unheiligsten Menschen doch immer Vernunftwesen bleiben, und daß mithin die Grundlage zum Bilde Gottes an ihnen sich erhalte. Auch diese schätz-

Gott; er schätzt sie wenigstens als Grundlage dazu, und wird auch sie der Zerstörung nie Preis geben. Gelegenheit muß er vielmehr machen, daß sich auf ihr sein Bild einst noch erbaue, so, wie er die, welche sein Bild schon wurden, in den Stand setzen wird, es noch immer herrlicher zu werden. Für meinen Plan, den ich bei dieser Betrachtung hatte, ist es übrigens schon genug, wenn auch nur die Fortdauer der Weisen und Guten im Tode durch sie erwiesen wäre. Diese, diese, welche nach Gottähnlichkeit so herzlich strebten, werden, so gewis als Gott sein Bild schätzen muß, durch den Tod nicht Vergang nehmen, sondern sterbend wohlbehalten zu einem weiteren Leben Uebergang nehmen, wo sie sich zu noch höherer Gottähnlichkeit erheben werden.

Gott ist ihr Freund, weil sie den hohen Beruf eines Vernunftwesens, geistiges Wachsthum zu betreiben, und sein Bild zu werden, stets vor Augen haben; so wird er auch ihr Freund länger sein, als für jetzt blos, er wird es ewig seyn. Sie können, wenn er nur will, unaufhörlich noch an Weisheit und Tugend wachsen, unaufhörlich sich noch immer mehr in sein Bild verklären; so wird er sie dabei schützen, und ihnen die unüberwindliche

Laufbahn, welche er ihnen selbst gebfnet, und auf der sie so wacker fortschritten, nicht auch selbst wieder verschliessen. Er wird es ihnen vielmehr gönnen, durch noch immer grössere Würdigkeit auch zu noch immer grösserer Seligkeit zu gelangen; er wird sein eigenes Wohlgefallen, das er an ihnen hatte, nicht nur stets sich zu erhalten, sondern auch noch immer höher haben zu können, bedacht sein. — O wie stark auch auf diese Weise wieder der Glaube an Gott den Glauben an menschliche Fortdauer! Ehrwürdige Religion, führe mich immer tiefer in dein Heiligthum!

## Dritte Betrachtung.

## Gott
## als Geber des Sittengesetzes.

Heute glaube ich eine äuſerſtwichtige Betrachtung über meinen Lieblingsgegenſtand an der Hand der Religion anzuſtellen; o — daſs mir dabei mein ganzes Nachdenken mehr, als je, zu Gebote ſtehen möchte!!!

Es iſt Einerlei, ob man den Menſchen ein Vernunftweſen, oder ein ſittliches Weſen, nenne; dadurch, daſs er jenes iſt, wird er dieſes. Das heiſſt mit andern Worten — den Menſchen ſollen nicht, wie es mit allen übrigen empfindenden Weſen der Fall iſt, ſeine Triebe, die ſeine Organiſation erzeugt, bei ſeinen Handlungen beſtimmen, ſondern er ſoll ſich dabei ſelbſt beſtimmen. Im eigentlichen Verſtande ſelbſthandeln ſoll er. Er ſoll aber nicht blos ſelbſt handeln, ſondern auch edel handeln, nicht blos eigenmächtig ſich beſtimmen, ſondern auch wacker ſich beſtimmen,

und als ein sittliches Wesen auch sittlich gut sein. Darauf gehen alle die drei heiligen Funktionen, welche seine Vernunft an ihm verrichtet, hinaus. Die Vernunft lehrt ihn erstlich das Gute vom Bösen, wie das Wahre vom Falschen, unterscheiden; die Vernunft rathet ihm dann zur Wahl des Guten, weil es mit ihr übereinkommt; die Vernunft setzt ihn endlich zur Rede darüber, ob er ihren Rath befolgt habe, lobt und tadelt ihn, wie er es verdient. Ein allgemeines Gesetz macht sie ihm bekannt; er hört die Stimme desselben in seinem Innern, und es lautet also — handle immer recht aus Ueberzeugung — bestimme dich immer zum Guten, und zwar blos darum, weil es gut ist.

Daß viel einzelne Menschen dieses Gesetz in sich wirklich nicht hören, beweiset eben so wenig etwas wider die Unleugbarkeit desselben, als wenn es noch ganze Nationen nicht hören. Auf einen gewissen Grad muß freilich erst die Vernunftkultur steigen, wenn es gehört werden soll; denn es ist ja ein Vernunftgesetz, und die Vernunft spricht durch dasselbe. Wie kann die Vernunft vernehmlich sprechen, wenn sie nicht in dazu gehöriger Stärke da ist? Wie können Menschen sich verbunden glauben, immer recht zu thun, wenn sie noch

nicht einmal wiſſen, was Rechtthun ſei? Je mehr aber die Vernunftkultur ſteigt, deſto ſtärker wird auch das Geſetz gehört. Wenn es dann auch Menſchen genug gibt, die bei aller Vernunftkultur doch nicht nach dieſem Geſetze handeln, ſo iſt dis kein Beweis, daß ſie es nicht hörten; ſie thun nur, als hörten ſie's nicht, weil ſie lieber unter dem Geſetze ihrer Begierden ſtehen wollen.

Müſten nun gleich Vernunftweſen ſchon, blos als ſolche, das Vernunftgeſetz in Ehren halten, falls ſie auch nicht an Gott glaubten, weil ſie ſonſt ihren Karakter verleugneten: ſo muß ihnen das Geſetz doch noch ehrwürdiger werden, ſobald ſie es für eine Stimme Gottes in ihrem Innern, und für ein Geſetz halten, das ihnen eine Obervernunft durch ihre Untervernunft gebe. Wahrhaftiggute Menſchen nehmlich, wenn ſie dem Geſetze gemäß handeln, fühlen ſich dabei durch den Gedanken, daß ſie nach demſelben Geſetze handeln, nach welchem Gott ſelbſt handelt, ſehr gehoben; rohe und grobſinnlich lebende Menſchen aber werden durch die Vorſtellung, daß die Stimme, auf die ſie nicht hören wollen, Gottes Stimme ſei, auf allerlei wichtige Nebenvorſtellungen geleitet, von welchen bald die eine, bald die andere, ſie doch

von zu frecher Uebertretung des Gesetzes zurückhält. Die Ehrwürdigkeit des Gesetzes gewinnt also auf jeden Fall durch seine Göttlichkeit. Eine um so sonderbarere Wendung bekommt aber die Sache, wenn wir sie auf einer gewissen andern Seite betrachten.

Bei unserem redlichsten Bestreben, dieses in unser Innerstes gleichsam geschriebene Gesetz zu halten, finden wir seine gehörige Erfüllung für uns unmöglich. Eins von Beiden hätte, wenn diese Statt finden sollen, sein müssen — wir müssten entweder Mehr leisten können, oder das Gesetz müsste Weniger von uns fordern. Oder — sollten wir es etwa nicht halten? Nun — wozu wäre es denn da?

So urtheilen wir schon mit Recht, ohne Gott dabei einzumischen; nun tritt aber die Gottesidee dazu, und so, wie das Gesetz uns dadurch ehrwürdiger ward, daß es ein Gottesgesetz sei, wird es uns nun auch dadurch unbegreiflicher, weil wir es nicht gehörig halten können. Wie? wer wäre der Geber des Gesetzes? Gott! die oberste Vernunft gab es uns durch unsere Vernunft. Gott kann doch als ein Allweiser das Gesetz uns unmöglich in einer andern Absicht gegeben haben, als daß

wir es halten sollten. Warum richtete er es also so ein, daß wir es nicht gehörig zu halten vermögen? Betrachte ich die Sinnenwelt, wie zweckmäßig sind da alle Gesetze eingerichtet — wie pünktlich werden sie daher auch erfüllt! Und das Wesen, welches in der sinnlichen Welt so ein vollkommener Gesetzgeber ward, sollte in der höheren, übersinnlichen, moralischen Welt ein Gesetz gegeben haben, das den grössesten aller Fehler hätte, nehmlich den, daß die, denen es gegeben ward, es schlechterdings nicht gehörig erfüllen könnten?

Nimmermehr kann ich dis glauben. So weis ich dann aber auch keinen andern Ausweg, um aus der Verwickelung zu kommen, als daß ich so schliesse — „weil es mit dem Menschen auf dieser Seite, daß ihm das Gesetz gegeben sei, damit er es halten solle, schlechterdings gleiche Bewandnis haben mus, wie mit der Natur: so mus es, da er es nicht gehörig halten kann, auf der andern Seite eine andere Bewandnis mit ihm haben, als mit den blossen Sinnenwesen. Es mus für ihn nicht blos mit Hier und mit Jetzt abgethan sein, wie für diese; ihm mus noch ein anderweitiger und vollkommenerer Zustand bevorstehen, in dem er, nachdem er hier und jetzt sich nur dazu vorbereitete,

das Sittengeſetz auch ſo erfüllen wird, wie die Natur ihre Geſetze erfüllt. Dann iſt es als ein Geſetz zu betrachten, das ihm, der für mehrere Welten beſtimmt iſt, in der erſten Welt gleich ein- für allemal bekannt gemacht, und für alle übrige Welten mit gegeben ward.“ So, nur ſo iſt die Ehrwürdigkeit des Geſetzes, als eines Gottesgeſetzes, gerettet. So wahr alſo ein Allweiſer das Sittengeſetz dem Menſchen gegeben — ſo wahr der Menſch mithin es halten ſoll, und es doch nicht gehörig halten kann, ſo wahr muß der Menſch auch im Tode fortdauern, um es irgend einmal noch gehörig halten zu können . . .

Hier will ich einſtweilig abbrechen, um Alles, was ich bisher gedacht, auf das ſchärfſte noch einmal zu überdenken . . .

Ich hab's gethan; nicht einmal — dreimal hab' ichs gethan. Alſo — nun weiter!

Manchmal war mir, als hörte ich ſeitwärts ſprechen — „ſobald das Argument von unmöglicher Erfüllung des Sittengeſetzes auf einen künftigen Zuſtand des Menſchen ſeine Richtigkeit hätte, bedürfte es ja Gottes nicht einmal dabei, ſondern man könnt's auch ohne Religion zu ſeiner Beruhigung gebrauchen.“ Hierauf will ich

nicht einmal erwiedern, daß es überhaupt gegen alle menſchliche Denkweiſe ſei, ein Geſetz **ohne Geſetzgeber** zu denken; ſondern — die Hand aufs Herz, ihr alle, die ihr ſo ſprechen könnet — gibt der Glaube an einen Allweiſen, der das unzuerfüllende Geſetz gegeben, bei der Sache nicht erſt den Ausſchlag? Bekommt nicht durch ihn der Schluß von nichtmöglicher Erfüllung des Sittengeſetzes auf menſchliche Fortdauer im Tode die Richtigkeit wirklich, welche ihr ihm nicht zuzugeſtehen ſcheinet?

Ich lenke nun wieder in den Weg meiner Betrachtung ein. — Das Vorhandenſein eines Sittengeſetzes iſt unleugbar. Brauchte man auch wohl weiter etwas darüber zu ſagen, als daß der Menſch, der von ſinnlicher und überſinnlicher Natur zugleich iſt, ebenſo, wie er auf der ſinnlichen Seite offenbar phiſiſchen Geſetzen unterworfen iſt, auch auf der überſinnlichen Seite einem moraliſchen Geſetze untergeben ſein müſſe? Jetzt iſt alſo meine groſſe Frage nur — ob es ſich mit der Unerfüllbarkeit des Sittengeſetzes wirklich ſo verhalte, wie angegeben ward, oder ob nicht die Schuld der Nichterfüllung an dem Menſchen ſelbſt liege. Wenn es doch gute Menſchen gibt, wie es

schlechte gibt, so könnts ja auch wohl ganz gute geben, und, wenn das Gesetz von Vielen ziemlich gehalten wird, wie es von Mehreren gar nicht gehalten wird, so könnten Jene es ja auch wohl gehörig halten. Wo schon Weniger und Mehr Statt findet, da könnte auch Alles Statt finden . . .

Haben denn aber nicht gerade solche Menschen, die sich ihre sittliche Vollkommenheit am eifrigsten angelegen sein liessen, und es daher auch in der Tugend am weitsten brachten, zu allen Zeiten am meisten darüber geklagt, daß sie dem Sittengesetze nicht Genüge leisten könnten? Der Grund davon, daß ihm nicht Genüge geleistet wird, mus also ausser den Grenzen des menschlichen Willens liegen, und es mus schlechterdings dem Menschen an Vermögen dazu fehlen. So ists dann auch; es gibt eine menschliche Schwachheit, die gegenwärtig nicht zu heben ist, und die Jedem, der sie sehen will, bald in die Augen fällt.

Das moralische Gesetz verlangt erstlich, daß wir uns bei unserem gesamten Handeln nicht bestimmen lassen, sondern selbst bestimmen. Gleich hier zeigt sich an uns das Gebrechen, daß uns die vermöge unserer ganzen Situation unmöglich wer-

be; muß uns nicht ſofort der übrigen Forderungen des Geſetzes wegen, die darin beſtehen, daß wir uns immer zum Guten beſtimmen, und zwar blos darum immer zum Guten, weil es gut iſt, beſtimmen ſollen, aller Muth fallen? Gewis täuſcht uns nichts öfter, als unſer eigener Glaube, wir hätten uns wirklich ſelbſt beſtimmt. Wir handeln nehmlich ſchon, oder haben gar ſchon gehandelt, und während des Handelns erſt, oder gar erſt nach vollbrachter Handlung, bieten ſich uns die Vorſtellungen dar, aus welchen wir allerdings auch ſo hätten handeln können, und nun bilden wir uns ein, daß wir in der That aus ihnen handeln, oder gehandelt haben; ſo träumen wir uns freier, als wir wirklich ſind.

Der Menſch kann ſeine Reitzbarkeit wohl unter Aufſicht und in Zucht halten, übergewaltigen aber, oder gar verleugnen, kann er ſie nicht; hierin liegt der erſte Grund der Unmöglichkeit, ſich immer ſelbſt zum Handeln zu beſtimmen. Wir müſſen den ſinnlichen Eindrücken offen ſein, und ſtärkere Eindrücke müſſen auch ſtärkere Wirkungen an uns hervorbringen. Von der individuellen Organiſation eines Jeden hangt dabei nicht weniger viel ab, und, wer einmal von ſtarker Empfindung iſt,

für den werden alle an sich schon stärkere Eindrücke noch stärker angreifend. Oft geschehen nun dergleichen starke sinnliche Eindrücke auf uns ganz plötzlich und unerwartet; dadurch müssen sie ebenfals noch weit stärkere Erschütterungen an uns bewirken. Ist dann der Fall, daß wir auch fast ebenso plötzlich handeln sollen, wie werden wir handeln? Gewis — sobald unsere Zeit dazu so beschränkt ist, daß wir durchaus keine Ueberlegungen anstellen können, oder, wenn wir auch nur zu heftig erschüttert sind, als daß wir uns während der uns ja noch übrigen Augenblicke gehörig samlen könnten — nicht anders, als den erhaltenen Eindrücken gemäs! Sie sinds also dann, die uns bestimmen, nicht wir. Wollten wir noch nicht einsehen, daß sie uns bestimmen müsten, so würde uns doch die Erfarung lehren, daß sie uns wirklich bestimmten. Wo lebt der, welcher nicht, wenn er in solchen Fällen gehandelt hatte, nachher oft einsah, daß er nicht nur anders hätte handeln sollen, sondern auch anders gehandelt haben würde, wenn er nur Zeit, oder Kraft, sich zu besinnen, gehabt hätte?

Ein anderer Grund der Unmöglichkeit, sich zum Handeln immer selbst zu bestimmen, liegt

darin, daß der Mensch in seinem Leben weit früher zu handeln anfängt, als er sich selbst dazu zu bestimmen im Stande ist. Seine lange Kindheit, welche übrigens für ihn sehr einträglich ist, weil sie ihm eine lange Existenz verspricht — wie verdirbt sie ihm in dieser Hinsicht so Viel! Ich will damit nicht sagen, daß dadurch die Kraft, sich selbst zu bestimmen, ganz verlohren gehe, so, daß sie hernach und zu seiner Zeit sich gar nicht rege; so gehörig gedeihen aber kann sie doch in der That nicht dabei, daß sie das würde, was sie sein müste, wenn sie immer ihr Amt ganz verwalten sollte. Sie bricht ja nicht auf einmal und allgewaltig hervor, so, daß sie sich gleich in vollen Besitz ihrer Gerechtsame versetzen, und jede vorhergegangene Usurpation annulliren könnte; sie entwickelt sich, wie jede andere Kraft, nur nach und nach, und hält mit der Entwickelung der Vernunft gleichen Schritt. Daraus folgt, daß der erwachsende Mensch, sobald es eine Handlungsweise betrift, die er als Kind und Knabe immer beobachtet hat, unbefangen so forthandelt, und sein Selbstbestimmungsvermögen kaum fühlt, und daß der Völligerwachsene oft noch eher, als er sich selbst bestimmen kann, durch die alte und daher herrschende

Handlungsweise schon fortgerissen wird. Dis begegnet auch den Weisesten zu gewissen Zeiten; und so ist Gewohnheit, die mit uns erwuchs, wie Sinnlichkeit, die uns wesentlich eigen ist, ein unzu-überwältigendes Hinderniß, sich immer beim Handeln selbst zu bestimmen.

Noch ein Grund der Unmöglichkeit hiervon findet sich darin, daß der Mensch zu abhängig von Seinesgleichen ist. Wie kann der immer sich selbst bestimmen, über den Andere gebieten? Wirklich aber ist Jeder von seiner Geburt an bis an seinen Tod in der Lage, daß er sich von fremder Gebieterei über ihn nicht völlig losmachen kann. Im ganzen ersten langen Zeitraume unseres Lebens sind wir dazu verurtheilt, uns ganz nach unsern Erziehern zu richten; hören diese auf, Machteinflüsse auf uns zu haben, so treten unsere Glücksbeförderer, unsere Gönner, unsere Vorgesetzten an ihre Stelle, und wir müssen uns in vielen Dingen wenigstens nach ihnen richten. Hätten, bedürften wir dergleichen nicht, so würden wir doch lange nicht so viel Gutes stiften, als wir stiften könnten, wenn wir uns nicht auch oft nach der Gesellschaft richteten, in der wir leben. Diejenigen, welche in der höchsten Unabhängigkeit

von Andern sich zu befinden scheinen, auch wohl glauben, hangen nicht selten durch zufällige Ursachen von gewissen einzelnen, zuweilen unbedeutenden, Personen äuserst ab. Besonders beengt uns die Kraft des Beispiels sehr. Da wir sie im Anfange unseres Lebens aus wirklichem menschlichen Bedürfnis durchgängig auf uns wirken lassen musten, so läßt sie sich auch durch das ganze Leben hindurch ihr altes erlangtes Recht auf uns nicht ganz nehmen, und es gelingt uns nie, sie völligunwirksam auf uns zu machen. Wir glauben dann wohl fest, daß wir selbst handeln, und es ist doch nicht wahr; irgend ein achtungswürdiger, oder sehr geliebter Anderer steht dabei im Hintergrunde, dem wir unvermerkt nachahmen. Allgemeine Beispiele vollends müssen uns, blos als solche, in vielen Fällen bei unserem Handeln bestimmen, weil wir es mit einer ganzen Welt doch nicht anders, als nur im höchsten Nothfalle, verderben dürfen. So machts uns unsere ganze Situation unmöglich, uns immer selbst zu bestimmen. Sollte dis geschehen können, so müsse unsere Organisation nicht so grosse Gewalt über uns haben; wir müsten gleich von unserer Geburt an selbst zu handeln vermögen, und müsten uns

nicht in der traurigen Nothwendigkeit befinden, Unsersgleichen auf so mannigfaltige Weise gebieterische Einflüsse auf uns einzuräumen. — —

Das Sittengesetz hat keineswegs genug daran, daß wir uns bei unserem gesamten sittlichen Thun selbst bestimmen sollen; es verlangt auch, daß wir uns immer zum Guten bestimmen sollen.

Was die Erfüllung dieser Forderung betrift, so treten uns dabei unsere Begierden offenbar in den Weg. Diese sind uns vermöge unserer sinnlichen Natur ebenso eigen, wie die Vernunft vermöge unserer geistigen Natur; mehr braucht zu ihrer Vertheidigung nicht gesagt zu werden. Ihr Wesen bringt es aber so mit sich, daß sie sich auf Alles ohne Unterschied, was mit ihnen übereinkommt, und ihnen behagt, richten, es mag Gutes, oder Böses, sein. Da ist nun das Böse oft von der Art, daß es hohe Reitze für sie hat, ihnen sehr schmeichelt, und zu ihrer Befridigung vorzüglich geschickt ist. Wenns nicht so wäre, wie könnte Böses in der Welt geschehen? Wehe aber nun auch, da es so ist, der Sittlichkeit dessen, der seinen Begierden geradezu Folge leistet! Wie unaussprechlichoft wird er Böses thun, ohne eigentlich Böses thun zu wollen! Blos seine sinn-

lichen Begierden verleiten ihn dazu. Nun hat allerdings der Mensch dazu die Vernunft, daß er über seine Begierden wache, und sie im Zaume halte — daß er erst untersuche, ob das, wodurch sie befridigt sein wollen, auch gut, recht, erlaubt, für ihn anständig u. s. w. sei, und daß er ihnen, sobald dis nicht ist, die verlangte Befridigung versage. Hierin besteht seine Ehre, und er kann es, wenn er will, auch sehr weit darin bringen; ist er aber im Stande, es so weit zu bringen, daß sie ihn nie, nie zum Bösen verleiten?

Mit mancher seiner Begierden möchte ihm dis vielleicht gelingen, mit der aber, die sich durch besondere Stärke vor allen übrigen auszeichnet, gewis nicht, und irgend eine solche hat jeder Mensch, auch der allergebildetste, es sei nun vermöge seiner besondern Leibesbeschaffenheit, oder vermöge seines Temperaments, oder vermöge seiner erhaltenen Erziehung, oder vermöge seiner Lebensart, u. s. f.

Jeder stark sich regenden sinnlichen Begierde ists überhaupt eigen, daß sie die Vorstellungen entweder verwirrt, oder doch die ihr widrigen verdunkelt, und dadurch die Vernunft in Ausrichtung ihres Amts stört. Glückt ihr das Erstere — wel-

ches der Fall leicht wird, wenn ihr ſich ganz beſonders reitzende und noch dazu neue Gegenſtände und Befridigungsgelegenheiten, wie durch einen Zauberſchlag herbeigeführt, darbieten — ſo geſchieht ihr mehrentheils gar kein Widerſtand, wenn es auch Böſes von groſſem Belang beträfe, weil das Böſe in dem Augenblick als Gutes erſcheint. Bringt ſie's aber auch nur bis zur Verdunkelung der ihr widrigen Vorſtellungen von Recht und Unrecht, ſo erfolgt doch der Widerſtand gegen ſie beim Böſen nicht mit gehöriger Stärke. Indem ſie die für ſie reitzende Seite der begehrten Handlung in aller Fülle hinſtellt, und ſo die ganze Aufmerkſamkeit auf ſelbige feſſelt, verliehrt ſich die moraliſch-häßliche Seite der Handlung immer mehr aus den Augen; das Böſe geſchieht dann ebenfals ſehr leicht, und der Thäter meint auch wohl wirklich recht zu handeln, indem er unrecht handelt. So, wie er zum Beſinnen kommt, gehts ihm, wie dem, der in voller Gedankenverwirrung Böſes-that. Beide ſehen den Irthum, welchen ihnen die Begierde geſpielt hat, ein, und es iſt ihnen weiter nichts übrig, als ſichs verdrieſſen zu laſſen, und ihren Fehler wieder gut zu machen.

Die höhere ſittliche Vollkommenheit, welche ein Menſch auf dieſer Seite vor vielen Andern erreicht, beſteht daher in der That nur darin, daß ihm ſo etwas ſeltener geſchehe, und daß er dergleichen Ideenverwirrungen und Ideenverdunkelungen, die die Begierden anrichten, und denen er nicht immer vorbauen, oder ausweichen kann, weil es ihm ſeine Lieblingsbegierde wenigſtens nicht verſtattet, ſeltener unterliege. Daß man kein Böſes mit wirklichem und vollem Bewuſſtſein, daß es Böſes ſei, thue, und wenn es den Begierden noch ſo ſchmeichelt — dahin kann man es wohl bringen, und dahin ſollte es Jeder bringen; daß man aber, auch auf das ſchuldloſeſte übereilt, oder wie gleichſam geblendet, nie in Böſes willige — dahin hats noch Niemand gebracht, und wirds auch Niemand bringen. Dennoch aber will das Geſetz, daß wir Böſes **gar nicht** thun ſollen; ſo leuchtet uns dann auch hier in die Augen, daß es uns unmöglich ſei, das Geſetz gehörig zu erfüllen. Sollte Jenes von uns geleiſtet werden, ſo müſte unſere ſinnliche Natur ſich beſſer zu unſerer ſittlichen Natur ſchicken, und es müſte nicht gleichſam die Eigenſchaft des Böſen ſein, daß es, je böſer es iſt, deſto reitzender für un-

fere an ſich und urſprünglich unſchuldigen Begierden wäre.

Ebenſo müſte aber auch, wenn wir gar kein Gutes unterlaſſen ſollten, unſere ſittliche Natur ſich beſſer zu unſerer ſinnlichen ſchicken, und es müſte nicht auch gleichſam eine Eigenſchaft des Guten ſein, daß es, in ie höherem Grade es gut iſt, deſto abſchreckender für unſere an ſich und urſprünglich unſchuldigen Begierden wäre. Ihr Weſen bringt es ebenfals mit ſich, daß ſie Allem ohne Unterſchied, was nicht mit ihnen übereinkommt, und ihnen nicht behagt, ſich widerſetzen, es mag Böſes, oder Gutes, ſein. Nun hat zwar der Menſch dazu auch die Vernunft, daß er die Begierden, wenn ſie ihn vom Guten, weil ſie ihren Vortheil dabei nicht finden, abhalten wollen, zur Ruhe verweiſe, und zum Schweigen bringe; kann er dis aber immer, immer? Es iſt zu voraus zu fürchten, daß die Vernunft ſich hier ſelbſt kompromittiren möchte.

Die Begierden ſollen nicht verlangen, daß das Böſe ſie befridige; ſoll ſie aber das Gute nicht befridigen? Was ſoll ſie dann befridigen? Oder — ſollen ſie gar nicht befridigt werden? Auf dieſen Fall wäre uns ſogar unſer Daſein nur zum

Scherz gegeben, weil es ohne Befridigung unſerer Begierden gleich in ſich ſelbſt zerfallen müſte. Wäre es aber um unſer Daſein ein Scherz, ſo wär's um das uns gegebene Sittengeſetz ein noch weit ärgerer Scherz. Da wir nun unſer Daſein nicht zum Scherz haben können, ſo müſſen wir auch ſeiner froh werden ſollen, und Wohlſein und Daſein ſind für uns Eins. Wir haben einen Daſeinstrieb ſogar bekommen; ſo haben wir auch einen Wohlſeinstrieb. Wozu alles Verſchreien des Wohlſeinstriebes — will man nicht endlich gar auch den Daſeinstrieb verſchreien? Genug, er iſt da, und der Menſch hat ihn ſich ſelbſt ſo wenig gegeben, als er ſich den Daſeinstrieb gab. Er ward ihm gegeben, und — die Vernunft billigt ihn. Sie iſts, möchte man ſagen, die ihn erſt recht hervorruft; indem ſie den Menſchen fähig macht, für ſein Wohlſein mehr zu ſorgen, als alle andere empfindende Weſen. Sie iſts, die ihn heiligt; indem ſie den Menſchen zur Wohlſeinsverbreitung um ſich her verpflichtet, die ohne eigenes Wohlſein in den mehreſten Fällen gar nicht, oder doch nur kümmerlich, Statt finden kann. Sie iſts, die ihn ſogar gebietet; indem ſie will, und wollen muß, daß der Menſch auch ſeinen äuſerli-

chen Zuſtand, ſo lange er in ſelbigem iſt, gehörig beſorge und beſchicke. In der That, es iſt kaum noch der Mühe werth, den Wohlſeinstrieb gegen ſeine Verſchreier zu vertheidigen; beſonders, da die heftigſten unter ihnen, ſobald man ſie nur in der Nähe zu beobachten Gelegenheit hat, oder ſich die Mühe gibt, als Menſchen erſcheinen, die recht emſig für ihr Wohlſein ſorgen.

Daß ein guter Menſch ſeine Begierden, wenn ſie durch überflüſſige Forderungen ihn vom Guten abhalten wollen, zum Schweigen bringe, und ſo den Wohlſeinstrieb im Zaume halte, wird ihm nicht ſchwer werden; er wird auch gewis alles Mögliche thun, dieſen Trieb, wenns ſein mus, ſogar zu ignoriren, und den Begierden auch die nothwendigen Forderungen des Guten wegen abzuſchlagen; die Frage bleibt aber — ob dis ihm immer gelingen werde. Wie vieles Gute iſt keine vollkommene Pflicht für ihn! wenn er nun dafür, daß er ſich dazu beſtimmt, ſehr leiden ſoll, wird er nicht Anſtand nehmen, ſich dazu zu beſtimmen? Wird er nicht um ſo mehr Anſtand damit nehmen, wenn der groſſe Schade, den es ihm ſtiftet, ausgemacht gewis, der Nutzen aber, den er Andern dadurch ſtiften will, noch immer ungewis

iſt? Muß er nicht Anſtand damit nehmen, wenn er einſieht, daß der ihm dadurch erwachſende Schade von der Art ſei, daß er ihn in Zukunft in Erfüllung ſeiner wirklichen Obliegenheiten ſtören könne? Selbſt in Anſehung des Guten, das vollkommene Pflicht für ihn iſt, können Fälle für ihn eintreten, wo ſein Wohlſeinstrieb durchaus die Oberhand behalten muß.

Dieſer Satz wird dadurch nicht widerlegt, daß der Menſch für ſeine Pflichten auch ſogar den Märtirertod ſterben können müſſe. Märtirertod iſt für enthuſiaſtiſche Freunde des Guten lange ſo ſchwer nicht, als ein langes Märtirerleben iſt. Immer Verzicht thun ſollen auf allen äuſerlichen Lohn der Tugend, während daß ihn Taugenichtſe überſchwenglich an ſich reiſſen — immer ſich ſollen zurückgeſetzt, verachtet, mit Undank belohnt, beunruhigt, gedrückt, verfolgt ſehen — immer für das Gute leiden, und dabei wie auf einer Folterbank allmählig vergehen ſollen — — wen dis Schickſal trift, der muß zuletzt erliegen, und er muß endlich aufhören, ſich für das Gute hinzuſtellen, weil er nicht mehr dafür leiden kann. Dennoch aber will das Geſetz, daß wir Gutes nie unterlaſſen ſollen; folglich iſts abermals erwieſen, daß wir

das Geſetz nicht gehörig zu erfüllen vermögen. — —

Endlich begehrt auch das Sittengeſetz, daß wir uns zum Guten **blos darum** beſtimmen ſollen, **weil es gut iſt.** Nichts, gar nichts Anderes ſoll auf unſern Willen dabei wirken, als die Ueberzeugung — ſo iſts Pflicht für dich zu thun — ſo handelſt du deiner ſittlichen Natur und Beſtimmung gemäs — und, wie, ſobald dieſe Ueberzeugung ſich uns aufdringt, uns ſchlechterdings Nichts vom Guten abhalten ſoll, ſo ſoll ſie uns auch nur einzig und allein dazu anhalten. Unſere Augen ſollen blos auf das Gute, als übereinſtimmend mit der Würde eines Vernunftweſens, gerichtet ſein; gar keine Rückſichten ſollen wir nehmen, auch nicht einmal einen Seitenblick ſollen wir thun, es ſei auf glücklichen Ausgang für uns, oder auf glücklichen Ausgang überhaupt. Hier, hier iſts unſtreitig, wo wir uns am meiſten in unſerer Schwachheit fühlen.

Wenn dieſe Forderung in Anſehung des glücklichen Ausgangs des Guten **für uns** weiter nichts beſagte, als daß die Furcht vor Verluſt, wie ſie uns vom Guten nicht abhalten ſoll, uns auch nicht einzig und allein zum Guten anhalten dürfe —

oder mit andern Worten, daß wir uns nicht darum blos zum Guten bestimmen sollten, weil wir sonst, wenn wir nicht so thäten, Schaden davon hätten: so müsten wir uns vor uns selbst schämen, wenn wir das Gesetz von dieser Seite nicht erfüllten. Um was wären wir alsdann besser, als diejenigen, welche sich durch jeden zu befürchtenden Verlust vom Guten abhalten lassen? Leider steht es um Tausende so, daß sie auch ihre heiligsten Pflichten blos darum gehörig betreiben, weil sie sonst schwere Verantwortung davon hätten, hart gestraft würden, ihre Freunde und Gönner verlöhren, u. s. w. — oder daß sie Handlungen der Menschenliebe nur darum ausüben und ausüben helfen, weil sie sonst, wo nicht gar bestohlen, doch beunruhigt, immer überlaufen, als Geitzhälse verschrieen, verachtet, aus ihren Lieblingszirkeln verwiesen würden, u. s. w.; ja, ja, so stehts, und, wenn die Frage — warum thust du das Gute? — von Allen, an die sie gebracht würde, recht ehrlich beantwortet werden sollte, so würde eine ungeheure Menge oft erwiedern — blos zu meiner Sicherheit! Menschengesetze, es mögen obrigkeitliche oder bürgerliche, oder blos konventionelle, sein, vertreten häufig die Stelle des Sittengesetzes, und

geben ihren Haltern und Erfüllern das Anſehen moraliſchguter Menſchen — weiter aber auch nichts; doch — wer verabſcheuet ſo eine Tugend nicht auf der Stelle gleich?

Ebenſo, wenn die Vorſchrift — ſieh nicht auf glücklichen Ausgang des Guten für dich — nur beſagte, daß wir uns zum Guten nicht blos durch die Hofnung auf Gewinn, den wir davon haben, antreiben laſſen ſollten, ſo, daß wir auf keinen Fall uns dazu beſtimmen würden, wenn dieſer uns nicht dazu reitzte: ſo würden wir uns ſelbſt wegwerfen, wenn wir klagen wollten, daß ſo ein Geſetz zu ſchwer für uns wäre. Um wen's erſt ſo ſteht, daß er Gutes nicht eher thut, als bis er anſehnlichen Erwerb damit macht, der iſt nicht mehr weit davon entfernt, auch Böſes des Erwerbs wegen zu thun, ſobald er es nur im Verborgenen thun kann. Mag es nun immerhin auch ſein, daß ebenfals Tauſende und abermals Tauſende ihre Pflichten einzig und allein darum erfüllen, weil ſie ihnen ſehr einträglich ſind, und daß ſie die Rolle des Menſchenfreundes nur ſpielen, um ſich emporzuſchwingen, Macht an ſich zu reiſſen, gelobt und geprieſen zu werden, ſich angenehme Empfindungen zu verſchaffen, oder gar auf zehenfaches Wie-

ververgelt rechnen zu können, und Leibeigenthumsrechte über die Gegenstände ihrer Milde sich anzumaſſen; wer feines ſittliches Gefühl hat, der ekelt auch vor ſo einer Tugend bald.

Aber nein — das Geſetz beſagt Mehr. Hoffnung auf Gewinn durch das Gute ſoll uns zum Guten nicht einmal mitbewegen — nicht einmal eifriger in Betreibung deſſelben ſoll ſie uns machen; nicht einmal zufridener mit uns über vollbrachtes Gutes ſollen wir darum ſein, weil wir uns ſelbſt darauf beſſer befinden. Dis wäre freilich herrlich, über Alles herrlich, und — was geht wohl über reine Tugend, wenn man ſie ſich ſo denkt? Dazu würde aber ſchlechterdings gehören, daß wir entweder uns ſelbſt ganz genug ſein könnten, oder daß die Welt, in der wir leben, von der Art wäre, daß wir auch durch bloſſes Handeln unſerer ſittlichen Beſtimmung gemäs, wie durch einen ſtill mit uns geſchloſſenen Vertrag, für unſern äuſerlichen Zuſtand zugleich ſorgten, und daß unſere Würdigkeit und unſer Wohlſein wenigſtens nicht grell gegen einander abſtächen. Können wir uns denn aber ſelbſt wohl ganz genug ſein? O wie viel Bedürfniſſe haben wir, die ſchlechterdings befridigt werden müſſen, wenn wir auch

nur als Thäter des Guten forteriſtiren wollen, und deren Befridigung wir nicht anders, als von auſſenher, nehmen können! Jämmerlich würden wir aber als Thäter des Guten forteriſtiren, wenn wir ſie nicht auch oft genug angenehm befridigen könnten. Hat denn die Erde etwa auch nur ihre Genüſſe für Böſewichter, ſo, daß die Edlen, wenn ſie einmal einen davon ſchöpfen wollten, gleichſam in die Rechte der Böſewichter eingriffen? Ich dächte, es ſollte ſich gerade umgekehrt verhalten. Da nun aber zu ſagen, und das Geſägel immer zu wiederholen — „thu doch nur Gutes als Gutes blos, das Gute wird gewis auch Segen für dich, ohne daß du auch nur daran denken darfſt“ — hieſſe doch wohl des Rechtſchaffenen hämiſch ſpotten. So, wie die Sachen auf unſerem Planeten von jeher ſtanden, und noch ſtehen, mag ſich der oft noch glücklich preiſen, der durch das Gute nicht verliehrt; Gewinn davon erfolgt ſeltener, als nicht, und, wer einmal im Verluſte dafür iſt, der ſei zufriden, wenn er noch blos mit einem blauen Auge davon kommt. Es iſt ſchlechterdings nicht wahr, daß der gute Menſch für ſeine äuſerliche Wohlfart ganz unbeſorgt ſein könne, weil es Jedem in der Maſſe, wie er gut handelt, auch gut gehe; die

Welt paſſt offenbar nicht zur Tugend. So kann dann aber auch der Menſch nicht immer rein gut handeln. Eben darum, weil das Gute für ihn oft ſo übel ausfällt, muß er ſich über die Vollbringung deſſelben noch mehr freuen, wenn er ſich einmal wohl darauf befindet; und eben darum, weil er auf unentbehrliches Wohlſein als der beſte Menſch oft vergeblich wartet, muß ihn die Ausſicht dazu, wenn er ſchon im Thun des Guten begriffen iſt, noch eifriger darin machen, ja, ihn ſogar, wenn ſie ſich ihm vorher öfnet, zum Thun mitbewegen, wenigſtens ihn noch raſcher es anheben laſſen. Kurz, der Menſch kann ſich nicht immer ohne alle Rückſicht und ohne allen Seitenblick auf glücklichen Ausgang für ſich zum Guten beſtimmen.

Dennoch wird es von uns gefordert; ja, wir ſollen uns ſogar aller Rückſichten und aller Seitenblicke auf den glücklichen Ausgang des Guten an ſich enthalten. Dis iſt uns noch weniger möglich; denn auch alsdann, wenn es uns wirklich gelingt, im Enthuſiaſmus für das Gute uns ſelbſt ganz und gar über das Gute zu vergeſſen, was iſts, das uns in dieſen Enthuſiaſmus verſetzt, und uns ſo begeiſtert? Iſts nicht die Vorſtellung

des groſſen Segens, den wir dadurch um uns her zu ſtiften gedenken?

Das Sittengeſetz kann unmöglich uns zumuthen, daß wir ohne Zwecke handeln, und die Erreichung edler Zwecke nicht lieber wollen ſollen, als ihre Nichterreichung; ſonſt widerſpräche es ſich ſelbſt, weil es will, daß wir uns bei unſerm Handeln ſelbſt beſtimmen, und nur zum Guten beſtimmen ſollen. Nur dann alſo wäre es denkbar, daß wir auf den glücklichen Ausgang des Guten an ſich beim Selbſtbeſtimmen dazu keine Rück- und Seitenſicht zu nehmen vermöchten, wenn es ausgemacht wäre, daß das Gute immer gelingen müſſe. Iſts denn aber wohl ſo? O wie ſo wenig paſſt auch hier wieder die Welt zur Tugend! Der Rechtſchaffene laſſe ſichs nur merken, daß er einen nützlichen Plan ausführen wolle; drei Böſewichter für einen ſetzen ſich oft ſogleich in volle Thätigkeit, ihm dabei entgegenzuarbeiten. Oft wollen diejenigen, welchen er wohlthun will, ſelbſt ſein Gutes nicht, und ſtoſſen es von ſich. Auf eine ſeltſame Weiſe nimmt nicht ſelten ſein Gutes durch den Gang der Dinge, der ſich widernatürlich zu verſchrauben beginnt, wohl gar die traurige Wendung, daß er, ſtatt Gutes für die Welt zu

stiften, Böses für sie zu stiften fürchten muß. So ists, ja, so ists; und der Rechtschaffene sollte sich über die schöne gelungene Anwendung seiner Kräfte nicht noch weit höher freuen, als über die blosse geleistete Anwendung derselben, die so oft vergeblich, oder gar wider seinen Willen zum Schaden, geschieht? Er sollte, wenn er mitten im Betriebe des Guten herzliche Aufnahme desselben und wackere Unterstützung dabei findet, nicht noch weit eifriger fortarbeiten? Er sollte solch Gutes, wenn er gleich anfangs Beides findet, oder doch mit einer Art von Gewisheit voraussieht, nicht gleich auch rascher beginnen, und sich durch die günstige Voraussicht nicht auch dazu mitbewegen lassen? — Dennoch will das Gesetz, daß man sich auch ohne solche Rücksichten und Seitenblicke, d. h., ohne alle Rücksicht und Seitenblick auf glücklichen Ausgang des Guten überhaupt und an sich, zum Guten bestimme. Es ist also in allem Betracht unmöglich, daß ihm Genüge geleistet werde. Der Mensch kann sich nicht immer zum Guten blos darum bestimmen, weil es gut ist — er kann sich nicht einmal zum Guten immer bestimmen — er kann sogar sich nicht immer selbst bestimmen.

Wie? und ein Allweiser hätte uns ein Gesetz gegeben, das wir halten sollten, und nicht halten könnten — und dieser Allweise wäre zugleich unser Bilder, hätte theils selbst uns in unsere zur Gesetzeserfüllung gar nicht passende Lage versetzt, theils sie doch voraussehen müssen — und doch hätte er so gethan??? O so beharre ich bei meinem Schlusse — „so wahr dis ist, so wahr kann für uns mit diesem Leben und mit dieser Welt nicht abgethan sein, sondern es mus noch ein höherer Zustand für uns eintreten, in welchem wir dem uns gegebenen Gesetze werden Genüge leisten können." — Nun kann ich doch aber auch wohl mit Recht behaupten, daß der Beweis aus der Vollkommenheit des Gesetzes und aus der Unvollkommenheit der Lage des Menschen, dem es gegeben ward, für die menschliche Fortdauer im Tode an der Hand der Religion und durch die hinzukommende Idee der Gottheit erst völlig überzeugend werde.

## Vierte Betrachtung.

### Fortsetzung der dritten.

Als ich nach Verlauf mehrerer Tage meiner letzteren Betrachtung nochmals nachdachte, fand ich, daß ich ihr noch Manches beizufügen hätte. Ich will dis heute thun, da ich eben bei Verrichtung einer guten Handlung tiefe Blicke in mein Herz zu thun Gelegenheit gehabt habe. — —

Es könnte Jemand sprechen — „daran ist freilich kein Zweifel, daß für sittliche Wesen auch ein Sittengesetz da sein müsse, wie für Sinnenwesen sinnliche Gesetze da sind. Auch wird gern zugegeben, daß Niemand dasselbe, wie du es angibst, gehörig zu halten vermöge, wenn er auch den besten Willen dazu hätte. Dir liegt aber der ausführliche Beweis noch ob, daß so ein Sittengesetz da sei, und daß das Sittengesetz wirklich so laute, wie du es angibst. Sobald du es nun übertrieben angegeben hast, fällt auch dein ganzer Schluß vom gegenwärtigen Unvermögen

des Menschen auf eine höhere Zukunft des Menschen über den Haufen. Und — so ists in der That; es kann nicht so lauten, denn sonst wär's ein Gesetz für höhere Wesen, als wir sind. Gibs den Kräften des Menschen angemessen an, so kanns der Mensch halten, und der gute Mensch wirds halten, und es bedarf dann keines zweiten Lebens für uns erst noch dazu."

Der Machtspruch, welchen ich hier höre, macht gar keinen Eindruck auf mich. Das Gesetz kann allerdings so lauten, sobald wir, wenn auch nicht im eigentlichen Verstande höhere Wesen zu werden, doch als die Wesen, die wir sind, und bleiben müssen, in einen künftigen höheren Zustand einzugehen, bestimmt sind, für den es uns dann gleich mit gegeben ward; Alles kommt also nur darauf an, ob es wirklich so laute. Wenn ich für meinen Theil nicht hiervon überzeugt gewesen wäre, wie würde ich mir dann die Mühe gegeben haben, so weitläuftig darzuthun, daß der Mensch selbigem nicht Genüge leisten könne? Inzwischen, da es die Hauptsache betrift, so will ich die Gründe meiner Ueberzeugung mir selbst noch einmal vorhalten.

Das Sittengesetz verlangt angegebenermassen erstlich, daß wir zu allem unserm Handeln uns selbst bestimmen sollen; daß hier nur von solchem Handeln die Rede sei, worauf menschlicher Werth und Unwerth beruhet, brauche ich nicht erst hinzuzusetzen. Diese Forderung muß es an uns thun; denn wir sind sittliche Wesen, und darin besteht die Natur eines sittlichen Wesens, daß es frei handle, oder sich selbst bestimme. Das Sittengesetz fordert also hiermit im geringsten nichts weiter von uns, als daß wir uns als sittliche Wesen behaupten, und die Natur derselben nicht verleugnen sollen. Wie könnte es uns auch zum Gutthandeln hernach auffordern, wenn es uns nicht erst zum Selbsthandeln aufforderte? Niemand handelt gut, wer sich nicht selbst dazu bestimmt; auch die beste Handlung, welche er ohnedis verrichtet, ist nicht sein, kann ihm nicht zugerechnet werden, und gibt ihm folglich nicht die geringste Güte. Also — daß wir uns selbst zum Handeln bestimmen, muß das Gesetz fordern.

Das Sittengesetz verlangt meiner Angabe nach ferner, daß wir uns immer nur zum Guten bestimmen sollen. Wozu hätten wir sonst überhaupt Begriffe von Recht und Unrecht, wozu lernten

ir Gutes und Böses unterscheiden, wenn dis
icht sein sollte? Doch wohl nicht, um, wenn wir
ns zu etwas bestimmen, gar nicht darnach zu
agen, was es von Beiden sei, und den empfan-
nen Unterricht darüber ganz ungebraucht zu las-
n? So hätte der Unterricht wegbleiben können,
nd er wäre das Unnützeste, was für uns veran-
altet werden konnte. Also müsten wir darum
Gutes und Böses unterscheiden gelernt haben,
aß wir allemal desto gewisser das Böse wähliten,
nd uns zum Bösen bestimmten; welch eine aller-
bscheulichste Anstalt wäre dann der uns gegebene
Unterricht darüber! Da nun keins von Beiden
ein kann, so bleibt weiter nichts übrig, als daß
ir ihn empfingen, um uns immer zum Guten
u bestimmen; und so mus das Gesetz auch diese
Forderung an uns machen. Der erhabene Geber
esselben wollte, daß wir heilig sein sollten, wie er
eilig ist, und iedes sittliche Wesen hat als solches
uch den Beruf erhalten, sittlichgut zu sein.

Das Sittengesetz verlangt, wie ich angab, end-
ich, daß wir uns zum Guten immer blos darum
estimmen sollen, weil es gut ist. Hier thut es
reilich die höchste Forderung an uns; aber es mus
uch diese thun, und sie folgt ebenso aus der zwei-

ten, wie die zweite aus der ersten. Wie man, wenn man sich immer selbst bestimmen soll, sich auch nur immer zum Guten bestimmen muß, so muß man auch, wenn man sich immer zum Guten bestimmen soll, sich nur darum dazu bestimmen, weil es gut ist; denn das Gute wäre uns sonst noch nicht das, was es uns als Vernunftwesen sein soll, nehmlich das Heiligste und Alles in Allem, wenn es noch irgend einer Beihülfe bedürfte, durch die es uns erst ganz an sich zöge, und uns für sich erst völlig bestimmte. Jeder fühlt ja doch auch wohl selbst, daß er dann erst recht edel gehandelt habe, wenn er sich dabei ganz aus der Sache ließ, und durch das für ihn sich zeigende Glück beim Guten nicht im mindesten bereitwilliger, oder auch nur eifriger, dazu ward. Jeder sieht auch selbst ein, daß er nur dann erst mit voller Freiheit und mit voller Würde eines freien Wesens zugleich thätig sei, wenn er sich durch wahrscheinliches Gelingen seiner wackern Thätigkeit für Menschenwohl zu ihr nicht bestimmen läßt, und selbigem auch nicht den geringsten Antheil an seinen guten Handlungen einräumt. Uebrigens brauche ich kaum noch zu erwähnen, daß die Sache des Guten bei uns sehr auf's Lebhafteste ge-

stellt sein würde, wenn wir uns zum Guten nicht blos darum bestimmen sollten, weil es gut ist. Wäre es uns erlaubt, Rücksicht dabei auf glücklichen Ausgang für uns zu nehmen, und dadurch bereitwilliger dazu zu werden, wie leicht würden wir in andern Fällen, wo unglücklicher Ausgang für uns zu befürchten ist, auf diesen auch Rücksicht nehmen, und unbereitwilliger dazu werden! Und ebenso — wäre es uns verstattet, Seitenblicke auf wahrscheinliches Gelingen des Guten an sich zu thun, und dadurch herzhafter es anzugreifen, wie bald würden wir alsdann, wenn das Mislingen des Guten wahrscheinlicher wird, auch Seitenblicke darauf thun, und dadurch den Muth dabei sinken lassen!

Das Sittengesetz lautet also wirklich so, wie ich angegeben habe, und muss so lauten. Aus diesem Grunde nun ist es dann aber auch unmöglich, daß der Mensch es gehörig erfüllen könne, und wiederum aus diesem Grunde steht dann auch der Glaube des Menschen an seine Fortdauer im Tode an der Hand Gottes, der seine auf allen Seiten beschränkte Lage theils selbst schuf, theils doch vorhersah, und ihm dessen ungeachtet so ein Gesetz gab, felsenfest. Die Tugendhaften klagten

daher, wie gesagt, über ihre Schwachheit, das Gesetz zu erfüllen, zu allen Zeiten, und die Tugendhaftesten am meisten. Dennoch machte sie eben das Gefühl dieser ihrer Schwachheit auf der Seite ihrer Hoffnungen wieder stark, und sie sahen jeden Fehler, den sie wider ihren Willen begingen, als eine neue Bürgschaft für ihr künftiges Leben an.

„„Dergleichen Klagen, höre ich erwiedern, beweisen weiter nichts, als daß es gute Menschen gibt, die zugleich schwermüthig sind. Soll es wirklich so um das Sittengesetz stehen, wie angegeben wird, so rufe sich Jeder selbst zu — „thu, was du kannst, das Gesetz zu erfüllen, und — damit gut; was du nicht kannst, das kannst du nicht, und brauchst dich deshalb nicht selbst zu beunruhigen.“ Dafür, daß uns die Erfüllung des Gesetzes oft mislingt, gelingt sie uns doch auch zuweilen; hiermit müssen wir uns trösten. Das ist aber auch unsere ganze menschliche Absindung. Das Gesetz ist überhaupt nur dazu da, daß wir streben sollen, es zu erfüllen. „Strebe, dich immer selbst zu bestimmen — strebe, dich immer zum Guten zu bestimmen — strebe, dich immer zum Guten blos darum zu bestimmen, weil es gut

ist" — — so möchte auch wohl eigentlich das Gesetz selbst nur lauten." "

Nein, so lautets nicht; es spricht nicht — strebe, dich immer zum Guten zu bestimmen, und zwar blos darum, weil es gut ist — sondern, — bestimme dich immer zum Guten u. s. w. Was aber den Satz anbetrift, daß das Gesetz, so vorgetragen, überhaupt nur dazu da sei, daß wir streben sollen, es zu erfüllen, so kann dis nicht zugegeben werden. Es wäre offenbar mit der Allweisheit seines Gebers nicht zu vereinigen, wenn dasselbe nur hierzu da wäre, und nie wirklich erfüllt werden sollte. Anfangs möchten wir es immerhin nicht erfüllen können — einstweilig möchte blosses Streben nach Erfüllung immerhin unser Loos sein; aber damit darfs dann auch nicht abgethan sein. Jener Satz ist also nur dann richtig, wenn er so hingestellt wird — das Gesetz ist jetzt und in unserem gegenwärtigen Zustande nur dazu da, daß wir streben sollen, es zu erfüllen — und auch dann wird unser eifrigstes Streben damit gemeint. Wird aber alsdann nicht auch hierdurch zugleich stillschweigends auf ein besseres Einst und auf einen künfti-

gen vollkommeneren Zustand für uns hingewiesen?

Ein anderer Satz, den ich vorhin hörte, ist zwar an sich richtig, aber die gemachte Anwendung davon war falsch. Allerdings gelingt uns doch auch manche Erfüllung des Gesetzes, und wir bringen's zuweilen dahin, daß wir uns auch zum schwersten Guten männlich bestimmen; wenn dis nicht noch wäre, welcher Edle ertrüge die so sehr beschränkte Menschenlage? Gewis, alle Rechtschaffenen finden darin viel Trost für sich; müssen aber die gelungenen einzelnen Gesetzeserfüllungen nicht sofort alles Tröstende wieder verliehren, wenn es heisst, daß sie unsere ganze menschliche Abfindung wären? Wie würdig und selig fühlen wir uns in ihren Augenblicken! Wie mus sich aber auch an dieses unser Würdigkeits- und Seligkeitsgefühl alsdann allemal der heisseste Wunsch anschliessen, daß wir es durch gehörige Gesetzeserfüllung immer haben möchten! Und da sollts heissen — abgefunden damit, und nichts weiter! —? Nein, ich weis eine richtigere Anwendung des Satzes, daß uns doch manche Erfüllung des Gesetzes gelinge. Diese Erfüllungen zu Zeiten verbürgen uns eine künftige Erfüllung

auf immer — das partielle Halten des Gesetzes setzt uns das totale Halten desselben irgend einmal ausser Zweifel; jetzt sollen wir schon in einzelnen Strahlen, die uns umgeben, unsere dereinstige Glorie von weitem erblicken, und jedes Gefühl unserer Würdigkeit und Seligkeit, das uns gegenwärtig zu Theile wird, soll uns zugleich ein Vorgefühl unserer vollständigen Würdigkeit und Seligkeit sein, die wir zu seiner Zeit immerwährend besitzen werden. Gott, unser Bilder und unser Gesetzgeber, ruft uns in solchen Augenblicken in unserem Innern zu — „ahnet, schliesset, erkennet jetzt, was ihr nach meinem Willen eigentlich sein solltet — so wahr ich wollte, daß ihr's wäret, und so wahr ihr's hier nicht sein könnet, ihr sollt's in höheren Welten werden."

Die Lehre, von der ich ebenfalls vorher hörte, daß sie sich Jeder wegen der Unmöglichkeit, das Gesetz gehörig zu erfüllen, geben solle — „Thu, was du kannst" — ist auch gewis die allervernünftigste; nur athmeten die Nachsätze eine Denkungsart, welche an Leichtsinn grenzt, und zu Leichtsinn verleiten kann. Wem es ein Ernst um sittliche Vollkommenheit ist, der weis freilich wohl,

wie er es zu verſtehen habe, wenn er ſich zurufen ſoll — „Thu, was du kannſt, das Geſetz zu erfüllen, und — damit gut; was du nicht kannſt, das kannſt du nicht, und brauchſt dich deshalb nicht ſelbſt zu beunruhigen" — denn er iſt immer bereit, auch wirklich das zu thun, was er thun kann; welche Anwendungen dürften aber Menſchen davon machen, denen ihr ſittlicher Beruf ohnehin zur Laſt iſt! Da ihnen nichts willkommener ſein kann, als der Troſt, daß ſie ſich nicht ſelbſt zu beunruhigen brauchen, ſobald ſie nicht thun, was ſie nicht thun können, ſo werden ſie, ſo oft das Geſetz ſeine Stimme hören läſſt, zur Antwort geben — das kann ich nicht thun — und ſich ſolchergeſtalt über gar nichts beunruhigen.

„Nun, und alſo — iſts auch überhaupt wohlgethan, daß man den Menſchen ihr Unvermögen, dem Geſetze Genüge zu thun, ſo aus einander ſetzt, und ſo verdeutlicht?"

Dieſe Frage that ich jetzt wirklich ſelbſt an mich . . . Zuförderſt ſehe ich aber doch nicht ein, warum das, was einmal Wahrheit iſt, es betreffe übrigens, was es will, den Menſchen verheelt werden ſolle. Sobald ſie auch über das ſittliche Geſetz und über ihre ſittlichen Kräfte nur im ge-

zingſten nachdenken, finden ſie Alles ſelbſt ſo, wie es von mir angegeben ward, und auch wirklich iſt. Und dann — wird denn dem Menſchen abgeſprochen, daß er ſich gar nicht ſelbſt beſtimmen, gar nicht zum Guten beſtimmen, gar nicht zum Guten blos darum, weil es gut iſt, beſtimmen könne? Die Rede iſt ja nur davon, daß er es nicht immer könne. So bleibt es dann auch Jedem Pflicht, ſich fleiſſig zu prüfen, ob er ſich nicht öfter ſelbſt beſtimmen, öfter zum Guten beſtimmen, ja, ſogar öfter zum Guten blos darum, weil es gut iſt, beſtimmen könne, als er wirklich thut. Das erblickte Unvermögen, dem Geſetze Genüge zu leiſten, und es gehörig zu erfüllen, muß auch den Eindruck auf uns machen, daß wir die ſittlichen Kräfte, welche wir doch wirklich noch haben, mit Ernſt aufbieten, ſie wacker üben, ſie durch Uebung immer ſtärker, und ſo uns ſelbſt zur Geſetzeserfüllung immer vermögender, machen. Alle Edlen lieferten von jeher die Belege hierzu, und, wie ſie einſtimmig in der Klage waren, daß ſie das Geſetz nicht gehörig halten könnten, ſo ſtimmten ſie doch auch in dem Bekenntnis überein, daß es ihnen immer beſſer gelänge, ſolches zu halten, und daß ſie nach Jahren zu leiſten vermöch-

ten, was sie vor Jahren nicht hätten leisten können. Die Sache spricht ja auch in der That, wenn man nur einigermassen über sie nachdenkt, gleich für sich selbst.

So ist zwar dargethan worden, daß uns das Selbstbestimmen und Selbsthandeln durch unsere Reitzbarkeit, durch unser Gewohnheitswesen und durch Abhängigkeit von Unsersgleichen sehr erschwert werde; sollten wir uns aber in dieser unserer Schwachheit, wenn sie auch nicht zu heben ist, nicht doch zu Hülfe kommen können? — Angenommen, starke und noch dazu urplötzliche sinnliche Eindrücke hätten uns wirklich zum Handeln bestimmt, und wir sähen hernach die ein, können wir alsdann nicht thun, als wenn sie nun erst auf uns geschehen sollten, und so in aller Ruhe überlegen, wie wir nach ihrem Empfange zu handeln hätten, und uns bestimmen, so zu handeln? Können wir die Idee dieser Handlungsweise, zu der wir uns selbst bestimmen, nicht mit ihrer Idee fest associiren, so, daß, wenn sie je wieder kämen, jene Idee zugleich mitkäme, und wir nach ihr handelten? Sie kommen aber vielleicht oft wieder, und so handelten wir dann trotz ihrer hinreissenden Kraft doch allemal selbst, — Angenommen, daß

irgend eine alte herrschende Gewohnheit uns zum Handeln bestimmte, so kann dis doch nur in eintretenden Fällen geschehen, auf die sie passt, und in denen sie sich zu äußern pflegt. Sobald wir uns selbst kennen, müssen wir auch diese Fälle kennen; brauchen wir denn nun aber immer darauf zu warten, daß dergleichen von selbst kommen, da sich dann freilich die Gewohnheit gleich auf ihren Thron setzt und uns gebieterisch bestimmt, oder können wir nicht auch ausdrücklich uns selbst solche Fälle bereiten, vorher uns selbst zum Handeln in ihnen bestimmen, und so die Gewohnheit selbst mehr entkräften? — Angenommen, daß Unsersgleichen uns vermöge unserer Abhängigkeit von ihnen, was für eine es auch sei, zum Handeln bestimmten, können wir diese unsere Abhängigkeit von ihnen nicht auf mancherlei Weise vermindern? Müssen wir gerade immer erst auf ihr Gebot warten, oder können wir es uns nicht oft selbst schon geben? Können wir nicht manche Verbindung, die uns blos darum zu sehr presst, weil sie zu eng ist, ohne daß dabei etwas verlohren geht, weiter machen? Können wir nicht die Kraft des Beispiels auf uns oft durch den bloßen ernstlichen Vorsatz lähmen, daß wir schlechterdings unsern eigenen Weg gehen wollen?

So ist zwar ferner dargethan worden, daß unsere Begierden vermöge ihrer Natur uns bei der Bestimmung zum Guten äuserst behindern; können wir aber nicht auch hier uns in unserer Schwachheit, so unhebbar sie auch ist, doch wenigsteus aufhelfen, und immer mehr aufhelfen? — Die Begierden, welche ihre Befridigung suchen, treiben uns zu Allem an, wobei sie sie finden — also auch zum Bösen, sobald sie sie dabei finden. Nie würde ihnen, sobald wir auch nur Leute von mittelmässiger Vernunftkultur sind, das Letztere gelingen, wenn sie nicht im Stande wären, Verwirrung, oder doch Verdunkelung unserer Ideen anzurichten. Dis müssen wir ihnen also zuförderst immer mehr zu erschweren, und dann uns auch immer so zu setzen suchen, daß wir ihnen wenigstens dabei nicht unterliegen. Beides geschieht am zuverlässigsten dadurch, daß wir den Abscheu gegen das Böse, besonders gegen solch Böses, wovon wir aus trauriger Erfarung wissen, daß es unserer Lieblingsbegierde schmeichelt, zu immer höherer Lebhaftigkeit bringen, so, daß uns Schaudern überfällt, wenn wir es auch nur von Andern begangen werden sehen. Dann mag es auch die reitzendste Aussenseite annehmen — es wird uns

immer öfter gelingen, bei uns zu bleiben, wenn es uns von uns bringen will, oder doch schnell zu uns zurückzukehren, wenn es uns von uns gebracht hatte. — Die Begierden, welche ihre Befriedigung suchen, halten uns von Allem ab, wobei sie sich aufopfern sollen — also auch vom Guten, sobald dis der Fall ist. Da hier unsere sinnliche Natur, ohne die doch unsere sittliche Natur nicht bestehen kann, mit der sittlichen am meisten ins Gedränge kommt, so haben wir auch freilich hier einen schweren Stand; indessen können wir doch auch hier Viel thun, um uns immer mehr in unserer menschlichen Würde zu behaupten. Wir müssen auf der einen Seite nur unserer Liebe zum Guten, besonders zu schwerem Guten, noch immer mehr Feuer geben, so, daß es uns schon entzückt, wenn wir es Andere nur thun sehen, und auf der andern Seite immer mehr das, was im Aeußerlichen entbehrt werden kann, entbehren lernen; so werden wir uns durch unsern Wohlseinstrieb auch immer seltener vom Guten abhalten lassen.

So ist endlich auch zwar dargethan worden, daß uns der Disharmonie wegen, welche zwischen

der Tugend und der Welt, in der wir sie ausüben sollen, so häufig angetroffen wird, bei aller Liebe zum Guten nichts schwerer falle, als uns zum Guten blos darum zu bestimmen, weil es gut ist; sind wir aber deshalb gar nicht im Stande, uns auch in dieser Schwachheit, die nicht gehoben werden kann, doch wenigstens behülflich zu sein, und immer behülflicher zu werden? Es ist wahr, daß die Erfarung, welche wir davon machen, daß wir durch unserer sittlichen Bestimmung gemässes Handeln gar nicht zuverlässig genug für unsern äuserlichen Zustand zugleich sorgen, uns der Gefar aussetzen müsse, von der Aussicht in glücklichen Ausgang des Guten für uns, wenn sie sich uns einmal zeigt, zum Guten mitbewegt zu werden; machen wir denn aber nicht auch auf der andern Seite Erfarungen genug, daß durch das Schicksal für unsern äuserlichen Zustand ohne all unser Zuthun gesorgt werde? Je mehr wir dis erwägen, desto gleichgültiger, dächt' ich, könnten wir auch gegen den Ausgang des Guten für uns werden, und so müste der glückliche Anschein desselben auch immer weniger Antheil an unserer Bereitwilligkeit zum Guten und an unserm Eifer dabei haben dürfen. — Es ist gleichfalls wahr, daß das häufige

Mislingen des Guten an sich viel dazu beitragen müsse, daß wir zu solchem Guten, dessen Gelingen wir höchst wahrscheinlich voraussehen können, eben durch diese für unser Herz so angenehme Voraussicht mitbestimmt werden; ists denn aber ausgemacht, daß unser wohlthätiges Wirken darum ganz vergeblich gewesen sei, wenn wir damit das Ziel verfehlt haben, worauf wir es richteten? Kann es nicht auf der Stelle andern Nutzen stiften, den wir gar nicht verabzweckten, nicht einmal erfaren? Kann es dergleichen nicht nachher noch, nach Jahren wohl, ia, nach unserm Tode erst, stiften, so daß es zur Grundlage wenigstens dient, worauf durch Zeit und Umstände begünstigtere Nachkommen fortbauen? Und — wenn auch dis nicht wäre, haben wir nicht durch das mißgelungenste Gute unsere sittlichen Kräfte geübt, unsern wackern Karakter gezeigt, u. s. w.? So dächt ich dann doch, daß Erwägungen dieser Art uns auch immer gleichgültiger gegen den Ausgang des Guten an sich machen müsten, und so würde es dahin kommen, daß sich der glückliche Vorschein desselben immer weniger Antheil, wie an unserer Bereitwilligkeit zum Guten, so auch an unserem Eifer dabei zuschreiben dürfte.

Man darf also getrost den Menschen ihr Unvermögen, das Gesetz gehörig zu erfüllen, aus einander setzen, und sie so auf ihre Schwachheit erst recht aufmerksam machen; da sie sich in selbiger wenigstens auf allen Seiten zu Hülfe kommen können, so werden sie dadurch am sichersten angetrieben, zu eilen, sich in ihr zu Hülfe zu kommen. Daß sie sie dessen ungeachtet doch nie heben können, bleibt wahr, und bleibt also auch der untrüglichste Beweis dafür, daß es mit diesem Leben und mit dieser Welt für sie nicht abgethan sein könne.

„Wird aber deshalb ihre Schwachheit durch ein anderes Leben und durch eine andere Welt gehoben werden? und wie soll dis zugehen? wie soll ihre Situation so werden, daß sie dem Sittengesetze Genüge leisten können?"

Ich sollte meinen, diese Frage beantworte sich aus dem Vorhergehenden von selbst. Wir bedürfen nur einer feineren Organisation, die nicht so viel Uebergewalt über unsere Reitzbarkeit hat — wir dürfen nur das neue Leben gleich mit vollem vernünftigen Bewußtsein und mit ganzer Kraft, uns selbst zu bestimmen, antreten können — wir brauchen nur unabhängig von Unsersgleichen zu sein — — so werden wir uns immer zu unserem

Handeln ſelbſt zu beſtimmen vermögen. Unſere ſinnliche Natur darf ſich nur zu unſerer ſittlichen ſchicken, und das Böſe darf nur nicht mehr ſo reizend für unſere unſchuldigen Begierden ſein — unſere ſittliche Natur darf ſich nur zu unſerer ſinnlichen ſchicken, und das Gute darf nur nicht mehr ſo abſchreckend für unſere unſchuldigen Begierden ſein — — ſo werden wir uns immer zum Guten zu beſtimmen im Stande ſein. Die künftige Welt darf nur von der Art ſein, daß Würdigkeit und Glückſeligkeit in ihr gleicheren Schritt halten, und daß wacker betriebenes Gutes auch wacker gelinge — ſo werden alle Rückſichten und Seitenblicke auf geſegneten Erfolg des Guten ſowohl für uns, als an ſich, wegfallen, und wir werden uns immer zum Guten blos darum, weil es gut iſt, beſtimmen können. — — So mus es freilich einſt ſein, aber ſo wirds auch ſein, weil der allmächtige Weiſe, der Einrichter unſeres Zuſtandes und Geſetzgeber für uns zugleich iſt, von uns begehrt, daß wir dem Geſetze Genüge leiſten ſollen.

Nun iſt nichts weiter übrig, als daß ich noch den Einwurf beantworte, ob der Glaube an einen ſolchen künftigen Zuſtand, in dem wir dem Geſetze Genüge leiſten, und es gehörig erfüllen werden,

mit dem Glauben an ewiges Wachsthum in sittlicher Vollkommenheit nicht im Widerspruche stehe. . . .

Diese Idee interessirt mich selbst allerdings um so mehr, da der letztere Glaube mein ganzes geistiges Leben ist, und da meine ewigen Zukünfte durch ewige Fortschritte in sittlicher Ausbildung und in Gottähnlichkeit erst den höchsten himmlischen Reitz für mich erhalten. Ich antworte also — ein Anderes ists, das Gesetz gehörig erfüllen, und ein Anderes, das Gesetz noch immer gehöriger erfüllen; ein Anderes, dem Gesetze Genüge leisten, und ein Anderes, dem Gesetze noch immer vollere Genüge leisten. Irgend ein Ziel muß sein, an welchem man, wenn man es erreicht hat, als ein Sittlichvollkommener da steht; über dieses Ziel hinaus sind aber unzählige Ziele noch immer höherer sittlicher Vollkommenheit denkbar. Haben wir nur das erstere erreicht — o wie wird sich uns dann eine weitere Laufbahn unermeßlich öfnen! Gott bestimmte uns dazu, daß wir uns ewig ihm nähern sollten, ohne ihn je zu erreichen.

Ach — wie unaussprechlich gestärkt in meinem Vertrauen auf Zukunft und ewige Zukunft

des Menschen fühle ich mich jetzt durch Vertrauen auf Gott, als Gesetzgeber! Hier, hier befand ich mich im Allerheiligsten der Religion. Heil doch mir, tausendmal Heil mir, daß ich die Idee der Gottheit überhaupt in meine Betrachtungen über menschliche Fortdauer zog!

## Fünfte Betrachtung.

### Gott

als Führer der Sache der Menschheit.

Wer gern die Höhen der Natur besteigt, der mache sichs, wenn er bei Heiterkeit bleiben will, zur Regel, sich da auch einzig und allein an die Aussichten zu halten, welche die Natur ihm reicht, und ia nicht zu fragen — wie gehts der Menschheit dortunten? So, wie er so fragt, ists um iede frohe Empfindung für ihn geschehen — und wenn er auch in Paradise hinblickte. Mir aber kommt diese Frage heute gerade recht, und so mag's einmal sein, daß sie mich um die Freuden bringe, die ich sonst hier auf meiner Lieblingsanhöhe zu geniessen pflege.

Die arme Menschheit — wie gehts ihr?!

So fragten und seufzten zugleich alle die, denen die grosse Sache ihres Geschlechts am Herzen lag, so viel ich weis, zu allen Zeiten. Hoffend

auf einen beſſeren Zuſtand im Ganzen trat jede Generation auf, und getäuſcht trat ſie wieder ab. Immer ſtanden Propheten auf, welche ein Himmelreich auf Erden bald unter dieſem, bald unter jenem Nahmen, als nahe herbeigekommen weiſſagten, und ihre Weiſſagungen blieben unerfüllt. Schien es auch zuweilen ſo, als würde die Menſchheit in eine auf allen Seiten ihr angemeſſene Lage kommen, ſo hatte es doch bei dem bloſſen Anſcheine davon ſein Bewenden, und allgemeine Erleuchtung, allgemeine Veredlung, allgemeine Beglükkung blieben ein goldener Traum.

Alles, was ja noch geſchah, war, daß es hier und da auf der Erde zuweilen lichter, ſittlicher und froher ward; dann deckte doch aber auf den Seiten umher Finſternis die Völker, und Sittenverderben fraß wie der Krebs an nahen und fernen Nationen, und Schaaren von Millionen ächzten allerwärts unter dem Sklavenioche, ſo, daß man in einzelnen Gegenden nur ausrufen konnte — bei uns iſts beſſer. Und auch da verſtummte der Triumf bald wieder. Den Prieſtern des Aberglaubens gelang es unter dem Vorwande, daß Aufklärung ſchädlich ſei, und daß das Volk zu ſeinem eigenen Beſten dumm bleiben müſſe, endlich

doch, das ſich ausbreitende Licht wieder auszulöſchen, und ſo trat eine noch weit dickere Finſternis ein, als vorher geweſen war. Ein einziger vermaledeiter Krieg, der mit Wuth und lange geführt ward, riß alle Moralität wieder nider, die der heiligende Friede gebauet hatte, und neue fremde Sittengreuel kamen noch obendrein durch ihn ins Land. Der humane Regentenſtamm ſtarb aus, und mit ihm ſtarb die Freiheit zugleich, welche er ſeinem Volke ertheilt hatte; — Barbaren folgten, und ſchlugen das Volk aufs neue in Ketten. Alſo — nur hier und da, und noch dazu hier und da nur dann und wann wards auf Erden beſſer; im Ganzen ward nie etwas Recht's aus der Menſchheit, und wo auch dergleichen einmal aus ihr werden wollte, da hatt's doch keinen Beſtand.

So weit wir die Geſchichte kennen — und wirds da, wo wir ſie nicht kennen, anders geweſen ſein? — hat unſer Geſchlecht das Loos gehabt, daß es bald ſich hub, bald ſank, bald vorwärts, bald rückwärts ging, und noch dazu immer nur theilweiſe. Ueberall, wo die Vorwelt wieder aufſtehen möchte, würde ſie über die Verwandlungen, die nach ihrer Zeit geſchahen, erſtaunen; und, wenn in Erdſtrichen, wo ſonſt die Neu-

schen am Geiste träg, an Sitten wild waren, und mit ihren Genüssen sich nicht weit über das Thierische erhuben, jetzt die Wissenschaften blühen, ein feiner Ton herrscht, und Lebensverschönerung aller Art angetroffen wird: so ist unter andern Himmelsgegenden wieder der entgegengesetzte Fall, und da, wo sonst Vernunftkultur, Humanität und Freiheit zu Hause waren, wohnen jetzt Unwissenheit, Rohheit und Sklavenjammer. Menschen, die ein hohes Alter erreichen, erleben oft in ihrem Vaterlande noch beide Verwandlungen; sie sehen die Sonne für selbiges in ihrer Jugend aufgehen, und im Alter wieder untergehen, und sterben deshalb, am Ende eben so gern, als sie vorher gern ewig gelebt hätten.

So gehts der armen Menschheit; wen sollte ihr Schicksal nicht schmerzen, wenn er auch für seine Person noch so viel Verstandes- und Herzensbildung hätte, und noch so viel menschliche Glückseligkeit genösse? Warum aber gehts ihr denn so?

„Meinst du den Wechselgang bald vorwärts, bald rückwärts — so glaub' ich hier gefragt zu werden — oder meinst du den Gang der Sache überhaupt, daß er nicht zum vermeinten Ziele führte?"

Ich antworte — ich meine Beides.

„So bedenke, daß Alles dem Wechsel, oder der Veränderung, unterworfen sei — folglich auch die Sache der Menschheit. Die Zeiten müssen für sie bald besser, bald schlechter, sein. Wessen Leben gerade in eine Période fiel, in der Menschenheit da, wo er erdansässig ward, im Steigen war, oder vorwärts schritte, der wünsche sich Glück dazu; wen aber das Gegentheil traf, der bescheide sich, und nehme Alles, wie er es findet."

Den Wechsel des Steigens und Fallens, oder des Vorwärts- und Rückwärtsgehens, würde ich erträglich finden, wenn durch jeden Fall die Menschheit wieder höher gestiegen, und nach jedem Rückgange ein noch weiterer Gang vorwärts für sie erfolgt wäre, so, daß sie nun nach so vielfältigem Wechsel schon die ihr bestimmte Höhe erstiegen, und das ihr gesetzte Ziel erreicht hätte.

„Wer hat ihr denn eine gewisse Höhe bestimmt, und ein gewisses Ziel gesetzt? wo existiren beide anders, als in deiner aus Liebe zu ihr schwärmenden Fantasie? — Die Menschheit schwingt sich hier und heute mehr, da und morgen weniger, dort und übermorgen wieder mehr, u. s. f., geht hier und heute vorwärts, da und morgen rückwärts,

dort und übermorgen wieder vorwärts, u. s. f. — Dis ist ihre Bestimmung."

Nein, damit kanns für sie nicht abgethan sein; es mus irgend einmal im Ganzen wenigstens etwas Recht's aus ihr werden. Ich bestimme ihr aber eigentlich gar keine Höhe, über die sie sich nicht immer noch emporschwingen könnte — ich setze ihr gar kein Ziel, jenseits dessen sich ihr keine weitere Laufbahn öfnen sollte; ich meine nur, daß bis auf diesen Augenblick aus der Menschheit im Ganzen noch nichts Recht's geworden sei. Darunter verstehe ich allgemeine Aufklärung, so viel, als Vernunftwesen nöthig ist, allgemeine Veredlung, so viel, als für sittliche Wesen schlechterdings sein mus, und allgemeine Beglückung, so viel, als mit Glückseligkeitstrieb begabte Wesen zu fordern Recht haben. Warum wird nun so etwas Recht's nicht aus der Menschheit? oder vielmehr — warum ist so etwas Recht's nicht schon längst aus ihr geworden? Sie ist sich ja nicht selbst überlassen, sondern ihre Sache ist Gottessache, heiligste Gottessache auf Erden; was könnte wohl auf Erden über das Heil der Menschheit gehen?

„O — sobald du so denkst, mußt du dich auch auf einen ganz andern Ton stimmen. Du glaubst also an einen Allweisen, und vertrauest seiner Führung die Sache der Menschheit an; so habe auch ehrfurchtsvolle Zuversicht auf ihn, daß er sie nicht aufgeben, sondern daß er sein angefangenes Werk vollenden werde. Nach unzähligen Wechseln des Steigens und Fallens, des Rückwärts- und Vorwärtsgehens, wird es dahin kommen, wohin es kommen soll, oder, wie du dich ausdrückst, es wird aus der Menschheit im Ganzen etwas Recht's werden. Bewundere vielmehr nun die Tiefen der Weisheit Gottes in der so sonderbaren Führung der Sache unseres Geschlechts."

Ich gestehe gern, daß es Zeiten für mich gab, wo mich diese Denkweise beruhigte, und wo ich zur Beruhigung Anderer diese Sprache führte; jetzt mag ich aber weder Andere, noch mich selbst, damit beruhigen. Es währt zu lange — denk' ich, und gewiß denken sehr Viele von den wahren Freunden ihres Geschlechts, wie ich. Wie viel fehlt denn noch an zwei tausend Jahren, als ein gutherziger Vorfar auch sprach — tausend Jahre sind bei Gott ein Tag; soll etwa ein Jahrtausend solcher Tage erst ver-

gehen, ehe aus der Menschheit etwas Recht's wird? Ich habe gewis das ehrfurchtvollherzlichste Vertrauen auf Gott; eben darum glaube ich aber auch, daß wenn sein Reich, das Reich der Wahrheit, der Tugend und der Glückseligkeit, auf Erden hätte zu Stande kommen sollen, es nun schon zu Stande gekommen wäre. Sein Plan muß sich weiter erstrecken; unmöglich könnten sonst so viel Generationen darüber haben hinsterben müssen, und unmöglich könnte es auch heute noch nicht zu übersehen sein, wie viel folgende Generationen noch darüber möchten hinsterben müssen, ehe das Himmelreich käme. Was hätten denn diese insgesamt verbrochen, daß sie nicht auch schon als Bürger desselben sich selig fühlen durften? Diese Frage verdient doch gewis wohl zur Ehre Gottes recht beherzigt zu werden . . . So wenig ich also glaube, daß die Geschichte der Menschheit sich mit dem goldenen Zeitalter angefangen habe — denn dann möcht' ich vollends nicht glauben, daß Gott der Führer der Sache unseres Geschlechts sei, die auf solche Weise völlig den Krebsgang gegangen wäre — so wenig glaub' ich auch an ein künftiges Zeitalter auf unserem Planeten. Es währt zu lange, dabei

bleib' ich nun, daß aus der Menschheit im Ganzen auch nur einigermassen etwas Recht's werde.

Ich kann mir getrost den Vorwurf machen lassen, daß ich, wenn ich so hätte denken wollen, gleich so hätte denken können, weil mein kleines Leben, das ich geführt habe, gar nicht von Belang gegen zwei Jahrtausende sei, die fast seit Petrus Zeiten verflossen sind; denn vielleicht war nie mehr Anschein dazu da, daß es mit der Sache der Menschheit — in der Erdgegend wenigstens, wo mich die Sonnenstrahlen treffen — endlich doch zum herrlichsten Gedeihen kommen werde, als eben damals, da ich im eigentlichen Verstande zu leben anfing. Wo sind aber die entzückenden Aussichten geblieben? So ist mir denn nun auch aller Muth gesunken.

Lebet wohl, ihr reitzenden Gefilde weit und breit rund unter mir her — das Schicksal meines Geschlechts in euch sieht zu kläglich gegen euch ab: ihr zerreisset mir nur das Herz, und hier ist heute weiter kein Weilen für mich — am Grabe meines Vaters, da, da sei mein Sein!

Heiliger Hügel! als ich dich aufwerfen liess, da ertönte das Land und das Meer von Rufern,

daß das Reich Gottes komme, mehr, als je. In der That hatte das damalige Jahrzehend auch Mehr für die Sache der Menschheit geleistet, als manches Jahrtausend vorher. Verschidene sehr günstige Umstände trafen damals auf das glücklichste zusammen. Eine Menge der treflichsten Köpfe traten in allen Fächern der menschlichen Erkenntnisse zugleich auf, und zündeten überall Licht an — Mehrere der Erhabensten, die in ihren grossen Reichen gleichzeitig regirten, nahmen das Licht freudig in Empfang, und beförderten die Ausbreitung desselben — ein theuer erkaufter Friede schien allen Grossen Kraft und Musse genug geben zu wollen, für das Heil ihrer Völker sorgen zu können, schien den Verkehr der Nationen, und dadurch ihren Verein, auf immer zu begünstigen, bürgerlicher und häuslicher Tugend', und mit dieser auch bürgerlicher und häuslicher Glückseligkeit, allenthalben den Eingang zu bereiten — und einer zweckmässigeren Volkserziehung ward nachgedacht, die es der kommenden Generation leichter, als allen vorhergehenden, machen sollte, aufgeklärt, edel und menschlichfroh zu sein. Die Religion ward toleranter, das Staatsrecht humaner, die Meinung von natürlicher Gleichheit der Menschen üb-

lichter; die unterſten Stände hatten Hoffnung, in alle ihre unveräußerbaren Menſchenrechte wieder eingeſetzt zu werden; die Geſetze wurden dem Zeitgeiſte gemäſſer eingerichtet, die Strafen gemildert; die Tortur ward abgeſchaft, und ſtatt ihrer die Preßfreiheit eingeführt.

Welche Ausſichten in beſſere Zeiten waren das! Kein Wunder demnach, wenn damals das Land von Verkündigungen deſſelben ertönte, und das Meer davon wiederhallte; kein Wunder, wenn es damals zum guten Tone gehörte, zu glauben, daß es mit der Menſchheit im Ganzen aller Rückgänge ungeachtet doch immer vorwärts gegangen ſei, und daß ſie beſonders nun mit ſchnellen Schritten ihrer höheren Vervollkommnung und Ausbildung auf allen Seiten entgegeneile.

Auch du, guter Mann, deſſen Gebeine dieſer Hügel deckt, warſt einſt dieſem Glauben zugethan, und erzogſt mich zu ihm. Könnteſt du dich aber itzt einmal wieder bei uns umſehen, du würdeſt ihn ablegen, wie dein Sohn ihn abgelegt hat. Jetzt, itzt geht nicht nur die Sache der Menſchheit wirklich wieder rückwärts, und iſt im Sinken, ſondern es iſt auch nicht zu überſehen, wie tief ſie ſinken, wie weit ſie rückwärts gehen könne.

Schon möchte man gern statt der Pressfreiheit die Tortur wieder einführen; schon sind die Strafen wieder härter, die Gesetze wieder willkührlich strenger. Schon wird der erste Staatsvernunftsatz mit Unwillen wieder gehört, daß die Völker nicht für die Regenten da sind, sondern die Regenten für die Völker; schon möchte man gern wieder Land und Leute zum Leibeigenthum des Souverains machen. Schon will man nicht viel mehr von allgemeinen Menschenrechten wissen; schon lehrt man zur Verachtung der untern Stände, wie zur Verehrung der leidigen Geburtsvorzüge, zurück. Schon bricht die alte Intoleranz wieder hervor, und das Licht wird gehasst, sobald es nicht von ökonomischem Gebrauche ist, oder gar die Finanzoperationen zu behindern scheint. Die Hoffnung auf Völkerverein ist verschwunden, und wirkliche Völkertrennung ist dafür eingetreten. Der Handel liegt. Die bessere Erziehung hat sich ganz und gar nicht auf das Volk verbreitet. Die Nationen seufzen unter schwerem Druck auf allen Seiten. Der gemeine Mann kann die theuern Lebensmittel kaum noch erschwingen, und für Hunger und Kummer an bürgerliche und häusliche Tugend nicht mehr denken. Ein Stand wird im-

mer erbitterter gegen den andern — der Städter gegen den Landmann, dem er Alles auf das ungeheuerste bezahlen muß — der geringere Bürger gegen den vornehmern, der, während daß er darben muß, in Ueppigkeit lebt. Wo ist Volksaufklärung? wo Volkssittlichkeit? wo Volkswohlstand? Und — das wären die besseren Zeiten, die die Vorsehung veranstalten zu wollen schien? Woher diese Zerrüttung der Sache der Menschheit, die so gut eingeleitet war? ? ?

Hier ists um Wahrheit zu thun, und — wo kann mir die Wahrheit ehrwürdiger sein, als am Vatergrabe? Bei Todten wird auch über die Wahrheit am freisten gedacht; doch würde ich sie auch ohne Scheu unter Lebendigen predigen...

Zur ersten Staatsmaxime sich zu erheben gelang es dem Satze — daß eine immerwährende Bereitschaft zum Kriege das sicherste Mittel sei, den Frieden mit allen seinen Segnungen den Völkern zu erhalten. Grössere stehende Heere mußten in Folge desselben vorhanden sein, und so entstand bald, wie leicht vorauszusehen war, unter den Staaten ein Wetteifer in immer ungeheurerer Vermehrung derselben. Ein militairisches System be-

kam die Oberhand, und die Einführung desselben bewirkte den Verfall der Menschheitssache, wie das Beharren dabei ihren gänzlichen Ruin nach sich ziehen muß.

Ich mag nicht untersuchen, ob nicht hier und da in den Kabinetern der Vergrösserungstrieb viel Antheil hieran gehabt haben möge, und zwar blos dadurch, daß er eine falsche Richtung nahm, sich mehr an extensife, als an intensife Grösse hielt, und statt, durch Urbarmachung wüster Gegenden, durch Vervollkommnung der Oekonomik, durch Beförderung des Flors der Fabriken und Manufakturen, durch Begünstigung der Industrie aller Art im Lande selbst Land und Leute zu vermehren, lieber nach Land und Leuten auswärts strebte; blos bei jener so hoch gepriesenen Staatsmaxime bleibe ich stehen.

Sobald ich sie laut gepredigt werden hörte, dachte ich bei mir selbst — sollte nicht, wie der, der immer reisefertig ist, manche unnöthige Reise, wenn er dazu Gelegenheit bekommt, macht, die er sonst nicht gemacht haben würde, auch der, der immer streitfertig ist, sich in manchen unnöthigen Streit einlassen, der ihm wieder leid geworden seyn würde, wenn er sich erst noch lange dazu hätte in

Bereitschaft setzen müssen? . . Gesetzt jedoch, eine immerwährende gegenseitige und allerseitige Bereitschaft zum Kriege wäre wirklich das sicherste Mittel, den Völkern den Frieden zu erhalten, so müsste doch der Zusatz „**mit allen seinen Segnungen**" aus der Staatsmaxime gestrichen werden. Und nun — zum Beweise meines Satzes, daß das militärische System es sei, wodurch die Menschheit jetzt so rückwärts geht, und sinkt, und wodurch sie, je länger dabei beharrt wird, nur immer noch tiefer sinken, und immer noch weiter zurückkommen muß, — Du, guter Vater, bist jetzt in einer Welt, wo die Menschen es vernünftiger finden, immer zum Gegenstande für einander bereit und gerüstet zu sein; wie oft sehne ich mich zu dir aus den Wohnungen der immer Schlacht- und Belagerungsfertigen!!!

Schon die bloße Berechnung der Mannschaft, welche jetzt in Europa allein die Waffen trägt, müsste Jeden, der noch Sinn für sein Geschlecht hat, mit Entsetzen erfüllen. Wie? die Menschheit wäre dazu da, daß sie millionenweise unter Gewehr stehen sollte — und die noch dazu in dem gebildetesten aller Erdtheile? Ist es etwa auch das sicherste Mittel, den Menschen vollends auszu-

bilden, und ihn auf allen Seiten dazu zu machen, was er sein soll, daß man ihn als Soldat hinstelle — so, daß nichts mehr zu wünschen wäre, als daß allenthalben die ganze Nation Soldat würde? Ein Gedanke, vor dessen Realisirung wir nun allerdings nicht mehr sicher sind, der aber auch zu den fürchterlichsten unter allen Gedanken gehört! In was für einem Zustande befinden sich denn bei dem gegenwärtigen System unsere Brüder als Waffenträger? . .

Von Freiheit des Willens ist ihnen als sittlichen Wesen kaum ein Schatten noch übrig. Gezwungen müssen sie größtentheils in ihren Stand eintreten, und dürfen hernach an Selbsthandeln nicht denken. Strenge Subordination, scharfe Mannszucht sind ihre immerwährende Losung, und wird die letztere nicht oft gräulich übertrieben? Wozu wird dann vollends der arme Gemeine gemacht? Ist er so nicht ganz Sklav, der für das geringste Versehen auch noch den Verlust seiner Gesundheit fürchten muß? Wie mögen die Kraft und Lust haben, ihre geistige Natur auszubilden, deren sinnliche Natur so niedergedrückt wird! Durch bloßes Schildwachestehen wird auch wirklich nichts gelernt, und die Moral der Wachstuben, wie sie

ietzt sind, ist von traurigem Gelichter. Für human kann man doch wohl alles das, worin der Soldat sich üben muß, nicht erklären; können also feinere Gefühle dabei gedeihen, wenn ihnen nicht von andern Seiten her zu Hülfe gekommen wird? Dis findet aber für den grossen Haufen im Militär nicht Statt; vielmehr ist er durch seine rauhe und ärmliche Lebensart in dieser Hinsicht ganz verlassen. Edle Freuden sind für ihn verlohren; an welche muß er sich halten? Die sittlichsten unter allen, die, welche den Menschen am gewissesten auf einen guten Ton stimmen, wie sie ihm den wahresten Lebensgenuß gewähren — die häuslichen — werden von den Meisten entweder gar nicht, oder nur kümmerlich, genossen. In einer Art von Verzweiflung verleben Viele von ihnen ihre Tage, und sehen ihrem Alter zitternd entgegen, und — nirgends ist Selbstmord häufiger, als im Soldatenstande . . . Dis alles würde nicht so sein, wenn die Maxime von steter Bereitschaft zum Kriege nicht wäre.

Wenn man also auch nur die Lage, in welcher sich das Militär selbst ietzt auf allen Seiten befindet, in Betracht zieht, ists nicht gleich in die Augen fallend, daß die Sache der Menschheit durch

das militärische System rückwärts gehe und sinke, und immer mehr rückwärts gehen und tiefer sinken müsse? Nun aber den Blick von den ungeheuern Heeren zu den Nationen gewendet, zu deren sogenanntem Besten sie stehend sind!

Was geht Menschen unter allen ihren äusserlichen Gütern und Besitzungen über ihre Kinder? Je mehr nun aber das militärische System befolgt wird, vermöge dessen die Völker immer zum Kriege bereit und gerüstet sein müssen, desto weniger können Eltern ihre Söhne die Ihrigen nennen, es wäre dann, daß sie Krüppel an ihnen hätten. Sobald die Knaben heranwachsen, und gesund sind, werden sie ihnen entrissen, und sie müssen sie, wenn sie sie noch so lieb haben, der härtesten Lebensart, und, wenn sie sie noch so gut erzogen, dem ärgsten Sittenverderben, preis geben. Dazu also freueten sie sich ihrer Geburt — dazu liessen sie sich so sauer werden, sie in die Höhe zu bringen? So ward ihnen die Hofnung, sie ein ruhiges Brodt essen zu sehen — so der Trost, den sie im Alter von ihnen haben wollten, vereitelt? O wehe den Armen, daß sie Eltern wurden! Welch ein Jammertag mag's für sie sein, wenn die Jünglinge ihnen entführt werden! wie mögen sie sie schon lan-

tendmal vorher darauf anſehen, und, wenn ſie ſich eben an ihrem Anblick recht ergötzen wollen, mit blutendem Herzen denken — wir behalten euch doch nicht! Was hälfe es ihnen, wenn ſie ſie ins Ausland ſchickten? Man quälte ſie doch ſo lange, bis ſie ſie wieder herbeiſchafften.

Dieſe zahlloſen Jünglinge nun werden aus Erwerbern, die ſie hätten werden können, groſſentheils zu bloſſen Verzehrern gemacht; ſie werden dem Feldbau, der Schiffart, dem Handel, den Gewerken, den Künſten und Wiſſenſchaften entzogen. Um das Gleichgewicht von Europa, das ſich wohl ſelbſt erhalten würde, erhalten zu helfen, wird ſo durch übermäſſige Beſetzung des militäriſchen Standes das Gleichgewicht der Stände im Lande ſelbſt aufgehoben. Der Verluſt dabei für den Staat iſt um deſto gröſſer, weil man für das Militär die vollkommenſten Jünglinge aushebt. Die gröſſeſten, die ſtärkſten, die mark- und geiſtvollſten gehören den Fahnen und Standarten zu; die übrigen ſind gut genug, um Bauern, Bürger, Profeſſioniſten, Künſtler und Gelehrte zu werden. Welch eine unendliche Menge von vorzüglichen Anlagen und Talenten geht hierdurch für die Geſellſchaft verlohren! Selbſt die robuſte Fortpflan-

zung des menschlichen Geschlechts leidet ganz unausſprechlich dabei. Gerade den vollſtändigſtgefunden jungen Männern, welche man zu Soldaten macht, ward von der Natur die Erzeugung der Nachwelt anvertraut; was hilft es, wenn hernach auch vielen von ihnen das Heiraten erlaubt wird? Soldatenkinder geben im Ganzen eine klägliche Nachwelt.

Je gröſſer die ſtehenden Heere, deſto mehr ſtehender Aufwand auch für ſie. Dennoch ſollen die Schatzkammern dabei nicht leiden; vielmehr müſſen ſie auf den Fall eines wirklichen Kriegs immer voll und übervoll ſein. Was geſchieht alſo? was muß geſchehen? Es kann nicht anders ſein, als daß die Nation mit den drückendſten Abgaben immer mehr beläſtigt werde, an deren bloſſen Auflegung oder humanen Einhebung man nicht genug haben kann, ſondern die man auch mit unerbittlicher Strenge beitreiben muß. Und — was hat die Nation im Grunde davon, wenn ihr auch der letzte Marktropfe ausgepreſſt würde, wie ihre Söhne zur Verſprützung des letzten Blutetropfens bereit ſein müſſen? Von Allem, was ſie gibt, und immer reichlicher gibt, kann nur Wenig, vielleicht gar Nichts, für ihr wahres Beſtes übrig blei-

ben. Für öffentliche gute Anstalten, zur Unterstützung gemeinnütziger Unternehmungen, für grosse Unglücksfälle, zur Hülfe für Wittwen und Waisen, zur Gehaltsvermehrung des Civils u. s. f. ist kein Geld da; Heere und Heergeräthe erschöpfen Alles. Es muß so kommen, es kann nicht anders kommen. Die Gelehrten erhalten am Ende die Wahl, ob sie verhungern, oder auch Soldaten werden wollen — die Künstler desgleichen, sobald ihre Kunst nicht ins Kriegswesen schlägt; einige Handwerker gewinnen dabei, wenn das Militär gepfropft auf einander liegt, die übrigen verliehren, und dem Taglöhner wird, weil der gemeine Mann von seinem Gehalt kaum allein, geschweige mit Weib und Kindern, leben kann, durch ihn die Arbeit genommen. Magazine gibts, aber nicht für den Armen in Zeiten des Mangels und der Theurung, sondern für die Läger in einem künftigen Kriege, und, kommts wirklich zum Kriege, so wird nicht die Hälfte der aufgehäuften Vorräthe von allerlei Lebensmitteln wirklich genossen. Der Geist der hohen Kammern muß sich übrigens in Erfindung neuer Hülfsquellen zur Behauptung des militärischen Systems fast erschöpfen. Was dem gemeinen Wesen nur ein-

germassen genommen werden kann, das wird ihm genommen; eine Einschränkung, eine Beeinträchtigung der bürgerlichen Gerechtsame und Freiheiten folgt der andern; alle Naturerzeugnisse, die zum Eigenthum des Landesherrn gerechnet werden, muß der Unterthan immer theurer bezahlen; die Domänen werden zu fast unerschwinglichen Preisen verpachtet, und so muß auch für die Pachter gesorgt, und zur Erhaltung ungeheurer Getraide- und anderer Produktenpreise, ohne die sie nicht bestehen könnten, ihnen die Ausfuhr alsdann erlaubt werden, wenn die Nation schon wirklichen Mangel leidet. Es kann nicht anders kommen; es muß Alles so kommen.

Volksaufklärung ist bei dem militärischen System nicht weiter nöthig; wenn die Leute nur gut exerciren lernen! Es taugt nicht einmal für selbiges, daß Licht in den Köpfen aufgehe, und daß die Menschen von Menschenrechten etwas Näheres hören. Sie könnten dadurch zu lebhafteren Gefühlen ihres gedrückten Zustandes kommen, auf unnütze Gedanken gebracht, und zu Forderungen verleitet werden, die man ihnen nicht gewähren kann. Nicht einmal Licht in der Religion ist rathsam; wer erst über religiöse Gegenstände richtiger

denkt, der schreitet auch bald zu Berichtigung politischer Meinungen fort, und es ist ausgemacht, daß Sklavensinn nur beim Aberglauben möglich sei. Die Aufklärer aller Art werden also gehaßt und verfolgt, in Kirchen und Schulen kehrt Alles in das alte passendere Gleis zurück, und die Preßfreiheit wird immer mehr eingeschränkt, damit sie auf keine Weise Hindernisse in den Weg lege, das angenommene System fortzusetzen, oder gar die unseligen Folgen desselben schildere.

Mit der Volksveredlung gehts, wie mit der Volksaufklärung. Ob die Nation sittlichgut ist, oder nicht; für das militärische System ists genug, wenn sie nur parirt, und, daß sie sich hierzu bequeme, dafür ist gesorgt. Sie kann aber bei dem militärischen System nicht anders, als immer verderbter werden. Die Sitten des grösseren Soldatenhaufens gehen zu dem grössern Bürgerhaufen, der überall vermischt mit ihm lebt, immer mehr über; die Söhne, welche auf Urlaub nach Hause kommen, werden häufig die Verderber ihrer Familien. Die unwissendsten, die leichtsinnigsten und lasterhaftesten jungen Leute wissen, sobald sie sich nur bei körperlichen Kräften erhalten, am Ende doch eine Zuflucht, und können unter's Militär ge-

Universitäts-Bibliothek München

ben — denn wie könnte man sonst, wenn man sie ausmerzen wollte, so ungeheure Heere halten? — dadurch werden Söhne und Knechte, Handwerksbursche und Studenten in ihren wilden Ausschweifungen gestärkt, und hören weder auf Eltern, noch auf Herren, noch auf Meister, noch auf Lehrer. Das fortdauernde Einbringen der im Auslande Angeworbenen, wie der Gefangenen, oder gar wie des Schlachtviehes — die abermenschliche Zulehrung der Rekruten — die unaufhörlichen militärischen Exekutionen der Deserteure u. s. w. stumpfen in den Gemüthern der Einwohner die Theilnahme an fremden menschlichen Leiden ab. Die Gefar, in welcher alle Familienbande täglich schweben, zerrissen zu werden, macht auch die engsten und heiligsten Verhältnisse den Tausenden in den untern Ständen unwichtig und nichtsbedeutend, so, daß man sie ebenfals nach Gefallen aufheben zu können, oder doch bei jeder Gelegenheit gegen sie handeln zu dürfen, glaubt. Das geht oft so weit, daß Eltern sogar für diejenigen unter ihren Kindern weniger Sinn und Sorgfalt bezeigen, von denen sie einmal gewis wissen, daß sie dem Soldatenstande nicht entgehen können. Weiber und Töchter sind bei der Menge des ledi-

gen und müssigen Militärs der Verführung äuſſerſt ausgesetzt, und, wie die Unzucht aller Art immer mehr Ueberhand nimmt, so vermehren sich auch von Zeit zu Zeit die Fruchtabtreibungen, die Kindermorde u. s. w. Die strengen Einschränkungsgesetze für Handel und Verkehr wecken den Uebertretungsgeist, machen die Unterthanen arglistig, treulos und zu jedem Meineide bereit; die harten Abgaben stimmen zum Betruge aller Art, und ersticken die Menschenliebe. Der ganze Ton der Nation wird rauh, und immer rauher. Auch dis kann nicht anders kommen; es muſs Alles so kommen.

Da vermöge des militärischen Sistems das Militär die Hauptsache ist, und der Soldat Alles gilt, so sind die übrigen Stände übel daran. Man schätzt beinahe kein Civilverdienst mehr; die Uniform hingegen heiligt schon Jeden, der sie trägt. Selten bekommt der Bürger Recht gegen den Soldaten, welcher gleichsam hierdurch für die übrigen Einschränkungen, denen er unterworfen ist, einige Entschädigung erhalten soll, und auch die abgezwungenste Nothwehr gegen selbigen wird ihm wohl zum Verbrechen gemacht. Hält der verdienteste Civilist um irgend einen Posten an, so bekommt er zur

Antwort, daß solcher bereits an einen noch verdienteren Waffenträger vergeben sei, und überall werden abgelebte, oder unbrauchbar gewordene Kriegsmänner zur Ersparung der Pensionen angestellt. Das strenge Subordinationswesen pflanzt sich immer mehr auf den Staat und auf die bürgerliche Verfassung über. Im militärischen Geiste wird Alles eingeleitet und betrieben; militärisch wird von den Vorgesetzten befohlen, militärisch wird von den Richtern verhört, militärisch wird sogar die Strafgerechtigkeit gegen die Unterthanen gehandhabt. Niemand darf sich endlich mehr gegen offenbaren Druck laut erheben, oder auch nur über die grösseste Gewaltthätigkeit, die an Andern ausgeübt wird, ein freies Urtheil fällen. Leiden muß die Nation, so lange sie kann, und, fiele es ihr ein, in höchster Noth und aus Verzweiflung sich Luft machen zu wollen, so stehen die Heere so gut, wie gegen den Feind, gegen sie schon in steter Bereitschaft, und man spottet ihrer thörichten Unternehmungen in voraus. . .

Dis ist in der That nur eine schwache Schilderung der unseligen Folgen des militärischen Systems; dennoch aber beweiset sie zur Genüge, daß

durch daſſelbe die Sache der Menſchheit ſinke und rückwärts gehe, und immer mehr rückwärts gehen, und tiefer ſinken müſſe, ie länger man dabei beharrt. So lange es dauert, iſt an keine beſſeren Zeiten zu denken; wer mag aber abſehen, ob es ie wieder Vergang nehmen möchte? .. Wehmüthig verlaſſe ich mit dieſem Gedanken den heiligen Grabhügel, und mag auch keine Blume heute von ihm mitnehmen; die ganze Welt iſt in dieſen Augenblicken ein groſſes, weites Grab für mich.

## Sechste Betrachtung.

### Fortsetzung der Fünften.

Ich nehme zwar von Allem, was ich letzthin behauptete, auch nicht ein Wort zurück; — in einen einzigen Perioden zusammengedrängt lautet es so: das militärische System stiftet alles das Unheil unaufhörlich, welches der wirkliche Krieg nur einstweilig stiftet, und, wenn die Nationen unter den zwei Zuständen, ob sie einmal lieber wieder einen siebenjährigen Krieg über sich ergehen lassen, oder in steter Bereitschaft zum Kriege stehen wollten, schlechterdings zu wählen hätten, so müßten sie den ersteren Zustand wählen — — war ich denn aber letzthin zu sehr verstimmt, daß ich den Gedanken nicht finden konnte, daß, wie Alles, was einmal aufkommt, einmal wieder abkommt, so auch das aufgekommene militärische System wieder abkommen werde?

Recht gut; ich weis aber gar nicht, warum dieſer Gedanke nur ſeine tröſtenden Dienſte verſage. Nicht etwa, als wenn ich die Maxime, aus welcher das militäriſche Siſtem entſtand — die Maxime, daß eine immerwährende Bereitſchaft zum Kriege das ſicherſte Mittel ſei, den Völkern den Frieden zu erhalten — für ſo furchtbar hielte; die Erfarung ſelbſt mag ſie nicht nur widerlegen, ſondern die unvereingenommene Vernunft ſieht auch bald ein, daß ein weit ſichereres Mittel, und vielleicht das einzigwahre Mittel, allgemeinen Frieden zu erhalten, darin beſtehe, daß jeder Staat an dem, was er nun einmal iſt und hat, ſich genügen laſſe, und ſich nicht auf Koſten anderer zu vergröſſern trachte. Bei Annahme dieſer Maxime wird alles ſtete Bereitſein zum Kriege ganz und gar überflüſſig; ob ſich aber eben nicht der Trieb, auf fremde Koſten ſich zu vergröſſern, hinter jene Maxime immer zu verbergen ſuchen werde — das iſt die Frage.

Geſetzt iedoch, dis geſchähe nicht, und das gegenwärtige militäriſche Siſtem käme ſo, wie es aufgekommen iſt, auch nach Maßgabe des allgemeinen Ganges der Dinge unter dem Monde wieder ab, ſo fiele dann doch dies die Urſache weg,

aus welcher jetzt die Sache der Menschheit so rückwärs geht, und ich komme immer auf die traurige Geschichtserfarung zurück, daß aus der Menschheit im Ganzen noch nie etwas Recht's geworden sei, und daß auch da, wo ihre heilige Sache zuweilen zu gedeihen das Glück hatte, das Gedeihen doch nicht von Bestand gewesen sei. Wird es in künftigen Zeiten anders damit gehen, als es in den vergangenen ging? Werden nicht dieselben Ursachen, welche die grosse Sache von jeher aufhielten, oder gar wieder zurückbrachten, von Zeit zu Zeit immer wieder eintreten, und alsdann auch immer dieselben Wirkungen hervorbringen?

Ehe aus der Menschheit im Ganzen etwas Recht's werden kann, mus es wenigstens erst dahin kommen, daß es hier oder da, aber nicht blos dann und wann, oder auf einige Zeit, sondern auf immer, besser mit ihr werde. Wenn dann die Gegenden nach und nach sich vermehren, in welchen es auf immer mit ihr besser wird, so kann man mit einigem Muth einem Zeitpunkte entgegen harren, wo sie den herzerhebenden Totalanblick reichen werde.

Ich will also einmal annehmen, daß unter meinem Himmelsstriche, der sich in neueren Zeiso vortheilhaft auszeichnete, das militärische Sistem aufgegeben würde, und daß dadurch die Sache der Menschheit daselbst schnell wieder vorwärts schritte; wird es nie wieder zu wirklichen Kriegen kommen? Verdirbt aber nicht Krieg allemal die gute Sache wieder? und was besagt in Hinsicht seiner die Geschichte der Vorzeit? Sobald er zu wüten anfing, geriethen die in der Ruhe nur gedeihenden Wissenschaften und Künste in Verfall, Sittlichkeit und Humanität sanken danieder, und die öffentliche Wohlfart neigte ihr Haupt. Ward dann wieder Friede, so hob sich zwar Alles wieder, aber nur, um durch den nächsten Krieg, zu dem der Friedensschluss selbst wohl schon den Grund legte, wieder zu sinken. O daß doch die Vertheidiger des Kriegs dis beherzigen möchten! Alle die Vortheile, welche er ihrer Meinung nach der Menschheit stiften soll, werden nicht nur durch das unsägliche Unheil, das er ihr wirklich anrichtet, unendlich überwogen, sondern könnten auch ohne ihn gar füglich herbeigeschaft werden. Wie sollen aber die Kriege abkommen — wie?

Eine ſtete Bereitſchaft zum Kriege iſt, wie geſagt, der Menſchheit noch viel nachtheiliger, als wirklicher Krieg, der doch immer wieder ein Ende hat, ſelbſt; wenn ſie alſo auch verhinderte, daß Krieg zum Ausbruche käme, ſo ſetzte man doch durch ſie an die Stelle eines groſſen Uebels blos ein noch weit gröſſeres. Es iſt aber ſo wenig zu erwarten, daß durch ſie den Kriegen ein Ende gemacht werden werde, daß man vielmehr fürchten mus, daß ſie für iede Generation einen Krieg mit Zuverläſſigkeit zu Wege bringen werde. Würden denn die ungeheuren ſtehenden Heere noch furchtbar ſein, wenn ſie nicht geübt würden? Was übt ſie aber anders, als Krieg? Alſo — ſo lange ſie exiſtiren, in iedem Jahrdreiſſig ſchon ihrer ſchlechterdings nothwendigen Uebung wegen ein blutiger Krieg — dis iſt das Prognoſtikon, das ſich die Menſchheit ſtellen mag. Daß aber durch die bloſſe Reduktion der ſtehenden Heere der Friede den Völkern auch nicht geſichert werde, hat die Geſchichte zur Genüge bewieſen; wie ſollen alſo die Kriege abkommen? — wie?

Auf Europa blos iſt iezt mein Augenmerk gerichtet. Wenn ewiger Friede der Menſchheit auch nur in dieſem kleinen Erdtheile verſchaft werden

ſollte, ſo müſten etwa alle bedeutendere Staatskabinetter daſelbſt die Grundſätze zu heiligen Regeln für ſich machen, daß der Vergrösſerungstrieb nie wieder eine andere, als blos intenſiſe Richtung nehmen — daß kein Staat auf den andern weiter Anſprüche erſinnen, oder erneuern — und daß ebenſo ſich nie wieder ein Staat ungerufen in die inneren Angelegenheiten des andern miſchen ſolle. Da iedoch nun einmal nach Menſchenweiſe unter den Groſſen ſo gut Fehden vorfallen können, wie unter den Kleinen, ſo müſten die Groſſen auch feſt unter ſich darüber übereinkommen, daß ihre Fehden ebenſo geſchlichtet werden ſollten, wie die Fehden der Kleinen. Auch ſie müſten, wie dieſe, einen Richterſtuhl für ſich anerkennen, vor welchem über ihre Fehden entſchieden würde, und deſſen Entſcheidungen ſie ſich unterwürfen. Den Anruf vermittelnder Mächte, der ſchon oft geſchah, kann man zwar als etwas Aehnliches anſehen; wer weis aber auch nicht, daß ſich dergleichen Vermittelungen wieder zerſchlugen, weil ihnen das richterliche Anſehen fehlte, und den Partheien freigelaſſen blieb, zu thun und zu laſſen, was ſie wollten. Dieſes obriſtrichterliche Anſehen müſte alſo Einer der machthabendſten Groſſen wirklich haben,

und es würde den iedesmaligen Senior unter ihnen am schönsten kleiden.

Sind aber dergleichen Vereinbarungen unter allen europäischen hohen Mächten auch wohl nur zu erwarten, geschweigt, daß man, wenn sie auch wirklich erfolgten, für ihre lange Dauer bürgen könnte? Gesetzt, alle zu der Zeit, da es darüber zu menschlicher Sprache käme, lebende Souverainе selbst wären auch geneigt zum himlischen Friedenssistem, werden's ihre Minister sein? Wer war von ieher an den mehresten Kriegen Schuld — die Grossen oder ihre Kabineter, die wohl noch dazu unter der Leitung eines Pfaffen standen? Doch — angenommen auch, alle damalige Kabineter wären ebenso geneigt dazu, wie die Grossen selbst, werden's die Nachfolger der Grossen, werden's die folgenden Kabineter auch sein? Ehe sich's die Menschheit versähe, würden auch Ausnahmen von den noch so heilig festgesetzten Regeln für nöthig erachtet werden. Es sei nöthig, würde es z. E. heissen, in einen fremden Staat einzufallen, und sich seiner ganz, oder zu Theilen, zu bemächtigen, um den armen Einwohnern desselben ein menschlicheres Schicksal zu verschaffen; es sei nöthig, sich in die inneren Angelegenheiten eines an-

dern Reichs zu mischen, um sich in seinem eigenen Innern zu sichern u. s. f. Ja, und wenn alles über Erwartung gut ginge, wie lange würde es währen, daß nicht, wenn auch kein Souverain, doch wenigstens ein Minister, der gern die ganze Welt, die Erde mit Allem, was drauf ist, und das Meer mit Allem, was drinnen ist; beherrschen möchte, aufträte, und es bei einer entstehenden Fehde mit einer andern Macht für unerträglich fände, daß sein Hof einen Richterstuhl über sich anerkennen solle, dessen Ausspruch über seine Händel zu entscheiden habe? So wäre auf diesen Fall denn also doch Krieg da, und zwar, wenn etwa die übrigen Mächte das Ansehen des obersten Richterstuhls aufrecht erhalten wollten, gar allgemeiner Krieg da.

Ewiger Friede allein brächte aber auch die Sache der Menschheit noch nicht in einen dauerhaften Schwung; da müste er freilich erst sein — sonst wäre an gar nichts der Art zu denken — in seinem Schosse müssen hernach aber auch die Staaten so regirt werden, daß sie seine Segnungen immer wahrhaftig geniessen können. Nun — und was würde hierzu erfordert? Erstlich — daß es immer lauter solche Fürsten gäbe, die selbst regi-

ren wollten und könnten — lauter solche Fürsten, die für die Bestimmung ihrer Unterthanen, als Menschen, zur Wahrheit, Tugend und Glückseligkeit hohen Sinn hätten, und solche aus allen Kräften zu befördern trachteten — lauter solche Fürsten, die ihren Beruf darin setzten, das in ihrem Lande zu sein, was ieder Vater in seinem Hause sein soll — lauter solche Fürsten, die ihre wahre Gottähnlichkeit nicht sowohl in der grossen Macht selbst, die sie haben, als vielmehr in edler Anwendung derselben, suchten — lauter solche Fürsten, die nicht blos Gesetzgeber und Gesetzbewacher, sondern auch Gesetzhalter und die ersten Beispielgeber in allem Guten wären — lauter solche Fürsten, die die Volkstäuscher, die Plusmacher und die Schmeichler von sich und Landes verwiesen — lauter solche Fürsten, die an iedem Abend sich zur Verantwortung darüber forderten, wie sie den Tag über ihre grossen Pflichten erfüllt hätten, und die an iedem Morgen sich zu einem noch vollkommeneren Regententage auf das heiligste zubereiteten . . . Es würde aber auch noch erfordert, daß es immer lauter solche Minister gäbe, die den Fürsten gut rathen könnten und wollten — lauter solche Minister, die Freunde des Lichts wären, und

in deren Busen ein menschliches Herz schlüge — lauter solche Minister, die die Sache des Regenten und des Volks nur für eine Sache hielten, wie Hausfreunde die Sache der Eltern und der Kinder, und die nur von Landeswohl sprächen, wie diese von Familienwohl — lauter solche Minister, die sich nicht für die ersten Hofbedienten, sondern für die ersten Staats- und Vaterlandsdiener, hielten, und die die Vertreter aller Gerechtsame und die Beschützer aller Freiheiten ihrer Mitbürger wären — lauter solche Minister, die die billigen Wünsche der Nation kräftig unterstützten, und die Bitten der Wittwen und Waisen mit einem humanen Gutachten an die höchste Behörde beförderten — lauter solche Minister, die jedes noch übrige Staatsgebrechen tief fühlten, zur Abhelfung desselben aus allen Kräften arbeiteten, und die Augen des Landesherrn von dem Glanze und der Fülle, die ihn umgeben, fleissig weg, und auf den Jammer in den Hütten hin, leiteten — lauter solche Minister, die die allgemeine Zufridenheit mit ihrer Amtsführung für ihren schönsten Amtssold hielten, und die Amtslebenslang dafür sorgten, daß ihr Grab auch der spätesten Nachwelt noch ohne Denkmahl von Erz

oder Marmor, blos durch dankbare mündliche Tradition von Enkel zu Enkel, bekannt und heilig wäre . . .

Was besagt nun aber die Geschichte über Fürsten und Minister, und über das Schicksal der Völker unter ihnen, in Friedenszeiten? Ging nicht das, was unter der einen Regierung die Sache der Menschheit gewonnen hatte, unter der andern wieder verlohren? Wirds nicht ferner so sein? Und, wenn der günstigste Fall einträte, daß die Grossen unseres Erdtheils einen gemeinschaftlichen obersten Richterstuhl für ihre Fehden unter sich anerkännten, so, daß kein Krieg weiter entstände, wer schützt hernach die Völker bei ihren Fehden mit ihrer eigenen Regirung? wer schützt die Unterthanen besonders gegen Ministerdespotismus?

Doch — hier ist ein Mittel, ein ganz einfaches Mittel. Damit es immer lauter solche Fürsten und lauter solche Minister gebe, wie sie vorhin beschrieben wurden, bedarf es blos der Maßregel, daß die Prinzen, welche zu Regenten bestimmt sind, iederzeit von den Weisesten und Edelsten der Nation erzogen werden, und daß die Nation iederzeit selbst die Minister wähle . . . Wird aber diese Maßregel ie allgemeinen Eingang fin-

den? Wenn sie iedoch auch nicht nur Eingang fände, sondern sogar sich behauptete, würde sie ganz vor bösen Regenten und vor bösen Ministern die Völker sichern? Wirklicher Empfang und Antritt grosser Gewalt können die unerwartetesten Menschenverwandlungen bewirken. Partikuliers, die das Zutrauen aller ihrer Mitbürger verdienten, so lange sie weiter nichts, als Bürger, waren, schlugen oft aus der Art, sobald sie fürstliche Räthe wurden, und Prinzen, von denen man sich goldene Zeiten versprach, desgleichen, so bald sie regirende Herren wurden. Es scheint also hier die Sache der Menschheit ein- für allemal sehr auf gut Glück blos gestellt zu sein.

Wenn iedoch nicht nur ewig Friede wäre, sondern auch von Fürsten und Ministern immer gut regirt und mitregirt würde, so müssen die Völker doch auch selbst das Ihrige noch dazu beitragen, wenn die Zeiten für sie immer besser werden sollen. Was helfen die gemeinnützigsten Entwürfe, Einrichtungen und Anstalten aller Art, wenn die Nation keinen Sinn für sie hat, sie nicht dankbar aufnimmt, nicht die Hände dazu bietet, sie nicht mit befördert? Allgemeine Aufklärung und allgemeine Veredlung sind bei Allem, was von oben her-

ab für sie geschieht, nur dann möglich, wenn die Leute aus allen Ständen sich aus ihrer höheren Natur etwas machen, sichs zur Ehre rechnen, vernünftige und sittliche Wesen zu sein, und so auf richtiges Denken und auf moralische Güte den gehörigen Werth setzen. Dazu wird dann aber auch erfordert, daß die ungeheure Menge, welche in den untersten Ständen lebt, nicht zu viel mit bloßer Erhaltung ihrer sinnlichen Natur zu thun habe, so, daß sie an Ausbildung ihres Geistes kaum denken könne, und daß ihre ganze Lebensart nicht zu rauh sei, so, daß feinere sittliche Gefühle dabei gar nicht gedeihen mögen, sondern Alles sie nur auf wilde Befridigung ihrer Leidenschaften hinführe. Je mehr dis von ieher in einem Lande der Fall ward, desto mehr stockten auch gleich Volksweisheit und Volkstugend daselbst. Man erwarte hier von besserer Erziehung etwa, mit der sich unser Zeitalter brüstet, ja kein Wunder; Eltern in den untersten Ständen, die in einer so gedrängten Lage sich befinden, können sie ia ihren Kindern nicht geben, und, wenn sie diesen auch durch öffentliche Veranstaltung gegeben würde, was nützte sie ihnen, wenn sie hernach ebenfals in die Lage ihrer Eltern eingehen müsten? Allgemeine Aufklä-

rung und Veredlung sind nur bei allgemeiner Beglückung zu erwarten.

Zu sagen — für diese sorgt ja eben auch eine weise und wohlthätige Regirung — ist nicht genüg; auch hier mus sich die Nation, und zwar derjenige Theil von ihr, der in den höheren Ständen lebt, an sie anschliessen. Offenbar findet doch bei der so grossen Verschidenheit der Stände die allerungleichste Vertheilung der Güter und Lebensgenüsse Statt, und in der Masse, in welcher Hunderte zu Viel haben, haben Hunderttausende zu Wenig. Wer kann diesen helfen, wenn jene nicht wollen? Eine weise Regirung darf ihre Humanität gegen die nidrigeren Stände nicht so weit treiben, daß sie Inhumanität gegen die höheren werde; sie mus sich also auf die Humanität der höheren Stände selbst mitverlassen. Diese müssen aus Dankbarkeit gegen das Schicksal, und um ihrer Vorzüge erst recht würdig zu werden, ihren Mitbürgern in ihrer beschränkten Lage auf allen Seiten zu Hülfe kommen, und müssen es um so viel mehr thun, weil sie ihnen dadurch Lust und Kraft geben, an Ausbildung ihres Geistes und Herzens auch menschlich zu arbeiten. Eine solche Denkart mus nicht nur der Eine und der Andere

haben, auch muß sie nicht etwa nur auf eine Zeitlang den empfindsamen Modeton ausmachen, sondern sie muß die allgemeine und bleibende Denkart der Macht- und Ansehenhabenden, der Vornehmen, der Gelehrten und der Reichen sein; ist es nun wohl zu glauben, daß es jemals dahin kommen werde? Gewiß so wenig, als es bis jetzt dahin gekommen ist! Hab- und Herrschsucht müßten erst ganz und auf immer aus der Gesellschaft verbannt werden; da diese aber zu viel Anziehendes für die Sinnlichkeit haben, so werden sie auch bei aller Kultur der edleren Gefühle nie völlig und beharrlich weichen. Es wird mit ihnen gehen, wie es immer ging, und, wenn sie eine Zeitlang der Humanität haben Platz machen müssen, werden sie ihr Unwesen wieder von neuem treiben. Die Leute in den untersten Ständen werden zu übermüthig, wird es heißen; es geht ihnen zu wohl, sie lesen zu viel Volksbücher, verfeinern sich zu sehr — wohin will das aus? Und — so wird man sie wieder um die Lebensgenüsse bringen, welche ihnen kaum vergönnt worden waren; ja, statt ihnen zu geistiger und sittlicher Ausbildung beförderlich zu sein, wird man es für räthlich finden, sie so niederzuhalten, daß sie nicht mehr

Verſtand bekommen, als ſie zur Verrichtung ihrer Alltagsarbeiten brauchen, und daß ihr Gefühl grob bleibe, damit ſie ſich gutwillig und geduldig durch ihr mühſeliges Leben hinquälen. Alle höhere Stände werden ſich hierzu vereinigen, und — der Prieſterſtand wird an ihrer Spitze ſtehen.

Das Traurigſte iſt, daß die Natur ſogar es mit der Sache der Menſchheit nicht immer gut meint. Wenn kein Feind das Land verheert, ſo verheert ſie's wohl; wenn die Könige nicht Schlachten liefern, ſo macht ſie wohl die Städte und Dörfer weit und breit zu einem unüberſehbaren Schlachtfelde; wenn die Mitbürger gern die Vorräthe unter ſich theilten, ſo verſagt ſie ihnen den Vorrath wohl, u. ſ. w. Mag der Verſtand der Weiſen auch noch ſo erfinderiſch in Nothwehr- und Hülfsmitteln ſein — mag die Macht der Groſſen noch ſo human angewendet werden — — ſo bald die Natur ihre Landplagen mit der ihr eigenen Allkraft aufbietet, unterliegen ihr aller Verſtand der Weiſen und alle Macht der Groſſen. Beim furchtbaren Streite der Elemente ſind die Menſchen faſt blos zu zitternden Zuſchauern beſtimmt; iſt die Heilung einer anſteckenden Krankheit kaum erfunden, ſo erzeugt ſich eine andere, die eben ſo mör-

derisch an ihre Stelle tritt; folgen einige totale Misjahre auf einander, so helfen alle Schatzkammern nichts. O wie müste wenigstens die Natur weit mütterlicher gegen uns handeln, wenn gute und schlechte Zeiten nicht abwechseln solten! Sie wird aber bleiben, was sie ist, und, wie sie die Menschheit mit ihrem Haushalt von Anbegin an periodisch drückte, so wird sie sie auch damit periodisch durch alle noch folgende Geschlechter fortdrücken. — — Ich mag also die Sache betrachten, von welcher Seite ich will, so ist nicht daran zu denken, daß es mit der Menschheit auch nur theilweise, oder irgendwo, jemals auf immer besser werden werde.

So kann denn aber auch blos aus diesem Grunde schon, wie gesagt, aus der Menschheit im Ganzen nie etwas Recht's werden. Die Erwartung hiervon müste jedoch auch dann sogar aufgegeben werden, wenn theilweise dergleichen aus ihr würde.

Gesetzt, ein einzelner Erdtheil genösse wirklich ewigen Frieden, wie würde es um allgemeinen ewigen Frieden auf Erden stehen? So klein auch unser Planet gegen seine Sonne ist, die ihn erst zur Wohnung für Lebendige machen muß, so gibt's

doch auf ihm eine sehr grosse, noch nicht einmal zu bestimmende Menge von Staaten, Völkern und Völkerschaften; wie soll es zugehen, daß sie sich insgesamt unter das Friedenssistem begeben? wie soll es vollends angefangen werden, daß sie allerseits bei demselben beharren? Das Letztere zu bewirken müste es etwa einen Allsouver unter ihren Fürsten geben, der alle auf Erden vorfallenden Regentenfehden schlichtete. Welcher von ihnen hätte aber immer das ausgemachteste Recht dazu? wie kämen die übrigen immer an ihn? wie machte er seine Aussprüche immer geltend? Hier ist also doch wohl weiter nichts, als leere Schimäre; aber auch die bloße allgemeine Annahme des Friedenssistems dürfte schon unausführbar sein. Wenn sogar in dem kultivirten Europa jene Maximen, auf welchen dieses Sistem beruht, nie allgemeinen Eingang finden werden, wie viel weniger werden sie ihn in Erdtheilen finden, wo man noch so weit an Kultur zurück ist? Je roher die Menschen noch sind, desto mehr sind sie auch für den Krieg. Die Nationen wollen ihn alsdann, wie ihre Fürsten. Leben nicht viele derselben unter fernen Himmelsstrichen in einem unaufhörlichen Kriege gegen einander, und ist der ihnen von ihren älte-

ſten Vorfahren her angeſtammte gegenſeitige Haß nicht unvertilgbar? Leben nicht viele derſelben ſein Menſchengedenken wirklich vom Raube, und ſind ſie dadurch nicht in eine Verfaſſung gerathen, daß ihnen ſelbiger zu ihrer Erhaltung nun faſt unentbehrlich iſt? O wie unmöglich bleibt allgemeiner Friede auf Erden, ohne den wohl auf der Menſchheit nie im Ganzen etwas Rechts werden kann!

Gehe ich nun weiter, und erwäge, wie der gröſſere Theil der Weltvölker auſſerhalb Europa regirt werde, ſo fällt mir der Muth für die Sache des armen Menſchengeſchlechts noch immer tiefer. Was geſchieht unter ſelbigen für Aufklärung, Veredlung und Beglückung? Fürchterlicher Deſpotismus verdammt die Nationen an der Hand des Prieſterbetrugs zur ewigen Dummheit, ſtumpft ihr Gefühl, wie ihre Vernunft, ab, und legt ihnen alle Leiden der Sklaverei auf. Was hälfe es ihnen, wenn ſie ſich auch aufmachten, und den Tyrannen würgten, oder ſäckten, der ſie als halbe Thiere behandelt? Es folgte ihm wohl ein Anderer, der ſie ganz als Thiere behandelte. Selten kommen ſie aber auch nur auf dieſen Einfall. Durch viele Generationen an die ſcheuslichſte Knechtſchaft gewöhnt, tragen ſie vielmehr das Joch derſelben

nach Zug- und Lastviehart, haben alle menschliche Empfindung verlohren, glauben, es müsse so sein, und ahnen, da die menschliche Natur so ganz und gar in ihnen nidergedrückt ist, nicht einmal, daß es Völker geben möchte, denen es besser gehe. Wie soll ihnen geholfen werden? Despotismus ist nun einmal die Losung unter ihren Himmelsstrichen, und wird es bleiben, so lange es Völker da gibt.

Da, wo dis nicht der Fall ist, treten wieder andere, und zwar natürliche, Hindernisse ein, die die Sache der Menschheit nicht aufkommen lassen. Bald ist es die ganz abgesonderte Lage, die völlige Unzugänglichkeit, oder doch die äusserste Entfernung von kultivirten Nationen, die einem Volke alle höhere Ausbildung versagt, und es ihm unmöglich macht, Künste und Wissenschaften, und dadurch menschlicheren Lebensgenuss, zu erhalten, bald ist nun einmal eine gewisse rauhe und wilde Lebensart, bei der sich die Vernunft gar nicht erheben kann, und mit der sich nur die rohsten Sitten vertragen, einem Volke so eigen und natürlich geworden, daß es von ihr nie ablassen wird; bald legt das Klima selbst ewige Schwierigkeiten aller Vermenschlichung den Völkern in den Weg. Nur

die gemäßigten Himmelsstriche sind der Sache der Menschheit noch am günstigsten. Weder da, wo die Natur den Menschen Alles freiwillig und in schwelgerischen Ueberflusse gibt, noch da, wo die Menschen der Natur Alles, auch die kümmerlichste Befriedigung ihrer ersten Bedürfnisse, abzwingen und abtrotzen müssen, mag höheres Menschenheil gedeihen. In jenen so gepriesenen Zonen tritt eine feurige Einbildungskraft an die Stelle der kalten Vernunft, und Schwärmerei ist da wohl zu Hause, aber nicht scharfes und tiefes Nachdenken. Man bedarf daselbst der geringsten Thätigkeit kaum; wie soll man auf Anstrengung seiner Kräfte zu Kunstübungen kommen? Für die Sinnlichkeit hat da die Natur überschwenglich gesorgt — für die Sittlichkeit gar nicht; so schwelgt man in sorgenloser Trägheit blos, begattet sich früh und spät, und erhebt sich im Ganzen wenig über die Affenwelt. Unter den Polen aber — wie sieht's da aus? Nicht einmal der Körper gedeihet da, viel weniger der Geist. Zu ewiger Stumpfheit ist da die Menschheit unrettbar verdammt, und die Nachrichten von ihrer dortigen Verbuttung erschüttern jeden Gebildeten unter den freundlicheren Himmelsstrichen.

So muß man schon durch diese Betrachtungen auf den Gedanken gerathen, daß unser Planet selbst sich nicht dazu eigne, daß auf ihm jemals aus der Menschheit im Ganzen etwas Recht's werden könne; wie? und doch ist Gott Führer der Sache derselben? Was ist das, daß er sie auf einen Stern gesetzt hat, wo ihr nie eine totale Ausbildung zu Theile werden kann?

Doch — das Traurigauffallendste in dieser Hinsicht habe ich nun erst noch zu erwägen. Was besagen die Erdbeben, die von Zeit zu Zeit bald hier, bald da, einzelne Erdgegenden verwüsten und umwälzen? Sie sind im Kleinen das Bild von den allgemeinen Revolutionen, welche ebenfals zu gewissen Zeiten die Erde treffen. Mit jeder derselben schliesst sich ein Aion für sie, und ein anderer Aion hebt an. Wie gehts aber da der Menschheit? Alles, was für sie geleistet ward, ist alsdann vergebliche Arbeit gewesen, und ihre Sache, wenn sie auch noch so weit gekommen wäre, geht im Nu wieder bis auf den äussersten Punkt zurück. Trümmer nur bleiben übrig, und auf den Trümmern einige Menschenpaare, die auf die wundersamste Weise dem allgemeinen Verderben entgehen, und in weitester Entfernung von einander ganz wieder

von vorn' anfangen müssen. Es ist leicht zu begreifen, daß diese wenigen Geretteten, die den ganzen Ueberrest von ihrem Geschlechte ausmachen, zu den ungebildetesten und rohesten gehören werden. So ist das Depot aller Künste und Wissenschaften in Köpfen, Schriften und Denkmälern dahin; alle Kultur, alles Gute auf Erden ist weg. Wie aus der Thierheit muß sich die Menschheit wieder hervorarbeiten, und es gehören Jahrtausende dazu, ehe sie ihrer ersäuften, oder verschlungenen Vorwelt auch nur einigermassen wieder ähnlich wird.

So ists denn doch wohl ausgemacht genug, daß sich unser Planet zur Sache der Menschheit gar nicht schicke. In einem immerwährenden Kreislaufe treibt sie sich sowohl im Kleinen, als im Grossen, auf ihm herum, und — hierbei sollte Gott, ihr Führer, es bewenden lassen? Das kann nicht sein. Mit diesem Gedanken will ich mich wieder auf meine geliebte Anhöhe begeben, zuvor aber erst noch das heilige Grab besuchen.

Selig preise ich mich, daß ich den Ewigen anbete, wie ihn der Wackere anbetete, dessen irrdische Hülle ich hier versenken lies. Hier, hier will ich mir's nur gestehen, daß ich sonst selbst nicht wüßte, was ich zur Sache der Menschheit sagen sollte, wenn sie keine Gottessache wäre. So wär's doch wohl möglich, daß es mit dem ewigen Wechsel des Steigens und Fallens, des Vorwärts- und Rückwärtsgehens abgethan sein könnte; wenigstens möchte ich den, der dis behauptete, und sich darüber mit mir in Streit einliesse, wohl nicht zum Schweigen bringen können. Nun aber ist dis unmöglich, und der Glaube an Gott zwingt auch zum Glauben an ein Reich Gottes hin.

Es muß dahin kommen, daß aus der Menschheit im Ganzen etwas Recht's werde, daß allgemeine Aufklärung, Veredlung und Beglückung eintreten, und nicht nur eintreten, sondern auch fortdauren, und nicht nur fortdauren, sondern auch noch immer höher steigen; denn — ein allmächtiger Weiser und Heiliger hat die grosse Sache unter sich.

Da es nun aber hier auf Erden nie dahin kommen wird und kann, sondern da es hier beim Wech-

felgange hinauf und hinab, vor- und rückwärts, ewig bleiben wird — was folgt?

Eben darum, weil es mit dem ewigen Wechselgange für die Menschheit nicht abgethan sein kann, so kanns für sie auch nicht mit hier abgethan sein, und, so gewis ein Reich Gottes kommen mus, so gewis mus es auch noch einen andern Stern geben, der sich besser dazu eignet, und auf den die Menschheit sterbend übergepflanzt wird.

Auf diesem vollkommeneren Stern ist das Reich Gottes schon seit Anbegin der Menschheit; auf ihm bist du, mein braver Vater, auch schon Bürger des göttlichen Reichs.

O herrlich — herrlich! Nun will ich mich aller meiner vorigen traurigen Gedanken zu entschlagen suchen, mit Grabblumen mich schmücken, und dort von hochoben herab wieder freudiger um mich her schauen.

* * *

Wie? doch überfällt mich wieder ein Schauer, da ich die Höhe erstiegen habe? Nun — so soll's auch der letzte seyn.

Arme leidende Menschheit dortunten ringsumher wen und dreht — deinem Schicksale erst noch eine Thräne — — dann aber auch Triumf deiner guten Sache gesungen! . .

Traurig ist das Loos meines Geschlechts auf der Erde, traurig ist im höchsten Grade — bis ist herzbeklemmender, herzdurchbohrende Wahrheit. Warum war's nicht wenigstens an dem Unheile genug, das für selbiges die Natur selbst auf unserem Planeten anrichtet? Warum mußte ihm auch noch durch Wesen, die aus seinem eigenen Schoße kommen, und selbst zu ihm gehören, so viel unaussprechlicher Jammer zu allen Zeiten gestiftet werden? Aber getrost — die Sache der Menschheit wird siegen, muß siegen — **Gott steht dafür.** Die Menschheit gehört zur moralischen Welt, deren Ausbildung und Vollkommenheit mit Zuverlässigkeit erwartet werden darf. Dis ist der allgemeine Plan, welchen ein allerhöchstes moralisches Wesen, ein oberster heiligster und wohlwollendster Geist, für alle seine Arten von sittlichen Wesen entwarf; einen andern konnte er nicht entwerfen — auch für die Menschheit entwarf er ihn. Andere Mittel und Wege kann er wohl zur Ausführung desselben für sie einschla-

gen und anwenden, zur Ausführung selbst aber muß es schlechterdings endlich doch kommen. Wenn weiter gar nichts aus ihr werden sollte, als was wir hier aus ihr werden sehen — so etwas wäre keines Gottes würdig.

Ich glaube wohl, daß der Jammergang, welchen die Sache der Menschheit von jeher nahm, die Vermuthung erzeugt haben könne, daß es einen mächtigen bösen Untergeist gebe, der daran Schuld sei; — in der That, auch der vernünftigste Mann selbst möchte zuweilen auf den Gedanken gerathen, daß ein solcher Satan hier und da mit im Spiele sein müsse — was wär's aber weiter, wenn sichs auch wirklich so verhielte? Die Ursache, warum nichts Recht's aus der Menschheit im Ganzen würde, möchte sein, welche es wollte, so bliebe es doch dabei, daß, wenn weiter nichts aus der Menschheit würde, als was wir hier aus ihr werden sehen, so etwas Gottes nicht würdig sei. Indem ich dis mit voller Seele denke, wird mir so hochwohl hier oben, als mir noch nie hier war.

Fest auf Gott vertrauend, der der höchste Regent seiner moralischen Welt ist, sehe ich nun, über die Thäler um mich her schon hoch erhoben, ganz

und gar über die Erde hinweg, und, wie ich in diesem Vertrauen sprach — wenn Gottes Reich in dieser Welt hätte zu Stande kommen sollen, so müßt's schon zu Stande gekommen sein — so spreche ich nun auch in demselben Vertrauen — es wird in einer andern Welt zu Stande kommen, denn es mus zu Stande kommen. Nun mögen immerhin alle da gewesene Generationen es nicht erlebt haben, und alle noch folgende Generationen es nicht erleben — ists ihnen mögesamt doch anderwärts aufbehalten. Wie gerecht und gut erscheint mir Gott bei dieser Vorstellung, den ich sonst nicht zu rechtfertigen vermöchte! Durch den Tod geht die Menschheit zu ihrer Vollkommenheit über; ihre Bestimmung zu dieser — der 'moralische Weltplan des obersten Geistes — setzt ihre Fortdauer im Tode ausser Zweifel, ja, er versiegelt, da auch unendliches Fortschreiten aller moralischen Wesen in der Vollkommenheit zu ihm gehört, ihre ewige Fortdauer.

Schändlich wär's, wenn nun die Kriegsfichtigen, die Tirannen und die Inhumanen in den höheren Ständen dis misbrauchen, die Menschheit auf die goldenen Zeiten für sie ienseits der Gräber weit verweisen, und unter dem Vorwande, daß

aus ihr hier doch einmal nichts Recht's werden könne und solle, sich alle Barbarei gegen sie erlaubten. Sie sind und bleiben ihr für jede Unthat, die sie an ihr ausüben, verantwortlich, und verdienen ihren Fluch dafür. Sie selbst aber freue und tröste sich jener Verheissungen der Ausführung des göttlichen Plans für sie in einer andern Welt, und harre mit hohem Muth auf ihre goldene Zeit daselbst.

Ja, Triumf, Triumf der auf Erden so gedrückten Menschheit! Ein besserer Stern, ein Stern, der auf seiner ganzen Peripherie ihrem Gedeihen an Leib und Seele günstig, und weder partiellen, noch gar totalen Revolutionen unterworfen ist, nimmt sie auf. Da versagt die Natur nicht mehr zu Zeiten ihre Gaben und Genüsse; da ist kein Streit der Elemente zu fürchten; da entspricht die ganze Aussenwelt der hohen Menschenbestimmung. Da ist der menschliche Körper selbst von edlerer Art, und so auch der menschliche Verstand und Wille. Da gibts keine grobe Hab- und Herrschsucht. Da hat die menschliche Gesellschaft eine vollkommenere Verfassung. Da tritt Jeder nur durch höheren Tugendeifer in einen höheren Stand ein; da gibts unter Gott, als dem obersten Re-

genten nur einen einzigen Unterregenten — das Sittengesetz, wodurch Jeder sich selbst regirt. Da ist Friede, ewiger Friede . . . O dahin, dahin meine Blicke von dieser Höhe!!! So sei es, daß der Zustand der Menschheit auf Erden so traurig war! Ich vertraue auch dem grossen Regirer seiner moralischen Welt, daß er sich gegen sie hierüber noch weiter rechtfertigen werde; ich vertraue ihm, daß, wenn alle menschliche Thränen erst getrocknet sein werden, seine Zulassung so vieler und so grosser Uebel hienieden uns droben in einem heiligeren und sanfteren Lichte erscheinen werde. — —

Beim Schlusse dieser Betrachtung fühle ich es wiederum auf das stärkste, daß die Dazukunft des Gottesglaubens meiner Zuversicht auf menschliche Fortdauer noch weit grössere Festigkeit gebe. Nicht nur, daß die Gottesidee jedes Argument, das ich schon ohne sie dafür fand, noch überzeugender macht, sondern hier ist auch ein Argument, das durch sie wirklich erst entsteht. Die Sache der Menschheit ist sich nicht selbst überlassen — wäre sie dis, o wehe ihr! — Gott, der Regirer der moralischen Welt, ist ihr Führer; so gewis er dis ist, und

so gewis aus der Menschheit im Ganzen nie etwas Recht's auf Erden ward, wird und werden kann, so gewis mus auch noch eine zweite Welt für sie sein... Friede und Freude, Segen und Seligkeit immer mehr über mich im Schosse der Religion!!!

## Siebente Betrachtung.

# Gott
## als Weltrichter.

Im Grunde hatt' ichs letzthin mit den Ungerechtigkeiten zu thun, welche der Gang der Dinge hienieden am ganzen Menschengeschlecht begeht; kann man ihm aber auch wohl mehr Gerechtigkeit gegen die Menschen, einzeln betrachtet, nachrühmen?

Leider ist ja die Klage über das grosse Misverhältnis zwischen Verdienst und Schicksal eine der ältesten Klagen der Welt, und ich weis selbst, wie mich diese Iniustiz bei der ersten Reihe meiner Betrachtungen schon erschütterte. Ich versuchte damals Alles, iene Klage zu widerlegen, und mir den Anblick des Menschenlebens genugthuend zu machen; es war aber vergeblich, und ich muste, wenn ich nicht gegen Millionen Menschen der ärgsten Ungerechtigkeit mich selbst schuldig machen wollte, es zugeben, daß der Gang der Dinge oft sehr ungerecht sey. Das Argument, welches ich

daraus für menschliche Fortdauer im Tode zog, und wichtig fand, ist mir aber seit der Zeit blos an sich schon noch viel wichtiger geworden.

Es ist nehmlich nicht persönliches Interesse — wenn ich nicht zufrieden mit meinen Schicksalen sein wollte, wer sollt's dann sein? wollt' ich je klagen, so müste ich klagen, daß ich Mehr hätte, als ich verdiente — auch ists nicht mürrische Laune, die Alles um sich her durch ein schwarzes Glas betrachtet — es ist blos Folge eines längeren ruhigen Beobachtens des Thuns und Lassens, des Geniessens und Leidens meiner Mitmenschen, wenn ich jetzt noch lauter in jene uralte Klage einstimme, als damals.

Die untersten Stände haben doch gewis die meisten verdienstvollsten Menschen; denn ich wüste nicht, was über das Verdienst ganze, lebenslang alle seine Kräfte anzustrengen, und dabei kaum zu sich selbst zu kommen. Betrachte ich aber die Leute in vielen derselben Mann für Mann, was haben die Mehresten jetzt unter ihnen dafür? Kaum, daß sie sich und den Ihrigen noch den Hunger — und noch dazu mit Kartoffeln — stillen können; an einen menschlichen Lebens- und Freudengenuss dürfen sie nicht mehr denken. In der That, man mus

immer mehr über ihre Beharrlichkeit im Aushalten bei ihren schwereſten Arbeiten erſtaunen, und bei ihrem Anblick dem Glauben an die Güte der menſchlichen Natur aus vollem Herzen huldigen.

Betrachte ich hingegen die Menſchen in den höchſten Ständen Mann für Mann — in was für einem überſchwenglichen Ueberfluſſe an Glücksgütern befinden ſie ſich insgeſamt! wie werden ſie durch das Steigen ihrer Einkünfte auf Koſten des Volks mit jedem Jahre reicher und mächtiger! wie ſo Viele unter ihnen zeichnen ſich aber nicht durch Kopf und Herz aus! was für ein Leben führt jetzt die Mehrheit von ihnen? Statt für das Wohl der Hunderte, oder der Tauſende, oder der Hunderttauſende, die von ihnen abhangen, alle ihre Kräfte anzuſtrengen, und dafür mir zu exiſtiren, exiſtiren ſie häufig lieber für übermäſſigen Nahrungsgenuſs, für Wolluſt, Jagd, Spiel, Luſtbarkeiten u. ſ. w.

Und nun nur noch einen Blick auf die wirklichen Märtirer, die ſonſt ſchon mein ganzes Herz gegen die Iniuſtiz des Ganges der Dinge empörten! Sind ſie ſeltener geworden, als damals? Ach welche ungeheure Menge derſelben ſind ſeitdem wieder auf Schlachtfeldern gefallen, und wie

wird Alles immer mehr dazu eingerichtet, daß mi-
litärischer Märtirertod der allgemeinere Ausgang
des Menschenlebens werden soll! Ja, wird es auch
nicht hier und da bald dahin kommen, daß, wer
dem Justizmorde entgehen will, ein Heuchler wer-
den muß?

Auf solche Weise ist mir dann auch das von
hier aus sich darbietende Argument für menschliche
Fortdauer im Tode noch weit wichtiger geworden,
als es mir sonst schon war. Justiz muß in
der moralischen Welt Statt finden;
je mehr sie also vermißt wird, desto
mehr dringt sich auch der Glaube an
einen künftigen Zustand der Dinge für
uns auf, wo sie in aller ihrer Vollkom-
menheit noch nacherscheinen muß.

Womit Asaph sich über die alte Klage zu
beruhigen pflegte, damit kann ich mich nicht beru-
higen. Man müsse, meinte er, mir auf das
Ende merken, da dann die bösen Menschen plötz-
lich zu nichte würden, und die guten zu Ehren an-
genommen würden. Fälle dieser Art sind zu sel-
ten, als daß darauf gerechnet werden könne; auch
möcht' ich wissen, wie es auf die Millionen passen
sollte, welche den Märtirertod sterben müssen.

Eben darum hielten's dann auch alle Völker, die den dazu gehörigen Grad von Ausbildung erlangt hatten, lieber mit der Erwartung eines künftigen Zustandes, wo erst völlige Justitz erfolgen würde, und glaubten — jedes nach seiner eigenen Weise — an Himmel und Hölle, und wiesen den Braven, die für Freiheit und Vaterland gefallen wären, im ersteren die höchste Seligkeit, den Tirannen aber in der letzteren die gräßlichste Verdamnis, an — von Rechtswegen.

„Ist es denn aber auch so ausgemacht wahr, daß Justitz in der moralischen Welt sein muß?"

So bald diese Frage im Ernst an mich geschieht, muß ich sie auch beantworten. Freilich — wenn der behauptete Satz nicht zu behaupten wäre, so möcht's so ungerecht auf Erden hergehen, wie es wollte, das ganze Argument fiele in sich selbst zusammen.

Von der Justitz in der geringeren, oder physischen Welt will ich weiter keinen Schlus auf Nothwendigkeit der Justitz in der höheren, oder moralischen Welt machen; Justitz ist freilich an sich schon ein moralischer Begrif, und, wenn ich auch das Gesetz von einerlei Ursachen und Wirkungen so benennen wollte, so habe ich doch selbst bereits

eingeſtanden, daß die Allgemeinheit einer ſolchen Juſtiz in der phiſiſchen Welt nicht unbedingt Statt finde. Ich wende mich alſo nach andern Seiten hin.

Was iſt es denn mit jener vorhin angeführten Erfarung, die die Weltgeſchichte bewahrheitet, daß die Völker überall auf den Glauben an Himmel und Hölle kamen, ſie mochten nun beide nennen, oder ſie ſich vorſtellen, wie ſie wollten? Dis iſts, daß, ſobald Menſchen nur einigermaſſen Vernunftausbildung erhalten, ſich auch ein Gefühl für Recht bei ihnen entwickelt, das ſie nicht zu verleugnen im Stande ſind. Die unzähligen heilloſen Erfarungen, welche ſie dann von unbelohnter Tugend und von ungeſtraftem Laſter machen, und die dieſem Gefühle ganz und gar widerſtreiten, zwingen ſie hernach bald, noch künftigen Lohn und noch künftige Strafe zu erwarten, um nur das unzuunterdrückende Gefühl zufriden zu ſtellen. Man thut alſo in der That den Pfaffen und Bonzen von allen Farben zu viel Ehre an, wenn man ihnen die Erfindung von Himmel und Hölle zuſchreibt; hier iſt ein edlerer Urſprung, der wahre Urſprung derſelben. Wie? und Juſtiz ſollte nicht in der moraliſchen Welt ſein müſſen, wenn allen Menſchen

durch die erſte Bildung gleich, welche ſie als moraliſche Weſen empfangen, ſogar Gefühl für ſie gleichſam eingegoſſen wird? Wozu hätten ſie denn ſolch Gefühl, wenn es nicht auf ſeine Befriedigung angeſehen ſein ſollte? So gut ſie in allen vorkommenden Fällen darnach zu handeln verpflichtet ſind, ſo gut ſind ſie auch berechtigt, zu fordern, daß vom Gange der Dinge überall darnach gehandelt werde.

Jedes moraliſche Weſen, ſoll als ein ſolches ſich ſeinen Zuſtand auf allen Seiten ſelbſt ſchaffen; es kann handeln, wie es will, und die Folgen ſeiner Handlungen beſtimmen ſeinen Zuſtand, machen ihn aus. Es wäre Unſinn, zu glauben, daß ein ſolches Weſen dazu da ſei, ſich einen unvollkommenen, und nicht vielmehr einen vollkommenen Zuſtand zu bereiten. Nun ward ihm aber das Sittengeſetz gegeben, jedoch ſo, daß ihm freigelaſſen iſt, ob es ſich darnach richten wolle, oder nicht; welches von Beiden ſoll es wählen? Empfing es das Geſetz, um's zu übertreten, oder um's zu halten? Es wäre ebenfals Unſinn, das Erſtere zu glauben. Empfing es alſo das Geſetz, um's zu halten, und iſt es zugleich beſtimmt, ſich einen vollkommenen Zuſtand auf allen Seiten zu bereiten, ſo mus auch die Haltung des Geſetzes

zu einer solchen Vollkommenheit seines Zustandes, wie die Uebertretung des Gesetzes zur entgegengesetzten Unvollkommenheit desselben, führen. Dis ist moralische Weltordnung. Eine solche Ordnung ist demnach kein blosses Machwerk unserer Fantasie etwa, sondern sie ist in der Natur moralischer Wesen ursprünglich gegründet. So mus es dann aber auch dem Eigensinne und den Launen des Schicksals nicht frei stehen, sie zu verkehren, und mit Gesetzeshaltungen Zustandesverschlechterung, oder mit guten Handlungen böse Folgen, und mit Gesetzesübertretungen Zustandesvervollkommnung, oder mit bösen Handlungen gute Folgen, zu verbinden; das heisst — es mus Justiz, strenge Justiz in der moralischen Welt sein. Jedem, mus es darin so gehen, wie er es wirklich verdient, und zwar auf allen Seiten; denn, wenn im Aeuserlichen keine Uebereinstimmung mit Würdigkeit oder Unwürdigkeit angetroffen würde, so wär's nur halbe Justiz, und ein unvollkommener sinnlicher Zustand bedrängt auch den sittlichen, wenn er noch so vollkommen ist, wie die Empfindung des unvollkommensten sittlichen Zustandes durch den Genus der Vollkommenheiten des sinnlichen geschwächt zu werden pflegt. Dem Tugend-

haften gehören Gesundheit, leichtes Fortkommen, Gelingen seiner Unternehmungen, Genüge, äußerliche Ehre, geselschaftliches Vergnügen, langes Leben und ein glückliches Alter eben so gut, wie ihm ein reines Gewissen, stiller Selbstbeifall, Gefühl seines hohen Werths, Ehre vor sich selbst, innerer Friede und die geräuschlosen Freuden des Herzens zugehören; dem Lasterhaften aber, der sich um alles Letztere selbst bringt, gebührt auch von allem Ersteren nichts.

Es gilt gleich, ob man von Zustandesvervollkommung durch Gesetzeshaltungen, und von Zustandesverschlechterung durch Gesetzesübertretungen, oder von guten Folgen guter Handlungen, und von bösen Folgen böser Handlungen, oder — von Lohn der Tugend, und von Strafe des Lasters, spreche. Auf den Einwand, daß der Mensch zu reiner Sittlichkeit bestimmt sei, bei reiner Sittlichkeit aber von Lohn und Strafe keine Rede sein dürfe, ist leicht zu antworten. Der Mensch selbst soll sich freilich nicht zur Tugend blos durch den Gedanken an Lohn bewegen, und vom Laster blos durch den Gedanken an Strafe abhalten lassen; wenn die Tugend ihn auch nicht lohnte, er müste doch tugendhaft sein, und, wenn das Laster ihn

auch nicht strafte, er müste doch nicht lasterhaft sein. Darf deswegen aber die Tugend unbelohnt, und das Laster ungestraft bleiben? Darf gar deswegen das Laster belohnt, und die Tugend gestraft werden? Wo bliebe die moralische Weltordnung, vermöge welcher die Gesetzeshaltung zur Vollkommenheit des menschlichen Zustandes, und die Gesetzesübertretung zur Unvollkommenheit desselben, führen mus? Daß nun keins von beiden geschehe, dis ist Justitz, und so mus Justitz in der moralischen Welt sein. Sie müste sein, sagte ich einst, und wenn auch kein Gott wäre.

Es ist aber ein Gott, und so braucht man auch weiter nichts, als nur diesen Gedanken, zu denken, um gleich den Beweis aller Beweise dafür zu haben, daß die allervollkommenste Justitz in der moralischen Welt sein müsse. Wie könnte der Allweise, der seine sittliche Welt regirt, ein Misverhältnis zwischen Verdienst und Schicksal übersehen? wie könnte dieser Allheilige dergleichen billigen? Er ist der Steller, der Geber des Sittengesetzes; so ist er auch der Aufrechterhalter, der Vollstrecker desselben — Richter. Ein gerechter Richter ist er, und mus das Gute belohnen, und das Böse bestrafen. So wenig er grausam sein,

und das Gute unbelohnt lassen kann, so wenig kann er gnädig sein, und das Böse unbestraft lassen.

Geschieht aber nicht dennoch Beides auf das allerhäufigste? Ist nicht das ärgste Misverhältnis zwischen Verdienst und Schicksal auf der Erde einer der gewöhnlichsten Anblicke? Geht es nicht äuserstguten Menschen in grosser Menge äuserstschlecht, und äuserstschlechten Menschen in grosser Menge äuserstgut? Was ists also mit der Bürgschaft, die der Glaube an Gott als Weltrichter für Justiz in der Menschenwelt stellt?

Assaph, dessen ich vorhin gedachte, und der auch ein Gottesverehrer war, ging zur Vertheidigung Gottes über dergleichen Erscheinungen von dem Grundsatze aus, daß es nicht nöthig sei, daß die Justiz in der moralischen Welt allemal gleich und auf der Stelle gepflegt werde, sondern daß es genug sei, wenn sie nur gewis gepflegt werde. In einer Welt, dachte er vermuthlich, wo so unzählige Umstände einander durchkreuzen, könne es nicht anders kommen, als daß die eigentlichen Folgen der menschlichen Handlungen sehr oft aufgehalten würden, und daß einstweilig ganz andere, oft die allercntgegengesetztesten, an ihre

Stelle träten, die dann Folgen der dazwiſchen gekommenen Umſtände wären; dabei fühlte er es aber doch auch ſelbſt durch, daß die eigentlichen Folgen nicht ganz und gar, und auf immer, ausſenbleiben dürften, und daß irgend einmal Juſtiz gepflegt werden müſſe. Da hiekts nun, wie geſagt, Aſſaph damit, daß Gott die Gottloſen ein Ende mit Schrecken nehmen lieſſe, und die Gerechten endlich mit Ehren annähme. Die Beherzigung dieſer gemachten Entdeckung nannte er ſeinen Gang in das Heiligthum Gottes, und gab damit zu erkennen, daß er ſich nun recht darauf verſtehen gelernt zu haben glaube, wie Gott Juſtiz in ſeiner moraliſchen Welt als Richter handhabe. Geſetzt nun auch, es wäre an einer ſolchen Art von göttlicher Juſtizpflege am Ende zwar erſt, aber doch am Ende auch gewis. genug — welcher Meinung ich iedoch aus guten Gründen nicht ſein kann — verhält ſich's denn wirklich immer ſo, wie Aſſaph ſagt, daß die Gottloſen ein Ende mit Schrecken nehmen, und daß die Gerechten endlich mit Ehren angenommen werden?

Es iſt nicht zu leugnen, daß oft nach langen Jahren noch, und wohl gar zuletzt noch, ganz be-

sondere, und so ausserordentliche Justizvollstrekkungen in der Menschenwelt sich ereignen, daß man beinahe denken müste, nur Allmacht habe sie veranstaltet. Verruchte Geheimnisse der Bosheit, die lange und überlange in finsterer Nacht geschwebt hatten, kommen durch einen Zufall, wie durch ein Wunder, an den Tag, und ihre höchststrafbaren Eigenthümer werden dann in der That noch plötzlich zu nichte; die verkannte, verlästerte, verurtheilte Unschuld, welche längst alle Hofnung, Genugthuung zu erhalten, aufgegeben hatte, wird durch ein ganz unerwartetes Zeugnis, wie durch eine Stimme von Himmel, offenbar, empfängt Genugthuung, und wird in der That noch mit Ehren angenommen. Nichtswürdige, die auf allerley Wegen Ansehen und Gewalt zu erhalten gewußthatten, und sie ein ganzes Menschenalter hindurch schändlich misbrauchten, werden dadurch, daß sich ein Paar grosse Augen schliessen, wie durch einen Erdstoß, zuletzt noch von ihrer Höhe gestürzt, und müssen den Ueberrest ihrer Tage im Staube der Verachtung und des Spotts verleben; Ehrwürdige, mit Kraft und Trieb zu wirken Ausgerüstete, welche durch Neid und Kabale von jedem Wirkungskreise, den sie suchten, zurückgedrängt wur-

den, und deshalb ſich ſelbſt der Verborgenheit widmeten, werden am Abend ihres Lebens noch durch einen mächtiggewordenen Beſchützer des ſtillen Verdienſts, wie durch einen Engel, aus dem Staube hervorgezogen, und in den ſchönſten Wirkungskreis verſetzt. Betrüger, die ſich reich geſtohlen hatten, und davon ein ſtetes Wohlleben führten, kommen in ihrem Alter noch durch die Elemente um Alles, und müſſen in der Fremde, wo man ſie nicht kennt, die öffentliche Barmherzigkeit anflehen; ehrliche Männer, die lebenslang durch ihrer Hände Arbeit kaum Genüge für ſich und die Ihrigen herbeiſchaffen konnten, und dabei immer noch Vorſchus bei Wucherern ſuchen muſten, thun wider alles Vermuthen eine Erbſchaft, wie aus dem Monde her, und genieſſen nun die Hefen des Lebens um ſo herzlicher, ie bitterer ihnen der ganze Kelch deſſelben geweſen war. Wüſtlinge, die eine felſenfeſte Geſundheit hatten, und dabei die ärgſten Ausſchweifungen, welche ſie ſchon als Bartloſe getrieben, als Graukopfe noch rüſtig fortſetzten, werden jämmerlich vom Schlage gelähmt, und müſſen in dieſem Zuſtande noch eine verwünſchenswürdige Reihe von Tagen hindurch für ihre Greuel büſſen; Mäſſige und Züchtige, die, ſchon ſchwäch-

lich geboren, immerwährend kränkelten, und sich blos mit ihrer Todesstunde dabei trösteten, erlangen hiehin durch eine ganz besondere Kur, die ihnen ein grosser Kenner der Kräfte der Natur applicirt, gleichsam einen neuen Körper, und geniessen noch eine Zeitlang alle Annehmlichkeiten des Lebens.

Dis Alles ist wahr, und ich will auch hier noch nicht einmal dagegen einwenden, daß bei einer solchen sich so verzögernden Justiz das Laster, das so spät erst gestraft wird, im Grunde doch weit besser fahre, als die Tugend, die erst so spät belohnt wird; ist aber der Fälle, in welchen Justiz weder früh, noch spät, erfolgt, sondern ganz ausbleibt, nicht vielleicht eine weit grössere Zahl, als derer, in welchen sie wenigstens spät noch erfolgt? Wie viel Geheimnisse der Bosheit bleiben mit ewiger Nacht bedeckt, oder kommen doch erst dann an den Tag, wenn ihre Eigenthümer schon dahin sind! Wie viel Unschuldige werden nicht bei ihrem Leben noch gerechtfertigt, sondern sterben in der Verdammnis! Wie viel Nichtswürdige behaupten sich bei Ansehen und Gewalt, die sie nie verdienten, und misbrauchen sie keck, so lange sie leben! Wie viel Verdienstvolle müssen im Staube beharren, oder bekommen doch nie den ihnen ge-

führenden Wirkungskreis! Wie viel Betrüger besitzen bis ans Ende ihren schändlichen Raub, und lassen sichs bis dahin davon wohlgehen! Wie viel Redliche werden, je älter sie werden, noch immer desto ärmer, und müssen zuletzt von den Almosen ihrer Mitbürger leben! Wie viel Wüstlinge bekommen keine Lähmung im Alter, sondern treiben ihre Liederlichkeiten, so lange sie können, und schleichen hernach an Entkräftung nach Greisesart fort! Wie viel gute Kränkliche von Natur müssen kränkeln, bis sie ein über die Gebür lange ersenfzter Tod von ihren Körperleiden erlöset!

Daran ists aber noch bei weitem nicht genug. Die in der That unermeßliche Menge von Menschen, welche den Märtirertod sterben müssen, ist und bleibt der niderschlagendste Hauptbeweis von dem gänzlichen Aussenbleiben aller Justiz in unzähligen Fällen auf der Erde. Wer vermag auch nur die Schlachtopfer zu zählen, welche sich auf der einen Seite der blinde Religionseifer, der Fanatismus, und der Sektenhas, und auf der andern eine heillose Politik, barbarische Gesetze und Tirannenmachtsprüche von jeher gebracht haben? Die Millionen von Braven vollends, welche der Würgerengel „Krieg" von Jahrtausend zu

Jahrtausend schlug, und durch alle Jahrtausende noch schlagen wird, übersteigen allen menschlichen Glauben. Wo bleibt hier die Justitz des Weltrichters? Besteht sie für ieue etwa darin, daß von ihnen Reliquien in schönen Kästgen aufbewahrt, und von der dummen Nachwelt vergöttert werden, oder daß man ihre Nachkommen wieder in den Besitz ihrer Güter und ihres ehrlichen Namens versetzt, und ihnen Denkmähler in der Geschichte banet. Besteht sie für diese etwa darin, daß sie auf dem Schlachtfelde gleich, wo sie fielen, eingescharrt — ohne Ansehen der Person, Officire und Gemeine, Freunde und Feinde, unter einander eingescharrt werden? So ist das auch wohl Justitz, wenn die Braven, welche blos zu Krüppeln gehauen oder geschossen wurden, erst im Lazareth, wo man sie inhuman hilft, und dann im Lande, wo sie mit obrigkeitlicher Erkenntnis nun zur Belohnung ihrer Verdienste frei und frank betteln mögen, mit Ehren angenommen werden. Nein, nein, ich nehme es nicht auf mich, das Gericht, welches der Weltrichter auf Erden hält auf Assapphs Manier zu vertheidigen, und, wenn weiter kein Gang ins Heiligthum Gottes zu thun ist, als der, den dieser Israelit that,

so thue ich auch diesen nicht einmal, denn ich käme aus dem Heiligthum nicht viel klüger wieder heraus, als ich hinein gegangen wäre.

Dennoch mus Justiz in der moralischen Welt sein, und wenn auch kein Gott wäre, und es mus die vollkommenste Justiz darin sein, weil ein Gott ist. Da nun für die Menschheit dergleichen auf der Erde wirklich weder ganz, noch halb, Statt findet — was schliesse ich daraus? Ich weis nichts Anderes daraus zu schliessen, als daß mit dem blossen Erdenleben nicht Alles für sie abgethan sein könne, sondern daß noch ein anderer Zustand irgendwo für sie folgen müsse, wo die grosse allererste Sache der moralischen Weltordnung — pünktliche Justiz — ins Gleis gebracht wird, und wo es Jedem so nachgeht, wie er's verdient hat.

Daher eben der Glaube an Himmel und Hölle — so verschiden modificirt er auch übrigens war — unter allen Völkern, die in der Menschenkultur so weit waren, daß sie sich zum allgemeinen Rechtsgefühle erhuben. Was lese ich aber auch zugleich von allen den Völkern? Dis, daß sie sich zum Glauben an Götter erhoben hatten. Götter lohnten bei ihnen ienseits der Welt

der Ungerechtigkeit durch Himmel; Götter strafen bei ihnen jenseits derselben durch Hölle. Mir ist kein atheistisches Volk bekannt, das an ein Gericht nach diesem Leben geglaubt hätte; wer dergleichen wüßte, der würde mir bei dieser Betrachtung einen grossen Dienst erzeigen, wenn er mir es noch bekannt machte. Um so unbegreiflicher ist mir's, daß Assaph, der nicht nur kein Atheist, sondern auch ein Verehrer des wahren Gottes, war, nicht einen richtigeren Gang ins Heiligthum Gottes that, als er that, oder sich nicht besser darauf verstehen lernte, wie Gott Justitz in seiner Menschenwelt handhabe. Ich thue diesen Gang ietzt in seinem Namen, und so mag Justitz hier nicht nur so lange ausenbleiben, wie sie will, sondern sie mag auch ganz und gar ausenbleiben — mir ists gleich; es gibt eine zweite Welt für uns, wo Alles in Ordnug kömmt, und wo das Sittengesetz auf allen Seiten von seinem heiligen und gerechten Geber vollstreckt wird.

Ich nehme hier zwar nichts von allem dem Werth zurück, welchen ich auf das Argument von kümmerlicher Justitzpflege auf Erden für ein künftiges Leben auch ohne Gott setzte; wie dieses Argument aber an sich selbst schon nun seither durch

Erfahrungen von der Kümmerlichkeit solcher Justizpflege noch wichtiger ward, so möcht' ichs auch der ganzen Welt, wenn ich ein Weltredner wäre, nicht bergen, daß es mir nun auch in seiner Beweiskraft, durch die Hinzukunft der Idee eines höchsten Weltrichters noch unendlich wichtiger werde. Wie, wenn ein Gott Richter ist, Justiz in der moralischen Welt desto gewisser ist, so mus auch dann, weil dergleichen Justiz in diesem Leben nicht so Statt findet, wie sie doch Statt finden sollte, noch weit gewisser schlechterdings noch ein künftiges Leben sein.

Schon, daß Justiz sich über die Gebür verzögere, wäre sonst sehr bedenklich; das gänzliche Ausenbleiben derselben aber liesse sich mit der Richterschaft Gottes vollends auf keine Weise vereinigen. Ich habe bereits erwähnt, daß wenn der Mensch auch nicht des Lohns wegen Tugend ausüben, und der Strafe wegen das Laster unterlassen soll, doch der moralischen Weltordnung wegen die Tugend nicht unbelohnt, und das Laster nicht ungestraft bleiben dürfe; ist nun Gott Vorsteher dieser moralischen Weltordnung, wie noch weit weniger darf dis geschehen! Was sollte man von ihm denken, wenn er zuliesse, daß die Tugend in ihren

Folgen auf immer nicht wie Tugend aussähe, oder gar die Aussenseite und den Anschein des Lasters trüge, und daß das Laster in seinen Folgen auf immer nicht wie Laster aussähe, oder gar den Anschein und die Aussenseite der Tugend trüge? In der nidrigeren, in der phisischen Welt brächte er jede noch so grosse Verwirrung wieder in Ordnung, und in der höheren, in der moralischen Welt liesse er es auf stets bei Verwirrung? Ich gestehe mir es selbst frei, daß ich mich alsdann lieber zum Atheismus neigen würde. Daß die Verfassung der Dinge nun einmal so wäre, daß Justitz oft völlig aussenbleiben müsse — damit könnte man Gott wohl nicht etwa entschuldigen; warum führte er denn seine moralischen Wesen in so eine unpassende Verfassung der Dinge ein? stand es nicht in seiner Macht, sie in eine passendere einzuführen? Wenn ich an Gott keinen gerechten Richter hätte, was hätte ich dann an ihm? So, wie ich aber durch jedes mit vernünftigem Bewusstsein begleitete Gefühl meines Daseins gleichsam Gottes Dasein fühle, ebenso ist mir auch mein eigenes Rechtsgefühl bürgender Beweis für Gottes Gerechtigkeitsliebe. Was ist denn das, daß ich mich für Gutes selbst lohne, für Böses selbst strafe?

Dis iſts, daſs Gott gewis lohnt, gewis ſtraft. Das Gewiſſen iſt hier ſein Stellvertreter, und dabei bleibts dann freilich oft blos; er aber wird und mus einſt und zu ſeiner Zeit, wenn auch gleich in einer zweiten Welt erſt, öffentlich die Ausſprüche des Gewiſſens in Erfüllung bringen.

Nur bei dieſem Glauben an eine zweite Welt kann man ſich über gänzliches Auſſenbleiben der Juſtitz hier beruhigen, und es mit der Gerechtigkeit Gottes vereinbar finden. Nun kann man getroſt zugeben, daſs es die Verfaſſung der Dinge oft noch ſo mit ſich bringe, und, wenn dann gefragt wird, warum Gott uns in eine ſolche unpaſſende Verfaſſung eingeführt, ſo kann man dreuſt antworten, daſs mit uns Alles habe ſtufenweiſe gehen ſollen, und daſs eine vollkommenere Verfaſſung das zu erſetzen beſtimmt ſei, was in der gegenwärtigen unvollkommenen mangelte, in welcher die Tugend durch die ſchweren Verſuchungen, die ihr das Gefühl ihrer Unbelohntheit und der Anblick des ungeſtraften oder gar belohnten Laſters bereitete, erſt hindurchgehen, und, ſich dagegen behauptend, zur wahren und himmelreinen Schönheit allmählich reifen ſollte. Sonſt aber, und ohne Glauben an eine zweite Welt, iſt auch ſogar

blos die lange verzögerte und sehr verspätete Justiz, wenn sie auch gleich am Ende hier noch wirklich erfolgt, mit Gottes Weltrichterschaft nicht zu vereinigen. Hier ist der Ort, wo ich mit der Sprache heraus gehen muß, die ich bis jetzt noch immer unterdrückte.

Wenn es noch eine blos mässige Verzögerung, eine Verzögerung auf eine geraume Zeit wäre! So aber — eine so übermässige, eine Verzögerung bis ans Ende — wer schaudert nicht davor? Wären Assaphs Worte, daß die Gottlosen plötzlich zu nichte würden, und ein Ende mit Schrecken nähmen, buchstäblich zu deuten, und so, daß die Gottlosen durch einen unschnellen Tod, der Alle, die sie noch kurz vorher gesund und lustig gesehen, in Staunen und Entsetzen versetzte, weggerafft würden, so sähe ich bei der ganzen Sache so wenig Strafjustiz, als ich belohnende Justiz dabei sähe, wenn die Gerechten nur in dem Verstande auch endlich mit Ehren angenommen würden, daß dis von ihren letzten Stunden zu verstehen wäre, wo sie noch gleichsam die ganze Welt gewönnen, u. s. w. Wie diese mit Recht sagen könnten, daß, wenn es weiter nichts hätte sein sollen, als daß sie den verdienten Lohn doch

noch, ehe sie die Augen schlössen, zu erblicken bekämen, solches lieber auch hätte unterbleiben können: so würden jene sehr damit zufriden sein, wenn sie, da sie doch einmal sterben müssen, und lange genug die Lebensgenüsse gemisbraucht hätten, auch sogar ohne langwieriges Siechen, ohne Sterbebette und ohne allen Todeskampf noch zuletzt davon kämen; das ists, würden sie, wenn sie in dem Augenblick des Hinsturzes noch denken könnten, gewis denken, was wir uns eben immer gewünscht. Assaphs Worte aber auch nicht so buchstäblich genommen — was ist denn das, wenn ein Mensch sieben Achttheile, oder funfzehn Sechzehntheile seines Lebens hindurch unverdienterweise gelitten hat, und dann im letzten Acht- oder Sechzehntheile noch von seinen Leiden befreiet wird? Was ist das, wenn ein Mensch eben so lange unverdienterweise es äuserst gut gehabt und Alles an sich gerissen hat, und dann auf eben so kurze Zeit noch Alles verliehrt, und es elend hat? Es lässt doch in der That nur so, als wenn hier Justiz wäre; ist es denn nicht wenigstens die unproportionirte sie Justiz? Und — wer von Beiden hat's immer am Ende doch wieder bei einer solchen äuserstunvollständigen Justiz am besten?

Iſts nicht der Letztere, der ſchlechte Menſch, der's am längſten gut hat, ſtatt daß es der Erſtere, der gute Menſch, am längſten ſchlecht hat?

So ſtände es offenbar mit den verſpäteten Zurückverweiſungen des Weltrichters, die am Ende doch noch einträten, wenn der Tod alles menſchliche Daſein ſchlöſſe. Nun aber kann man dergleichen Erſcheinungen von lange ausgebliebener und dann doch noch erfolgter Gerechtigkeitspflege des Schickſals, die allerdings oft äuſerſt auffallend und merkwürdig ſind, als Bürgen für jene durchgängige und pünktliche Gerechtigkeitspflege, die jenſeits der Erde und ihrer Gräber Statt haben wird, und als die Vorboten davon, betrachten. Dazu alſo ſind die einzelnen Aſſaphiſchen Fälle zu gebrauchen, und dann iſt der Gang ins Heiligthum Gottes vollkommen, wenn man denkt — „dadurch, daß hier noch mancher Gottloſe endlich doch zu nichte wird, und mancher Gerechte endlich doch noch mit Ehren angenommen wird, will ich mir es recht lebhaft verſinnlichen, daß Gott zu ſeiner Zeit anderswo alle Gottloſen noch zu nichte machen, und alle Gerechten mit Ehren annehmen werde.

Dis ist das Weltgericht, woran ich glaube. Ich muß daran glauben, so bald ich an Gott glaube. Das Cerimoniel bei der Vorstellung eines solchen Weltgerichts mag immerhin Fantasiewerk sein, das Weltgericht selbst ienseits ists gewis nicht. Jenes fällt auch überhaupt gleich auf die Seite, sobald man sich die menschliche Fortdauer ununterbrochen denkt, da dann über Jeden das Gericht gleich nach seinem Tode besonders ergeht. Gott ist Weltrichter — das heisst nicht — an einem bestimmten Tage hält Gott Gericht über die ganze Menschheit auf einmal — sondern blos — es entgeht seinem Gerichte kein Mensch. Die bekannten Vorstellungen von einem wirklichen Universalgerichtsakt und von dem fürchterlichen Cerimonziel dabei haben sich ins Christenthum nur durch Misdeutung gewisser Aeuserungen seines Stifters eingeschlichen, die er offenbar ganz anders verstanden wissen wollte. Es ist nicht einmal rathsam, daß man sie auch nur dem gemeinen Manne lasse; denn es ist damit zu viel Aberglaube verbunden, der ihm hernach bei der geringsten Aufklärung, die er, wär's auch nur zufälligerweise, erhält, die ganze Weltgerichtssache verdächtig machen muß. Dort wird Gericht gehalten, d. h.

dort wird vollkommene Justiz geübt — dort wird nicht nur Jedem sein Gewissen sagen, was er verdient, sondern dort wird auch Jeder durch göttliche Veranstaltung empfangen, was er verdient — — an diesem Glauben, der der uralte Glaube an Himmel und Hölle ist, ists genug.

„Aber — müst's nicht dann viel tausend Himmel und Höllen geben? Wenn's nur einen Himmel gäbe, wer eignete sich zu ihm? wenn's nur eine Hölle gäbe, wer eignete sich zu ihr? Wo ist ein guter Mensch, der nicht auch manches Böse that, das hier ungestraft blieb? Wo ist ein böser Mensch, der nicht auch manches Gute that, das hier unbelohnt blieb? Gehörte Jener in den Himmel, oder in die Hölle? Gehörte Dieser in die Hölle, oder in den Himmel? In der That — unzählige Himmel und Höllen müst's geben; ja, es würde wohl gar erfordert, daß Jeder seinen Stern haben müsse, der auf das genauste so Himmel und Hölle zugleich für ihn wäre, wie er es verdient hätte. Nur dann erst wäre die verlangte Weltrichterjustiz vollkommen."

Bei diesem Einwurfe glaube ich ganz gelassen bleiben zu können. Ja, ja, es soll Millionen Himmel und Höllen, es soll so viel Himmel und

Höllen geben, als Menschen sind — denn Jeder muß empfangen, was er verdient hat — dazu bedarfs aber nur eines Sterns. Und so glaube ich dann auch fest, daß Himmel und Hölle auf einem und demselben Stern sein werden.

War's denn nicht hier auch schon so? Lebten hier nicht auch Gute und Böse, Belohnte und Bestrafte bei einander, und war also nicht auch hier des Himmels und der Hölle Vorbild beisammen? Ja, was noch Mehr ist, lebten hier nicht auch Gute und Böse von allen Graden und Belohnte und Gestrafte in allen Graden bei einander, und waren also nicht die Vorbilder von unzählichen Himmeln und Höllen auch hier beisammen? Betrachtet man die Sache auch genauer, so kanns nicht anders sein, als daß die Menschheit, wie sie hier auf dem Stern Erde samt und sonders war, bei ihrer weitern Verpflanzung auch samt und sonders auf einerlei Stern wieder verpflanzt werden müsse. Hier war der menschliche Körper ein Erdenkörper, weil der Mensch auf der Erde sein, und auf ihr seine erste Bildung erhalten sollte; aus demselben wird sich im Tode der schon darin liegende Keim zu einem neuen Körper entwickeln, welcher dem Stern gleichartig sein wird, der der neue Wohnplatz

des Menschen soll. War nun die ganze Menschheit sich hier am Körper gleich, so muß sie es auch ferner sein; denn wie der alte Körper ein und derselbe bei Allen ist, so ist auch der in demselben sich befindende Keim zum neuen Körper ein und derselbe. Ist aber dis, so kann sie auch Alle nur ein und derselbe Stern aufnehmen, dem dieser Keim gleichartig ist, und die Menschheit muß dort beisammen sein, wie sie es hier ist. Ja, man kann sogar beweisen, daß nur hierdurch erst — keineswegs durch iene geträumte Vereinzelung — die Weltrichteriustiz die gehörige Vollkommenheit erhalten werde. Diese Justiz muß nicht blos ausgeübt, sondern auch bekannt werden — bekannt allen denen, welchen es vermöge ihres Gefühls für Recht und Gerechtigkeit, das das Schicksal hier so oft gegen sich empörte, nöthig ist, von ihr Wissenschaft und Ueberzeugung zu erhalten. Die Unbelohntgebliebenen müssen nicht nur belohnt werden, sondern auch erfaren, daß die Ungestraftgebliebenen bestraft werden, und die Unbestraftgebliebenen müssen nicht nur bestraft werden, sondern auch Zeugen davon sein, wie die Unbelohntgebliebenen belohnt werden. Alle, die gemeinschaftlich durch Bösesthun sich zu segnen wusten,

mus auch gemeinschaftlich der Fluch des Bösen treffen, und Alle, die unschuldig zusammen gelitten haben, müssen auch zusammen dafür selig seiu, damit die Seligkeit sie ganz beselige. Die wüten- den Religionseiferer, die Tirannen gros und klein, die Kriegsstifter müssen es mitanzusehen verurtheilt werden, wie hoch und hehr ihren Schlachtopfern das Märtirerthum für Wahrheit und Recht, für Freiheit und Vaterland vergolten werde. Himmel und Hölle werden also auf einem und demselben Stern zugleich sein, und, wie die Menschheit hier neben einander ihre Handlungen ausübte, so wird sie auch dort neben einander die eigentlichen Folgen davon empfinden; so ist vollkommene Weltrichterjustiz.

„Die eigentlichen Folgen der Handlun- gen? wie wäre das möglich? Gehörte nicht dazu dieselbe Welteinrichtung, ja, sogar dieselbe Kör- perbeschaffenheit, wie hier? Wenn jene nun wie- der eben so wäre, wie sie hier ist, würde der Gang der Dinge nicht auch oft eben so falsch, verwirrt und verkehrt sein, wie er hier ist? Könnte alsdann die erwartete richtigere Justizpflege Statt finden? Wenn dis aber doch durch Weltrichterdazwischen- kunft etwa der Fall sollte sein können, warum ge-

ſchah denn hier nicht gleich dergleichen Dazwiſchenkunft des Weltrichters, die alsdann doch ebenſo gut möglich geweſen ſein müſte? Was aber die Beſchaffenheit des menſchlichen Körpers dort betrift, ſo iſt ia bereits anerkannt, daß ſie eine ganz andere ſein werde, als hier; nicht empfänglich einmal wäre alſo auch dort der Menſch für die mehreſten eigentlichen Folgen ſeiner Handlungen, wenn ſie auch als hier auffengehliebene dort nachkommen könnten. Wie ſchwankt auch hierdurch wieder die behauptete Weltrichteriuſtiz!"

Wenn ich von eigentlichen Folgen der menſchlichen Handlungen ſpreche, die dort nachkommen ſollen, ſo nenne ich ſie blos ſo im Gegenſatze gegen die falſchen Folgen, welche die menſchlichen Handlungen hier dadurch haben, daß Umſtände dazwiſchen kommen, die die wahren Folgen, welche ſelbige von Rechtswegen haben müſten, aufhalten, und die an deren Statt ihre Folgen den Handlungen anſchlieſſen. Ich rede alſo im Grunde davon, daß hier durch einen irren Gang der Dinge gute Handlungen oft böſe Folgen und böſe Handlungen gute Folgen haben, und ſo verſtehe ich darunter, wenn ich behaupte, daß dort

die eigentlichen Folgen der Handlungen nachkommen werden, weiter nichts, als daß dort die guten Handlungen gute Folgen, und die bösen Handlungen böse Folgen, noch erhalten werden. Dis wird dadurch geschehen, daß iene dazwischengekommenen Umstände, welche sie aufhielten, auf die Seite geräumt sind, und diese werden eben durch eine andere, bessere und vollkommenere Welteinrichtung, die dort Statt findet, auf die Seite geräumt werden, und gleich für Jeden auf die Seite geräumt sein, sobald er in sie eintritt. Die Weltrichterinstitz ist dann vollkommen, wenn der Zustand eines Jeden auf allen Seiten nur so ist, wie er ihn verdient hat, und es ist eben so unnöthig, als unmöglich, daß ganz dieselben Folgen der Handlungen, welche hier hätten Statt haben sollen, aber ausseneblieben, dort nachkommen; — wenn nur Folgen von gleichem Werth nachkommen, oder solche Folgen, die den menschlichen Zustand dort so vervollkommen, oder verschlechtern, wie iene ihn hier vervollkommet, oder verschlechtert haben würden. Man kann also getrost zugeben, daß der Einwand, der menschliche Körper werde dort von einer ganz andern Beschaffenheit, und also auch nicht einmal ganz der-

ſelben Folgen ausgeübter Handlungen, die ihn hier hätten treffen ſollen, empfänglich ſein, ſeine Richtigkeit habe; nur mus doch auch immer wieder in Anrege gebracht werden, daſs wir vermöge der neuen körperlichen Beſchaffenheit auch wieder neuer und anderer Freuden und Leiden empfänglich ſein werden. Wer dis nicht zugeben wollte, der müſte für dort dem Körper alle und iede Beſchaffenheit ſtreitig machen; indem er aber dis thäte, machte er den Körper an ſich ſelbſt ſtreitig. So wär's dann um unſere ganze Forteriſtenz im Tode geſchehen; denn unſer Ueberſinnliches kann nicht anders, als im Sinnlichen, der Geiſt nicht anders, als mit und in einem Körper, exiſtiren und forteriſtiren. Wir müſſen alſo ewig vermiſchte Weſen bleiben, und unſere nidere Natur kann ſo wenig ein Ende haben, wie unſere höhere, erhöhet aber kann auch iene werden. Mit einem feineren Körper werden wir uns einſt in einer feineren Auſſenwelt befinden; dabei beſteht dann aber auch ein äuſerlicher Zuſtand für uns, und dieſer wird ſo angenehm, oder ſo unangenehm für uns ſein, wie wir ihn verdient haben. Der gute Menſch, der hier über ſeine äuſerliche Lage ſeufzen muſte, wird dort ſich über ſie freuen, und der Bö-

sewicht, der hier über seine äuserliche Lage iubilirte, wird dort über sie iammern. Unsere Sinne, die uns bleiben müssen — denn was wären Verstand und Vernunft ohne Sinne? — bürgen uns dafür. Bei dem Genusse des angenehmen äuserlichen Zustandes wird dann auch der gute Mensch seinen schönen inneren Zustand, der ihm hier so oft durch Leiden von aussen vergällt ward, vollkommen empfinden, wie der Bösewicht seinen abscheulichen innern Zustand, über den er sich hier durch Freuden von aussen so wegzusetzen wuste, bei dem Gefühle seines äuserlichen unangenehmen Zustandes auch vollkommen empfinden wird. Ist so nicht vollendete Weltrichteriustitz?

„Nein, sie ists doch nicht. Wenn ich das kurze Erdenleben betrachte, und dann von einer Vergeltung ohne Ende hernach dafür höre — denn der Mensch soll ia nicht blos im Tode fortdauern, sondern ewig fortdauern — so mus ich dabei den wahren Karakter der Gerechtigkeit vermissen; Gerechtigkeit ists gar nicht, sondern entweder Gnade, oder Grausamkeit. Gesetzt, der edelste Mensch wäre wirklich lebenslang unbelohnt geblieben, was ist das gegen unendlichen Lohn, den er dafür noch empfangen

ſoll? Und ebenſo — geſetzt, der ärgſte Unhold wäre ſein ganzes Leben hindurch ungeſtraft geblieben, was iſt das gegen unendliche Strafe, die er dafür noch erhalten ſoll? Wenn ich nun auch Jenem die Gnade gönnen wollte, welche ihm widerfahre, wie mus ich mich doch vor der Grauſamkeit entſetzen, die Dieſem widerfährt! Ich will nicht einmal der Eitelkeit Erwähnung thun, in deren Kreiſe der unbelohnte Gute ſein Gutes, und der unbeſtrafte Böſe ſein Böſes ausübte. Was iſts denn um den groſſeſten Weltſegen, den Jener ſtiftete? Ueberlebt er ihn nicht oft noch, und, wenn auch dis nicht iſt, verſchwindet ſelbiger nicht mit der Zeit wieder? Was iſts um die abſcheulichſten Bosheiten, welche Dieſer beging? Wird ihren Folgen nicht bald entgegengewirkt? verlöſcht und vermiſcht nicht ſogar die Zukunft alle Spuren davon? Iſt zwiſchen Handlungen, die im Unbeſtande begangen werden, und zwiſchen Vergeltung von Beſtand auch wohl Proportion? Iſts nicht beſonders ſchaudererregend, daß Böſewichter für Bosheiten, die doch bald wieder zu nichte werden, auf immer ſelbſt zu nichte werden ſollen?"

So iſts ia aber auch gar nicht gemeint. Daß in der Eitelkeit und im Unbeſtande gehandelt wird, macht zwar bei der Sache nichts aus, denn hier kommts nicht auf langen oder kurzen Segen, und auf langen oder kurzen Fluch, welchen Handlungen für die Welt wirklich ſtiften, ſondern auf den Sinn, an, welcher die Handlungen hervorbringt, und man frage auch nur den Menſchenfreund, ob er nicht lieber ewigen Segen ſtiften möchte, und den Böſewicht, ob er nicht gern ewigen Fluch ſtiftete, wenn er nur könnte; aber das iſt wahr, daß ein ewiges Nachbekommen des Lohns für ein edles unbelohntes ſo kurzes Leben, wie das Erdenleben iſt, eben ſo wenig mit vollkommener Weltrichteriuſtiz beſtehen könne, als ein ewiges Nachempfangen der Strafe für ein ruchloſes unbeſtraftes ſo kurzes Leben, wie auch das längſte Erdenleben iſt, und daß beſonders das ewige Nachempfangen in der Zeitlichkeit und im flüchtigen Vergange verdienter Strafe alles menſchliche Gefühl für Recht und Gerechtigkeit bis zum Zerſchmettern ſchmettere. So etwas wird alſo auch keineswegs behauptet; ſondern — ſo gewis es iſt, daß der Menſch nicht blos im Tode fortdaure, ſondern auch ohne Ende fortdaure, ſo gewis iſts, daß die

Vergeltung für das Erdenleben, welche hier aufsteublich, und dort eintritt, dort nicht ohne Ende fortdauern werde. Die unbelohnten Guten werden im Guten sich fortüben, und dadurch ihren Himmel behalten, und noch immer mehr verschönern und verherrlichen; die ungestraften Bösen werden unter den Strafen sich bessern, und dadurch ihre Hölle nach und nach auch in Himmel für sich verwandeln. Dis ist mit Gewisheit zu erwarten, weil dort keine groben und wilden Begierden, deren Sitz im Erdenkörper war, die Bösen weiter mit so überwältigender Kraft von der Rückkehr zum Guten abhalten werden, und alle Anstalten und Einrichtungen, welche der grosse Regent seiner moralischen Welt dort trift, werden ihnen zu dieser wünschenswürdigen Rückkehr beförderlich sein. Auch dis — auch die Wesserung des ärgsten Böswichts unter den Strafen ienseits der Erde — gehört zur allervollkommensten Weltrichteriustiz.

Wie dieser einzelne Gedanke mein für die Seligkeit aller Menschen schlagendes Herz auf das sanfteste erquickt, so hat auch die ganze Betrachtung, welche ich über Gott als Weltrichter angestellt habe, mir als Gläubigen an menschliche Fort-

bewer im Tode sehr wohlgethan. Die Gottesidee, die Gottesidee ists, die die stärkste Stütze des Arguments ausmacht, welches ich aus den heillosen Ungerechtigkeiten, die der Gang der Dinge auf Erden ausübt, für weiteres Sein ableitete; — dis bekenne ich jetzt mir selbst von ganzem Herzen. Ja, ich möchte nun schier die Frage an mich thun, ob nicht auch sonst, wenn ich, die Gottesidee noch bei Seite gestellt, von absoluter Nothwendigkeit der Erscheinung einer vollkommenen Justizpflege irgendwo und irgendwann sprach, diese Idee schon ohne mein Gewahrwerden und als eine bloß dunkle Idee dabei mitgewirkt habe . . . Ich bin jetzt sehr geneigt, es zu glauben; wär's aber auch nicht, so will ich sie doch von nun allemal recht deutlich denken, so oft ich aus ungerechtem Weltlauf und Schicksalsgang hienieden auf einen künftigen gerechteren Weltlauf und Schicksalsgang irgendanderswo schliesse . . . Justiz ohne Justizverweser — Gericht ohne Richter — — Beides ist mir vielleicht denkbarer vorgekommen, als es ist. Gesegnet sei mir jeder Gang ins Heiligthum Gottes!

## Achte Betrachtung.

### Gott

### als Wirker im Universum zu einem letzten Zweck.

Justiz ohne einen Richter, der sie ausübt — Zwecke überhaupt, ein letzter Zweck sogar ohne ein denkendes Wesen, das dergleichen sich setzt, und zu ihrer Erreichung die erforderlichen Anstalten trift — — ist nicht Eins, wie das Andere? Es kann also nicht anders sein, als daß es mit dem Argument, das ich in der ersteren Reihe meiner Betrachtungen daraus, daß der Mensch der letzte Zweck der Erdenwelt sei, für menschliche Fortdauer zog, ebenso gehe, wie mit dem Argument aus der mangelhaften Erdenjustiz dafür. Hatte es schon grossen Werth für mich ohne Gott, welchen über alles grossen Werth muß es durch Hinzukunft der Gottesidee bekommen! Sollte nicht aber auch ebenfals damals, als ich diese Idee noch bei Seite stellte — selbige dennoch ohne mein Bemerken und als eine blos dunkle Idee schon dabei

auf mich mitgewirkt haben? Gesetzt indeß, dis wäre nicht der Fall gewesen, so sehe ich ia doch nun, daß ihre Hinzukunft die Beweisführung äusserst erleichtere.

Ich weis noch sehr gut, wie ich mich darüber zu rechtfertigen suchte, daß ich Zwecke und einen Hauptzweck in der Natur ohne Gott annehmen könnte, und wie ich es nicht auf mich kommen lassen wollte, daß ich sie erst in die Natur hineintrüge; ietzt könnt' ichs sogar ganz ruhig zugeben, daß Zwecke überhaupt nur Sache einer Vernunft sein können, und daß, wenn man sie blossen wirkenden Naturkräften zueignet, man wenigstens wider den wahren Begrif eines Zwecks verstosse; denn nun ist eine höchste Vernunft da, die überall durch diese Kräfte im Universum wirkt, und ihre Wirksamkeit bestimmt. So trage ich denn auch nun die Zwecke zuverlässig nicht erst in die Natur hinein, sondern ich finde sie schon wirklich darin gesetzt, gesetzt von Gott. Ich schliesse nun nicht von meiner Handlungsweise, als von der Handlungsweise eines vernünftigen Wesens auf die Handlungsweise vernunftloser Weltkräfte, sondern auf die Handlungsweise eines allerweisesten Wesens, und da mus der Schlus gelten, „wie

ich nicht ohne Zwecke handle, so wird Gott noch weniger ohne Zwecke handeln, und wenn ich auf einen letzten Zweck hin wirke, so wirkt Gott ungewis noch mehr auf einen letzten Zweck hin.“ Kurz — sobald ein Gott im Universum wirkt, mus auch ein Haupt- oder letzter Zweck, wie Zwecke überall, im Universum da sein. Es schadet nicht, daß ich die Zwecke insgesamt nicht immer sehen, nicht immer richtig angeben kann; genug, sie sind da, und führen zu einem letzten Zweck, von dem zu erwarten ist, daß er so in die Augen leuchten werde, daß ich ihn auf das richtigste angeben könne.

Kein denkendes Wesen setzt sich in Wirksamkeit von Belang ohne irgendwozu, oder ohne sich etwas vorzustellen, das es realisiren will. Dis ist der Zweck, den es zu erreichen sich vornimmt. Zur Erreichung dieses Zwecks trift es seine Anstalten, die um so vollkommener sind, ie mehr sie immer von unten bis oben, von Anfang bis zu Ende, richtig in einander eingreifen, und einander befördern. Dis sind die Unterzwecke, die es sich blos setzt, um den Oberzweck, den eigentlichen Zweck, den es sich setzte, erreichen zu können. Je denkender so ein Wesen ist, oder, ie weiser ein Mensch ist, desto vortreflicher greifen diese Anstalten, oder

Unterzwecke, und wenn sie aus ganzen langen Reihen bestehen, in einander, und desto herrlicher führen sie zu dem, was veranstaltet werden soll, oder zum Haupt- und letzten Zweck, der der wahre Zweck ist. Man denke hier an den Bau eines Hauses, an die Anlage eines Gartens; der Hauptzweck, was für ein Haus und was für ein Garten es werden solle, schwebt dabei dem Erbauer und dem Anleger von Anfang an bis zu Ende immer vor Augen. Ganz verschidene Anstalten und Unterzwecke setzt sich und macht der Hausbauer, wenn er ein blosses Wohnhaus, oder ein Prachthaus, oder ein Schauspielhaus, bauen will, und der Gartenanleger, wenn er einen Baumgarten, oder einen Küchengarten, oder einen Lustgarten, anzulegen willens ist. Man denke ferner hier an alle Beglückungspläne; der Hauptzweck, wer dadurch beglückt werden solle, ist dem Menschenfreunde unaufhörlich gegenwärtig. Welche überall hervorleuchtende Verschidenheit da zwischen den Unterzwecken und Anstalten, wenn eine einzelne Familie, und wenn eine ganze Stadt, und wenn ein ganzes Land, und wenn gar ein ganzes grosses Reich beglückt werden soll! So handelt schon die kleine menschliche Weisheit; wie, und die aller-

gröſſeste Weisheit, die ſich mit dem Universum beſchäftigt, ſollte hinter ihr zurückbleiben? Nein, ſie mus ſich bei ihrer Wirkſamkeit im Universum, die durch die Weltkräfte geſchieht, auch einen Haupt- oder letzten Zweck geſetzt haben, deſſen Erreichung ihr höchſt anliegt; ſie mus ihre ganze Wirkſamkeit immer auf dieſen letzten Zweck hin richten, und alle ihre Anſtalten und Unterzwecke müſſen ſo angelegt und getroffen ſein, daß ſie immer ſo in einander greifen, und einander befördern, daß der letzte Zweck ſelbſt dadurch befördert werde — ihre Menge und Reihe mag übrigens ſo unüberſehbar ſein, wie ſie will.

Dieſer letzte Zweck des allweiſen Wirkers im Universum mus aber etwas Beſtändiges und Unvergängliches ſein. Wie, wenn ſeine Unterzwecke nicht zu einem Hauptzweck führten, man fragen müſte — wozu waren ſie? ſo müſte man auch, wenn ſein Hauptzweck unbeſtändig und vergänglich wäre, fragen — wozu er? daß die Unterzwecke, wenn ſie ihre Dienſte gethan haben, aufhören, iſt ſehr natürlich, denn ſie waren blos für dieſen da; verginge aber auch der Hauptzweck, ſo hätte der allweiſe Allwirker im Grunde durch das ganze Weltall auf ein bloſſes

Nichts hin gewirkt, denn nur das Unvergängliche und Ewige iſt ein wahres Etwas. Und — ſo iſts dann erwieſen, daß alle die zahlloſen Unterzwecke im Univerſum nicht nur auf einen letzten Zweck, ſondern auch auf einen immerdauernden letzten Zweck, hinführen müſſen.

„Nun, ſo ſind die Exiſtenzen und die Vollendungen aller Weltdinge und Weltweſen die zahlloſen Unterzwecke des Allwirkenden, und ſein letzter Zweck dabei, auf den ſie insgeſamt hinführen, iſt ſeine eigene Freude, die er daran hat, ſie zur Exiſtenz und zur Vollendung zu bringen, und wie die Weltweſen allerdings vergehen, an ihrer Stelle aber immer neue von ihm wieder zur Exiſtenz und zur Vollendung gebracht werden, ſo dauert auch ſeine Freude daran immer fort, und ſo iſt hier nicht nur ein letzter, ſondern auch ein unvergänglicher letzter Zweck.“

Alſo wäre Gott der erſte und höchſte Egoiſt? Aller Egoiſmus widerſtreitet gereinigteren Begriffen von einem oberſten Weſen, und der letzte Zweck, den ſich Gott bei ſeiner Wirkſamkeit ſetzt, kann unmöglich Er ſelbſt ſein. Auch iſts eine zu kleinliche Vorſtellung von ihm, zu meinen, daß ſeine Seligkeit von auſſenher den geringſten Zuwachs

erhalten könnte; er ist sich selbst genug. Was für ein Bild macht man sich vollends von ihm, wenn man ihm zutrauet, daß er eine ewige Freude an einem einzigen Einerlei haben könnte? denn weiter wäre auch wohl der ewige Wechselgang gleichartiger Dinge und Wesen von der Existenz zur Vollendung, und von der Vollendung zum Vergange, und vom Vergange zum Wiedernichtsein, nichts? Schon Gottes eigener ewigen Freude wegen, wenn sie nicht unter aller Würde sein sollte, müst's also in der That gewisse Wesen geben, die einer unaufhörlichen Vervollkommung fähig wären, und sie auch erhielten. Doch — ein Gott kann sich unmöglich einen andern letzten Zweck bei seiner Wirksamkeit setzen, als einen solchen, der ausser ihm ist. Zu sagen — so nimm die Vollendung, welche alle Wesen in ihrer Art empfangen, für diesen letzten Zweck an — genügt nicht; denn der letzte Zweck muß etwas Unvergängliches sein, und wo ist unter Allem, was wir sehen, etwas Unvergängliches? Auch lässet sich ja über diesen vermeinten letzten Zweck hinweg, noch ein allerletzter Zweck denken, nemlich, daß es Wesen gebe, zu deren Vollendung, die in ewigem Fortschreiten zu höhe-

er Vollkommenheit besteht, die gewöhnlichen in bestimmte Schranken eingeschlossenen Vollendungen aller übrigen Wesen nur Nebenzwecke sind. Und — so ists auch, so mus es auch sein. Gott ist Wirker im Universum zu einem letzten Zweck — das kann nichts Anderes bedeuten, als — es mus Weltwesen geben, die der Vergänglichkeit, welcher alles Uebrige ausser ihnen unterworfen ist, nicht unterworfen sind.

Ich äuserte schon vorhin, daß, wenn auch noch so viel Nebenzwecke der Wirksamkeit Gottes nicht bestimmt anzugeben wären, sein letzter Zweck dabei doch wohl in die Augen fallen müsse. Wer sollte nun nicht gleich die Weltwesen errathen, welche der Vater aller Wesen bis zu sein gewürdigt hat? Müssen sie nicht an den höchsten Vorzügen zu erkennen sein? Ich dächt's.

Kann es aber höhere Vorzüge geben, als die Kräfte und Vermögen, sich durch Einsicht zur Weisheit, und durch Willensfreiheit zur Tugend zu erheben? Also — die vernünftigen, die selbsthandelnden Wesen sind des letzte Zweck des Universums. Zerstreut durch den Vater der Geister auf alle Sterne, machen sie zusammen die moralische Welt aus, regieren unter

ihm die Sonnenwelt, schaffen unter ihm, in ihm, und sind Halbgötter in körperlichen Hüllen. Auf dem Stern Erde heissen sie Menschen; die Menschheit gehört also zum letzten Zweck des Universums, und ist, abgesondert von den übrigen, wie sie auch wirklich ist, betrachtet, der letzte Zweck dieses Sterns — der letzte Erdenzweck. Ebenso ist auch auf jedem andern von moralischen Wesen schon bewohnten Stern die Klasse derselben daselbst der letzte Partikulärzweck dieses Sterns, und alle letzte Partikulärzwecke der Sterne zusammen machen den letzten Universalzweck des Sternhimmels aus, wie alle Klassen der moralischen Wesen zusammen die moralische Welt ausmachen.

Wem dis zu hoch gegeben scheint, dem scheine es zu hoch gegeben! Mir ists der entzückendste Gedanke, den ich denken mag — das unendliche Weltall mir vorzustellen, wie es in allen seinen zahllosen abgesonderten Räumen, die wir Sterne heissen, mit solchen Wesen angefüllt sei, die sich zur Erkenntnis aller sie umgebenden Dinge und Einrichtungen erheben, Ordnung, Schönheit und Vollkommenheit überall entdecken, bewundern, aufsu-

nen, den Unsichtbaren, der aller Schö-ne Meister ist, ahnen, vermuthen, glau-ben, ihn durch Befolgung des Sitten-gesetzes verehren, seines Lobes voll sind, und so das Universum zu seinem aus unzählichen Hallen bestehenden, aber doch an einander hangenden Tem-pel machen. Denke ich mir dann den unbe-greiflichen Einzigen, wie er auf allen diesen Stel-len die herrlichsten Anstalten unaufhörlich trift, alle seine Mirladen von moralischen Wesen zur Weisheit und Tugend zu erziehen, sich ihnen zu offenbaren, sie zu beseligen, und wie er, im Aller-heiligsten des ihm geweiheten Tempels gleichsam, ihr auf allen Seiten ihm dafür tönendes Lob blos darum, weil es ihnen zur Ehre gereicht, gnädig annimmt — — in welch einem lieblichstheiligsten Bilde erscheint mir Gott!

Doch — ich verlasse nun die Betrachtung der moralischen Welt im Ganzen, und richte meine Blicke blos auf die Klasse derselben, welche die Erde bewohnt, auf die Menschheit, welche uns auch allein nur wirklich bekannt ist. Diese, oder ihre Ausbildung — denn Beides gilt gleich —

ist, wie gesagt, der letzte Erdenzweck, der ein Theil des letzten Zwecks des Universums ist.

„Wie hoffärtig so etwas klingt, wenn's der Mensch von sich selbst sagt!"

„Wer soll's denn von ihm sagen? Gehört er nicht auch auf der Erde einzig und allein zur moralischen Welt? Wo sind auf ihr ausser ihm noch vernünftige und selbsthandelnde Wesen? Ein Wesen, das sich für das erkennt und erklärt, was es wirklich ist, begeht dadurch keine Hoffart. Es wäre vielmehr zu wünschen, daß alle Menschen die hohe Würde — der Hauptzweck eines ganzen Sterns zu sein — recht innig und tief fühlen möchten, damit sie, die der Schöpfer an die Spitze der Erdenschöpfung stellte, ihren erhabenen Posten auch insgesamt auszufüllen suchten, und durch eifriges Bestreben, ihre sittliche Natur auf der Erde immer mehr auszubilden, der Erde auch Ehre machten. Man wecke doch also ja im Menschen diesen ächten Menschenstolz, und rufe ihm, wenn er sich der rohen Sinnlichkeit gröblich überlässt, ernstlich zu — „vergissest du, welch ein Wesen du bist, und wie vieles mit dir auf sich habe, und welche Anstalten dein grosser Urheber um dich her auf deinem Stern getroffen hat, daß du es in

deiner Erhabenheit über Alles immer weiter bringen ſollteſt?

Es mag wahr ſein, daß wir den Glauben an eine moraliſche Welt blos aus uns ſchöpfen, und daß wir den Begriff eines moraliſchen Weſens überhaupt nur von uns ſelbſt ableiten; müſſen wir uns aber doch nicht für dergleichen Weſen erkennen? Meldet ſich uns nicht durch jede Einſicht vom Zuſammenhange der Dinge, durch jedes Gefühl für Ordnung, für Recht und für Gott, durch jeden freien Entſchluß, den wir faſſen, ja durch jedes lebhafte Selbſtbewuſtſein, unſere höhere, überſinnliche, geiſtige Natur an? Mag dieſe auch gleich nur durch unſere ſinnliche Natur und in derſelben exiſtiren können, ſo müſſen wir ja doch zugeben, daß ſie die höhere ſei. Das Geiſtige an uns iſt nicht für das Sinnliche an uns da, ſondern das Sinnliche für das Geiſtige; die Ausbildung unſerer ſinnlichen Natur muß ſein, weil ſonſt keine Ausbildung unſerer geiſtigen Natur denkbar wäre, aber der Zweck jener iſt doch nur dieſer. Die Ausbildung unſerer geiſtigen Natur muß ebenſo auch in einer Sinnenwelt geſchehen; eine Sinnenwelt muß alſo zwar da ſein, aber ſie iſt im Grunde für die überſinnliche Welt da, für die Aus-

bildung unserer geistigen Natur, für unsere Bildung zur Weisheit und Tugend. Welche Vorstellungen für uns, um uns immer überzeugter als den letzten Erdenzweck zu fühlen!

Es bleibt ausgemacht, daß ein noch ungezähltes Heer von Arten lebendiger und empfindender Wesen ausser dem Menschen noch auf der Erde sich seines Daseins freue, und daß, damit dis geschehen möge, der Haushalt der Natur eben so bewundernswürdig eingerichtet sei; hiermit sollt's aber nicht abgethan sein, sondern der Mensch mußte hinzutreten, jene Ueberzeugung bekommen, und diesen Haushalt bewundernswürdig finden.

Es bleibt ausgemacht, daß Ordnung auf der Erde, wie im Universum, der Erde selbst wegen nöthig sei, und daß, so bald Ordnung da ist, auch Schönheit zugleich da sein müsse; ist dann aber auch noch ein Wesen da, das Blick auf Ordnung, Sinn für Schönheit hat, wie noch weit absichtvoller werden Beide! Der Mensch ist dieses Wesen — er, der im Beschau'n der Ordnung und im Genuß der Schönheit mit Seligkeit lebt.

Es bleibt ausgemacht, daß die Verbindung der Dinge als Ursache und Wirkung, als Mittel und Zweck, zum Gange der Erscheinungen und

Veränderungen in einer Welt gehöre; der Mensch aber ists wiederum einzig und allein, der in seiner Welt von beiden Verbindungen Notiz nimmt, dadurch lernt, sehr glücklich nachahmt, die Reihe Beider nach Gefallen vermehrt, und so seine Welt noch immer vollständiger macht.

Es bleibt ausgemacht, daß unter den Erdenwesen immer eine Art für die andere da sei, und daß für manche Art mehrere Arten da sind, oder, daß immer eine über die andere herrsche, und daß manche über viele herrsche; so ist dann aber auch eine Wesenart da, für die die übrigen insgesamt da sind, und die über alle herrscht. Der Mensch ists, der als der Herr der Schöpfung umherwandelt, und dem Alles zu Gebote stehen muß.

Es bleibt ausgemacht, daß der bloße Mechanismus der Natur in den leblosen Erdenwesen schon treflich wirke, und daß der Instinkt in den mit Leben und Empfindung begabten Wesen noch treflicher wirksam sei; was ist dis aber gegen den mit voller Freiheit handelnden Menschen, der sich zu seiner Wirksamkeit selbst bestimmt, und der aus Liebe zum erkannten Guten seinen Trieben sogar zuwider handelt, ja, wenn's sein muß, Märtirer für's Gute wird?

Es bleibt ausgemacht, daß in den Hauptsachen die Natur Alles selbst thue, und weder Beistand verlange, noch Widerstand achte; was würde aber doch aus der Erde werden, wenn der Mensch nicht wäre? Nie würde sie ohne ihn auf ihrer Oberfläche zu der Vollkommenheit gelangt sein, die sie ietzt hat, und nach einem Jahrhundert würde sie, wenn er fehlte, gröstentheils wieder zur Wüste geworden sein. Er vollendet auf ihr, was Gott anfing, und kann sich mit Recht den Unterschöpfer nennen.

Dis Alles ist Folge seiner höheren, übersinnlichen, geistigen Natur. Durch diese steht er überall an der Spitze der Erdenwesen und der Erdenzwecke, und auf ihre Ausbildung ists durchgängig angesehen. Hiermit kann es recht wohl bestehen, daß er von Seiten seiner sinnlichen Natur dirselben Verderbens- und Untergangsanstalten für sich erblicke, wie die übrigen Sinnenwesen. Theils konnte es nicht anders sein — gesetzt auch, daß sich Alles damit wirklich so verhielte, wie man es übertrieben angibt — denn gleiche Natur, gleiche Leiden; theils sollte auch dis zur Ausbildung seiner höheren Natur dienen. Sein Verstand sollte sich an Erfindung der Mittel gegen dergleichen

feindselige Anstalten üben, und sein Herz durch ruhiges Dulden und heiliges Hoffen sich auch zu Gesinnungen von sanfterer Schönheit gewöhnen. Uebrigens ist für sein höheres Erkenntnisvermögen eine unerschöpfliche Naturwelt da, aus der er einen Vorrath von Ideen nach dem andern samlen kann, die er hernach reihen, und aus deren Reihen er Wissenschaften aufbauen mag, die wieder höheren Wissenschaften zur Grundlage dienen. Für seine Thätigkeit aber bietet sich ihm in der grossen, weiten Menschenwelt ein unübersehbarer Kreis an; er darf nur wollen, so hat er immer Gelegenheit, zu wirken. Er kann wirken für fremdes Privatwohl und für allgemeines Wohl; er kann wirken im Stillen und öffentlich, mit Gemächlichkeit und mit Heroismus. So ist Alles dazu eingerichtet, daß er sich auf der Erde zur Weisheit und Tugend bilde, und so ist und bleibt er der letzte Erdenzweck.

Diese Betrachtung wird durch folgende noch mehr gehoben. Wie die moralische Welt im Grossen durch den ganzen Sternhimmel zerstreut ist, so ist die moralische Welt im Kleinen, oder der Theil von ihr, dem der Stern Erde zur Wohnung angewiesen ward, die Menschenwelt, über die ganze

Erde zerstreut. Es gibt kein anderes Wesen unter der grossen Schaar ihrer Lebendigen, das so fast überall auf ihr fortdauern und gedeihen könnte, wie der Mensch. So ward also schon in Betref seiner sinnlichen Natur auf ihn bei der Einrichtung des grossen Hauses „Erde" die vorzüglichste Rücksicht genommen; wie aber überall für seine phisische Subsistenz in diesem Hause gesorgt ist, so findet er auch überall darin noch mehr Nahrung für Geist und Herz. Er findet diese sogar reichlich auch da, wo er iene nur kümmerlich findet, und, ist in solchen Erdwinkeln für ihn kein frohes Wohnen und Gedeihen, so kann er sie doch wenigstens bereisen, und bereiset sie nie, ohne mit reicherer Naturkentnis und mit gestärkteren Gefühlen für das Grosse und Erhabene der Schöpfungen des Unendlichen zurückzukehren.

Man sichts dem Menschen, so bald er eifrig und glücklich genug zugleich gewesen ist, Bildung des Geistes und Herzens gehörig zu erhalten, auch gleich an, daß er der letzte Erdenzweck sei. Ein Weiser und Edler — welch ein Anblick! Traun, an ihm ist Mehr zu bewundern, als am Stern Erde selbst! Eine Welt solcher Weisen und Edlen — ha!

welch ein Prospekt! **Warlich, er geht noch über den Prospekt des ganzen Sternhimmels!** Wenn der geistigausgebildete Mensch auf den grossen Sammel- und Schauplatz seiner irdischen Mitwesen aller Art hintritt, und sie in Bereitschaft gestellt findet, sich von ihm erkennen zu lassen, so erkennt er sie alle, nennt sie alle, würdigt sie alle gehörig. Wenn die Lebendigen und Empfindenden unter ihnen insgesamt um ihn her geniessen und fröhlich sind, so wird er fröhlich über ihre Fröhlichkeit, und sein schönster Genus ist der Anblick einer unübersehbaren Welt von Geniessern, an deren Stelle er heiligen Dank dem Allvater und Allerfreuer bringt. Wenn alle Kräfte um ihn her in eifriger Rege und Wirksamkeit sind, dann nimmt er seine Kräfte, gibt ihr damit die Richtung, und bringt so hervor, was er will. Wenn er Ordnung, Vollkommenheit und Schönheit in der phisischen Welt bewundert und angestaunt hat, so trägt er sie in seine Handlungsweise über, setzt der phisischen Ordnung, Vollkommenheit und Schönheit durch seine moralische Ordnung, Vollkommenheit und Schönheit den himmlischen Kranz auf, und macht Gottes letzten Erdenzweck — seine höhere sittliche Ausbildung —

zu seinem eigenen höchsten Zweck. Dafür gebührt ihm der Kranz der Unsterblichkeit, und — o wohl ihm! er empfängt ihn; er wird als moralisches Wesen fortdauern, und wenn auch seine sinnliche Natur noch so vielen Verwandlungen unterworfen wäre.

Ich habe mir bereits bewiesen, daß Gottes letzter Zweck etwas Bleibendes, etwas Ewigbleibendes sein müsse. Wie dis vom letzten Zweck des Universums, oder des ganzen Sternhimmels und Weltalls, gilt, so gilts auch vom letzten Zweck jedes einzelnen Sterns, jeder besondern Welt im Weltall, folglich auch vom letzten Erdenzweck; denn alle einzelne Welten machen zusammen das Weltall aus, und, was also von jenen nicht gölte, gölte auch von diesem nicht. Dieser letzte Erdenzweck ist nun der Mensch, und so muß er bleiben — bleiben. Er ist das einzige Beständige unter allem Unbestande, das einzige Unvergängliche in dem allgemeinen Vergange, das einzige Ewige in der eitlen Zeitlichkeit hienieden.

Alles Ueberhingehende auf der Erde zeigt in der That schon auf etwas hin, das nicht überhin geht; man kann an Jenes nicht denken, ohne Dieses zu ahnen. Beim Nichtüberhingehenden

iſt dann gleichſam der Ruhepunkt, der für den Denker irgendwo ſein muß. Auch findet ſich unter den überhingehenden Dingen hier ſchon ein auffallendes Stufengefolge ihrer Dauer, das uns zu glauben zwingt, daß dieſes Stufengefolge ſich bei irgend einer Art von Erdenweſen mit der Ewigkeit ſchlieſſen müſſe. Nun eignet ſich durchaus auf der ganzen Erde hierzu nichts, als — der Menſch, und zwar auch nur von Seiten ſeiner höheren, überſinnlichen, moraliſchen Natur. Die geſamte Sinnenwelt liegt der Zeit unter, und wird blos immer wieder erneuert; an die Stelle aller zugleich exiſtirenden Weſen treten immer wieder andere gleichartige. Der menſchliche Körper ſelbſt unterliegt der Zeit; ſoll alſo auf der Erde irgend etwas ſein, das der Zeit und allem Vergange, den ſie anrichtet, Trotz bietet, ſo muß es der Geiſt des Menſchen, oder der Menſch als moraliſches Weſen, ſein.

Der Menſch bildete ſich als ein ſolches hier immer mehr und mehr aus; wenn alſo auch die ganze Sinnenwelt hier etwas Ueberhingehendes iſt, ſo befremdet dis mich nicht weiter, weil ſich der Menſch in ihr hauptſächlich zur Weisheit und Tugend bilden ſollte. Sollte aber der Menſch

ſelbſt auch etwas Ueberhingehendes ſein, wie irre müſte ich dann in meinen groſſen Begriffen von Gott, als einem allwirkenden Weiſen, werden! Auf die Frage — wozu die Sinnenwelt, die doch vergeht? — könnte ich getroſt antworten: zur Ausbildung des moraliſchen Weſens „Menſch"; was ſollte ich aber, wenn dieſes moraliſche Weſen auch verginge, auf die Frage antworten — wozu die Ausbildung deſſelben? Etwa — damit ſie am Ende doch geſchehen ſei, weil ſie einmal geſchehen ſollte? Welch eine Gott entehrende Antwort wäre dis! Nein, ich muß, wenn Gott mir ehrwürdig bleiben ſoll, auf die Frage — wozu die Ausbildung des Menſchen zur Weisheit und Tugend? — antworten können: damit ſie fortgeſchehe, ewig fortgeſchehe.

Hier ſchlieſſt ſich nun die Beſchaffenheit der moraliſchen Natur des Menſchen gar herrlich an, vermöge welcher er in der That einer unendlichen Bildung zur Weisheit und Tugend fähig iſt. Die Betrachtungen, welche ich darüber ſchon angeſtellt habe, ſind mir noch ſehr gegenwärtig, und heben in dieſem Augenblick wieder mein ganzes Herz himmelan. Auch kommt hier noch dazu, was ich über die innere Möglichkeit der Fortdauer

des Menschen im Tode selbst fand und dachte. Beides zusammen spricht für das ewige Fortgeschehenkönnen seiner Bildung zur Weisheit und Tugend; Beides zusammen eignet ihn ganz ausdrücklich zu dem Einzigbeständigen in dem gesamten Unbestande der Erdenwelt, und setzt den Gedanken, daß er als letzter Erdenzweck von ewiger Fortdauer sein müsse, in das helleste Licht. Die Menschenwelt wird bleiben, des Todes ungeachtet bleiben, wie die moralische Welt überhaupt; sie ist der letzte Zweck der Erde, wie die gesamte moralische Welt der letzte Zweck des Universums ist.

Der schiefen Vorstellung vom Bleiben der Menschheit des Todes ungeachtet, welche darauf hinaus läuft, daß die Menschheit nie aussterbe, sondern daß es immer wieder neue Menschen gebe, geschieht in der That zu viel Ehre, wenn man ihr ernsthaft entgegnet; daß sie ins Feld des Absurden verwiesen werde, gebührt ihr. Auf solche Weise bleibt auch die Affenwelt und die Hasenwelt, und überhaupt das ganze Thieruniversum, ja, sogar das ganze Pflanzenuniversum auf der Erde. Der Mensch, d. h. jeder Mensch, die Menschenwelt, d. h. alle Menschen, bleiben

des Todes ungeachtet, und **jeder** Mensch und **alle** Menschen schreiten in ihrer Ausbildung zur Weisheit und Tugend ewig fort; denn **jeder** Mensch und **alle** Menschen sind ebenso einzelne Theile der Menschenwelt, wie die Menschenwelt ein einzelner Theil der moralischen Allwelt ist, und **jeder** Mensch und **alle** Menschen gehören ebenso zum letzten Zweck des Sterns Erde, wie der letzte Zweck des einzelnen Sterns Erde zum letzten Zweck des Sternhimmels, oder des Universums, gehört.

**Ich** bleibe im Tode, spreche ich zu mir selbst, **ich** bin letzter Zweck der Erdenwelt; **du** bleibst im Tode, spreche ich zu Jedem, der es von mir hören will, **du bist letzter Zweck der Erdenwelt — hiermit ist Alles gesagt.**

Wie gros wird Gott durch diese Vorstellung, wie über alle unsere Kraft, ihn anzubeten, gros! Er versetzte uns zuförderst auf einen dunkeln Planeten, den eine zum Mitleid mit ihm bestimmte Sonne bescheinen muss, damit wir in fremdem Sonnenscheine geschickt werden sollten, eigenen Sonnenschein zu ertragen, und von der uns jetzt nur bescheinenden Sonne angezogen würden, um endlich nach dem letzten anziehenden Strahle, den

ſie auf uns werfen würde, in ihr zu ſein, und in ihrem ſtrahlendem Lichte verklärt zu wandeln.

„O du allwirkendes und allweiſes Urweſen — wie danke ich dir, daß ich zum Glauben an dich kam! wie beneide ich mich hoch und allerhöchſt, daß ich den Glauben an dich mit Inbrunſt an mein Herz drückte! Mit dieſem Glauben glaubt man in den Augen aller Sachverſtändigen auch mit Recht an Zwecke in der Erdenwelt überhaupt, und an einen letzten Zweck derſelben. Dieſer letzte Zweck deiner Erdenwelt kann Niemand ſein, als dein Menſch; — wohl ihm! die Erde möchte vergehen — er mus bleiben. Der Himmel möchte vergehen — deine moraliſche Welt mus bleiben.“

Ich ſtimme mich vom Gebetseifer zur ruhigen Betrachtung zurück. Ja, ja, es iſt wahr, bei dieſem Argument für Fortdauer des Menſchen im Tode — „der Menſch iſt der letzte Zweck der Erdenwelt, ſo mus er bleiben“ — iſt die Gottesidee Alles in Allem.

## Neunte Betrachtung.

## Gott
## als erklärter Feind des Nichts.

Es geschah im Feuer des Gebets, daß ich letzthin sprach — die Erde möchte vergehen, der Mensch muß bleiben — der Himmel möchte vergehen, die moralische Welt muß bleiben; jetzt nehme ich bei stillerem Nachdenken das Letztere hiervon zurück. Moralische Wesen — Gott abgerechnet, der auch deshalb der einzige Unbegreifliche ist — können nicht anders existiren, als in sinnlichen Naturen und in einer ihrer Art von Sinnlichkeit angemessenen Sinnenwelt. Verpflanzt können sie wohl werden von einem Stern auf den andern, aber auf irgend einem Stern müssen sie sich befinden, wenn sie fortdauern sollen; mit dem Vergange des Himmels, oder aller Sterne, verginge mithin auch die ganze moralische Welt. Ich wollte also mit meinem kühnen Ausdruck weiter nichts andeuten, als daß diese nicht Vergang nehmen könne. Hierüber

bieten sich mir nun noch zwei Betrachtungen dar, deren erstere ich sogleich anstellen will.

Ich bin noch immer meines alten Glaubens, daß der Urstof der Welt, die Materie, nie entstanden sei; wie sie aber nie entstanden ist, so vergeht sie auch nie, sondern ist von Ewigkeit und zu Ewigkeit, wie Gott. Daß sie nie entstanden sei, kann ich freilich nur schliessen, daß sie aber nie vergehe, sehe ich ja offenbar. Alles, was vom Vergange der Sinnenwelt gesprochen wird, betrift nur die Formen in selbiger. An diesen nagt unaufhörlich die sie insgesamt zerstörende Zeit; die Materie läßt sich aber dadurch nicht abhalten, eben so unaufhörlich nach neuen Formen wieder hinzustreben. Selbst das Feuer, welches die Formen und Körper am schnellsten und vollkommensten zerstört, muß doch die Materie und den Grundstof der Körper unzerstört lassen. Vernichtung im eigentlichen Verstande findet also gar nicht Statt. Von unserem Stern Erde kann ich freilich nur dis darthun; nun ich aber nicht glauben, daß es auf allen andern Sternen auch so sei?

Man nehme hier Formen, oder Körper, welche man will, und zerstöre sie von Grund aus; von Allem bleibt wenigstens Asche und Staub übrig,

und, wenn auch der Staub verwehet wird, irgendwo setzt er sich doch wieder an, nimmt wieder einen Platz ein, und leistet wieder seine Dienste zur Hervorbringung einer neuen Form. Selbst mit dem Leibe des Menschen ists so; seine Grundstoffe sind als Ueberreste von ihm durch Verwesung und durch Flammenglut unvertilgbar, kommen nach Masgabe zufälliger Umstände wieder in andere Formen, und helfen, wenn sie durch viele Modifikationen gegangen sind, sogar wieder andere menschliche Körper bilden. Gewis sind in meinem eigenen Körper, dem täglich Theile ab- und zugehen, unzählichviel Theile, die schon in mehreren menschlichen Körpern gewesen sind.

Wie? in der Sinnenwelt gäb's keine Vernichtung, und die moralische Welt sollte ihr ausgesetzt sein? das Materielle würde nicht vernichtet, und das Geistige sollte vernichtet werden? — Diese Frage that ich schon vormals; ich thue sie aber auf den heutigen Tag noch viel stärker.

Von jedem Dinge, welches es auch sei, kann ich nur auf dreifache Weise aussagen; entweder, daß es in seinem Zustande bleibe, oder daß es in einen andern Zustand komme, oder daß es in einen Nichtzustand versetzt werde. Es bleibt ent-

weder, was es ist, oder es wird etwas Anderes, oder es wird zu gar Nichts; ein Viertes weiß ich nicht von ihm zu vermelden. Betrachte ich nun in Ansehung des Todes den Menschen von Seiten seiner sinnlichen Natur, so sehe ich, daß diese, oder der Körper, in einen andern Zustand komme; es bleibt hier also zwar nicht derselbe Zustand, es entsteht jedoch auch kein Nichtzustand, sondern es wird ein anderer daraus. Wie ists nun aber mit der übersinnlichen Natur des Menschen, mit dem Geiste, im Tode beschaffen? In einen Nichtzustand kann dieser nicht gerathen; ein anderer, in den er käme, lässt sich nicht angeben; er mus also in demselben Zustande bleiben, er mus fortdauern.

Ein Nichtzustand, in welchen der Menschengeist durch den Tod geriethe, ist nicht anzunehmen, weil es kein einziges Beispiel von irgend etwas, das uns bekannt ist, gibt, welches in einen solchen versetzt würde. Von Allem bleibt, wie gesagt, am Ende wenigstens Staub übrig. Ist Nichts, wozu Etwas werden sollte, auch wohl denkbar? Je mehr ich über Nichts nachdenke, desto ungereimter wird mir das ganze Un- und Nichtwesen. Wäre dis aber auch nicht, so müste ich doch die Vorstellung unsinnig finden, daß der

Menſchengeiſt das Einzige auf unſerem ganzen Stern ſein ſollte, das vernichtet, oder zu Nichts, würde. Wie? gerade das Beſte, das Erhabenſte, was dieſer aufzuweiſen hat, hätte allein ſo ein Schickſal, machte die einzige fürchterliche Ausnahme von der eingeführten freundlichen Regel? Etwas Beſonderes mehr hätte dadurch der Menſch, das iſt wahr, aber etwas Beſonderes von der Art, daß er ſich ſelbſt darüber verſpotten möchte; wenigſtens ſchickte es ſich als Ausgang des Seins ſchlecht zu den groſſen Vorzügen, die er während des Seins vor allen übrigen Erdenweſen hatte.

Daß aber der Menſchengeiſt durch den Tod in einen andern Zuſtand käme, oder daß im Tode etwas Anderes aus ihm würde — was ſollte das heiſſen? Gibts etwa auch eine Einſichtenaſche, einen Geſinnungenſtaub, ſo, daß von ihm doch etwas übrig bliebe, wie vom Menſchenkörper? Oder ertheilt die Vernunft etwa der Menſchenkörperaſche eine vollkommenere Aſchfarbe, und die Willensfreiheit dem Menſchenkörperſtaube eine höhere Schwere, die ihn unverwehbarer macht? Mich ekelt vor der Fortſetzung ſolcher Vorſtellungen. Nun dann aber — wenn der Menſchengeiſt durch den Tod weder in einen andern Zuſtand, noch

in einen Nichtzustand, tritt — wenn er im Tode weder Nichts, noch etwas Anderes, wird — — was bleibt von ihm weiter auszusagen, als daß er in seinem Zustande beharren, das, was er ist, fortsein, kurz, im Tode, fortdauern müsse.

„So betrachte den Geist auch als Form, und seine Einsichten und Gesinnungen als Materie; er, die Form, vergeht im Tode, seine Einsichten und Gesinnungen bleiben, d. h. sind von Andern wieder zu erlangen. Kommen denn nicht wirklich dieselben Gelehrsamkeitsgrade und moralischen Karaktere wieder zum Vorscheine? Weissest du nicht selbst eben das, was schon Tausende vor dir gewust haben? Willst du nicht oft eben so, wie schon Tausende vor dir gewollt haben? Ist das nicht ganz so, wie mit deinem Körper, in dem auch Theile in Menge sich befinden, die schon Theile anderer Menschenkörper gewesen sind?"

Diese ganze Hinstellung der Sache passt nicht zu ihr. Erstlich können dieselben Körpertheile zu gleicher Zeit auch nur in einem und demselben Körper sein; als die Theile, welche mein Körper ietzt von andern hat, noch in andern Körpern waren, konnten sie nicht in ihm sein, und nun, da sie in ihm sind, können sie nicht auch zugleich in einem

andern sein. Ich habe aber Einsichten und Gesinnungen, die Millionen Menschen in diesem Augenblick mit mir zugleich haben; so, wie es auf der andern Seite Einsichten und Gesinnungen gibt, die, wenn sie einmal da gewesen sind, nie wieder zum Vorscheine kommen. Und dann — die Materie strebt wohl nach Form, aber die Form nicht nach Materie; wie kann der Menschengeist mit Form, und das, was er weis und will, oder die Masse seiner Einsichten und Gesinnungen, mit Materie verglichen werden, da die Einsichten und Gesinnungen nicht nach ihm streben, sondern er nach ihnen strebt? In der Vorstellung — die Form strebt nach Materie — liegt gar kein vernünftiger Sinn; da nun das Streben, das blos der Materie zukommt, auch blos dem Menschengeiste zukommt, so machte man ihn ja vielmehr zur Materie, und diese Vorstellung ist noch ungereimter.

„So betrachte das, was der Menschengeist mit seinen Einsichten und Gesinnungen gewirkt hat, als die Ueberreste von ihm, wie Asche und Staub die Ueberreste des Körpers sind. Er wird also in der That so wenig vernichtet, als der Körper."

Auch diese Vergleichung ist unpassend. Der Körper hinterläsft auch Fusstapfen, Lager, Zu-

rückdrückungen anderer Dinge, die ihm im Wege waren; erklärt man ſo etwas für Ueberreſte von ihm? Dis Alles vergeht ia wieder, ſein Staub aber vergeht nie; dieſer iſt ſein weſentlicher Ueberreſt. Alles, was ich mit meinen Einſichten und Geſinnungen bewirke, vergeht, wie meine Fusſtapfen, Lager und Drucke, die mein Körper macht; wo bliebe aber wohl ſo etwas Unvergängliches vom Geiſte, wie der Staub vom Körper, zurück, das ich für ſeinen wirklichen Ueberreſt erklären könnte. Es liefe alſo auf ieden Fall auf ſeine völlige Vernichtung hinaus, wenn er nicht im Tode daſſelbe bliebe, was er iſt, und in demſelben Zuſtande beharrte, in dem er iſt — denn daß er in irgend einen andern Zuſtand käme, oder irgend etwas Anderes würde, wie der zerſtäubende Körper, iſt auf keine Weiſe anzugeben; vernichtet aber wird er nicht, weil Nichts vernichtet wird — und ſo bleibt's erwieſen, daß er im Tode fortdaure.

„Sollte der Schlus — es wird Nichts vernichtet, folglich auch der Menſchengeiſt nicht — auch wohl ſo richtig ſein, wie du denkſt? Wovon iſt auſſer dem Menſchengeiſte die Rede? Iſts nicht von lauter körperlichen Dingen? So mag es immerhin wahr ſein, daß von dieſen keins ganz, oder

im eigentlichen Verstande, vernichtet werde; darf man vom Materiellen aufs Immaterielle, vom Sinnlichen aufs Uebersinnliche, schliessen? Vielleicht eben darum, weil Geist und Körper einander ganz entgegengesetzte Dinge sind, und die Körper nicht vernichtet werden, ist gerade der Geist der Vernichtung unterworfen . . . Offenbar lautet dein Schlus eigentlich so — in der ganzen phisischen Welt wird nichts vernichtet, folglich auch das moralische Wesen, der Menschengeist, nicht; kanst du ihn so verantworten? Ja, wenn du noch so schlössest — in der ganzen moralischen Welt wird Nichts vernichtet, folglich auch u. s. w. Wie? wenn ich dir meinen Schlus lieber empföhle — in der phisischen Welt wird nichts vernichtet, folglich wird der Menschengeist gewis vernichtet —?"

Mein Schlus soll ia auch nicht gelten als ein Schlus vom Gleichen aufs Ungleiche, sondern als ein Schlus vom Kleineren auf das Grössere. Wenn in der gesamten Erdenwelt nichts vernichtet wird, so wird noch weniger der Menschengeist vernichtet werden, der überall an ihrer Spitze steht — so schliesse ich eigentlich. Das Uebersinnliche am Menschen ruhet auf dem Sinnlichen, und ist also

das Gröſſere an ihm; wenn nun ſein Sinnliches, das auf ſolche Weiſe für ſein Ueberſinnliches da iſt, wenn der Körper nicht vernichtet wird, wie könnte für das Ueberſinnliche, für den Geiſt, Vernichtung zu fürchten ſein? Der Menſchengeiſt bildet ſich in der Sinnenwelt zur Weisheit und Tugend, wie in einer Schule, aus, und iſt alſo das Gröſſere gegen ſie; wenn nun in der Sinnenwelt, die ſolchergeſtalt für ihn da iſt — wie alle Schulen für die Schüler, die Schüler aber nicht für die Schulen, da ſind — nichts der Vernichtung unterworfen iſt, wie könnte der Menſchengeiſt der Vernichtung unterworfen ſein? Gegen dieſen Schluß nun iſt doch wohl nichts einzuwenden? Was aber den Einfall anbelangt, daß vielleicht eben darum, weil Geiſt und Körper einander ganz entgegengeſetzte Dinge wären, und die Körper nicht vernichtet würden, der Geiſt gerade der Vernichtung ausgeſetzt ſein möchte: ſo kommt mir dis eben ſo vor, als wenn Jemand ſpräche, daß vielleicht eben darum, weil Geiſt und Körper einander ganz entgegengeſetzte Dinge wären, und die Körper ſich nach unveränderlichen Geſetzen ausbildeten, die Ausbildungsgeſetze des Geiſtes veränderlich ſein möchten. Will man nicht endlich gar

auch so schliessen — weil Geist und Körper einander ganz entgegengesetzte Dinge sind, und die Körper wirklich existiren, so existirt der Geist wirklich nicht —? Mein Argument für die Fortdauer des Menschen im Tode von Seiten seiner höheren, übersinnlichen, geistigen Natur, welches ich daraus nehme, daß nichts vernichtet werde, steht also fest.

Woher nun diese Einrichtung der Welt, daß nichts in ihr vernichtet wird, daß die Formen nur zerstört werden, die Materie aber bleibt, und immer wieder nach neuen Formen hinstrebt und zu ihnen dient? Hier tritt der unschätzbare Gottesglaube nun noch hinzu, und gibt jenem Argument eine wahrhaftige Felsenfestigkeit. Mag auch die Materie von Ewigkeit her inneres Bestreben nach Form haben, so ists doch Gott, der die höchste Mannigfaltigkeit von Formen erfand, und der von Ewigkeit her die inneren Bestrebungen der Materie nach Form determinirt, und dadurch Schöpfer und Erhalter aller Dinge wird. Hat er sich nicht dadurch für einen Feind des Nichts erklärt?

Die Erde ist nicht ewig, denn sie ist ebenfals nur eine Form der ewigen Materie; alle auf ihr vorhandene Formen erschienen also auch irgend

einmal zum erstenmale. Dieses erste Erscheinen derselben insgesamt — wie soll ich es erklären? Dadurch, daß das innere Bestreben der Materie nach ihnen an sich schon dazu hinlänglich gewesen wäre? Warum ists denn ietzt nicht mehr hinlänglich dazu? Warum mus ietzt, wenn eine Form entstehen soll, eine andere gleichartige Form erst dazu beitragen? Auf solche Weise aber konnten die ersten Formen aller Art nicht entstehen, weil sie die ersten waren. Das Erscheinen derselben war also eigenes höheres Schöpferwerk. Gott brachte die erste Form aller Art hervor, theilte ihr die Kraft mit, Ihresgleichen zu generiren, und diese Generationskraft diesen wieder mitzutheilen, u. s. f., so, daß bei Hervorbringung neuer Formen ähnliche alte seine Stellvertreter auf immer wurden. Ich mag über diesen grossen Gegenstand des menschlichen Forschens nachdenken, wie ich will, so bringe ich nichts Vernünftigeres heraus. Welch ein allererklärtester Feind und Widersacher alles Nichts ist Gott also, der nicht nur das erste Erscheinen aller möglichen Formen, sondern auch bei der allgemeinen Formenvergänglichkeit ihr immerwährendes Wiedererscheinen auf die untrüglichste Weise beschickte!

Wie? und dieser Allschöpfer und Allwiederbringer, der, da er die Formen nicht ewig erhalten kann, doch unaufhörlich für Wiederentstehen derselben sorgt, sollte sein Herrlichstes auf Erden, den Menschengeist, der über alles Formenwerk erhaben ist, und mit dem sich Planeten und Sonnen nicht messen mögen, durch den Tod ins Nichts sinken lassen? Ihn kann er ja erhalten, denn solcher ist keine Form, und, wenn er auch ohne Körper nicht existiren kann, so liegt ja doch der Keim zum neuen Körper für ihn schon in dem alten, und entwickelt sich durch den Tod, sobald der grosse Allmächtige nur will; und das sollte dieser nicht wollen? So zeigte er, der erklärte Feind des Nichts, sich da, wo es auf die Hauptsache ankäme, als einen Liebhaber des Nichts, und widerspräche sich auf die Mistrauen und Unglauben gegen ihn erregendste Weise selbst.

„Keineswegs! Gott zeigt sich in Ansehung des Menschengeistes ebenso als einen Feind des Nichts, wie in Ansehung der gesamten Körperwelt, wenn auch jener gleich, wie sein Körper, vergeht. Kommen denn nicht mit neuen Menschenkörperformen auch immer wieder neue Menschengeister zum Vorscheine? Hier ist doch offenbar einerlei Erhaltungs-

ſiſtem, und, wenn Gott dadurch nicht zum Freunde des Nichts wird, daß er es in der Körperwelt befolgt, und ſtatt der vergehenden Formen wieder ähnliche erſcheinen läſſt, ſo iſt nicht einzuſehen, warum er zum Freunde des Nichts werden ſollte, wenn er es in in der überſinnlichen Welt befolgt, und ſtatt der vergehenden Menſchengeiſter wieder andere Menſchengeiſter auftreten läſſt."

Nicht? das wäre nicht auf der Stelle gleich einzuſehen? Dieſelben Menſchenkörper kann Gott, wie iede andere Form, nicht auf immer erhalten, und ſo genügt uns das Erhaltungsſiſtem der Körperwelt, vermöge deſſen immer andere Ihresgleichen wieder entſtehen; auch wird ia durch ihren Vergang keineswegs Nichts aus ihnen, ſondern ihr Urſtof bleibt doch übrig, geht wieder in andere Körper über, und trägt ſogar irgend einmal wieder zur Bildung anderer Menſchenkörper bei. Was für Urſtof bliebe aber vom Menſchengeiſte übrig, wenn er Vergang nähme? Iſt er denn eine Form, die, wenn ſie zerſtört würde, Materie nachlieſſe? Sein Vergang könnte nicht anders, als wie Vergang ins Nichts, gedacht werden. Und doch kann ihn Gott auf immer erhalten, wenn er nur will? So genügt uns in Betref ſeiner keineswegs ienes

Erhaltungssistem, vermöge dessen nur immer für andere Seinesgleichen wieder gesorgt würde. Dabei besteht Gott als ein Feind des Nichts, wenn in der Körperwelt blos dieselben Arten von Wesen bleiben; bleiben aber in der Geisterwelt nicht dieselben Einzelnen — geht da die Persönlichkeit verlohren — so ist Gott kein Feind, sondern ein Liebhaber des Nichts.

Wenn ich aber auch nur den geringsten Verdacht auf ihn werfen könnte, daß er dis sein möge, so müste ich mich selbst der Lästerung gegen ihn beschuldigen, und hübe alle Vernunftmässigkeit des Glaubens an ihn auf. Steht er nicht in seiner ganzen Erdenwelt, deren Bürger ich bin, als Schaffer im unübersehbarsten Umfange, als Erhalter so lange, wie nur möglich, und als immerwährender Wiederhervorbringer aus Trümmern und Ueberresten vor meinen Augen da? Wodurch wollte ich mich rechtfertigen, wenn ich auch nur den leisesten Zweifel an der ewigen Feindschaft dieses All- und Immerwirksamen gegen das Nichts hegte? Der Glaube an einen Gott aber, der ein Liebhaber des Nichts sein solle, wäre auch an sich gleich ein unvernünftiger Glaube. Man glaubte

alsdann an ein nicht allweises, nicht allheiliges, nicht allgütiges Wesen; denn wie sollten diese Eigenschaften und Nichtsliebe mit einander bestehen können? Man habe in der That den ganzen Begrif der Gottheit auf, und wäre nahe daran, einen Satan dafür hinzustellen.

Treue, unverbrüchlichste Treue meinem Glauben! Gott ist ein ewiger Feind des Nichts; er mus dis sein als ein Wesen, das lauter Vollkommenheit ist, und alle Vollkommenheiten in sich vereinigt — er hat sich aber auch auf das allerdeutlichste und allerfeierlichste dafür erklärt. Nichts wird vernichtet; nun, so werde auch Ich sterbend nicht vernichtet werden. Vernichtet aber wäre ich alsdann auf der Stelle, wenn ich nicht das bliebe, was ich bin; etwas Anderes kann ich nicht werden. Ich werde also Ich bleiben; meine Persönlichkeit kann fortdauern, und wird fortdauern — iedes Todes ungeachtet. Der grosse Feind des Nichts ists, in dessen Hand ich bin — o wie getrost kann ich dem Vergange der gesamten Sinnenwelt und den unaufhörlichen Umwandlungen in ihr zusehen! Wie unbekümmert kann ich über den Vergang meines eigenen Körpers sein — wie

triumfirend über seine endliche gänzliche Zerstäubung ewigen Zukünften für mich entgegenharren! — Ach, wie geht doch nichts über die Kraft der Gottesidee, wenn von Fortdauer im Tode die Rede ist!!!

## Zehnte Betrachtung.

## Gott
### als Vater der Geister.

Es ist noch eine von den beiden Betrachtungen übrig, welche sich gestern mir noch darüber darboten, daß die moralische Welt nicht Vergang nehmen könne; sie ist zugleich die letzte von allen, welche ich an der Hand der Religion über meine Fortdauer im Tode anzustellen hatte. Ich erwarte nicht weniger Viel von ihr; ia, es könnte sein, daß sie mir das Allermeiste reichte; so will ich ihr auch die höchste Anstrengung des Geistes widmen, deren ich fähig bin. — —

Mein Selbstgefühl überzeugt mich, daß die mit Haut und Fleisch bedeckte Gebeinzusammensetzung, oder die Körperform, welche man, wenn man sie sieht, Mich zu nennen pflegt, nicht Ich, oder mein wahres Selbst, sei. Das Denkende und Wollende darin bin Ich, und dis ist, wenn es auch gleich in iener materiellen Komposition und

Geſtalt denkt und will, und ohne ſie gar nicht denken und wollen könnte, doch keineswegs Einerlei mit ihr. Dis fühle ich bei iedem Schluſſe, den ich mache, bei iedem Vorſatze, den ich faſſe; ich bekümmere mich dabei gar nicht um ſie, und es fällt mir nicht eher ein, ihrer bewuſt zu werden, bis ich zufälligerweiſe ihre Bewegung verſpüre, oder ſie, um etwas zu bewirken, gebrauchen will.

Ebenſo überzeugt mich auch mein Selbſtbewuſtſein, daß Ich aller Veränderungen ungeachtet, die iene Form, die man fälſchlich Mich nennt, die aber nur mein Körper iſt, leidet, und aller Modifikationen ungeachtet, die ich durch die Vorſtellungen davon, und durch iede andere Vorſtellung von Zuſtänden auſſer mir, leide, immer daſſelbe Selbſt bleibe. Iſt mein Körper nicht in einer immerwährenden Verwandlung? Gibt er nicht unaufhörlich Theile von ſich? Nimmt er nicht unaufhörlich Theile in ſich auf? Dis verändert meine Ueberzeugungen nicht, verändert meine Geſinnungen nicht; ich nehme vielmehr nicht einmal Notiz davon, und ſo hat ſich mein Körper ſchon zu mehreren malen ganz und gar verändert, und ich bin immer Derſelbe geblieben. Alles, was mir ſeit der Zeit, daß ich mit vernünftigem Bewuſtſein

lebte, widerfaren iſt, weis ich noch, ſo bald es von einiger Wichtigkeit war; auch weis ich noch Alles, was ich von Wichtigkeit that; es iſt alſo ganz auſſer allem Zweifel für mich, daß ich Derſelbe bleibe.

Bis hieher geht Alles gut, wenn ich über mich nachdenke, und ich bin damit zufriden; wenn ich dann aber weiter gehe, und mich frage, was Ich wohl ſein möge, oder was Menſchengeiſt im Grunde bedeute, ſo wird mir nicht anders zu Muthe, als wenn ich mich überdächte und ausdächte. Ich gerathe an einen Graben, der zu breit iſt, an eine Mauer, die zu hoch iſt, in einen Nebel, der zu dick iſt — kurz, ich denke gar nichts mehr mit der geringſten Klarheit, ſondern verliehre mich in mich ſelbſt. Als einen leidigen Troſt habe ichs gehört, daß es Allen, die über Sich tiefer nachdachten, immer ebenſo gegangen ſei. Daß aber Tauſende darüber lachen, daß man deshalb weinen möchte, mag ihnen verziehen ſein; ich könnts mir nicht verzeihen. Wie iſt es möglich, daß man durch die Unmöglichkeit, in ſich ſelbſt einzudringen, und aus der Unwiſſenheit über ſich zu kommen, ſich zur Gleichgültigkeit gegen ſich ſelbſt, zur Geringſchätzung ſeiner höheren Natur, und zum leichtſinnigſten Verſchleudern eines ganzen für ihre Aus-

bildung beſtimmten Lebens verleiten laſſen, und auf den Gedanken gerathen könne, daß es mit dem Menſchen, wie mit allen moraliſchen Weſen überhaupt, nicht Viel auf ſich habe; ich fühle mich vielmehr gedrungen, daraus, daß es ſich ſo mit mir verhält, daß ich mir ſelbſt das gröſſeſte Geheimnis bin, und daß ich den dichten Schleier, der über mich gebreitet iſt, ſchlechterdings nicht aufheben kann, zu ſchlieſſen, daß es mit mir recht Viel auf ſich haben müſſe. Wahre Achtung gegen mich ſelbſt entſpringt daraus für mich, und während der Gefühle derſelben webet mich ein heiliges Ahnen der Unvergänglichkeit meines unbegreiflichen Selbſt, ſo wie der Unvergänglichkeit der ganzen moraliſchen Welt, an.

Es kommt dazu, daß ich bei allem Mislingen des Nachdenkens über die denkenden und wollenden Weſen doch eine gewiſſe Entdeckung mache, mit der ſich dann zwar auch alles Forſchen ſchlieſſt, die aber doch immer dabei wieder von neuem eintritt. So oft ich nehmlich dieſes Nachdenken verſuche, und wieder verſuche, finde ich immer, daß ich, wenn ich mein Selbſt denken will, nur ein unzertheilbares Eins denken, und gleichſam nur auf einen Punkt hin denken kann. Da iſt durchaus

nichts Zusammengesetztes, das ich in Gedanken aus einander nehmen, zergliedern, und so zergliedert und einzeln mir vorstellen könnte. Bei allen den Modifikationen, die das Selbst durch Ideen und Affekten unaufhörlich erhält, bei allen den mannigfaltigen Kräften, die ich ihm beilege, komme ich immer auf das einfache Eins zurück, das durch Ideen und Affekten modificirt wird, und dem ich die verschidenen Kräfte beilege. In ihm selbst wird dadurch nichts Verschidenes, nichts Trennbares; kurz, es bleibt beim Punkt, den ich dabei denke, und auf den ich dabei hindenke.

Wie dieses Ich Eins — das geistige Princip — das denkende, wollende und selbstthandelnde Etwas — die moralische Natur — die vernünftige Seele — entstehe, weis ich eben so wenig, als was es sei. Alles, was ich darüber aufbringen kann, ist, daß sich bei dem Menschen aus seiner Sinnlichkeit Vernunft entwickele; aber auch dis kann ich blos bewundern, und nicht erklären. Der Ursprung des Menschengeistes liegt in eben so unergründlichen Tiefen verborgen, wie sein Wesen selbst. Allerdings wird er fortgepflanzt, wie der Körper, auf dem er ruhet, und in dem er nur existiren kann — fortgepflanzt durch den Vater. Dieser ist der

Lebengeber, und das Leben, das er als Menschenvater gibt, enthält den Funken, der mit der Zeit zur Flamme wird — enthält das geistige Princip, das, weil es ein Ei einer Menschenmutter befruchtet, aus dem sich ein Körper mit der für selbiges gehörigen Organisation, ein Menschenkörper, entwickelt, auch gehörig gedeihen kann. Wie aber das Leben, das ein Menschenvater gibt, das geistige Princip enthalte, und wie dieses nur dann gedeihe, wenn es ein Ei einer Menschenmutter befruchtet, bleibt eben so unerklärbar, als was es an sich sei. Daß ich übrigens das Entstehen dieses Princips, oder des Menschengeistes, nicht als ein allmähliches Entstehen, sondern als ein Entstehen im Hui, mir denken mus, weil ich dabei nichts Zusammengesetztes, sondern blos etwas Einfaches, ein Eins, denken, und nur auf einen Punkt hin denken kann, bringt mich bei der ganzen Erklärung doch auch nicht weiter.

Ich mus mich also daran begnügen, daß der Menschengeist ein von aller Zusammensetzung freies Etwas sei; hieran kann ich mich aber auch zur Erreichung meines heutigen Zwecks recht wohl begnügen. Ein Argument mehr für seine Unzerstörbarkeit habe ich nun gefunden, und, wenn der

dichte Schleier, welcher über ſein Weſen gebreitet iſt, mich dieſe ſchon ahnen lies, ſo frage ich nun vollends mit hoher Herzhaftigkeit — wie kann ein Etwas zerſtört werden, das nicht zuſammengeſetzt iſt? Zerſtören heiſſt — die Theile, aus welchen ein Ding beſtand, ganz und gar wieder aus einander bringen, ſo, daß das Ding dadurch aufhören mus zu ſein.

Rette ich aber auch wirklich den Menſchengeiſt dadurch vom Vergange, wenn ich ſeine Unzerſtörbarkeit beweiſe? So ſei es, könnte man ſagen, daß er als ein Eins, als ein unzuſammengeſetztes Weſen, nicht zerſtört werden möge; iſt er nicht doch ein entſtandenes Weſen? Im Hui läſſeſt du ihn entſtanden ſein; im Hui wird er wieder Vergang haben.

Hier tritt dann nun die Belehrung des Selbſtbewuſtſeins zu Hülfe, daß mein Selbſt aller Veränderungen des Körpers und ſeiner Zuſtände ungeachtet Daſſelbe bleibe. Mein Körper iſt ſchon öfter ganz und gar ein anderer geworden, Ich aber bin noch immer Derſelbe; ſo wird mir auch ſein endlicher Vergang nicht ſchaden. Würde ich aber darauf zurückgewieſen — daß der Geiſt ohne Körper doch gar nicht exiſtiren könne, ſo ſchlieſſe ich

eben daraus, daß ich bis jetzt bei aller immerwährenden Vergänglichkeit des Körpers daſſelbe geiſtige Weſen blieb, daß doch etwas Unvergängliches in ihm ſein müſſe, welches der Grund der Unveränderlichkeit meines Selbſt iſt. Wie dieſes mir treu blieb, ſo wird es mir auch im Tode treu bleiben. Es iſt die feinere Organiſation, die bei der Zerſtörung der gröberen mein neuer Körper werden wird. Alſo folgt es gar nicht, daß der Menſchengeiſt, wie er im Hui entſtand, auch im Hui wieder Vergang haben müſſe; aus dem Vergange des Körpers folgts wenigſtens nicht. Allmacht müſte ſeinen Vergang bereiten; dieſe iſt aber in zu guten Händen, als daß ſie es verſuchen ſollte, und es iſt die Frage, ob auch ihr der Verſuch gelänge.

Statt zu unterſuchen, was die Allmacht könne, und was ſie nicht könne — denn auch ſie hat ihre Grenzen, wär's auch nur, daß ihr ſelbige die ſie begleitende Weisheit ſetzte — will ich nun lieber die Gottesidee, welche ſich ganz ungerufen mir hier darbietet, in meine Betrachtung darüber einweben, daß der Menſchengeiſt, als ſolcher, wie die überſinnliche Welt überhaupt, als ſolche, keinen Untergang haben könne.

Gott ist Vater der Geister . . . Man nennt freilich Gott auch mit Recht den Allvater; damit ist dann aber doch nur gemeint, daß er der Urheber aller Formen und Dinge sei, zu deren Hervorbringung er das Streben der Materie darnach determinirt. Nennt man ihn aber den Vater der Geister, so besagt dis etwas weit Höheres. Da wird er betrachtet als der oberste Geist, der in noch viel engerem Verstande der Ursprung der gesamten Geisterwelt ist. Da ist kein blosses Determinirtwerden der nach Form strebenden Materie durch ihn — denn hier ist weder Form, noch Materie — sondern da ist gerades Abstammen von ihm. Was dann aber gerade von Gott abstammt, das mus auch unvergänglich sein, wie er selbst unvergänglich ist.

Ach — hier, hier ist doch wohl der schönste Ruheplatz, welchen die Religion dem, der über sein Schicksal im Tode nachdenkt, bereitet. Auf ihm will ich noch weilen, und die letzten Stärkungen in Empfang nehmen, die der Gottesglaube dem Gläubigen an menschliche Fortdauer reicht.

Nun ist mir's sehr erklärbar, warum ich nicht erklären kann, was das in der Körperform, die man zur Ungebür Mich nennt, denkende und wol-

lende Etwas — mein Selbſt — der Menſchen-geiſt ſei; er und alle geiſtige Weſen gehören zur eigentlichen Familie Gottes, und ſind in aufſteigender gerader Linie mit Gott verwandt. Wer mag aber ſagen, was Gott ſei? Ewig wird mir Gott das gröſſeſte Geheimnis bleiben; ſo werde ich mir auch ewig ein Geheimnis ſein. Höret auf, ihr Philoſophen, über das Weſen eures Selbſt zu grübeln, oder gar abzuſprechen; ihr bringet doch weiter nichts heraus, als daß es ein Ding, ein Etwas ſei, das auf dem Körper throne, und mit den herrlichſten Kräften prange. Fragt man euch nach dem auf dem Körper thronenden Dinge, nach dem mit den herrlichſten Kräften prangenden Etwas weiter, ſo wiſſet ihr nicht Mehr, als wir; lieber machet doch alſo den Menſchen, euern Zeitgenoſſen und Nachkommen, ihr Selbſt, ihre höhere Natur, recht wichtig, und unterweiſet ſie in der beſten Art der Ausbildung der herrlichen Kräfte derſelben auf eine recht faßliche Weiſe. Dann, dann ſeid ihr Männer, die die Achtung der Mit- und Nachwelt verdienen.

Gott iſt Vater der Geiſter. Beim Entſtehen der Körper determinirt ſeine Allkraft nur das innere Streben der Materie, oder ihrer Urkräfte,

nach Form, und, geschieht das Entstehen der Körper durch Fortpflanzung, so geschieht es durch die Kraft, welche seine Allkraft in die Formen übergehen liess, die Materie zum Streben nach derselben Form zu determiniren; beim Entstehen der Geiste aber determinirt seine Allkraft ihr eigenes inneres Streben nach Hervorbringungen, die dann nicht anders, als ihm ähnlich, sein können. Auf dem Stern Erde ist der Menschengeist die Hervorbringung der Allkraft Gottes von dieser Art. Es sollten auf der Erde auch Wesen von göttlicher, d. h. geistiger, moralischer Natur sein. Dazu ward die erste Menschenkörperform von Gott organisirt, und sein Anhauch vollendete dann in ihr den Menschen. Das erste Menschenpaar bekam von ihm auch die Kraft, sich fortzupflanzen, an Menschenform und Menschengeist sich fortzupflanzen, und diese Kraft wieder ihren Gepflanzten oder Erzeugten, mitzutheilen, u. s. f. So pflanzen dann die Menschenmütter die Menschenform, die sinnliche Natur, fort, und die Menschenväter die übersinnliche Natur, den Menschengeist. Diesen ward das Vermögen auf eine unbegreifliche Weise zu Theile, Geber eines Lebens zu werden, das das geistige Princip enthält, und iene bekamen

das Ei, aus welchem ſich die dieſem Princip gemäſſe Organiſation auf nicht weniger unbegreifliche Weiſe zu entwickeln beginnt, ſo bald es von ſelbigem befruchtet wird. Die feinere Organiſation des Vaters gibt den Stof her, durch welchen das geiſtige Princip dem Ei der Mutter zugeführt wird, und die wonnevolle, eraltirende Erſchütterung des ganzen Nervenſiſtems, welche Beide, Mann und Weib, beim Zeugungsakt zugleich empfinden, kündigt das ſo eben geſchehende groſſe Unterſchöpfungswerk eines Menſchengeiſtes an.

So denke ich mir das Abſtammen meines Selbſt in aufſteigender gerader Linie von Gott, dem oberſten Geiſte. Ob auf andern Sternen das Fortpflanzungsſiſtem bei der Geiſterwelt daſelbſt vom groſſen Allgeiſte auch eingeführt ſei, weis ich nicht, und intereſſirt mich auch nicht; wär's aber nicht, ſo ſtammen die dortigen geiſtigen Weſen, wie die erſten Menſchengeiſter, geradezu von Gott ab. Ich, als Menſch, betrachte mich nun mit ganz beſondern Gefühlen in meiner eigentlichen Beſchaffenheit, und mein zweiſeitiges Weſen machte noch nie ſo heilige Eindrücke auf mich, als in dieſen Augenblicken. Mag es immerhin nun ſein, daß meine ſinnliche Natur

wahrhaftig thierischen Geschlechts ist; ist doch meine geistige Natur göttlichen Geschlechts. Noch mehr, als mich iene Vorstellung demüthigen kann, erhebt mich diese.

Wenn ich so mit voller Klarheit den Gedanken denke — ein Göttlicher bin Ich — so weis ich selbst nicht, wie mir werde, und nicht nur meine Sprache ist zu schwach, die Empfindungen, welche hierdurch mich überströmen, auszudrücken, sondern mein Herz ist sogar zu schwach, sie alle zu fassen. Ich schwebe in Freuden, gegen die alle andere Freuden nichts sind — ich schwebe in Achtung für mich selbst, die ich mit nichts weiter zu vergleichen weis, als mit einem nidrigeren Grade von Ehrfurcht gegen Gott — ich schwebe im Drange meiner innigsten Ueberzeugungen, nun auch ein göttliches Leben führen zu müssen, und meiner herzlichsten Vorsätze, ein solches Leben nun auch führen zu wollen — ich schwebe in Hofnungen und Zuversichten, deren eine immer reitzender ist, und immer fester Platz nimmt, als die andere. Alles, was die Erde hat, wird mir zu klein, um darüber leichtmüthig oder schwermüthig werden zu sollen; äuserliche Vorzüge rühren mich nicht mehr; Furcht vor Verlust, Aussicht auf Gewinn verlie-

ren alle ihre Triebfederkraft auf mich; das gesamte Gewirr des menschlichen Eifers, der nur auf das Sinnliche gerichtet ist, kommt mir wie ein blosses Spiel vor, das eine unzählige Schaar von Kindern um mich her mit thörichter Hitze treibt; die Erde selbst ist mir zu wenig, und der Tod auf ihr — gar nichts. Mich verlangt nach Mehr — ich fühle höhere Angelegenheiten für mich — aus meinem Innersten steigen grössere Wünsche und Erwartungen auf, die die allerlebendigste Ueberzeugung krönt, daß sie der Tod nicht vereitlen werde. Wie? ich Göttlicher sollte von Gott, ich Menschengeist vom Vater der Geister, je aufgegeben zu werden fürchten können?

Doch — an dieser Frage lasse ichs nun nicht bewenden. Meine sinnliche Natur ist thierischen Geschlechts; sie mus also vergehen, wie die ganze Thierwelt vergeht. Meine geistige Natur aber ist göttlichen Geschlechts; sie wird also nicht nur nicht vergehen, wie Gott nicht vergeht, sie kann auch nicht vergehen, sondern mus bleiben, ewig bleiben, wie Gott bleibt, ewig bleibt. Eingeschränkt wird sie immer sein, wenn ihre Schranken sich auch noch so erweiterten — denn

ſie iſt keine urſprüngliche, ſondern nur eine abſtammende Natur; unſterblich aber muß ſie ſein, weil ſie in gerader Linie vom unſterblichen oberſten Geiſte abſtammt. **Gott vermag nicht, ſie aufhören zu laſſen, weil nichts, was von ſeiner Natur iſt, je aufhören kann . . .**

Hiermit wäre dann auch, wenn es einen Satan, wie ihn die Alten zu Jeruſalem und zu Babel ſich dachten, wirklich gäbe, die Frage beantwortet, welche man ſo oft aufgeworfen hat — die Frage, wie Gott einen ſo böſen und ſeine Kräfte ſo ungeheuer misbrauchenden Geiſt ſo lange und immer noch fortdauern laſſen könne. Gott vermag ihn ſo wenig aufhören zu laſſen, als den Menſchengeiſt, oder irgend ein anderes moraliſches Weſen.

Nun bin ich dahin, wohin ich kommen muſte, um in meinem Glauben an meine Fortdauer im Tode ſo feſt zu ſtehen, daß mich nichts wieder zum Wanken bringen könnte. Damit fing ich alle meine Betrachtungen an, von dem Satze ging ich aus, daß der Menſch nicht nothwendig durch den Tod Vergang nehmen müſſe, und zeigte **die innere Mögli-**

keit seiner Fortdauer; damit schliesse ich nun meine Betrachtungen, auf den Satz hin ich gekommen, daß der Mensch nothwendig im Tode Bestand haben müsse, und habe **die innere Unmöglichkeit seiner Nichtfortdauer** gezeigt. War es nun wohl zu Viel, was ich von meiner letzten Betrachtung — Gott als Vater der Geister — erwartete? Ahnte ich nicht gleich mit Recht, daß sie mir wohl das Allermeiste reichen könnte?

Ohne Religion habe ich meine Reflexionen über den wichtigsten aller Gegenstände angehoben — mit Religion habe ich sie vollendet. Jetzt lagere ich mich beim Ziele, und kann nun um so ruhiger beide Wege, auf welchen ich dahin zu kommen suchte, übersehen, und um so richtiger sie schätzen. Es ist wahr, was die aufgehende Sonne an jenem zweiten Morgen der Zusammenreihung aller gefundenen Vernunftgründe für meine Fortdauer im Tode mir, da ich hinter dem Felsen hervorgetreten war, gleichsam zu sagen schien. „Wie Tag schon eher da war, als ich sie sah, wie aber erst vollkommener Tag ward, nachdem sie erschien: so glaubte ich zwar schon an Tag für mich

nach meiner letzten Nacht ohne Gott, als mir aber Gott erschien, glaubte ich noch vollkommener daran." Dis ist mein feierliches Bekenntnis, das ich zur Ehre der Religion ablege. Es ist unter allen Argumenten, welche ich ohne Gott für meine Fortdauer fand, kein einziges, das nicht, sobald die Gottesidee dazu kommt, noch weit mehr Beweiskraft erhielte; Manches derselben erhält sogar durch Hinzutritt dieser Idee erst die Beweiskraft, welche ich ihm vorher schon beilegte, und ich hatte es blos an sich für stärker gehalten, als es ist; auch ist nicht zu leugnen, daß die Gottesidee ihr ganz eigene Argumente für menschliche Fortdauer an die Hand gebe, die geradezu für sie entscheiden. Darum will ich der Religion nicht blos nachsagen, daß sie die Zuversicht auf die Gewisheit der iedem Gutgesinnten so über alles theuren Erwartungen stärke, sondern auch, daß sie sie in der That erst schaffe. Man möchte mir immerhin vorwerfen, daß ich mir auf solche Weise selbst widerspräche; dieser Vorwurf kann mir unter gewissen Umständen keine Schande sein.

Ich glaubte damals, als ich Gott noch nicht in die Sache mischte, schon so herzlich an ihn, wie

jetzt — dis ist wahr, zu meinem Troste wahr; ich kannte aber Atheisten genug, und so dachte ich, wie ich mir, wenn ich auch Einer von ihnen wäre, mein Schicksal im Tode vorstellen würde. Ich bin auch noch lebendig überzeugt, daß das, was ich auf solche Weise darüber herausgebracht habe, iedem vernünftigen Atheisten von grösseſter Wichtigkeit sein müsse, und daß man es zur Bekehrung solcher Atheisten, die zugleich keine Fortdauer für sich glauben, gar wohl gebrauchen könne. Da ich aber ein aufrichtiger Gottesverehrer bin, so trieb mich mein eigenes Herz an, an der Hand Gottes den Weg meiner Untersuchungen noch einmal zu machen, und nun werde ich mir, so lange ich lebe, darüber nie genug Glück wünschen zu können glauben, daß ich es gethan. Kein Wunder, daß ich sonst der Meinung war, die Beweise aus dem Gottesglauben für meine Fortdauer im Tode wären von der Art, daß man bei ihnen noch immer weiterer Nachfrage darüber bedürfe; wer hatte mir denn überhaupt Beweise für meine Fortdauer gegeben und aus einander gesetzt? war ich nicht blos zum Glauben an sie auf Lehrerwort gewöhnt worden? Jetzt aber, nachdem ich die Beweise aus der Gottesidee für sie gesamlet und mir deutlich ge-

macht habe, muste ich freilich auch ganz anderer Meinung werden. Ich glaube nun, daß das, was ich auf diesem Wege für meine Fortdauer herausgebracht habe, Zwingkraft zum Glauben an sie habe, und rathe daher, vor allen Dingen den Gottesglauben in Menschen aufzurichten, und dann zwar erst zu zeigen, was auch ohne ihn für Fortexistenz zu sagen sei, aber auch sogleich nachfolgen zu lassen, was mit ihm dafür zu sagen ist. O daß doch dis geschehen möchte! So würde der heillose Glaube an völliges Aufhören im Tode, und an den Tod als gänzliches Menschenfinal, der so viel Zerstörung in der moralischen Erdenwelt anrichtet, und das blos thierische Leben im allgemeinen Schwange und Schwunge in ihr erhält, immer mehr und mehr abnehmen, und dem veredelnden und beseligenden Glauben an Unsterblichkeit das Vernunftwesenfeld räumen.

Ich bin nun zur Ruhe, und danke jenen Philosophen, die mir meinen Jugendglauben an höhere Offenbarung benahmen, dafür, daß sie mich dadurch nöthigten, mein eigener Offenbarer zu werden. Nun glaube ich wirklich an meine Fortdauer im Tode; vorher bildete ich mir nur ein, daß ich an sie glaubte, und hatte nicht einmal deut-

liche Begriffe von ihr. Jetzt habe ich auch diese, und bin überhaupt über viel, sehr viel Gegenstände, auf die mich meine Untersuchungen bald geradezu, bald nebenzu, führten, durch Nachdenken darüber zu helleren, richtigeren und vollständigeren Vorstellungen gekommen. Ich erkläre die Zeit, welche ich auf beide Reihen meiner Betrachtungen verwendet habe, für die wohlangewendeteste Zeit meines Lebens. War ich während selbiger auch ganz unthätig, oft sogar unmuthig, besonders anfangs, so habe ich doch in ihr den Grund zu einer nun immerwährenden Heiterkeit und Wirkenslust gelegt, und sie wird die segensreichsten Einflüsse auf mein ganzes noch übriges Leben haben. Ich habe mir sorgfältig den Tag angemerkt, an welchem ich die grosse Untersuchung anfing; ihn und den heutigen, an welchem ich sie beschliesse, will ich jährlich feiern, auf das heiligste feiern am Grabe meines Vaters. Nun aber auch nie wieder eigentliche Untersuchungen über mein Schicksal im Tode; meine Vernunft hat ein- für allemal darüber entschieden — entschieden ihrem Karakter gemäs — entschieden durch Anwendung ihrer Denk- Urtheils- und Schlusgesetze auf die Betrachtungen

der Natur um mich her und meiner eigenen Natur — entschieden auf diese Weise erst **ohne** Gott, und dann **mit** Gott — — entschieden **zu meiner vollkommensten Beruhigung.** Mag über die Sache nun weiter geschrieben werden, was da will — von mir bleibts ungelesen; auch Andere sollen mich nicht wieder ins Spekulationsleben zurückbringen — wer war ich in selbigem? und so ein unsäter, thatenleerer Zustand sollte fortdauern, oder nach kurzen Zwischenräumen immer wieder eintreten? Nein, man mus endlich aufhören, zu spekuliren, und — im Glauben thun. Dis ist meine wahre Erdenbestimmung, und sie will ich nun aus allen Kräften betreiben. Zurück nun mit mir zur menschlichen Gesellschaft, heiter und rüstig zu ihr zurück, aber — vorher erst noch einmal aus Vatergrab!

* * *

Nun, Heiliger — in Licht und Recht schon Wandelnder — unter allen Wesen nach dem grossen Urwesen mir theuerstes, ehrwürdigstes Wesen — Vater — nun hat dein Sohn vollbracht,

vollbracht sein gröſſestes Erkennen hierniden. Las mich Dir etwas sagen, wenn Du's auch nicht vernimmst — es thut meinem Herzen so wohl, daß ich's Dir sagen kann; las michs Dir sagen mit kindlicher Freimüthigkeit — hier, wo deine gröbere Organisation sich immer mehr und mehr zum Staube auflöset! Den Vorzug mus ich Dir lassen, daß Du schon wissest, was ich blos noch glaube; aber — Vater, Vater, als Du auch noch im Lande des Glaubens wohntest, wie ich noch darin wohne, da, da hast Du gewis nicht herzlicher an das Land des Wissens geglaubt, als ich. Ich darf mich Dir als ehemaligem Gläubigen mit hohem Muth zur Seite stellen; dein Glaube war blosser Glaube, so weit sich aber das Glauben dem Wissen nähern kann, so weit nähert sich diesem mein Glaube. Im Geiste bin ich schon bei Dir; komme ich aber einst wirklich zu Dir, wie wirst Du es billigen, daß ich deinen Weg zum Glauben verlies, und meinen eigenen Weg einschlug! Darauf, darauf freue ich mich schon mit kindlicher Ehrfurcht. Du sollst aber deinen Sohn nicht blos als einen gewesenen Gläubigen empfangen, der es durch Nachdenken ward, sondern auch als einen Mann, der, sobald er wahr-

haftig glaubte, im Glauben auch so edelthätig war, wie Du. Ich will gewis im Wirken so wenig hinter Dir zurückbleiben, als im Glauben — dis schwöre ich Dir heute nun an deiner stillen Gruft, um die her die Sommerblumen schon dahin sind, wie Du. Kannst Du mich als erscheinender Schatten nicht im Guten stärken, so soll doch mein Gedanke an Dich mich immer darin stärken. Vollbracht habe ich mein Erkennen, nun will ich noch eifrig betreiben mein Thun. Ja, das will ich bis zum letzten Krafttage, und, habe ich dann noch still gedacht — nun vollbracht auch mein Thun! — dann, Vater, dann zu Dir auf den immer lichten und überall frommen Stern, und dann, dann, dann Sonnenheil, Gottesheil mir, wie Dir!

# Elpizons Leben

von dem Tage an,

an welchem er sich am Vatergrabe

## als Gläubiger

die Weihe zum Thun gab.

Blos durch sittiges Erbfolgerecht besas Elpizon ein schönes Rittergut, das seine Vorfaren mehrere Jahrhunderte hindurch besessen hatten. Als ein junger Mann von Kopf und Herz, verstand er sich darauf, über einen so sonderbaren Schicksalsvorzug, den er vor Tausenden hatte, richtig zu urtheilen. Es fiel ihm nicht ein, zu glauben, daß er Heiligenhain in einem vergangenen Leben schon vorverdient habe, noch fiel ihm ein, solches in einem künftigen Leben erst nachverdienen zu wollen; sondern er bestand von jeher bei sich selbst

darauf, daß er es erſt noch zu verdienen, und ſchon auf der Erde, weil's ein Erdengut wäre, zu verdienen ſuchen müſſe. Für die nichtswürdigſten Menſchen erklärte er alle Adeliche und Nichtadeliche, die auf einem Erbgute ſäſſen, um nur zu jagen, zu ſpielen und zu ſchwelgen. Dazu hatte ihn ſein braver Vater verleitet, der von allen angebornen Geſelſchaftsvorrechten mit einer ſehr gleichgültigen Mine gegen ihn zu ſprechen pflegte, und, ob er gleich einen geſtickten Stern trug, ſich einſt in vollem Eifer Rock und Weſte aufriß, und zu ihm ſprach — hier linker Hand unterm Latz ſchlägt und prangt mein wahrer Stern; Elpizon aber würde bei der übrigen vernünftigen Bildung, welche er erhielt, auch aus ſich ſelbſt darauf gekommen ſein.

Jetzt nun, da er ſeinen Glauben an ſeine Fortdauer im Tode, wo es um alle Rittergüter auf Erden geſchehen iſt, vollendet hatte — ietzt, da er in dieſem Glauben zu thun ſich ſo feierlich entſchloſſen hatte, war ſein ganzes Sorgen noch dreimal mehr darauf gerichtet, ſein zufälligerweiſe ererbtes Rittergut erſt noch zu verdienen. Dazu muſte er nun einen Plan machen; der Plan dazu war aber eben ſo ſchnell gemacht, als das Gefühl

seiner Verbindlichkeit dazu stark und lebhaft war. Noch am Abend desselben Tags, an welchem er am Vatergrabe sich nun zum Thun geweihet hatte, stand selbiger vor ihm, und blieb vor ihm stehen — aller Einreden seiner Verwandten und Freunde ungeachtet.

Der junge Weise war von einer der ältesten und angesehensten Rittersamilien im Vaterlande, und die Ersten des vaterländischen Hofes waren seine fernen und nahen Vettern. Er hatte dabei einen Reichthum von den nützlichsten Kentnissen aller Art, und war von dieser Seite so bekannt, wie von Seiten seines Stammbaums. Nur ein Wort durfte er sprechen, nur ein begehrendes Zeichen durfte er geben, so war für die glänzendste Karriere gesorgt, die er nur machen konnte.

Ob ich sie mache? fragte er sich in aller Stille, als er vom väterlichen Grabe zurückkam.

Nein, antwortete er entschlossen, ich mache sie nicht. Mein Rittergut will ich verdienen, setzte er hinzu, sonst wäre ich nicht werth, daß ichs hätte; aber — ich will das Rittergut verdienen auf dem Rittergute selbst.

Dabei blieb er. Kaum hatte er sich's gegen seine Kousins und Kousinen, Onkels und Tanten

merken lassen, so ward erst darüber ihm freundvetterliche Vorstellung, und, als diese nicht fruchten wollte, unfreundlichvetterlicher Sturm auf ihn, getban; er beharrte aber dabei, daß er, da er sein Rittergut schlechterdings erst verdienen müsse, das Rittergut auf dem Rittergute selbst verdienen wolle.

Unter Allen, die ihn über sein Projekt zur Rede zu stellen sich verpflichtet glaubten, hatte ein Grosonkel, der das Orakel seiner Familie und ein jubilirter Minister war, die Ehre allein, ausfürlicher von ihm widerlegt zu werden. Dieser schilderte ihm den Glanz des Hoflebens, erhub den besseren Menschenzirkel in grossen Residenzen, und neckte ihn nebenbei auch mit einigen Rittern im Lande, die auf ihren Gütern wie wahre Dorfjunker lebten. Besonders aber ergrif er ihn bei seiner so soliden und männlichen Seelenstimmung zum Thun, und zeigte ihm, daß ein junger Mann von seinen Kräften und von seinem Willen in einen grösseren Wirkungskreis gehöre, und nach einer höheren Gemeinnützigkeit lüstern sein müsse. Dis gibt dann, setzte er hinzu, auch mehr Ehre beim Leben, und mehr Nachruhm in der vaterländischen Chronick, und — dabei legte er die Hand sanft auf seine

Bruſt — vorher noch einen ſo ſelbſtzufriedenen Abend, wie der meinige iſt.

„Man vermiſche mich nicht, erwiederte der junge Unbewegliche, mit jenen Junkern, die, ſtumpf an Kopf und Herz, die Schande der Ritterſchaft ſind, und die auf ihren Gütern völlig verbauern; dieſe ſind das eine Extrem. Das andere Extrem ſind ſolche Ritter, die, entfernt von ihren Gütern, ſich weiter nicht um ſie bekümmern, als daß ſie ſich die Einkünfte derſelben auf den Tag, oder, wenn's ſein kann, noch vorher, nachſchicken laſſen, um ſie im Geräuſch der groſſen Welt zu verzehren, und daß ſie wohl gar auf allen möglichen Bauerndruck raffiniren, um den Pachtern noch immer höhere Anſchläge machen zu können. Wie ich zu jenen nicht gehören mag, ſo auch nicht zu dieſen. Ich bleibe auf meinem Gute, und will da leben als ein ächter Rittersmann. Welch ein goldener Vorzug, ein eigenes groſſes ſchuldenfreies Gut zu haben! wie wäre es möglich, daß ich von Allem, was es mir anbietet, nichts ſchätzbar finden, nichts wirklich ziehen und ſchöpfen wollte, als — das bloſſe Geld? Die Unabhängigkeit, in der ich da mich befinde — wiegt ſie nicht alle Renten auf? Ein freier Ritter kann ich ſein, und wollt's nicht

sein? Von den Launen Höherer wollte ich abhangen — der Kabale an den Höfen wollte ich mich aussetzen — auf mein Selbsthandeln, auf Thun und Lassen nach meinem eigenen Geschmack, nach meinen eigenen Grundsätzen und Ueberzeugungen, wollte ich Verzicht thun — — und dis Alles ohne Noth? Nein, an iedem Morgen will ich mich lieber von neuem immer wieder auf meinem Gute selig dafür preisen, daß ich so zu thun nicht nöthig habe. Den Glanz des Hoflebens könnte ich ia doch dabei zuweilen geniessen, wenn ich wollte, und es bleibt mir unverwehrt, dann und wann auf einige Tage zur Residenz zu kommen. Den besseren Zirkel von Menschen aber, den ich in dieser finde, kann ich ebenfals im Kleinen — die Menge machts ia nicht aus, sondern die engere Wahl — auf mein Gut verpflanzen, so oft ich will. Die Weisen und Edlen reisen gern aufs Land, und sind, wenn sie freudige Aufnahme da finden, noch holdere Unterhalter, als in ihren städtischen Klubs. Was aber den grössern Wirkungskreis betrift, in den ich, wie es heisst, gehören soll, so will mir auch dis aus mehrern Gründen nicht in den Kopf. Man kann in einem kleineren Wirkungskreise oft Mehr in der

That bewirken, als in einem noch so grossen. Die angebliche Gemeinnützigkeit aufs Allgemeine hin ist häufig eine blos eingebildete und gewollte; aufs Besondere hin richtet sie sich gewisser und mit zuverlässigerem Erfolg. Mit dem kleinern Wirkungskreise auf meinem Rittergute ist dis glücklicherweise ganz der Fall. Was da zu bewirken ist, das kann ich bewirken, ohne daß mir Andere dabei in den Weg treten; es werde — darf ich nur wirksam sprechen, so wirds gewiß, und wird völlig so, wie ich will. Ist denn auch mein Wirkungskreis da in der That so klein, wie man ihn angibt? O wie viel Verbesserungen, neue Anlagen und vernünftige Versuche kann ich da noch machen, indem meine Vorfaren mir noch genug zu thun übrig gelassen haben! Und — wenn ich für das Beste meines ganzen Dorfs wirksam bin, so wirke ich ja auch doch aufs Allgemeine hin. Machen denn nicht funfzig Familien — mehr, als vier hundert Menschen — schon ein ganz artiges Ganzes aus? Meinen Vorfaren hats leider an Sinn für ihre Dorfeinsassen ganz und gar gefehlt, die sie gleichsam zu ihrem Gute mitrechneten, und wie Leibeigene behandelten; und, wenn auch mein Vater endlich einmal als der Ritter mit Rittersinn für

sie erschien, so kann ich doch auf dem bloßen Grunde, den er erst zu ihrer Beglückung legen konnte, noch lange, lange, noch hoch, hoch fortbauen. Dis will ich eben; dazu bin ich verpflichtet. Ehe ich daran denken darf, Glückseligkeit über das Ganze des Vaterlandes verbreiten helfen zu wollen, mag ich nur erst einen Theil desselben, den mir Gott ausdrücklich dazu angewiesen hat, meine Dorfgemeinheit, meine vierhundert mir anvertrauten und anbefohlnen Menschen, glücklich machen. Diese sind mir die Nächsten; mit ihnen stehe ich im engsten Verhältnis. Es wäre ja sonderbar, wenn ich sie verlassen, und in ein weiteres Verhältnis eingehen wollte; nicht sonderbar blos wär's, sondern auch undankbar gegen die Provideuz. Gefällt mir's, daß ich so ein schönes Mittergut bekam, so muß ich auch einsehen, daß ichs nicht blos bekam, um davon starke Revenüen zu ziehen, sondern auch, um die daselbst von mir abhangende Menschenmenge in einen so zufridenen Zustand, als möglich, zu versetzen. Noch schwebt allen meinen Bauern mein Grosvater in schaudervollem Angedenken, der gar ein General war, hundert Meilen von ihnen sein Standquartier hatte, und nur jährlich einmal aufs Gut kam, um die schön-

ſten Jünglinge halb mit Liſt, halb mit Gewalt, unter ſein Regiment zu ſtecken. Soll ich nicht etwa auch militäriſche Staatsdienſte gar ſuchen? Nein, ſowohl dieſe, als alle andere, mögen ſolche Ritter ſuchen, die aus zahlreichen Familien ſtammen, und daher auch kein eigenes Rittergut haben, ſondern nur Lehensſtamm ziehen. Ihrer gibts die Menge und die Fülle, folglich wirds nie an Männern fehlen, die für den angeblichen gröſſeren Wirkungskreis eigentlich gehören; und, wenn dann ſolche Rittersmänner auf ihren hohen Staatspoſten ihre Schuldigkeit gehörig thun, und die Güter beſitzenden Ritter auf ihren Gütern gleichfals ihre Schuldigkeit thun — dann, dann, lieber Grosonkel, iſt der Staat ganz beſorgt. Ich will die meinige auf meinem Gute thun, und mich dabei glücklicher, als unſer Herzog, fühlen; ich kann in meinem Dorfe Mehr leiſten und zu Stande bringen, als er in ſeinem groſſen Herzogthum. Ob ich dann dafür einmal in der vaterländiſchen Chronik mit hohem Nachruhm prange, oder nicht; in meiner ungeſchriebenen Dorfchronik werde ichs deſto gewiſſer, und die mündliche Ueberlieferung davon, daß ich ein menſchlicher Ritter war, wird ſich von Kindeskindern zu Kindeskin-

dern in ganz Heiligenhain fortpflanzen. Auch wird dann ebenfals vorher noch ein eben so selbst zufridener Lebensabend mir zu Theile werden, wie der meines gnädigen Grosonkels sein soll — zu dem ich übrigens von Herzen Glück wünsche."

Als Elpizons Verwandten insgesamt sahen, daß er von seinem entworfenen Lebensplane nicht abzubringen sei, wurden sie kalt gegen ihn; Viele von ihnen zogen sich ganz von ihm, als von einem jungen Manne, zurück, der kein ritterliches Ehrgefühl habe, und zwischen seinen Zäunen versauern wolle. Es war schon empörend für sie, daß er auf die Grille gerathen wäre, als ein geborner Ritter und als ein Ritter von sechzehen Ahnen sich noch verbunden zu fühlen, sein rechtmäßig ererbtes Rittergut erst noch verdienen zu wollen; ganz unerträglich aber war ihnen vollends die Fratze, daß er es auf dem Rittergute selbst durch Beglückung seiner Bauern verdienen wollte. Sein alter Grosonkel glaubte den rechten Punkt zu treffen, und schob die Schuld von seinen empfindsamen und humanen Grillen und Fratzen auf die Art von Lektüre, welche er getrieben, da es dann leider bekannt genug sei, daß die Impertinenz und der Frevel gegen den Adel und überhaupt gegen Geburtsbe-

vorzugte seit einiger Zeit in öffentlichen Schriften aufs Höchste stiege.

Elpizon glaubte seinen Grundsätzen gemäs an solchen Verwandten wenig zu verliehren, und tröstete sich damit, daß er ihre Stellen mit der Zeit durch ihm nicht zugehörne, mit ihm aber simpathisirende Freunde wohl besetzen wolle. Das Erste, was er ietzt that, war, daß er nicht nur seinem Pachter, der noch ein Jahr zu sitzen hatte, den Kontrakt nicht erneuerte, sondern selbigen auch für das letzte Jahr reichlich entschädigte, damit er auf der Stelle freie Hand bekäme. Er hatte überhaupt eine unüberwindliche Abneigung gegen die ganze Pachterzunft, weil er unter ihr nur selten humandenkende Männer gefunden, und sie deshalb für die wahre Bauerngeissel hielt. Lebte er ietzt, und sähe den Wucher mit an, welchen sie durch Aufschütten und Fortschleppen des Getraides treiben, so würde er sie für die wahre Bauern- und Bürgergeissel zugleich halten. Er sah aber auch ein, daß ein Dorfbesitzer unmöglich gemeinnützige Abänderungen und Einrichtungen machen könne, so bald sein Pachter ihm immer gegenüber stände, und die Hand mit dem geschlossenen Kontrakt hoch in die Höhe hielte. Zu gutem Glück konnte der Pachter

von Heiligenhain gleich wieder in eine andere Pacht eintreten, und so zog er mit dem erhaltenen Entschädigungsquantum um so zufriedener ab. An seinem Abzugstage brachten die Bauern ihrem Ritter dafür ein Vivat, daß er ihnen den Blutigel abgenommen, der, so dick er sich auch an ihnen gesogen, doch nicht von selbst hätte abfallen wollen. Er beschied die sämtlichen Familienväter auf einen Sonntagsnachmittag zu sich, und machte ihnen da seinen Vortrag.

„Viele von euch könnten freilich meine Väter sein — das thut aber nichts zur Sache; so jung ich noch bin, so will ich doch als Vater an euch handeln. Heiligenhain ist zwar mein, weil es meinem seligen Vater gehörte; doch will ich es erst noch unter euch und an euch zu verdienen suchen. Noch kenne ich es nur oberflächlich; so viel weis ich jedoch schon davon, daß es nicht nur mir, sondern auch euch insgesamt, daselbst wohlgehen könne, sobald wir zusammen wollen. Ich muß freilich zuerst wollen. Meine Vorfaren bis auf meinen Vater wollten bloß, daß es ihnen hier wohl ginge; für sie muste der Einsassen und ihrer Thiere Schweis fliessen, für sie musten ihre Kinder schon Botschaft laufen, und, wenn sie ih-

nen dann jährlich bei Ueberbringung des Erndtekranzes einen hungrigen Schmaus gaben, dachten die gnädigen Herren wunder, was sie thäten. Ihrer Meinung nach wär's dem lieben Gott gar nicht eingefallen, Kothsassen zu schaffen, wenns keine Ritter gäbe, und das ganze Revier von Heiligenhain, glaubten sie, würde von der Natur nicht zu trockenem und bewohnbarem Lande, sondern zu einem stinkenden See, bestimmt worden sein, wenn die Familie von E. nicht da hätte nisten sollen. Mein Vater dachte zuerst vernünftiger über die Sache, und menschlicher gegen euch; sein Geist beseelt auch mich. Lasst sein Grab euch so heilig sein, wie es mir ist; ihr habt ihm auch Viel zu danken. Da er aber in Verbindungen stand, die ihn oft auf lange Zeit von hier entfernt hielten, so konnte er euch auch bei weitem nicht wohlthätig genug werden, und schon der einzige Umstand, daß er deshalb sein Gut an einen Pachter überlassen muste, machte ihm sehr wesentliche Verbesserungen eurer Lage unmöglich. Daß ich meinen festen Entschlus, unter euch ganz zu leben, zur Ausführung bringe, muste euch schon eine gute Vorbedeutung sein; den seitherigen Pachter habt ihr abziehen gesehen, und nie sollt ihr einen andern wieder

anziehen ſehen — dis Wort, das ich halte, mus euch noch mehr mit Hofnung und Freude auf eure Zukunft erfüllen. Solls aber wirklich nicht nur mir, ſondern auch euch, hier wohlgehen, ſo iſts nicht genug, daß ich es will, ſondern ihr müſſets auch wollen. Ich werde mir unter euch drei erfarne noch einmal ſo Alte, als ich bin, die aber noch bei guten Kräften ſind, ausſuchen, um mit ihnen Alles nach und nach zu beſprechen. Wodurch euch in der Hauptſache zu helfen ſei, weis ich zwar, ohne daß man mir es erſt ſage; ich könnte aber doch manchen Vortheil von Belang, der euch zu ſtiften wäre, überſehen, und ſo ſollen dieſe mir auch Vorſchläge thun dürfen, und mögen allenfalls auch die Abgeordneten ſein, durch welche die Gemeine ihre Wünſche an mich bringt. Von ihnen verſpreche ich mir dann aber auch Treue und Redlichkeit, ſo, wie ich von euch Allen Billigkeit in Forderungen und Genügſamkeit erwarte. Ihr kennet meinen alten Förſter; er weis alle meine Gerechtſame aufs Haar, und es würde euch alſo nichts helfen, wenn ihr in eurem Begehren zu weit ginget, und euch Freiheiten und Beſitzſtände zueignetet, die ihr nicht hättet. Ihr brauchet euch aber deshalb vor ihm auch nicht zu fürchten, als

wenn er der Mann sein würde, der alles Gute, das ich verhätte, durch Eifer für das sogenannte herrschaftliche Interesse oder Beste wieder rückgängig machte; noch kennt ihr mich nicht genug, sonst würde ich euch dergleichen Furcht kaum verzeihen. Ich werde ihn gegen euch, und euch gegen ihn hören, und mir auch von einem noch so treuen Diener keine Vorschriften machen lassen; verlasset euch auf mein Herz, bei welchem das allgemeine Beste eigenes besonderes Bestes überwiegt. Leider aber sagt man es noch vielen Landgemeinen in unserem Herzogthume nach, daß sie sich zu neuen Einrichtungen, wenn sie ihnen auch noch so heilsam wären, gar nicht, oder doch nur schwer, bewegen und bereden liessen, und zwar blos aus Anhänglichkeit an alte Gewohnheiten und Gebräuche, die im Grunde doch nur aus Vorurtheilen entstanden sind; ja, wenn ich nicht irre, so hat mein Vater selbst bei mehr, als einer Gelegenheit, deshalb auch über euch geklagt. Ich sag's euch als ein ehrlicher Rittersmann vorher, wie Alles kommen würde, wenn ihr's mit mir so machtet. Wie ich ohne euch nichts für euch unternehmen werde — wie ich auf eure Einwendungen gegen meine Vorschläge so ernsthaft und freundlich hören werde,

als auf eure eigenen Vorschläge: so würde ich auch, wenn der Fall einträte, daß ihr euch zur Annahme einer neuen Einrichtung, welche offenbar zu meinem Schaden und zu eurem Nutzen wäre, nicht bequemen wolltet, fest auf meinen Kopf bestehen, und doch nicht eher nachlassen, bis ihr euch dazu bequemt hättet. Warum wolltet ihr mir also das Gute für euch blos schwerer, und das Leben dadurch sauer machen, das ich mir als euer entschlossener Beglücker unter euch so süs denke? Ginget ihr aber bis zur Halsstarrigkeit, und verfolgtet den Gedanken — „unser Herzog ist doch Mehr, wie unser Edelmann" — mit Beharrlichkeit bis zur Ausführung: so trennt mich der erste Proces, den ihr gegen mich, als euren feinwollenden Wohlthäter, anhebet, von euch, und ich setze euch wieder einen Pachter auf den Nacken ganz nach dem Kontralte und auf dem Fusse, auf welchem der eben abgezogene stand. Dann würdet ihr an das Vivat mit Thränen zurückdenken, das ihr mir am Tage seines Abzugs brachtet, und eure spätesten Nachkommen würden euch noch vor Gott deshalb anklagen, daß ihr die Gelegenheit undankbar mit Füssen von euch gestossen hättet.

welche euch seine Vorsehung darbot, ihre ganze Lage zu verbessern."

Hierauf blickte Elpizon gen Himmel, und hub dazu die gewöhnlichen drei Finger auf, als wenn er schwüre, reichte nach einer Weile seine rechte Hand hin, rief die drei Auserwählten hervor, daß sie sie im Nahmen Aller von ihm annähmen, und setzte hinzu — dis sei euch die Bürgschaft dafür, daß ich gewis so thäte, wenn ihr mich mit Undank belohnen könntet. Unstreitig machte er hierdurch den erschütterndsten Eindruck auf die ganze Gemeine, so, wie die Bedrohung mit einem neuen Pachter überhaupt schon heftig auf sie gewirkt hatte. Freudig eilten die drei Auserwählten, als er sie bei Nahmen rief, auf ihn zu, nahmen, sich hochgeehrt fühlend, seine drohende Hand an, und drückten sie herzlich; sie wünschten ihm langes Leben, und versprachen, ihm dasselbe durch Folgsamkeit und Dankbarkeit aller Art zu versüssen. Die ganze Gemeine stimmte ein.

Dem Pachter zu Heiligenhain waren seither, wie in dasiger Gegend Sitte, die Dorfsassen mit Leib und Seele mitverpachtet gewesen. Ihre Frohn- Hand- und Fusdienste durften sie ihm nun wohl nicht schuldig bleiben, und blieben sie ihm

auch in der That aus Knechtschaftssinn, der ihnen, wenn auch nicht schon mit der Muttermilch eingeflösst, doch hernach mit der Verwalterkarbatsche und mit dem Vogtknotenstocke eingepeitscht und eingebläuet ward, nicht leicht schuldig; mit den baaren Gefällen aber waren sie aus Armut, die eben iene Knechtsdienste verursachten, meistentheils in Rest, und der Pachter sah dann das Lauer ab, zu welcher Zeit und unter welchen Umständen er am besten durch Exekution, die ihm auch mitverpachtet war, zu dem Seinigen käme. Als nun ietzt der Pachter ausser der Zeit abgezogen war, hatte er dem Gutsherrn, der die letztmögliche Exekution nicht verstatten wollen, die Erbzins- und andere Gefällreste statt baaren Geldes angerechnet, und Elpizon hatte sich die exekutive Beitreibung derselben vorbehalten. Das Erste also, was mit den drei Auserwählten abgeredet ward, war, daß diese Reste unverzüglich und bei Vermeidung strackter Exekution an den Ritter zu Heiligenhain, der sie nun zu fordern habe, abgeliefert würden. Die sämtlichen Schuldner verstanden sich dazu, und baten blos um vierzehen Tage Zahlungsfrist. So war's recht für den Ritter. Er gab sogleich eine Quitung darüber, daß Alles bezahlt wäre. So

war's recht für die Gemeine. Sie war nun völlig gewonnen, und der Ritter mochte Plane machen, welche er wollte, sie waren alle schon männiglich eingeleitet. Einstweilig ward durch die drei Auserwählten der Gemeine bekannt gemacht, daß sie unter Aufsicht derselben nach, wie vor, alles seither Schuldige zu thun habe, was zur Aufrechterhaltung der ganzen Oekonomie des Ritterguts nöthig sei, bis der Ritter von einer unumgänglichnothwendigen Reise, die aber seine erste und letzte Reise von Belang sein sollte, zurückkäme. Diese Reise ging zur Braut, die ihm in einem Traume erschienen war.

Elpizon hatte die Wahl unter allen Rittertöchtern im Herzogthum, wie er mit der Zeit die Wahl unter allen Staatsstellen daselbst gehabt haben würde, wenn er gewollt hätte. Mehrere derselben waren ihm von seinen Verwandten, während daß sie ihm seinen auf ländliche Obskurität abzweckenden Plan auszureden suchten, in Vorschlag gebracht worden; da es dabei aber immer auf erhabenere Hofchargen, wozu er sich durch mächtige Verbindungen den Weg bequemer machen sollte, angesehen war, so hatte er alle dergleichen Anträge von der Hand gewiesen. Spöttisch hat-

ten ſie ihm dann wohl bald dieſes, bald jenes Dorffräulein empfohlen, deren Väter ihren Kindern landkundig eine halbbäueriſche Erziehung gaben; worauf er blos erwiedert, daß er ſich ſeine Gattin wohl ſelbſt ausſuchen wolle. Sein Großonkel hatte ihm ſogar ſeine Furcht zu erkennen gegeben, daß er, da er einmal auf die glänzenderen Vorzüge ſeines Standes nicht halte, auch noch dazu unter ſeinem Stande ſich vermählen, und das altadeliche Familienblut mit bürgerlichem Geblüt verunreinigen könnte. Gerade, als dis geſchah, befand er ſich bei demſelben auf ſeinem Gartenhauſe, und war ſchon in Begrif, ihm die verdiente Antwort darauf zu geben, als er ein weibliches Gemählde erblickte, das ſeine ganze Aufmerkſamkeit auf ſich zog. Er fragte, wer dieſes Frauenzimmer ſei, und ſein Großonkel benutzte die Gelegenheit, ihm manche Sottiſe zu ſagen. „Sie könnte, ſprach er unter andern, auch ietzt eine glänzende Rolle in der Welt ſpielen, wenn ſie nicht eine empfindſame Närrin wäre; Alles war ſchon richtig, aber ſie beſtand darauf, daß mein Vetter, der Präſident, reſigniren, und mit ihr auf ſein Gut ziehen ſollte, und, als er vollends einmal ſeinen Unglauben an die Unſterblichkeit der Seele, äu-

ſerte, da gab die alberne Luiſe ihm auf der Stelle den Nahlſchatz zurück.“

Mehr brauchte es nicht, um den Funken, welcher bei Erblickung des Gemähldes in Elpizens Herz gefallen war, zur Flamme anzufachen, als dis; er ſah das reitzende Gemählde nochmals an, und fand es nun himliſch reitzend. Dis waren zwei Eigenſchaften, die ſeine künftige Gattin ſchlechterdings haben muſte — daß ſie das Landleben enthuſiaſtiſch liebe, um ſein Bauernbeglückungsſiſtem gros und edel zu finden, und daß ſie, wenn ſie ſich mit ihm verbände, ſich auf ewig mit ihm zu verbinden glaube. Tief hatte ſich ihm nun Luiſens Bild eingedrückt; er trug es überall mit ſich umher, und es war ihm von der Zeit an, als wäre ſein ganzes Weſen erweitert worden. Bald darauf, nachdem er eines Tags von ſeiner Lieblingsanhöhe lange nach der Himmelsgegend hin geſehen, wo ſie ietzt lebte, erſchien ſie ihm im ſeligſten ſeiner Morgenträume, und lud ihn zu ſich ein; er nahm die Einladung an, und machte davon, ſo bald er konnte, Gebrauch.

„Der Maler hatte ihr nicht geſchmeichelt“ — war ſein erſter Gedanke, als er die Abgebildete in Perſon erblickte. Luiſe gehörte in der That unter

die weiblichen Schönheiten; aber über Alles ging der Ausdruck von ſittlicher Bildung, der ſanft aus ihren blauen Augen ſtrahlte, und jene höhere Grazie über ihr ganzes Weſen goß. Sie hatte eben unlängſt ihre Mutter verlohren, und der melancholiſche Zug, welcher davon in ihren Minen noch zurückgeblieben war, machte den anziehendſten Effekt auf den ſo leicht ſimpathiſirenden iungen Ritter. Ein Geſpräch über die verklärte Mutter machte den Anfang, und kettete Beide gleich ſo an einander, daß ſie in der erſten Stunde noch ſich Brautleuten gleich umarmten. Beide geriethen in Enthuſiasmus über die Freuden des Wiederſehens in einer beſſeren Welt, und da wurden ſie ein Herz und eine Seele. „Auch iſts nun traurig für mich, ſprach Luiſe, auf den groſſen Verluſt, den ſie erlitten, zurückkommend, daß ich mich gezwungen ſehe, das Landleben gegen das Hofleben zu vertauſchen, weil" — — Das ſollen Sie nicht, wenn Sie nicht wollen, fiel Elpizon haſtig ein, und — nun trug er ſich ihr herzhaft an. Er ſchilderte ihr ſeine glückliche Lage, in der ihm nichts zum Seligen in der Unterwelt fehle, als ſie, erzählte ihr, wie es ihm mit ſeinen Verwandten gegangen, und wie er ihre Bekantſchaft bei ſeinem Grosonkel auf

das zufälligſte gemacht, und reichte ihr unverzüglich die Hand mit den Worten — nicht wahr, wie am Altare? Ja, verſetzte ſie, wie am Altare! da nimm die meinige auf ewig! Schuldlosfeurige Umſchlingungen unter Thränen der Liebe machten den vorläufigen Trauungsakt. Und nun noch eine Bitte — rief der ſelige Ritter wonnetrunken aus — morgen gleich, heute noch reiſen wir nach Heilgenhain. „Auch dis, erwiederte die ſich für iene aus Glaubenstreue ausgeſchlagene Präſidentenhand ſo hoch entſchädigt fühlende Luiſe, aber — erſt komm mit zum Grabe meiner Mutter!“

Arm in Arm machten ſie die fromme Wallfart; wenig Worte fielen dabei. Als ſie nahe ans Grab kamen, wand ſich Luiſe von ihrem Bräutigam los, neigte ſich erſt traurig darüber hin, und erhub dann ihr Haupt mit gefalteten Händen gen Himmel. Elpizon glaubte zu Heiligenhain am Vatergrabe zu ſein, und ſtand lange in ſich ſelbſt verlohren. Endlich ſchaute er wieder an die ebenſo wundergute, als wunderſchöne Luiſe; Silberthränen, Thränen, wie ſie die Sehnſucht, die ihrer einſtigen Erhörung gewis iſt, weint, zitterten in ihren Augen, deren Aepfel hochauf geſchoben ſtanden. Er ſank über ſie her, und küſſte ihr die Thränen

aus. „Heiliges Sein hier, seufzte sie, allerheiligstes Letztsein hier — doch, wir sehen uns wieder . . . Ich hab's ihr gesagt, fuhr sie, schnell in Enthusiasmus übergegangen, fort — ich hab's ihr gesagt, mein E., daß ich die Deinige werde, und habe mir ihren Segen für uns erfleht." Jetzt trat Elpizon einen halben Schritt zurück, hielt Luisen fest vor sich hin, staunte sie mit Andacht an, und sprach leise — den gibt sie uns gewis, und mein Vater auch. Dann hub er die Stimme — ich habe zu Heiligenhain auch ein mir so theures Grab, ein Vatergrab — da wollen wir oft so sein, wie hier ietzt, und uns in Glauben und Thun stärken . . . Sie ruheten drauf noch eine Zeitlang auf dem Grabhügel, sprachen von den Freuden des Herzens bei dem Gedanken — ewige Liebe — und eilten nun vom Muttergrabe in die Gegenden des Vatergrabs.

Von Heiligenhain aus liessen sie sich Pferde entgegenkommen, und so wards bald ruchbar daselbst, daß die neue Herrschaft anlange. Das ganze Dorf legte seine Sonntagskleidung an, und so, wie der Wagen beim Hecken einlenkte, traten die Einwohner auf dem ganzen Wege bis zum Schlosse vor ihre Thüren, und grüssten sie freund-

lich. Alle Uebrigen, welche ienſeits des Schloſſes wohnten, hatten ſich vor demſelben verſammelt, um die Braut auch zu ſehen, und, kaum war der Wagen im Schloßhofe, ſo waren auch iene insgeſamt da, um die ſchöne Braut wiederzuſehen. Luiſe ward von der ganzen Gemeine biderbäuriſch bewundert, und dankte Allen für die freudige Theilnahme. „Sie gefällt euch, rief ihnen der vergnügte Bräutigam zu, wie ich ſehe, aber — habt Geduld, ſie wird euch noch beſſer gefallen.“

Elpizon führte Luiſen in ein Zimmer, aus welchem man die Ausſicht über einen ſchönen Garten weg links nach dem Vatergrabe, und rechts nach der Lieblingshöhe, hin hatte, und lies ſie gleich beide Gegenſtände vorzüglich bemerken. Schön, ſchön iſts doch zu Heiligenhain, rief ſie aus und fiel ihm um den Hals; er drückte ſie an ſein Herz und erwiederte — es ſoll nun erſt ſchön hier werden. „Liebe Luiſe, fuhr er dann, ſie an beiden Händen traut haltend, fort, dein unüberwindlicher Hang zum ländlichen Leben und dein gleicher Glaube über menſchliche Beſtimmung vollendeten den Eindruck, welchen deine äuſerliche Bildung auf mich gemacht hatte; wir können hier nun recht zufriden leben, und wollen's auch, ſo lange Gott

will. Mein Vater ward nicht alt — wie es mir gehen werde, weis ich nicht; das wissen wir aber Beide, daß wir für ewig verbunden sind, und daß wir uns nur durch gemeinschaftliches edles Wirken in der Anfangswelt unser Wiederbeisammensein in der Welt der Fortdauer himlisch machen mögen. Alles, was dein Herz wünscht und will, Alles, was ich dir an den Augen absehen kann, soll dir in meinen Armen werden; sei du auch recht meine treue Gehülfin bei Ausführung meines wackern Plans, der kein anderer ist, als — Heiligenhain, das blos als Erbe mir zufiel, erst noch zu Heiligenhain zu verdienen. Hilf mir besonders bei Ausführung des schönsten Theils dieses Plans, der darin besteht, daß ich Heiligenhain durch Beglückung aller seiner Bewohner vorzüglich zu verdienen suchen will. Ihre Anzahl ist beträchtlich; wir haben aber auch Kräfte und Mittel genug für sie. So weit ich sie bis iezt kenne, sind sie eine gutmüthige Menschenart; es ist zu bewundern, daß sie dis sind, denn sie haben, seitdem es Ritter von E. gab, unter hartem Ritterdruck geseufzt. Eben darum aber werden sie auch desto dankbarer sein, wenn wir ihnen iede mögliche Erleichterung schaffen, und dabei auch der Ausbil-

dung ihrer menſchlichen Gefühle durch allerlei zweckmäſſige Anſtalten zu Hülfe kommen. Sag, müſſen wir dis nicht? Durch weſſen Fügung blicken wir hier aus dieſem Fenſter in dieſe ſchönen und reichen Gefilde, und nennen ſie die unſrigen? Du beteſt den, den ich meine, ſo innig an, wie ich — o laß uns ſeiner Gnade würdig werden, und ſeinen Beifall dafür einerndten! Hilf, hilf mir recht beim Gutsthun, meine theure Luiſe, und fühle dich dann dafür bei der höheren Empfindungskraft deines weiblichen Herzens auch noch weit ſeliger, als ich mich."

Oft hatte Luiſe dem Edlen, als er ſo ſprach, ſchon ins Wort fallen wollen, und ſich blos durch ſeine Händedrücke noch zurückhalten laſſen; ietzt aber, da er ihre Hände loslies, und durch ſtille Umarmung, bei der er ſein Haupt auf ihre Schulter legte, ihr das Zeichen zu geben ſchien, daß ſie reden möchte, hub ſie aus vollem Herzen an — „Die Eindrücke, welche deine Luiſe auf dich, mein Alles, machte, ſollen dich nicht getäuſcht, und du ſollſt dich nicht in ihr geirrt haben. Ich bin gewis die, für die du mich hältſt, und dein Lebensplan iſt auch der meinige. Wir ſollen uns ſeines Vorzugs, den wir dem Schickſale zu danken haben,

bewuſt ſein, ohne das Bewuſtſein zugleich zu haben, daß wir ſeiner werth zu werden ſtreben, und dis werden wir dadurch nur, daß wir mit den Kräften und Gelegenheiten, welche er uns zum gemeinnützigen Wirken gibt, unabläſſig wirken. Wenn du aber dieſe Grundſätze auf den Beſitz deines Ritterguts ſchon anwenden muſt, wie vielmehr ich! Du biſt doch der natürliche Erbe von Heiligenhain, mich aber führte deine Liebe hieher, und, wenn ich auch gleich dabei eine höhere Fügung ebenfals nicht verkenne, ſo warſt du doch ihr Werkzeug, durch das ich Mitbeſitzerin von Heiligenhain ward; wie undankbar wäre ich gegen Gott und gegen dich zugleich, wenn ich in deinen Beglückungsplan nicht ſchon darum einſtimmte, weil er der deinige iſt! Sei aber verſichert, mein eigenes Herz iſt ſelbſt für ihn. Ich habe von jeher in meinem kleineren Kreiſe nichts lieber gethan, als Armen Gutes, und konnte mich auch deshalb nicht vom Landleben trennen, weil da nicht nur das Weltgeräuſch mich nicht in ſtete Zerſtreuungen ſetzte, über die man des Segenſtiftens vergiſſt, ſondern weil ich auch da durch unbemerkte Einſchränkungen allerlei unnützen Aufwandes, beſonders des Modeaufwandes, mehr Kraft zum Wohlthun be-

hielt; wie willkommen mus mir also in dieser Hinsicht der gröſſere Kreis sein, in dem ich mich nun an deiner Seite befinde! Gewis, gewis, Ritter von Heiligenhain, die Ritterin von Heiligenhain wird dir' nicht nachstehen; Luise wirds recht zu verdienen suchen, daß sie dis ward, und ganz auf deine Weise. Es wird dir auch lieb sein, wenn ich dir sage, daß ich Gelegenheit gehabt habe, mich darauf verstehen zu lernen; bei einer herrlichen Rittersfrau war ich oft, und sah, wie sie that, um den Ehrennahmen — Mutter des ganzen Dorfs — den sie weit und breit hatte, bis an ihren Tod zu behaupten. So darf ich weiter nichts, als ihr nur nachahmen in meiner Lage, und ich werde mir deine ganze Zufridenheit erwerben. Ja, ja, auf ewig mit mir Verbundener, wir wollen mit vereinigten Kräften und mit gemeinschaftlichem Eifer für das Beste unseres volkreichen Fleckens wirken, und uns dadurch erst ein frohes Beisammensein so lange, als der weise Weltregirer will, hier, und dann das seligste Wiederbeisammensein auf immer anderwärts, bereiten; ich umarme dich darauf wie in iener Welt schon."

Die Liebenden standen wie Verklärte neben einander. Ein Bedienter störte sie, der die bestellten

Erfriſchungen brachte. Nach eingenommenem kleinem Mahle wollte Elpizon Luiſen in ihrem Schloſſe umherführen; führe mich erſt, ſprach ſie aber, zum Grabe des Mannes, der dir's hinterließ. Dis war ſo etwas für den Ritter. Man konnte durch den Garten zum Grabe kommen; es gab aber auch einen beſondern düſtern Schattenweg dahin — auf dieſem wandelte das zu heiligen Empfindungen ſich immer mehr aufſtimmende Paar. Je näher man dem Grabe kam, deſto dunkler ward der Weg, der ſich zuletzt in einen finſtern Wald verlohr; unweit deſſelben aber trat man in einen Seitenweg ein, der mehrere Schlängelungen hatte, und mit jeder Schlängelung lichter ward. Die letzte führte ganz ins helle Freie, und da kündigte ein hoher Blumenhügel die väterliche Ruheſtäte an. Heiliges Schweigen feierend ſtanden die Kinder am jetzt verblühten Hügel; Luiſe war im Geiſte am Grabe ihrer Mutter. Sie unterbrach zuerſt die lange Stille. „Lieber, ich habe mir einen Platz auserſehen, wo ich meiner Mutter eine Urne ſetzen will — da! — erlaube mir's; dann wird dieſe Gegend uns doppelt ehrwürdig ſein.“ Auf das baldigſte will ichs beſorgen, erwiederte ſchnell Elpizon, und reichte ihr wehmüthig die Hand. „Wir

wollen uns hier ſetzen, ſprach ſie; erzähle mir von deinem Vater!“

Nach vielem Erzählen, beſonders davon, daß ſein Vater ſo früh und doch ſo ergeben geſtorben wäre, kam Elpizen auf die Kraft des Glaubens an Unſterblichkeit, und von dieſer auf die Ewigkeit der Liebe. „Es iſt etwas Erſtaunendes, zu denken, daß zwei gute Menſchenſeelen, wenn ſie wollen, ſich bis ins Unendliche hin verbinden können. Liebe triumfirt über den Tod; Liebe triumfirt über den erſten Tod und über den letzten Tod, über einen Tod und über alle Tode. Wie dieſer Gedanke das Herz bei ſeinen Zuneigungen beſtigt, ſo gibt er ihm auch erſt vollkommenen Muth, Zuneigung zu faſſen. Ich wäre nie Liebender geworden, wenn ich nicht Gläubiger geworden wäre. Es hat mich wohl recht gefreut, liebe Luiſe, daß du den Präſidenten nicht mehr lieben konnteſt, als du erfuhrſt, daß er nicht glaube; ich horchte hoch auf, als mir's geſagt ward, und richtete darauf den Blick auf dein Bild, der meinen Vorſatz, die Reiſe nach dir zu machen, ſchon im Keim enthielt, und den du, wärſt du im Bilde geweſen, auf der Stelle verſtanden haben würdeſt. Was iſt das, einen Menſchen zu lieben, der nur bis an den Tod

gegenzulieben gedenkt? Was iſt das, zu lieben, und geliebt zu werden, wenn man ſelbſt ſo ein Menſch iſt, der Ende des Lebens und Ende der Liebe für Eins hält? Da müſte man doch warlich alle Luſt verliehren, zu lieben, und ſich lieben zu laſſen, wenn ſichs mit Tod und Liebe ſo verhielte. Alſo — das wär's, daß ein Paar Seelen in einander ſchmolzen, und nur in einander exiſtirten, das wär's, daß nach zwanzig, dreiſſig Jahren, oder wohl gar nach zwei, drei Jahren — — ich erſchrecke, erſchrecke immer mehr, ie mehr ich den Gedanken verfolge — — ſterben denn die Liebenden auch zuſammen? Was würde denn nun aus der Hinterbleibenden von den zwei in einander geſchmolzenen, und in einander nur exiſtirenden Seelen? Wie würde der zuerſt Abſcheidenden von beiden im Abſcheiden? O weh, o weh, wenn's ſo wäre! Wer wollte dann lieben, und ſich lieben laſſen? Aber nein, Luiſe, wir lieben uns auf ewig; erſtaunend iſts, ia, erſtaunend, aber nun las unſere Liebe auch recht innig, recht überſchwenglich ſein! Wenn der Eine von uns dem Andern die Augen zugedrückt haben wird — wenn dem Andern hernach wieder von einem Freunde, oder von einer Freundin, die Augen zugedrückt worden ſind — —

dann ſind wir wieder beiſammen, ſind nach, wie vor, in einander geſchmolzen, exiſtiren nach, wie vor, nur in einander, ſind in einander geſchmolzen auf immerdar, exiſtiren nach, wie vor, nur in einander auf immerdar — — — erſtaunend, erſtaunend!!!"

Luiſe folgte dem lieblichen Enthuſiaſten — Gedanke auf Gedanke, Gefühl auf Gefühl. So hatte ſie noch nie geliebt, wie jetzt — ſo auch noch nicht geliebt den Ritter von E., wie jetzt. „Du biſt kein Mann aus dieſer Welt — du biſt anderwärts her —" ſprach ſie leiſe zu ihm, und ſank, als wollte ſie verſinken, an ſeine Bruſt. „Ich habe, erwiederte er laut, mir nicht blos gebieten laſſen, ein künftiges Leben zu glauben; ich habe mir es ſelbſt vordemonſtrirt, und während des Vordemonſtrirens genug gelitten! Nun bin ich ein Gläubiger daran vom erſten Range, nun auch ein Liebender vom erſten Range. Ich kann lieben, wie unter einer Million kaum Einer, will aber nur unter allen Millionen ſo lieben dich — Luiſe, bald mit mir Verklärte — denn was iſts mit der Spanne des Lebens, die oft gar nur zur Kinderhandsſpanne wird? — ja, unter allen Millionen ſo lieben, Luiſe, nur dich." Bei dieſen Worten

umſchlang er ſie feſt, und hielt ſie lange ſo umſchlungen. Es war eine ſtumme, aber himliſche Scene der Liebe, welche ſein Ausruf — „nun komm auch mit mir auf meine ſchöne Anhöhe“ — ganz unerwartet ſchloß.

Der Weg dahin war mühſam, hier und da ſogar ſteil; oben aber, hochoben gab's einen dafür reichlich lohnenden Umherblick. „Hier iſts herrlich“ ſprach Luiſe; „in ſchöner Jahreszeit noch weit herrlicher“ ſprach Elpizon. Sie ſtanden, den Rücken nach Heiligenhain gekehrt, und hatten eine unüberſehbare Ausſicht vor ſich. Da labten ſie erſt das Auge, und durchs Auge den Geiſt; da fanden ſie dann Beide zugleich das Bild ihrer grenzenloſen Exiſtenz; da ſimpatiſirten ſie endlich in den Wünſchen, daß es auf der Erde, wo doch ſo viel Anlage dazu gemacht ſei, wirklich mehr Menſchenglück geben möchte. „Las uns, rief der Ritter aus, indem er ſeine Freundin ſchnell umwendete, das Häuflein von Menſchen, das dort beiſammen wohnt, glücklich machen; dann wird uns die Ausſicht auf dieſer Seite die liebſte ſein, und wir werden ſie, ſo oft wir hier ſind, allemal zuerſt ergreifen.“ Ueber Wieſen und Gärten weg ſah man hier geradehin nach Heiligenhain, das gar

friedlich da lag, und ſich in ſeiner ganzen Breite, Schloß und Kirche in der Mitte, angenehm wegzog. Luiſe fand dieſe Ausſicht ſchöner, als irgend eine andere, und legte Elpizons Hand auf ihr Herz, um in jedem Schlage deſſelben die Wiederholung der ihm ſchon gethanen Verſicherungen ihn fühlen zu laſſen. Er verſtand ſie, und bat ſie, nun den Hochzeittag ſelbſt zu beſtimmen, der mit ächtritterlichem Pomp gefeiert werden ſolle. Sie verſtand ihn, als er ſich dieſes Ausdrucks bediente, auch gleich, und gab die Bitte der Tagsbeſtimmung an ihn zurück. „Von meinen Verwandten, verſetzte er, wird Keiner zur Feier geladen — wohl aber das ganze Dorf. Da die Trauung einmal üblich iſt, mag ſie in aller Stille des Morgens auf unſerer Burg geſchehen; dann geben wir allen Einwohnern einen ſtattlichen Schmaus, und nach dem Schmauſe mögen ſie tanzen, ſo lange ſie wollen. Einverſtanden — Luiſe?" Einverſtanden ſchon, ehe du's ſprachſt, war die Antwort, und nun ward den deshalb zu treffenden Einrichtungen gemäß der Hochzeittag gemeinſchaftlich feſtgeſetzt. Das wird ein vergnügter Tag ſein — riefen Beide zugleich aus, und küſſten ſich wie ein Paar von Himmel herab zum Beſuch der Erde gekommene

Selige über Heiligenhain hin. Noch führte Thyrzon Luisen an den Felsen, und erzählte ihr von seinen Sonnenaufgangsgeschichten hinter demselben und vor demselben; dann schwenkte er seinen Hut über alle Gefilde umher, und brachte die Braut durch seinen schönen Park wieder aufs Ritterschloß, das er ihr nun überall zeigte.

Die Zeit hindurch, welche noch bis zum großen Volksfeste zu Heiligenhain verstrich, schrieb er Viel, und hatte täglich mit den drei Auserwählten Konferenzen, welchen der alte Förster beiwohnte. Dieser vertrat die Gerechtsame seines Herrn gar männiglich, und konnte sich nicht mehr ereifern, als wenn der Ritter selbst manche derselben auf der Stelle für unmenschlich und für himmelschreiend erklärte. Er rief ihn dann wohl auf die Seite, und rannte ihm ins Ohr — „Gnädiger Herr, ich weiß gar nicht, was Sie denken. Tausendsassa, es schmeckt ja gut; so lassen Sie's doch, wie's für Sie hergebracht ist! Die Leute sinds einmal gewohnt, und wissen's nicht besser, haben auch nicht sich beklagt.“ Dann verwies ihn der Ritter zur Ordnung, und gebot ihm, blos zu thun bei der Sache, was seines Amts sei, und nur die gehörigen Nachrichten und Auskünfte über Alles,

was man wissen wolle, und wovon die Rede werde, zu geben, übrigens aber sich um die Entscheidungen unbekümmert zu lassen. Unter Murmeln unverständlicher Worte, oder unter blossem Brummen in den eisgrauen Bart, nahm alsdann der Alte am Konferenztische wieder Platz, zankte aber dafür, daß er mit dem Herrn nicht zanken durfte, mit den anwesenden Bauern, und warf ihnen, wenn sie aus sich zuweilen Vorschläge bittgesuchsweise thaten, die Fragen an den Kopf — wollt ihr nicht lieber gar Ritter von Heiligenhain werden? wollt ihr nicht etwa das Schloß auch haben? Da sie aber bald merkten, daß der Ritter sich weder von ihm etwas vorschreiben, noch auch nur irre machen lasse, bekamen sie immer mehr Muth, ihm ins Gesicht zu sagen, daß sie nach dem Pachter am meisten über ihn iederzeit zu seufzen gehabt hätten. Noch hatte ihn Elpizon in den Konferenzen immer zu bändigen gewust; als aber endlich die Rede auch auf das Forst- und Jagdwesen kam, und über die mannigfaltigen wichtigen Beschwerungen, welche die Gemeine in Hinsicht desselben durch ihre Stellvertreter führen lies, einige sehr günstige Aeuserungen des Ritters fielen, setzte er ihm geradezu den Stuhl vor die Thür,

und wollte, wenn solche Dinge wirklich zur Ausführung gebracht werden sollten, lieber nicht mehr Förster sein. „Das sollst du auch nicht," dachte Elpizon bei sich selbst, und es war, als wenn die drei Auserwählten diese Antwort in seinen Mienen lasen; denn sie lachten dem Alten dabei ins Gesicht.

Luise beschäftigte sich unterdessen, daß ihr Bräutigam Bauernkonferenzen hielt, oder auf seinem Zimmer emsig schrieb, mit den Anstalten zum grossen Hochzeitschmause, und entwarf auch manchen Nebenplan für sich besonders, der sich in den Hauptplan des Ritters gar treflich einfügte, oder vielmehr recht eigentlich zu seiner Vervollkommnung, als Beitrag von ihrer Seite allein, gehörte, und durch dessen Mittheilung sie den Edlen in geschäftlosen Stunden, die sie traut mit ihm zubrachte, allemal die herzerbebendsten Vorfreuden seines ehelichen Lebens empfinden liess. Alles zu stiftende Gute ward aber aufgeschoben bis nach der Hochzeit. Drei Tage vor derselben war Elpizon mit dem ganzen Detail seines Plans fertig; die erste Art von Konferenzen, durch die er sich von Allem nur erst gehörig unterrichten wollte, hatte ein Ende, und der vorwaltende allgemeine Schmaus

ward durch die drei Auserwählten der gesamten Bauernbehörde verkündigt. Der alte Förster bekam ein Gallenfieber, zu welchem die Nachricht von dieser Ehre, welche den Bestien, wie er sie zu nennen pflegte, widerfaren solle, noch den letzten Anziehungsstos gab.

Die Liebenden standen am Hochzeitmorgen früh auf, und weiheten sich als Unsterbliche zum unvergeslichen Tage im Kämmerlein vor. Mit Sonnenaufgang liessen sich auf Elpizens Lieblingsanhöhe Trompeten und Pauken hören, die nach Heiligenhain herüber schallten. Ein Musikchor aus der nächsten Stadt führte das Tedeum auf, während dessen die Brautleute die Urne der Mutter der Braut beim Grabe des Bräutigamsvaters bis zu weiterer Befestigung aufstellten. Dann geschah auf der alten Ritterburg die Trauung ohne Sang und Klang. Nach derselben waren die Getrauten wieder auf der Stäte der heiligen Erinnerungen an ihre beiderseitigen Eltern bis um Mittag, und schwärmten sich bald hohen Flugs in jene Welt hinüber, und sanken bald tiefen Falls in diese Welt zurück. „O selig sind wir Gläubige an Unsterblichkeit" — so gings aus Mund in Mund, und jeder Kus, den sie sich dabei gaben,

war rein, wie die Ewigkeit ſelbſt. Als die Mittagsſtunde ſchlug, waren ſie wieder auf der Burg. Da ward die Kirchthurmsglocke geläutet, und das ganze Dorf verſamlete ſich im groſſen Schloshofe. Man ſang ohne alle Muſikbegleitung und blos mit Menſchenſtimme: „Nun danket alle Gott," langſam und devot. Das Ritterpaar ſtand Arm in Arm dabei, und ſang unverſtellt feierlich mit. Nach geendigtem Geſange trat Luiſe hervor, und ſprach — „nun ſeid ſo gut, und kommet Familienweiſe, ſo, wie ihr zuſammen gehöret, Haus für Haus, in unſer Haus!"

An langen nach Landmannsart wohlbeſetzten Tafeln ſchmauſeten nun im hohen, weiten Rittersaale faſt dreihundert Väter und Mütter, Söhne und Töchter, nach Herzensluſt, und das Brautpaar war in beſtändiger Bewegung, Acht zu haben, daß es ihnen an nichts fehle. Queervor an jeder Tafel ſas Einer der drei Auserwählten, und brachte die Geſundheiten aus. Unmittelbar drauf, als man auf das Leben der edlen Herrſchaft, ihrer Kinder und Kindeskinder getrunken, ertönte der Trinkſpruch — „Nie wieder einen Pachter zu Heiligenhain!" Der Ritter trank nun auf das Wohl des ganzen Dorfs, hub den Pokal

hoch in die Höhe, und rief aus — „Nie wieder einen Pachter, wenn ihr recht folgen werdet!“ **Wir wollen Alle recht folgen** — tranken sie, und auf ihren Gesichtern las man, daß sie es auch so meinten, wie sie tranken. So einen Tag hatte diese größtentheils seither nur kümmerlich lebende Menschenmenge noch nie gehabt; so einen Tag glaubte sie nie wieder zu haben. Ein hoher Geist der Freude herrschte deshalb im ganzen Saale; doch hielt die Dankbarkeit einen Jeden von grober Ungezogenheit ab. Für Elpizon war dis eine vorzüglich angenehme Erfarung, welche er machte, und, als er nun glaubte, daß Alle genug hätten, lies er durch Anhebung der Musik das Zeichen zum Aufstehen geben. Er trat mit Luisen an den Ausgang des Saals; sämtliche Gäste defilirten bei ihnen vorüber, reichten ihnen landmännisch die Hand, und begaben sich bis gegen Abend nach Hause. Da gaben Trompeten und Pauken im Dorfe das Signal, daß man sich zum Tanze einfinden solle. Fast insgesamt erschienen sie wieder, Alt und Jung, und schlichen und sprangen in den herrlich erleuchteten Saal. Das Ritterpaar eröfnete den Ball; dann tanzte Elpizon mit der ältesten Bäurin, und Luise mit dem ältesten Bauer,

worauf der allgemeine Tanz anging, bei welchem sie blos die Aufseher machten. In allen Ecken des Saals standen Tische mit kalten Speisen, Kuchen und Getränk, so, daß Jeder nach seinem Gefallen zulangen konnte, und die Bedienten mußten für immerwährenden Vorrath sorgen. Auch hier behauptete die ganze Gemeine den Ruhm, welchen sie sich Mittags erworben hatte, und es fiel keine widrige Unsittlichkeit vor; die Freude aber nahm immer mehr zu. Eine Stunde vor Mitternacht entfernte sich das Brautpaar, und lies den Gästen sagen, daß sie so lange tanzen könnten, wie sie wollten; so, wie aber die Dorfuhr zwölfe schlug, geboten die drei Auserwählten den letzten Rundtanz, weil man, wie sie sagten, die grosse Liebe der Herrschaft nicht mißbrauchen müsse. Die Musik begleitete die aus einander gehende Gesellschaft bis an das Thor des Schloshofs, wo das Brautpaar ein herzliches Vivat von ihr erhielt, und Tags darauf erschienen Deputirte von der Gemeine, welche nochmals für die genossene grosse Ehre und Gnade vielfachen Dank abstatteten.

Elpizon glaubte, die gemachte Bemerkung, daß seine Gegenwart eine so grosse Menge ungebildeter Menschen in Zucht und Ordnung halten könnte,

sei allein des gegebenen Schmauses werth, und schöpfte daraus die beste Hofnung, daß auch sein Wort in Zukunft bei Allen und Jeden, wenn er sie ermahnte, oder zurechtwiese, von gutem Nachdruck sein werde. Er überzeugte sich aber auch, daß der Schmaus selbst Aller Herzen noch mehr für ihn gewonnen haben werde, und sah so seinen Hochzeittag für den Tag an, welcher nicht nur ihn auf immer beglücke, sondern ihn auch vorzüglich in den Stand setzen werde, der Beglücker seines ganzen Dorfs so zu werden, wie er es zu werden wünschte. Die Erfarung zeigte ihm bald, daß er sehr richtig geurtheilt habe, und die Bauern insgesamt konnten die Zeit kaum erwarten, daß er mit Allem, was er für sie vorhätte, hervortreten möchte.

Luise ward nun mit allen seinen wohlthätigen Entschliessungen bekannt gemacht, und, je mehr sie davon erfur, desto tiefere Blicke that sie in die grosse Seele ihres Mannes. Weit entfernt, ihn von irgend einer grosmüthigen Aufopferung, zu der er sich bestimmt hatte, zurückzuhalten, gab sie ihm vielmehr durchgängig den zärtlichsten Beifall, und so that er ebenfals immer tiefere Blicke in ihre schöne Seele. Beide wurden durch solche Ueber-

einſtimmung in den edelſten Geſinnungen einander täglich theurer und unſchätzbarer, und verketteten ſich durch den Genuß dieſer höheren Freuden der Liebe noch weit inniger und feſter, als durch die ſinnlichen Freuden derſelben, welche ſie menſchlich und nur ſo genoſſen, daß ihre Gefühle für einander mit gleicher Feinheit und Herzlichkeit fortdauern konnten. „Fühlen wir uns,“ ſprach deshalb der Ritter zur Ritterin an einem Abend des trauteſten Beiſammenſeins, im bloſſen gemeinſchaftlichen Wollen des Guten durch einander ſchon ſo ſelig, was wird nicht erſt ſein, wenn wir das Gute gemeinſchaftlich bewirken, oder gar einſt bewirkt haben! Ich habe Viel vor, wie du hörſt, liebe Luiſe, fuhr er fort — für Leib und Seele muß ich bei unſern Leuten ſorgen; ich würde aber meine Dinge ſehr verkehrt anfangen, wenn ich mit der Seelſorge anfinge. Wie ſollen Menſchen Luſt bekommen, ſich ſittlich ausbilden zu laſſen, wenn ſie noch in Noth und Mangel leben, halbe Sklaven ſind, und ihres Daſeins gar nicht froh werden? Erſt müſſen ſie in einen beſſeren äuſſerlichen Zuſtand verſetzt werden; dann kann man ihnen zumuthen, auf Kopf und Herz Mehr zu halten — dann findet ſich auch der Trieb dazu von ſelbſt.“

In Folge dieſer Grundſätze war das Erſte, was der Ritter that, daß er alle Frohn- und Zwangdienſte aufhub, welche die Einwohner von Heiligenhain ſeither auf der Ritterburg, auf dem Ritteracker, auf den Ritterwieſen u. ſ. w., theils ganz unentgeldlich, theils für ein Spottgeld, verrichten muſten. „Wenn ich Arbeitsleute brauche, ſprach er, als dis geſchah, ſo will ich ſie auch bezahlen, wie ieder Andere ſie bezahlen mus; ieder Ueberreſt der alten barbariſchen Leibeigenſchaft iſt Ritterſchmach und Ritterſchande — weg mit ihm aus Heiligenhain! Mir iſts genug, daß ich mein ſchönes Gut vor funfzig Familien hier voraus habe; wie könnte ich verlangen, daß dieſe funfzig Familien auch Knechte und Mägde auf dem Gute ohne Lohn und Brodt ſein ſollten? Daß es ſo Herkommens iſt, hilft nichts; iſt das Herkommen einmal unmenſchlich, ſo iſts ſchlimm genug, daß es ſo lange gedauert hat, und es iſt nun endlich Zeit, es abzuſchaffen, wenn man auf ſittlichere Kultur Anſpruch machen will. Daß es heiſſt, die Leute wären ſchon in ihren Vor-Vorfaren durch die ihnen verliehenen Beſitzungen bezahlt worden, iſt vollends unverantwortlich; ſo haben ſie das, was ſie beſitzen, auch in ihren Vorfaren längſt

abverdient, und — was beſitzen ſie denn? Wie? eine ſolche Menge Menſchen ſollten alle ihre Kräfte gröſtentheils nur für mich haben? Das Meinige ſollten ſie umſonſt betreiben müſſen, und das Ihrige darüber verabſäumen? Auf meinen Aeckern ſollten ſie ihre Pferde und Ochſen erſt abmatten, und dann zu Hauſe füttern müſſen? Für mich ſollten die Männer pflügen und mähen, die Weiber harken und ſcheuern, die Söhne dröſchen und Futter ſchneiden, die Töchter ſpinnen und Botſchaft laufen müſſen, und das alles um Nichts, oder doch faſt um Nichts, und ſo, daß ſie dabei die Nothdurft kaum erwerben könnten, und das ſorgenvolle Leben führen müſten? Wer wäre ich, wenn mir bei ſolchen Vorſtellungen nicht das Herz bräche? Nein, ein Jeder ſoll nun ſeine Kräfte und ſeine Zeit blos zu ſeinem eigenen Beſten anwenden können, und ſo bin ich überzeugt, daß von dieſem Tage an hierdurch allein ſchon menſchlicher Wohlſtand zu Heiligenhain aufkommen werde."

Mit der Nachricht von der allgemeinen Freilaſſung ward der Wille des Ritters zugleich bekannt gemacht, daß bis dahin, daß er ſich ſelbſt erſt anders eingerichtet habe, Jeder Dienſte aller Art, welche er ſonſt leiſten müſſen, ſo bald er dazu auf-

erfordert würde, gegen billige Bezahlung leisten solle. So tief auch das Freiheitsgefühl bei den Leuten unter der Regirung der Pachter gesunken war, weil sie einmal sahen, daß es nicht anders wäre, als daß sie halbe Leibeigene sein müsten: so hub es sich doch nun, da sie sahen, daß es wirklich anders würde, mit seiner ganzen natürlichen Kraft wieder, und, als sie vollends alles, was sie noch für die Herrschaft verrichteten, gehörig bezahlt erhielten, da fingen sie an zu berechnen, wie viel ihnen sonst durch unbarmherzige Uebergewalt jahrauszahlein entwendet worden wäre, und beschlossen, daß der Tag ihrer Erlösung von den Ritterfesseln zu ewigen Zeiten gefeiert würde.

Elpizon säumte mit seiner eigenen neuen Einrichtung nicht lange, welche mit der Freilassung seiner Frohnleute in genauer Verbindung stand. Auf der einen Seite sah er nehmlich ein, daß seligen nicht blos damit gedient sei, daß sie nun mit ihren Kräften und mit ihrer Zeit sollten machen können, was sie wollten, sondern daß ihnen auch Gelegenheit verschaft werden müsse, sie zu ihrem Besten gebrauchen zu können; auf der andern Seite aber fand er auch, daß sowohl ihnen, als auch ihm selbst, es besser wäre, daß er, statt sie

ihre ehemaligen Dienſtarbeiten nun als Lohnarbeiten für ſeine Wirthſchaft verrichten zu laſſen, ſie ſolche lieber für ihre eigene Wirthſchaft verrichten lieſſe. Daraus war der Plan entſtanden, ihnen ſeine Aecker und Wieſen in Pacht zu geben, und davon nur ſo viel für ſeine Oekonomie zu behalten, als nöthig wäre. Der Ueberſchlag war bald gemacht, daß er auf ſolche Weiſe doch zu ſeinem alten Pachtquantum käme; der groſſe gemeinnützige Vortheil dabei aber beſtand darin, daß der Reichthum, welchen ſonſt einzelne Pachter ſich erworben, ſich nun unter ſämtliche Bauern vertheile, welche dadurch nach und nach in den blühendſten Wohlſtand verſetzt werden müſten. Dieſe hatten zwar auch von jeher etwas Acker beſeſſen; es war aber gröſtentheils Sandfeld, welches ſie nun mit Nadelhölzern beſäen ſollten. Ein beträchtlicher Bruch auf der andern Seite des Dorfs ſollte dafür urbar gemacht, und das neue Feld alsdann gleichfals unter ſie gegen billige Pacht vertheilt werden, damit ſie insgeſamt genug hätten. Aller Acker aber ſollte von nun an Gartenrecht haben, und Jeder mit ſeinem Felde machen können, was er wollte; die Stallfütterung ſollte eingeführt, und alles überflüſſige Wild nidergeſchoſſen werden.

Dieſer Plan ward nebſt Allem, was noch dazu gehörig, durch die drei Auserwählten der Gemeine mitgetheilt, und man rathſchlagte darüber lange. Als Elpizon erfur, daß einige Meuterer, welche von ſeinen Verwandten unterſtützt würden, ſich hervorthäten, und beſonders auf den alten Schleudrian der Benutzung des Ackers, blos als Feld, und auf Hutung und Trift, beſtänden, veranſtaltete er eine allgemeine Zuſammenkunft, in der er den Bauern ihren eigenen groſſen Vortheil, welchen ſie bei ſeinen beſchloſſenen Veränderungen hätten, erſt aus einander ſetzte, ſo, daß ſie ihn mit Händen greifen konnten, und dann hinzufügte, daß er, wenn ſie ſeinen Willen nicht pünktlich gutheiſſen wollten, ſich genöthigt ſehen würde, ſie nach, wie vor, wieder unter die Frohne zu bringen. Vor dieſer hatten ſie nun einen unüberwindlichen Abſcheu bekommen, und ſo hatte er die Freude, zu hören, daß die ganze Gemeine den Meuterern das Maul verbot, und ſie unvernünftige Kerls nannte.

Als auf ſolche Weiſe der ganze Plan des Ritters genehmigt war, ward zur Acker- und Wieſenvertheilung geſchritten; während welcher ſeine Lehensvettern gegen alle ſeine unritterlichen Refor-

men proteſtirten, und ſie auf den Fall, daß er ohne Erben abginge, für null und nichtig erklärten. Er ſprach über den letzteren Punkt mit Luiſen, die ihn freudig darüber tröſtete, lies die Proteſtation unbeantwortet, und beruhigte die Gemeine über die Fortdauer ſeiner für ſie getroffenen Anſtalten. Ein ſehr groſſer Mangel war aber noch übrig, welchem auf der Stelle abgeholfen werden muſte, wenn nicht viele Jahre erſt noch darüber hingehen ſollten, ehe die Bauern zu Heiligenhain in blühenden Wohlſtand verſetzt würden. Sie hatten insgeſamt ſchlechtes Vieh, und waren zu arm, ſich beſſeres anſchaffen zu können. Ein Kapital von zehentauſend Thalern ward wenigſtens dazu erfordert, wenn ihnen auf einmal von dieſer Seite völlig geholfen werden ſollte. Elpizon ſprach darüber mit Luiſen, und ſchlos mit den Worten — ſie ſind Stümper und bleiben Stümper, wenn ich hier nicht zutrete. Kaum hatte er dis geſagt, ſo zeigte ſie ſich ihm in ihrer ganzen Unſchätzbarkeit. „O — das las mir über; das will ich abmachen. Ich will mit ihnen tauſchen. Sie ſollen mir ihre Pferde und Rinder ſchenken, und ich will ihnen dafür andere ſchenken. Du biſt reich genug, und mein kleines Kapital iſt dir nicht nöthig; wie könnte

ichs auf höheren Zins anlegen, als wenn ich funfzig Familien damit in aller Eil in die Höhe bringe?" Ueberraſcht ſtaunte der Ritter die Ritterin an, und wollte, da er nichts, als ihr bloſſes Gutheiſſen verlangt, ihr groſsmüthiges Opfer nicht annehmen; ſie beſtand aber ſchlechterdings darauf. Im Kurzen wurden nun die ſchönſten Heerden nach Heiligenhain eingetrieben, und die Bauern fanden den Tauſch gar herrlich; das alte Vieh ward auf dem nächſten Markt verkauft, und den ſehr beträchtlichen Verluſt dabei trug einſtweilig Luiſe. Als die Gemeine den eigentlichen Zuſammenhang davon erfur, beſchloſs ſie, ihre Dankbarkeit dafür zu beweiſen, und ſchickte ihr durch eine Weiberproceſſion ein weiſſes Kleid, welches ſie auch zu ihrem Andenken bei feſtlichen Gelegenheiten zu tragen verſprach. „Ich will euch noch weit nützlicher werden, fügte ſie bei; mein Mann hat nur erſt mit ſeinen nothwendigſten Anſta ten fertig werden ſollen." Auch das nöthige Saatgetraide ſchos Elpizon Jedem, der es nicht aufbringen konnte, vor, und war zufriden damit, wenn es ihm nach der zweiten, oder dritten, Erndte erſt wiedergegeben würde.

So fing das Dorf Heiligenhain schnell an, sich aufzunehmen, und das edle Ritterpaar genos dafür den Lohn der süssesten Zuschauerfreude. An einem Abend, als Luise ihren Mann bald mit einem kleinen Ritter zu beglücken verhies, und er darüber in den frohesten Muth gerieth, sprach er zu ihr — — „Nachdem ich für das leibliche Wohl unserer Bauern so weit gesorgt habe, ist es nun auch Zeit, mich mit ihrer Seelsorge zu befassen. Sie sollen nicht blos wohlhabender, sondern auch vernünftiger und besser werden. Dazu gehören vor allen Dingen zwei gute Lehrer, der Eine in der Kirche, der Andere in der Schule. Unser Pastor und unser Kantor sind ein Paar zu alte Männer, wenn sie auch übrigens noch so viel verständen; welches aber leider der Fall auch nicht ist. Denke nur an die Traurede, welche Jener uns hielt; hätten wir uns nicht schämen müssen, wenn irgend ein Fremder dabei gewesen wäre? Was können die Bauern aus den Vorträgen so eines Mannes lernen, der blos sein altes Sistem absingt, lauter Glauben und kein Thun predigt, und auch nicht die geringste Beredtsamkeit besitzt, um das, was er allenfals noch sagt, auf eine angenehme und rührende Art zu sagen? Man kann ihnen ja kaum zumuthen,

fleissige Kirchengänger zu sein, und das sollen sie doch sein; wenigstens können wir ihnen mit unserem Beispiele dabei nicht vorgehen, und das sollten wir doch auch thun. Ich mus nicht weniger gestehen, daß ich gern einen Mann im Orte selbst hätte, der gleich auf der Stelle, sobald man es wünschte, ein guter Gesellschafter wäre. Unsere Schule vollends ist noch schlechter bestellt, wie unsre Kirche, und ist eine der elendesten im ganzen protestantischen Deutschlande. Ein wahrer alter Schneider ist der Kantor, bei dem die Kinder ausser dem Katechismus nicht das Mindeste, und auch diesen nur auswendig lernen. Dennoch ist eine gute Schule das erste Erfordernis meiner Seelsorge für alle die funfzig Familien. Ich werde also eilen, wie den alten Pastor von der Kanzel, so auch den alten Kantor vom Stule, zu bringen."

Beiden ward es sofort unter Versprechung billiger Bedingungen nahe gelegt, daß sie um einen Substituten anhalten möchten, ehe ihnen ein solcher aus Patronatrechten gesetzt würde. Der Pfarrdienst gehörte zu den einträglicheren; mit dem Schuldienste aber wars gerade der entgegengesetzte Fall. Dem alten Pastor ward also aufers

legt, den in ſolchen Fällen gewöhnlichen Theil an ſeinen Nachfolger abzureichen, und, da er gegen alle Neuerungen war, folglich von Seiten des innegen Ritters noch manchen Verdruß in ſeinen letzten Tagen befürchtete, ſo erbot er ſich, für eine gewiſſe Summe, die ihm der Succeſſor jährlich zahlen möchte, die Pfarre ganz zu räumen, und von Heiligenhain wegzuziehen. Mit beiden Händen nahm der Ritter dis an, und aſſignirte ihn gleich auf ſich ſelbſt. Dem alten Kantor aber ward ſofort eine andere Wohnung bereitet, und der ganze Ertrag ſeines Dienſtes, wie er ihn angab und erwies, aus den Einkünften der gut dotirten Kirche angewieſen. Elpizon wendete ſich an den ſehr einſichtsvollen Generalſuperintendenten des Herzogthums, der ihm ein Paar Subiekte vorſchlug, welche er ſelbſt prüfte, und ſeinen Wünſchen ganz entſprechend fand. Der Kantordienſt ward nun ſehr anſehnlich verbeſſert, wozu alle funfzig Einſaſſenfamilien beitragen muſten, und auch der Ritterhof das Seinige that. Der neue Paſtor bekam die Mitaufſicht über die Schule, und ward gebeten, den Schulmeiſter wie ſeinen Konfrater zu behandeln. Der Ritter ſelbſt nannte ſelbigen Sie, zog ihn zuweilen in Geſellſchaft des

Pastors an seinen Tisch, und that Alles, um ihn den Bauern ehrwürdig zu machen. Ein wohlüberdachter Dorfschulplan ward ausgeführt; sämtliche Schulkinder musten jahrausjahrein die Schule gehörig besuchen, und oft lehrte darin bald der Pastor, bald der Ritter. Lesen, singen, schreiben, rechnen muste die gesamte Jugend ohne Unterschied lernen; dem Aberglauben aller Art ward entgegengearbeitet, das moralische Gefühl ward geweckt, und alle die Kentnisse, welche für den Bauer, als einen vernünftigen Bauer, gehören, wurden auf eine leichte Weise beigebracht. Elpizon wuste in Betref des letzteren Punkts das gehörige Maas zu beobachten, und hielt die Aufklärung des Landmanns nicht nur für sehr nöthig, sondern übertrieb sie auch nicht, und richtete sie blos dem Stande und der Bestimmung desselben gemäs ein. Die Beseitigung des alten hundertjährigen Katechismus, wie des hundertjährigen Kalenders, verursachte einiges Murren, worüber ein Mann, wie Er, der den Menschen kannte, und die Glaubenstreue auch in ihren Verirrungen schätzte, nicht unwillig werden konnte. Vielmehr hatte er die Bauern lieb dafür, daß sie sich, da sie einmal der Meinung wären, es geschehe ein Eingrif in das

Seelenheil ihrer Kinder, durch alles ihnen erwiesene Gute nicht gleichsam bestechen lieſſen, dagegen stumm und fühllos zu sein. Der Prediger muste ihnen also den nächsten Sonntag drauf darthun, daß Alles, was im alten Katechismus gestanden, auch im neuen, nur mit andern und zwar deutlicheren Worten, stehe — blos den Teufel ausgenommen, der sich auch nur in einen Katechismus für künftige Frohnleute schicke. Dis that gute Wirkung, und Elpizon erfur, daß nun nur noch Einige, und zwar gerade die schlechtesten Wirthe im ganzen Dorfe, sich nicht zufriden geben wollten; ihnen ward in seinem Nahmen vor der gesamten Gemeine angekündigt, daß sie sich um ihr Hauswesen lieber, als um die Schule, bekümmern möchten, und daß es eben darauf angesehen sei, daß ihre Kinder durch den neuen Katechismus besser wirthschaften lernen sollten, wie sie. Damit war dann auch der Schulfriede wiederhergestellt; die Kinder erzählten, wenn sie aus der Schule kamen, zum Erstaunen der Eltern, was sie wieder gelernt hätten, waren ihnen brauchbarer in der Wirthschaft, wurden folgsamer, fleiſſiger, reinlicher, gesitteter, und stachen gegen die erwachsenen Geschwister sehr ab, so, daß die neue Schule bald allgemein gesegnet ward.

Elpizen hatte an dem beſſeren Unterrichte der erſt noch heranwachſenden Jugend nicht genug, ſondern wollte auch der bereits erwachſenen und verwahrloſeten möglichſt nachhelfen. Zu dieſem Behuf ward eine Sonntagsſchule eröfnet, welche die Stelle der ſonſt üblichen Nachmittagsbetſtunde vertrat, und die der Paſtor ſelbſt nach Art der Kinderſchule hielt. Auch in ſpäteren Zeiten ſollte ſie nicht wieder eingehen, ſondern alsdann noch eine Repetitionsſchule für die geſamte beſſer unterrichtete Jugend ſein. Viele der jungen noch unverheirateten Leute wollten ſich anfangs nicht zu ihr einfinden; als ſie aber ſahen, daß die Herrſchaft ſogar ihre Bedienten zu ihr anhalte, blieben nur Wenige zurück, welche endlich der Amtsvogt fragen muſte, ob ſie, von ihm unbegleitet, oder begleitet, zu rechter Zeit erſcheinen wollten.

Auf der Kanzel und in ſeinen Predigten machte ſichs dann der Paſtor zur Sache, auch den Hausvätern und Hausmüttern den nie gehabten vernünftigeren Schulunterricht zu erſetzen. Die Materien zu ſeinen Vorträgen wählte er in Verabredung mit dem edlen Ritter, bei dem er wie Bruder im Hauſe angeſehen war, und hatte es beſonders mit Ausrottung ſolcher abergläubiſchen Mei-

nungen und Vorurtheile zu thun, die den guten Sitten, der zweckmäſſigen Thätigkeit, der Menſchenliebe, der Familienruhe, dem vernünftigen Vertrauen auf Gott, und der menſchlichen Erhaltung gefärlich ſind. Mit dem Kirchenglauben gab er ſich gar nicht ab, ſondern drang blos auf wahre Gottesverehrung durch Sinn und Leben, und unterwies über dieſe nach der reinen Lehre Jeſu, die er bei ieder Gelegenheit in ihrer höchſten Ehr- und Liebenswürdigkeit hinſtellte. Er war ein Mann, der viel natürliche Beredſamkeit beſas, die Sprache in ſeiner Gewalt hatte, die Empfindungen, wie die Ueberzeugungen, zu erwecken wuſte, und ſo auch die Herzen leicht in ſeine Gewalt bekam. Elpizon fehlte mit ſeiner Frau nie ohne Noth bei ihm in der Kirche, und hatte auf dieſe Weiſe nicht nöthig, das Kirchengehen der Gemeine erſt befehlen zu laſſen; ſeinem Beiſpiele folgte das männliche Geſchlecht, und Luiſens Beiſpiele das weibliche im ganzen Dorfe. Stille aber muſte auf ſeinen Befehl den Sonntag über zu Heiligenhain herrſchen; keine öffentliche Arbeit war an dieſem Tage erlaubt; auf dem Ritterhofe gabs nie einen Schmaus an ſelbigem, und ſo durfts auch in der Gemeine weder Sonntagstaufſchmäuſe, noch Sonn-

tagshochzeitschmäuse, geben, damit weder die Anstalten dazu das Hausgesinde von der Kirche abhielten, noch sonst unsittliche Entweihungen des Sonntags entständen. Abends mochten dann immerhin die Bauern zusammenkommen, und sich vergnügen; um zehen Uhr aber muste wieder nach Hause gegangen werden, und Alles muste dabei ehrbar zugehen. In den Augen des tiefblickenden Ritters war nehmlich eine heiligere Sonntagsfeier und unausgesetztes Kirchengehen zu einem gebildeten Prediger die stärkste Stütze der Moralität des grossen Haufens, und er konnte gar nicht begreifen, wie die Könige und Fürsten diesen so äuserstwichtigen Gegenstand bei der Kultur ihrer Völker nicht der ihm nach der Volkskunde aller Zeiten angemachtgebührenden höheren Beherzigung würdigten. „Stellet, pflegte er diesen zuzurufen, vernünftige, dem Zeitgeiste gemäs und wohl redende Prediger hin — gehet selbst fleissig zu ihnen in die Kirche — verbietet Handel und Wandel, Frohn- und freiwilliges Arbeiten am Sonntage — schliesset während der Kirchenzeit alle öffentliche Vergnügungsplätze zu — — und das Volk wird wieder, wie zur Väterzeit, zu seinen Tempeln, und in denselben zu religiösem Gefühle, zurückkehren,

und das greuliche Sittenverderben wird wieder abnehmen, das ihr doch sehen müsset, ihr mögt wollen, oder nicht."

Einige gute Kirchenvorarbeiten waren zu Heiligenhain schon vor einigen Jahren geschehen. Im ganzen Herzogthum hatte man ein neues Gesangbuch und eine neue Liturgie eingeführt, und die kirchlichen Handlungen waren dadurch allerdings insgesamt ehrwürdiger geworden. Elpizon lies aber seinem Prediger völlig freie Hand, und ersuchte ihn selbst, sich an nichts zu binden, sondern alle seine Amtsgeschäfte auf das zweckmässigste seiner Ueberzeugung nach einzurichten, und iede ihm gutdünkende Abwechselung der Theile in das Ganze der öffentlichen sonntäglichen Gottesverehrungen zu bringen. Besonders empfohl er ihm den jährlichen Konfirmationstag der Jugend und ihre erste Abendmahlsfeier, daß er beide so rührendfolenn einrichten möchte, als möglich.

Der Prediger schränkte sein Leben für seine Gemeine nicht blos auf das Sein unter ihr in ihrer Kirche und in ihrer Schule ein; er besuchte sie auch fleissig in ihren Familien, und band sich dabei weder an eine gewisse Reihe, noch an eine gewisse Zeit. Bald früh, bald spät, war er bald in

einem Hauſe rechts, bald in einem Hauſe links. Seine Abſicht war dabei nicht, des Ritters erſter Dorfſpion zu werden, und ihm alle Nachrichten zuzutragen, oder nach Art einer alten Dorfſchwätzerin Familienſachen und Perſonalien auf die Kanzel zu bringen, ſondern — eine vollkommene Amtsnotitz von ſeiner Gemeine zu erhalten, und dadurch ſich im Stande zu ſehen, ihr erſt ganz nützlich zu werden. Nach und nach blickte er in das Innere aller Häuſer ein, kannte faſt die Denkart und das Temperament eines jeden Einzelnen, und bekam dadurch den gröſſeſten Einfluß aufs ganze Dorf. Er war populär, ohne ſeinem Amte etwas zu vergeben, einnehmend in ſeinem Umgange, exemplariſch in ſeinem Wandel, und von allem Eigennutze weit entfernt, nahm in den Häuſern ſelten etwas an, und erpreſſte die Accidenzien nicht; ſo öfnete man ihm freudig die Thür, wenn er kam, fand ſich zurückgeſetzt, wenn er einmal länger ausſenblieb, als bei Andern, und nahm bei jeder Gelegenheit ſeine Zuflucht zu ihm. Er ward bald allgemeiner Freund, Rathgeber, Sittenrichter, Ermahner, Tröſter, Verſöhner, Fürſprecher — beſonders, wenn beim Ritter etwas zu ſuchen war, der dann ihm gewis auch nichts abſchlug. So

einen Mann muſte Elpizon zur Seite haben, wenn er es in der ſittlichen Bildung zu Heiligenhain dahin bringen ſollte, wohin er es zu bringen wünſchte. Er bediente ſich ſeiner auch zur Beilegung unnützer Streitigkeiten, zur Korrektion ſchlechter Hauswirthe, zum Verhalte vorgefallener Ungebürlichkeiten, zur Bildung des Geſchmacks an menſchlicheren Vergnügungen, und fand bald, daß er in allen dieſen Hinſichten durch ihn weiter komme, als durch den Juſtitiarius.

Luiſe hatte, während daß ihr Mann die Seelſorge für ſeine Bauern auf das eifrigſte zu betreiben anfing, weiter nichts zum Beſten des Dorfs thun mögen, als daß ſie dem jungen Kantor eine junge Frau verſchafte. Sie wollte den erſten Ausfall ihrer allervorzüglichſten Beſtimmung, der Beſtimmung zur Mutter und Rittermutter, erſt abwarten, theils, um zu ſehen, wie es ihr ſelbſt dabei ginge, theils, um ihr völliges Anſehen erſt bei der Gemeine zu erhalten. Es war, als hätte ſie Ahnungen gehabt; ihre Entbindung geſchah äuſerſt ſchwer, und nur einer der geſchickteſten Accoucheurs, der weit her war, und ſich eben bei der hochſchwangern Herzogin befand, rettete Mutter und Kind. Wie eine Leiche gebar ſie, und ihr Herz

über zerschmetterter Mann hatte, als man ihm den vollkommenen Erben von Heiligenhain reichte, nicht Sinn für ihn. Seine Luise, seine Luise schien dahin zu sein; so konnte er nichts, als starren am Bette, auf dem sie wie gemordet lag, und zitternd den Ausspruch erwarten, daß sie dahin wäre. Sie schlug die Augen auf, und ihre Blicke fielen in die seinigen. „Still!“ stöhnte sie, als er die Arme nach ihr ausbreitete, und die Augen fielen ihr wieder zu. Man bat ihn, sich auf die Seite zu begeben, tröstete ihn mit Uebergang der Todesgefar Luisens, und gab ihm seinen Sohn, den er nun nach erhaltenem Trost mit Freudenthränen begoß. Nach einigen Stunden erwachte Luise völliger, samlete sich ganz, und verlangte nach ihrem Manne. Er kam mit der erzwungenen Ruhe, die man ihm zur Pflicht gemacht, zeigte ihr ihr Kind mit den Worten — sieh deinen Elpizon im Kleinen — legte es ihr aus Herz, und dankte ihr, in Thränen schwimmend, für das himlische Geschenk und für ihre dafür gehabten unaussprechlichen Mutterleiden. Man wollte ihn wieder entfernen, aber sie ließ ihn nicht von sich, und er durfte von ihr nicht wanken. Der Accoucheur bestand darauf, daß so-

gleich für eine Amme geſorgt würde; ſie hörte es, und lies es zwar zu, behielt ſich aber unter Umſtänden ihre mütterlichen Rechte vor.

Luiſe war ein geſundes Weib; die Natur arbeitete mit ihrer Wunderhülfe für ſie, und ſie erholte ſich wider allen Glauben bald. Ein langer Schlaf ſtärkte ſie vorzüglich. Das Erſte, was ſie, als ſie ſich ſo ganz erquickt fühlte, that, war, daß ſie ihr Kind forderte, es an ihre Bruſt legte, und nach einigen Minuten ſprach — „gebt der Amme da ein gutes Reiſegeld; es iſt an der Amme hier genug.“ Dann fragte ſie in dieſer Stellung ihren Mann — „Biſt du nun ſo auch ganz mit mir zufrieden?“ Elpizon beugte ſich über Mutter und Kind, umſchlang Beide ſanft, und konnte in tiefſter Rührung nichts ſprechen, als — ach ja, ja! An demſelben Tage aber noch, als er bei Luiſen ſich auf eine Stunde iſolirte, ſprach er Mehr.

„Was du in meinen Augen ſeither nur geleſen haſt — was ich dir nun mit Worten ausdrücken ſollte, und ſo gern möchte — — ach, Luiſe, könnt' ichs dir ſagen! Daß du mich zu einem ſo glücklichen Vater machteſt, daß du ſo lange und doch ſo gern ſo ſchwer deshalb litteſt, und mein

Glück wie durch Todeskampf erkämpftest — dis war die Vollendung deiner Liebe gegen mich, und ewig muß ich dir deshalb in Erweisungen der Liebe und Gegenliebe gegen dich nachstehen! So behalt' dann, gesegnet von mir dabei, diesen Preis mir voraus, und fühle dich recht in deiner weiblichen Ueberwürde! Du Schmuck deines Geschlechts — du Krone des Ritterhauses von Heiligenhain — du Engel meines Lebens — dich benedeiet das ganze kleine Familienheer, an dessen Beglückung wir gemeinschaftlich arbeiten; denn nun hast du die Dauer seines Glücks durch den gesunden männlichen Nachkomm gestützt. Nun ist uns selbst bei Allem, was wir für unser Dorf thun, noch froher zu Muthe; nun wollen wir nichts unvollendet lassen, was wir anfingen. Gott wird uns den lieben Erben erhalten, und uns ihn erziehen lassen; unser ganzes Bestreben sei, ihn recht wacker zu erziehen, damit er einst ganz so denke und handle, wie wir, und alles Gute, was wir stiften, fortsetze, befestige, und noch vollkommener mache!"

Heilige gegenseitige Versprechungen auf das Letztere beschlossen die erste einsame Beisammenseinsstunde nach Luisens Niederkunft, und die Edle beharrte dabei, daß sie weiter nichts gethan, als

ihre natürliche Bestimmung erfüllt, habe, wie sie jedes Weib erfüllen müsse. „An meinem Busen nun, setzte sie hinzu, soll er meine Gesinnungen gleich einsaugen, und dein Beispiel wird sie hernach in ihm ausbilden.“ Das Wochenbette verlies sie in der Folge bald, und es war, als wenn sie durch das Selbstsäugen zu einer noch höheren Schönheit aufblühete. Karl ward getauft, und die drei Auserwählten des Dorfs wurden seine Pathen. Der Ritter lies sie rufen, als der Taufakt vor sich gehen sollte, und eröfnete ihnen ihre Bestimmung, welche sie erstaunt erfüllten. Kaum erscholl die Nachricht davon ins Dorf, so ward ein feierlicher Abendtanz unter einer hohen Linde von der Gemeine veranstaltet, welchem das Ritterpaar, und zwar Luise in dem weissen Kleide, auf einige Zeit beiwohnte. Die Kindwärterin, welche sich die Ritterin selbst unter mehreren gesetzten und gutmüthigen Weibern ausgesucht hatte, brachte Karln nach; die Mutter nahm ihn auf ihren Arm, und zeigte ihn der ganzen lustigen Versamlung mit den Worten — „er soll ein guter Mann werden, ein Mann, wie sein Vater — seguet ihn!“ Aus der lustigsten Versamlung ward ietzt die gerührteste; Millionen Thränen flossen um das Kind her,

und alle Augen waren darauf gerichtet. Luiſe rief den Schultheis herzu, und gab ihm Karls Hand. „Er gibt ſie euch Allen auf das, was ich ſagte; da habt ihr aber auch meine Hand darauf — laſſt mich dafür ſorgen!“ Allgemeines Frohlocken kehrte nun wieder unter die ganze Dorfſchaar zurück; ehe aber noch der Tanz wieder anging, rief ihr ein hoher Greis noch mit jugendlichem Feuer nach — die gnädige Frau hat uns der liebe Gott geſchenkt!

Luiſe machte von da aus mit ihrem Manne wieder die erſte Wanderung zum Vatergrabe und zur Mutterurne. Beide wanden ein groſſes Band von Grabblumen, und umſchlangen damit die Urne. Dann ſetzten ſie ſich neben derſelben, und Luiſe hub, als ſie feſt auf einen nahen Platz hingeſehen, im ſanfteſten Tone an — — „Wenn ich dir nun an dem ſchweren Muttertage geſtorben wäre, ſo läge ich auch ſchon hier, und du ſäſſeſt wohl ietzt hier auch ſo, aber — ohne mich und allein. Wie würde dir ſein, mein E.? Zwar wären wir uns nach Jahren einander wohl wiedergegeben worden; ſo iſts doch aber noch beſſer. Ja, ſo iſts beſſer, daß wir hier noch beiſammen ſitzen können — nicht wahr, Lieber?“ Elpizon blickte

gen Himmel, blickte auf die Stelle, auf die ſie ſo bedeutend hingeſehen, blickte auf ſie ſelbſt, ſank an ſie hin, und ſeufzte freudig — ach ja, ſo iſts beſſer.

„Ich hatte zwar, fuhr ſie fort, keine eigentliche Furcht vor meiner Entbindung; aber oft dacht' ich doch, ich wills dir nun weiter nicht verheelen, daß ſie mich von dir trennen könnte. Wenn ich zuweilen dich ſo lange anſah, und dich dann ſo ſchnell ergrif, und ſo feſt an mich drückte, dann, dann gabs immer ſolche Momente. Beſonders hielt mich die Vorſtellung, daß ich den Märtirertod der Mütter vielleicht zu ſterben beſtimmt ſein könnte, von Allem ab, was ich an deiner Seite blos als deine Frau für unſere Leute zu thun willens war. Wenn du dann dahin wäreſt, ſprach ich zu mir ſelbſt, wer ſetzte dein angefangenes Gutes fort? und ſo iſts beſſer, du fängſt es nicht eher an, als bis du mit Zuverläſſigkeit wieder darauf rechnen kannſt, daß du auch die Fortſetzerin davon ſein werdeſt. Nun iſts gottlob ſo, und nun will ich auch nicht länger damit ſäumen. Vor allen Dingen liegt mir die Mädgenſchule an, von der ich einſt zu dir ſprach. Vorläufig habe ich ſchon für die Lehrerin in ſelbiger in der Frau des

Kantors gesorgt, die in vielen Arten von weiblichen Arbeiten, besonders in den nothwendigsten, sehr geschickt ist, und junge Mädgen recht gut anzuführen weis. Ich werde es machen, wie du mit deiner Schule; was Bauersleute nicht brauchen können, das sollen unsere Dorfdirnen auch nicht lernen, was ihnen aber nützlich sein kann, das soll ihnen gelehrt werden, damit sie auch in ihrem häuslichen Fache weiter kommen, als die Mütter. Buttern und käsen, Mus und Klump und Seife kochen mögen sie von diesen lernen, wie backen, hecheln, spinnen, stricken aber, nähen, ihren Nahmen einzeichnen, Mützen machen, Striche waschen, färben, schneidern, ein Wirthschaftsbuch führen, von der Kantorin, wie lesen, schreiben, rechnen, vom Kantor. Dazu soll nun, wie gesagt, Anstalt gemacht werden, und ich weis, daß du mir dabei freie Hand lassen wirst. Ueberhaupt mus ich dir bei deinem grossen Werke, menschlichere Ausbildung durch ganz Heiligenhain zu verbreiten, dadurch zu Hülfe kommen, daß ich mein eigenes Geschlecht vorzüglich auf mich nehme, ohne dessen Sittlichkeit an keine grosse Sittlichkeit hier zu denken ist. Ich bin nun Mutter, und so habe ich als deine Frau auch nun das volle Anse-

hen dazu; las mich nur machen, du ſollſt deine Freude an mir haben.“

Der Eifer zum Thun, welcher ietzt aus Luiſens Munde und Herzen geſprochen, hatte den Ritter hoch erquickt. Er nannte ſie nun ſeine wirkliche Kollegin, hies in voraus Alles gut, was ſie unternehmen würde, und überlies ihr im Weggehen vom Vatergrabe noch ſogar Zimmer im Schloſſe zum gemeinnützigen Gebrauche. In der That hatte auch Luiſe darauf gerechnet, ihre Mädchenſchule daſelbſt aufzuſchlagen, und ſo wuſte ſie nun weiter keine Schwierigkeiten dabei, es wäre dann, daß die Mütter ſelbſt ihr dergleichen noch machten. Sie lies dieſe alſo an dem Sonntage, an welchem ſie Kirchgang hielt, aus der Kirche zu ſich kommen, und machte ihnen in Gegenwart der jungen Kantorin ihren Vortrag.

„Erinnert euch des Tags, an welchem ich zu euch ſprach — ich will euch noch weit nützlicher werden! Bis ietzt hab' ichs beim bloſſen Verſprechen gelaſſen; nun aber, da ich glücklich durchs Wochenbette gekommen bin, ſoll's in Erfüllung gehen, und wann ſchickte ſichs wohl beſſer, den Anfang damit zu machen, als heute, da ich Gott öffentlich und in eurer Mitte für ſeine

mir erwiesene grosse Gnade gedankt habe? Ich bin nun selbst Mutter, wie ihr; ich weis nun, was ein Mutterherz sei, und traue euch Allen zu, daß ihr auch dergleichen habet, wie ich. Könntet ihr also wohl das Gute zurückweisen, das ich vorhabe? Eurer Kinder, die unseres Geschlechts sind, eurer Töchter, will ich mich vor allen Dingen erst annehmen. Sie geniessen zwar den guten Schulunterricht, den eure Söhne geniessen, und sollen ihn auch fortgeniessen; aber an ihm ists für sie nicht genug. Ausser dem, was ihr ihnen über das Hauswesen von Kindheit an beibringet, können sie noch Vielerlei lernen, das sie einmal zu noch besseren Hausmüttern macht, das zugleich ihren Verstand ausbildet, sie nützlich beschäftigt, und euch, so lange sie noch bei euch sind, selbst, ihnen aber hernach, wenn sie ihre eigene Wirthschaft haben, lebenslang, manchen Thaler ersparen wird, den ihr ietzt nach der Stadt tragen müsset. (Hier lieferte Luise das ganze Verzeichnis davon.) Ihr höret, daß sie nichts, was über ihren Stand ist, lernen sollen; Alles, was ich genannt habe, ist vielmehr in euren Häusern sehr brauchbar. Wollet ihr nun, daß eure Töchter weiter kommen, und es einmal noch besser haben sollen,

als ihr, ſo ſoll dieſe geſchickte junge Frau, welche ich eigentlich in dieſer Abſicht ſchon nach Heiligenhain gebracht habe, unter meiner Aufſicht ihre Unterweiſerin darin ſein. Hier in dieſem Zimmer ſoll die Schule ſein, und ich bezahle dafür. Nichts weiter ſolls euch koſten, als die Stunden, welche eure Töchter dazu anwenden müſſen, die aber nicht über die Gebür vermehrt werden ſollen, deren Zahl ſich auch immer darnach, wie die ländlichen Geſchäfte ſich drängen, oder nicht, richten ſoll, und die ihr durch eine beſſere Eintheilung der Zeit überhaupt leicht wieder einbringen könnet. Wär's aber auch wirklich, daß ihr eure Töchter während der wenigen Jahre, in welchen ſie an dieſer Schule Theil nehmen, zuweilen in euren Häuſern vermiſſtet, ſo müſſet ihr bedenken, daß die Jugend eigentlich die Zeit ſei, in welcher unſere Kinder Alles, was ihnen nützlich iſt, lernen, und dadurch den Grund zu einem ganzen glücklicheren Leben legen müſſen; wenn ihrs dann wirklich gut mit ihnen meinet, ſo wirds euch nicht darauf ankommen, lieber manch Taglohn mehr zu bezahlen, als ihnen eine ſo gute Gelegenheit, die ihr nicht hattet, noch mehr weibliche Bildung für Hausweſen und Wirthſchaft zu bekommen, vorzuenthalten. Sagt doch,

möchtet ihr nicht gern nun selbst das Alles verstehen, was ich sie lernen lassen will? Gewis eben so gern, wie ihr nun insgesamt auch schreiben und rechnen können möchtet, das ihr auch in eurer Jugend nicht lerntet, und das sie ietzt schon lernen. Die Vortheile sind ia gar nicht zu übersehen, welche auf dem Lande daraus entspringen, wenn die Hausmütter Mehr verstehen, als die Mägde, oder wenn die Mädgen, welche einmal dienen müssen, ihrer Herrschaft auf vielfache Weise noch brauchbarer sind, als gewöhnlich. Seid auch versichert, daß es auf eure Töchter einen guten Einflus von Seiten ihrer Sitten und ihres Betragens haben werde, wenn sie oft hier und unter meinen Augen sind. Ich wills euch erlauben, daß ihr sie, wenn sie sich auf irgend eine Weise gröblich vergangen haben, zur Strafe dafür, aus der Schule behaltet; wenn sie dann wiederkommen, werde ich sie fragen, warum sie gefehlt haben, und so Gelegenheit haben, zu ihrer Besserung beizutragen. Ueberhaupt werden sie durch meine Schule bekannter mit mir, und ich werd's mit ihnen; dis wird von grosem Nutzen auf die Folge sein. Ich werde nicht ermangeln, bemerkten Leichtsinn, auffallende üble Gewohnheiten, oder gar wirkliche Garstigkeiten,

an ihnen zu tadeln und zu verwerfen; sie werden ein gutes Zutrauen zu mir bekommen, wenn sie sehen, daß ich es wacker mit ihnen meine, und werden mich zu seiner Zeit zu ihrer vertrauten Rathgeberin machen, und ich werde auch zu seiner Zeit, wenn sie etwa euch Kummer und Gram bereiteten, eine Art von Uebergewicht über sie haben, und mit meinen Worten Mehr an ihnen ausrichten, als ihr mit den eurigen. Dis wünschte ich nun eben; ja, ich wünschte, daß ihr mir euer Zutrauen ebenso schenken möchtet, wie mir eure Töchter das ihrige gewis schenken werden, damit ich, so jung ich auch gegen Viele von euch noch bin, doch nach und nach die Mutter von ganz Heiligenhain werden möchte. O — so machet mich doch dazu!"

Dieser Vortrag wirkte noch weit stärker auf die anwesenden Bauernmütter, als Luise sich versprochen hatte. Sie eilten, ihr nach der Reihe die Hand zu küssen, dankten ihr tausendmal dafür, daß sie es so gut mit ihren Kindern vorhätte, und gelobten ihr auch auf ihrer eigenen Seite zum Beispiele für ihre Töchter die herzlichste Unterwürfigkeit. „Gnädige Frau, sprachen ein Paar alte Weiber, die etwa um zehen Jahre älter waren,

als Luiſe, befehlen Sie von nun an uns, was Sie wollen, wir wollen's thun."

„So höret dann auch, hub Luiſe wieder an, was ich zu eurem eigenen Beſten, in ſo fern ihr noch immer von neuem Mütter werdet, vorhabe. Ihr wiſſet von meiner gehabten ſchweren Niderkunft, und wie ich nur durch einen der ſonderbarſten Glückszufälle gerettet worden bin; ich weis auch, daß kurz vor meiner Zeit hier zwei Mütter die traurigen Opfer der Ungeſchicklichkeit und Unwiſſenheit der Hebamme eines benachbarten Dorfs geworden ſind. Der Mann, der mich, wie vom Himmel geſchickt, endlich noch entband, hat mir verſprochen, eine wohlunterrichtete und wohlerfarne Wehmutter herzuſenden. Im Hintergebäude unſerer Burg ſoll ſie wohnen, und Alles frei haben; ihr ſollet ihr nichts geben, als was ihr bei Niderkünften einer Fremden gabt, der ihr noch dazu die Wege bezahlen muſtet. Dafür müſſet ihr mir aber auch geloben, daß ihr euch nie einer andern bedienen wollet; denn mir liegt die Sache der Mütter hier ſo an, daß ich, wenn ich auch nie wieder in den Gebährungszuſtand geriethe, doch ſo handeln würde."

Es waren eben einige Schwangeren gegenwärtig, welche ihre Niederkunft bald erwarteten. Diese baten inständigst, daß doch die neue Kindermutter bald kommen möchte, weil sie unter den Händen der alten auswärtigen ebenfals schon sehr gelitten hätten; das ganze Mutterchor aber stimmte in ihre Bitte nicht ein. Luise kannte das Volk auf dem Lande, und that, als wenn sie's nicht bemerkte. Die verschriebene Hebamme kam, und zwar gerade an einem Tage, an welchem eine der schwersten Geburten sich ereignete, bei der weder die gewöhnliche Wehmutter, noch eine andere, die sie hatte zu Hülfe holen lassen, das Geringste ausrichten konnte. So, wie sie also aus dem Wagen stieg, eilte Luise, die bereits nach einem Accoucheur in der Residenz geschickt hatte, zur schon halbtodt gequälten Leidenden mit ihr hin. Sie machte eine doppelte sehr geschickte Wendung des Kindes, und binnen fünf Minuten war die Mutter glücklich entbunden. Da trat der Accoucheur auch ein, und freuete sich, als er alle Umstände hörte, sehr, daß er zu spät gekommen sei, damit die geschickte Angekommene mit ihrer Probe zugleich ein Meisterstück hätte ablegen können. Nun war das Ansehen derselben mit einem male in allen Familien

befestigt, und der alten Weiberquälerin durfte das Dorf nicht erst noch verboten werden.

Luisens Lehranstalt ward eröfnet; alle Mädgen, die sie vor der Hand, als des bestimmten Unterrichts den Jahren nach empfänglich, im erhaltenen Verzeichnis der gesamten Dorftöchterschaft angestrichen hatte, erschienen, und wurden von ihr mit den ersten Erfordernissen zu ihren Arbeiten beschenkt. Sie ertheilte ihnen die nöthigen Vorschriften, ermahnte sie zum Fleisse, und übergab sie der Kanterin. Selten verstrich eine Stunde, in der sie nicht sich zeigte, sich bald kürzer, bald länger aufhielt, sich Arbeiten weisen liess, darüber urtheilte, nach dem Betragen sich erkundigte, und, wie's die Umstände mit sich brachten, bald Lobsprüche, bald Ermahnungen, austheilte. Oft traf es sich, daß, wenn ihr Mann aus seiner Schule zurückkam, sie ihm begegnete, wenn sie in die ihrige ging, oder umgekehrt. Beide sahen bald, daß ihre öffentlichen Unterrichtsanstalten den gesegnetesten Erfolg haben würden. Eine vernünftigere und bessere Generation war offenbar im Aufsteigen, und versprach dem edlen Ritterpaare eine goldene Zukunft für's Herz.

Luise lies oft, ohne krank zu sein, oder einen Kranken im Hause zu haben, einen berühmten Arzt aus der Residenz kommen, und unterhielt sich mit ihm auf ihrem Zimmer Stunden lang. Ich glaube noch, sprach dann wohl Elpizon, du lässest dir von ihm medicinische Vorlesungen halten. Er hatte Recht. Die Rittersfrau, bei der sie sich einst aufgehalten, hatte auch den Unterarzt auf ihrem Gute gemacht, und dadurch grossen Nutzen gestiftet; der Doktor aus der Residenz hatte sie in ihrem Nachahmungstriebe dadurch bestärkt, daß er gesagt, beim Landmanne thäten die einfachsten Mittel, sobald sie nur bei guter Zeit gebraucht würden, in gewöhnlichen Krankheiten die beste Wirkung. Er muste sie also über dergleichen Krankheiten unterrichten, ihr die Simtomen derselben, ihre Behandlungsart und die Medikamente gegen sie bekannt machen, auch über plötzliche Nothfälle sie informiren, und ihr eine kleine Hausapotheke besorgen; Alles unter der Bedingung, daß, wenn ihre Kunst ein Ende hätte, sie ihn allemal kommen liesse. Als sie nach ihrer Art bei ihm ausstudirt zu haben glaubte, trat sie ihr ärztliches Amt an. Sobald sie hörte, daß Jemand im Dorfe krank sei, eilte sie hin, und stand bei mit Rath und That.

Kaum hatte sie dis zu verschidenen malen gethan, so schickten die Bauern selbst, und liessen die gnädige Frau Doktorin inständigst um ihre Gegenwart und Hülfe bitten. Sie schlug es nie aus, sondern kam gleich, und wenns um Mitternacht war. Dis gewann ihr alle Herzen im Dorfe so, daß es nur heissen durfte, ein Finger, oder ein Zeh, thäte Ihr selbst weh, um alle Hände gleich in Bereitschaft zu sehen, für sie zu greifen, und alle Füsse fertig, für sie zu laufen. Da sie sich besonders um die Kinder, welche sonst in der Voraussetzung, daß sie bei dem lieben Gott besser aufgehoben wären, sterben konnten, wie sie wollten, sehr verdient machte, und auch die Wöchnerinnen fleissig besuchte und berathete, und mit Wochensuppen bewirthete, so verdoppelte sie dadurch auch besonders die anziehende Kraft auf ihr Geschlecht im Dorfe, welche sie sich schon durch ihre Töchterschule und durch die Hebamme bei Jung und Alt verschaft hatte.

So erreichte Luise ihren grossen sich vorgesetzten Zweck. Ihr Ansehen bei dem gesamten Frauenzimmer zu Heiligenhain stieg bald zu einer unglaublichen Höhe, und damit auch zugleich ihr Einflus auf selbiges. Ihre Stimme, es mochte

ein Rath, oder eine Warnung, ein Troſt, oder ein Verweis, ſein, galt wie eine Stimme von Himmel. Alle Weibergeheimniſſe wurden ihr offenbart, und ſie machte den klügſten und menſchenfreundlichſten Gebrauch davon. Eiferſüchtige Frauen beruhigte ſie; böſe Weiber beſſerte ſie. Wilde Dirnen wies ſie ins Gleis zurück; unſchuldigliebenden Jungfern war ſie bei ihren Eltern beförderlich. Keine Heirat ward mehr im Dorfe geſchloſſen, ſie muſte ſie erſt gutheiſſen. „Warlich, ſprach der Ritter, die Ritterin bringts weiter noch, als ich.“

Dennoch hatte er's auch weit genug bei beiden Geſchlechtern und beim ganzen Dorfe gebracht. Durch ſeine anfängliche und hernach noch immer bei jeder Gelegenheit, ſobald Mangel da war, fortgeſetzte Wohlthätigkeit nun in immer blühenderen Wohlſtand verſetzt, betrachtete ihn die Gemeine zu Heiligenhain als ihren allgemeinen Vater, und verheelte ihm nichts. Er hatte es ihnen vorhergeſagt, daß er ihr allerſeitiges Wirthſchaftsweſen jährlich revidiren würde, und ſie ſahen es bald alle gern, wenn er kam und Nachfrage hielt. Auch die ehemals lüderlich geweſenen Hauswirthe bekehrte er, und ſie muſten ihm hernach Dank dafür. Immer

ſuchte er noch Verbeſſerungen zu machen, wobei er ihr Beſtes zuförderſt vor Augen hatte. Er verwendete ſich für ſie bei ungefälligen Nachbarn, verſchafte ihnen auswärtigen Abſatz ihrer Produkte, verſchrieb ihnen fremdes Vieh, fremden Samen, verſorgte ſie aus ſeinen Baumſchulen um den wohlfeilſten Preis mit den ſchönſten Arten von Fruchtbäumen zu gröſſeren Anpflanzungen, und lies ihnen aus ſeinen Waldungen Bauholz auf die billigſte Weiſe verabfolgen. Geliebt von ihnen dafür ſo, daß ſie den letzten Blutstropfen für ihn verſpritzt, und zur Rettung ſeines Lebens unaufgefordert ihr Leben hingegeben haben würden, hatte er ſeine gröſſeſte Freude daran, daß ſie immer vernünftigere und geſittetere Menſchen wurden.

So vergingen die erſten zehen Jahre, und, ſo oft während derſelben Elpizon mit ſeiner hinkiſchen Luiſe auf ſeine Lieblingsanhöhe ſtieg, machten ſie es gerade umgekehrt, als zum erſten male. Sie wendeten ſich erſt nach Heiligenbaum hin, und drehten der grenzenloſen Ausſicht auf der andern Seite den Rücken zu. „Dahin, ſprach daſelbſt der Ritter am zehenjährigen Hochzeittage, dahin, du Luiſe aller Luiſen, du Ritterſfrau aller Ritterſfrauen, müſſen wir ſehen; da haben wir

gewirkt — hinter uns iſt für uns nichts zu wirken, und dort bleibts doch beim ſchlechten Alten, und wird ewig nicht beſſer. Freue dich mit mir über unſer glückliches Heiligenhain! Dir bin ich Dank ſchuldig — du haſt mir wacker geholfen. Sieh, ſo iſts noch der Mühe werth, Gutes zu ſtiften! Sieh, ſo ſelig könnten alle Ritter ſein, wenn ſie wollten! Aber — viele unter ihnen ſind Ritterbuben, die keine Bäckerhütte im Dorfe verdienten, weil ſie auch nicht den geringſten Sinn für ihre Bauern haben, über Humanität gegen dieſe Thiermenſchen, wie ſie ſie nennen, unter deren grobem Kittel aber vielleicht oft ein menſchlicherer Menſch, als ſie ſind, verborgen iſt, ſpotten, und ihnen gern über den alten barbariſchen Druck noch neuen barbariſcheren auflegten, wenns nur keine Landesregirungen gäbe — und dis Alles blos, um entweder Geld zuſammenzuſcharren, oder Geld zu verſchleudern, ie nachdem ſie Filze, oder Lotterer, ſind. Dafür verabſcheuen ſie dann aber auch die Bauern, und fluchen ihnen im Herzen in der Kirche, wenn ſie für ſie beten ſollen. Uns, Luiſe, liebe Luiſe, ſegnen alle Funfzig da mit den Übrigen in der Kirche und auſſer der Kirche, im Bette, im Hauſe und im Felde —

ach, wie besser haben wir's! Noch aber sind wir nicht fertig; noch müssen wir immer fortwirken. Sieh, heute sehen wir da nur erst lauter neue Scheunen, an die zuerst gedacht werden muste; nach zehen Jahren müssen auch alle Wohnhäuser neu sein. Heute über zehen Jahre, ja, heute über zehen Jahre — dann wirds hier erst den seligsten Stand für uns geben, wenn Gott will; dann blicken wir von hier in ein ganz neues Heiligenhain hinab — in ein ganz neues Dorf, in eine ganz neue Menschheit darin."

Luise war in dem ersten Jahrzehend ihrer Ehe viermal Mutter geworden, und zwar von drei Söhnen und einer Tochter. Sie hatte alle ihre Kinder selbst gesäugt, für jedes derselben aber auch einen besondern Wärter, so lange, als nöthig, gehalten. Die Familie war hiermit geschlossen, und, sobald das Häuflein beisammen war, ward ausser der Oberaufseherin auch noch ein männlicher Lehrer ins Schlos aufgenommen, in dessen Gesellschaft Elpizen das Erziehungsgeschäft nach den richtigsten Grundsätzen betrieb. Sein Park war, so lange es die Jahreszeit zulies, der gewöhnlichste Aufenthalt seiner Kinder. Da wuchsen sie zum besten auf; da waren sie auch am liebsten; da

ſahen und hörten ſie nichts Böſes; da ſpielten und lernten ſie am luſtigſten; da gewöhnten ſie ſich an die Natur und ans Landleben, wie der Vater ſo ſehnlich wünſchte. Unter andere Kinder kamen ſie nicht, als in der öffentlichen Schule, wohin ſie nach und nach, wenn ſie alt genug dazu waren, in gewiſſen Stunden geführt wurden, blos, um den Kantor vor der ganzen Gemeine zu ehren. Uebrigens unterrichtete ſie bald der Hofmeiſter, bald Elpizon, bald Luiſe — immer ihrem Alter gemäs, und nach gemeinſchaftlicher Verabredung. Den Religionsunterricht beſorgte, ſo, wie Zeit dazu ward, an Jedem ausſchlüslich Luiſe. Der Katechiſmus dazu beſtand aus wenig Sätzen, die nicht durch religioſe Phraſen, ſondern durch Erweckung religiöſer Gefühle, beigebracht wurden. Daran war's dann genug, bis ſie zum Altare geführt wurden, als um welche Zeit Elpizon auch den feſten Glauben an menſchliche Fortdauer im Tode in ihnen auf dieſelbe Weiſe errichtete, wie er ihn einſt in ſich errichtet hatte. Alles, wovon er glaubte, daß ſie es als vernünftige und ächte Ritter lernen müſten, lies er ſie lernen; auch Alles, was ſie zu lernen wünſchten, ſo bald er einſah, daß es ihnen nützlich ſein könne. Verſtand er, oder

der Hofmeiſter, ſich nicht auf dergleichen etwas, ſo war die Reſidenz nahe genug, um Lehrer zu Zeiten herauskommen zu laſſen, oder auch nach Umſtänden wohl Monate hindurch bei ſich haben zu können. Einen Sohn aber iemals von ſich zu entlaſſen, ehe er völlig erwachſen an Leib und Geiſt wäre — dazu hätte er ſich nie verſtanden, und, wenn darüber es auch unmöglich geworden wäre, dieſes oder ienes zu lernen, was ſelbiger gern lernen wollte. Er kannte auf der einen Seite die Welt, und auf der andern ging ihm ein unverdorbener moraliſcher Karakter über Alles, ſo, daß auch die vorzüglichſte Wiſſenſchaft und Gelehrſamkeit dabei keine Ausnahme machten. Zu Menſchen nicht nur von den treflichſten Kentniſſen, ſondern auch von den edelſten Geſinnungen, ſeine Kinder zu bilden — dis war ſein groſſer einfacher Erziehungsplan; beim guten Gemüth fing dieſer an, und beim guten Gemüth hörte er auf. Daß die Kinder Ritterskinder wären, erfuren ſie freilich, ſobald ſie erfuren, daß ihr Vater ein Ritter ſei; daran lag aber auch nichts. Von allen Seiten ward dahin gearbeitet, daß ſie ſich nichts darauf einzubilden hätten, daß ſie es wären, ſondern vielmehr erſt zu verdienen ſuchen müſten, daß ſie es

geworden wären. Es war aber auch dis kaum nöthig; denn sie sahen keinen Ritterstolz an ihren Eltern, und so fiels ihnen nicht ein, dergleichen aus sich selbst zu schöpfen. Gutmüthig, humant gegen alle Menschen in der Burg und aus dem Dorfe, immer bereit, Wohlthaten der Eltern an den Mann zu bringen, und selbst, erst kleineren, dann grössern Segen zu stiften, gefielen sie Jedem, waren sie die Freude ihrer Lehrer und der schönste Theil des Eigenthums für Vater und Mutter. In Wonnetränen gleichsam zerfliessend, kam einst Luise zum edlen Ritter, und erzählte ihm, wie sie die drei Söhne belauscht und da erhorcht hätte, daß der Aelteste, der Zwölfjährige, zu den übrigen gesprochen — „es ist doch kein Mensch, der unsere Eltern nicht lieb hätte — das kommt aber davon her, daß sie es mit Allen so gut meinen — lasst's uns auch so machen, daß uns auch alle Leute lieb haben" — und daß die beiden andern darauf geantwortet — „ja, so wollen wir's Alle machen." — O sinke dafür an mich her, ich sinke dir entgegen — rief Elpizon aus — so wirds gut, meine Liebe, so **wirds gut.**

Wo gabs nun mehr irdischen Himmel, als auf der Ritterburg zu Heiligenhain? Zu den reinen

Freuden der Liebe kamen da hohe Ritterfreuden, und zu den hohen Ritterfreuden die süssesten Familienfreuden. „Noch hat uns doch kein Unglück betroffen, sprach deshalb Luise einst spät gegen Mitternacht, als schon Alles im Schlosse zur Ruhe war; nichts, als Heil und Segen — nichts, als lauter Heil und Segen!“ Das wird auch schon noch kommen, das wird gewis nicht ausbleiben — erwiederte ihr Mann; ruf's nicht, Liebe, ruf's nicht, es kommt ungerufen, und kommt oft nicht eher, als — wenn man's mit Verwunderung vermisst.

Noch bevor ein Monat verging, starb Luise die Zweite, die einzige Tochter und das jüngste Kind ihrer Eltern, ein äuserst munteres und hoffnungsvolles Kind, plötzlich am Schlage. Sie vollendete eben das erste Oberhemd für ihren Vater in der Mädgenschule — die Mutter war bei einer Wöchnerin — der Vater befand sich im Walde, um Bäume zu neuen Bauerhäusern anschlagen zu lassen. „Ich kann nicht mehr sehen — mir wird Nacht vor den Augen“ — kaum hatte sie so gesprochen, sank sie vom Stuhle; die Kantorin sprang zu, hub sie auf, brachte sie auf ein Sofa — die junge Luise war todt. Man hielt ihr starken

Balſam vor, man beſpritzte und beſchüttete ſie mit kaltem Waſſer, man frottirte ſie — die junge Luiſe blieb todt. Die herbeigerufene Mutter kam athmlos herzugeſtürzt, und, als ſie die urplötzliche Leiche ſah, ſank ſie neben ihr in Ohnmacht. Der herbeigerufene Vater kam, und, als er zwei Leichen vor ſich zu ſehen glaubte, hätte er zur dritten werden mögen. Der Hofmeiſter erzählte ihm, was er wuſte, die Kantorin auch. Dieſer übergab er ſeine Frau, um ſie mit den Frauenzimmern im Schloſſe als eine blos Ohnmächtige zu warten; er ſelbſt aber lies alle ihm bekannte Verſuche machen, um ſeine Tochter wieder zum Leben zu bringen — die junge Luiſe blieb todt. Nach mehreren Stunden kam auch der eiligſt geholte Arzt aus der Reſidenz, und that Alles, um die Todte wieder zu beleben — die junge Luiſe blieb todt. „Faſſen Sie Sich, rief er aus, edler Mann, es iſt nichts zu thun — ſie iſt dahin.“

Das Urplötzliche des Tochterverluſts war auch für den Vater zu ſtark. Er ging, die Hände ringend, lange im Zimmer auf und nider, trat endlich ans Fenſter, blickte wieder lange gen Himmel, kam zur holden Leiche zurück, küſſte ſie, und ſprach leiſe — „Du haſt mir gewis vorangehen ſol-

len, damit ich aus den Armen der einen Luiſe dort gleich wieder in die Arme der andern käme.“ Als er ſo geſprochen, ſah er ſich ſchüchtern um, ob auch wohl Jemand verſtanden, was er geſagt. Der Arzt, als der Nächſte, that nicht, als hätte er ihn verſtanden, ſah ihn aber doch darauf ſehr beobachtend an. Luiſe, die Mutter, als ſie wieder zu ſich gekommen war, und nun ihr hartes Schickſal entſchieden fand, ging nach der Reihe alle die Leiden einer Mutter durch, welche ihre einzige ſo viel verſprechende Tochter verlohren hat. Sie machte ſich durch Unzertrennlichkeit von der Leiche erſt zu vielen malen noch ohnmächtig, dann wirklich krank, bis zum Sterben krank. Elzigen begrub ſeine nach ſeiner nun feſten Ueberzeugung ihm vorangegangene zweite Luiſe allein dicht an der Urne ihrer Grosmutter. Er ließ die Mutter ſich erſt ausweinen, und dann ausſeufzen, verſagte ihr erſt, als ſie wieder genas, den Gang zum Grabe, führte ſie endlich ſelbſt hin, ſtörte ſie auch da erſt nicht in den höchſten Ausgüſſen ihrer Schmerzen, reichte ihr aber, als ſie ihre Untröſtbarkeit zu weit trieb, wie von oben herab, die Hand, zog ſie an das Vatergrab mit ſich nider, und ſprach — —

„Nun bitt' ich dich, höre nicht blos dich, sondern auch mich! Luiſe, wir ſollen nicht allein glauben, ſondern auch im Glauben thun. Glaubſt du wirklich an ein künftiges Leben, ſo thu nun auch als eine Gläubige daran, und faſſe dich darüber, daß dein Kind dir vorangegangen iſt. Es iſt deine einzige Tochter — ja; faſſeſt du dich aber auch darüber, daß deine einzige Tochter dir voranging, ſo übſt du das höchſte Thun im Glauben an Zukunft und an Wiederſehen aus; die Krone des Glaubens erringſt du. Ja, wenn wir an ihrem Sterbebette noch ſtänden; und ſie noch immer im Leben ſähen, dann wär's uns zu verzeihen, daß wir aufs Höchſte darüber jammerten, ſie verlieren zu ſollen; denn dann möchte ſich doch immer noch der Gedanke an Möglichkeit ein, ſie noch zu behalten, welches freilich beſſer wäre. Nun aber, da ſie verlohren iſt — was jammern wir? warum jammerſt du ſo ohne Aufhören, ohne alle Mäſſigung? Wiederbekommen kannſt du ſie hier nicht; dein Jammern hilft dir alſo nichts. Es iſt dir nur auf den Fall weiter zu verzeihen, wenn du ſie nie wiederbekämſt. Du bekommſt ſie aber wieder, wieder hochdroben, wieder hochdroben auf ewig; ſo gebiet dem Jammer, daß er ver-

stumme, und deinen Glauben nicht schände — drücke heraus aus den Augenwinkeln die letzten Thränen — ermanne dich, du Unsterbliche, steh auf mit mir, und las uns nach Heiligenhain gehen, und da nach, wie vor, thun, thun, was Gott will, daß wir noch thun sollen, bis wir ihr nachkommen. Sollen unsere übrigen guten Kinder durch den Tod ihrer Schwester verliehren? Sollen funfzig Familien durch den Tod unserer Tochter verliehren? Luise, Luise, du bist zu brav, dich so zu versündigen — komm, und sei ganz wieder Luise!"

Sie erhub sich selbst, reichte ihm den Arm, und ging, ohne sich nach Mutterurne und Tochtergrab weiter umzublicken, stumm zwar, aber doch kraftvoll und festen Tritts, mit ihm fort. Er führte sie nicht durch den düstern Schattenweg, sondern durch den lichtesten Theil des Gartens, zurück. Im Garten stand sie still, und blickte ihn mit der Mine einer treuherzigen Versprecherin an. „Sieh, dis sind die letzten Thränen, welche in meinen Augen zittern sollen. Du liessest mich heftig heute an, aber du hatt'st Recht. Du hast mich bekehrt und gestärkt zugleich — ich bin wieder deine Luise." Als sie auf die Burg kam, fiel sie ihren

drei Söhnen um den Hals, und ſprach heiter — „ich bin wieder eure Mutter“ — und von Stund' an zeigte ſie ſich wieder als die allgemeine Menſchenfreundin des ganzen Dorfs.

Elpizou glaubte immer mehr zu fühlen, daß er kein hohes Alter erreichen werde, und ſprach deshalb im Stillen mit ſeinem Arzte, der nun ſeiner Meinung auch ward, und ihm mehr als eine lange Kur verordnete, die er auch brauchte, die ihm aber wenig Dienſte leiſteten. Er ward dadurch nicht im Mindeſten beunruhigt; ſo lange lebe ich, dachte er, bis ich mit Allem fertig bin, und — ſo iſts ia gut, was wollt' ich weiter? Die Seinigen aber beſchlos er ſo lange zu täuſchen, bis ſie ſein Aeuſeres ſelbſt aus der Täuſchung reiſſen würde. Man ſah ihn nicht nur heiter, wie vorher; er war auch wirklich heiter nach, wie vor. Mit noch gröſſerem Eifer betrieb er den Bau der noch übrigen neuen Bauernhäuſer, und ſchos denen, die am längſten unvermögend geblieben waren, nun auch Geld dazu vor, das ſie ihm in bequem geſetzten Terminen wiederbezahlen ſollten. Es hatten ſich von Zeit zu Zeit viel Koloniſten eingefunden, die ſich in dem glücklichen und als

glücklich überall bekannt werdenden Heiligenhain anſiedeln wollten; er hatte aber von ihnen nur einige Taglöhner, und einige der nothwendigſten Handwerker, die gute moraliſche Zeugniſſe hatten, aufgenommen, und ihnen leere Plätze angewieſen, die ſie durch ſeine grosmüthige Unterſtützung bebauten. Ueberall war er bei den Bauten gegenwärtig, und es kam ſo heraus, als wenn er hernach noch ein halbes Jahrhundert hindurch an dem Proſpekt des ganz neuen und vergröſſerten Dorfs auf ſeiner Lieblingsanhöhe ſeine Augen- und Seelenweide haben wollte. Die Familienfreuden, welche er von ieher ſo ſehr geſchätzt hatte, genos er jetzt nicht weniger mit noch gröſſerem Eifer, als ſonſt. Wenn er ſeine drei herrlichen Söhne, die nun ſchon insgeſamt kraftvolle Jünglinge waren, und an Kopf und Herz mit einander um den Preis ſtritten, um ſich hatte, und über ihre Lebensplane mit ihnen rathſchlagte, ſo war ihm noch höher zu Muthe, als wenn er als Präſident im höchſten Landeskollegium ſäſſe, und mit drei Räthen über die wichtigſten Staatsangelegenheiten deliberirte; kam dann vollends Luiſe dazu, ſo ſtieg ſein Herzenstriumf über die groſſe Welt aufs Höchſte, und der Händedruck, welchen ſie, wenn ſie ſich zu ihm

ſetzte, empfing, ſagte ihr allemal, daß er ihr dieſe ſchöne Familiengruppe verdanke. Zur Reſidenz kam er nun noch weit ſeltener, als ſonſt, und, reiſete er ja zu ihr, ſo hatte er doch gar kein Bleiben mehr in ihr. Beſuchten ihn aber Freunde aus ihr, oder anderwärts her, ſo ſah er ſie gern, und machte ihnen den Aufenthalt auf ſeiner Burg ſo angenehm, als möglich. Es iſt leicht zu glauben, daß ein Mann von ſeiner Denkart und von ſeiner glücklichen Lage unter den Weiſeſten und Beſten in der ganzen Nachbarſchaft die Auswahl zum vertrauteren Umgange gehabt hatte; mit Sinn für höhere Freundſchaft hatte er ſie auch geſucht, und treflich unter ihnen gewählt. Ritter waren gar nicht darunter, Verwandte auch nicht, eine einzige Tante ausgenommen, die ihr ehemaliges Hofleben ſehr zu beſeufzen Urſache hatte, und deshalb über die Verborgenheit des Landlebens mit ihm ſimpathiſirte; unter allen ſeinen Freunden behauptete aber ſein lichtvoller und unermüdetthätiger Prediger unabänderlich den erſten Rang. Man bemerkte ietzt, daß er mit dieſem noch öfter allein ſei, als ſonſt, und, wenn dann der dritte Mann dazu kam, ſo traf er ſie **beim Bibelleſen** an. Elpizon hatte von ieher ſehr vergnügt ſein können, und ge-

gen keine Art von Vergnügungen Unſinn gehabt, ſo bald ſie eines Unſterblichen nicht unwürdig wären, und, wie er immer Andern gern Vergnügen gönnte und bereitete, ſo hatte er auch ſeine eigenen Freuden am liebſten immer mit Andern getheilt. Dabei blieb es dann auch ietzt, und man ſah ihn ſogar nach, wie vor, bald mit ſeiner Frau, bald mit ſeinen Söhnen, bald mit Frau und Kindern zugleich, auf ſeiner Lieblingsanhöhe und am Grabe ſeines Vaters, wo nun zugleich das Tochtergrab war. Mit wahrhaftigfrohem Muthe ſprach er dann über Vater und Tochter, und ſo, als wenn er bald einen lieben Beſuch von ihnen erwarte, oder die Reiſe zu ihnen bald anzutreten gedenke.

Die höchſte Täuſchung der Seinigen aber, als wenn ſeiner Lebenskraft gar nichts abgehe, bewirkte die immer zunehmende Freudigkeit, mit der er die Ritterfreuden genos. Dieſe waren es, welche ſich auch recht dazu eigneten, weil ſie ſelbſt mit iedem Tage für ihn gröſſer wurden; denn, wenn gleich ſeine Familienfreuden durch die immer treflichere Ausbildung ſeiner drei Söhne auch immer gröſſer für ihn wurden, ſo hatte er es doch bei ienen mit funfzig, ſechzig Familien zu thun, deren leibliches und geiſtiges Heil ſich unaufhörlich ver-

gröſſerte. Seine glückliche und gebildete Familie war allerdings auch ſein Werk, aber nur ſein kleines Werk; ſein groſſes, groſſes Werk war ſein glückliches und gebildetes Dorf. Blühender Wohlſtand war nun überall in ſelbigem; neue Gehöfte waren darin, und neue Menſchen auf den Gehöften. Die beſſere Generation war nun wirklich da. Die Erndte von den Saaten, welche die beiden wackeren Lehrer in der Schule und in der Kirche ausgeſtreuet hatten, befand ſich in voller Reife. Wahre Bauernaufklärung herrſchte durch ganz Heiligenhain, und die Bauern daſelbſt nahmen es in verächtlicher Würdigung aller Vorurtheile — von den Vorurtheilen in der Kinderſtube an bis zu den Vorurtheilen am Altare — mit den Bürgern in der Reſidenz auf, wie ſie dieſe an Sittlichkeit weit hinter ſich zurückliessen. Das weibliche Geſchlecht war gebildeter, als ſonſt, aber deſſen ungeachtet auch unſchuldiger, unverdorbener und züchtiger, als ſonſt, und trug dadurch Viel zur Zucht und Ehrbarkeit des männlichen bei. Unter den Ehegatten hörte man von keiner Untreue, von keinen groben ein- oder gegenſeitigen Mishandlungen, von keinen anhaltenden Uneinigkeiten. Das Verhältnis zwiſchen Eltern und Kindern war das

menſchlichſte, und die alten Väter und Mütter wurden aufs Beſte gehalten. Das Geſinde ſogar war brav, und erregte die Misgunſt der Dorfſchaften weit und breit, ſo, daß man gern Geld über Geld bot, um nur einen Knecht, oder eine Magd, aus Heiligenhain zu erhalten. Die plumpe Ruſticität war aus dem Dorfe verbannt; Ehrlichkeit und Unverbrüchlichkeit gegebener Zuſagen aber hatten das Einſaſſenrecht erhalten. Wilder und unvernünftiger Behandlung ſeiner Arbeitsthiere, wie jeder Art von Thierquälerei, ſchämte man ſich. Man war wirthſchaftlich, ohne betrügeriſch zu ſein; man war Genieſſer, ohne zum Schwelger auszuarten. Frohſinn, den der Wohlſtand erzeugte, blickte bei jeder Gelegenheit hervor; nie aber, auch bei wirklichen Vergnügensgenüſſen nicht, bekam er den Anſtrich von Unbändigkeit. Der Geſang hatte in den Geſelſchaften das Spiel faſt ganz und gar verdrängt, und, ward ja geſpielt, ſo geſchah's ohne Lerm und ohne Zank. Das alte nach daſiger Landesart üblich geweſene Bauerngelag, welches faſt acht Tage dauerte, und für die Sittlichkeit ſo verderblich war, als für die Geſundheit, hatte die Gemeine aus eigener Bewegung abgeſchaft, und man feierte dafür blos recht

ſolenn das Feſt der Erlöſung von der Ritterfrohne und das Erndtefeſt. Alles war zu Heiligenhain wie umgeſchaffen, und noch nicht zwei volle Jahrzehende hatten dieſe totale phiſiſche und moraliſche neue Schöpfung hervorgebracht.

Wenn jetzt Elpizon einen allumfaſſenden Ueberblick hiervon anſtellte, dann genos er jene Ritterfreuden, nach welchen er ſo gegeizt hatte, und die des ächten Ritters allein würdig ſind, auf eine überſchwengliche Weiſe, und dann war's, als würde er auch wieder neu geſchaffen, neu belebt und verjüngt. Was war nun wohl natürlicher, als daß er dergleichen Ueberblicke oft anſtellte? Und ſo geſchah's, daß er durch ſeine ihn gar nicht mehr verlaſſende Heiterkeit die Seinigen täuſchte, lange täuſchte, und ihnen in der Maſſe faſt geſunder und ſtärker zu werden ſchien, in welcher er in der That immer ſchwächer und kränkelnder ward. Die Täuſchung aber verſchwand. Ein ſehr unfreundlicher Herbſt zog ihm durch eine gehabte Erkältung eine Unpäslichkeit zu, die zwar mit ſeinem eigentlichen Hauptkrankheitszuſtande, der ein organiſcher Fehler war, nicht in Verbindung ſtand, durch die er aber doch ſchnell und ſehr verfiel. Seine Heiterkeit blieb ihm treu, und ſtieg ſogar

dabei noch; der Geiſt war aber doch nicht mehr im Stande, die Niderlage der Körperkräfte durch ſie zu decken. Frau und Kinder wurden mit jedem Tage unruhiger und ängſtlicher, und drangen in den Arzt, ihm durch ſtärkende Mittel zu Hülfe zu kommen. „Wenn die Korroborantien, pflegte dieſer zur Antwort zu geben, welche er aus ſich ſelbſt nimmt, ihm nicht helfen — die, welche ich ihm verſchreiben kann, ſind Erde und Waſſer dagegen;“ er ſelbſt aber provocirte immer auf ſeine Geiſtes- und Muthesſtärke, und lies keine Schwäche auf ſich kommen. Seine Herbſtunpäslichkeit ging glücklich über, und die Natur ſchien ſich noch einmal zu ermannen. Jetzt bat er Luiſen, da eben noch einige gute Tage einfielen, vor Winter noch einmal auf ſeine Lieblingshöhe mit ihm zu gehen. Der Gang hinauf ward ihm herzlich ſauer. Droben brauchte er lange Zeit, ſich zu erholen; gleich aber und unverwandt richtete er ſich und blickte nach Heiligenhain hinunter, als wenn er von da herauf die Erholung ſchöpfen müſte. Er lehnte ſich an Luiſen, und ſchlang ſeinen rechten Arm um ihren Hals.

„Sieh doch unſer liebes Heiligenhain, wie es ſo lieblich und dankbar uns anblinkt! — Vor zehen

Jahren ſahen wir lauter neue Scheunen von hier, nach zehen Jahren auch lauter neue Häuſer. — Wie die alte Ritterburg ſo ruſtig in der Mitte liegt! — Du heilige alte Burg — aber nun erſt recht heilig geworden durch heilige Liebe und durch heilige Menſchenliebe! — — Ach Luiſe, unter dem hohen ſchwarzen Dache da haben wir doch lange recht glücklich gelebt — nicht wahr? (Er trat ſanft Luiſe herum, daß ſie ihn im Geſicht hatte, legte ſeinen linken Arm auch um ihren Hals, und ſah ihn unter herzlichem Kopfnicken an.) und haben von da aus viel Gutes, groſſes Gutes geſtiftet. (Blickt gen Himmel.) Dir Dank dafür, Gott! (Blickt wieder auf ſie.) und dir Luiſe, auch! Nun, treue Mithelferin bei Allem, ſind wir fertig. Ich kann weiter nichts in dieſem Augenblick denken, als — wir ſind fertig; aber das iſt auch ein erſtaunender Gedanke, ein Gedanke, der Alles in Allem für mich iſt. Luiſe — komm, wir ſind fertig."

Mit aller Kraft, die er noch hatte, ſchlos er ſie feſt an ſeine Bruſt, und drückte ihr den letzten Kus auf der Anhöhe auf ihre Lippen, und ſprach nochmals — komm! Drauf warf er auch einen Kus nach Heiligenhain hin; über die grenzenloſe Ausſicht ienſeits aber ſchlug er im Heruntergehen

ein Kreuz. Er ging ziemlich rasch, und lenkte nach dem Vater- und Tochtergrabe zu. Der Sitz ward da so genommen, daß man beide Gräber und die Urne vor sich hatte.

„Hier, Luise, habe ich mir vorgenommen, dir zu sagen, was ich dir nun sagen muß. Ich rede als ein Unsterblicher zum andern, als ein Gläubiger an Unsterblichkeit zum andern — also, ohne weitere Umschweife — meine Tage sind dahin, und ihr letzter ist nah vor meiner Lebensthür. Ihr werdets wohl gemerkt haben — es ist euch auch nicht entgangen — vorbereitet seid ihr; nur mein Geständnis hat noch gefehlt. An diese Stäte her gehörte es; hier hast du's also."

Wer beschreibt, wer mahlt, wer sticht die Scene, die hier vorging? Keine Feder, kein Pinsel, kein Grabstichel.

„Warum, seufzte Luise nach vielen Klagen und dagegen erhaltenen Beruhigungen auf, warst du denn so aus einander, als ich dir sterben sollte, da ich Karln gebar, und ich, ich armes Weib, soll Mehr können, wie du?" „Meine Himlische, erwiederte Elpizon, da waren wir auch nicht lange erst beisammen, aber — bedenke, nun? O — hätten wir unter der Bedingung uns nur vereini-

gen können, daß wir zwanzig Jahre lang beiſammen ſein ſollten, und nicht länger, aber auch nicht kürzer — traun, nicht wahr? wir hätten auf ſie gleich eingeſchlagen. Alſo — von dieſer Seite dürfen wir kein Wort ſagen. Denke aber auch an das, was unter uns von ewiger Liebe Glaubens iſt, und nun — brich ab alles Klagen und alles Seufzen! dazu glauben wir, daß wir im Glauben thun ſollen. Dis iſt aber nun unſer Thun in dem Glauben, dem wir ergeben ſind, im Glauben an Fortleben und Wiederſehen, daß ich heiter von dir gehe, und daß du mich heiter von dir gehen läſſeſt. Ich wills können, und du muſts können. Keinen Abſchied weiter unter uns Beiden! Der Kus, den ich dir hernach hier gebe, ſei Abſchied aller Abſchiede von dir! Ich verliehre dich einſtweilig, und finde dafür deine Tochter, dein Bild, wieder, die mir vorauſging, mich ienſeits zu empfangen; du verliehrſt mich einſtweilig, und behältſt dafür deine drei Söhne, dreimal mein Bild, die dir gewis erſt viel Troſt über meinen Verluſt reichen, und dich dann mit ihren Segnungen zu mir hinüber begleiten werden. So ſei eine männliche Frau, wie ich ganz Mann bin! Sei

eine Chriſtin, wie ich ein Chriſt bin! Ueber ein Kleines, ſo ſehen wir uns nicht mehr — über ein Kleines, ſo ſehen wir uns wieder. Hier begrabt mich, hier zu den Füſſen meines Vaters, hier, wo ich die drei Steine hinlege.“ Er ſtand auf, legte die Steine hin, gab Luiſen den Kus, unter dem ſie erſt zuſammenſuken wollte, ſich aber wieder, wie durch innere, aus dem Tiefſten ihrer Seele aufſpringende Glaubenskraft geſtärkt, erhub, und ſchwankte an ihrem Arm durch den lichteren Parkweg zur Burg. Es ward ſtürmiſch, und die Blätter fielen auf allen Seiten von den Bäumen. Lächelnd ſprach er — Elpizon fällt mit; 'ſiſt Herbſt.

Wie er mit Luiſen geredet hatte, ſo redete er nun auch mit ſeinen drei Söhnen. Er empfohl ihnen Heiligenhain und ihre Mutter, diſponirte mündlich über Alles, und wies ſie an den ſtillen Gräberhaufen hin, daß ſie ihn einſt fleiſſig beſuchen möchten. Auf ihre Betrübnis erwiederte er das Gehörige ein- für allemal, bat ſie, ihn in ſeiner Heiterkeit, mit der er von ihnen gehen wolle, nichs zu ſtören, gab iedem den Abſchiedskus, wie er ihn ihrer Mutter gegeben, und verſicherte ihnen, daß er ſie, wie dieſe, ewig liebe, und ienſeits ſo

herzlich auf ſie, wie auf dieſe, warten wolle. Von nun an durfte über ſeinen Tod nicht weiter geredet werden; er aber nahm täglich noch an Heiterkeit zu. Sein erſter Freund, der Prediger, war faſt immer bei ihm, und ſo heiter, wie er; die Seinigen aber zwangen ſich nur, heiter zu ſein, und litten im Stillen dabei jämmerlich.

Es ward ſehr traurige Witterung; da ſah man ihm Unruhe an. Es kam unerwartet ein ſchöner Herbſttag — der letzte des Jahres; da ſah man ihn wieder ruhig. Er ging noch einmal ſchleichend aus, verbat und verbot alle Begleitung, und ſchlich den letzten Gang zum Vatergrabe. Da kniete er hin, und dankte ſeinem Schöpfer für alle die groſſen Segnungen, mit welchen er ihn und all ſein Thun begnadigt hatte, und dann ſtand er auf, und ſprach ebenfalls gen Himmel — „Nun, Vater, hab' ich vollbracht mein Thun, wie mein Erkennen; nun bin ich's werth, zu dir zu kommen; nun, Geiſt meiner Tochter, mache dich bereit, mich zum Geiſte meines Vaters zu führen!“ Er küſſte beide Gräber, ſah auf den Platz, wo die drei Steine lagen, in tiefer Andacht hin, und ſchlich nach der Burg durch den Schattenweg zurück. Da fand er die Nachricht von dem Tode ſeiner

Tante, die ihm ein Legat von dreissig tausend Thalern ausgesetzt hatte.

„Doch noch etwas Irdisches, sprach er; aber — gut! Luise, diese dreissigtausend Thaler sind dein; ich war noch in deiner Schuld für die Heerden zu Heiligenhain.“

Hierauf lebte er noch acht Tage, sitzend in einem Lehnstuhle. Mit iedem Tage ward er zusehends kraftloser am Körper, und kraftvoller am Geiste. Ganz unaussprechlich geistesstark und heiter befand er sich am letzten Morgen. Ein inneres Gefühl sagt's ihm, daß es der letzte sei. Sein treuer Freund, der Prediger, erschien, wie gewöhnlich. Er sah ihn freundlich an, und immer freundlicher. „Sollt's möglich sein, sprach er mit leiser Stimme zu ihm, daß man's fühlen könnte, wenn die grosse Verwandlung eintritt? Mir ist ietzt, als stürbe meine gröbere Organisation, und als sonderte sich fortlebend die feinere von ihr ab. Ich glaube, ich habe mir den Tod richtig vorgestellt.“ Einige Zuckungen erfolgten. „Nun tretet alle her, und sehet sterben!“ Der Prediger gab Allen einen bittenden Wink, fest zu sein, und sie blieben fest. „Mein letzter Segen über euch Alle! — Mir wird äuserst-äuserstwohl! — Adieu,

Adieu, ihr lieben Hinterbleibenden! Adieu, meine Luiſe! — Auf Wiederſehen! Ich gehe nun voran.“ Er ſah ſie insgeſamt noch einmal an, gab Luiſen den letzten Blick, drückte ſich ſelbſt die Augen zu, faltete ſeine Hände, ward ſtill, war verſchieden. — —

So lebt, ſo ſtirbt ein Gläubiger an Unſterblichkeit.

---

Seite 8. Zeile 3. leſe man ganze ſtatt gange.
— 13. — 2. v. u. l. m. Vernunft ſt. Vernunft.
— 174. — 17. l. m. Heilt ſtatt Hilft.

Was steht

# vom Zustande nach dem Tode in der Bibel?

Erster Theil.

1804.

In Kommission

bei A. Fachsel zu Zerbst, und bei Gerh. Fleischer zu Leipzig.

# Elpizon

oder

## Ueber meine Fortdauer im Tode.

Dritter Theil.

1804.

Gedruckt auf Kosten des Herausgebers,

und in Kommission

bei A. Fuchsel zu Jerbst, und bei Barth. Fleischer zu Leipzig.

Universitäts-
München
Bibliothek

Das Urtheil, welches Elpizon, sobald er Herr über seine Lektüre geworden war, über die Bibel fällte, ist bekannt, und er hat es auch hernach nie wieder zurückgenommen, vielmehr hat er sich spätterhin auf das festeste noch darin bestärkt. Da er nun so über sie urtheilte, wie er über sie urtheilte, so lies er sichs auch nichts angehen, ob und wo etwas von Fortdauer des Menschen im Tode in ihr zu finden sei; denn es hatte nicht mehr Gewicht für ihn, als Alles, was davon in jedem andern Buche der Welt steht. Etwas Anderes wär's gewesen, wenn er wirkliche Beweise dafür in ihr angetroffen hätte; so aber waren's bloße Behauptungen davon, die wohl für den Gläubigen an Offenbarung so gut, als Beweise, ja, die stärksten Beweise zu sein pflegen, bei ihm aber nicht Mehr galten, als jede andere bloße Behauptung von irgend etwas in jedem andern Buche.

Sein aufgeklärter Prediger Funk war nicht nur, wie über alle höhere Offenbarung überhaupt, so auch über die Bibel, ganz mit ihm einverstanden, sondern trug auch vorzüglich dazu bei, daß er hernach bei seiner angenommenen Art, sie zu würdigen, lebenslang so fest beharrte. Unter Beiden war es indessen ein- für allemal abgemacht, daß der Ritter seinen Pastor, wenn er ihn auf der Kanzel biblische Stellen als Beweise über irgend etwas anführen hörte, nicht des Widerspruchs bezüchtigte, oder in Verdacht der Heuchelei nähme. Funk lies dem Volke seine Bibel aus guten Gründen, iedoch, ohne es in abergläubischen Meinungen über sie zu stärken. So oft er Stellen aus ihr anführte, hatte er schon Vernunftbeweise vorausgeschickt, und dann sollten iene Citaten gleichsam nur die Beweise davon sein, daß das Erwiesene in der Bibel auch stehe. Ob nun seine Zuhörer das Erwiesene darum glaubten, weil er es ihnen vor den Citaten schon erwiesen, oder ob sie es darum glaubten, weil die Citaten es besagten, ging ihn nichts an; wenn sie nur glaubten. Glaubten sie es der Citaten wegen wenigstens noch fester, so war es ihm gerade recht; wenn sie nur recht fest glaubten.

Funk wuſte ziemlich genau, was in der Bibel ſtehe, und was nicht darin ſtehe. Daher kam's dann, daß er an vielen Orten das, was tauſend Andere da zu finden, wohl zuverläſſig zu finden, glauben, nicht finden konnte, daſſelbe aber dafür in andern Stellen fand, wo es gewöhnlicherweiſe nicht gefunden wird. Ganz ſo gings ihm auch in Anſehung der Lehre von Fortdauer des Menſchen im Tode. Der Ritter hatte ſolches aus ſeinen Kanzelvorträgen bei guter Zeit erſehen; da dieſer aber einmal mit bloſſen Behauptungen nichts zu thun haben wollte, er möchte ſie in der Bibel, oder irgendanderswo, finden, ſo nahm er keine weitere Notiz davon, und es galt ihm gleich, ob tauſend dergleichen von menſchlichen Zukünften in der Bibel ſtehen möchten, oder ob eine, oder gar keine davon, in ihr ſtände.

Ganz ſpät erſt ward ihm die Sache wichtiger, und Funk ward von ihm aufgefordert, das, was er in dieſer Hinſicht über die Bibel herausgebracht habe, ihm vertraulich mitzutheilen. Von da an traf man Beide oft in der Bibel leſend an, und, ſo oft dann Funk wieder weg war, ſas Elpizon und ſchrieb. Nicht, als wäre daraus zu ſchlieſſen, daß er gegen das Ende ſeines Lebens

doch wohl noch höhere Begriffe von der Bibel angenommen habe; sondern er fand es vermuthlich als eine angenehme Unterhaltung für sich. Beinahe könnte man auch glauben, daß er seine gesamten hinterlassenen Manuskripte nicht blos seinen Söhnen, sondern auch der Welt, habe hinterlassen wollen, und dann wär's sehr begreiflich, wie er auf den Einfall noch gekommen sei. Hatte er nehmlich durch die erste Reihe seiner Betrachtungen, die er ohne die Gottesidee anstellte, auch solche Menschen, die nicht an Gott glaubten, von ihrer Fortdauer zu überzeugen gedacht, so hätte er durch die zweite Reihe derselben, in welcher die Gottesidee überall hinzutrat, für die Ueberzeugung derer gesorgt, die zwar an Gott, aber nicht an die Bibel zugleich, glauben; und so wäre ihm dann noch die letzte Leserklasse übrig gewesen, die an die Bibel, als an Gotteswort, glaubt, und er hätte dann auch dieser wenigstens einen richtigeren Offenbarungsglauben in Hinsicht seiner Lieblingslehre zu verschaffen vermeint.

In der That kann auch der letzte Theil seines Manuskripts hierzu dienen, und wenn dann auch biblische Stellen, die diese Lehre betreffen, blosse Behauptungen derselben sind, so sind sie doch in

den Augen dieſer Leſerklaſſe ein- für allemal Beweiſe für ſie, und ſo muß ihnen ſelbſt daran liegen, nur ſolche Stellen zu halten, die die Probe einer bewährten Exegeſe aushalten. Freuen muß es ſie aber auch auf der andern Seite, wenn ſie, ebenfals an der Hand einer ſolchen Exegeſe geleitet, manche winkvolle und dem Glauben an Fortdauer huldigende Stelle entdecken, die ſie ſonſt nicht dafür hielten. Uebrigens kann es auch wohl nicht leicht ein religiöſes Gemüth geben, das nicht, und wenn es auch wie Elpizon, über die Bibel dächte, am Ende doch einmal gern vor ſich zuſammenſtellen lieſſe, was eigentlich in der Bibel von dieſer Lehre ſtehe, und wo etwas davon darin ſtehe. Es folgt alſo hier der Elpizonſche letzte Nachlaß in der Ordnung, wie er nach ſeinem Tode gefunden ward.

## Nach meiner ersten Bibelkonferenz mit meinem lieben und hochgeehrten Freunde Funk.

Ich fand gar nicht, daß ich mich deshalb zu schämen hätte, daß ich mich auf Untersuchungen solcher Art noch einlassen könnte, nachdem ich ein= für allemal darüber abgezeichnet hätte, daß im ganzen jüdischen Kanon nichts von Fortdauer des Menschen im Tode stehe, und daß, wer seinen Glauben über die Bestimmung des Menschen im Tode aus dem alten Testament formen wolle, eher an Nichtfortdauer, als an Fortdauer, glauben müsse. Wenn ich doch noch eines Andern überzeugt werden könnte, warum wollte ich mich nicht eines Besseren überzeugen lassen? Ist mir's im Ernst um Wahrheit zu thun, so kann ich auch getrost ehemalige Behauptungen zurücknehmen, so bald ich sie falsch fände. Diese Handlungsart ist in meinen Augen so vernünftig und so brav, daß ich, wenn ich heute auch über die Bibel selbst noch

eines Andern, oder davon, daß ſie wirklich Gotteswort ſei, überzeugt werden könnte, mich nicht nur nicht ſchämen, ſondern mir es ſogar zu einer ehrenvollen Pflicht rechnen würde, mich auch hiervon überzeugen zu laſſen. Dazu ſehe ich iedoch gar keine Möglichkeit.

Mein Freund F. hat in ſeinem Leben das Bibelſtudium weit mehr getrieben, als ich; es war ſein Beruf, und ſo iſt er mir ehrwürdig deshalb, daß er ſich ſo darauf legte. Die Bibel iſt einmal das heilige Volksbuch der Chriſten; ſo ſollten auch alle chriſtliche Volkslehrer in ſelbigem recht zu Hauſe ſein, wenigſtens eher recht zu Hauſe darin ſein, als im Homer, oder im Horaz. Eben darum kann ich aber auch von dem geübteren Bibelleſer F. noch Manches lernen, und will's mit Freuden thun. Meine erſte Konferenz mit ihm hat mir gleich viel Vergnügen gewährt, und — wie könnt's auch anders ſein, da es meinen Lieblingsgegenſtand betrift?

Die Rede war heute zuförderſt unter uns davon, daß die älteſte hebräiſche Urkunde beſage, Gott habe den Menſchen zu ſeinem Bilde geſchaffen, oder nach ſeinem Gleichnis gemacht. Alles, was iüdiſche und chriſtliche Lehrer zu allen Zeiten von den groſſen

Vollkommenheiten, in welchen das Ebenbild Gottes, das Adam an sich getragen, und durch den Fall verlohren hätte, bestanden, geträumt haben, legten wir gern bei Seite. Wenn das Geringste hiervon wahr wäre, so könnt's hernach die Erzählung von dem Falle selbst nicht geben; denn diese setzt beim Adam in der That einen sehr eingeschränkten Verstand voraus. Adam, statt die grosse ihm angedichtete Weisheit durch seinen Fall erst zu verlieren, hätte diese vielmehr schon verlohren haben müssen, um so einen Fall begehen zu können. Auch wird spätterhin gar keines Verlustes des göttlichen Bildes gedacht, sondern allen Nachkommen Adams, allen Menschen ohne Unterschied, wird dasselbe beigelegt. Als nehmlich nach der Sündflut die Todesstrafe auf den Menschenmord gesetzt ward, und zur Ursache davon ausdrücklich angegeben — weil Gott den Menschen nach seinem Bilde gemacht habe. Hätte also das Bild Gottes von Adam nicht fortgeerbt, so wäre dieses Gesetz nur auf Adams Mord anwendbar gewesen. Jeder Mensch mus folglich als Mensch das Bild Gottes an sich haben. Die alte Urkunde deutet dis auch deutlich genug an — lasst uns **Menschen machen, ein Bild, das uns gleich sei.**

Die Frage ward nun aber, was die Urkunde eigentlich hiermit habe sagen wollen; und da ists denn wohl nicht zu leugnen, daß, wenn diejenigen Lehrer, welche eine Menge von ausserordentlichen Vollkommenheiten zum Ebenbilde Gottes machen, das Adam ausschlüslich gehabt, unerweislich zu viel und über zu viel annehmen, solche Lehrer auch wieder zu wenig annehmen, die das Bild Gottes am Menschen in der Herrschaft des Menschen über die Erde setzen. Es mag diese wohl eine unmittelbare Folge von der Gottähnlichkeit des Menschen sein, aber seine Gottähnlichkeit selbst ists nicht.

Der Beweis, welchen man aus der alten Urkunde dafür führt, ist gar nicht so vollkommen, als man denkt. Es ist weiter nichts wahr, als daß es nach den Worten — „lasst uns Menschen machen, ein Bild, das uns gleich sei" — ferner heisse: „und sie sollen herrschen u. s. w." Folgt aber hieraus nothwendig, daß das Letztere für die Erklärung des Ersteren gelten solle? Die Urkunde hebt ja gleich noch einmal an — „und Gott schuf den Menschen sich zum Bilde, zum Bilde Gottes schuf er ihn" — und hier folgt auch ein Nachsatz, nehmlich — „einen

Mann und ein Weib, oder von zweierlei Geschlecht schuf er sie;" was für ein Sinn des Gottesbildes käme hier heraus, wenn hier das Letztere auch für die Erklärung des Ersteren gelten sollte? Wenn nun vollends die alte Urkunde erst mit dem fünften Kapitel anhübe, wo es blos heisst — „da Gott den Menschen schuf, machte er ihn nach dem Gleichnis Gottes — von zweierlei Geschlecht schuf er sie" — wie würde man doch gewis auf keinen Fall darauf dringen, daß das Hinzugefügte den Sinn des Vorhergehenden enthalten müsse! Fände man es aber auch in der That nicht anstössig, in der Fähigkeit des Menschen, durch zweierlei Geschlecht sich fortzupflanzen, ebenfalls Gottähnlichkeit anzutreffen, weil der Mensch dadurch Schöpfer von Seinesgleichen würde, so trüge ja dann doch die ganze thierische Schöpfung auch das Bild Gottes; wo bliebe also das, was eigentlich menschliche Prärogative sein soll?

Die Sache ist — — nachdem die alte Urkunde besagt hatte, daß Gott alle Thiere auf Erden nach ihrer Art, oder nach den verschiedenen Formen, die er für sie erwählte, gemacht, so fährt sie unmittelbar fort — „da sprach Gott:

Laſſt uns Menſchen machen nach **unſerem** Bilde — **Unſers**gleichen, oder, wie Luther zuſammenfaſſend überſetzt, ein Bild, das **uns** gleich ſei.“ Nun kommt Alles darauf an, wie ſich der Verfaſſer der Urkunde Gott ſelbſt gedacht habe. Da zeigt ſichs dann aber, daß er ihn als einen Allſchaffenden, Allwirkenden und Alles Einrichtenden hinſtellt, der ſich zu Allem, was er ſchafft, wirkt und einrichtet, ſelbſt beſtimmt, der Alles nach und nach, in einer gewiſſen Ordnung und auf das zweckmäſſigſte betreibt und ausführt, und der, wie erſt die vollendeten einzelnen Theile des Geſchaffenen, Gewirkten und Eingerichteten, ſo auch hernach das vollendete Ganze, beurtheilt und gut findet. Iſt dis nicht die Beſchreibung eines Vernunftweſens — eines höchſten Vernunftweſens? Was können alſo die Worte — Laſſt uns Menſchen machen nach unſerem Bilde, Unſersgleichen — anders bedeuten, als: **nun, nachdem alles Mögliche da iſt, trete auch eine Art von Vernunftweſen im Menſchen auf!** —? Die Vernunft iſt mithin das Bild Gottes am Menſchen, und wer vermöge einer ganz und gar unglücklichen Organiſation ohne alle Anlagen zu ihr geboren wird, der

nicht nur die Menschenform; das Göttliche in dieser, das, was ihn erst wirklich zum Menschen macht, fehlt ihm. Wenn ich nun weiter lese — „Gott schuf den Menschen zu seinem Bilde, zum Bilde Gottes schuf er ihn" — so ist mir, als läs' ich: ein sittliches, ein selbsthandelndes Wesen ward der Mensch, ein Wesen, das sich zu seinem Thun nach Vorstellungen frei bestimmen, und so im wahren Verstande schaffen kann, wie Gott, und das, wenn es hernach, auf sein Gethanes und Geschaffenes zurückblickend, zu sich sagen mag — siehe da, es ist sehr gut — ganz Gottes Bild ist.

Man kann aber auch noch auf eine andere Art beweisen, daß der Verfasser der alten Urkunde nur so, wie vorhin gesagt, verstanden sein wollte. Das, wodurch nach seiner Angabe der Mensch vor allen andern lebendigen Wesen Gott ähnlich werden soll, muß doch etwas sein, wodurch er sich vor ihnen insgesamt auszeichnet. Was hat nun aber der Mensch vor den vollkommeneren Thieren voraus? Ists nicht sein Geistiges — sein höheres Erkenntnisvermögen — die Vernunft? Durch diese bekommt er eben erst die Herrschaft über die Erde — durch seine Körperkraft warlich nicht; und darum

ſagte ich ſchon eben, daß die Herrſchaft des Menſchen über Alles wohl aus ſeiner Gottähnlichkeit folge, aber nicht ſeine Gottähnlichkeit ſelbſt ſei. Die Vernunft iſt und bleibt alſo das Bild Gottes am Menſchen — die Vernunft, welche hernach den Menſchen zur Herrſchaft über die Erde geſchickt macht und berechtigt. Hiermit ſtreitet auch Paulus gar nicht, wenn er den Mann, als das Haupt oder den Herrn des Weibes, wieder im höheren Verſtande das Bild Gottes nennt; denn die männliche Menſchenvernunft iſt in der Regel wieder eine höhere Vernunft, als die weibliche, und ſo folgt aus ihr wieder das Gebieten über das Weib, wie aus der Menſchenvernunft überhaupt das Gebieten über Alles um den Menſchen her folgt. Der Mann iſt nicht darum ein vorzüglicheres Bild Gottes, als das Weib, weil er des Weibes Haupt iſt, ſondern er iſt darum des Weibes Haupt, weil er durch ſtärkere Vernunft ein vorzüglicheres Bild Gottes iſt.

Die alte Urkunde will alſo in der That andeuten, daß Gott, nachdem er mit dem vegetabiliſchen und animaliſchen Weſenreiche fertig geweſen, ſeiner ganzen ſublunariſchen Schöpfung dadurch die

Krone aufgesetzt, **daß er auch ein vernünftiges Erdengeschöpf gebildet, ein sittlichsinnliches Wesen hervorgebracht, ein göttliches Etwas, oder einen denkenden Geist, unter einer Erdenform in die Erdenwelt eingeführt, und an die Spitze derselben gestellt habe.**

Adam — Machwerk aus Erde — ward dieses Geschöpf genannt, weil die Menschenform ebenso von Erde war, wie die übrigen Erdenwesenformen. So wäre dann aber auch Alles Adam; warum wird also dieses Geschöpf nur so genannt? Weil es das einzige Machwerk aus Erde ist, das Göttlichkeit an sich trägt; weil es das Erdengeschöpf aller Erdengeschöpfe, und unter allen Erdenwesenformen diejenige ist, welche ein denkender Geist beseelt, der sich überall durch sie ausdrückt, und ihr eine wahrhaftighohe Würde gibt.

So etwas, wie vorhin erwähnt, mus der Verfasser der alten Urkunde dabei gedacht haben, wenn er sprach — „Gott schuf den Menschen sich zum Bilde, zum Bilde Gottes schuf er ihn" — oder er hätte gar nichts dabei gedacht. War er nun aber so weit, wie er doch auf solche Weise wirklich

gewesen sein muss, so ging er auch wohl weiter, und schloss — „wenn auch Alles, was Gott auf der Erde schuf, wieder vergeht, so vergeht doch das Bild Gottes am Menschen, das Geistige des Menschen, nicht, sondern bleibt, wie Gott bleibt, der Alles schuf, und eher, als Alles, war" — und so drückte sich also in der alten Urkunde durch die Worte: Lasst uns Menschen machen u. s. w. und Gott schuf den Menschen sich zum Bilde u. s. w., schon Glaube, oder doch Ahnung menschlicher Fortdauer im Tode aus.

Der Einwurf, daß die Urwelt vom Unterschiede zwischen Geist und Körper am Menschen noch wenig gewusst habe, besagt hiergegen doch in der That nichts. Hat denn die Urwelt diese alte Urkunde verfertigt? Man schreibt sie ja dem Moses zu; wäre dies, so hat Stephanus von diesem lange nachher gesagt, daß er erzogen worden sei in aller Weisheit Egyptens, und so wäre gar kein Zweifel, daß er durch sie Glauben an Unsterblichkeit der Seele, der recht eigentlich zur Weisheit Egyptens gehörte, habe ausdrücken wollen. Ich bin aber einmal überzeugt, daß die Urkunde älter sei, als Moses, und so hab' ichs auch nur mit dem grossen Abstande zu thun, der noch vom

Moses bis zur Urwelt zurück ist. Glaubt man denn, daß in den Jahrtausenden, welche bei dieser Berechnung vielleicht in größerer Anzahl, als wir meinen, herauskommen mögen, die Menschen gar keine Fortschritte im Denken und im Nachdenken über sich selbst gemacht haben? Es mag eine recht gute Lehre sein, daß man unsere gegenwärtigen Begriffe über uns nicht der rohen und unklaren Vorwelt zueignen solle; eine noch bessere Lehre möchte's aber wohl sein, daß man darum nicht daran zweifeln solle, daß die un- und ausklare Vorwelt manchen unserer gegenwärtigen Begriffe über uns schon gehabt habe, weil sie sie nicht mit unsern gegenwärtigen Ausdrücken ausdrückte. Ob gesagt werde — Göttliches am Menschen — oder — Menschengeist — ist doch wohl Einerlei; und eben so wie Einerlei, ob vom Glauben des Göttlichen am Menschen, oder von Unsterblichkeit des Geistes geredet werde. Uebrigens wußte man aber auch in Egypten schon vom Menschengeiste und von seiner Unsterblichkeit lange, ehe noch an den Mose gedacht war, und nach Egipten kam diese Wahrheit aus dem höheren Asien, wo man sie ebenfalls lange schon hatte, ehe da noch an Egipten gedacht ward.

Wer kann denn überhaupt mit Gewisheit bestimmen, wann und wo die Menschheit in ihrer Wiege war?

Ein wichtigerer Einwurf aber gegen den Glauben des Verfassers der alten Urkunde an Unsterblichkeit des Geistes, oder an menschliche Fortdauer im Tode, oder daran, daß mit dem Menschen im Tode nicht Alles aus sei — wie man es nennen will, die Sache läuft am Ende doch auf Eins hinaus — ist es, daß doch Gott nach dem Falle ausdrücklich also zum Adam redend eingeführt werde — „im Schweisse deines Angesichts sollst du dein Brodt essen, bis du wieder zur Erde zurückkehrst, von der du genommen wardst; denn **aus Staub wardst du, so mußt du auch wieder Staub werden.**"

Das ist gewis, daß ein Mann, der Gott so sprechen lassen konnte, weder Glauben an irgend eine Art von Fortdauer des Menschen im Tode, noch würdige Begriffe vom Menschengeiste überhaupt, gehabt haben könne; hier haben wir es aber auch zuverlässig mit einem Andern zu thun, als vorher. Der Anfang der Genesis wenigstens besteht unstreitig aus mehreren alten Urkunden; im zweiten Kapitel hebt mit dem vier-

ten Vers eine andere an, und mit dem fünften Kapitel wieder eine andere. Die Verschiedenheit der zweiten Urkunde von der ersten ist zu sehr in die Augen fallend; selbst der Elohim der ersten wird in der zweiten zum Jehova Elohim, und am Ende zum Jehova. Besonders geht die zweite dadurch von der ersten ab, daß sie nichts davon enthält, daß der Mensch nach dem Bilde Gottes geschaffen worden; sie läßt blos Gott den Menschen erst aus Erde formen, und ihn dann durch seinen Anhauch beleben, oder zu einem lebendigen Wesen machen. Da erscheint dann freilich nichts von jener menschlichen Herrlichkeit der ersten Urkunde, und damit ists also auch völlig zu vereinigen, daß der Mensch hernach das Urtheil bekommen — aus Erde wardst du, zu Erde sollst du auch wieder werden. Der Verfasser der dritten Urkunde aber nähert sich wieder dem Verfasser der ersten, und läßt Gott ausdrücklich den Menschen nach seinem Gleichnis geschaffen haben. Es ist zwar wahr, daß jene zweite Urkunde die Schöpfung des Menschen vor der Schöpfung der Thiere dadurch auszeichnet, daß sie blos erwähnt, Gott habe diese aus Erde gemacht, deutlich aber bemerkt, Gott habe den Menschen

zwar auch aus Erde gebildet, aber hernach noch besonders ihm Lebenskraft eingehaucht; allein jedes Thier hat diese auch bekommen, und ist so gut eine lebendige Seele, oder ein lebendiges Wesen, dadurch geworden, wie der Mensch. Der Verfasser der ersten Urkunde hat dis schon richtig bemerkt. Ich kann es also getrost zugeben, daß die zweite Urkunde — die überhaupt an Würde der ersten tief nachsteht, und bis zum Fabelhaften herabsinkt — nicht für, sondern wider die Fortdauer des Menschen im Tode sei; ich habe genug daran, daß die erste die erhabene Menschenbeheit so deutlich angibt, deren Gläubiger jene grossen Begriffe vom Menschengeiste offenbar hegen muste, welche auf die Unvergänglichkeit desselben unmittelbar hinleiten.

Eher könnte man auf den Gedanken gerathen, der Verfasser der zweiten Urkunde sei der Meinung gewesen, der Mensch habe eigentlich gar nicht sterben sollen, weil er dem Adam den Tod erst auf den Fall, daß er von einem gewissen Baume äsze, angekündigt werden lässt; (denn wenn diese Ankündigung — welches Tages du davon issest, u. s. w. — buchstäblich zu verstehen sein, und blos den baldigsten Tod Adams nach

dem Genusse der Frucht anzeigen sollte, so wäre sie ja eine offenbare Unwahrheit geworden; auch weis Eva hernach nur das Allgemeine zu sagen, daß sie darum nicht von dem Baume essen sollten, damit sie nicht stürben;) es streitet aber dagegen der Ausspruch, welchen der Verfasser Gott nach dem Genusse der Frucht an Adam thun läßt — „aus Staub wardst du, zu Staub sollst du wieder werden" — ein Ausspruch, der die Natürlichkeit und Unvermeidlichkeit des Todes ganz auf den richtigen Grundsatz bauet, daß alles Zusammengesetzte mit der Zeit in die Elemente, aus welchen es besteht, wieder zurückfallen mus. Wollte man einwenden, daß hier die Strafe für den Genus diktirt werde, so passte der angegebene Grund dazu nicht; wenn Adam darum wieder zu Staub werden soll, weil er aus Staub gemacht ist, so hat sein Genus der verbotenen Frucht nichts mit seinem Tode zu thun. Die eigentliche Strafe, welche dem Adam diktirt ward, bestand aber auch keineswegs in seinem Tode, sondern darin, daß er sich nun mit Kummer auf der Erde lebenslang nähren, oder im Schweisse seines Angesichts bis an seinen Tod, oder so lange, bis er wieder zur Erde werde, von der er

genommen ſei, ſein Brodt eſſen ſollte. Was erſt lebenslang heiſſt, das wird hernach blos weitläuftiger umſchrieben; des Todes wird alſo hier nur beizu gedacht, und, da einmal ſeiner gedacht war, ſo wird noch zur Erklärung ſeiner Unvermeidlichkeit hinzugeſetzt — denn was aus Erde zuſammengeſetzt iſt, das muß wieder in Erde zerfallen, oder, denn aus Staub wardſt du, zu Staub muſt du wieder werden. Freilich ſcheint hernach der Verfaſſer wieder anderes Sinnes zu ſein, wenn er Adam aus dem Garten Eden darum getrieben werden läſſt, damit er nicht vom Baume des Lebens eſſen, und dadurch ewiglich leben möchte; wer vermag dis aber auch wohl damit zu vereinigen, daß doch der Tod eine Straffolge des Falls für Adam habe ſein ſollen, der auf ſolche Weiſe noch ein Mittel gehabt hätte, Gottes Strafe auf der Stelle zu vereiteln? — — Alle dieſe Bemerkungen können dazu dienen, mein über die zweite Urkunde, welche Andere auch wohl eine bloſſe Einſchaltung nennen, überhaupt gefälltes Urtheil zu beſtätigen.

In der Stelle dieſer Urkunde — „die Stimme des Bluts deines Bruders ſchreit zu mir aus der Erde" — konnte Funk

weiter nichts finden, als einen lebhaften Vorhalt des verübten Brudermords, der die schwerste Ahndung verdiene. Im Blute war nach des Verfassers Meinung das Lebensprincip; Kain hat Abels Blut vergossen, heisst also, Kain hat Abel getödtet. Dis mus gerächt werden; so wird Abels vergossenes Blut vorgestellt, als wenn es aus der Erde, die es eingesogen, zu Gott um Rache schriee. Der Verfasser des Briefs an die Hebräer verstand es auch so, wenn er sagte, das Blut Jesu rede, oder fordere von Gott etwas Besseres, als Abels Blut, d. h. nicht Rache, sondern Gnade. Der ganze Ausspruch — die Stimme des Bluts deines Bruders schreit zu mir aus der Erde — ist übrigens ebenso uneigentlich zu nehmen, als wenn es unmittelbar drauf heisst, die Erde hätte ihr Maul aufgethan, um das Blut von des Mörders Händen aufzufangen.

## Nach der zweiten Bibelkonferenz.

Heute, ich gestehe es, hat mir Henoch eine sehr angenehme Unterhaltung gewährt. Kunk hat mir treulich Alles mitgetheilt, was sich pro und kontra darüber sagen lässt, ob die Erzählung von ihm auf ein künftiges Leben hinwinke — gesetzt auch, daß sie nichts weiter, als alte Sage, oder Fiktion, wäre.

Der Verfasser der dritten Urkunde (denn daß diese blos eine Fortsetzung der ersten sei, glaube ich schon ihres Anfangs wegen nicht) erstattet Bericht von der ersten Reihe der Familienhäupter, oder von den Erzvätern vor der Sündflut, deren zusammen zehen von ihm angegeben werden. Henoch ist seiner Angabe nach unter ihnen der siebente Mann, und Alle lässet er sie ein weit höheres Alter erreicht haben, als ihn. Nur bis über die Hälfte des vierten Jahrhunderts lässt er ihn kommen, statt daß sein Vater nahe an ein Jahrtausend, und sein Sohn noch näher daran, gekom-

men sein soll, und dabei rühmt er zweimahl vorzugsweise und einzig und allein von ihm, daß er ein göttliches Leben geführt. Da ists nun, als wollte er sich selbst und Andern das Auffallende bei der Sache benehmen, daß gerade Henoch in der ganzen Reihe der Zeben am kürzesten gelebt habe — Henoch, der doch von einem Vater gezeugt werden, der alle seine Vorfaren an Lebenslänge übertroffen — Henoch, der selbst wieder einen Sohn gezeugt, der sogar der Aelteste unter allen Sterblichen geworden — Henoch, der Mann von göttlichem Wandel; er setzt also hinzu — der Edle sei, nachdem er das angegebene Alter erreicht, nicht mehr vorhanden gewesen, **weil Gott ihn weggenommen** ... So sieht offenbar die Sache, und in diesen Gesichtspunkt muß getreten werden, wenn richtig über sie geurtheilt werden soll.

Luther übersetzt den vier und zwanzigsten Vers (vor welchem schon erwähnt worden, daß Henoch als Methusalahs Vater drei hundert Jahre in einem göttlichen Leben geblieben sei) also — „weil er ein göttliches Leben führte, nahm ihn Gott hinweg, und ward nicht mehr gesehen." Funk sagt aber, nach dem Hebräischen stünden die Glieder

des Perioden eigentlich so — er führte ein göttliches Leben, und ward nicht mehr gesehen, denn Gott nahm ihn hinweg.

Henoch, heisſts wörtlich, wandelte mit Elohim; dafür spricht Persius, man lebt mit dem Jupiter, d. h. man ist im vertrauten Umgange mit ihm. Es ist also kein Zweifel, daß wir darunter, daß Henoch nach Luthers Uebersetzung ein göttliches Leben geführt, zu verstehen haben, er sei ein heiliger Gottesverehrer gewesen; was das aber heissen solle — der heilige Gottesverehrer, nachdem er ein Alter von drei hundert und fünf und sechzig Jahren erreicht hatte, ward nicht mehr gesehen, oder war nicht mehr vorhanden, denn Gott hatte ihn weggenommen — dis ist die grosse Frage.

Des Verwunderung erregenden Vorgangs wird hernach in der Bibel — freilich sehr spähin erst — wieder gedacht, und, wenn dann auch allerdings aus einer Erklärung, welche die Nachwelt demselben gegeben, nicht geradezu der Schlus gemacht werden darf, daß der Urerzähler selbst ihn so erklärt habe, und ihn so habe verstanden wissen wollen, so ists doch wohl sehr der Mühe werth, zu

hören, wie er von späteren vernünftigen Juden erklärt worden sei.

In den kanonischen Büchern kommt Henoch nicht weiter vor, als 1 Chron. 1, 3. wo seiner im Geschlechtsregister blos, und ohne alle weitere Bemerkung, gedacht wird. Sirach aber erwähnt ihn mit Bezug auf die uralte Nachricht von ihm zweimal. „Henoch gefiel dem Herrn wohl, und ist versetzt worden, damit er der Nachwelt eine Vermahnung zur Busse wäre." (Kap. 44. 16.) „Niemand ist auf Erden geschaffen, der Henoch gleich wäre; denn er ward von der Erde aufgenommen." (Kap. 49. 16.) Hieraus ergibt sich offenbar, daß man zu Sirachs Zeiten geglaubt habe, Henoch sei weder von Gott aus seiner Heimat blos in ein anderes Land gebracht worden, noch wirklich gestorben, sondern Gott habe ihn als seinen Liebling zu sich genommen, oder in eine höhere Welt versetzt.

Hiermit stimmt späterhin der Verfasser des Briefs an die Hebräer vollkommen überein — (Kap. 11. 5.) „Seines Glaubens wegen ward Henoch versetzt, ohne vom Tode etwas zu empfinden, und er ward nicht mehr gefunden, weil Gott ihn versetzt hatte; denn vor seiner Versetzung ward

ihm das Zeugnis gegeben, Gott habe Wohlgefallen an ihm gehabt, u. ſ. w.“ Der Stelle im Brief Judä V. 14. will ich nicht einmal gedenken, weil ſie Mehr beſagt, als die Urerzählung, und alſo vermuthlich auf ſpätere Tradition ſich gründet. Genug, wo in der Bibel der Wegnahme Henochs weiter gedacht wird, da wird ſie *alſo eine Verſetzung* vorgeſtellt, und die Septuaginte bedient ſich dieſes Ausdrucks auch ſchon in der Urerzählung, ſo, wie ſie da ebenfals ſtatt „Henoch lebte mit Gott“ ſchon ſpricht „Henoch gefiel Gott wohl.“ Ferner beſagt auch der Brief an die Hebräer ausdrücklich, daß Henoch im eigentlichen Verſtande nicht geſtorben ſei, und Sirach gibt durch den Beiſatz „daß er der Nachwelt eine Vermahnung zur Buſſe, oder ein Exempel zur Lebensbeſſerung, wäre,“ deutlich genug zu verſtehen, daß ſeine Verſetzung Allen und Jeden *einen künftigen Zuſtand* **verſinnlichen** ſollen, durch deſſen Erwartung ſie ſich zur Sittlichkeit antreiben laſſen möchten. Dagegen ſtreitet dann auch ſein Ausſpruch, daß Henoch darum Seinesgleichen weiter nicht habe, gar nicht; Henoch hat darum Seinesgleichen nach Sirachs Meinung nicht, weil er in einen andern Zuſtand *verſetzt* worden.

oder ohne Tod in selbigen übergegangen sei. Wie hätte Sirach in Henochs Wegnahme oder Versetzung eine so feierliche Buserweckung für die Nachwelt finden können, wenn er sie nicht als die Versinnlichung eines allgemeinen künftigen Lebens betrachtet hätte, in welchem Vergeltung bevorstehe, derentwegen man alles lasterhafte Wesen bei Zeiten ablegen müsse? Mit Recht könnte man ihm sonst den Einwurf machen, daß Henoch vielmehr das allerlängste Leben auf Erden hätte führen müssen, um so lange, als möglich, durch sein edles Beispiel auch die spätesten Geschlechter noch zur Busse und Sittenverbesserung aufzufordern. Es scheint also in der That, daß Sirach der Meinung gewesen sei, der ausserordentliche Vorgang mit Henoch habe sich darum ereignet, damit der Glaube, der Mensch sei nur für hier, ein Glaube, der aller Unsittlichkeit Hauptstütze ist, in der Welt abkäme, und ein wirkliches Faktum die höhere Menschenbestimmung ausser Zweifel setze.

Freilich folgt nun aus diesem Allen keineswegs, daß der Urerzähler selbst über Henochs Wegnahme so gedacht habe, wie die Juden späterhin über sie dachten; es folgt aber auch eben so wenig daraus, daß man nicht lange schon vor Sirachs Zei-

ten ſo darüber gedacht habe, wie Sirach, und dieſe Art, darüber zu denken, nicht ein hohes Alterthum haben könne. Inzwiſchen — auf die Seite damit! ich will thun, als fände ſich vom Henoch in der Bibel gar nichts weiter, als die Urerzählung ſelbſt. Mag meinetwegen im älteren Iſrael, im Iſrael vor dem Exil, dis oder das, etwas oder gar nichts, über Henochs Wegnahme gedacht worden ſein — mag die Urerzählung ſogar eine bloſſe Erdichtung ſein — — was wollte der, der ſie lieferte, mit ihr ſagen???

„Henoch hielts ausdaurend mit Gott, und brachte ſeine Tage bis auf drei hundert und fünf und ſechzig Jahre; da ſtarb er? nein, heiſſts, **da war er, der fromme Gottesverehrer, nicht mehr vorhanden, denn Gott hatte ihn genommen**" — — ſo lautet die ganze einfache Sage. Die Urſache davon, daß er nicht mehr vorhanden war, nachdem er das angegebene Alter erreicht hatte, war alſo, daß Gott ihn wegnahm, und damit wird ſein heiliges Leben ausdrücklich in Verbindung geſetzt.

Man hat in der ganzen Erzählung weiter nichts, als ſanften Nachhall eines Frühverſtorbenen, der nicht zu den Jahren ſeiner Vorfaren und

Nachkommen gelangt, hören wollen. Man hat blos den Gedanken darin finden wollen, daß der fromme Henoch zu früh zwar, aber doch leicht und sanft, gestorben sei. Man hat sich auf Griechen und Römer berufen, welche einen schnellen und leichten Tod auch ganz besonders den Göttern, den Pfeilen der Diana und des Apollo, zugeschrieben. Man hat in den Worten „Gott nahm ihn weg" nur Euphemismus für „er starb" zu entdecken geglaubt, und unsern eigenen gegenwärtigen Sprachgebrauch dafür citirt. Mir will das Alles aber nicht in den Sinn; am allerwenigsten sollte man von unserem gegenwärtigen Sprachgebrauch hier auf jenen uralten schließen. Wenn dieser Schluß gelten könnte, so wär's ja gleich ausgemacht, daß der Urerzähler an ein künftiges Leben geglaubt hätte; denn wir verbinden offenbar diese Nebenidee jetzt damit, wenn wir von Menschen, die uns früh sterben, sprechen, daß Gott sie uns genommen, oder daß er sie weggenommen habe. Am Ende zwar kömmts mir, wie sich hernach zeigen wird, Gleichviel sein, ob der Urerzähler blos Henochs frühen Tod gemeint habe, oder nicht; aber, wie gesagt, ich kann mich vom Ersteren nicht überzeugen, und — wenn ich auch

nie einen Sirach, oder einen Brief an die Hebräer, in Händen gehabt hätte. Je öfter ich die ganze Stelle in ihrem Zusammenhange lese, desto mehr muss ich dagegen sein.

Der Erzähler wollte es erklären, warum der fromme Henoch lange nicht so alt, wie seine Vorfaren und Nachkommen, geworden sei; Gott nahm ihn weg, spricht er deshalb. Wenn dis nun weiter nichts sagen sollte, als — er starb, wäre das auch wohl ein vernünftiger Aufschluss darüber? Auf die Frage also — warum lebte Henoch nicht länger? wäre die Antwort — weil er starb. Mehr muss mithin auf jeden Fall in dem Ausdruck liegen, und der ganze vorgegebene Euphemismus macht sich nur lächerlich.

Auch geht bei jedem der Vorväter Henochs und bei jedem seiner Nachkommen bis zur Sündflut die heilige Urkunde immer den gleichen Gang, dass sie erst sein ganzes Alter zusammenrechnet, und dann mit dem Zusatze schliesst — und er starb; bei dem Henoch aber berechnet sie blos sein Alter, der Zusatz aber — und er starb — fehlt gänzlich. Statt dessen steht nun geschrieben — „er hatte, wie gesagt, ein göttliches Leben geführt, und war nicht mehr vorhanden, denn Gott nahm ihn weg."

Welcher wahrhaftig unvoreingenommene Leser kann hierbei auch wohl weiter nichts denken, als — er ſtarb —? Wenn nur dis dabei hätte gedacht werden ſollen, warum hies es nicht ſofort auch nach der Zuſammenrechnung ſeines Alters, wie bei den Uebrigen — und er ſtarb —? Wird nicht gleich hierdurch der Gedanke erregt — und er ſtarb nicht?

Wollte man ſagen, das Mehr, als „er ſtarb," welches in dem Ausdruck liegt, „Gott nahm ihn hinweg," beſtehe darin, daß dabei gedacht werden ſolle, er ſei ſchnell geſtorben, ſo iſt erſtlich nicht abzuſehen, warum ſeine Heiligkeit erſt noch einmal ausdrücklich erwähnt, und damit in Verbindung geſetzt werde, und dann bekommen wir dadurch auch noch immer keinen Aufſchluß über das kürzere Leben Henochs, den uns der Urerzähler doch geben wollte. Auch das iſt keine Antwort auf die Frage — warum lebte er nicht länger? wenn es hieſſe — weil er ſchnell ſtarb. Es iſt eben ſo wenig eine Antwort darauf, als — weil er früh ſtarb. Dis mögen diejenigen beherzigen, welche in der nachmaligen Erwähnung ſeiner Heiligkeit und in der Verbindung derſelben mit ſeiner göttlichen Wegnahme, nachdem er erſt drei hundert

und fünf und sechzig Jahre alt gewesen, etwas Aehnliches mit dem Ausdruck „Gott hat ihn geraubt" finden wollen, dessen sich die Dichter wohl bei dem frühen Tode eines Edlen bedienten. Wäre die Rede von Henochs Tode, so läge sein früher Tod schon in der deutlichen Erklärung, daß sein ganzes Alter nur drei hundert und fünf und sechzig Jahre gewesen wäre, und der Erzähler will ja angeben, warum er nicht älter, und so alt, wie seine Vorfahren, geworden sei.

Da ist denn nun auch wohl zu bemerken, daß dieser nicht blos sagt — als sein Alter drei hundert und fünf und sechzig Jahre war, da nahm den Heiligen Gott weg, sondern — da war der Heilige nicht mehr vorhanden, denn Gott nahm ihn weg. Es sind also hier zwei Aussagen — Henoch war nicht mehr vorhanden — Gott nahm Henoch weg; beide werden aber keineswegs als gleichbedeutend, sondern als Wirkung und Ursache andeutend, hingestellt. Henoch, als er das beschriebene Alter erreicht hatte, war darum nicht mehr vorhanden, weil ihn Gott weggenommen. Wenn nun darunter, daß Gott ihn weggenommen, sein Tod verstanden werden

sollte, was soll darunter verstanden werden, daß er nicht mehr vorhanden gewesen? Etwa — daß er nicht mehr gelebt? So lautete also die ganze Stelle so — „als Henoch drei hundert und fünf und sechzig Jahre alt war, da hörte er auf zu leben, denn er starb;" kann man es auch wohl verantworten, einem vernünftigen Manne so etwas in den Mund zu legen? Soll aber — und ich weiß selbst nichts Besseres aufzufinden — unter Henochs Nichtmehrvorhandensein nach Luthers Meinung zu verstehen sein, daß er nicht mehr gesehen worden, oder nach des Verfassers des Briefs an die Hebräer Meinung, daß er nicht weiter gefunden worden, so kann der Ausdruck, daß Gott ihn weggenommen, seinen Tod nicht bedeuten; denn ein Mensch wird dadurch nicht unsichtbar, und verschwindet dadurch nicht, wenn er stirbt. Sein Leichnam bleibt da, sichtbar da. Diejenigen, welche das Unsichtbarwerden und das Nichtweiterzufindensein dadurch erklären wollen, daß Gott den Henoch aus seiner Heimat in eine andere und ferne Gegend entführt, da ihn dann die Seinigen freilich nicht mehr hätten finden und sehen können, bedenken nicht, daß dis geradezu gegen die Berechnung seines Alters

sei, die der Erzählung des Vorgangs unmittelbar vorhergeht.

Ich muß dabei beharren, daß weder der eine Ausdruck, „Henoch war nicht mehr vorhanden," noch der andere, „Gott nahm Henoch hinweg," auf seinen Tod hinzeige. Sollte jener seinen Tod bedeuten, warum wird er nicht bei den übrigen Erzvätern der Reihe nach auch gebraucht? und so wäre dieser völlig überflüssig; sollte dieser aber seinen Tod anzeigen, so wäre wieder jener überflüssig. Am wenigsten könnten Beide ein Verhältnis zwischen Wirkung und Ursache auszudrücken gewählt worden sein; oder sollen wir etwa so lesen — da war Henoch schon dahin, denn Gott tödtete ihn gegen den Lauf der Natur? So etwas erlaubte sich die alte Welt wohl nach Genes. 38 V. 7 — 10. vom Ger, der böse vor dem Herrn war, und vom Onan, der dem Herrn übel gefiel, zu sagen, aber nicht von einem Manne, der gut vor dem Herrn war, und dem Herrn wohl gefiel.

Sirach, der doch auch Hebräisch verstand, stellt daher Henochs Wegnahme als eine Aufnahme von der Erde vor; lieset man also statt „Gott nahm ihn weg" Gott nahm ihn auf,

so steht Alles im besten Zusammenhange, und Alles klingt zugleich auch gros und schön. Nun hat der Urerzähler völlig Aufschluss darüber gegeben, warum Henoch, der zwischen den beiden ältesten Menschen steht, Henoch, der ausgezeichnete Fromme, nicht älter, als drei hundert und fünf und sechzig Jahre, geworden; er war, heisst nun gleichsam, zu der Zeit mit einem male über alle Berge, denn Gott entführte ihn, und wohin? In eine andere Erdzegend blos? Nein, dann hätte er ja da noch ein höheres Alter erreicht; in eine höhere Welt vielmehr. Weil er immer eben mit Gott lebte, so nahm ihn Gott ganz zu sich. . . Kunt sagt auch, diejenigen, welche die ganze Stelle von Henochs Tode blos erklären, hätten erst noch zu beweisen, dass der Tod eines Menschen überhaupt, oder auch nur schneller, oder früher Tod, in der Bibel irgendwo wirklich so beschrieben werde.

Ich glaube also im ganzen Ernst, dass der Urerzähler so habe verstanden sein wollen, wie ihn Sirach verstand, und wie ihn der Verfasser des Briefs an die Hebräer verstand. Es ist, dünkt mich, zu in die Augen leuchtend; am wenigsten aber sollte mich kümmern, wenn Jemand mich

darüber aufziehen zu dürfen meinte, daß ich in unsern Zeiten noch Glauben an eine lebendige Wegnahme Henochs, oder an seine Aufnahme mit Leib und Seele in die Oberwelt, haben könnte. Habe ich denn die Wahrheit des erzählten Faktums zu beweisen über mich genommen? Sage ich denn, daß ich von ihr überzeugt sei? Nein, ich habe nur ausmachen wollen, was der, der die Erzählung lieferte, mit ihr gemeint; ich bin nur davon überzeugt, daß er das mit ihr gemeint habe, was ich ihm beilege. Uebrigens möchte ich den, der über Henochs Aufnahme ohne Tod spötteln kann, schon auf die Verwandlung hinweisen, welche Paulus 1 Kor. 15. seiner Meinung nach bei der Auferstehung der Todten an den alsdann noch Lebenden geschehen läßt, um sie auch zum Aufschwunge in die Oberwelt geschickt zu machen.

Daß der spätere Josephus nicht so über die Henochiade geurtheilt habe, wie Strach, irrt mich gar nicht. Inzwischen sagt er doch, es stehe in der Bibel, Henoch wäre weg gewesen, ohne daß Jemand hätte angeben können, wo, wie und wann er gestorben sei, oder daß er überhaupt gestorben sei; auf der Seite derer, die unter seinen

Wegnahme dies seinen Tod verstehen, war er also doch auch nicht.

Daß aber Livius vom Romulus ebenfals erzählt, dieser sei von da an, daß ihn eine dicke Wolke bedeckt, und den Augen der Versammlung um ihn her entzogen habe, nicht mehr auf Erden gewesen, ist ja nicht wieder, sondern vielmehr für meine Erklärung des Sinnes der Erzählung vom Henoch. War denn hernach nicht auch die herrschende Meinung wenigstens diese, daß Romulus in die Luft gerückt worden, und von den Göttern aufgenommen sei? Nun, und ebenso ward dann auch verstanden, und wollte verstanden sein der alte Erzähler vom Henoch. Es liegt also in dieser Erzählung wenigstens der Begrif von einem andern Leben, in das ein Mensch gelangen kann — ein Begrif, den jeder Hörer oder Leser darin finden sollte, und über den er dann, so gut er könnte, weiter nachdenken möchte. Wie weit man in den ersten Zeiten im Nachdenken darüber gekommen sei, und was man anfangs daraus ab- und hergedacht habe, thut nichts zur Sache. Hätte auch der Gedanke — Henoch starb nicht, sondern ward von Gott aufgenommen, darum lebt er nun bei Gott — auf die Vorstellung geführt —

wer alſo ſterben muß, und wen folglich Gott nicht aufnimmt, für den iſt auch an kein Leben bei Gott zu denken — führte nicht doch auf der andern Seite der Gedanke — Henoch hielte ſtandhaft mit Gott, darum ſtarb er nicht, ſondern ward von Gott aufgenommen — auch leicht auf die Vorſtellung, daß es alſo ein Mittel ſein könne, auch nicht zu ſterben, ſondern von Gott aufgenommen zu werden, wie Henoch, wenn man es auch ſo ſtandhaft mit Gott hielte, wie er?

Geſetzt nun iedoch, Sirach und der Verfaſſer des Briefs an die Hebräer hätten Unrecht, und diejenigen hätten Recht, welche den Urerzähler weiter nichts laſſen ſagen wollen, als daß Henoch früh entſchlafen ſei; geſetzt die ganze Stelle — „als der fromme Gottesverehrer das drei hundert und fünf und ſechzigſte Jahr erreicht hatte, da war er nicht mehr vorhanden, denn Gott hatte ihn weggenommen“ — müſſe kurz von uns ſo geleſen werden — als er das beſagte Alter hatte, da ſtarb er — ginge dadurch der Wink auf ein künftiges Leben, den dieſe Stelle enthalten ſoll, verlohren? Ich glaube — keineswegs.

Es iſt doch wohl kaum zu leugnen, daß der Urerzähler das göttliche Leben des Henoch dadurch,

daß er es zweimal erwähnt, als die Ursache seines frühen Todes alsdann angesehen wissen wolle. Welch ein Gedanke aber, wenn Sterben das Ende alles Daseins bedeuten soll, wär's, daß ein Mensch darum, weil er ein frommer Gottesverehrer ist, weit früher von Gott zum Tode verurtheilt, oder bestimmt würde! Warlich, eine schaudererregende Ursache alsdann zu einem kürzeren Leben — ein heiliges Leben! Warlich, eine entsetzliche Vergeltung alsdann dafür, daß ein Mensch sich recht innig und anhaltend an Gott hält — früher, als Andere, von Gott verstossen zu werden! Aus dem Grunde, daß Henoch ein heiliges Leben führte, hätte er ja das längste Leben verdient; aus dem Grunde, daß er es so im höchsten Grade mit Gott hielt, hätte ihn Gott noch älter werden lassen müssen, als sein Vater und sein Sohn wurden, denen ein so herrliches Lob nicht gegeben wird. Drückt denn Gott etwa dadurch sein Wohlgefallen an Menschen aus, daß er, wenn Tod Vernichtung ist, sie früh ins Nichts hinrafft? Was hätte also der Ertheiler der Urnachricht vom Henoch damit gethan, wenn er sein heiliges Leben als die Ursache seines frühen Todes angegeben, und dabei nicht zugleich auch

auf ein anderes und beſſeres Leben für Henoch hingewinkt hätte? Eine arge Gotteslästerung hätte er begangen. Nur dann, einzig und allein nur dann konnte er ſeinen Ausſpruch — Henoch ſtarb darum ſo früh, weil er der eifrigſte Gottesverehrer war — vor ſeinem eigenen Herzen rechtfertigen, wenn dis ebenfalls ſo viel heiſſen ſollte, als — weil er ſo beharrlich hier ſchon mit Gott lebte, ſo nahm ihn Gott auch noch früher ganz zu ſich.

Zugegeben aber auch, der alte Erzähler hätte Henochs heiliges Leben nicht als die Urſache ſeines frühen Todes angeſehen wiſſen wollen, ſondern hätte überhaupt nur erzählen wollen, daß ein ſo ausgezeichneter Heiliger ungewöhnlich früh von Gott abgerufen worden ſei; auch dann noch wäre der Wink auf ein künftiges Leben darin nicht zu verkennen. Gott ſtand der Urwelt frühzeitig als Vergelter da; ja, man könnte ſagen mit dem Verfaſſer des Briefs an die Hebräer ſagen, daß der Nebenbegrif „Vergelter" vom Hauptbegrif „Gott" unzertrennlich ſei. Was wäre das nun geſagt, wenn es blos hieſſe, ein ächter Gottesverehrer, ein Heiliger vom erſten Range, ſei ungewöhnlich früh aus dem Schoſſe der Seinen ge-

nommen werden, wäre es auch auf eine noch so sanfte Weise geschehen, und wenn dabei nichts Weiteres für ihn hernach gedacht werden sollte? Gott wird ja ausdrücklich als derjenige genannt, der dis bewirkt. Wenn nun Gott, der Vergelter, hier nicht so hätte betrachtet werden sollen, daß er noch ein anderes Leben für ihn, als das gegenwärtige, gehabt, so hätte er ihn ja auf Erden so lange leben lassen müssen, als möglich, um ihn nach Verdienst zu lohnen. Nicht dadurch bekam Henochs früher Tod einen edleren und Gottanständigeren Anstrich, daß er blos leicht und sanft war, sondern dadurch, daß er ihn in ein anderes Dasein versetzte. Nur dann konnte Gott als ein Kind mit ihm aus dem bösen Leben vorgestellt werden, wenn die Eile in ein besseres ging. Was kann also der Urerzähler im Grunde mit Henochs frühem Tode, wenn er auch nur auf seine Heiligkeit durch doppelte Erwähnung derselben hatte aufmerksam machen wollen? Was mußten, könnte man weiter fragen, wenn die Erzählung ein wirkliches Faktum enthielte, Henochs Kinder und Freunde denken — oder, was mußten doch auf jeden Fall Alle, die die Urerzählung hörten, oder lasen, darüber denken, daß Gott einen Mann,

der ſich ſo zu ſeinem Liebling eignete, ſo bald habe dahin ſinken laſſen? Muſten ſie nicht ahnen, Gott habe ihn zu einem beſſeren Leben beſtimmt? Muſten ſie nicht darauf kommen, daß Gott, der ihn weggenommen, ihn zu ſich genommen habe? Man ſpöttle immerhin über dieſen Ausdruck — man ſage meintwegen, ſo mache man's mit Kindern, wenn ſie nach dem todten Vater oder Bruder fragten, daß man ihnen antworte — dein Vater, dein Bruder iſt bei dem lieben Gott; nun gut, ſo gehöre dieſe Vorſtellung in die Kindheit der Welt, enthielte ſie doch den Hauptgedanken an ein anderes und beſſeres Leben, und deutete ſie doch alſo auch, vom Henoch gebraucht, auf Henochs Fortdauer nach ſeinem Tode hin. Ich finde jedoch in ihr viel Vernünftiges; mit Recht kann man ja wohl behaupten, daß man in der Maſſe mehr bei Gott ſei, je reinere Begriffe man ſich von Allem, was Gott betrift, macht, und dieſe werden ja von dem künftigen Zuſtande erwartet. Damit will ich aber keineswegs ſagen, daß die Urwelt ſo etwas ſchon dabei gedacht habe, wenn ſie davon ſprach, daß Gott den Henoch zu ſich genommen.

zu sprechen, der Uerzähler habe nur wollen andeuten, daß dem gerechten Henoch dadurch doch wohl geschehen sei, daß Gott ihn frühzeitig von den Sündern weggenommen, heißt gar nichts sprechen, sobald der Tod dafür angenommen wird, daß er alles Dasein schliesse. Der Verfaßer des Buchs der Weisheit spricht zwar von ungen edlen Sterbenden auch so; aber spricht er nicht wirklich darum blos so, weil er ein künftiges Leben glaubt und lehrt? So müste also auch auf diesen Fall in der Erzählung vom Henoch ein solcher Glaube zum Grunde liegen; denn sonst hätte doch in der That Henoch, der Gerechte, wenn er unter Sündern fortgelebt, noch etwas gehabt, wäre er aber blos von ihnen genommen worden, um aufzuhören, zu sein, so hätte er — gar nichts gehabt.

Hier will ich nun auch noch derer gedenken, welche es zwar gelten lassen, daß die Worte — „Henoch war nicht mehr vorhanden" — bedeuten möchten, er sei nicht mehr gesehen, nicht mehr gefunden worden, auch als Leichnam nicht, die aber dennoch an weiter nichts, als an seinen Tod, dabei denken. Sie meinen nehmlich, es habe sollen erzählt werden, Gott hätte den Henoch

an einem von seiner Heimat weit entfernten Orte sterben lassen; allein auch durch diese Meinung gewinnt die Erklärung der Urerzählung vom bloßen Tode Henochs ohne Hinwink auf sein anderweites Leben nichts. Ein ausgezeichneter Heiliger wird als von Gott frühzeitig weggenommen vorgestellt; so möchte er immerhin in der unerreichbarsten Fremde gestorben sein, hätte dabei nicht gedacht werden sollen, daß Gott ihn durch den Tod in ein anderes und besseres Leben gebracht, so erschiene Gott in dem ungöttlichen Lichte, daß er ihm Vergeltung schuldig geblieben, eben so, als wenn er in der Heimat gestorben wäre.

Weit entfernt also, daß, wenn die Urerzählung auch wirklich nur von des heiligen Henochs frühem Tode handelte, dadurch der Wink von einem künftigen Leben verlohren ginge, möchte man fast sagen, daß er dann noch stärker würde. Sollte denn nun nicht der Erzähler gewollt haben, daß die, welche seine Erzählung hörten, oder läsen, von dem früheren Uebergange in einen andren Lebenszustand, den ein Frommer durch früheren Tod erhalten, auf den Uebergang aller Frommen in einen andern Lebenszustand durch ihren Tod fortschliessen möchten? Sollten nicht auch die

Vernünftigeren bald so fortgeschlossen haben? Die Rede war ja hier nur von Henochs früherem Tode und Uebergange; Tod aber ist Tod, und zwischen zwei Frommen, wovon der Eine jung, und der andere alt, stirbt, kann alsdann weiter kein Unterschied sein, als daß Jener früher, und Dieser später, übergeht. Man weis ja auch, wie bald die Ernsthafteren und Nachdenkenderen unter den Alten die Vergeltung, welche der Tugend überhaupt auf Erden gereicht wird, für viel zu dürftig fanden. Läßt nicht der Urerzähler selbst schon Henochs Enkel, den Lamech, bei Noahs, seines Sohnes, Geburt sich an der Vorstellung ergötzen, daß dieser seine Familie in ihrer Ruhe und Arbeit auf der Erde, die Gott verflucht habe, trösten werde? Das glaub' ich aber selbst, daß man es anfangs nur bei dem Fortleben guter und frommer Menschen nach dem Tode bewenden ließ.

Man sollte dennoch auf keinen Fall die uralte Erzählung vom Henoch aus der Reihe der biblischen Stellen, in welchen wenigstens von weitem höhere menschliche Hoffnungen angewinkt werden, streichen. Mir ist sie ein unschätzbarer Ueberrest aus grauer Vorzeit, und ich gestehe es frei —

wenn ich mich irre, da es mit mir auch bald zum Ende, wie mit Mendelssohn, geht, nicht ergründen will, so lese ich sie, und denke freudig — vor Jahrtausenden ward also wohl auch schon so geglaubt, wie du glaubst.

Der Einwand, daß doch Jesus, als er gegen die Sadducäer einen künftigen Zustand für Menschen aus dem Pentateuch beweisen wollte, diese Stelle nicht zum Beweise genommen, fällt in sich selbst zurück. Eben darum, weil Jesus die nicht gethan, glaube ich fest, daß er auch über Henochs Wegnahme so gedacht habe, wie Sirach und wie der Verfasser des Briefs an die Hebräer. Wenigstens erklärte man sie zu seiner Zeit so; füglich konnte er sie auch nicht anführen. Die Rede war ja von Todten und von ihrer Auferstehung, oder von Gestorbenen und von ihrem Fortleben; hätte er sich nun da zum Beweise davon auf den Henoch berufen wollen, so würden die Sadducäer ihm auf der Stelle und mit Recht erwidert haben, daß von einem Einzelnen, der nicht gestorben, sondern versetzt worden, auf alle wirklich Verstorbene kein Schluß gemacht werden dürfe.

## Nach der dritten Bibelkonferenz.

Noah wird als der Mann angegeben, durch den der Transitus der Menschheit aus der alten in die neue Welt geschehen sei. Er schließt das Väterzehend vor der Sündflut, und fängt das Väterzehend nach der Sündflut wieder an, das Abrahams Vater, Tharah, schließt, auf den hernach die Abnherren der Israeliten folgen. In dieser Periode der Menschheit — von Noah bis auf Abraham — ist nichts zu finden, was auch nur im Geringsten Ahnung irgend einer Art von Fortdauer nach dem Tode athmete, oder einen Wink dazu gäbe. Dem Noah wird das Zeugnis, wie dem Henoch, gegeben, daß er ein göttliches Leben geführt, ein moralischguter Mensch gewesen sei, und deßhalb Gnade vor Gott gefunden habe; als ein Solcher stirbt er keineswegs so früh, wie man jetzt will, daß Henoch gestorben sein soll, auch wird er nicht, wie Sirach vom Henoch glaubt, von der Erde aufgenommen, sondern bleibt auf ihr, wird

mit den Seinigen in der allgemeinen Ueberschwemmung einzig und allein erhalten, und lebt als Stifter des neuen Menschengeschlechts noch zwanzig Jahre länger, als der Stifter des alten, Adam. Damit ists dann aber auch abgethan. Der Bund, welchen Gott nach der Flut mit ihm macht, hat nichts Vorzügliches für ihn; es ist ein Bund, den Gott auch mit allen Landthieren macht — nehmlich, daß hinfort keine Sündflut wieder kommen solle, die die Erde und Alles, was auf ihr lebt, verdirbt. Vor der Flut ward der göttliche Fluch also angekündigt — „Alles, was auf Erden ist, soll untergehen;" und als er vollbracht war, heissts — „Also ward vertilgt Alles, was auf dem Erdboden war, vom Menschen an bis aufs Vieh u. s. w." Hier ist also einerlei Endschicksal aller lebendigen Wesen der alten Welt, und die Menschen werden vertilgt, wie die Würmer. Wie ein Blitz in die dickste Finsternis fällt und gleich wieder verschwindet, so ists mit der goldenen Sentenz — Gott hat den Menschen nach seinem Bilde gemacht — die bei Gelegenheit der auf den Mord gesetzten Todesstrafe blos als Grund derselben wiederholt wird. Ich gab meinem Freunde Funk mein Befremden über diesen angegebenen

Grunde einer solchen Bestrafung des Mörders zu erkennen, weil aus demselben folgen würde, daß das Blut des Henkers, der des Blutvergiessers Blut vergiesst, auch wieder vergossen werden müsse; er zuckte aber die Achseln darüber, und erwiederte blos — das gehöre nicht in das Feld unserer Untersuchungen.

Ueber die übrigen Stammväter nach der Sündflut vom ältesten Sohne Noah's, dem Sem, an bis auf Thara, den Vater Abrahams, gehen die heiligen Nachrichten ganz kurz hinweg, um hernach bei den drei Ahnherren Israels, Abraham, Isaak und Jakob, desto länger zu verweilen, weil es nun ihrem Sammler hauptsächlich um die Geschichte des israelitischen Volks zu thun war. Wer ist nun wohl nicht begierig, zu hören, wie es um den Glauben an die Bestimmung des Menschen bei diesen drei Edlen gestanden, und ob sich in ihren Lebensbeschreibungen Spuren von Erwartungen irgend eines Lebens nach dem Tode, oder doch Winke dazu, finden, oder nicht? Wäre das Erstere, so liesse sichs denken, daß sie das, was sie gewust und gehofft, ihren Nachkommen auch wohl mitgetheilt hätten, und so liesse sich auch wohl auf das israelitische Volk in der Folge so fortschliess-

ſen. Funk, ich kanns nicht leugnen, gab ſich alle Mühe, meine Neugier zu ſtillen; ich will ietzt die Ausbeute unſerer Betrachtungen darüber noch einmal überſchlagen.

Abraham, der Vater aller Gläubigen — wie ſpannt er die ganze Aufmerkſamkeit des Forſchers! Wenn ich den Verfaſſer des Briefs an die Hebräer zum Gewährsmann für ihn nehmen wollte, ſo wäre ſeine zuverläſſige Erwartung höherer menſchlichen Zukünfte entſchieden; nach demſelben iſt in ſeiner Geſchichte Alles Type, und, was noch Mehr iſt, Abraham hat die Typen ſchon verſtanden. Dadurch, daß er ſichs gefallen laſſen, in dem ihm doch zum Eigenthum verheiſſenen Lande wie in einem fremden zu wohnen, und bald hier, bald da zu zelten, ſoll er bewieſen haben, daß er ſich ſeines Bürgerrechts in iener feſtgegründeten Stadt gewis ſei, deren Stifter und Baumeiſter Gott iſt; dadurch, daß von ihm, als von einem zur Zeugung ſchon Erſtorbenen, noch eine Nachkommenſchaft entſtanden, zahllos, wie des Himmels Geſtirne, und wie der Sand am Geſtade des Meers, ſoll ihm der Begrif der Wiederbelebung der Todten ſchon verſinnlicht worden ſein, u. ſ. w. Da ſich aber Sirach hier nicht, wie

beim Henoch, an den Verfaſſer des Briefs an die Hebräer anſchlieſſt, ſo iſt mir's erwieſen, daß man zu ſeiner Zeit ſich noch nicht einmal auf den gleichen Typen verſtanden, und alſo noch weniger daran zu denken ſei, daß Abraham ſelbſt ſchon ſich darauf verſtanden haben möge.

Sirach weis vom Abraham nichts weiter zu ſagen, als was ſeine Urgeſchichte ſelbſt beſagt. Nach Maßgabe dieſer hielt er ſich an Gott, wie Henoch und Noah, und war ein frommer Mann; Gott ſchenkte ihm dafür ſeine ganz beſondere Huld, befahl ihm, ſich von ſeinem Vaterlande und von ſeiner Freundſchaft zu trennen, und that ihm groſſe Verheiſſungen. Worin beſtanden dieſe aber? „Ich will dich zum groſſen Volke machen.“ „Deinen Nachkommen will ich das Land, wohin du auf meinen Befehl ausgewandert biſt, zum Eigenthume geben.“ „Wer den Staub auf Erden zählen kann, nur der wird auch deine Nachkommen zählen können.“ „Sieh gen Himmel, und verſuch die Sterne zu zählen; kannſt du's? So unzählbar ſoll deine Nachwelt ſein.“ „Du ſollſt ein Vater vieler Völker ſein; auch Könige ſollen von dir abſtammen.“ Iſt in allen dieſen Verheiſſungen etwas Anderes enthalten, als Segen für Abra-

dam nach ſeinem Tode auf Erden? Warum, könnte man hier fragen, knüpfte der Jehova nicht die Verheiſſungen höherer Zukünfte daran, die das Herz ſeines treuen Verehrers noch weit mehr gehoben haben müſten?

Zwar findet ſich auch die Verheiſſung — „Habe Muth! Ich bin dein Schild; dein Lohn wird ſehr groß ſein" — daß aber Abraham wenigſtens hierbei an keinen Lohn ſeiner Gottanhänglichkeit in einer andern Welt gedacht, ſieht man aus ſeiner darauf gebauen Frage an Gott — „Herr, was willſt du mir geben? ich gehe dahenn ohne Kinder." Iſts nicht, als ſpräche er — wie kannſt du mich auch wohl ſehr lohnen? ich bin ja ohne Erben —? Gleiche Bewandnis hats auch mit der Verheiſſung, die hernach an den Iſaak, und dann an den Jakob wiederholt ward — „durch dich und deine Nachkommenſchaft ſollen alle Weltvölker geſegnet werden." So wenig Abraham hierbei an einen verheiſſenen Weltheiland denken konnte, ſo wenig und noch weniger fand ſich darin für ihn ein Wink, an ein künftiges Leben zu glauben, und dieſen Glauben auf ſeine Nachkommen fortzupflanzen, die ihn dann durch die ganze Welt verbreiten, und dadurch die ge-

ſamte Menſchheit beſeligen ſollten. Da dieſe Verheiſſung in ihrer ganzen Ausführlichkeit Geneſ. 18, 18. alſo lautet — „durch Abraham ſollen alle Erdvölker geſegnet werden; denn ich weis, er wird befehlen ſeinen Kindern und Nachkommen, daß ſie des Herrn Gebote halten, und thun, was recht und gut iſt, auf daß der Herr auf ihn kommen laſſen könne, was er ihnen verheiſſt" — ſo konnte er nichts Anderes dabei denken, als daß er, der Verehrer des wahren Gottes, die Ehre haben ſollte, wenn er Gottesfurcht und Tugend auch auf ſeine Nachkommen fortpflanzen würde, daß dieſe mit der Zeit auch die Verehrung des wahren Gottes, die Tugend und Rechtſchaffenheit zur Seite hat, über die ganze weite Erde verbreiten, und dadurch allgemeines Menſchenheil bewirken würden. Eine Verheiſſung, deren Erfüllung man dem iſraelitiſchen Volke, ohne undankbar gegen ſelbiges zu ſein, nicht abſprechen kann; denn aus dem Judenthum entſprangen offenbar Chriſtenthum und Türkenthum.

Ich komme nun auf den beſondern Bund, den Gott mit Abraham geſchloſſen haben ſoll; wer ſollte nicht wenigſtens in dieſem irgend etwas,

das über diese Welt hinaus reicht, erwarten? Freilich ist es ein Bund höherer Art, als der war, der mit Noah geschlossen ward; dieser ward mit Menschen und Landthieren geschlossen, daß sie insgesamt keine Sündflut weiter vertilgen sollte; jener aber ward mit Abraham und seinen Nachkommen geschlossen, daß Gott ihn und ihnen das Land Kanaan geben, und sein und ihr Gott sein wolle. Zum Zeichen des Bundes ward die Beschneidung eingesetzt; durch selbige sollte den Abrahamiten die Alleinverehrung des Jehova zu allen Zeiten heilig sein, damit sie sich nie zu einem andern Gott hielten, und er also auch wahrhaftig ihnen Gott sein könnte. Wo sieht nun aber hier etwas davon, daß Gott noch eine höhere Bestimmung für Abraham und seine Nachkommen aufbehalte, als für ihn die Hofnung des Landes Kanaan, und für sie den Besitz desselben? Wo liesest man, daß Gott, wenn die Israeliten es fest und allein mit ihm halten würden, auch ihr Gott noch nach ihrem Tode sein werde? Soll etwa Kanaan durch einen Typus auch das himmlische Kanaan, die von Gott ihnen zubereitete Stadt, oder bleibende und ewige Stäte, andeuten? Zu Siraches Zeiten wusste man auch von die-

ſem Topus des Briefs an die Hebräer noch nichts. Soll es ſich etwa von ſelbſt verſtehen, daß, wenn Gott verſpricht, Abraham und ſeinen Nachkommen Gott zu ſein, er ihnen zugleich auch noch ein künftiges Leben verſpreche? Mir kommt es vor, als würde ſo etwas erſt nach deutlichen Begriffen in den Bund mit Abraham und ſeiner Nachwelt hineingetragen. Die Verheiſſungen, dächt' ich, welche ein Bund Gottes mit ſich führen ſoll, müſten nicht erſt gefolgert werden dürfen, ſondern müſten deutlich ausgedrückt ſein; beſonders müſte, meinen Gedanken nach, die wichtigſte Verheiſſung auf das allerdeutlichſte ausgedrückt ſein. Wo iſt dieſe aber? In den Worten etwa — ich will erſt dir Gott ſein, und dann deinen Nachkommen **nach dir**? Hier ſteht ja gerade das Gegentheil von ihr; ſollte ſie darin zu finden ſein, ſo müſt's heiſſen — ich will dir und deinen Nachkommen Gott ſein, nach eurem Tode noch ſein. Welch einen unendlichtieferen Eindruck würde der Gottesbund, ſo beſtimmt, auf Abraham gemacht haben! Kann man nun nicht wieder fragen — warum lautete er nicht ſo?

Aber die vorgewaltete Opferung Iſaaks — verbreitet dieſe nicht über Abrahams Vorſtellun-

gen, künftige höhere Erwartungen betreffend, ein groſſes Licht? ? ?

Ich gebe mich, indem ich auf dieſe Erzählung komme, keineswegs dazu her, ſie für verbürgt zu halten — ich weis vielmehr nicht, wie grell mir zu Muthe werde, ſo oft ich ſie leſe; das gehört aber, ſpreche ich mit Kant, ebenfalls hieher nicht, ſondern die Frage iſt — was ſpringt aus ihr, wie ſie da iſt, für Abrahams Einſichten und Hoffnungen heraus? . . Es läſſt ſich allerdings hören, wenn man ſpricht — „„Das muſte doch wohl die höchſte Prüfung für Abrahams Glauben an die ihm gethane groſſe Verheiſſung ſein, wenn er nun ſeinen einzigen Sohn, auf den ihre Erfüllung ſich blos zu gründen ſchien, und auf den Gott ſie auch wirklich ſelbſt gegründet hatte, wieder verlieren, und ſogar dem, der ihm die Verheiſſung gethan, opfern ſollte. Wie er, ehe er ihn bekam, an der Erfüllung mit Recht zweifeln zu müſſen glaubte, ſo hätte er ja doch wohl nun, da er ihn wieder hingeben ſollte, noch weit mehr daran zweifeln müſſen. Wie kam's alſo, daſs er ohne alle Widerſetzlichkeit, ja, ohne den geringſten Einwand und völliggetroſt ſich dazu entſchloſs, Iſaak zu opfern? Die Antwort, welche er dem

einzigen Sohne gab — Gott wird sich schon ein Schaf zum Brandopfer ersehen — zeigt keineswegs an, daß er den Ausgang der Probe, auf die er gestellt ward, gewust oder geahnt; denn es steht ausdrücklich da, daß er schon nach dem Messer gegriffen, um den einzigen Stammhalter als Brandopferschaf zu schlachten. Abraham mus also auf iden Fall mit Zuversicht erwartet haben, Gott könne und werde den geschlachteten und verbrannten Isaak, um die auf ihm ruhende Verheissung zu erfüllen, wieder aus seiner Asche auferwecken.“ Ganz so lässt ihn dann auch der Verfasser des Briefs an die Hebräer gedacht haben, und setzt noch hinzu, er habe den Isaak zum Verbilde der Auferstehung wiedererhalten; Sirach iedoch weis von diesem Typus auch noch nichts.

Gesetzt nun aber auch, daß Abraham wirklich geglaubt hätte, Gott werde ihm seinen geopferten Sohn lebendig wiedergeben, oder selbigen von den Todten auferwecken — was folgte daraus? Daß er an ein künftiges Leben und an Auferstehung der Todten geglaubt hätte? Welch ein Schlus wäre das! Isaak sollte ia alsdann seiner Meinung nach nur wieder aufleben, und mit ihm

als wäre er nicht geopfert worden, nach Berſaba zurückkehren. Nichts weiter, als ein individuelles Wunder hätte er dann erwartet, das Gott, um ſeine Wahrhaftigkeit zu retten, thun würde, und, wenn er ſchon Iſaaks Geburt für das erſte Wunder, das Gott zu dieſem Behuf gethan, gehalten, ſo hätte er um ſo mehr auf ein zweites Wunder deshalb, auf Iſaaks Wiederbringung oder Wiedererweckung, rechnen mögen. Die Urerzählung gibt aber auch nicht den geringſten Fingerzeig davon, daß Abraham durch die ihm auferlegte Opferung ſeines Sohnes auf die Probe geſtellt werden ſollen, ob ſein Glaube an die göttliche Verheiſſung unerſchütterlich ſei; wohl aber beſagt ſie deutlich, daß ſein Gehorſam gegen Gott dadurch habe geprüft werden ſollen, ob er auch durch nichts, weder durch das Vaterherz, wie das Buch der Weisheit ſpricht, noch durch die nun offenbare Vereitlung der ihm geſchehenen Verheiſſung, wankend gemacht werden könne, ſondern ein Gehorſam ohne alle Seitenblicke und Rückſichten ſei. Darum heiſſts, daß, weil ſelbiger als ein ſolcher befunden worden, und weil Abraham ſeines einzigen Sohnes nicht verſchonet, ſondern der Stimme Got-

tes, der ihn zum Opfer gefordert, gehorcht, Gott den mit ihm gemachten Bund nun mit einem Eide bestätigt habe. **Isaak und Kanaan** sollte Abraham vergessen können, sobald Gott es wollte — dis war die Sache; er komm't's, und so trug er den Preis davon, daß er der Liebling Gottes ward.

Uebrigens habe ich mit Funk in Abrahams ganzer Lebensgeschichte vergeblich nach einer einzigen Aeusserung von ihm gesucht, die man auf Hoffnung, oder auch nur auf Ahnung eines künftigen Lebens deuten könnte. Bei seinem Tode sollte man dergleichen wenigstens noch erwarten; über diesen wird aber vom Erzähler schnell weggegangen. Nicht einmal ein Abschied vom Isaak, oder auch nur ein letzter Segen an ihn wird erwähnt, sondern es heißt blos — „Abraham gab all sein Gut Isaak."

Mit dem zweiten Ahnherrn der Israeliten verhält es sich ganz so, wie mit dem ersten. Isaak, der in Abrahams Fußstapfen trat, erhielt dieselben Verheissungen, welche Abraham erhalten; derselbe Bund ward mit ihm gemacht, und der darauf schon gethane göttliche Eid bestätigt. Nicht das Geringste von zu erwartenden höheren Din-

gen fliesst dabei ein; vielmehr wird des verstorbenen Abrahams weiterer Tugendlohn blos darin gesetzt, daß Isaak ihn geniessen solle. „Deine Nachkommenschaft soll unzählbar sein, darum, daß Abraham meine Gebote gehalten hat" — nach diesem Ausspruche dauert zwar die Vergeltung, welche den Frommen geschieht, noch über ihr Grab hinaus, aber sie geschieht ihnen nicht in ihrer Person weiter und in einer andern Welt, sondern sie geschieht ihnen in ihren Kindern hier auf der Erde. In Isaaks Lebensbeschreibung gibts übrigens auch keine Aeuserung von ihm, die auf Fortdauer nach dem Tode hinzeigte; in seinem Alter segnet er zwar feierlich den Jakob, aber im ganzen Segen ist doch nicht ein einziger Gedanke enthalten, der sich auch nur mit Kunst darauf hindeuten liesse.

Der dritte Ahnherr der Israeliten, Jakob, trat laut der heiligen Nachricht wieder in die Fussstapfen Isaaks, wie Isaak in die Fussstapfen Abrahams getreten war; so geht auch Alles wieder denselben Gang mit ihm. Er bekommt dieselben grossen Verheissungen, die aber um nichts vergrössert worden, als daß seine Nachkommen sich auf

der Erde gegen alle vier Himmelsgegenden hin ausbreiten sollen. Ob ihm nicht während seines Lebens Aeuserungen entfallen sind, die höhere Erwartungen athmen, davon soll hernach die Rede sein; nur wäre zu wünschen, daß ihm, als er Joseph segnete, irgend eine dergleichen entfallen sein möchte. Da gibts aber nichts davon, und, wenn ich auch seinen Ausdruck bei dieser Gelegenheit in Egipten — „Gott, vor dem meine Väter, Abraham und Isaak, gewandelt haben" — nicht so genau nehmen will, daß ich etwa sagte, wenn Jakob an ein künftiges Leben geglaubt hätte, so hätte er sprechen müssen — „Gott, vor dem meine Väter, A. und J., noch wandeln" — so fällts doch sehr auf, daß er zuletzt blos zu Joseph spricht: Siehe, ich sterbe, aber Gott wird mit euch sein, und euch in das Land eurer Väter zurückbringen. Hier wäre doch wohl der Zusatz am rechten Orte gewesen — und wir werden einst auch wieder beisammen sein.

Man hat gesagt, die Verfasser der alten Urkunden hätten diese drei Ahnherren Israels doch immer so fest an die Wahrheit der ihnen getanen Verheissung glauben lassen, daß ohne die Hof-

nung eines Lebens nach dem Tode die Festigkeit ihres Glaubens in ihrer Lage unerklärbar sein würde, weil sie bis an die Grenze ihres irdischen Lebens hin den Zeitpunkt der Erfüllung noch immer nicht vor sich gesehen; man hat hinzugesetzt, die Patriarchen hätten so gelebt, daß sie offenbar durch ihre Werke bewiesen, sie erwarteten ein besseres Vaterland, und diese Hofnung der Wiedergeburt zu einem höheren Leben hätte ihnen die Geduld und Standhaftigkeit verliehen, welche sie in ihren Leiden gezeigt; ich muß aber bekennen, daß mir diese Art, ihnen den Glauben, daß im Tode nicht Alles mit dem Menschen aus sei, auszudemonstriren, nicht behage. Was das Erstere betrift, so sehe ich gar nicht ein, wie daraus, daß sie die Erfüllung des göttlichen Versprechens so fest geglaubt, ohne sie bis an ihren Tod vor sich zu sehen, folgen könne, daß sie zugleich an ein künftiges Leben geglaubt haben müssen; war es ihnen denn nicht ausdrücklich gesagt, daß sie die Erfüllung nicht erleben sollten? Mußten sie nicht selbst einsehen, daß das Verheissene von der Art sei, daß sie sie nicht erleben könnten? Die edle Einfalt also, mit der sie auf Gott, als auf den Wahrhaftigen, vertrauten, war es,

die sie lebenslang fest dabei erhielt, daß er seine ihnen gethane Zusage gewis nach ihrem Tode erfüllen würde, und — wenns auch nach vier Menschenaltern erst wäre. Eine so weite Entfernung der Erfüllung war ja sogar dem Abraham ausdrücklich angekündigt; da er aber zur Bürgschaft dafür, wie es heißt, den Isaak aus seinem zur Zeugung schon erstorbenem Leibe wie durch ein Wunder erhielt, und hernach aus dem Rachen des Todes gleichsam wiedererhielt, so glaubte er dennoch unerschütterlich, daß das Verheissene endlich erfüllt werden werde. Ebenso folgt auch aus den Werken der drei Patriarchen auf keinen Fall nothwendig, daß sie an menschliche Zukünfte jenseits des Grabes geglaubt haben müßten. Das gebe ich zwar zu, daß der Glaube, mit dem Tode habe Alles für den Menschen ein Ende, bei leichtsinnigen Gemüthern allen Lastern vollends Thür und Thor öffne; nie aber werde ich zugeben, daß es keine grosse Tugend, keine rastlose edle Thätigkeit und keine Standhaftigkeit im Leiden geben könne, wo der Glaube nicht Statt finde, mit dem Tode habe nicht Alles mit dem Menschen ein Ende. Kann Tugend ohne Gott bestehen, so kann sie auch

ohne zukünftiges Leben beſtehen. **Es gibt eine Tugend, die ihren einzigen Grund in ſich ſelbſt hat.** Die drei Patriarchen aber, wenn man ihnen auch eine ſo erhabene Tugend nicht zugeſtehen dürfte, glaubten ja an Gott, und glaubten auf das innigſte an ihn. Unbedingter, ich möchte ſchier ſagen, blinder Gehorſam, ich will aber lieber ſagen, **ächter Kinder**gehorſam gegen Gott regirte das ganze Triebwerk ihres Herzens; ſobald Gott etwas wollte, thaten ſie's, und litten ſie's — ohne Weiteres. Dis iſt die wahre Erklärung ihrer Werke, ihres heiligen Lebens, ihrer Standhaftigkeit im Leiden, und ſo folgt auch aus dieſen keineswegs ſchlechterdings, daß ſie, wie an Gott, ſo auch an Zukunft ienſeits des Grabes, geglaubt haben müſten. Mir bieten ſich vielmehr ganz andere Bemerkungen noch dar, welche eher auf die Vermuthung hiervon führen dürften.

Die Redensart, welche Gott gegen den Abraham in den Mund gelegt wird — „Du ſollſt gelangen zu deinen Vätern in Frieden" — erregt allerdings Aufmerkſamkeit. Auf Abrahams Begräbnis ſoll ſie nicht gehen, denn deſſen wird erſt hernach gedacht — „und ſollſt in

gutem Alter begraben werden;" sie kann aber auch nicht darauf gehen, denn Abraham ist nicht bei seinen Vätern begraben worden. Soll sie also auf Abrahams Tod gehen, was bedeutet sie alsdann, und was muste Abraham dabei denken? Eine Wiederzusammenkunft mit den Vätern schlechterdings, und nichts Anderes, aber keine Wiederzusammenkunft im Grabe, denn diese geschah ja nicht.

Bei Erzählung seines wirklich erfolgten Todes wird hernach diese Redensart mit einer andern verwechselt — Abraham starb und ward zu seinem Volke versamlet. Dasselbe wird weiterhin vom Isaak und vom Jakob bei ihrem Tode gesagt. Diejenigen, welche darunter das Begrabenwerden verstehen, irren auf jeden Fall. Erstlich ists, wie gesagt, nicht wahr, daß Abraham in Chaldäa bei seinen Vätern, oder bei seinem Volke, begraben worden; er ward begraben im Lande Kanaan, wo er sich ein Erbbegräbnis angekauft, in das er die Sarah zuerst einsetzte. Es hätte also heissen müssen, daß er zur Sarah versamlet worden sei. Und dann — bei allen drei Ahnherren Israels, wo ihres Versamletwerdens zu ihrem Volke gedacht wird, wird ausdrück-

lich erſt nachher ihr Begräbnis noch beſchrieben, oder doch erwähnt. So heiſſts vom Abraham — „er ſtarb und ward zu ſeinem Volke verſamlet; daran; begruben ihn ſeine Söhne Iſaak und Iſmael in ſeinem gekauften Erbbegräbnis, wo er nun bei der Sarah liegt.“ So heiſſts ferner vom Iſaak — „er ſtarb und ward verſamlet zu ſeinem Volke, und ſeine Söhne, Eſau und Jakob, begruben ihn bei Abraham und Sarah, Iſaak und Rebecka.“ So heiſſts endlich beim Jakob — „er verſchied und ward verſamlet zu ſeinem Volke“ — und da iſt eine lange Pauſe erſt noch bis zu ſeinem Begräbnis. Er wird erſt in Egipten, wo er ſtarb, vierzig Tage lang einbalſamirt, und ſiebenzig Tage lang betrauert, und dann endlich nach Kanaan gebracht, wo er neben Abraham, Iſaak u. ſ. w. beigeſetzt wird. Wenn nun alſo „zu ſeinem Volke verſamlet werden“ ſchlechterdings nicht bedeuten kann „begraben werden,“ was ſoll es denn bedeuten? „Sterben“ blos? Auffallend wär's dann da erſtlich ſchon, daß doch „ſterben“ bei allen drei Erzvätern auch noch beſonders daneben ſteht. Sollten denn der Erzähler, oder die Erzähler, zwei ſinonimiſche Redensarten zugleich gerade bei allen drei Fällen gebraucht

haben? Wenn sie noch damit abgewechselt hätten! Indessen es sei — besonders, da Jakob, als er von seinem nahen Tode spricht, ausdrücklich hinzusagt, ich werde versamlet zu meinem Volke; — ein neuer Beweis jedoch, daß er hierunter nicht sein Begräbnis verstanden, weil er noch hinzusetzte — „ich gebiete euch, mich zu begraben bei meinen Vätern" — welches ihm Joseph auch schon auf das heiligste hatte versprechen müssen; was folgt nun aber daraus, wenn die patriarchalischen Biographen die Redensarten „sterben" und „zu seinem Volke, oder zu seinen Vätern, versamlet werden" für gleichbedeutend halten? Da folgt, daß in ihren Augen der Tod an sich eine Wiederzusammenkunft mit den Abrigen war. Will man sagen, auch daraus ergebe sich noch nicht, daß die Patriarchen selbst so über den Tod gedacht, so spricht ja doch der letzte von ihnen, Jakob, da er sich seinem Ende nahe fühlt, ausdrücklich — „ich werde versammelt zu meinem Volke" — und der erste von ihnen, Abraham, hört's, daß er in Frieden zu seinen Vätern gelangen solle; was haben sie also anders dabei denken können, als Dasselbe? Ich kann es daher nicht leugnen, daß in diesen Aus-

drücken mir etwas von höherem Belange zu liegen ſcheine, und Zunk hat mir auch geſagt, daß ſelbſt diejenigen, welche wider den Glauben der Iſraeliten an ein künftiges Leben vor den Zeiten ihres Exils ſind, doch zugäben, daß dagegen nichts einzuwenden ſein möchte, wenn man darin Spuren einer wenigſtens dunkeln Erwartung von Wiedervereinigung mit geliebten Freunden finden wollte.

Es kommt aber nun auch noch der beſondere Umſtand dazu, daß Jakob, als er ſeinen verlaufſten Sohn Joſeph bei Erblickung des ihm zugeſchickten blutigen Rocks deſſelben für zerriſſen und gefreſſen von wilden Thieren hielt, und ſich deshalb gar nicht tröſten laſſen wollte, in die Worte ausbrach — „ich werde mit Leid hinunterfahren in die Grube zu meinem Sohne.“ Hier kommt der Scheol zum erſten male vor. Stände nicht dabei „zu meinem Sohne,“ ſo könnte man denken, es zeige weiter nichts an, als was Jakobs Söhne hernach zum Joſeph ſprachen, da ſie ihren Bruder Benjamin als Sklaven bei ihm zurücklaſſen ſollten, daß ſie auf den Fall, wenn ſie zu ihrem Vater ohne ſelbigen zurückkehren müſten, die grauen Haare des Alten mit Herzeleid in die Grube bringen würden; ſo

aber ſteht jener Zuſatz offenbar da. Nun war ja Joſeph nach Jakobs Meinung von reiſſenden Thieren zerriſſen, und hatte mithin gar kein Grab gefunden; was ſagte alſo Jakob damit, daß er äuſerte, nun werde er zu ſeinem Sohne trauernd in den Scheol hinabſteigen? ? ? Auch iſts ja auffallend, daß er, wenn er hier hätte andeuten wollen, daß er nun trauernd ſterben müſſe, nicht lieber geſprochen — ich werde nun trauernd zu meinen Vätern verſammlet werden. Man beruft ſich darauf, daß es doch eine Klage ſei, die Jakob ausſtöſſe, und daß alſo, wenn in dem ganzen Ausdruck etwas Hörbares hatte liegen ſollen, der Alte ſich mit der Nennung des Thieres, das ihm ſo am Herzen lag, hätte tröſten können; ja aber wär's dem Thier ſo nahe gegangen, daß er hätte ſterben ſollen, ohne ſeinen Liebling wiederzuſehen. Eben das iſts aber, was mir auffällt; was verbindert denn, ſeinen Ausſpruch ſo zu erklären, daß er ſtatt Klage vielmehr habe Troſt ſein ſollen? „Alle die Seinigen ſuchten ihn zu tröſten, aber er wies ihre Tröſtungen von ſich, und ſprach — für mich Trauernden iſt der einzige Troſt der, daß ich bald meinem Sohne in den Scheol nachkomme“... Ewig

und immer bleibt es übrigens unerklärbar, wie Jakob hätte sagen können, er käme zu seinem Sohne im Scheol, wenn er nicht geglaubt, Joseph, er möchte Ende genommen haben, wie und wo er wolle, müsse im Scheol sein. Was er sich für Vorstellungen von diesem Aufenthalte der Todten und vom Zustande derselben darin gemacht, ist freilich nicht zu bestimmen. In einer Oberwelt glaubte er allerdings nicht mit seinem Sohne wieder beisammen zu sein, sondern in einer Unterwelt; wär's aber, daß sein Ausspruch für einen Trost zu nehmen sei, den er sich selbst gegeben, so läge Hoffnung des wirklichen Wiederfindens, Wiederhabens, Wiedererkennens, Wiedergenieſſens seines Sohnes — folglich Glaube an fortdauernde Persönlichkeit im Tode — darin. Genug, eine Wiedervereinigung mit seinem Sohne dachte er sich unstreitig, obgleich selbiger kein Grab gefunden, ja, **obgleich der Körper desselben sogar nicht mehr existirte.** Die Winke, welche hierin für Jakobs höhere Begriffe vom Wesen des Menschen, und für seine helleren Aussichten in den Tod hin, liegen, sind stark — ich gesteh's.

Ueberhaupt zeichnet sich Jakob unter den Abnherren Israels aus. Mitten in seinen Weissagungen an alle seine Kinder, die er zum Abschiede gab, bricht er ab und ruft aus — „Herr, ich warte auf dein Heil!“ Er spricht so zwischen den Weissagungen für Dan und für Gad. Was soll das heissen? Es hat weder Bezug auf das Vorhergehende, noch auf das Folgende, sondern steht ganz isolirt da. Man übersetzt — „auf deine Hülfe hoffe ich, Jehova“ — und gibt mancherlei Erklärungen davon. Bald soll es blos Pause einer am künftigen Glück ihrer Familie sich labenden Vaterseele sein; bald soll es das Verlangen Jakobs ausdrücken, daß Gott seine Wünsche für seine Söhne erhören, und ihnen seine Hülfe, oder Heil, widerfahren lassen möchte; bald soll es einen tiefen Seufzer Jakobs enthalten, daß Gott ihm noch gnädig sein wolle, da er dem Tode schon so nahe sei; dis Alles hätte sich doch aber gewis erst ans Ende sämtlicher Weissagungen geschickt, und nicht dahin, wo es steht. Man hat daher auch wohl gemeint, Jakob habe sich in dem Augenblick an die mancherlei gefährlichen Auftritte seines Lebens und an die Rettungen daraus erinnert, und Gott herzlich mit den Worten gedankt —

auf deine Hülfe hoffte ich, Herr! Mit Recht fragt man aber doch wohl, wie so etwas hieher kommen solle, und ob eine Seele, die voll von Weissagungen für die Familienzukünfte ist, an ihre eigenen Vergangenheiten auch zu denken fähig sei. Mag es nun immerhin thöricht sein, sich, weil hier auch kurz vorher einer Schlange gedacht wird, die in die Fersen stechen soll, an das Protevangelium zurückzuerinnern, und also ein Verlangen nach der Erlösung des Messias zu vernehmen; so glaube ich doch, daß sich Sehnsucht eines dem Tode nahen Vaters nach einer höheren Zukunft in die Mitte seiner Weissagungen für die irdischen Zukünfte seiner Familie immer noch am besten schicke. Dennoch sage ich hiermit nicht, daß ich den Ausruf Jakobs auf diese Weise eben erklärt wissen will, sondern wende mich lieber noch zu Genes. 47, 9.

Hier antwortet Jakob dem Pharao auf die Frage, wie alt er sei — „die Zeit meiner Wallfart ist hundert und dreissig Jahre — kurz und bös ist die Zeit meines Lebens, und langt nicht an die Lebenszeit meiner Väter in ihrer Wallfart.“ Die kurze Abfertigung, welche man bei dieser Stelle zu geben pflegt, daß es doch wohl

unmöglich sei, weiter etwas, als das Nomadenleben, in ihr zu finden, welches die Patriarchen geführt, und wobei sie immer hin und her gezogen, verdient in der That blos eben so kurz wieder abgefertigt zu werden. Wo drückt sich denn wohl in den heiligen Urkunden irgend ein Anderer von denen, die auch dergleichen Leben geführt, über sein Leben so aus? oder wo wird in selbigen von dem Leben eines Solchen bei Angabe seines erreichten Alters, und sonst etwa, so ein Ausdruck weiter gebraucht? Viel natürlicher wird Jakobs Aeußerung auf folgende Weise erklärt — „Jakob deutete auf den für ihn so wichtigen Umstand hin, daß er seine Lebenstage nicht einmal in seinem alten Vaterlande, sondern als ursprünglicher Chaldäer, wie sein Vater und Großvater, in der Fremde, im Lande Kanaan, bald hier, bald da, verlebt habe. Hierdurch konnte er allerdings den Pharao in der Theilnahme, welche dieser schon an seinem Schicksale zeigte, ebenso noch mehr zu stärken hoffen, als dadurch, daß er ihm seine Lebenszeit in Vergleich mit Vater und Großvater, die sich doch auch in der Fremde umhergetrieben, kürzer und traurig, oder abgekürzt durch Sorge und Gram, beschrieb. Die Ursache, war-

um er und ſie in Kanaan gehauſet, brauchte Pharao nicht zu wiſſen, und es war patriarchaliſche Politik, ſie ihm zu verſchweigen; denn Pharao möchte ſonſt wohl keinen Geſchmack daran gefunden haben, einen Hirtenſtamm in ſeinem Lande mit der Zeit zu einem ſtarken Volke anwachſen zu laſſen, der ietzt ſchon im Geiſte Ländereroberungen machte.“ Mit dieſer Erklärung der Antwort des Jakobs ſtimmt auch in der That Exod. 6, 4. überein, wo das Land Kanaan das Land der Wallfart Abrahams, Iſaaks und Jakobs, oder das Land, worin ſie gepilgert hätten, genannt wird. Mir kommt es aber doch ſchon bedenklich vor, daß Pharao den Jakob, beſonders, da dieſer zweimal vom Wallfarten, oder Pilgern, ſpricht, und alſo den egiptiſchen König, ſei's auch noch ſo unverſätzlich, wirklich aufmerkſam darauf macht, nicht gefragt haben ſollte, warum ſeine Väter ausheimiſch gelebt hätten, und warum er nicht wenigſtens, um nicht ſo böſe Tage zu haben, in ſein urſprüngliches Vaterland zurückgekehrt ſei. Wollte man auch hierauf antworten, daß Könige wohl die natürlichſten Fragen zu thun vergäſſen, ſo gibts doch ſpäterhin Schriftſtellen, die den engen Sinn des Ausdrucks „Wallfart, oder

Pilgerschaft, oder Reisen" erweitern. Vom Abraham, Isaak und Jakob läse man ihn also ohne Bedenken, weil er recht eigentlich auf sie passte; aber auch wohl von ihren Nachkommen, die in Kanaan hernach wirklich einheimisch waren, und es besassen? Und doch sollten sich diese nach Levit. 25, 23. immer noch nur als Fremdlinge und Gäste daselbst betrachten. Was müssen wir aber vollends dabei denken, wenn nach 1 Chron. 29, 15. sogar endlich ein König des Landes, ein David, mit seinem Volke feierlich betet — „wir sind Fremdlinge und Gäste vor dir, wie alle unsere Väter" — und dann hinzusetzt — „wie ein Schatten ist unser Leben auf Erden, und kein Bleiben ist hier" —? Wer kann unwiderleglich darthun, daß Jakob bei seiner Antwort an Pharao nicht schon etwas Aehnliches gedacht, und sich von dem engen Begriffe eines bloßen Wallfahrens und Pilgerreisens in Kanaan zum weiteren Begriffe der Lebensreise überhaupt und der Wallfart auf Erden erhoben habe? Daß Pharao ihn auf diesen Fall verstehe, darauf hätte er wenigstens mit Gewisheit rechnen können. Auch ists auffallend, daß er selbst in seiner Antwort an den König die Ausdrücke „Zeit meiner Wallfart" und

„Zeit meines Lebens" mit einander verwechſelt; ſo, wie er auch hernach zu Joſeph nicht ſprach — „Gott wird euch zurückbringen in das Land der Wallfart eurer Väter," ſondern „in das Land eurer Väter." Was lieſſe ſich aber nicht von den übrigen höheren Begriffen eines Mannes über Menſchenbeſtimmung erwarten, der gewohnt geweſen wäre, ſich das Leben unter dem Bilde des Wallfartens und Reiſens zu denken, geſetzt auch, daß blos ſein Wallfarten und Reiſen in Kanaan ihn darauf gebracht hätte?

Ich kann alſo doch in der That den Streit darüber, ob die Stammväter des iſraelitiſchen Volks über den Tod hinaus noch weiter etwas erwartet haben, dadurch nicht für beendigt anſehen, daß man ihnen dergleichen Erwartungen geradezu ganz und gar abſpricht. Funk lies auch noch den Gedanken fallen, ob Männer, die doch auf der einen Seite als ſo erleuchtet beſchrieben würden, daß ſie ſich von Ab- und Vielgötterei zur Erkenntnis und Verehrung eines höchſten und einzigen Gottes erhoben hätten, auf der andern Seite in Betref der Begriffe von Beſtimmung des Menſchen auch wohl ſo tief hätten zurückbleiben können, und

ob nicht das Licht, das sie auf jener Seite hatten, auch auf diese einige Strahlen geworfen haben müsse, besonders, da man Glauben an menschliche Zukünfte auch sogar bei den ältesten Ab- und Vielgöttern antreffe. . .

Israels Stammväter hatten nicht genug daran, daß sie für ihre Personen die Erkenntnis des wahren Gottes besassen, sondern theilten sie auch ihrem ganzen Hause mit. Durch die allgemeine Beschneidung der Übrigen, die das Zeichen des Bundes mit dem Jehova war, wurden sie schon dazu aufgefordert; sie gewährten sich aber auch gerne selbst gern die Seligkeit eines solchen Unterrichts. Zum Beleg hievon ist nach Genes. 24. die schöne Denkart und Sprache Eliesers, des ältesten Knechts bedienten Abrahams, genug, welche ganz die Denkart und Sprache seines Herrn war. So schliesse ich nun nochmals hieraus — wie Israels Stammväter Gott nicht nur glaubten, sondern auch lehrten, so haben sie auch gewiß, wenn sie noch über den Tod hinaus etwas glaubten, solches geglaubt und gelehrt zugleich, und so hat auf diesen Fall das kleine Urisrael beiderley Glauben schon mit nach Egypten gebracht.

## Nach der vierten Bibelkonferenz.

In den vier Jahrhunderten, welche die Israeliten in Egipten zugebracht haben ſollen, und wovon die Erzählung nur ganz kurz ausgefallen iſt, war für unſern Gegenſtand nichts zu haben. Wir gingen alſo eben ſo ſchnell, wie die Geſchichte geht, zum Moſes fort. Funk hält vom dritten Kapitel des zweiten Buchs im Pentatevch an bis auf die drei letzten Kapitel des fünften Alles für Arbeit eines Einzigen, und glaubt, daß es Aufſätze vom Moſes ſelbſt ſind. Die Arthenticität aller darin erzählten Vorgänge laſſe ich ſo, wie die der im erſten Buche, ganz auf ſich beruhen; ich nehme das Ganze, wie es da iſt, und bekümmere mich blos um das, was darin die beſondere Art meiner Wisbegier angeht.

Da ſtöſſt man dann gleich anfangs auf die berüchtigte Stelle Exod. 3, 6., wo ſich Gott, indem er dem Moſes ſeinen groſſen Beruf ankündigt, als den Gott Abrahams, Iſaaks und

Jakobs bei ihm einführt. Etwas Neues und Besonderes finde ich doch hierin in der That nicht; denn auf gleiche Weise hatte sich Gott nach Genes. 46, 3. schon gegen Jakob Isaaks Gott, als Isaak bereits todt war, ja, sogar gegen Isaak schon nach Abrahams Tode noch Abrahams Gott, genannt. (Genes. 26, 24.) Zuverlässig würde also jene Stelle in Betref des Glaubens an ein Leben nach dem Tode unter den Christen nie das geringste Aufsehen gemacht haben, wenn sie der Stifter des Christenthums nicht ausdrücklich dafür citirt hätte. Lukas aber erzählt auch gewiß am wahrscheinlichsten, wenn er Jesum blos sagen lässt, Moses habe nur darauf hingezeigt, daß die Todten auferstänben, als er den Herrn Gott Abrahams, Gott Isaaks und Gott Jakobs geheissen. Also — nichts weiter, als einen Wink davon, fand Jesus selbst in dem Umstande, daß Gott gegen den Moses, oder vom Moses, nach dieser drei Erzväter Tode noch ihr Gott genannt werde. Denselben Wink hätte er also aber auch in den vorhin angeführten früheren Stellen schon finden können. Ueberhaupt, wenn ich recht über die Sache nachdenke, kommt's mir ganz besonders mit Jesu hier vor. Die Rede war ja doch von Auferstehung der

Todten; sollten denn nun die Sadducäer daraus, daß Gott kein Gott der Todten, sondern ein Gott der Lebendigen, sei, schliessen, daß zu Mose's Zeiten Abraham, Isaak und Jakob schon von den Todten auferstanden gewesen wären? Dis hätten sie freilich schliessen müssen, wenn Jesu Beweis sie überzeugen sollte; sie konnten's aber nicht, weil von einer erst noch zukünftigen Auferstehung unter ihnen die Rede war. Auf diese passte ja aber Jesu Beweis nicht; denn sollte in der Benennung Gottes als eines Gottes der Lebendigen nur eine Versicherung der künftigen Auferstehung liegen, so wäre ja Gott bis zur Auferstehung der Todten doch ein Gott der Todten. Auch hätte dann Jesus nicht zuletzt sagen müssen — sie leben ihm alle — sondern sie werden alle wiederauferstehen. Mit der Auferstehung der Todten fing er ja an, warum endigt er nicht auch mit ihr? Wollte er aber einmal so schliessen — sie leben ihm alle — so muste er auch nicht mit den Worten anfangen — „daß die Todten auferstehen" — sondern mit diesen Worten — „daß die Todten fortleben, darauf hat schon Moses gedeutet, u. s. w." Das Einzige, wodurch Jesus mit seinem Beweise zu retten ist, besteht darin, daß man annehme,

Jesus habe die Auferstehung der Todten nur für das genommen, was sie, vernünftig betrachtet, auch nur sein kann, nehmlich — für eine Versinnlichung der Fortdauer des Menschen im Tode. Er wollte, glaub' ich, eigentlich beweisen, daß der Mensch im Tode fortlebe, und die suchte er daraus zu beweisen, daß Gott, der nur ein Gott der Lebendigen sei, sich Abrahams, Isaaks und Jakobs Gott lange nach ihrem Tode noch genannt habe.

Ob dis aber wirklich darin habe liegen sollen, ob Moses sich des Winks auf ein künftiges Leben, den ihm Jesus gegeben haben läßt, dabei bewußt gewesen, und ob, welches das Wahrscheinlichste ist, die Israeliten, da Moses ihnen Gott auf höchsten Befehl als den Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs verkündigte, diesen Wink verstanden haben — dis ist die grosse Frage. Und ist dis nicht, so besagt die ganze Stelle nichts für den frühen Glauben der Hebräer an ein künftiges Leben.

Es ist nicht zu leugnen, daß in dem Ausdruck — Jehova ist eines Menschen Gott — nicht bloß liege, daß der Mensch ihn als Gott verehre, sondern auch, daß Jehova sich ihm als Gott zeige, sein Schutzgott sei, und ihn segne. Daraus folgt

doch aber warlich nicht, daß, wenn Gott nach dem Tode so eines Menschen noch sein Gott genannt wird, Gott ihn noch segne, so wenig daraus folgt, daß er Gott noch verehre. Hätte so etwas dabei, daß Gott nach der drei Erzväter Tode noch ihr Gott genannt wird, gedacht werden sollen, so hätte es deutlicher ausgedrückt werden müssen. Daß nicht da steht — ich war einst Abrahams, Isaaks und Jakobs Gott — sondern — ich bin der Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs, hilft nichts; denn es ist eben so viel, als hiesse es — ich bins, den Abraham, Isaak und Jakob als ihren Gott verehrten, und der dafür sich auch als Gott ihnen stets erzeigte. So, und weiter nichts, sollte dabei gedacht werden; Gott kündigte sich ja auch offenbar den Israeliten als den Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs nur darum an, weil er diesen ihren Stammvätern die grosse Verheissung gethan hatte, welche gewis noch als heilige Tradition unter ihnen in Umlauf war, und deren Erfüllung ihnen nun bekannt gemacht werden sollte, um sie zu bewegen, sich an Mosen, der zu ihrer Erlösung aus der egiptischen Sklaverei bestimmt war, herzhaft anzuschliessen. Man vergleiche doch nur Deut. 4, 37.

ist hier nicht der Ausdruck — „darum, daß er deine Väter geliebt hat, und ihre Nachkommen nach ihnen erwählt u. s. w.“ — die Bestätigung der angegebenen einzignatürlichen Erklärung des Ausdrucks „ich bin der Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs?“ Dies ist zugleich ein Beweis, daß Moses selbst bei der berüchtigten Stelle weiter nichts gedacht, und sich des Winks, den er durch sie auf ein künftiges Leben gegeben haben soll, so wenig bewust gewesen, wie selbigen seine Nation verstehen konnte. Gewis verband er, wenn er Gott nach mehreren Jahrhunderten noch den Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs nannte, keinen andern Sinn damit, als wenn er nach Exod. 32, 13 betete — „gedenke an deine Diener, Abraham, Isaak und Jakob, denen du bei dir selbst geschworen und verheissen hast, u. s. w.“ Den Wink vom künftigen Leben aber, welchen Jesus darin finden lässt, halte ich keineswegs für eine zu seiner Zeit schon üblich gewesene Erklärung, sondern für etwas ganz Neues, das er aufstellte; denn den Volkshaufen setzte seine Demonstration in Erstaunen, und die mit ihm eigentlich disputirenden Sadducäer verstummten,

weil ſie auf ſo etwas nicht vorbereitet waren. Daß ihm aber die phariſäiſche Gelehrtenparthei darüber applaudirte, geſchah nicht darum, daß ſeine Auslegung der Buſchſtelle ſchon längſt die ihrige geweſen, ſondern darum, weil ſie Waſſer auf ihre Mühle gegen die Sadducäer war.

Funk und ich betrachteten heute die berüchtigte Stelle darum erſt abgeſondert, weil ſie theils diejenige war, welche Jeſus aus dem ganzen Pentateuch für die Meinung, daß Moſes ſchon auf ein künftiges Leben hingewieſen, ausbub, theils, weil es in der That Viel ſagen würde, wenn Moſes bei ſeinem öffentlichen Hervortritte gleich ſeine Nation gewiſſermaſſen auf ein künftiges Leben aufmerkſam gemacht hätte. Da wir dis aber nicht finden konnten, ſo gingen wir nun zur Aufſuchung der Spuren eines Glaubens an menſchliche Zukünfte jenſeits des Grabes in den geſamten moſaiſchen Schriften weiter. Funk ſetzte auf der Stelle die Sätze feſt, daß es Zweierlei ſei, ob Moſes ein Leben nach dem Tode gelehrt habe, und ob er es ſelbſt geglaubt habe — Zweierlei, ob die Iſraeliten zu dem Glauben daran vom Moſes angehalten worden, und ob ſie ihn überhaupt gehabt. Moſes kann dieſen Glauben ſelbſt gehabt

haben, ohne ihn zum Volksglauben zu machen; es kann aber auch dieser Glaube Volksglaube gewesen sein, ohne daß er es erst durch den Moses werden müssen. Nach Spuren von diesem Allen suchten wir sorgfältig.

Es ist äuserst sonderbar, wenn man den Knoten zerhackt, und spricht — Moses muß die Lehre von einem künftigen Leben sehr urgirt haben, denn womit hätte er sonst die Israeliten auf den langen Reisen durch die Wüste, da sie wusten, sie kämen nicht ins Land Kanaan, besänftigen wollen, wenn er sie nicht durch gewisse Hoffnung, ins himlische Kanaan doch zu gelangen, hinzuhalten gewust hätte? Endlich fanden sich die Israeliten doch aus der heillosen Sklaverei in Egipten befreit; wenns ihnen also auch nur einigermassen leidlich ging, so hätten sie Unmenschen sein müssen, wenn sie nicht mit ihrem Schicksale zufrieden gewesen wären. Und dann — wenn sie ja unruhig wurden, so wuste Moses besser Rath, und bediente sich härterer und fürchterlicher Mittel, sie wieder zur Ruhe zu bringen. Uebrigens wird man es ja doch wohl finden müssen, wenn er sich der Lehre von menschlicher Fortdauer dazu auch bedient haben sollte; also — getrost zur Beantwortung der Fra-

ge aus seinen eigenen Zeugnissen — hat er, es sei nun unmittelbar, oder auch blos mittelbar, den Glauben daran gelehrt, oder nicht?

Auf das Religionssistem, das Moses ausdrücklich hingestellt, wirft man doch wohl mit Recht den ersten Blick. Die Grundlage desselben war die Lehre von einem allerhöchsten unsichtbaren und einzigem Gott, und von der ihm gebührenden Alleinverehrung. Mit dieser Lehre verband er die Lehre von der Weltregirung Gottes und von seiner vollkommnen Gerechtigkeitspflege. Er erkannte die Freiheit des Menschen feierlich an, lehrte sie aber auch zum Gehorsam gegen das Gesetz Gottes gebrauchen, und heilig zu sein, wie Gott heilig sei. Das Dogma vom künftigen Leben aber fehlt offenbar in seinem Sistem und in seiner Konstitution, und man hört seine solenne Gesetzgebung, in der alle die übrigen angeführten Dogmen deutlich genug enthalten sind, ohne den geringsten Laut davon zu vernehmen.

Bei der Gesetzgebung lässt Moses Gott sich selbst also beschreiben — „Ich bin ein Gott Zelot; ich ahnde das Böse noch bis zur dritten, vierten Generation der Thäter, und erzeige Gnade denen, die aus Liebe zu mir rechtschaffen sind, noch in ih-

ren allerspätesten Nachkommen.“ Beynd gibt er hernach dieselbe Beschreibung von Gott — „Herr, Herr Gott, barmherzig und gnädig, zum Zürnen langsam, zu Segen und Hülfe immer bereit, der du der Tugend wohlthust bis ins tausende Geschlecht, und Vätermissethat noch an Kindern und Kindeskindeskindern strafst.“ Ein Lehrer des Glaubens an ein künftiges Leben würde Gott weit edler und anständiger so beschrieben haben, und ihn sich selbst so beschreiben lassen, daß er die Lasterhaften in ihrer Person nach dem Tode noch strafe, und den Tugendhaften in ihrer Person nach dem Tode noch wohlthue. In den mosaischen Zeichnungen von Gott ist also auch kein Strich, der auf Fortdauer und Unvergänglichkeit menschlicher Individuen hindeutete; Alles gibt nur Fortdauer und Unvergänglichkeit der Menschenart an.

Der Kultus, welchen Moses vorschreibt, ist zwar keineswegs blos sinnlich und äuserlich; wer ihm diese Beschuldigung macht, thut ihm das offenbarste Unrecht. Man braucht, um sich hiervon zu überzeugen, nur die einzige Stelle (Deut. 10, 12.) zu lesen — „Nun, Israel, was fordert der Herr, dein Gott, von dir, als daß du Ehrfurcht gegen ihn haben, nach seinen Vorschriften

leben, ihn lieben und ihm von ganzem Herzen und von ganzer Seele ergeben sein solltest?" Und so dringt auch Moses überall bei jeder Gelegenheit auf Gehorsam, Liebe, Dank und Vertrauen gegen Gott, die das Wesen der wahren Gottesverehrung ausmachen. Wahr ists dann aber doch auch, daß er den Kultus mit einer Menge von heiligen Aeusserlichkeiten und Cerimonien überlud, und eben so wahr ists auch, daß er, da er doch sonst wohl den eigentlichen Sinn derselben angab, oder wenigstens auf ihre höhere Tendenz hinwinkte, doch keine einzige davon in versinnlichende Verbindung mit Erwartungen jenseits des Grabes setzte, oder ihre geheime Tendenz darauf auch nur fingerzeigend angab. Was hilft es, daß man in späteren Zeiten manche derselben so deutete, und z. E. in dem feierlichen jährlichen Eingange des Hohenpriesters in das Heilige zur Versöhnung des Volks den künftigen Eingang der Frommen in den Himmel vorbedeutet fand, oder die Verbrennung, welche nach dem schon geschlachteten Opfer geschah, für ein Sinnbild fernerer Strafen der Gottlosen in jener Welt erklärte? Wo ist die geringste Anzeige davon, daß die Israeliten so etwas dabei gedacht? Ja, wo ist auch nur der kleinste Wink vom Moses

gegeben, daß sie so etwas dabei zu denken hätten? Er wußte doch so manche blos intellektuelle Idee in das heilige Ritual, das er gab, einzuweben; wie? und unter einer so ungeheuren Zahl von Riten, die er einführte, ist auch nicht einer, der Geist ausserirdischer Zukunft athmete? im ganzen levitischen Gottesdienst, den er doch für so herrlich und wichtig ausgab, nichts, gar nichts, wodurch er das Volk Gottes über diese Welt zu erheben suchte? Wer könnte ihm nachrühmen, daß es ihm darum zu thun gewesen sei, Glauben an ein künftiges Leben zu lehren? Zu seinem heiligen Ceremoniel gehörte es vielmehr nach Num. 19. sogar, daß ein Mensch, der einen Verstorbenen angerührt, oder in die Hütte eines solchen gegangen, sieben Tage unrein sein, und ohne ein gewisses Wasser, das über ihn gesprengt würde, nicht wieder rein werden solle; verträgt sich eine solche den Menschen im Tode herabsetzende Ceremonie auch wohl mit der Belehrung über Unsterblichkeitswürde und höhere Fortdauer des Menschen? Verträgt es sich mit dieser, daß der Hohepriester nach Lev. 21. zu gar keinem Todten kommen, nur sich auch durch Zudrückung der Augen seines sterbenden Vaters, oder seiner sterbenden Mutter, nicht

verunreinigen ſolle? Ja, wenn auch Moſes auf den höheren und eigentlichwahren Kultus, auf innere Heiligkeit, drang, ſo nahm er doch das Argument dazu nur immer aus der Heiligkeit Gottes her, und miſchte nie die erhabene Menſchenbeſtimmung zu immer fortſchreitender, bis ins Unendliche fortſchreitender Heiligkeit dabei ein.

Moſes benutzte mit Recht die allgemeinſten Triebfedern des menſchlichen Thuns und Laſſens — Hofnung und Furcht. Er bediente ſich göttlicher Verheiſſungen, um zur Geſetzeserfüllung, zur Tugend, zu bewegen, und göttlicher Drohungen, um von Geſetzesübertretung, vom Laſter, abzuhalten; was für welcher aber bediente er ſich? Die Verheiſſungen lauten zuſammengedrängt ſo — „auf daß dir's wohlgehe auf Erden" warum nicht weiter noch? — „auf daß du lange lebeſt in dem Lande, das dir der Herr, dein Gott, gibt" warum nicht auch ewig in einer andern noch beſſeren Welt? Will man die Verheiſſungen ausführlicher hören, hier ſind ſie — „ich will dein Brodt und dein Waſſer ſegnen; Regen ſoll kommen zu rechter Zeit, daß das Land ſein Gewächs gebe, und die Bäume im Lande ihre Früchte bringen; ich will dir reichlich ſchaffen

Oel und Most; du sollst haben grosse Rindvieh- und Schafheerden; deiner Kinder sollen viel sein; nichts untüchtiges und unfruchtbares soll bei dir sein; alle Seuchen und Krankheiten will ich von dir wenden; alle schädliche Thiere sollen aus deinen Grenzen verbannt sein; Sieg sollst du über deine Feinde davon tragen, und, wenn du ins Feld ziehst zum Streit, soll das Schrecken vor dir hergehen; sicher und in Frieden sollst du in deinem schönen Lande wohnen, und ein hohes Alter erreichen." Enthalten alle diese Verheissungen im Geringsten etwas Anderes, als blos sinnliches Wohlleben, äuserliches und irdisches Glück? Wie? auch nicht eine Silbe von Wohlthat, Segen und Heil jenseits des Grabes noch? O wie so gern exegesirte man doch dahin Devt. 5, 29., wo es heisst — „Ach daß sie ein solch Herz hätten, mich redlich zu verehren, und zu halten alle meine Gebote lebenslang, auf daß es ihnen wohlginge, und ihren Kindern — ewiglich!" — aber es leuchtet zu sehr in die Augen, daß hier nur von dem Wohlergehen der Nachkommen auch in den entferntesten Zeiten der Erde die Rede sei. Hätte Moses nur noch nach seinem Liede, (Devt. 32.) als er sprach — „nehmets zu Herzen, was ich

ſang, denn es iſt nichts Geringes für euch, ſondern **es iſt euer Leben**" — ſich erhabener erklärt, was er damit meine! ſo aber blieb er ſich gleich, und ſetzte blos hinzu — „ſolch Wort wird euer Leben verlängern in dem Lande, wohin ihr gehet, um es einzunehmen." Oder hätte er auch nur ſeinen letzten Volksſegen noch mit Oeffnung höherer Ausſichten vollendet! ſo aber ſchlos er ihn mit den Worten, die zugleich ſeine allerletzten öffentlichen Worte waren — „Heil dir, Iſrael, wer iſt dir gleich? O Volk, vom Jehova beſchützt, vor dir werden deine Feinde kriechen, und du wirſt auf ſie treten."

Mit den göttlichen Drohungen, deren ſich Moſes bediente, verhielt ſichs nicht beſſer, als mit den Verheiſſungen. „Ich will, heiſſts da, den Himmel zu Eiſen und die Erde zu Erz machen; alle eure Mühe und Arbeit ſoll verlohren ſein; das Land ſoll ſein Gewächs nicht geben, die Bäume ihre Frucht nicht; umſonſt ſollet ihr ſäen, und eure Feinde ſollen erndten; geſchlagen ſollet ihr werden, ſo oft ihr ſtreitet, und fliehen, ohne daß euch Jemand iagt; wilde Thiere ſollen eure Kinder freſſen und euer Vieh zerreiſſen; mit bösartigen Fiebern ſollet ihr gequält, durch die Peſt ſollt ihr

ausgerieben werden; schreckliche Hungersnoth soll sich dazu gesellen, und euch zwingen, eure Söhne und Töchter zu schlachten; was von euch am Ende übrig bleibt, das will ich unter alle Völker zerstreuen." Wo ist in allen diesen Drohungen ebenfals auch nur das Geringste, das sich auf ein künftiges Leben bezöge? Wer die ganze Uebersicht alles vom Mose verheissenen Segens und alles von ihm gedroheten Fluchs haben will, der lese Devt. 28., und gestehe dann aufrichtig, daß ein Lehrer, der sich im Segnen und Fluchen für diese Welt wahrhaftig erschöpft, ohne dabei auch nur einen einzigen Seitenblick auf iene Welt zu thun, unmöglich Glauben an etwas Weiteres über den Tod hinaus gelehrt haben könne. Mag dann Moses in dem Liede, das er kurz vor seinem Tode noch gesungen haben soll, Gott immerhin also redend einführen — „Ich kann tödten und lebendig machen, ich kann verwunden und kann heilen" — so sieht man doch bald aus der Zusammenstellung dieser Phrasen, und aus dem Nachsatze „Niemand kann aus meiner Hand erretten," daß er damit blos die höchste Obergewalt Gottes habe versinnlichen, und den vorher gethanen Ausspruch „ich allein bin's, und ist kein Gott neben mir" den

Israeliten, um sie treu gegen den Jehova zu erhalten, noch stärker habe ans Herz legen wollen. Wer ein Leben nach dem Tode noch für die Menschheit im Ganzen lehren will, der fängts wenigstens gewis anders an, als daß er sich nur gelegentlich der Ausdrücke — Gott tödtet und macht wieder lebendig — bedient, um einen Allmächtigen zu beschreiben, dessen Willkür Alles unaufhaltsam verfügt. Ebenso, wie Moses hiermit die unumschränkte Macht Gottes beschreibt, beschreibt er unmittelbar dranf die unumschränkte Dauer Gottes — „ich will meine Hand in den Himmel erheben, und spreche, **ich lebe ewiglich.**" Hiesse es dafür — „mit gen Himmel erhobener Hand spreche ich, **ihr sollt ewiglich leben**" — dann hörte man den Lehrer der Unsterblichkeit.

Sollte aber Moses etwa durch die in das vierte Buch eingewebte Erzählung **von Bileams Segen** sein Volk über höhere menschliche Zukünfte belehrt haben? .. Man lässt gern alles mit Recht Befremdende und zum Theil Fabelhafte, was der lange ausführliche Bericht von den Verhandlungen dieses midianitischen Propheten, dem die Israeliten seinen Segen am Ende schlecht vergolten, in sich enthält, auf sich beruhen; nur wär's doch

schon sonderbar, daß Moses ihn zum Lehrer einer Fortdauer im Tode für sich bei seiner Nation substituirt haben sollte. Es liegt aber auch in Bileams Aeußerung — „o daß ich sterben möchte des Todes der Gerechten, und daß mein Ende wie das ihrige sei!" — nicht das Geringste von Aussichten über das Grab hin. Bileam hatte zwar den Israeliten zukünftiges Heil geweissagt, aber nur irdisch zukünftiges Heil. In der That stand der jetztlebenden Generation auch dergleichen in hohem Grade bevor, und sie genoß es lebenslang, lebte und starb sehr glücklich; so wünschte er sich selbst auch, so glücklich zu sein, und im Glück noch so zu sterben, wie diese Tapfern, wie diese Sieger. Wer Mehr in seinen Worten finden kann, der trägt es erst eigenmächtig und ohne allen Erweis hinein.

Wenn es auf solche Weise ausgemacht ist, daß Moses sein Volk über Fortdauer nach dem Tode nicht belehrt habe, so wäre freilich die genugthuendste Antwort auf die Frage, warum er es nicht gethan, diese, daß man spräche — weil er selbst dergleichen nicht gekannt oder geglaubt hat; diese Antwort veranlaßt aber eine neue Frage, ob dis auch wahr sei. Die Mei-

nungen hierüber ſind freilich getheilt, und man möcht's auch faſt zu ſeiner Ehre wünſchen, daß es ſich ſo mit ihm verhalten haben möchte; ich kann mich aber nicht davon überzeugen. Nicht, als machte der Verfaſſer des Briefs an die Hebräer etwa ſo tiefe Eindrücke auf mich, wenn er Moſen es für gröſſeren Gewinn gehalten haben läſſt, wie Chriſtus, Schmach zu erdulden, als alle Schätze Egiptens zu gewinnen, darum, weil er die ihn erwartende Belohnung immer vor Augen gehabt hätte, unter der dann doch wohl, da ſein Tod auf dem Berge Nebo nach gehabtem bloſſen Hinblick ins gelobte Land nicht dafür gelten mag, keine andere, als eine himliſche, ſo wie Kap. 10, 34., verſtanden werden kann. Auch nicht, als glaubte ichs dem Stephanus nach Akt. 7, 22. aufs Wort, daß Moſes in der ganzen egiptiſchen Gelehrſamkeit belehrt worden — denn man könnte dis immer für eine ſpätere Tradition erklären; ſondern es heiſſt doch ſchon Exod. 2, 10. ausdrücklich, daß ihn die Tochter des Pharao zu ſich genommen, und wie ihren Sohn gehalten habe. Dadurch beſtätigt ſich dann allerdings die Auſſage des Stephanus; auch blickt ja aus der ganzen Konſtitution, welche Moſes ſeinem Volke gab,

vor Nachahmung egiptiſcher Weisheit hervor, und ſo iſts ſchlechterdings unmöglich, daß er mit dem Glauben an Fortdauer nach dem Tode nicht vertraut geweſen ſein ſollte. Ich berufe mich alſo auch gar nicht einmal darauf, daß er ſich bei ſeinem bevorſtehenden Tode von Gott die Ankündigung thun läſſt, ſich zu ſeinem Volke verſamlen zu ſollen, wie Aaron verſamlet worden — man könnte auch ſchon dagegen erwiedern, daß Gott zu einer andern Zeit blos zu ihm geſprochen — ſiehe, du wirſt ſchlafen, oder liegen bei deinen Vätern; auch berufe ich mich nicht auf Num. 16., wo er verheißt, daß die Korahiten lebendig hinunter in den Scheol fahren würden — man könnte vielleicht auch ſchon hierüber bemerken, daß dieſes Neue vom Herrn, wie er es nennt, blos darin beſtanden, daß die Korahiten durch einen neu Erdris verſchlungen und ſo gleichſam lebendig begraben werden ſollten; einzig und allein bleibe ich dabei ſtehen, daß er eine egiptiſche Prinzenerziehung genoſſen, die, wenn er auch nicht nach Angabe des Stephanus vierzig Jahre am Hofe des Pharao zugebracht hätte, doch beſage der Ueberzählung wirklich an ihm vollendet worden iſt, und die eine vollkommene Einweihung in jenen Glau-

ben weltkundig voraußeſetzt. Wollte man hiergegen einwenden, daß es auf ſolche Weiſe doch ganz unbegreiflich ſein würde, wie ein Mann, der mit einem ſolchen Glauben vertraut geweſen, ſich bei ſo vielen groſſen Gelegenheiten dazu, beſonders bei Annäherung ſeines Todes, nichts davon habe verlauten laſſen: ſo glaub' ich, daß das Unbegreifliche dabei wegfalle, ſobald man annimmt, daß er vorſätzlich ſo gehandelt habe.

Ob nun die Iſraeliten des Stillſchweigens, welches Moſes über die groſſe Lehre gegen ſie bewieſen, ungeachtet dieſe Lehre nicht doch gekannt, und irgend etwas von ihr gewuſt haben — verdient nicht weniger unterſucht zu werden. „Moſes hat ſie nicht darüber belehrt, folglich war ihnen nichts davon bekannt" — dieſer Schluß iſt erweislich falſch, und es läſſt ſich mehr als eine Weiſe angeben, wie ſie zum Glauben, daß im Tode nicht Alles für Menſchen aus ſei, auch ohne Moſe gekommen ſein können. Verhielte ſichs um Jakobs Hofnungen oder Ahnungen davon wirklich ſo, wie ich bei unſern Unterſuchungen über ihn zu glauben veranlaſſt ward, ſo hätte, wie ſchon geſagt, das kleine Uriſrael dieſe Familienmeinung, wie andere, ſchon mit nach Egipten gebracht;

warum hätten ſie ſie alsdann aber in Egipten wieder verliehren ſollen, und zwar gerade ſie allein? Ging denn die Familienmeinung von der Beſitznehmung Kanaans unter ihnen verlohren, ſo vergeblich ſie mehrere Jahrhunderte darauf warteten, und ſo ſklavenmäſſig unterdeſſen auch ihr Leben war? Dann hätten ſie gewis nicht gleich ſo zuverſichtlich geglaubt, als ſie die Botſchaft von ihrem bevorſtehenden Auszuge nach jenem verheiſſenen Lande hin durch Moſe und Aaron empfingen (Exod. 4, 31.); dann wären Joſephs Gebeine beim Auszuge ſelbſt gewis nicht mehr zu haben geweſen, und noch weniger würde Moſes davon gewuſt haben, daß ſolche vermöge einer eidlichen Zuſage der Vorwelt des Volks an Joſeph aus Egipten mitfortgeführt werden ſollten (Exod. 13, 19.). Ging denn auch der Glaube an den Gott Jakobs unter den Iſraeliten in Egipten verlohren? Mag Joſua hernach immer ſeinen Zeitgenoſſen den Vorhalt thun, daß ihre Väter daſelbſt andere Götter verehrt hätten; es gilt dis gewis nicht vom Volksganzen, ſondern nur vom rohen Haufen, und auch da vieleicht nur von einer Vermiſchung der Abgötterei mit der Verehrung des wahren Gottes. Ein wirklich in Abgötterei verſunke-

nes und auſſer alle Gemeinſchaft mit dem Jehova gerathenes Volk hätte nicht gleich auf den erſten Antrag, der ihm im Nahmen deſſelben geſchah, ſo ehrfurchtsvoll ſich wieder gegen ihn bewieſen, wie Exod. 4, 31. gemeldet wird. Der vernünftigere Iſraelit blieb aber gewis ganz rein von aller Abgötterei, und zwar bis auf Moſe's Zeiten; zum Beweiſe hiervon dient ſein eigener Vater Amram, deſſen Gott ſich der Jehova gleich bei ſeiner erſten Anrede ausdrücklich gegen ihn nennt, und der dadurch das unverwerfliche Zeugnis vor ſich hat, daß er ſein Verehrer nicht blos, ſondern ſein Alleinverehrer, geweſen. Es iſt alſo nicht einzuſehen, warum gerade die Iſraeliten in Egipten derjenigen Familientradition hätten vergeſſen ſollen, welche die groſſe Angelegenheit des Todes und des Scheols betraf.

Konnten ſie aber nicht auch ohne Familientradition binnen vier Jahrhunderten nach und nach als ein nun beiſammenlebendes und ſich ſo ſehr vermehrendes Volk auf Erwartungen über den Tod hinaus durch ſich ſelbſt kommen? Das Elend, in welchem ſie lebten, hätte ſie wenigſtens nicht davon abhalten können; man müſte vielmehr denken, daß ſie hierdurch noch eher darauf gekommen

ſein würden. Wollte man aber ſagen, es wären doch keine Philoſophen unter ihnen geweſen, ſo möcht' ich doch in der That erſt fragen, ob dieſe dazu ſchlechterdings nöthig wären. War denn Abraham ein Philoſoph, Abraham, der ſich vom Götzendienſte zur Verehrung des wahren Gottes aufſchwang? So braucht der Menſch auch gewis nicht Philoſoph erſt zu werden, um ſich von der Vergänglichkeit zur Unvergänglichkeit zu erheben, und Nachkommen, die den wahren Gott ſchon durch mehrere Generationen hindurch gleichſam zum Erbe haben, muß ſo etwas um ſo leichter werden. Ich mag überhaupt in der That nicht unterſuchen, ob die Philoſophen nicht beide Arten von Glauben, den Glauben an Gott und an ein künftiges Leben, öfter da, wo ſie ſie ſchon antrafen, wieder in Verfall gebracht, als da, wo ſie ſie noch nicht vorfanden, erſt aufgebracht haben. Will man aber Abrahams Aufſchwung vom Götzendienſte zur Verehrung des wahren Gottes aus einer ihm widerfahrnen unmittelbaren göttlichen Offenbarung erklären, ſo vergeſſe man auch nicht, daß Gott ihm dann auch gewis das zukünftige Leben geoffenbart haben werde, und dann wäre es ja völlig entſchieden, daß ſich der Glaube an daſ-

ſelbe ebenſo, wie der Glaube an den Jehova, unter den Iſraeliten habe fortpflanzen müſſen; denn was Abraham wußte, das predigte er auch. Erfur doch ſein Hausvogt Elieſer ſogar die geheime Verheiſſung, die Gott ſeinem Herrn gethan. (Geneſ. 24, 7.) Sollte das aber kein richtiger Schluß ſein, daß, wenn ſich Gott als Gott einem Sterblichen unmittelbar offenbart, er ihm auch die Ausſichten über den Tod hin öffnen werde? So handelte er ja ganz inkonſequent, wenn er nicht ſo thäte; entſteht denn nicht dadurch erſt das vollkommenſte Vertrauen und die vollkommenſte Liebe zu Gott, wenn man ihn ſich als ſeinen Erhalter, Freund und Segner auf immer, und nicht blos auf dieſe Handvoll Erdentage, denken darf? Verſchwiege nicht auch Gott auf ſolche Weiſe dem Menſchen das Beſte? Doch — zurück zu dem Satze, daß ein Volk auch ohne Philoſophen zum Unſterblichkeitsglauben, oder zur Hoffnung auf ein Leben nach dem Tode, kommen könne! Wie kamen denn Deutſche, Griechen und Römer auf dergleichen, ehe an einen Philoſophen unter ihnen gedacht war? Wie Grönländer, Canadenſer, Patagonier u. ſ. w., unter denen man doch wohl keine Philoſophen vermuthet? Die Alberuheit im

den Vorstellungen von der Sache mag bei den genannten letzteren Nationen noch so gros sein; genug, die Sache selbst ist also doch auch unter Wilden da. Sollten denn die Israeliten das einzige Volk gewesen sein, das sich nicht auch durch sich selbst binnen mehreren Jahrhunderten zum Glauben an irgend eine Art von Fortleben nach dem Tode hätte erheben können? sie, die doch vor allen andern Völkern weit richtigere Gottesbegriffe hatten? Dis ist offenbar wider den allgemeinen Gang des menschlichen Geistes, der bei ihnen derselbe war, wie jetzt, wenn sie auch noch nicht so metaphysisch über ihn dachten, wie man jetzt über ihn denkt. Lauter durch Frohndienste nidergedrückten Pöbel mus man sich auch unter ihnen von Josepho bis auf Mose's Zeiten nicht vorstellen. Ihre Aeltesten, welche Mose und Aaron des göttlichen Antrags wegen zusammenkommen lassen konnten, zeichneten sich doch wohl aus; auch waren die Amtleute oder Inspektoren, welche nach Exod. 5. aus ihrem eigenem Mittel über sie gesetzt waren, gewis nicht vom gemeinen Schlage.

Doch, wenn auch dis Alles nicht wäre — wenn die Israeliten ohne alle Familientradition,

das künftige Leben betreffend, nach Jakobs Tode geweſen wären, und wenn ſie ſich hernach einer ganz originellen und in ihrer Art einzigen Nationalſtupidität wegen binnen vier Jahrhunderten nicht durch ſich ſelbſt zum Glauben daran hätten erheben können; vergiſſt man denn, wo ſie dieſe Jahrhunderte verlebt haben? In Egipten wars ja, in Egipten. Mag dis immerhin ihr Dienſthaus geweſen ſein, ſo war doch auch da zu ihrer Zeit dieſer Glaube recht eigentlich zu Hauſe. Am Hofe des Königs, des Oberprieſters, war er freilich gereinigter, und ſo erhielt ihn Moſes; aber auch unter dem Volke war er allgemein verbreitet, ſo fabelhaft und abergläubiſch er auch verkleidet ſein mochte. War es möglich, daß die Iſraeliten von ihm gar nichts hätten auf- und annehmen ſollen? Warum beſchuldigt ſie denn Joſua, daß ſie Abgötterei in Egipten angenommen hätten? Dis iſt zugleich die Antwort auf den Einwand, daß die Hebräer in den Augen der Egipter ein Greuel, und alſo auſſer Umgang mit ihnen, geweſen wären. Sie mochten immerhin von den Egiptern verachtet werden; deswegen hatten ſie doch Gelegenheit, zu ſehen, was dieſe beim Tode der Ihrigen thaten, und zu hören, wie ſie über ihre Tod-

ten dachten. Daher machten sie ja auch gewisse Trauergebräuche der Egipter nach; wie? oder wäre dis etwa nicht geschehen? So hätte es Moses nicht nöthig gehabt, sie ihnen zu verbieten. „Ihr sollt euch nicht Mahle stechen, noch kahl scheeren eines Todten wegen" Deut. 14, 1. Sollten sie denn nun nicht auch darnach gefragt haben, was dergleichen Trauergebräuche bedeuteten, ehe sie sie mitmachten? Sollten sie nicht wenigstens gelegentlich die Bedeutung derselben gewußt haben? Nun, so ists ihnen auch bekannt worden, daß die Egipter besonders darum solche Sitten, die die Ausdrücke der innigsten Anhänglichkeit an ihre Todten waren, beobachteten, weil sie mit Gewißheit glaubten, daß die Todten fortlebten. Ists aber nicht zu erwarten, daß die Israeliten alsdann diesen Glauben ebenso angenommen haben werden, wie sie jene Gebräuche annahmen, die er erzeugte? So hätten sie ihn also auch, gesetzt, daß sie ihn nicht schon nach Egipten mitgebracht hätten, doch aus Egipten wieder mitheraus bringen müssen.

Nicht ohne Grund kann man dafür, daß sie diesen Glauben zu Mose's Zeiten wirklich gehabt, auch das Verbot anführen, das er ihnen gab,

die Todten zu befragen. (Deut. 18, 11.) Wären sie nicht hierzu geneigt gewesen, wozu hätte er es ihnen verboten? Darum etwa, weil sie unter den Kananitern noch erst dazu geneigt werden könnten? Die Egipter waren in der That viel weiter in den nekromantischen Künsten, so, wie in der höheren Magie überhaupt, als die Kananiter. Will man nicht zugeben, daß Moses seine wundersamen Wissenschaften, die er vor Pharao ausübte, unter ihnen gelernt habe, so wird man doch auch wohl nicht verlangen, zu glauben, oder vielmehr, nicht einbämmen wollen, daß sie die egiptischen Hexenmeister, die vor Pharao mit ihm um den Preis stritten, von ihm gelernt hätten. Was liegt nun aber wohl in der Alberubeit, die Todten zu befragen? Liegt nicht offenbar darin, daß man sie sich als fortlebend denkt? Ich mag mich hierbei nicht auf die Grönländer einmal berufen; es ist zu unsinnig, einen Todten als Todten zu fragen, denn kein vernünftiger Mensch fragt etwas, das ihm nicht antworten kann, oder wovon er nicht meint, daß es antworten könne, d. h. daß es lebe. Es konnte also auch den Israeliten nicht verboten werden, die Todten zu befragen, wenn nicht vorausgesetzt

ward, daß sie glaubten, die Todten lebten fort. Hieraus folgt am Ende gar, daß Moses an diesem Glauben seines Volks nicht gezweifelt habe, und, wenn er dann mit dem lebendigen Hinunterfahren der Korahiten in den Scheol wirklich Mehr andeuten wollte, als daß sie blos lebendig begraben werden sollten, so müßte man in dieser Meinung völlig bestärkt werden, weil er doch wohl damit etwas hätte sagen wollen, das seine Nation verstände.

Diejenigen, welche ihn nun seines Stillschweigens über die Lehre von einem künftigen Leben wegen dadurch zu entschuldigen gedenken, daß er es also für bekannt angenommen, seine Nation sei von ihr schon unterrichtet, und deßhalb sich weiter darauf einzulassen, oder darüber auszulassen, nicht nöthig gefunden, oder gar nicht nöthig gehabt, vertheidigen ihn schlecht. Warum, muß man doch wohl gleich fragen, unterrichtete er denn seine Nation von Anfang bis zu Ende so ausdrücklich und weitläuftig über die Lehre von dem unsichtbaren einzigen Gott, welche sie doch so genau kannte, und die bei ihr vom Urgroßvater bis zum Urenkel fortgeerbt war? Und — was mußte er alsdann fürchten durch sein Stillschweigen

über jene Lehre anzurichten? Daß ſie ſie auf die Seite legten — nicht wahr? War denn das aber auch recht? Oder daß ſie über ſie immer aber- gläubiſch-egiptiſcher fortdächten, und am Ende gar plattſanamitiſch denken lernten. Hätte er denn da nicht weiſer und beſſer gehandelt, wenn er ihre groben Begriffe von ihr lieber gereinigt und nach und nach erhöhet hätte? Ja, was für einen Sinn bekamen nun gar ſeine beiden Verbote, die Todten zu betrauern und zu befragen, dadurch, daß er kein Leben nach dem Tode lehrte? Warlich — keinen andern, als den, daß die Todten nicht fortlebten! So legte er's ja gar recht darauf an, daß die Iſraeliten auch ſogar den Glauben hieran, den ſie ja noch hatten, er mochte nun übrigens ſein, von welcher Art er wollte, fahren laſſen ſollten. Konnte er ſo etwas auch wohl vor dem Gott, für deſſen unmittelbaren Geſandten er ſich ſo feierlich erklärte, verantworten? Um von dieſem rechtmäſſigen Vorwurfe ſich zu retten, hätte er ſchlechterdings bei Gelegenheit des Trauerverbots ihnen begreiflich machen müſſen, daß ſie eben darum ihre Todten nicht zu betrauern Urſache hätten, weil ſie einſt mit ihnen wieder zuſammenſein würden; bei dem Verbote des Todtenbefragens

aber hätte er auch schlechterdings die Erörterung geben müssen, daß es nur darum geschahe, daß sie die abergläubische Meinung fahren lassen sollten, als hätten die Todten noch Kenntnisse von der Erdenwelt, oder gar die Wissenschaft zukünftiger Dinge auf ihr.

Die Israeliten möchten nun aber auch von einem zukünftigen Leben etwas gewußt haben oder nicht, so ist und bleibt mir's unerklärbar, warum Moses gar nichts davon gegen sie erwähnt habe. Ich kann mir nicht helfen — diesmal muß mir Jemand eine Ausnahme von der Regel erlauben, wenn er etwa wieder spricht, daß sie in unsere Untersuchungen nicht gehöre. Mir kann nicht genug sein, um zu Ueberzeugung zu wissen, daß Moses das künftige Leben nicht gelehrt habe; ich möchte gern auch etwas Hören-werthes darüber hören, warum er es nicht gelehrt hat.

## Nach der fünften Bibelkonferenz.

Funk gab mir nicht nur wirklich heute nach, sondern es schien sogar, als wenn er auch ohne mein Verlangen das seltsamste aller Probleme mit mir in nähere Betrachtung gezogen haben würde.

Moses hat vorsätzlich über die grosse Lehre geschwiegen — dis ward von uns als völlig entschieden angenommen. Er genos an Pharao's Hofe Prinzenerziehung, und ward vermöge derselben in der höheren Religion der Egipter so gut, wie in ihrer Staatskunst und in ihrer geheimen Naturkunde, vollkommen unterrichtet. Hiefür spricht offenbar auf der einen Seite seine Jugendgeschichte, und auf der andern seine Volksbefreier- und Regentengeschichte. Wer also das Gegentheil, oder Mose's eigene Ignoranz jener Lehre, annehmen wollte, der hätte Mose's ganze Geschichte wider sich, und könnte für seine Meinung blos Mose's Stillschweigen darüber anführen, das aber unter solchen Geschichtumständen

weit natürlicher als ein vorsätzliches erklärt wird. Auch als ein zufälliges etwa seiner besten Erkenntnis unerachtet kann es nicht betrachtet werden, so, daß er durch nichts auch nur sie zu erwähnen verleitet worden wäre; welcher Volkslehrer, welcher Gesetzgeber wird nicht oft wirklich auf sie recht hingetrieben? Hiermit will ich nicht sagen, daß er durch Aussichten in eine noch künftige Welt sein Volk weit tapferer und muthvoller hätte machen können, als es war, und daß also schon dieser Umstand, sie recht feierlich zu eröfnen, ihn hätte antreiben müssen; sondern — da die Israeliten doch seinem Willen nach so ein heiliges Volk sein sollten, muste er nicht glauben, daß die oft wiederholte Vorhaltung der grossen Menschenbestimmung sie am sichersten dazu machen würde? und, da er so unaufhörlich von Lohn und Strafe gegen sie handelte, muste er nicht einsehen, daß er seinen iedesmaligen Vortrag davon mit der Hinweisung auf Lohn und Strafe jenseits des Grabes noch am kräftigsten und hinreissendsten schlösse? Was bewegte ihn also, über die grosse Lehre für Menschen so tief zu schweigen?

Man glaubt wohl zur Vertheidigung Mose's Alles gesagt zu haben, wenn man spricht —

Gott habe ihm nicht befohlen, davon zu reden. Dis heisst doch aber in der That nur, die eigentliche und gehörige Antwort in die Länge schieben; denn man mus ia gleich weiter fragen — warum es Gott ihm nicht befohlen habe. Ich habe zwar ein= für allemal mit dem Offenbarungs= glauben nichts zu thun; arg ists dann aber doch, wenn es Gelehrte geben kann, die eben in der Auslassung der Lehre vom künftigen Leben aus der mosaischen Religion den Beweis dafür finden wol= len, daß diese Religion eine geoffenbarte, und Moses ein göttlicher Gesandter sei. Weit richti= ger wird doch gewis das Gegentheil daraus ge= schlossen, und es ist nicht möglich, daß eine Re= ligion, in der diese Lehre fehlt, eine sogenannt= geoffenbarte sein könne. Wer so raisonnirt, dem darf man nicht etwa den Vorwurf machen, daß er sich übereile, wenn er von der Wichtigkeit, wel= che die erhabene Lehre für kultivirte Christen hat, auf ihre Nothwendigkeit in einer göttlichen Offen= barung an so unkultivirte Menschen, wie die Israe= liten waren, schliesst. Noch weit unkultivirtere Nationen fanden sie ohne unmittelbare Offenba= rung, und sie sollte nicht in eine solche gehören? Das ist doch wohl das Erste und Vornehmste,

was Menſchen, als vernünftigen und ſittlichen Weſen, geoffenbart werden müſte, daß ihre Beſtimmung viel weiter reiche, als blos bis ans Grab; weit eher müſte ihnen dis wenigſtens noch offenbart werden, als daß nur ein Gott ſei. Es iſt mir aber wirklich unerträglich, von unmittelbaren Offenbarungen auch nur zu hören; ich habe es alſo bei der Auslaſſung der für Menſchen in der That allerheiligſten Lehre, welche Moſes begangen hat, blos mit ihm, und keineswegs mit Gott, zu thun. Gott hätte ſie gewis nicht ausgelaſſen; läſſt er ſie doch durch das bloſſe Licht der Vernunft bei den Wilden in Kanada nicht ganz aus, und gab er ſie doch den alten egiptiſchen Weiſen ohne alle beſondere Revelation ſo rein.

Hier ſtöſſt man nun zuförderſt auf die Meinung, daß Moſes darum über ſie geſchwiegen, weil ſie für die Iſraeliten, als ein rohes und grobſinnliches Volk, noch zu hoch geweſen ſei. Dabei wird aber, wie es ſcheint, wider alle Wahrſcheinlichkeit vorausgeſetzt, daß ſie noch gar nichts von ihr gewuſt. Dis wäre alſo der ſchlimmſte Fall; iedoch er werde angenommen! Gehört denn wirklich ſo viel dazu, um Menſchen dahin zu bringen, daß ſie wenigſtens über den Tod hinaus noch et-

was für ſich zu ahnen anfangen? Gewis, die Sehnſucht nach ihren Lieben, die ihnen ſterben, macht ſie ſchon geneigt, an Wiedervereinigung ſich zu ergötzen, wenn man ſie ihnen verkündigt, und daher auch ſelbige gern zu glauben. Wenn nun vollends Moſes den Iſraeliten ſo etwas im Nahmen Gottes verkündigt hätte, ſollten ſie es nicht ebenſo geglaubt haben, wie ſie die Beſitznehmung des gelobten Landes ihm aufs Wort glaubten? Es iſt ja gar nicht hier die Rede von philoſophiſchen Erörterungen der Natur des menſchlichen Geiſtes und ſeiner Unſterblichkeit, welche er ihnen hätte geben ſollen; er hätte genug daran gethan, wenn er ihnen blos eine Fortdauer im Tode, wär's auch nur im Schattenreiche geweſen, gelehrt, und ſolche zugleich als einen fortwährenden und noch höheren Vergeltungszuſtand beſchrieben hätte. So hätte er ſie doch wenigſtens ihrer menſchlichen Würde gemäſſer behandelt; da es ihm aber auch ſo anlag, ſie zu treuen Verehrern des Jehova zu machen, ſo muſt's ihm ja doch auch wohl einleuchten, daß ſie dis noch weit eher werden würden, wenn er den Jehova in einer andern Welt noch lohnend und ſtrafend vor ſie hinſtellte. Es iſt nichts geſagt, daß Menſchen, die durch nahen

Gewinn und Verluſt nicht bewegt werden können, durch Vorhaltung eines entfernten noch weniger bewegt werden würden; Moſes hätte doch bei den Iſraeliten, beſonders, als ihm jener Weg ſo oft fehlſchlug, auch dieſen erſt einmal verſuchen ſollen, ehe er ganz auf ihn Verzicht that. Man weis ja, wie auf ihm bei den wildeſten Völkern, von denen man glauben ſollte, daß ſie einzig und allein am Gegenwärtigen klebten, oft halbe ſittliche Wunder geſchahen. Auch die Ausrede taugt nichts, daß Moſes auf ſolche Weiſe bei ſeinem ſo ſinnlichen Volke es wie Muhamed hätte machen müſſen; das hätte er immerhin thun mögen. Er hätte für die Gottesfürchtigen in jener Welt ein paradiſiſches Kanaan, und für die Gottloſen ein noch dreimal wüſteres Arabien, ſchaffen mögen; ſo wäre er doch wenigſtens ſeinem groſſen Zwecke gemäs zu Werke gegangen. Was liegt denn am Ende an der Einkleidung einer Lehre? ſo bald ſie von entſchidenen groſſen Wirkungen iſt, ſei man zufrieden, wenn ſie ſelbſt nur da iſt! Wie überſinnlich iſt nicht die Lehre von einem unſichtbaren Allerhöchſten! Dennoch verſtand ſich Moſes darauf, ſie der Faſſungskraft ſeines ſinnlichen Volks gemäs hinzuſtellen. Sollte er denn nicht auch im

Stande geweſen ſein, mit der Unſterblichkeitslehre ebenfals ſo ſein Glück bei ſelbigem zu machen? Wie vielfache Gelegenheit gab ihm ſein übertriebengehäufter äuſerlicher Kultus dazu! Konnte er ſie nicht in mehrere Cerimonien einkleiden, ſo, daß ſie auch dem rohſten Iſraeliten verſinnlicht worden wäre?

Nicht glücklicher wird Moſes vertheidigt, wenn man ſein Schweigen über ſie für eine Vorſichtsregel erklärt, die er ergriffen, um dem Polytheismus unter ſeiner Nation vorzubeugen; wobei dann ebenfals wieder vorausgeſetzt wird, daß dieſe noch gar nichts von ihr gewuſt. Gewis, es würde ſich noch eher hören laſſen, wenn man auf dieſen Fall annähme, daß Moſes die Bekantmachung eines künftigen Lebens ſeinem Nachfolger auf den Zeitpunkt überlaſſen habe, da die Iſraeliten das verheiſſene reiche Land wirklich in Beſitz genommen haben würden, weil er gefürchtet, dieſe möchten ſonſt in der elenden Wüſte, wo die Verzweiflung ſie ohnehin ſo leicht ergrif, auf Selbſtmord gerathen, um ſich in ein anderes Leben ie eher ie lieber hinüberzuſchleudern. Alſo — um den Glauben an einen einzigen Gott zu ſchützen, hätte er ſie bei dem Glauben, daß es ihnen im Tode nicht

anders gebe, als dem Vieh, laſſen zu müſſen ge-meint! Ich mag hier nicht einmal unterſuchen, ob die Menſchheit bei Polytheiſmus, der mit Erwartung höherer Zukünfte verbunden iſt, nicht auf allen Seiten beſſer fahre, als bei Monotheiſmus ohne dergleichen Erwartungen; hatte denn Moſes aber gar kein Mittel, zu verhindern, daß der Glaube an Fortdauer im Tode, wenn er ihn lehrte, die Wendung zum Polytheiſmus nähme? Muſte er der bloſſen Möglichkeit hiervon wegen die wiſſenswertheſte Kentnis den Iſraeliten vorenthalten? Dieſe Möglichkeit will ich ja gar nicht in Abrede ſtellen; ſie kann doch aber weiter nichts ſagen wollen, als daß Menſchen, wenn ſie vom Fortleben im Tode wiſſen, ſolche Todte, die ſich ſehr auszeichneten, und um ſie hochverdient machten, hernach als Fortlebendgedachte noch um Hülfe und Segen anrufen, und ihr Vertrauen auf ſie ſetzen, kurz, ſie vergöttern möchten. Braucht es aber weiter etwas, um ſie davon abzuhalten, als daß man ihnen das Allerbegreiflichſte von der Welt einſchärfe — daß der Menſch im künftigen Leben Menſch bleibe, und aus iener Welt her auf dieſe nicht zurückwirken könne? Dis hätte alſo Moſes auch nur hinzuſetzen dürfen, und ſo konnte er den

Israeliten getrost das künftige Leben lehren, ohne befürchten zu müssen, daß sie zur Vielgötterei dadurch verleitet werden würden. Oder bekam die Sache dadurch etwa ein Polytheismus drohenderes Ansehen, daß der Weg, welchen sie zu ihm nehmen konnten, nichts weiter, als ein blosser Rückweg zu ihm, sein würde, weil sie ihn schon in Egipten nach dasiger Landesart getrieben, und daß sie also solchen Weg wohl desto gewisser nehmen dürften? Mit Recht erinnert man sich doch hier der Mittel, welche Moses in Händen hatte, und die er sich sonst erlaubte, sein Volk, wenn es Ausschritte aus dem vorgeschriebenen Gottesdienste that, bald wieder ins Gleis zu bringen; hätten ihm diese nicht auch zu Gebote gestanden, wenn es sich durch den Glauben an mehr, als ein Leben, auch zum Glauben an mehr, als einen Gott, hätte verleiten lassen? Wie gesagt aber, auch auf diesen Fall, wenn die Israeliten schon alten Hang zum Polytheismus gehabt, konnte er durch Nebenbelehrung über die vorhin angeführten allerbegreiflichsten Sätze ihrer Rückkehr zu selbigem vorbeugen, und brauchte sich also nicht dadurch bewegen zu lassen, ihnen die wichtigste Lehre vorzuenthalten, eine Lehre, die Menschen warlich erst

zu Menſchen macht; zu Menſchen aber wollte er ſie doch wohl gemacht wiſſen? Wie löſet man alſo das Räthſel, daß Moſes dieſe Lehre gehabt, und doch nicht weiter gegeben, und nicht zur Volkslehre, wie die Einheit Gottes, gemacht, die ihm dabei gar nicht im Wege ſtand?

Man ſagt deshalb auch wohl, die theokratiſche Verfaſſung, welche er unter den Iſraeliten eingeführt, habe die Lehre von einem künftigen Vergeltungszuſtande völlig überflüſſig gemacht; die ſoll dann auch zugleich ihn darüber rechtfertigen, daß er ſich nicht an die berühmteſten Geſetzgeber und Weiſen des Alterthums angeſchloſſen, welche den Glauben an einen ſolchen Zuſtand nach dem Tode zum Wohle der Staaten und Völker für ſchlechterdings nothwendig hielten. Der Glaube an eine ſpecielle Vorſehung Gottes, der die Seele einer theokratiſchen Verfaſſung ſei, ſoll nach dieſer Meinung die Stelle jenes Glaubens vertreten, und daſſelbe leiſten, was ſelbiger in andern weltlichen Staatsverfaſſungen nur leiſten möge; folglich ſoll eine ſolche theokratiſche Form, durch welche die Iſraeliten von allen andern Völkern getrennt, und bei dem Glauben an Einen Gott erhalten werden ſollten, blos zeitlicher Belohnungen und Strafen

bedürft haben. So etwas iſt bald geſagt; wie aber, wenn man gerade das Gegentheil zeigen, und darthun könnte, daß Theokratie vorzüglich den Glauben an Zukunft über das Grab hin zur Seite haben müſſe? Die ſpecielle Vorſehung, welche den Iſraeliten gelehrt ward, und an die ſie glaubten, betraf wohl überhaupt nur die Nation im Ganzen, keineswegs die einzelnen Individuen. Doch, es ſei, daß ſie auch dieſe betroffen, und es mag ihnen in dieſer Hinſicht geſagt worden ſein, daß es dem Guten noch in ſeinen Nachkommen wohl, und dem Böſen noch in ſeinen Nachkommen böſe, gehen ſolle, wurden deswegen die Glücksgüter an alle und iede in Iſrael wirklich blos nach dem Maasſtabe ihrer Würdigkeit vertheilt? Waren die Beſten immer auch die Reichſten, die Geſundeſten, die zum längſten Lebenden? Starb kein Edler früh? Litte gar kein Unſchuldiger? Und wie ſtends auf der andern Seite oft mit den Schlechteſten? Gewiß, wie bei uns. Sollte ſich der nachdenkende Iſraelit über dis Alles etwa durch den Gedanken beruhigen, Gott wolle das einmal ſo, oder, Gott könne es nicht immer ändern? Wie hätte dis mit dem Glauben an eine ſpecielle Vorſehung übereingeſtimmt, bei

der man doch wohl die vollkommenste Justizpflege erwarten darf? Selbst also, um die specielle Versehung zu retten, hätte es der Hinweisungen auf noch künftige Belohnungen und Strafen bedürft; und so wird Theokratie nur dann erst wahrhaftig vollkommen, wenn der Glaube an einen anderweitigen Vergeltungszustand ihr zur Seite tritt. Gott wollte ja auch nicht blos gefürchtet, sondern auch geliebt sein; ward er nicht durch Erhalten und Segnen über das Grab noch hinaus ein weit anziehenderer Gegenstand für die höchste Liebe, wie er auch durch Erhalten und Strafen der Art noch weit furchtbarer ward? Wie konnte also der Stifter des theokratischen israelitischen Staats über die Unvergänglichkeitslehre schweigen? Sie war es ja in der That, die dem ganzen Gottesregiment erst die Krone aufsetzte. Sonderbar! Moses macht eine Menge der erschütterndsten Anstalten zur Aufrichtung seines Staats, begleitet die Bundesschliessung des Volks mit dem Jehova, als mit seinem besondern König, mit wirklichen Fürchterlichkeiten, straft den Abfall von ihm auf das unmenschlichste, führt den übertriebensten Opferdienst ein, häuft einen Schwall von alten und neuen Riten zusammen, braucht jedes nur ersinn-

liche Abſchreckungsmittel von Uebertretung ſeines Geſetze — — und wozu dis Alles? Blos, weil er glaubt, benutzen zu müſſen, was nur dazu zu benutzen iſt, um ſeinem Volke Gott als ſeinen unmittelbaren und allerhöchſten Souverain auch auf das Höchſte reſpektabel zu machen, und — dann läſſt er die tiefen Eindrücke, welche Gott nicht blos als zeitlicher, ſondern auch als ewiges Richter und Vergelter auf ſelbiges hätte machen müſſen, ganz und gar unbenutzt? Wie inkonſequent handelt hier ein Mann, an dem ſonſt überall die Weisheit Egiptens hervorblickt!

Nein, ſpricht man, er handelt vielmehr völlig konſequent, und zwar ſoll dis alſo bewieſen werden — — „„Moſe's Geſetz ſei blos politiſch geweſen, und daher habe es auch nur, wie alle andere bürgerliche Geſetzgebungen, durch zeitliche und irdiſche Folgen ſancirt werden können; Belohnungen und Strafen müſten der Natur der Geſetze angemeſſen ſein, folglich hätte dis auch bei der moſaiſchen Konſtitution, die nichts, als weltliche Vorſchriften, enthalte, beobachtet werden müſſen; dieſe Vorſchriften wären überdis noch blos lokal und temporel, beträfen nur die Nation und das Zeitalter, ſo würden alſo Vergeltungen

aus jener Welt her, und die das ganze Menschengeschlecht aus allen Zonen und Sekuln betreffen, dabei auf das allerunschicklichste angebracht gewesen sein.“ “

Funk konnte sich, als er mir diese Relation gemacht, nicht enthalten, auszurufen — „Nein, ist es möglich? wohin mögen die Männer nur denken, die uns so etwas auftischen können? ob sie denn meinen, daß Niemand den Nomos gelesen habe, als sie? oder ob sie sich einbilden, daß man ihnen zu Ehren gleich Alles vergesse, was man darin durch Lesen gefunden hat?“ Recht hat Funk auch in der That. Wie? die sämtlichen Vorschriften, welche Moses gab, wären nur lokal und temporel gewesen? „Du sollst nicht tödten — du sollst nicht ehebrechen — du sollst nicht stehlen“ — — diese also wohl auch? Ich will nicht einmal der Zusätze gedenken, die so oft vorkommen — „dis soll euch ein ewiges Recht, eine ewige Satzung, eine ewige Weise sein.“ Wie? nichts, als Polizeigesetze, oder doch nur blos weltliche Gesetze, hätte Moses promulgirt? Gehört die Sabbatsfeier, die Heiligung der Erstgeburt, die grosse jährliche Versöhnung etwa auch darun-

ter? Oder, wenn man dergleichen etwa wirklich zu einer theokratiſchen Polizei rechnete, eignen ſich die herrlichen Gebote der Gottes- und Nächſtenliebe, das allgemeine Tugendgebot, ihr ſollt heilig ſein, die einzelnen Pflichtengebote, ihr ſollt eure Eltern ehren, treu und wahrhaftig gegen einander ſein, mit Tauben und Blinden Mitleid haben, Gerechtigkeit ausüben, im Handel und Wandel mit Ehrlichkeit beſtehen, Verſöhnlichkeit athmen, den Greiſen Achtung bezeigen, den Armen Guts thun, die Fremdlinge menſchlich behandeln, Mitgefühl ſogar mit leidenden Thieren haben — eignen ſich alle dieſe Gebote etwa auch zu bloſſen theokratiſchen Polizeigeſetzen, oder ſind ſie nicht Worte des allgemeinen Moralgeſetzes an die ganze Menſchheit? Dieſen moraliſchen Theil ſeines Nomos meinte Moſes, wenn er nach Devt. 4, 8. ausrief — „wo iſt ſo ein herrliches Volk, das ſo gerechte Sitten und Gebote habe, als Iſrael?“; er meinte ihn, wenn er Devt. 30. von einem Worte, oder von Belehrungen, die er ihnen gegeben, ſprach, welche weder aus dem Himmel geſchöpft, noch übers Meer her geholt wären, ſondern die Jedem ſein eigenes Herz ſchon ge-

be. O über das grundlose Vorgeben, daß die Bücher Mose's nur die Pandekten des jüdischen Civilrechts, nur das israelitische Korpus Juris, die Volksgeschichte abgerechnet, wären? Wo bleibt nun die Folgerung, daß mithin keine andere, als blos weltliche, irdische und zeitliche Vergeltung von Mose seinen Gesetzen hätte beigefügt werden können? Und — was war denn das, daß die blos irdischen Vergeltungen sich bis ins dritte und vierte Glied erstrecken sollten? Hat man denn iemals bei andern Gesetzgebungen von dergleichen Vergeltungsweise gehört? Ist sie auch wohl im Grunde wahrhaftig gerecht? Verdienen die Nachkommen guter Menschen — blos als solche — den Lohn, der nur eigener Tugend gebührt? Sind die Nachkommen böser Menschen — blos als solche — nicht zu bejammern, wenn sie für ihre Vorfahren leiden müssen? Ehe Moses eine solche eben so unedle, als unerhörte, Abweichung von allen bekannten Völkergesetzgebungen machte, hätte er lieber jeden Erfüller und jeden Uebertreter des wesentlichen Theils seines Nomos für seine eigne Person über sein eignes irdisches Leben hinaus noch fortdauernde Vergeltung erwarten lassen sollen. So, nur

ſo hätte er der Gerechtigkeit Gottes eine Ehrenſäule geſetzt.

Nachdem ich nun die ietzt betrachtete Rechtfertigung Moſe's über ſein Uebergehen des wichtigſten Dogma's auf keinen Fall gutheiſſen konnte, mag ich in der That kaum noch darauf antworten, daß man ihn blos als Geſchichtſchreiber ſeiner Nation gern angeſehen wiſſen möchte. Wenn er nun auch wirklich weiter nichts geweſen wäre, als dis — was wird man doch am Ende noch ſeinen Vertheidigern zugeben ſollen? — was folgte daraus? Gebs nicht dennoch tauſend Gelegenheiten für ihn, wo er hätte des Glaubens an Unſterblichkeit auch nur mit einigen Worten Erwähnung thun können? und würde er's nicht gethan haben, wenn er es nicht abſichtlich unterlaſſen hätte? Nein, ſpricht man zwar, das iſt kein richtiger Schlus; hat denn Livius der Unſterblichkeitslehre bei ſeinem eigenen Volke gedacht? Darauf antworte ich blos, ſo hat doch Cäſar ihrer bei einem fremden Volke, das er beſchrieb, bei den Galliern, gedacht. Wer als Geſchichtſchreiber, Geſetzgeber und Volkslehrer von Anfang bis zu Ende über den Glauben an Fortdauer nach

dem Tode wegſtreicht, und doch ſelbſt feierlich in ihn eingeweihet iſt, der will ihn ſchlechterdings nicht betrüben — dabei muß ich beharren; warum nun aber Moſes ſo?

Funk bedauerte es, daß er mir keine anſtändige Antwort darauf geben könnte; noch mehr aber bedauerte er, daß man nicht ſagen könnte, Moſes habe von dieſem Glauben ſelbſt nichts gewußt. „Ich gäbe Viel darum, ſetzte er hinzu, wenn mich Jemand hiervon überzeugte; aber — es iſt nicht möglich. Moſes bleibt hangen, ſchloß er, und man kann ihn vom Caeſarismus nicht freiſprechen, man mag's anfangen, wie man will.“

## Nach der ſechſten Bibelkonferenz.

Das war einmal eine ärmliche Erndte, und, wär' am Ende die Hexe zu Endor nicht noch geweſen, ſo wären wir einen Zeitraum von vier Jahrhunderten hindurch gar ganz leer ausgegangen.

Moſes hatte alſo den Iſraeliten weder Fortdauer im Tode gelehrt, noch ihre Begriffe davon, wenn ſie dergleichen hatten, berichtigt. Was ſie ohne ihn davon wuſten, es ſei nun durch Familientradition, oder aus ſich ſelbſt, oder durch Egipterunterricht, oder durch dis Alles zuſammen, das wuſten ſie, und konnten's wieder vergeſſen, wie ſie wollten. Unter ſeinem Nachfolger gings ihnen nicht beſſer; wenigſtens wird dis durch das Buch, welches ſeinen Nahmen führt, belegt. Einnahme und Vertheilung des verheiſſenen Landes machen den Inhalt dieſes Buchs aus; am Ende erneuert Joſua nochmals den Bund des Volks mit Gott auf eine zwar feierlichrührende

Weise, es bleibt aber doch nur bei dem alten mosaischen Bundesbuche, und bei lauter Verheissungen und Drohungen aus dieser Welt. Er selbst weiss, da er von der Nation Abschied nimmt, weiter nichts zu sagen, als — „siehe, ich gehe dahin, wie alle Welt," und bei seinem und bei Eleasars Tode heisst's nicht, wie bei Aarons und Mose's Tode, daß sie sich zu ihrem Volke versamlet hätten, sondern blos, daß sie gestorben und begraben worden wären. Wie bald, oder wie spät dis erst nach seinem Ableben gesagt worden, gehört hieher nicht; man nimmt Alles, wie's da steht. Die Israeliten genossen nun ihr erstes goldenes Zeitalter; ob sie da aber nicht unter ihren Weinstöcken und Feigenbäumen — zum Theile doch — sich dem Nachdenken über die eigentliche Bestimmung des Menschen gewidmet haben? Ruhe hatten sie wenigstens genug dazu; die Geschichte aber schweigt davon ganz.

Auf ihr ruhigstes Zeitalter erfolgte bald das wildeste. Josua hatte es nicht gemacht, wie Moses, und seinen Nachfolger bestimmt; so fehlte es an Gemeingeist und an nationalem Selbsterhaltungseifer. Die Völker um sie her wusten dis zu benutzen, und die sieggewohnten Israeliten ge-

wöhnten ſich daran, beſiegt zu werden. Da traten dann von Zeit zu Zeit jene einzelnen Helden auf, die man unter dem Nahmen der Richter kennt, und retteten die verlohrne Freiheit wieder, aber gleichſam nur, daß ſie bald immer von neuem wieder verlohren ginge. In dieſer ganzen langen Periode konnte dann auch kein geiſtiger Begrif gedeihen, am wenigſten der Begrif von Zukünften jenſeits des Grabes; ſogar der Ausdruck „zu ſeinen Vätern, oder zu ſeinem Volke verſamlet werden" ward nicht mehr gebraucht. Debora, die als eine Mutter in Iſrael auftrat — etwas Neues von Gott, wie ſie ſelbſt ſang — weis ihr Triumflied nicht erhabener zu ſchlieſſen, als mit dem Ausrufe: umkommen, Jehova, müſſen alle deine Feinde, die dich aber lieb haben, ſind, wie die aufgehende Sonne in ihrer Glorie. (Richt. 5, 31.) Jahrhunderte nachher ſtirbt eine ebenfals vornehme Iſraelitin, Eli's Schwiegertochter, im Gebähren, und beklagt in ihren letzten Augenblikken blos das groſſe Volksunglück, das ſich eben ereignet hat — „die Herrlichkeit iſt dahin von Iſrael, denn die Lade Gottes iſt genommen." (1 Sam. 4, 22.) Etwas früher noch ſang zwar Samuels Mutter, Hanna — „der Herr tödtet,

und macht wieder lebendig, er führt in den Scheol und wieder heraus" (1 Sam. 2, 6.); man sieht aber bald aus dem Kontext, daß sie hiermit blos die feierlichen Phrasen habe voll machen wollen, in welchen sie die freie und ganz nach Willkür handelnde Allmacht des Jehova erhub.

Vom Samuel selbst sollte man etwas von Belang erwarten. Ein Mann, der doch schon so einen richtigen Blick in den sinnlichen Kultus that, daß er dem König Saul die herrliche Sentenz vorlegte, Gehorsam gegen Gott sei Mehr, als alle Opfer (1 Sam. 15, 22.) — ein Mann, der den grossen moralischen Gedanken in aller Fülle denken konnte, daß Gott nicht aufs Aeuserliche eines Menschen, sondern auf sein Herz, sehe — — sollte er nicht ebenso richtig und unbeschränkt über Bestimmung des Menschen geurtheilt haben, wie er über Werth des Menschen und über Gottesverehrung urtheilte? Da diese drei Vorstellungen so innig in einander verwebt sind, so müste man ja glauben, daß, wo erst zwei davon Platz fänden, die dritte schlechterdings auch da sein werde. Aber auch nicht eine einzige Aeuserung haben wir von ihm über das Schicksal des Menschen im Tode, und bei

Erwähnung ſeines eigenen Todes lieſet man auch weiter nichts, als — er ſtarb und ward begraben.

Deſto auffallender iſts dann aber doch, daß ſich Samuel nach 1 B. 28. aus der Unterwelt noch einmal citiren laſſen mus. Saul, ſo lautet die Erzählung, hatte, vermuthlich auf den Rath der Prieſter, die er fürchtete, und denen die magiſchen Künſte bei dem Volke hinderlich waren, alle Magiker aus dem Lande vertrieben. Als er nun der Philiſter wegen in die höchſte Beſtürzung gerieth, und um ſeine Krone zu kommen glaubte, gerieth er auf den Einfall, ſich Samueln aus dem Reiche der Todten herbeirufen zu laſſen, und nahm alſo ſelbſt ſeine Zuflucht zu einer Zauberin, die ſeinen Verfolgungen noch entgangen war, und ſich zu Endor verborgen hielt. Durch ſie erreichte er auch ſeinen Zweck; der alte Samuel ſtieg in ſeiner Tracht aus der Erde herauf und erſchien ihm. Verdrüslich darüber, daß man ihn beunruhige und herauf bringen laſſe, weiſſagt der alte Prophet dem König ſchrecklich, und ſchlieſſt die Weiſſagung mit den Sauln zu Boden ſtürzenden Worten — morgen werden du und deine Söhne mit mir ſein.

Dieſe Stelle erklärt es alſo deutlich, was das moſaiſche Verbot des Todtenbefragens habe ſagen ſollen, und iſt gar nicht von der Art, daß man ſie als eine alte alberne Legende, aus der gar nichts zu ſchlieſſen ſei, gleich unter den Tiſch werfen dürfe. Ein Anderes iſt nehmlich das erzählte Faktum ſelbſt, und ein Anderes die Meinung, welche bei der Erzählung doch offenbar zum Grunde liegt. Wer wird nicht ohne Weiteres annehmen, daß hier, wie bei allen Geiſtercitirungen und Geiſtererſcheinungen, auf der einen Seite Betrug und Blendwerk, und auf der andern Einfalt und Leichtgläubigkeit, ihr Spiel gehabt haben? Es braucht alſo gar nicht erſt mir geſagt zu werden, daß, geſetzt auch, dieſe Stelle ſollte eine Beweisſtelle für die Unſterblichkeit des Geiſtes ſein, ſich doch wohl Niemand eine ſolche Unſterblichkeit und Fortdauer nach dem Tode wünſchen würde, in deren ruhigem Genuß ihn jeder Geiſterbeſchwörer nach Belieben ſtören könnte; die Sache iſt nur, wie kam Saul auf den Einfall, ſich Samuels aus der Unterwelt hervorholen laſſen zu wollen? wie ging es zu, daß die Todtencitirer ſo viel Aufſehen unter den Iſraeliten machten, daß man Verbannung und Todesſtrafe gegen ſie beſtimmen und vollſtrecken muſte?

Hierauf kann nichts Anderes geantwortet werden, als — Saul muß im Ernſt geglaubt haben, der todte Samuel könne wiedererſcheinen, und der Zukunft wegen weiſen Rath geben, und ein ſolcher Glaube muß nicht blos Königsglaube, ſondern auch wirklicher Volksglaube, geweſen ſein. Die Meinung alſo, daß die Todten ſich in einer perſönlichen Fortdauer befänden, die Weisheit, die ſie im Leben gehabt, fortbeſäſſen, ja, ſogar Kenntniſſe des Zukünftigen hätten, erſcheint hier als herrſchende Meinung des Saulſchen Zeitalters. Sauls Verbannung der Zauberer iſt gar kein Gegenbeweis, ſondern beſtätigt ſolches vielmehr, beſonders, wenn man ſeine eigene Zuflucht zu dergleichen Gauklern zuletzt dazu nimmt. Er verbannte die Magier nicht, weil er ihre Beſchwörungen für Alfanzerei hielt, ſondern weil ſie verurſachten, daß das Volk nicht mehr Gott, ſondern lieber die Todten, fragte, ſobald es etwas von Belang wiſſen wollte. Da ihm nun Gott nicht antworten wollte, weder durch Propheten, noch durch Träume, noch durch Prieſter, ſo glaubte er ſich mit Recht von dem Geſetz, das das Todtenfragen verböte, diſpenſiren zu dürfen, und verſuchte auch das Aeuſerſte, um zu erfaren,

was Gott mit ihm vorhabe; würde er dis gethan haben, wenn er ſich nichts davon verſprochen hätte? würde er ſich aber etwas davon verſprechen haben, wenn er nicht vorausgeſetzt hätte, die Todten dauerten fort, und könnten Rath ertheilen, weiſſagen u. ſ. w.? Daß er etwa blos gealaubt, die Hexe von Endor könne ein dem Samuel ähnliches Luftbild hervorbringen, wäre eine Hipotheſe, die durch ſich ſelbſt über den Haufen fiele. Was hätte er denn von Samuels Luftbilde zu erfaren hoffen können? nur vom wirklichen Samuel konnte er etwas zu hören erwarten.

Es thut mir freilich leid um Sirach, daß er glaubt, Samuel hätte ſich nach ſeinem Tode wirklich aus der Erde hören laſſen, und dem Saul ſein Ende verkündigt; inzwiſchen iſt doch zwiſchen ſeiner Erzählung und der Urerzählung volle Harmonie in Betref des erwähnten iſraelitiſchen Volksglaubens. Man dachte ſich nach beiden offenbar einen Aufenthalt der abgeſchiedenen Seelen unter der Erde; man dachte ſich, daß dieſe Alles noch wüſten, was ſie gewuſt hätten, und daß ſie auch in die Zukunft blicken könnten, oder doch wenigſtens, wenn ſie die prophetiſche Gabe beim Leben gehabt hätten, ſelbige noch hätten. Dis Alles

liegt offenbar darin; wenn auch gleich aus dem Umſtande, daß die Zauberein nur den Samuel geſehen, Saul aber nicht, ſondern daß dieſer, als iene ſich auf die Seite gemacht, ihn blos gehört, und mit ihm geſprochen, die Betrügerei ſattſam hervorleuchtet. Samuel wird vorgeſtellt, wie er als ein Elohim, oder Geiſt, aus der Erde heraufſteigt, wie ihm Alles noch ſehr wohl erinnerlich iſt, was er einſt dem Saul eröfnen müſſen, und wie er dieſem die Niderlage des iſraelitiſchen Heers und ſeinen eignen tragiſchen Ausgang prophecelt. Da iſts dann ein Hauptumſtand, daß ſich die Prophecelung ſo ſchlieſſt: — morgen wirſt du ſamt deinen Söhnen bei mir ſein. Die Leichname Sauls und ſeiner Söhne wurden nach 1 Sam. 31, 12. verbrannt, und ihre Knochen zu Jabes unter einem Baume begraben; Samuel aber war in ſeinem Hauſe zu Rama begraben worden. In ein Grab ſind ſie alſo mit ihm ſo wenig gekommen, als ſein Geiſt zu Rama citirt ward, welches vielmehr zu Endor in der Wohnung der Hexe ſelbſt geſchah. Hier liegt alſo der damalige Volksglaube hell und klar am Tage, daß alle abgeſchidene Seelen in einen gemeinſchaftlichen Aufenthalt kämen, und zwar in einen un-

leichnam, weil der Geist Samuel aus der Erde hervorstieg. Von den Leichnamen war hier keine Rede; wovon also sonst, als von den Seelen, die ausserhalb des Körpers im Tode noch fortdauerten? Inzwischen leuchtet dann aber auch ebenso deutlich ein, daß der damalige Volksglaube noch auf keine Vergeltung nach dem Tode stürzte, weil er noch nicht einmal gute und böse abgeschiedene Seelen von einander zu trennen verstand.

Ich danke in der That meinem lieben Funk sehr dafür, daß er mich heute den famösen Vorgang zu Endor von dieser Seite betrachten hes. Sonst lächelte ich blos über ihn, oder dachte allenfals daben, daß sich wohl in spätern Zeiten noch Betrüger durch Geistererscheinungen und Visionen so hatten anführen lassen, wie Saul; nun aber sehe ich ihn als ein Dokument des damaligen Volksglaubens mit andern Augen an. Diese Geschichte in Verbindung des alten Verbots des Todtenbefragens macht es mir nun immer erwiesener, daß die Israeliten den Glauben an ein Todtenreich, worunter sie aber keine blosse Versammlung aller Leichname unter der Erde, sondern ein Versammensein der abgeschiedenen Seelen daselbst, verstanden, und an persönliche Fortdauer des Men-

ſchen im Tode, ſchon aus Egipten mitgebracht, in der Wüſte hernach beibehalten, und unter den Kananitern noch mehr geſtärkt haben. Funk hat mir heute auch noch viel von den Todtenorakeln überhaupt, und von ihren Wanderungen aus den Morgenländern in die Abendländer, erzählt; da dis aber nicht in meinen Plan gehört, ſo übergehe ich's. Auf unſere nächſte Unterhaltung, in der David und Salomo mit ihrem Zeitalter an die Reihe kommen, bin ich recht neugierig.

## Nach der siebenten Bibelkonferenz.

Da wir die biblischen Bücher nach der Reihe durchgehen, und zwar so, wie sie Luthers Uebersetzung stellt, so hatten wir's auch heute nur mit David zu thun, wie ihn seine Lebensbeschreibungen uns bekannt machen. Davids Regirung war sehr kriegerisch, weshalb er auch als ein grosser Blutvergiesser den Tempelbau seinem Nachfolger überlassen muste, und die vom Samuel errichteten Prophetenschulen mochten ausserdem, daß sie die Liebe zur sanfteren Poesie und Musik unter der Nation ausbreiteten, noch nicht viel Geistescultur gewirkt haben; gesetzt auch, daß ihnen David manche seiner Ideen zu danken gehabt hätte. Auf der andern Seite aber war er der königliche Dichter in Israel, und seine lebhafte Fantasie, die sich so gern auf religiöse Gegenstände richtete, konnte in höheren menschlichen Zukünften das weiteste Feld, und die schönste Nahrung darin, für sich finden; auch konnte ihm, dem grossen Lober Got-

tes, die Benutzung der Unsterblichkeitsidee unter allen Ideen am meisten dazu dienen, die göttliche Güte sowohl, als die göttliche Gerechtigkeit, in das erhabenste Licht zu stellen. Die harten Schicksale übrigens, welche ihn trafen, die vielen Lebensgefaren, in denen er sich befand, die Kriege selbst, welche seine Regirung so stürmisch machten, boten ihm die besten Gelegenheiten dar, sich gläubig, stark und enthusiastisch über höhere Hofnungen zu äusern, und sich und seine Gesar- und Kampfgenossen durch selbige zu ermuntern und zu trösten.

Wie steht es nun um David nach Maßgabe der Lebensgeschichten, die wir von ihm haben? Weilt seine Fantasie gern ausser den engen Grenzen des kurzen und mühseligen Erdenlebens? Pflegt er den Jehova als Regirer der Welt und als Richter vorzüglich aus einem noch zu erwartenden vollkommeneren Zustande zu verherrlichen? Stärkt er sich und Andere gegen fernen und nahen Tod durch Erinnerung an Fortdauer im Tode? In der That, die Aussicht nach ihm hin scheint sich, wenn man diese Gesichtspunkte fasst, sehr zu trüben.

Es iſt offenbar eine groſſe Leere von dergleichen Daten in den Nachrichten von ihm. Als er ſeinen Klagegeſang über Saul und Jonathan anſtimmte, ſprach er blos — „Saul und Jonathan, lieb und werth einander am Leben, ſind auch am Tode nicht geſchieden" — d. h. die Unzertrennlichen im Leben ſind auch zugleich im Schlachtfelde gefallen. Begnügt ſich eine groſſe Seele, die die Helden in einer andern Welt wieder beiſammen glaubt, auch wohl an ſo einer dürftigen Vorſtellung? Und, als er gleich drauf auf die Gröſſe ſeines eignen Verluſts durch Jonathans Schlachttod kommt, ſpricht er auch blos — „es thut mir leid um dich, mein Bruder Jonathan, ich habe groſſe Freude und Wonne an dir gehabt; wie ich kein Mädgen lieben kann, ſo liebte ich dich." Begnügt ſich eine zärtliche Seele, die auf Wiedervereinigung hoft, ebenfals wohl an der düſtern Idee der Trennung?

Gewis, das Herz iſt beim Leſen ſchon in Begrif, ſich zu heben, wenn David, nachdem er ein Nathaniſches Orakel gehört, zu beten beginnt — „Herr Gott, wer bin ich, und was iſt mein Haus, daſs du mich ſo weit gebracht und ſo erhöhet haſt; das iſt dir aber noch nicht genug, ſondern du haſt

auch vom fernen Zukünftigen zu mir geredet" — lieſet man aber weiter, und den Inhalt des Nathanſchen Oraleſs dazu, ſo findet man, daß von lauter fernem irdiſchen Zukünftigen für Davids Haus und Nachkommen die Rede ſei. Ganz ſo iſts auch damit, wenn er daſſelbe Gebet mit den Worten ſchlieſſt — „was du, Herr, ſegneſt, das iſt geſegnet ewiglich;" denn er ſpricht unmittelbar vorher — „ſo hebe nun an zu ſegnen das Haus deines Verehrers, daß es ewig daure. Ueberhaupt drehen ſich die Wünſche Davids nur immer um irdiſchen Segen und um Befeſtigung ſeines Reichs bei ſeiner Familie nach ſeinem Tode herum.

Daß es bei ſeinem Ableben blos heiſſt — „er entſchlief mit ſeinen Vätern" — dafür kann er freilich nicht; bedenklich aber iſts doch ſchon, daß das Nathanſche Orakel zu ihm ſpricht — „wenn deine Zeit dahin iſt, und du bei deinen Vätern liegſt." Freilich kann man ſagen, daß hier nicht David ſelbſt ſpreche, folglich auch dis für ſeine Meinung nicht ausgegeben werden könne; klingt aber ſeine eigene Meinung 1 Kön. 2, 2. auch wohl anders? Hier war doch gewis der rechte Ort, wo er ſeinen ganzen Glauben über Men-

vorenbeſtimmung zu äuſern hatte. Er nahm Abſchied, Abſchied vom Salomo, von dem geliebten Sohne, vem Thronerben; wie urtheilt er da über ſeinen Tod, wie tröſtet er den groſſen Sohn über ihn? „Ich gehe dahin den Weg aller Welt" — alſo ganz ſo denkt er über Tod und Grab, wie Joſua — „ſo ſei getroſt, und ſei ein Mann!" Tröſtet ein dem Tode naher Vater ſeinen darüber betrübten Sohn auch wohl mit dem bloſſen Naturgeſetze der Sterblichkeit, und mit der bloſſen eiſernen Nothwendigkeit des Todes, wenn ſein Herz voll Hofnungen menſchlicher Fortdauer und künftiger Wiedervereinigung iſt? Gewis eilt er über jene hinweg, ergreift ſchnell dieſe, hält ſie recht feſt, und empfindet die Vorfreuden des Wiederbeiſammenſeins ſchon, indem er ſich zur bevorſtehenden Trennung aus den Armen des geliebten Sohnes windet. Hiergegen iſt auf keinen Fall etwas zu ſagen, und die Dämmerung bei dieſer Abſchiedsſcene zwiſchen David und Salomo iſt Mehr, als Dämmerung, iſt wahre Nacht. Das Abſcheuliche auch abgerechnet, was hernach noch aus den Aufträgen, welche dieſer ſterbende Vater an ſeinen Sohn Joabs und Simei's wegen macht, hervorblickt, und das ſich nicht einmal mit einem

moraliſchguten Menſchen, geſchweige mit einem Gläubigen an Fortdauer, vereinigen läſſt — wie klingt das, daß Salomo Joabs graue Haare nicht mit Frieden zum Scheol hinunter bringen, und Simei's graue Haare mit Blut in den Scheol hinunter bringen ſoll, wenn man es von Seiten des Glaubens an das Zukünftige nimmt? Auf keinen Fall kann ſo etwas damit gemeint ſein, was der edlere Jakob damit meinte, wenn er bei der Nachricht von Joſephs Tode, den er von reiſſenden Thieren gefreſſen glaubte, ausrief, daß er nun trauernd ſeinem Sohne in den Scheol nachfolgen werde. Wie geſagt alſo, es iſt und bleibt äuſerſt befremdend, daß David bei einer ſo feierlichrührenden Gelegenheit auch nicht den geringſten höheren Wink gab. Ich will ja damit gar nicht ſagen, daß der vom Schauplatze abtretende König ſeinem Thronfolger eine lange und eindringende Vorleſung über das Weltgericht hätte halten ſollen, vor das die Könige ſo gut, wie ihre Unterthanen, zu ſeiner Zeit ſich ſtellen müſten; aber — doch auch gar nicht einmal der auch nur hingeworfene Gedanke — du wirſt einſt wieder mit mir ſein — ſondern blos — es iſt nun einmal nicht anders, ich muß

von dir, so gib dich drein, und sei Mann —?

Demnach hat mir Funk einige Stellen aus Davids Lebensgeschichten wichtig gemacht, die von entgegengesetzter Art zu sein scheinen. Die Erzählung davon, wie sich dieser König bei dem Tode des ersten Sohnes, den er mit der Bathseba gezeugt hatte, betrug, (2 Sam. 12.) schließt sich in der That an jene Erzählung von seinem Abschiede vom zweiten nicht übel an. Nathan hatte ihm das bestürzende Orakel vom bevorstehenden Tode des Kindes zur Bestrafung seiner unkeuschen Ausschweifungen eröfnet, und das Kind ward bald todtkrank. Da war er ganz untröstbar, lag betend auf der Erde, fastete, und war durch nichts zu bewegen, daß er aufstände, und etwas Speise zu sich nähme. Das Kind starb endlich am siebenten Tage, und Niemand wagte, ihm die Nachricht davon zu bringen. Jeder befürchtete, er könne sich wohl gar ein Leid anthun. Er merkte es aber seinen Bedienten an, und fragte geradezu — ist das Kind todt? sagt's nur! Kaum hatte er's gehört, so stand er von der Erde auf, wusch sich, salbte und schmückte sich, ging ins Haus des Herrn, und von da zur Tafel.

Wenn die Geſchichte hier abbräche, wie würde man dieſe urplötzliche Gemüthsumſtimmung erklären? Etwa ſo, daß David ſchon nach Sirachs Manier gehandelt — „wenn der Todte nun in der Ruhe iſt, ſo tröſte dich wieder über ihn" —? Sirach will doch aber die Beruhigung erſt, wenn man, wo nicht zwei Tage, doch einen Tag, über den Todten verweint hat, wär's auch, wie er ſagt, nur des Deforums wegen, das Könige doch wohl am wenigſten verletzen ſollten. Oder ſo etwa, daß David hier wirklich ausgeübt, was er lange nachher dem Salomo gerathen, ſich drein gegeben habe, und ein Mann geweſen ſei? Dazu hatte er doch in der That vorher bei der Krankheit des Kindes zu viel als Weib ſich gebahrt. Hier iſt ſeine eigene Erklärung, welche er darüber gab. Seinen Bedienten fiel die mit ihm ſo urplötzlich vorgegangene Verwandlung ſehr auf, und nach Weiſe alter treuherziger Welt verbargen ſie ihm's auch nicht. „Wie iſt denn das mit dir? als das Kind doch noch lebte, lagſt du da, jammerteſt und faſteteſt, und nun's wirklich todt iſt, ſtehſt du auf, biſt guten Muths, und läſſt dir's ſchmecken?" Darauf erwiederte er — „da das Kind zwar in Todesgefar

war, aber doch noch lebte, jammerte und faſtete ich, weil ich dachte, vielleicht rührt das Gott, und er läſſt dir's; nun es aber einmal wirklich geſtorben iſt, was ſoll ich weiter jammern und faſten? Kann ich es wohl wieder zurückbringen? Ich werde wohl zum Kinde einmal kommen, aber das Kind kommt nicht wieder zu mir.

Gewiß, wenn David mit dieſer ganzen Aeuſſerung weiter nichts hätte ſagen wollen, als — fort iſt fort, ich kriege nun mein Kind doch nicht wieder, wenn ich noch ſo darüber traure, alſo aus den Augen, aus dem Sinn — ſo ſtände er in einem ſchlechten Lichte da. Sagte ihm denn nicht ſein Gewiſſen, daß er Schuld an dem Tode des armen Kindes ſei? und darüber wäre er ſo leichtſinnig gleich weg geweſen? Es iſt auch zu unnatürlich, daß ein vorher, als noch nicht alle Hofnung aufgegeben war, ſich ſo zärtlich zeigender Vater, nun, da auch ſeine letzte Hofnung fehlgeſchlagen, und zwar ſogar durch die Nachricht davon, ſogleich im Stande geweſen wäre, alles elterliche Gefühl zu unterdrücken? Wenn er aber mit den Worten — ich werde wohl zu meinem Kinde kommen, mein Kind aber kommt

nicht wieder zu mir — einen höheren Sinn verbunden hat — wenn er, als sein väterlicher Verlust entschieden war, gleich den Gedanken gefaßt hat: Gott hat dir dein Kind nicht lassen wollen, du findest es aber im Tode wieder — und wenn er diesen Gedanken hernach im Hause des Herrn recht in sich hineingebetet hat: so steht er bei seiner schnellen Samlung und in seiner Antwort deshalb an seine Bedienten nicht blos als Mann, sondern als Mann von Religion, da. Nur eine schlüpfrige Seele könnte den Einwand hierbei machen, daß so etwas ihm gar nicht zuzutrauen sei, weil es sofort heisse, daß er die Bathseba getröstet, und so weiter; folgt denn daraus, daß dis unmittelbar darauf erzählt wird, daß es auch unmittelbar darauf geschehen sei? So folgte auch wohl, daß Bathseba gleich nach der Konception den Salomo geboren hätte, denn dis steht auch gleich unmittelbar dabei? Es läßt sich übrigens auch kaum denken, daß David mit den so feierlich klingenden Worten — ich werde wohl zu dem Kinde kommen, aber das Kind nicht wieder zu mir — blos auf sein Begräbnis gedeutet, und unter sich seinen Leichnam, und unter dem Kinde des Kindes Leichnam blos

verſtanden hätte. Des Kindes Leichnam war ja noch im Hauſe, denn die Bedienten werden doch gewis ihren Herrn nicht ſo lange haben auf der Erde liegen laſſen, bis ſelbiger begraben war; folglich wär's nichts geweſen, wenn David geſagt hätte, er könne ihn nicht wieder zurückbringen — er hatte ihn ja noch. Auch hätte er ihn balſamiren laſſen, und ſo immer bei ſich behalten können, wenn er geglaubt hätte, daß er an ihm ſein ganzes Kind hätte. Es ſcheint alſo hier allerdings der Begrif von abgeſchiedenen Seelen zum Grunde zu liegen, die wieder zuſammenkommen, wär's auch nur in der Unterwelt; und ſo lies ſich hören, wenn David ſprach, er werde wohl einſt durch ſeinen Tod zum Kinde kommen, aber das Kind könne nicht zu ihm in die Oberwelt zurückkommen.

Eine andere Stelle, auf die mich Funk in Davids Lebensgeſchichten aufmerkſam machte, ſteht 2 Sam. 22, 5. In einem Lobgeſange für die göttliche Errettung aus den vielfältigſten Lebensgefahren, der auch im Pſalmbuche zu finden, drückt ſich der nun in völliger Ruhe den Reſt ſeiner Tage noch verlebende David alſo aus — „des Todes Fluten umgaben mich, mich ſchreckten Belials

Ströme; des Scheols Stricke umfingen mich, vor mir ſah ich des Todes Netze.“ Beſchreibt hiermit der königliche Sänger offenbar die höchſte Nähe des Todes, in der er unter ſeinen Feinden ſo oft geſchwebt, ſo äuſert er dadurch auch zugleich ſeine Meinung über den Zuſtand ſelbſt, in welchen der Tod verſetzt. Der Tod führt in ein unterirdiſches Schattenreich, wo Belial herrſcht. Den ſpäteren Satansbegriff darf man hier freilich dem Ausdrucke „Belial“ nicht unterlegen; man darf aber auch nicht Ruchloſigkeit, oder Verworfenheit, darunter verſtehen. Offenbar iſt in beiden angeführten Perioden der vollkommenſte hebräiſche Dichterparalleliſmus ſichtbar; in dem letzteren wechſeln des Scheols Fallſtricke und des Todes ausgelegte Netze mit einander ab, in dem erſteren Fluten des Todes und Ströme des Belial. Wie alſo dort Scheol und Tod verwandte Begriffe ſind, ſo müſſen's auch hier Belial und Tod ſein; ja, Belial ſteht offenbar im zweiten Perioden für Scheol im erſten. Hieraus könnte man allerdings ſchlieſſen, Belial bedeute das Schattenreich ſelbſt, wie Scheol, und nicht einen Herrſcher darin; dann wäre doch aber erſtlich nicht einzuſehen, warum David im zwei-

ten Perioden nicht daſſelbe Wort „Scheol" beibehalten hätte, wie er doch „Tod" beibehielt. Völlig einerlei wären deshalb beide Perioden nicht geworden; denn iede behält ia ihr eigenes Bild — der eine Fallſtricke, oder gelegte Netze, und der andere Fluten, oder Ströme, und um dieſe Bilder war's dem Dichter eigentlich zu thun. Es wird ſich aber auch hernach aus der Aehnlichkeit der hebräiſchen Mythologie mit andern ergeben, daß Belial hier wohl nicht das Todtenreich ſelbſt, ſondern den Tirannen darin, bedeuten möchte. Mir könnt's iedoch am Ende gleich ſein.

Jene eben angeführten Bilder ſind es, die mich beſonders auf ſich ziehen; ich habe ſie bis hieher noch nicht in der Bibel gefunden, wenn vom Tode die Rede war. Mit den Fallſtrikken und Schlagnetzen des Todes und des Scheols werde ich bald fertig; werden die Menſchen nicht gleichſam vom Tode, wie von einem Jäger, oft gefangen, ehe ſie ſichs verſehen? gehen ſie in die Todesfalle nicht oft ein, ohne es zu ahnen? Jägerei aber ward frühzeitig von allen Völkern getrieben, ſo, daß ein Iſraelit wohl ein Todesbild davon hernehmen konnte. David vol-

lends, der überall Hinterhalte befürchten müſſen, muſte am erſten darauf kommen. Was iſts aber mit den Fluten und Strömen des Todes und des Belials? und wie kommt der Dichter auf ſelbige?

Funk hat mir eine ſehr ausfürliche Beſchreibung von ähnlichen und noch weit ausgemahlteren Vorſtellungen gemacht, die unter den Griechen und Römern von der Todtenwelt angetroffen wurden; er hat mir aber auch bewieſen, daß ſie urſprünglich von den Egiptern herſtammten. Er nannte mir den Diodor vorzüglich, der Nachrichten von einem Todtengerichte der Egipter jenſeits des Sees Möris, wo die Inſeln von Aermen des Nils durchſchnitten würden, hinterlaſſen hat. Dis gab mir ein Licht über die Fluten und Ströme des Todes und des Belials beim David, wie überhaupt über die Flüſſe der Unterwelt bei andern alten Nationen, die dann ihre Vorſtellungen davon nicht auf egiptiſche Art hatten, ſondern ſie, wie David, nach ihrer Landesart ummodelten. Davids Scheol und der Orkus der Egipter ſind ſich zu ähnlich, als daß jener nicht von dieſem kopirt ſein ſollte. Die Flüſſe der Unterwelt erdachte er ſich ſelbſt gewis

so wenig, als den Belial, durch dessen Gebiet er sie rauschen lies, und den er an die Stelle von Osiris und Isis setzte — iedoch mit dem Unterschiede, den man von einem Verehrer des Jehova erwarten konnte, daß er seine Gewalt der Allmacht Jehova's unterordnet, den er ausdrücklich dafür so lobpreiset, daß er ihn bis ietzt vor seiner Unterthanenschaft beschützt habe.

Die Frage ist nun, wie David zu den egiptischen Vorstellungen vom Todten- und Schattenreiche, und vom Zustande darin, gekommen sei. Er selbst hat keine Gemeinschaft mit den Egiptern gehabt; wohl aber war seine Nation einst lange darin gewesen. So hatte er sie von dieser selbst empfangen, und so mus ich wieder darauf zurückkommen, daß die Israeliten den Glauben an Fortdauer im Tode, er mag nun gewesen sein, wie er will, schon aus Egipten mitgebracht haben. In den langen kriegerischen Zeiten der Helden, oder Richter, mochten iene Ideen wohl ausser Volksumlauf gekommen sein; in einzelnen Köpfen aber, wie dis immer der Fall ist, wenn eine Nation auch noch so verwildert, hatten sie sich, wie ein heiliges Depot, erhalten und fortgepflanzt. Als nun die vom Samuel gestifteten Prophetenschulen

einigermaſſen ſich haben, kamen ſie wieder in Gang, und die Poeſie vorzüglich fand ſie als Ideen von einem Zuſtande nach dem Tode recht für ſich geeignet. Dieſe Ideen waren's dann auch, von welchen ich vorhin ſagte, daß ſie David den Prophetenſchulen wenigſtens zu danken gehabt hätte, und die er bei der ausgezeichneten Anlage zum Dichter, welche er hatte, um ſo begieriger aufgreifen muſte.

Freilich ſind und bleiben es traurige Vorſtellungen, die er in ſeinem Lobgeſange über den Zuſtand der Todten äuſert; es lag doch aber die Fortdauer der Menſchen im Tode an ſich und überhaupt darin. Daß ſein Verſamlungsort der Verſtorbenen ein unterirdiſcher Aufenthalt war, will ich nicht einmal erwähnen; es war die Meinung aller alten Völker, die erſt anfingen, Fortdauer zu ahnen. Eine Unterwelt, dachte man, müſt's ſein, weil der Sterbende zur Erden fällt, und unter die Erde gebracht wird; ſein Schatten alſo, oder wie man es nannte, muſte ſich ebenfals unter der Erde aufhalten. Es iſt aber auch nichts, als Schrecknis, in Davids Scheol; wie gefangen iſt man darin, Belials Ströme rauſchen von weitem ſchon fürchterlich, und die Schatten haben

alle dasselbe Schicksal. Wie der Tod, der allgemeine Jäger, nicht nachlässt, bis er Jeden in sein Netz hat, so ist hernach auch das Reich, wohin er ihn führt, Belials Reich, für Jeden gleich grausenvoll. Hält man diese Ansicht der Sache fest, und erwägt dabei, daß die Israeliten bereits in Egipten den Grund dazu gelegt, so hört die Verwunderung darüber auf, daß Moses schon Deut. 13. 13. von Belialskindern spricht, und gleichsam Scheolsbrut darunter versteht.

Noch kam auch Funk auf die Stelle 1 Chron. 30. 15. Sonderbar bleibts dann doch allerdings, daß der alte David sich samt seinem Volke so lange nach der Besitznehmung von Palästina noch Fremdlinge und Gäste bei Gott, wie alle ihre Väter, nannte. Auf das Leben in Palästina, das als Gottes Land betrachtet ward, und wo die Erzväter nur gepilgert hatten, kanns unmöglich gehen; auch werden unter „allen Vätern" offenbar alle Versaren der damals lebenden Israeliten verstanden; es mus also auf das menschliche Leben überhaupt gehen, wie auch der Nachsatz ausdrücklich anzeigt. Wenn dis nun gleichsam als eine Wanderung, oder als ein einstweiliges Aufenthalthaben, vorgestellt wird, wird dadurch nicht die Re-

beinbee von einer künftigen bleibenden Heimat ausdrücklich herbeigerufen? Dieſe Heimat der Menſchen kann doch aber unmöglich das Grab ſein ſollen. Auch fällt der Nachſatz noch beſonders auf. Wenn das Leben auf Erden mit einem Schatten verglichen wird, woran nichts Feſtes iſt, ſo wird ja damit wohl nicht blos ſeine ſchnelle Vergänglichkeit beſchrieben, ſondern auch zugleich angedeutet, daß es noch ein Leben anderswo geben werde, das nicht, dem Schatten fliegender Wolken gleich, dahin eilt und verſchwindet, ſondern dauerhaft und feſt beſteht. Wenigſtens kann man ſich dergleichen Ideenverbindungen kaum enthalten, wenn man ſolche Vergleichungen und Vorſtellungen lieſet. Freilich wäre hier auch der ſchicklichſten Oerter einer geweſen, wo David Mehr und etwas Deutlicheres über den groſſen Gegenſtand hätte ſagen können; es wird nun darauf ankommen, was ſich etwa in Zukunft im Pſalmbuche darüber weiter von ihm finde.

Mit Salomo hatten wir heute auch nur in Hinſicht auf ſeine beiden Lebensbeſchreibungen zu thun. Dieſer König ward nicht bei den Schafhunden, wie ſein Vater, erzogen, ſondern bekam

nach 2 Sam. 12, 25. einen wackern Hofmeister an dem Gottesweisen Nathan. Was es also zu seiner Zeit von höheren Erkenntnissen in Israel gab, das erhielt er gewis. Auch wird 1 Kön. 4, 30. seine Weisheit nicht nur wirklich sehr gros beschrieben, sondern auch noch ganz ausdrücklich über die egiptische gesetzt. Ich leugne nicht, daß diese Umstände, auf die ich sonst nicht so gemerkt, einen starken und vielversprechenden Eindruck auf mich machten; besonders, da ich nun zugleich an den näheren Umgang dachte, den er mit den Egiptern selbst gehabt, und daher glauben muste, daß sein Lebensbeschreiber dadurch, daß er ihn an Weisheit noch über diese erhub, gleichsam zu verstehen geben wollen, daß Salomo an dem ihm zu Theile gewordenen Einsichten des egiptischen Priesterordens nicht genug gehabt, sondern durch eigenes Nachdenken sich noch weit über sie weggeschwungen habe. Wie fand ich mich aber in meinen Erwartungen getäuscht! Auch nicht eine Stelle, so, wie bei David doch, trafen wir in den Nachrichten von ihm an, die auch nur auf ein künftiges Leben hinwinkte. Mag dis nun immerhin auf die Rechnung seiner Biographen kommen, so sollte man doch wenigstens in den

feierlichen Reden erſt an das Volk, und dann an Gott, welche er bei der Einweihung des Tempels hielt, und wovon die letztere auch in der That treflich und herzerhebend iſt, etwas der Art, und zwar etwas von Belang, mit Recht zu hören hoffen; aber — es ertönt auch nicht ein Laut davon. (1 Kön. 8.) Wie? ein Mann, der mit der erhabenen Idee anfängt, daß Gott, als Uneinzuſchränkender in den Raum, in dem ihm erbauten Tempel keineswegs wirklich als wohnend von ihm gedacht werde, kam nicht darauf, daß die Verehrung, welche Gott in dieſem Tempel geleiſtet werde, auch nur ein Bild von der vollkommeneren Verehrung ſei, die in einem höheren Zuſtande ihm geleiſtet werden würde, und die hier ſchon durch Richtung des Gemüths auf ihn im Vorſchimmer ſei? . . Mir iſt Salomo's Stillſchweigen über die groſſe Menſchenlehre völlig unerklärbar; denn daß er ſie nicht gekannt haben ſollte, iſt ſchlechterdings von allen Seiten unmöglich. Wenn ich auch nur von den allgemein bewunderten Kentniſſen wüſte, die er in der Naturgeſchichte der Animalien und Vegetabilien nach 1 Kön. 4. 33. gehabt, und nicht blos gehabt, ſondern auch gelehrt haben ſoll, ſo könnte ich's

nicht zugeben. Wer so weit ist, kommt weiter, und sieht auch gewis die Kentnis seiner eigenen Natur, und findet den Menschen als einen noch wichtigeren Gegenstand für sein Forschen, wie Ysop und Insekten.

Ebenso erstaune ich auch nicht wenig darüber, daß die Propheten und Seher, die Gottesweisen, Nathan und Gad, in der Geschichte aufgeführt werden, ohne daß sie auch Gottesweisheit in Betref der Bestimmung des Menschen und seines Schicksals im Tode äusern. Ich weis recht gut, was über diesen Punkt auf die Unvollkommenheit der Nachrichten von ihnen abzurechnen sei; ich weis auch, daß sogar aus dem Stillschweigen dieser Männer selbst über den grossen Gegenstand kein sicherer Schlus auf ihre Unkentnis davon gemacht werden könne; etwas Anderes ists dann aber doch wohl, wenn ihnen bei so ernsthaften und schauerlichen Eröfnungen, wie die waren, die sie ihrem König thun musten, auch nicht eine Silbe darüber entfiel. Hätte denn eine männliche Erinnerung an das Leben nach dem Tode nicht in den scharfen Vorhalt, welchen Nathan dem David seines doppelten Verbrechens wegen that, und in die Strafenankündigung dafür recht eigentlich

gehört? Gewis wäre sie doch anständiger gewesen, als die Drohung, daß dafür, daß der wollüstige König in geheim mit Uria's Weibe Unzucht getrieben, Absalom, sein eigener Sohn, mit seinen Weibern einst öffentlich und vor den Augen des ganzen Israels wieder Unzucht treiben sollte. Hätte sie nicht in den fürchterlichen Antrag gehört, welchen Gad im Nahmen Gottes an denselben König machte, als er aus Eitelkeit das Volk zählen lassen? Wenigstens hätte sie sich auch besser ausgenommen, als die unglaubliche Erlaubnis, darunter zu wählen, ob er eine Zeitlang vor seinen Feinden fliehen, oder sein unschuldiges Volk durch Pest wie die Fliegen fallen lassen wolle.

Es ist endlich auch nicht zu übersehen, daß alle begangene schwere Missethaten in der alten Geschichte Israels laut der sie enthaltenden sechs biblischen Bücher ausdrücklich geahndet und abgestraft werden. Wenn es auch nach einiger Zeit erst geschieht, ja, wenn's an den Nachkommen der Missethäter sogar erst geschieht, so wirds doch ausdrücklich iederzeit dabei angemerkt, daß dis die Strafe für die und die ausgeübte Greuelthat sei. Dis gibt auf der einen Seite allerdings einen hohen Begrif von strenger göttli-

über Justiz; schränkt es aber nicht auf der andern auch die Gottesjustiz blos auf diese Welt ein, und macht das gegenwärtige Leben zum einzigen Schauplatze derselben? Wozu darf ein Bösewicht in seinen Nachkommen gestraft werden, wenn ihn selbst die Gerechtigkeit, der er entging, noch in einer andern Welt haben kann, wie sie will? Der bloße Hinwink darauf, daß er ihr nicht entlaufen könne, hätte ja die barbarische Bestrafung seiner Bosheit an Unschuldigen, so, wie die Anzeige davon, unnöthig gemacht, und der Jehova wäre dabei in einem göttlicheren Lichte stehen geblieben. Hieraus ergibt sich dann also offenbar, daß man sich die Fortdauer im Tode wenigstens nicht als einen anderweitigen Vergeltungszustand gedacht habe; sonst hätte man mit hier das ganze Justizwesen in der Menschenwelt nicht abgeschlossen, noch weniger, um es mit hier abschliessen zu können, Gott als Richter mit so schaudererregender Ungerechtigkeit handeln lassen.

## Nach der achten Bibelkonferenz.

Drei Auferweckungsgeſchichten erſtlich heute; eine vom Elias, zwei vom Eliſa, ſeinem Nachfolger in der Prophetenwürde. Ich wollte in der That lieber, daß vielmehr von Beiden erzählt würde, wie ſie die Lehre von einem künftigen Leben mit Worten vorgetragen hätten, als wie ſie Todte wieder lebendig gemacht, wodurch ſie dieſe Lehre faktiſch aufgeſtellt and erwieſen haben ſollen. Weder Elias aber, noch Eliſa, haben's anders gemacht, als Nathan und Gad; nicht ein Wort iſt ihnen darüber entfallen, ob ſie gleich ganz vorzügliche Veranlaſſungen ebenfals dazu genug hatten, beſonders Elias vor dem König Ahab, oder gegen deſſen Gemahlin, die Iſebel, als ſie ihm den Tod geſchworen, worauf er aber lieber lebensüberdrüſſig ward, und betete — „Nun iſts genug; Jehova, nimm mir das Leben, ich bin nicht beſſer, als meine Väter.“ Mit ſolchen Aeuſerungen pflegt ſich kaum ein Menſch

auszudrücken, deſſen Herz einer künftigen Welt entgegenſchlägt.

Die Wahrheit jener drei Geſchichten ſelbſt, in ſo fern ſie wirkliche Todtenerweckungen ſein ſollen, lieſſen wir heute, wie gewöhnlich, auf ſich beruhen; doch äuſerte Funk blos im Vorbeygehen, daß er ſich getraue, ſie alle ganz natürlich zu erklären, ſogar die ſonderbarſte unter ihnen 2 Kön. 13, 21., und fügte hinzu, daß es ihm nur nicht gefalle, daß die beiden Propheten des Jehova, beſonders der Eliſa, (2 Kön. 4, 34.) ſich bey ihren Operationen ſo ganz und gar Schamanenmäſſig benommen hätten. Die Sache iſt hier nur, daß die Iſraeliten dieſe Geſchichten für wirkliche Auferweckungen angenommen haben, und hieran iſt kein Zweifel. Wie ſie da ſtehen, glaubten ſie ſie; nicht blos zu Sirachs Zeiten erſt, ſondern da ſchon, als ſie vorfielen, geſetzt auch, daß die bibliſchen Bücher, in welchen ſie vorkommen, ſpäterhin erſt geſamlet worden wären. So kommts nun alſo nur darauf an, ob daraus folge, daß der Glaube an Fortleben der Todten damaliger Volksglaube geweſen ſein müſſe, oder daß dieſer Glaube dadurch befördert worden ſei.

Hieſſe es in den Erzählungen ſelbſt geradezu ſo, wie es von der einen beim Sirach heiſſt, Kap. 48, 5. — „durch Gotteskraft haſt du, Elias, einen Verſtorbenen aus dem Tode und aus dem Hades (Scheol) erweckt" — ſo wäre die Sache entſchieden. Beide, ſowohl der einzige Sohn der armen Wittwe zu Zarpath, als der einzige Sohn des reichen Gutsbeſitzers zu Sunem, waren, wie erzählt wird, zwar geſtorben, aber noch nicht beerdigt. Im Tode waren ſie alſo wohl, aber nicht im Grabe; folglich hätte unter dem Hades, oder Scheol, aus dem ſie erweckt worden wären, alsdann keineswegs das Grab verſtanden werden können, ſondern es hätte ſchlechterdings der Aufenthalt ihrer abgeſchiedenen Seelen darunter verſtanden werden müſſen, die in ihre Körper zurückgekehrt wären — ſo, wie es auch Sirach nimmt. Es wird aber in beiden Erzählungen des Scheols (Hades) nicht gedacht.

Beide Todten befanden ſich noch in den Häuſern ihrer Mütter, und dieſe geriethen zwar in das freudigſte Erſtaunen, als ſie ihnen lebend wiedergeſchenkt wurden — dis iſt wahr. Die zu Zarpath rief dem Elias zu — „nun erkenne ich, daß du ein Gottesmann biſt; die zu Sunem fiel dem

Elisa zu Füssen, und verehrte ihn hochorientalisch. Was glaubten aber diese beiden Mütter, und Alle, die von den Vorgängen hörten, im Grunde weiter, als daß Elias und Elisa Männer wären, die Todte wieder lebendig machen könnten? Musten sie deshalb auch glauben, daß für alle Menschen nach dem Tode noch ein Leben sei? Muste dieser Glaube deshalb schon Volksglaube gewesen sein? Es ist ja ganz etwas Anderes, wiederaufleben, und also in dieses Leben zurückkehren, als todt bleiben, und im Tode auf eine andere Weise fortleben; Beides steht auch nicht in der geringsten Verbindung mit einander. Wie hätte man also dadurch, daß ein unbegrabener Todter das Leben auf der Erde wieder antrat, auf den Schluß gerathen können, daß alle begrabene Todte unter der Erde, oder in einer anderu Welt, in einem Lebenszustande sich befänden? Warum hätte man gerade, um die erzählte Wiederbelebung eines Todten zu glauben, schon glauben müssen, daß noch ein Leben nach dem Tode anderswo bevorstehe? Es war ja nur die Rede davon, daß Menschen wieder aufgelebt, oder ins Erdenleben zurückgekehrt wären, und dis hielt man für ein Wunder, das Gottesmänner verrichtet hätten.

So kann auf der einen Seite allerdings geſpro-
chen werden — aber auf der andern? .. Es iſt
doch bei der einen Todtenerweckung, nehmlich bei
der zu Zarpath, etwas Aehnliches von dem da,
was Sirach, und zwar von eben derſelben,
ſprach — daß der Todte aus dem Hades er-
weckt worden. Elias betete vor ſeiner ſeltſamen
Operation — „Herr, las die Seele dieſes Kin-
des in ſeinen Leib zurück kommen!“ und darauf
heiſſts, daß dis geſchehen ſei, und ſo das Kind
wieder gelebt hätte. Iſts nicht ſo, als wenn ge-
ſagt würde, das Kind hätte erſt aus dem Ha-
des zurückkommen müſſen, ehe es aus dem
Tode zurückgekommen wäre? Die zurückkom-
mende Seele kann hier nicht das zurückkehrende
Leben bedeuten; wie klänge ſonſt die Erzäh-
lung? — „das Leben des Kindes kam in ſeinem
Körper zurück, und da lebte es wieder.“ So
wäre alſo die Urſache auch die Wirkung, und die
Wirkung auch die Urſache. Schlechterdings mus
ein Lebensprincip darunter verſtanden werden,
das, weil es menſchliches Leben betrift, auch
zugleich das Princip der Vernunft iſt. Was
ſich die Iſraeliten damaliger Zeit hierbei gedacht,
und wie ſie ſichs vorgeſtellt, kommt hier gar

nicht in Betracht. Genug, sie nahmen Etwas wahr, das im Menschen denke und handle — wer ihnen dis abstreiten wollte, der setzte sie noch unter weit rohere Völker zurück, als sie wirklich waren; und, da sie ebenfals wahrnahmen, daß Bewegung des Körpers und Leben dahin waren, sobald dieses Etwas sich nicht mehr äuserte, so hielten sie es auch für dasjenige, was den Körper bewege und belebe. Das Nichtmehrdaseindesselben im Körper war ihnen der Tod; was sollten sie nun denken, wenn sie Wiederaufleben eines Todten sahen, oder davon hörten? Sollten sie sich eine neue Schöpfung dieses Etwas vorstellen? So zu denken, war gewis unweit schwerer, als zu denken, selbiges sei zurückgekehrt, sei von Gott wieder zurückgerufen. So dachten sie also auf die letztere Weise; muste aber nicht, wenn sie so dachten, der Glaube an die Fortdauer desselben im Tode irgendwoanders dabei zum Grunde liegen? Wie konnte es zurückkehren, wenn es nicht mehr da war? In einem Zeitalter also, wo der Israelit an Todtenerweckung glaubte, muste er auch an menschliche Fortdauer im Tode glauben; so, wie er auch, wenn er von geschehenen Wiederbelebungen hörte,

in dieſem Glauben noch mehr beſtärkt werden muſte.

So kann allerdings auf der andern Seite auch wieder geſprochen werden; zu welcher Seite ſoll man ſich nun wenden? Funk meinte, man müſſe die Fakta ſelbſt, wie dergleichen Todtenauferweckungen älterer Zeiten wären, freilich in unſern Zeiten richtiger beurtheilen; man möge ſich aber bei Ausmachung der Frage, was daraus für die Geſchichte der Unſterblichkeitslehre reſultire, drehen und wenden, wie man wolle, ſo müſſe man am Ende doch zugeben, daß bei einer Nation, unter welcher Erzählungen von dergleichen Vorgängen im öffentlichen Gange geweſen wären, und allgemeinen Glauben gefunden hätten, zu derſelben Zeit ein, wenn auch noch ſo dunkler und verworrener, Glaube an das Fortleben der Verſtorbenen ſchon angetroffen worden ſei. Daß man alſo blos annehmen ſolle, nur bei den Weiſeren in Iſrael habe ſich dergleichen Glaube befunden, dafür war mein Freund gar nicht; er erklärte ihn in ganz eigentlichem Verſtande für geweſenen Natio-

nalglauben. Hierauf kamen wir zu Elia Himmelfart.

Dieſer Geſchichte wird hernach nirgends in der Bibel weiter gedacht, als vom Sirach, und es fällt auf, daß der Verf. des Briefs an die Hebräer, der ſie doch ebenſo, wie Henochs Wegnahme und Verunſterblichung, gar treflich zu ſeinem Zwecke hätte benutzen können, ihrer auch nicht einmal Erwähnung thut. Wiedererwartet ward von den ſpäteren Juden Elias allerdings, und zwar vermöge einer Weiſſagung des Maleachi, und ſo könnte es ſcheinen, als hätte ſich dis auf ſeine geſchehene Himmelfart gegründet, weil man geglaubt, er ſei, ohne zu ſterben, und ganz ſo, wie er war, gen Himmel gefaren. Jeſus aber verſtand den Maleachi anders, und meinte, dieſer hätte nur einen zweiten Elias, einen Mann von Eliasgeiſt und Eliaskraft, verkündigt, der dann auch im Johannes, wenn's die Juden einſehen wollten, erſchienen ſei. Der Weiſe von Nazaret fands alſo nicht für nöthig, eine Himmelfart des Elias zu glauben, damit ein Elias nur vom Himmel wieder herabgeſchickt werden könne. Sirach aber verband wirklich Beides — daß Elias im Wetter, mit Feuerwagen und Feuer-

pferden, weggenommen worden, und daß er wiederkommen und wiedergeſehen werden werde; zu ſeiner Zeit muſte ſich alſo die Hofnung auf Elia's Zurückkunft auf den Glauben an ſeine geſchehene Auf- oder Luft- oder Himmelfart gründen. Um wie viel älter aber mag dieſer Glaube, als Sirach, oder als Maleachi, ſein?

Funk bezeigte ſein Misfallen daran, daß man, um dieſen Glauben jünger zu machen, als er ſei, ſeine Zuflucht dazu nehme, daß das zweite Buch der Könige, in welchem die Himmelfart Elia's erzählt wird, erſt im Exil des Volks verfertigt worden ſei; denn, meinte er, wenn hieraus etwas geſchloſſen werden ſollte, ſo müſte man annehmen, daß der Verfertiger die ganze Erzählung ſelbſt geſchmiedet habe — was berechtigt aber zu ſo etwas? Er geſteht ja ſelbſt, daß er alle ſeine Nachrichten aus fremden Quellen geſchöpft, und frühere Urkunden vor ſich gehabt habe, von deren Aechtheit er überzeugt geweſen; ſollte er denn gerade dieſe Erzählung ſelbſt geſchmiedet haben? Er gab ſie gewis ſo, wie er ſie fand; ein wahrer Beweis für ihr Alterthum iſt der Ausruf des Eliſa — Wagen Iſrael und ſeine Reuter! Das glaubt aber Funk ſelbſt, daß das früh erzählte

Faktum ein dichterisches Produkt sei, welches zu Ehren des grossen Propheten verfertigt worden, und dessen einfache Grundlage die Niederlegung seines Amts, und seine Retirade in die Einsamkeit gewesen. Funks Gründe hierzu sind folgende —

Schon einmal hatte nach 1 Kön. 19. Elias sein Amt und seine Inspektion über die Prophetenschulen niederlegen wollen, und sich deshalb wirklich an den Berg Horeb begeben; er besann sich aber wieder eines Andern, und suchte sich erst einen geschickten Nachfolger, den er auch am Elisa fand, und nun noch vollkommen anlehrte. Ists nicht zu glauben, daß er, nachdem dis geschehen war, und ihn nichts weiter abhielt, auf endliche Ausführung seines längst gefaßten Entschlusses und auf unerfindliche Entfernung mit Ernst und Eifer bedacht gewesen sein werde? Ein Geheimnis müsse er auch daraus gar nicht gemacht haben, weil es in den Prophetenschulen bekannt war, daß man ihn bald verliehren würde. Seine schon einmal ausgeübte lange Entfernung, und die unmittelbar auf seine Rückkehr erfolgte Anlehrung des Elisa zu seinem Amte liessen dis deutlich genug merken, wenn er auch wirklich nicht davon gesprochen hätte. Die Prophetenschüler zu Bethel so

wohl, als auch die zu Jericho, riefen daher dem Eliſa die Frage entgegen, ob er es wohl wiſſe, daß er ſeinen Herrn bald verlieren würde, und dieſer wuſt's auch recht gut, und legte ihnen blos Stillſchweigen auf. Daß ſie geſprochen — der Herr werde heute den Elias über ſein Haupt wegnehmen — iſt weiter von keiner Bedeutung. Heute kann entweder blos nächſtens bedeuten, oder es kann ein nachheriger Zuſatz ſein, weil es noch an demſelben Tage geſchah; daß es dem Herrn zugeſchrieben ward, der ihn gleichſam wegnähme, iſt aus der alten Denkweiſe zu erklären, vermöge welcher man feurige Entſchlüſſe, wie der Entfernungsentſchluß des Elias war, dem Jehova und ſeinem Geiſte zuzuſchreiben pflegte; und daß Elias über das Haupt des Eliſa weggeführt werden ſollte, kann von einem Berge, weil er ſchon einmal ſich nach dem Berg Horeb mit gröſter Anſtrengung ſeiner Kräfte begeben, zu verſtehen ſein. Daß die Prophetenſchüler damit gemeint, Elias werde in einem Wetter über Eliſa weg gen Himmel faren, iſt darum nicht möglich, weil ſie ihn ſonſt nicht über Berg und Thal geſucht haben würden, als er wirklich für ſie verlohren war.

Hierzu kommt ferner, daß es ausdrücklich heißt, funfzig Prophetenschüler aus Jericho wären dem Elias und Elisa nachgegangen, und in einiger Entfernung stehen geblieben, während daß Beide über den Jordan schritten, wo dann die Trennung Elia's vom Elisa bald vor sich ging. Als Elisa, verlassen und mit Elia's Mantel, hernach zurückkam, begegneten iene ihm ia auch gleich wieder, so, daß sie also, wenn eine Himmelfart mit solchem Feuerpomp geschehen wäre, selbige mitangesehen haben müßten. Hätten sie nun dergleichen gesehen, würden sie den gen Himmel Gefarnen wohl auf der Erde gesucht haben? Daß dieses Suchen aber sogar mit Elisa's Bewilligung geschah, ist ein noch wichtigerer Umstand. Zwar wollte er es erst nicht zugeben; endlich aber, als sie mit Bitten nicht nachliessen, gab ers ia doch zu. Würde er dis gethan haben, wenn er gesehen, daß Elias gen Himmel gefaren wäre? Auf keinen Fall hätte er funfzig Menschen dreimal ein und zwanzig Stunden lang unnützerweise herumlaufen lassen dürfen; sie konnten unter der Zeit etwas Besseres thun. Die Vorstellung, durch welche sie ihn dazu bewegten, beweiset ebenfals, daß ihnen nicht der geringste Gedanke an eine vor-

gegangene Himmelfart in den Sinn gekommen; ſie wollten ihn wiederhaben, und glaubten ihn auf irgend einem Berge, oder in irgend einem Thale, zu finden, wohin ihn der Geiſt Gottes geworfen, d. h. wohin er ſich unaufhaltſam begeben. Die Wiederfinden wollte Eliſa eben verhindern, weil es wider den ganzen Plan ſeines Freundes war, der nun ſchlechterdings völlig iſolirt leben wollte; deshalb alſo, und nicht darum, daß er ihn im Himmel glaubte, verbot er ihnen anfangs ſein Suchen. Hätte er's aus dem letzteren Grunde verboten, ſo hätte er's auch beim Verbote laſſen müſſen; ſo aber beſann er ſich, als ſie bis zum Ungeſtüm in ihn eindrangen, und den Elias ſchlechterdings wiederhaben wollten, und dachte, daß dieſer ſeine Maßregeln doch wohl ſo getroffen haben würde, daß ſie ihn alles Suchens ungeachtet nicht fänden. Eines Theils muſte ihm doch der brennende Eifer der Prophetenſchüler, ihren alten Inſpekter noch nicht verliehren zu wollen, ſchätzbar ſein; andern Theils muſte er aber auch ihren Verdachte entgehen, als wenn er Elia's Entfernung gern ſähe, um nur auf ſeinen Poſten treten zu können. Recht gut konnte er ihnen alſo, da ſie ihm von ihrem vergeblich geweſenen Nach-

ſuchen Bericht erſtatteten, erwiedern, daß er es ihnen ja vorhergeſagt hätte; ohne deshalb auf eine geſchehene Himmelfart hinzudeuten, und blos, weil er ſich auf den Elias verlies, daß er die Wüſte beſſer kenne, als ſie, und alſo ſich ſchon eine Berghöle ausgeſucht haben würde, wo er die erſte Zeit über, in der er von ſeinen enthuſiaſtiſch für ihn eingenommenen Schülern aufgeſucht zu werden fürchten muſte, unfindlich wäre. Den Mantel muſte übrigens Elias nicht gerade aus den Lüften fallen laſſen, wenn Eliſa ihn haben ſollte; er konnte ſelbigen ebenſo beim Abſchiede auf ihn werfen, wie er es that, als er ihn zum erſten male ſprach. Der dichteriſche Einkleider des Trennungsakts hat vermuthlich dieſen Mantel dem Eliſa darum zugetheilt, daß er daſſelbe Wunder im Jordan, welches Elias auf dem Hinwege gethan, auf dem Herwege damit verrichten, und ſo auf der Stelle als ſein Nachfolger in allen Ehren, Würden und Kräften erſcheinen ſollte.

Der allerwichtigſte Umſtand bei der ganzen Sache aber bleibt immer der, daß Elias nach 2 Chron. 21, 12. mehrere Jahre nachher, als er gen Himmel gefaren ſein ſoll, noch an den Joram einen Brief, der ein ſchreckliches Orakel für dieſen König

enthalten, geſchrieben hat. Aus dem Himmel hatte er den Brief doch wohl nicht geſchickt; aus ſeiner Einſidelei aber konnte er ihn recht gut abfertigen, und dabei ſicher ſein, daß ihn Joram für die ſchreckliche Weiſſagung nicht ſo begrüſſen lieſſe, wie einſt die Iſebel. Anzunehmen, daß es Mehrere gegeben, die Elias gebeiſſen, hebt dieſen ſchweren Stein, der im Wege liegt, nicht; denn der Verfaſſer des Briefs wird der Prophet Elias ausdrücklich genannt. Hätte es alſo zwei Propheten des Nahmens hinter einander gegeben, ſo würde wohl dabei ſtehen — der Jüngere, oder ſonſt ſo etwas.

Dis ſind die Gründe, aus welchen Funk das Faktum, Elia's Himmelfart, für ein dichteriſches Produkt hält. Mir war es wichtiger, als die Todtenerweckungen Elia's und Eliſa's, und darum lies ich mir's ſo von ihm wider unſere Gewohnheit verſtändigen. Nun kehre ich aber in mein altes Gleis zurück, und frage, ob die Erzählung, wie ſie da iſt, Glauben ihres Liefererś ſowohl, als ſeines Zeitalters, an ein Fortleben der Todten verrathe. Ich will auf die Bemerkung Verzicht thun, daß hier von keinem Sterbenden die Rede ſei — bei Henochs Wegnahme war auch keine

Rede davon; glaubten denn aber die Hebräer, daß die abscheidenden Seelen aufwärts stiegen, wie Elias, und daß das Schattenreich im Himmel wäre, wohin Elias fuhr? In den Scheol ließen sie ja die Seelen hinabfahren; eine Unterwelt war ihr Todtenreich. Unmöglich kann ihnen also Elia's Himmelfart ein Bild von der Fortdauer des Menschen im Tode gewesen sein, weil sie weder den Tod aller Menschen, noch auch nur den Tod guter Menschen, als einen Seelenaufschwung zum Himmel sich dachten. Wenn sie wenigstens das Letztere noch gedacht hätten! so aber pflegten sie weder den besondern Aufenthalt der Seligen nach dem Tode Himmel zu nennen, noch wußten sie überhaupt von einer Trennung der Guten und Bösen, und von verschiedenen Zuständen derselben im Tode. Den Einwurf, daß man sich doch Henochs Wegnahme als eine Aufnahme von Gott vorstellen sollte, mache ich mir zwar selbst bei dieser Gelegenheit; ich bin aber auch lebendig überzeugt, daß der Verfasser jener alten Urkunde weit vernünftigere und reinere Begriffe vom künftigen Leben gehabt habe, als die israelitische Nation nachher. Wollte man nun sagen, daß diese besseren Begriffe der

Nation eben durch die Erzählung von Elia's Himmelfart hätten beigebracht werden sollen, so, daß sie sich den Tod aller guten Menschen als eine Himmelfart, und den Tod der Bösen nur als eine Scheolfart denken sollte, so ist auch weiterhin in ihrer Geschichte nicht die geringste Spur davon, daß dis von ihr geschehen sei. Man hörte zwar, daß der Herr den Elias im Wetter gen Himmel geholt habe, man erstaunte über das Ausserordentliche, wuste aber nicht, was man dabei denken solle. Daß man geglaubt, er lebe dortoben fort, ist kein Zweifel, weil er nicht gestorben war, und weil man späterhin seine Zurücklunft auf die Erde erwartete; daß aber zwischen den beiden Ideen — „Elias ist gen Himmel gefaren" und „der Mensch lebt im Tode fort" — die geringste Association Statt gefunden habe, will mir nicht in den Sinn. Das Einzige gebe ich zu, daß in der Erzählung von Elia's Himmelfart der Begrif von einem andern Leben gelegen habe, in das ein Mensch gelangen kann; nur war das andere Leben, in welches Elias übergegangen war, ganz und gar verschiden von dem andern Leben, in welches nach damaliger Meinung alle Menschen ohne Unterschied durch den Tod übergingen.

In der israelitischen Volksgeschichte bis zum Exil machten mich noch ganz besonders ein frommer König und sein berühmter Prophet in Betref der Untersuchungen über den Glauben an Unsterblichkeit, oder an Fortdauer, im alten Testament aufmerksam auf sich. Hiskia ist dieser König, und Jesaia dieser Prophet. Es ist mir aber leider mit Beiden schlecht gegangen. Es ist wahr, das Bild, welches von diesem jüdischen König gezeichnet ward, ist gros und schön — einige Schwachheiten abgerechnet, unter denen sein Egoismus die stärkste ist, in welchem er sich so vergas, daß er sich über das künftige Exil der Nation und über die Wegführung seiner eigenen Nachkommen gen Babel darum bald zufriden stellte, weil doch bei seinem Leben im Lande Alles noch ruhig bleiben sollte; um so mehr aber wunderts mich, daß ein Mann auf dem Throne, der so viel Weisheit und aufgeklärte Religiosität besas, daß er sogar die eherne Schlange des Moses, mit der noch immer Gaukelei getrieben ward, zernichtete, sich nichts von höheren menschlichen Erwartungen merken lässt. Wie? keine besondere Gelegenheit hätte er dazu gehabt? Welche Gelegenheit konnte auffordernder dazu sein, als der Besuch,

den ihm Jeſaias an ſeinem Krankenbette machte? Hier zeigt ſichs aber eben, daß die Meinung derer wenigſtens nichts für ſich habe, welche ihm blos ſeines hohen Verſtandes wegen auch eine feſte Ueberzeugung von Unſterblichkeit der Seele, ja, ſogar von Auferſtehung und einem künftigen Vergeltungszuſtande, beilegen. Oder ſoll er etwa ſeine Wiedergeneſung von einer tödtlichen Krankheit, die eine halbe Auferſtehung zu ſein ſchien, als ein Bild ſeiner künftigen ganzen Auferſtehung erhalten haben? ſoll ihm etwa dadurch, daß er zum Lohne ſeiner Rechtſchaffenheit wieder genas, der Vergeltungszuſtand jenes Lebens vorbedeutet worden ſein? Weder hat ihm Jeſaias etwas davon geſagt, noch hat er ſich ſelbſt etwas davon merken laſſen. Es wäre ein ſchöner Ideenübergang eines ſo religiöſen Mannes bei Verlaſſung ſeines ſchweren Krankenlagers geweſen, wenn er auf ſo etwas gekommen wäre; man findet aber nichts davon, und während der Krankheit ſelbſt erweckt er den ſtärkſten Verdacht gegen ſich, daß es ihm ſogar an den dazu gehörigen Begriffen gefehlt, um auf ſo etwas kommen zu können. Was that er, als ihm Jeſaias die Todespoſt brachte? Er drehete ſich gegen die Wand, betete um Tugendlohn durch

längeres Leben, und weinte sehr dazu. Handelt in einem solchen Falle auch wohl ein Mann so, der höhere Aussichten hat, und Tugendsegen jenseits kennt, der über Tod und Grab erhebt? Jesaia aber bediente sich der Erinnerungen an das Bessere, wohin er durch den Tod übergehe, auch nicht, um seine Thränen zu stillen, sondern kam blos bald darauf wieder, und brachte ihm die Nachricht, daß seine Thränen Gott bewegt hätten, ihm noch funfzehen Lebensjahre zuzulegen. So weit geht nur die Krankheitsgeschichte Hiskia's im zweiten Buche der Könige; wehe aber vollends unsern grossen Erwartungen von ihm, sprach Funk, wenn wir zum Buche Esaia kommen, und da sein längeres Krankheitsgebet lesen werden, das nicht nur ein sehr unmännliches, sondern auch ein aller über dis Leben hinausgehenden Erwartungen beraubtes Gemüth verräth!

Endlich kamen wir heute auch noch auf den König Josia, der ein grosses jüdisches Lob erhalten hat. In seinem achten Jahre schon Thronherr geworden, fing er in seinem sechzehnten an, Verehrer des Gottes Davids zu werden; im zwanzigsten schritte er zur Ausrottung des Götzendienstes, und weiterhin bezeigte er sich so eifrig darin,

daß er die Götzenprieſter ſelbſt auf den Altären ſchlachten und verbrennen lies. Das wiedergefundene Geſetzbuch hatte ihn in dieſe heilige Wut für den Jehova geſetzt; für meine Wisbegier aber hat die Erzählung von ihm wenig Mehr geliefert, als die Erzählung vom Hiskia. Seine Prophetin Hulda wuſte auch nichts Tröſtliches von höherer Art für ihn, wie für dieſen ſein Prophet Jeſaia, und der Prophet Jeremia ſang blos Klagelieder über ſeinen Tod. Alles, was Hulda ihm, nachdem er das Geſetzbuch geleſen, und das Anſehen deſſelben wiederherzuſtellen beſchloſſen hatte, eröfnen lies, beſtand darin, daß er zu ſeinen Vätern verſamlet, und mit Frieden begraben werden ſollte, ohne das groſſe Elend zu erleben, das ſeinem Volke bevorſtehe; wie er das Erſtere verſtanden, wer kann es wiſſen?

## Nach der neunten Bibelkonferenz.

Die Bücher Esra, Nehemia und Esther wurden von uns überschlagen, weil mir Funk sein Ehrenwort darauf gab, daß alles Suchen für unsern Gegenstand darin vergeblich wäre. Traurig genug, dacht' ich, als ich dis hörte — wenn das ganze Glaubenswesen der Juden nach dem Exil wieder so anfängt, wie es vor dem Exil aufgehört hat — wenn die Juden in übersinnlichen Begriffen unter den Chaldäern sich nicht weiter verstiegen haben, als daß sie unter dem Himmelsheere, worunter sie sonst die Gestirne verstanden, nun Engel verstehen — wenn Esra als zweiter Moses weiter nichts kann, als daß er den gesamten alten Gottunanständigen Kultus wiederherstellt, und das seit Josua's Zeiten nicht gefeierte Laubhüttenfest ausrufen läßt!

Wir machten uns also an das Buch Hiob. In diesem Buche las mein Vater so gern, und die

Stelle „ich weis, daß mein Erlöser lebt u. ſ. w.“ mus ihm über Alles gegangen ſein; denn er hatte ſie vornan in alle ſeine Bibeln, Gebet- und Geſangbücher geſchrieben, in der Kirche zur Ueberſchrift ſeines Stuhls gemacht, und ſie noch zum Text für ſeine Leichenpredigt verordnet. Ich war ſeither immer der Meinung geweſen, daß Hiob ein ſpäteres Buch ſei — nicht darum, weil es hinter den Büchern Eſra und Nehemia in der deutſchen Bibel ſteht, ſondern weil im Anfange deſſelben Satan vorkommt, den die Juden erſt aus dem babiloniſchen Exil mitgebracht haben; Funk hat mich aber eines Andern belehrt, und mir auf das überzeugendſte dargethan, daß es ein ſehr altes Buch ſei. Wie er meint, ſo mus das Zeitalter des Verfaſſers noch über den Moſes hinaufgehen, und patriarchaliſch ſein. Das Buch ſelbſt hält er für eine Fiktion, bei der etwas Wahres zum Grunde liegen möge, und verſetzt den Schauplatz davon nach Arabien. Er läſſts von einem wirklichen Hebräer gedichtet worden ſein, der in Arabien zu Hauſe geweſen, nach Egipten aber nur gelegentlich Reiſen gemacht. Es iſt die älteſte Theodicee, ſprach er, die wir haben; als ich dis hörte, freuete ich mich ſchon im voraus auf die

darin zu machenden Entdeckungen für unſern Gegenſtand.

Gleich zu Anfange des eigentlichen Buchs ſtöſſt man auf die Vorſtellungen, welche der uralte Verfaſſer vom Schattenreiche und vom Zuſtande der Todten darin hatte, und die hernach durch das Buch fortgehen. Die Todtenwelt iſt hier, wie beim Jakob, eine Unterwelt. In ihr kommen alle Verſtorbene zuſammen, und herrſcht eine tiefe Stille. Alles ſchläft darin, und hat Ruhe; es gibt nur ein allgemeines Schickſal daſelbſt. Die Böſewichter hören da auf mit Toben, die Arbeiter mit Arbeiten, die Leidenden mit Leiden; den Gefangenen erſchallt nicht mehr die Stimme des Treibers, die Knechte ſind frei, Kleine und Groſſe, die Geringen ſo gut, wie die goldreichen Fürſten und Könige, befinden ſich ungeſtört. (Kap. 3.) Ein Land der Stockfinſternis iſt das Land der Todten, ein Land ohne Ordnung, ein Land, wo Mittag und Mitternacht einerlei ſind. (Kap. 10.) Der Scheol iſt ſo tief unter der Erde, wie der Himmel über die Erde hoch iſt. (Kap. 11, 8.) Es gibt darin einen Beherrſcher, einen Fürſten des Todes, einen König der Schrecken. (Kap. 18.) Auch hat die Todtenwelt Thore, von denen

der Dichter Gott ſelbſt zum Hiob ſprechen läſſt. (Kap. 38, 17.)

Man ſieht es dieſen Vorſtellungen an, daß ſie Mehr, als das bloſſe Grab, enthalten; Ahnungen von Fortdauer ſchimmern daraus hervor, aber freilich — von was für einer Fortdauer? Da iſt doch weder vom Empfinden und Denken, noch vom Wollen und Handeln, die Rede. Vergleicht man damit Pindars und Homers Schilderungen des Eliſiums und des Tartarus — wie weit iſt der alte Araber hinter ihnen noch zurück! Das Beſte iſt noch dabei, daß Gott doch in einer Art von Inſpektion darüber erſcheint, und noch über den König der Schrecken hervorragt. „Der Scheol iſt aufgedeckt vor ihm.“ (Kap. 26, 6.) Es kommt nun Alles darauf an, was für anderweitige Aeuſſerungen im ganzen Buche über die groſſe Angelegenheit des Todes angetroffen werden.

Schon Kap. 7, 9. ſpricht Hiob — „wie Wolken ſchwinden und dahin faren, ſo fährt der Menſch ins Schattenreich, und ſteigt nicht wieder herauf.“ Weiterhin ſeufz' er — „mein kleines Leben iſt dahin, und ich gehe hin den Weg, den Niemand zurückmacht.“ (Kap. 16, 22.) Wollte man dis auch noch ganz richtig in der Hinſicht ge-

ſeufzt finden, daß wir auch ietzt bei unſerer vollkommeneren Erkentnis und Hofnung doch auch an keine Zurückkehr auf die Erde denken, ſo fällt mir doch aller Muth, wenn ich Kap. 17. ihn klagen höre — „Was kann ich weiter erwarten, als das Grab? Verweſung, wirds bald mit mir heiſſen, dein Vater, Würmer deine Mutter und Schweſter. Wie kann ich alſo noch hoffen, und was hälfe mir mein Hoffen? Hinunter in den Scheol würde es mit mir faren.“ „Da iſt das beſtimmte Haus aller Lebendigen. Wird Gott wohl ans Grab ſeine Hand wieder legen? Wird man dort wegen Qualen ihn um Erbarmung flehen?“ (Kap. 30, 23.) Und gewis, nur in einem ſolchen Geiſte, wie der iſt, den Aeuſerungen dieſer Art athmen, konnte Hiob, als er ſein unſträflich geführtes Leben ſo wacker ſchilderte, ausrufen — „was gibt mir Gott für Lohn dafür von oben?“ (Kap. 31, 2.) Eine Seele, die voll von klaren Vorſtellungen künftiger höherer Vergeltungen iſt, hätte ja gleich die allergenugthuendſte Antwort darauf bei der Hand gehabt.

Wollte man ſagen, es hätte im Plane des Dichters gelegen, daß Hiob ſich dergleichen Troſt nicht ſelbſt geben ſollte, ſondern daß es ſeinen

Freunden vorbehalten geweſen, ihn darauf hinzuweiſen — wo iſt auch dis geſchehen? Etwa da, als Eliphas zu ihm ſprach — „Siehe, unter ſeinen Engeln findet er keinen ohne Tadel; wie vielmehr werden die, welche in leimernen Häuſern wohnen, von den Würmern gefreſſen werden! Vom Morgen währts mit ihnen höchſtens bis zum Abend; dann ſind ſie dahin" —? (Kap. 4, 19.) Oder da etwa, wo derſelbe Freund den Ausſpruch that — der Menſch werde nun einmal zum Leiden geboren, wie der Vogel zum Fliegen? (Kap. 5, 7.) Wenigſtens hätte Zophar doch damals, als Hiob wünſchte, daß ſeine Klagen mit einem eiſernen Griffel in Blei geſchrieben, oder zum ewigen Andenken in einen Fels gehauen werden möchten, und dann die Lieblingsſtelle meines Vaters — Ich weis, daß mein Erlöſer lebt — die ſeine höheren Hofnungen unumſtöslich erweiſen ſoll, hinzuſetzte, an die groſſe Lehre von einem künftigen beſſeren Leben greifen, und ſie ſeinem leidenden Freunde recht nachdrücklich vorhalten können; er geht aber ganz darüber weg. Und — wo hätte man am erſten erwarten ſollen, etwas davon zu vernehmen, als da, wo der eingebildete jüngere Elihu auftrat, und den übrigen Rednern vorwarf, daß ſie den

rechten Satz, worauf es bei der Rechtfertigung Gottes über Hiobs Leiden ankomme, nicht getroffen hätten, weshalb er ihn nun vortragen, und die reine Vernunft reden lassen wolle? Hiob hatte noch dazu vorher gefragt — was gibt mir Gott für Lohn von oben für meine Tugend? — und die vorigen Gegensprecher hatten zu antworten aufgehört. Hier also ist doch gewis die Aufmerksamkeit eines jeden Lesers aufs höchste gespannt, und man muß einem bündigen Vortrage der allerheiligsten Menschenlehre entgegensehen; aber — auch diese letzte Erwartung schlägt fehl.

Dennoch hat mich Funk auf verschiedene Aeusserungen Hiobs selbst hingewiesen, aus welchen geschlossen zu werden pflegt, daß er vielleicht seine öden Beschreibungen vom Scheol und die damit verwandten übrigen Ausspruche nur im höchsten Unmuth, in dessen Augenblicken er Alles von der finstersten Seite angesehen, hingeworfen, im Grunde aber doch über sein Schicksal nach dem Tode höher gedacht habe.

So spricht er Kap. 9, 26., seine Tage entflöhen, wie ein Nachen. Hiermit, sagt man, habe er auf die Ueberfart angespielt, welche die Egipter ihre Todten auf einem Kahne nach ihren Inseln

machen lieſſen. Wie könnte ich aber ſo etwas darin finden, da dieſe Vergleichung recht in der Mitte anderer Vergleichungen ſteht, die durchaus nur den ſchnellen Vergang des menſchlichen Lebens verſinnlichen ſollen? Nein, wie dieſer durch den vorhergehenden Ausdruck — meine Tage ſind ſchneller, als ein Läufer — und durch den nachfolgenden Ausdruck — ſo ſchnell ſind ſie, wie der Flug des Adlers nach Aeſung — offenbar bezeichnet wird, ſo bezeichnet auch blos ihn, und nichts weiter, der Ausdruck — meine Tage entfliehen, wie ein Nachen.

Von gleichem Gelichter fand ich Kap. 13, 16. „Gott wird ia mein Heil ſein" — ſpricht zwar Hiob da; aber kurz vorher ſprach er — „er wird mich doch erwürgen" — und ſo ſoll Jenes weiter nichts anzeigen, als daß Gott ihn deſſen ungeachtet nicht ohne allen Beiſtand und Troſt in ſeinen Leiden, ſo lange, bis der Tod ſie endigte, laſſen werde. Gewis, ein ſchöner Gedanke eines Mannes, der ſeinen Tod durch Elefantiaſis, unter der er iammern mus, für unvermeidlich hält, und doch noch das Zutrauen zu dem ihn quälenden Schöpfer hat, daß er ihm iede unter den Umſtänden mögliche Linderung ſeiner Schmerzen nicht verſa-

gen werde!: Mehr noch verſprach freilich dem Hiob ſein Freund Zophar, wenn er ihm auf den Fall, daß er ſein Herz beſſern würde, den Troſt vorhielt, daß er alsdann Vertrauen haben könne, daß eine Hofnung vorhanden ſei; (Kap. 11, 18.) wer ſieht aber nicht auch gleich aus dem Zuſammenhange ein, daß Zophar blos Hiobs Wiedergeneſung unter der Hofnung verſtanden habe? Unmittelbar ſetzte er ja auch hinzu, daß Hiob alsdann mit Ruhe ins Grab kommen würde.

Wichtiger iſt ſchon die Stelle Kap. 14, 7. f. f. Man hat aus dieſer einzelne Verſe hier und da herausgenommen und zuſammengeſtellt, und ſie alſo überſetzt — „Dem Baume bleibt ja, wenn er auch abgehauen wird, Hofnung, ſich wieder zu verändern, wieder zu ſproſſen und zu grünen, wie ein neugepflanzter Baum; und der Menſch, wenn er ſtirbt, ſollte ganz verfallen, oder, wenn er den Athem verliehrt, nicht mehr ſein? Wie? wenn ein Menſch entſchläft, ſollte er nicht wieder aufſtehen, und, ſo lange der Himmel währt, nicht erwachen, und nicht von ſeinem Schlaf erweckt werden? Gewis, er wird, wenn er geſtorben iſt, leben! Darum will ich, ſo lange ich kämpfen mus, harren, bis auch meine

Veränderung kommt — bis ich, der abgehauene Baum, wieder bin, wie ein neugepflanzter Baum.“ In der That, ein ſolcher Ausſpruch würde einzig und allein ſchon für die groſſen Hofnungen Hiobs bürgen, und ihn ſogar als einen treuen Anhänger des Auferſtehungsſiſtems hinſtellen, auf das ihn gewiſſe Erſcheinungen im Pflanzenreiche geführt; leider aber nimmt der hebräiſche Text gar nicht den Fragengang, den man hier im Deutſchen findet, und, richtiger überſetzt, und in ihrem ganzen Zuſammenhange, lautet die Stelle weit anders — „Der Baum, wenn er gekölt wird, darf doch noch hoffen, in ſeinen vorigen Zuſtand wieder zu kommen, wieder zu ſproſſen und wieder zu grünen. Sogar, wenn ſeine Wurzel auch in der Erde veraltet, und im Staube ſein Stamm erſtirbt, ſchlägt er vom Duft des Waſſers wieder aus, und treibt, wie ein friſch gepflanzter Baum. Der Menſch aber, ſtirbt er, wird er hingeſtreckt, erblaſſt er — wo iſt er nun? Nicht, wie dem Baume, gehts ihm, ſondern wie den Waſſern und Strömen. Die Waſſer verlaufen ſich, die Ströme verſiegen; ſo legt ſich auch der Menſch hin, und ſteht nicht wieder auf. Bis der Himmel nicht mehr iſt, erwachen die Menſchen

nicht wieder, und werden nicht aus ihrem Schlaf geweckt. Ach, daß du mich in den Scheol verbärgeſt, ſo lange verbärgeſt, bis dein Zorn über wäre, und mir einen gewiſſen Termin ſetzteſt, wo du dich wieder über mich erbarmteſt! Doch — iſt der Menſch geſtorben, lebt er wieder auf? Hoffen wollte ich ſonſt, ſo lange mein Leidenskampf dauerte, bis meine Veränderung, wie die Veränderung des abgehauenen Baums, käme, und ich auch ſo wieder als friſch gepflanzt erſchiene, wie er. Aber nicht alſo! Berge zerfallen, Felſen ſtürzen um, Steine werden vom Waſſer fortgeſchwemmt, Dämme von Fluten zerwühlt — ſo, ebenſo wird des Menſchen Hofnung zernichtet. Du wirfſt ihn um, daß er dahin iſt, du zerſtörſt ihn ganz, und gibſt ihn auf." Trauriger kann ſich doch wohl kein Menſch über ſein Endſchickſal äußern, als ſo.

Die allerwichtigſte Stelle iſt nun die Lieblingsſtelle meines Vaters, Kap. 19, 25. Luther überſetzt — „Ich weis, daß mein Erlöſer lebt, und er wird mich hernach aus der Erden auferwecken, und werde darnach mit dieſer meiner Haut umgeben werden, und werde in meinem Fleiſche Gott ſehen. Denſelben werde ich mir ſehen; meine Au-

gen werden ihn ſchauen, und kein Fremder. Meine Nieren ſind verzehrt in meinem Schos.“ Michaelis überſetzt — „Ich weis, daß mein Erlöſer lebt; ein anderer Ich wird dereinſt aus dem Staube aufſtehen. Meine Haut, dieſer Eiterfras, wird eine andere ſein, und aus meinem Leibe werde ich Gott ſehen.“ Hat Hiob ſo etwas ſprechen können, ſo iſt Alles entſchieden, und es bedarf gar keiner Unterſuchung weiter, ob er Zukunft, Auferſtehung und Vergeltung ienſeits des Grabes geglaubt habe, oder nicht. Wer fragt aber wohl nicht im erſten Augenblick gleich auch nur — wie paſſt dieſe Aeuſerung Hiobs zu allen ſeinen übrigen Aeuſerungen über den Zuſtand im Tode? Wer fragt nicht gleich auch weiter — wenn Hiob ſo ausgebildete höchſttröſtliche Erwartungen einer ſo ſeligen Zukunft hatte, warum tröſtete er ſich denn ſonſt weiter gar nicht damit, ſondern klagte unaufhörlich als ein Rechtſchaffener, daß Gott ihn von oben und der Allmächtige aus der Höhe ſo fürchterlich lohne? Wer fragt nicht endlich auch bald — warum hielt ihn, wie ſchon geſagt, nicht Zophar, wenn er ſeinen Ausſpruch ſo verſtand, wie ihn Luther und Michaelis deuten, dabei feſt, und führte ihn, den ſo kümmerlich leidenden Freund,

nicht in jene Welt mit Inbrunst hinüber, um sich ihn recht an den Vorgenüssen derselben erquicken und laben zu lassen? Die Reden der Freunde Hiobs schliessen sich ja fast immer an seine kurz vorher gemachten Aeuserungen so augenscheinlich an. Das Seltsamste bei der Sache ist, daß man aus dieser Stelle nicht blos Hiobs Glauben an Auferstehung des Fleisches und an künftiges Schauen der Gottheit erwiesen, sondern sie auch zum Diktum probans dafür in der christlichen Kirche erhoben hat, daß eine solche Auferstehung des Fleisches nicht nur bevorstehe, sondern daß auch ein wirkliches Sehen Gottes in jenem Leben Statt finden werde, obgleich ein Apostel Christi mit dürren Worten erklärt hat, daß Niemand Gott gesehen habe, noch iemals sehen werde. Ob man denn gar nicht Hiobs Worte Kap. 42, 5., die doch so verständlich sind, verstehen wollte? Nachdem der Dichter Gott da dem Hiob wirklich erscheinen lassen, lässt er diesen ausrufen — „ich habe dich mit meinen Ohren gehört, und mein Auge sieht dich nun." Fand man denn nun nicht, daß dis wohl auf Hiobs Hofnung, Gott aus seinem Leibe, so zernagt er auch schon wäre, noch zu schauen, Bezug haben möchte? Da der

Dichter eine Gotteserscheinung am Ende einmal aufzuführen beschlossen hatte, so konnte er die Begierde nach ihr und die Hofnung auf sie dem Hiob auch vorher schon in den Mund legen; man muß nur nie vergessen, daß das Buch Fiktion sei, und daß der Verfasser die Reden, welche darin gehalten werden, alle selbst gemacht habe — wer sollte sie denn nachgeschrieben haben, wenn's nicht so wäre?

Man soll sich auf den ersten Blick in den hebräischen Text davon überzeugen können, daß sowohl Luther, als Michaelis, falsch übersetzt haben, und daß die für Hiobs Auferstehungsglauben so oft angeführte Stelle gar keinen Auferstehungsgedanken enthalte. Die beiden nächsten Sätze, welche auf „Ich weis, daß mein Erlöser lebt" folgen, können weder übersetzt werden — „er wird mich hernach aus der Erde auferwecken, und werde darnach mit dieser meiner Haut umgeben werden" — noch — „ein andrer Ich wird dereinst aus dem Staube aufstehen, und meine Haut, dieser Eiterfras, wird eine andere sein." Beides läßt der Originaltext nicht zu, und daher kommts dann auch, daß nie ein Rabbine von dieser Stelle in Hinsicht der Auferstehungslehre Gebrauch ge-

macht hat; welches um so wichtiger ist, da die späteren jüdischen Lehrer Alles, was sich nur von ihnen dazu drehen und verdrehen ließ, aufgesucht haben, um zu beweisen, daß diese Lehre schon eine Lehre ihres Volks in den ältesten Zeiten gewesen sei. Wie? und die vorgeblich wichtigste Stelle im Hiob sollten sie insgesamt übersehen haben, da sie doch sogar daraus, daß Hiob am Ende nur sieben Söhne und drei Töchter wiederbekommen, argumentirten, daß ihm dadurch das künftige Leben aufs neue geoffenbart worden sei? Sie schlossen nehmlich so — „es heißt Kap. 42, 16., daß Gott dem Hiob Alles doppelt wiedergegeben, was er einst gehabt; statt (nach Kap. 1, 3.) der siebentausend Schafe vierzehntausend, statt der dreitausend Kameele sechstausend, statt der fünfhundert Joche Rinder tausend, und statt der fünfhundert Esel auch tausend. Statt der sieben Söhne und drei Töchter aber bekam er blos andere sieben Söhne und andere drei Töchter wieder. Dadurch ward, weil er doch Alles doppelt wieder haben sollte, offenbar ihm angezeigt, daß die verstorbenen Söhne und Töchter dazu gerechnet würden, weil er sie in der Auferstehung wieder erhielte.“ Von Männern,

die auf ſolche Grillen fallen konnten, um nur ihre Hipotheſe zu beweiſen, wär's doch wohl unmöglich zu erwarten, daß ſie auf einen eigenen Ausſpruch Hiobs Verzicht thun ſollten, der, wenn er den Sinn, welchen ihm die chriſtlichen Lehrer untergelegt, wirklich hätte, ihre Hipotheſe ſogleich zur unumſtöslichſten Wahrheit erheben müſte.

Zu neueren Zeiten hat man deshalb die Stelle nicht von einer eigentlichen Auferſtehung, welche Hiob gehofft, ſondern lieber von einer Quaſiauferſtehung, von Wiedergeneſung, überhaupt von Wiederherſtellung ſeines geſamten zeitlichen Glücks, worauf er ſich verlaſſen, zu erklären geſucht; aber auch dieſe Erklärung muſte endlich wieder ihre Liebhaber verlieren. Nicht, als ſtände ihr der Umſtand entgegen, daß Hiob doch Gott zu ſchauen erwartet habe, als welches von dieſem Leben nicht zu verſtehen ſein könne — dieſer Ausdruck lieſſe ſich ja wohl noch auf gut orientaliſch auch dahin deuten; ſondern — ſo wenig es ſich mit ſeinen übrigen Aeuſerungen über den Zuſtand im Tode vereinigen lieſſe, daß er hier mit einem male ſo zuverſichtlich die höchſten Erwartungen auf jenſeits hegen könnte, ſo wenig

wäre es auch mit seinen übrigen Aeuserungen über den irdischen Ausgang seines Schicksals zu vereinigen, daß er hier mit einem male so fest auf Wiedergenesung und Wiederemporkommen diesseits rechnen könnte. Hatte er sich denn nicht seines Lebens längst begeben, und sich blos noch einen baldigen Tod oft genug gewünscht? Hatte er nicht geseufzt — „o daß meine Bitte geschähe, und Gott mir thäte, wie ich wünschte, und mich nur ie eher ie lieber zerschlüge" —? (Kap. 6, 8.) Hatte er nicht gesprochen — „was soll ich mein Leben in der Hand noch tragen, es noch zu erhalten suchen? er erwürgt mich ia doch, und ich habe nichts mehr zu hoffen" —? (Kap. 13, 14.) Sprach er nicht nachher wieder — „ich weis, du wirst mich dem Tode überantworten" —? (Kap. 30, 25.) Wie stimmte auch nur dieser Ausspruch zu einem vorher gethanen der Art — ich weis, daß mein Gesundmacher, mein Wiederhersteller, lebt, u. s. w. —?

Es mus also eine dritte Erklärung seiner berühmten Worte geben, die die richtige ist. Man findet sie auch in der That bald, wenn man nur

geneigt iſt, den Hiob ſein eigener Ausleger werden zu laſſen, ihn durch ihn ſelbſt zu erklären, und den ganzen Gang ſeiner Seele bis auf den damaligen Zeitpunkt genau in Betracht zu nehmen. Hiob hat die vollkommenſte Ueberzeugung davon, daß ſein Ende da ſei, und weis, daß er nichts mehr zu hoffen habe — er gibt ſich auch gern darein, und verlangt herzlich nach ſeinem Tode — nur, daß er mit Allem, was ſein Zeitalter Fluch Gottes, der über Ruchloſe ergeht, nannte, bezeichnet ſterben, und ſo als ein gebrandmarkter Böſewicht bei dem Bewuſtſein ſeiner höchſten Rechtſchaffenheit abgehen, und bei Gott gar kein Recht bekommen ſolle, bis iſts, was ſein ganzes Herz erſchüttert. Richterliches Gehör vor Gott ſelbſt glaubt er wenigſtens mit Recht noch begehren zu können. Bald zweifelt er, daß ihm ſolches gewährt werden werde, bald neigt er ſich zur Hofnung darauf. „Er iſt Gott; wenn ich auch Recht habe, ſo mus ich gleichſam um mein Recht erſt ihn anflehen. Wollte ich ihn auffordern, er ſolle ſich gegen mich rechtfertigen, würde er mich anhören? Ungeſtüm würde er mich wohl gar zertrümmern, und mich nicht einmal zu Odem und zu Worten kommen laſ-

ſen. Wenn ich ihm dann aber auch meine Unſträflichkeit und mein Recht noch ſo auseinander ſetzen dürfte — was würd's helfen? er verdammte mich doch;" — ſo zweifelt Hiob an Erlangung richterlichen Gehörs bei Gott. (Kap. 9.) „Er wird mich erwürgen, das weis ich, und ich wollte, es geſchähe bald, doch möchte ich vorher nur gern noch meine Wege vor ihm ſtrafen, d. h. mich erſt noch vor ihm vertheidigen. Vielleicht wird er mein Heil ſein, vielleicht wird er mich vor ſich laſſen, denn ich bin ja kein Heuchler, daß ich nicht vor ihn dürfte;" — ſo fängt Hiob auf richterliches Verhör vor Gott an zu hoffen. (Kap. 13, 15.) „Meine Freunde ſind meine Spötter, und verdammen mich; ſo weint mein Auge zu Gott. Ja, wenn ich mit dieſem rechten könnte! wenn über den Streit, den er mit mir hat, zwiſchen ihm und mir ſo entſchieden werden könnte, wie zwiſchen ſtreitenden Freunden!" — hier wünſcht Hiob blos richterliches Verhör bei Gott. „Aber ich weis, daß mein Gott, mein Ehrenretter, lebt, u. ſ. w." — hier glaubt Hiob mit voller Zuverläſſigkeit ſolch richterliches Gehör noch zu erhalten. Sein Glaube wird zuletzt gekrönt. Der Dichter läſſt Gott

dem Hiob erſcheinen; Gott gibt ihm das verlangte richterliche Gehör, und rechtfertigt ſich gegen ihn; Hiob ſubmittirt ſich und bekommt den öffentlichen Beſcheid — „Hiobs Freunde haben nicht recht von mir geredet, wie er, mein Knecht; er bitte für ſie, ſo ſoll's ihnen um ſeintwillen nicht gedacht werden." (Kap. 42, 7.) Konnte der Dichter ſchöner ſchlieſſen, als ſo? Iſt ſolchergeſtalt nicht der vollkommenſte Zuſammenhang in der ganzen Geſchichte? Das Uebrige, was dann von Hiobs erfolgtem Wiedergeneſen und noch glänzenderem Wiederemporkommen noch beigefügt wird, mag blos als Verſinnlichung des Satzes, daß Hiob vor Gott Recht bekommen, für ſinnlichgeſtimmte Leſer gelten.

Dieſer Darſtellung der Sache gemäs iſt die Ueberſetzung, welche Funk von der ſchönen Stelle macht, und die, wie er ſagt, dem hebräiſchen Texte — mit Zuziehung einer einzigen Variante im dritten Satze, wo Luther überſetzt: ich werde darnach mit dieſer meiner Haut umgeben werden — ebenfals völlig gemäs iſt. Ich ſchrieb ſie wörtlich nach, und hier iſt ſie — —

„Ich weis, daß ein Rächer meiner Unschuld lebt. Er wird endlich gewis gegen den Staub, gegen euch, meine Verurtheiler, auftreten. Nachdem meine Haut schon zernagt ist, so wirds doch geschehen. Ich werde aus diesem Leibe dennoch Gott schauen. So, wie ich bin, werde ich ihn schauen, schauen mir, d. h. als Freund und zu meinen Gunsten, und nicht als Gegner gegen mich.“ Das Folgende übersetzt Junk dann so — „So sei's immerhin, daß meine Nieren in mir schon verzehrt sind; sprechen werdet ihr alsdann, wenn meiner Sache Grund aufgedeckt sein wird, warum verfolgten wir den Mann? So fürchtet euch vor dem Schwerte, das dann euch treffen wird, damit ihr einsehen lernet, daß ein Gericht sei, oder daß bei Gott Justiz zu finden sei!“

Wie so ganz passt diese Erklärung zu der hernach erfolgten Erscheinung Gottes, zu der Ehrenerklärung, welche Hiob erhielt, zu den Opfern, welche seine Freunde zu ihrer Entsündigung für sich bringen musten, und zu der eklatanten Satisfaktion, die ihm dadurch ihrentwegen geschah, daß er sie von der verdienten Strafe loszubitten beauf-

tragt ward, damit ſie ihm ihre Begnadigung verdanken müſten! Das war doch gewis einmal ausgeübte poetiſche Juſtiz in höchſter Fülle.

Weiter etwas fand ſich im ganzen Buche Hiob über unſern Gegenſtand nicht, und ſo ergab ſich, daß darin weiter nichts vom Glauben an Zukunft enthalten ſei, als blos eine Art von Fortdauer im Scheol, die aber kaum den Nahmen einer Fortdauer verdinet. Fragt man nun, warum nicht hellere und reinere Begriffe vom Fortleben im Tode und vom Zuſtande über den Tod hinaus in ſelbigem vorkommen, ſo iſt die natürlichſte Antwort darauf doch wohl, daß — der Verfaſſer dergleichen noch nicht gehabt haben müſſe. Wer eine Theodicee über das ungerechteſte und iammervollſte Schickſal eines Rechtſchaffenen ſchreibt, welcher noch dazu als ein outrirtes Ideal der Menſchentugend aufgeſtellt wird, der kann unmöglich auf Glauben an eine künftige Welt, die ein glänzenderer Schauplatz der göttlichen Gerechtigkeit ſein wird, dabei Verzicht thun — ſobald er ſelbſt dergleichen Glauben wirklich hat. Es wäre ia auch einer vernünftigen und aufgeklärten Den-

weise weit angemessener gewesen, wenn der Verfasser seinen Leidenshelden sich durch Aussichten in künftige vollkommenere Ordnung der Dinge in einer höhern Welt moralischer Wesen, die sich doch noch beweisen lässt, hätte beruhigen lassen, als daß er ihn durch eine Erscheinung Gottes aufrichtet, die blos in das Kindesalter der Menschheit zu verweisen ist.

Wer könnte den Einfall auch nur wahrscheinlich finden, daß der Dichter den Plan gehabt, zu zeigen, wie ein guter Mensch auch ohne Glauben an ein künftiges höheres Leben in den gehäuftesten schrecklichsten Leiden seine Tugend unerschütterlich behaupten möge? Dann hätte er seinen Helden doch wenigstens nicht gleich anfangs seinen Geburtstag verwünschen lassen müssen. Lieber hätte er ihn also doch recht innig an Unsterblichkeit und an Vergeltung jenseits des Grabes glauben lassen mögen; damit ihm der einzige Gedanke gleich — der Tag des Todes ist der Tag der zweiten besseren Geburt — seinen ersten Geburtstag ehrwürdiger gemacht hätte. Ich weis auch gar nicht, wie man darauf komme, dem Verfasser des Hiob so einen Plan unterzulegen. Will man etwa den

Glauben an ein künftiges Leben als wirklich entbehrlich zeigen? Dahin möchte man's iedoch wohl schwerlich bringen; am wenigsten aber so ganze nicht, als die Menschen sichs nicht einfallen lassen, Erscheinungen der Gottheit wieder zu haben.

Für ganz unter aller Kritik halte ich vollends die Meinung, daß dem Hiob vom Dichter darum alle Aussichten in eine bessere Welt gleichsam verschlossen worden wären, damit seine Tugend ohne allen Anstrich von Eigennutz bestände, und er so als ein Beispiel hingestellt würde, daß die Tugend blos ihrer selbst wegen geübt werden müsse, und auch geübt werden könne, und daß sie alle Motive für sich auch nur aus sich zu schöpfen habe. Braucht man, um diese Hipothese wirklich lächerlich zu machen, weiter etwas, als zu entgegnen — so lis, was Hiob Kap 30, 2. spricht: „was für Lohn gibt mir Gott von oben? Sollte nicht der ärgste Böswicht von ihm lieber so behandelt werden, wie ich?" Es wäre also wenigstens dann dem Hiob gegangen, wie es Allen geht, die eine von allen Rücksichten auf sich selbst völlig reine Tugend auszuüben vorgeben.

und sich dann bei vorkommenden äuſerſtgroſſen Ungerechtigkeiten, welche das Schickſal an ihnen begeht, überlaut beſchweren, und ſich ſo doch am Ende als Menſchen in wahrer Natürlichkeit zeigen.

## Nach der zehnten Bibelkonferenz.

Nun zum jüdiſchen Geſangbuche! — Wie der Hiob meinem Vater in der altteſtamentaliſchen Bibel am beſten gefiel, ſo hatten mir in meiner Jugend die Pſalmen immer am meiſten darin gefallen. Die Gelegenheit dazu gab, daß ich die ſieben Bußpſalmen bei meinem Hofmeiſter auswendig lernen muſte; dis machte, daß ich mich weiter darin umſah. Tauſendmal wünſchte ich, ſie im Hebräiſchen leſen zu können, und die Muſik, welche zu ihnen gemacht worden, mit angehört zu haben. Mein Hofmeiſter beſtärkte mich in meiner Neigung zu dieſer alten poetiſchen Blumenleſe dadurch noch mehr, daß er ſie mir als eine Samlung von Anfang der Welt an beſchrieb, und mir Pſalmen zeigte, welche Adam ſogar ſchon gedichtet; und es iſt mir noch, wie heute, daß ich für einen Einwand, den ich ihm dagegen machte, einen derben Verweis bekam. Das habe zum Ebenbilde Gottes gehört, ſprach er, daß Adam aus dem

Ein Jeder hätte Psalmen singen können, und einer der ärgsten Freigeister, Grotius, habe sogar nicht daran gezweifelt, daß wir dergleichen noch von ihm hätten. Nachher habe ich die Sache auf sich beruhen lassen; Funk hat mir aber heute sowohl hierüber, als auch über die Psalmen überhaupt, ganz andere Begriffe beigebracht.

Wie er mir bewiesen, fangen diese erst mit Davids Zeitalter an. Selbst der neunzigste, welcher in der Ueberschrift dem Moses zugeeignet wird, muß von einem späteren Verfasser sein; denn er gibt die Lebenslänge seines Zeitalters nur auf siebenzig, höchstens achtzig, Jahre an, Moses selbst aber soll ja hundert und zwanzig Jahre alt geworden sein, und Josua, sein Nachfolger, noch hundert und zehen Jahre. Dafür reicht jedoch die Psalmensammlung auch viel weiter hinaus, als ich gedacht; über den Nehemia noch weg freilich nicht, bis dahin aber gewiß. Der hundert und sieben und zwanzigste z. E. beschreibt offenbar das überstandene babilonische Exil. Vom David selbst stammen gewiß sehr viele dieser Lieder ab; der ganze achtzehnte Psalm war ja schon 2 Sam. 22. befindlich, wo er ausdrücklich ihm zugeeignet, und auch die Gelegenheit dazu beschrieben wird. Nei-

neswegs rühren aber alle, über welchen er als Verfasser genannt wird, auch wirklich von ihm her; er würde sich nicht nur sonst selbst zuweilen zu übertrieben gelobt haben, wie doch seine Weise nicht war, sondern er hätte auch das Exilium, das er gewis noch nicht einmal fürchtete, und die Zerstörung des Tempels, der zu seiner Zeit noch nicht einmal existirte, schon beiammert. Vielleicht hatte bei dergleichen Psalmen, die offenbar nicht von ihm sein können, die Ueberschrift „ein Psalm Davids" nur den Sinn, daß sie auf Davids Manier, oder im Davidischen Tone, gedichtet wären. Mit den Psalmen, welche dem Asaph zugeschrieben werden, mag sichs zum Theile auch wohl so verhalten; diejenigen aber, über welchen vollends Salomo steht, sind nicht von ihm, sondern auf ihn, ihm zu Ehren, gemacht. Bei Vielen ist gar kein Verfasser genannt; es können aber doch wohl darunter auch wirkliche Davidische sein. Dieser Umstand, und daß auf die Ueberschriften keineswegs immer fester Verlaß zu nehmen, ist mir in der That bei den Untersuchungen über meinen Gegenstand sehr unwillkommen; denn ich hätte gern wissen mögen, wem und in was für ein Zeitalter jede im Psalmbuche vorkommende Aeuserung über

den Zuſtand im und nach dem Tode eigentlich gehöre. Da dis nun aber einmal nicht ſein kann, ſo mus ich mich darein fügen.

In den Pſalmen findet man ebenſo Thore des Todes, wie im Hiob. Der Tod erſcheint als Jäger, und ſein Fallſtrick, den er den Menſchen legt, ſind beſonders anſteckende Seuchen. Der Scheol iſt tief; Belial herrſcht darin, und ſeine Ströme brauſen. Man gelangt durch ein enges finſteres Thal dahin, und, wer urplötzlich ſtirbt, der fährt gleichſam lebendig in den Scheol.

Von dieſen Beſchreibungen der Todtenwelt ſind dann in den Pſalmen auch die Bilder hergenommen, unter welchen gehabte Todesgefaren und Rettungen aus ſelbigen vorgeſtellt werden. So ſpricht David — „du erhebeſt mich von den Thoren des Todes" — (9. 14.) „des Todes Fallſtricke umgaben mich, Belials Ströme ſchreckten mich" — (18. 6.) „deine Güte iſt gros, du haſt mich errettet von der Tiefe des Scheols" — (86. 13.) So heiſſts in andern Pſalmen — „du errettest mich vom Fallſtrick des Jägers" — (91. 3.) „Netze des Todes hatten mich umgeben, die Engen zum Scheol faſſten mich ſchon" — (116. 3.) „du haſt mich aus dem Scheol geführt; du haſt

mich lebendig erhalten" — (30. 4.) „du machst mich wieder lebendig, und holst mich wieder aus den Tiefen der Erde herauf" — (71. 20.) Beiläufig sieht man auch aus den letzteren Stellen, daß bei dem Wiederlebendigmachen, welches dem Jehova zugeschrieben wird, auch dann, wenn es allein da steht, nicht an eine künftige Auferstehung zu denken sei, sondern daß es blos Rettung aus der allergrössesten Lebensgefar anzeige, wodurch dann freilich einem schon für verlohren gegebenen Menschen gleichsam das Leben von neuem geschenkt wird.

Dis nun vorausgeschickt — wie steht es um den Zustand der Todten selbst im Scheol? was für Begriffe machen sich die jüdischen Dichter von dem Leben nach dem Tode? was findet sich bei ihnen für Unsterblichkeit, Auferstehung, Vergeltung jenseits, u. s. w.?

Hier folgt eine gute Reihe von Stellen, die darüber Licht geben, aber freilich — kein sanftes Licht. . . Psalm 6. 5. spricht David — „Werde wieder gnädig, Herr, und rette mein Leben! denn im Tode preiset man dich nicht, im Scheol — wer dankt dir da?" Ps. 39. 14. betet er — „las ab von mir; ich möchte mich gern

noch einmal erquicken, ehe ich dahin gehe, und nicht mehr bin!" Ps. 30, 10. heisst — „was ists weiter mit mir, wenn ich todt bin? kann auch wohl der Staub dir danken, und deine Treue rühmen?" Ps. 88. 6. seufzt Heman — „mir gehts, wie den Erschlagenen, die im Grabe liegen, deren du nicht mehr gedenkst, und die von deiner weiteren Fürsorge ganz ausgeschlossen sind" und V. 11. hebt er noch einmal an — „wirst du den Todten bewundernswürdig sein? werden die Rephaim, die Aufgelösten, zu deinem Lobe wieder aufersthen? wird man im Grabe deine Güte, im Abaddon, im Scheol, deine Treue verkündigen? wird im Grabe deine grosse Macht erkannt werden, und deine Gerechtigkeit im Lande der Vergessenheit?" Ps. 115, 17. wird gesagt — „nicht die Todten werden dich loben, nicht die, die dahin steigen, wo Alles schweigt und stumm, sondern wir, wir Lebendigen nur, loben dich." Ps. 146, 4. liesst man — „vom Menschen geht der Geist aus, und der Mensch muss zur Erde zurück; dann sind dahin alle seine holden Gedanken." Auch soll es wieder David sein, der Ps. 144, 3. Gott fragt — „was ist denn am Menschen, dass du dich seiner so annimmst? der Mensch ist ja wie Nichts, und sein

Sein vergeht, wie ein Schatten." Pſ. 13, 4. ſpricht er von einem Todesſchlafe, verſteht aber nicht darunter das Hinüberſchlummern in iene Welt, ſondern einen ewigen Schlaf, von dem man nimmermehr wieder aufwacht, dergleichen Jeremia Kap. 51, 39. anführt.

Das ſind traurige, man möchte ſagen, zum Scheol ſelbſt niederwerfende, Vorſtellungen, wie von Natur und Werth des Menſchen, ſo auch vom Zuſtande im Scheol, von Art und Weiſe menſchlicher Fortdauer im Tode, und von Allem, was der Menſch nach dieſem Leben noch zu erwarten hat. Da iſt keine Verbindung zwiſchen uns und Gott weiter; wir gedenken Gottes nicht mehr, und Gott gedenkt unſer nicht mehr. Da iſt ein ganz unnützes Beiſammenſein mit Unſersgleichen; man handelt nicht mehr, und hat nicht einmal Kraft zu handeln, man ſchweigt neben einander, und theilt einander ſeine Gedanken nicht mit. Da gehört man ſich ſelbſt nicht einmal zu; man hat nicht nur keine hohen Ideen, keinen Sinn für's Bewundernswürdige, Groſſe und Schöne, man hat auch gar keinen Verſtand, kein Gedächtnis, kein Bewuſtſein, kein Gefühl. Wer erſchrickt nicht vor ſo einem Glauben ans Zukünftige?

„„Muß denn dis aber auch wirklich der Glaube jener Dichter darum gewesen sein, weil sie zuweilen seine Sprache führten, und sich so ausdrückten, als wenn sie ihn hätten? So, wie er hier ganz zusammengesetzt aufgestellt ward, erscheint er doch nirgends in den Psalmen; es ist offenbar ein Bild, wozu man die einzelnen in selbigen zerstreuten Züge auf das sorgfältigste gesammlet zu haben scheint, um nur ein recht grelles Ganzes zu formen. Was berechtigt hierzu? Und — folgt daraus, wenn David sich gern noch einmal erquicken will, ehe es so weit mit ihm käme, daß er nicht mehr sei, daß er den Zustand im Tode für nichts Besseres, als für ein Nichtsein, gehalten habe? Sprechen nicht noch christliche Dichter, wenn sie einen Todten besingen — er ist nicht mehr —? Mißdeutet man auch dis wohl so, daß man sie für Ungläubige an Fortdauer im Tode deshalb erklärt? Folgt ferner daraus, daß Heman, wenn er in Augenblicken, wo ihn die Liebe zum Leben und der Unmuth darüber, daß er diese Welt, die er so schön, so voll von Gottes Güte und Segnungen, findet, schon verlassen soll, die Lage der Verstorbenen so schauderhaft schildert, und nichts, als Hülflosigkeit, und

Aufgegebensein von Gott, in ihr antrift, daß er auch in freieren und ruhigeren Augenblicken diese Meinung gehabt, und wirklich davon überzeugt gewesen sei? So würde vieleicht von allen ienen älteren Dichtern Griechenlands und Roms, von welchen es doch gewis ist, daß sie noch über das Grab hinaus hoften, keiner übrig bleiben, den man nicht mit Heman in eine Klasse bringen müste, weil ihnen zuweilen ähnliche Schilderungen des Todtenzustandes entfielen, die wir doch wohl gar ihrer poetischen Schönheit wegen ietzt noch bewundern. Bei vielen traurigen, oder gar gräßlichen Abbildungen des Todes und des Zustandes nach ihm, die in den Psalmen vorkommen, hat auch offenbar die Nebenidee eines unnatürlichen, gewaltsamen, oder gar gewaltsam und plötzlichen Todes mitgewirkt; was man nicht das, was doch blos auf die Rechnung dieser zu setzen ist, von der Sache abziehen? Ja, wie? wenn sogar der von Davids Zeit an so feierlich und für die Sinne so bezaubernd eingerichtete öffentliche Kultus an manchen vorzüglichgrellen Aeuserungen den stärksten Antheil hätte? Von diesem trennte allerdings der Tod, und diese Vorstellung bewirkte dann, daß man ihn so kläglich sich dachte, und für so ver-

„wünschenswerth hielt. Daher dann wohl etwa hauptsächlich Aussprüche der Art — die Todten loben dich, Herr, nicht, sondern wir Lebendige nur loben dich. Wäre dis aber so, wen könnts weiter wundern, wenn Hemman, der Sangmeister, vorzüglich den Todtenzustand Ps. 88. von dieser Seite ins Auge fasste, und wenn David selbst, der Aufrichter des erhabenen Gottesgesangs und der prächtigen Gottesmusik, sich an ihn anschlos?" "

Diese Einwürfe sind in der That erheblich, und ich fühle ihre Erheblichkeit ganz; liessen sich aber nur mehrere andere Umstände und Erscheinungen im Psalmbuche damit vereinigen! David z. E. selbst beschreibt uns das ganze Heil, das er sich wünscht, und an dem er genug hat, so, daß dabei auch nicht ein einziger seiner Blicke in eine künftige Welt fällt; er weis von keinen höheren Freuden ienseits, und schränkt sich blos mit seinem Herzen auf diese Welt ein. Ein ausfürlicher Beleg dazu ist der ein und zwanzigste Psalm. „Du gibst mir Alles, was mein Herz wünscht" hebt er da an; worin lässt er dis Alles nun aber selbst bestehen? Es besteht darin, daß er eine goldene Krone trägt, ein langes Leben führt, grosse

Ehre geniesst, überall gelobt und besungen wird, Segen aller Art empfängt, sich am sinnlichen Kultus und an der Bundeslade erquickt, worunter er die Freuden des Antlitzes Gott versteht, alle seine Feinde überwindet, und den Königsthron in seiner Familie befestigt; — hiermit schliesst sich das gesamte Wünschen seines Herzens.

Ferner — alle Ausübung göttlicher Gerechtigkeit, deren in den Psalmen gedacht wird, schränkt sich ebenfals blos auf diese Welt ein. Gericht, ja, Gericht wird in selbigen zwar feierlich, oft fürchterlichfeierlich, von Gott gehalten, und als von Gott gehalten vorgestellt; wie lautet aber die Beschreibung davon vom David z. E. oder vom Assaph? Vom David lautet sie so — „Jehova ist Weltrichter, ein gerechter Richter ist er, ein Gott, der täglich droht. Bekehrt man sich nicht, so wetzt er sein Schwert, spannt seinen Bogen, legt einen vergifteten Pfeil drauf, und zielt zum Verderben. Siehe, wer mit Bösem schwanger geht, der gebährt vergeblich. Wer Andern eine Grube gräbt, der fällt selbst hinein. Der Frevel, den er ausüben will, trift seinen eigenen Scheitel. Drum preise ich dich in deiner Gerechtigkeit, du Allerhöchster." (Ps. 7.) Vom Assaph

lautet es also — „Jakobs Gott, vor deinem Schelten sinken in tiefen Schlaf die Wagenrüstungen. Schrecklich bist du, und, fängst du an zu zürnen, wer kann stehen vor dir? Wenn du das Urtheil vom Himmel herab sprichst, so erschrickt die Erde und feiert tiefe Stille. Das Wüten der Menschen gereicht dir nur zur Ehre, und, je ärger sie wüten, desto mehr machen sie, daß du dich als Richter an ihnen verherrlichst." (Ps. 76.) Nach einem göttlichen Gerichte über den Tod hinaus, nach Ausfüllung der Lücken, welche die Ausübung der Justitz des Weltregirers hier läßt, auf einem ihrer vollkommeneren Schauplätze, sieht man sich im Psalmbuche vergeblich um. Alles wird darauf reducirt, daß es nach langem Uebermuthe den Bösen am Ende doch hier noch böse, und den Guten nach langem Leiden am Ende hier doch noch wohl gehe. „Ich sah einen Gottlosen, singt David; er war ein Wüterich, und breitete sich dabei aus mit der Fülle des Lorbeerbaums; hernach iedoch war er dahin. Betrachte aber den Frommen, sieh den Gerechten an — ihm gehts zuletzt gut. Die Gottlosen werden zuletzt ins Verderben gestürzt." (Ps. 37.) Solche Vorgänge, die doch gewis nicht zur Tagsordnung in der Men-

ſchenwelt gehören, ſollen dann hinreichend ſein, daß die Welt ausruſe — „es iſt ia Gott noch Richter auf Erden.“ (Pſ. 58. 12.) Alſo — Gott immer nur Richter auf Erden! Auch Aſaph, der über das Misverhältnis der Schickſale der Menſchen zu ihrer Moralität nicht eher fertig werden konnte, bis er ins Heiligthum Gottes ging, oder in die Geheimniſſe der Weltregirung eindrang — was wollte er hiermit ſagen? War's nicht daſſelbe? „Ich merkte auf das Ende, ſprach er; die Gottloſen werden plötzlich zu nichte, und nehmen ein Ende mit Schrecken.“ Durch dieſe Bemerkung wird doch in der That nicht das groſſe Räthſel des Menſchenlebens gelöſet; nur der Blick nach iener Welt hin deckt die Geheimniſſe der Weltregirung auf.

Wer hat auch wohl ie das Pſalmbuch durchgeleſen, und nicht bei ſich ſelbſt gedacht — „hundert und funfzig Pſalmen, und kein einziger darunter, der dem höheren Glauben ausdrücklich gewidmet wäre!“ — ? Liegt denn dieſer Glaube von der Sphäre des menſchlichen Denkens etwa ſo weit ab, daß es nur ſelten geſchehen mögte, daß man auf ihn kommt? Wie? Dichter ſollten nicht wenigſtens zuweilen recht ausdrücklich

auf ihn kommen, ihn ganz an ihr Herz drücken, ihre Fantasie damit einzig und allein füllen, und dann sich den Ausströmungen ihres Enthusiasmus dafür überlassen? Wie? unter so vielen Dichtern, als derer sind, welche an dem jüdischen Psalmbuche gearbeitet haben, sollte dich nicht wenigstens Einer thun? Bedarf es nun keines Beweises dafür, daß nichts so im Stande sei, die ganze Seele eines religiösen Dichters an sich zu fesseln, als Aussichten in die Ewigkeit — was ist aus jener Erscheinung zu schliessen?

Doch möcht's noch sein, daß sich unter den hundert und funfzig Psalmen keiner fände, der der grossen Menschenlehre ganz gewidmet wäre, gäbe es nur nicht im ganzen Psalmbuche so viel Plätze, wohin die Erwähnung derselben doch wahrhaftig gehörte, die gleichsam für sie auch erst offen gelassen zu werden schienen, hernach aber doch mit andern Ideen besetzt wurden! So würde man z. E. die grössere künftige Bestimmung des Menschen doch mit Recht wohl da erwähnt zu finden erwarten, wo David die erhabene Würde des Menschen, die er als göttlich hinstellt, besang. (Ps. 8.) Man würde sie da zu suchen berechtigt sein, wo er die Gottheit und ihre Gnadenerwei-

sungen an die Tugendhaften so herrlich lobt. (Ps. 33.) Man würde sie aus eben dieser Ursache noch mehr Ps. 34. und Ps. 37. anzutreffen glauben. Man würde schlechterdings meinen müssen, daß sie die Antwort auf der Stelle für Davids Frage — „Herr, womit soll ich mich trösten?“, sein würde. (Ps. 39. 8.)

Was ist das ferner, daß der ein und neunzigste Psalm sich nicht mit der Verheissung des ewigen Lebens schliesst? Alle andere Verheissungen, selbst die der speciellsten Providenz, werden da dem auf Gott vertrauenden Frommen gegeben — nur an dieser fehlts. Es ist, als hätte sie noch kommen sollen, um den Klimax vollkommen zu machen, und als wäre Alles dazu vorbereitet — „ich bin bei ihm in der Noth — ich will ihn herausreissen — ich will ihn zu Ehren bringen — ich will ihn sättigen mit Leben und“ — — hier war der Platz, wo die erhabenste Idee erscheinen sollte, hier erwartet man sie gleichsam mit Zuverlässigkeit; an ihrer Statt aber erscheint eine allgemeine Idee, die blos alles Vorhergehende noch einmal zusammenfasst — „so will ich ihm zeigen mein Heil.“ — Was ist das, daß der Schluss des hundert und

zweiten Pſalms nicht anders lautet? „Du bleibſt, heiſſts da, wie du biſt, und deine Jahre nehmen kein Ende, und — deine treuen Verehrer werden in ihren Kindern auch bleiben, und ihre Nachkommenſchaft wird vor dir gedeihen;“ warum läſſt der Dichter die treuen Verehrer Gottes nicht ſelbſt bleiben? warum wendet er nicht das ſchöne Bild von Verwandlung der Himmel, das ihm noch vorſchwebte, auf ihren Tod an? — Was iſt das, daß David im hundert und neun und dreiſſigſten Pſalm, wo er Bau und Bildung des menſchlichen Körpers ſo bewundernswürdig findet, nicht auf die noch weit bewundernswürdigere Natur des menſchlichen Geiſtes kommt, und daß er, nachdem er Gott die Anzahl ſeiner Tage ſchon beſtimmen läſſt, ehe noch der Erſte davon da war, nicht auf die Fortdauer übergeht, welche Gott für ihn nach dem Letzten dieſer Tage noch beſtimmt habe? Er verleitet noch obendrein wirklich den Leſer, zu glauben, daß dis geſchehen werde; denn er fährt gleich fort — „ach, und wie köſtlich, Gott, ſind deine Plane — wie unüberſehbar für mich!“ — nun, denkt man, wird der groſſe Gedanke kommen, es kommt aber ein ganz anderer — „wenn ich erwache, bin ich noch bei dir.“ Warum ſprach

er nicht — „wenn ich einſt entſchlafe, bin ich noch bei dir“ —?

Auch der liberalſte Leſer, der es dem königlichen Dichter nicht nur, ſondern den ſämtlichen Pſalmendichtern, von Herzen gönnte, wenn ſie den ſtärkſten und aufgeklärteſten Glauben an ein höheres künftiges Sein gehabt hätten, ia, der es ſogar wünſchte, daß ſie ihn gehabt haben möchten, kann, wenn er alles hier Geſagte erwägt, kein anderes Urtheil fällen, als — „nach dieſen Anſichten hat ſich ihnen noch keine künftige Welt geöfnet; laſſen ſich alſo nicht etwa noch Stellen finden, die eine günſtigere Meinung von ihnen beibringen können, ſo iſt über ihren Glauben an eine ſolche der Stab gebrochen.“

Sollte es denn aber wirklich dergleichen Stellen gar nicht geben — gar nicht? Sollte im ganzen Pſalmbuche nirgends Hofnung auf ienſeits leuchten — auch nicht einmal aufdämmern??? Funk, der mir alle iene Stellen kontra vorlegte, handelte als ein biderer Mann, und legte mir auch diejenigen vor, welche man für Stellen pro zu erklären pflegt. Er ſah dazu aus, wie ein Mann, der einem Andern eine heimliche Freude zu machen geſorgt hat; doch überlies er, während daß er ſie

übersetzte, auslegte und kommentirte, Alles dabei meinem eigenen Urtheile. Man müsse sich wohl in Acht nehmen, setzte er hinzu, daß man nicht seine eigenen Ideen erst den Dichtern unterlegte — denn sonst ginge es Einem so, wie es den Alten gegangen wäre, die das jüdische Psalmbuch zur ersten christlichen Dogmatik vor Christi Geburt erhoben hätten; man müsse aber auch nicht gleich von der Voraussetzung ausgehen, David und Konsorten hätten sich von einem künftigen Leben noch gar nichts träumen lassen.

Also — zur Sache! Ps. 21, 5. finde ich nichts für mich. Nicht, als wenn ich die Worte — „der König bittet dich um Leben, und du gibst's ihm — langes Leben gibst du ihm immer und ewiglich" — auf den Messias deutete; ich deute sie wirklich auf David selbst, der sie gesprochen. So wenig ich aber, wenn er nach Ps. 145. Gott immer und ewiglich loben will, darin einen Beweis für seinen Glauben an ewige Fortdauer antreffe, so wenig auch hier. Das „immer und ewiglich" hat bei den Hebräern gar den unermeßlichen Sinn nicht, und bedeutet blos eine sehr lange Dauer, sehr langes Anhalten. Wie es also dort eigentlich heißt — ich will dich auf das an-

haltendste loben, so heisſts auch hier — Gott gibt dem König ein lange anhaltendes, sehr lange daurendes Leben.

Ebenso gehts mir mit Pſ. 34, 22. „Den Gottloſen tödtet das Unglück, und verurtheilt werden die Feinde des Rechtſchaffenen; ſeiner Verehrer Seele aber erlöſet er, (ſeinen Verehrern rettet er das Leben) und wer ihm vertraut, bleibt unverurtheilt.“

Auch finde ich nichts für mich Pſ. 41, 13. „Mich erhältſt du meiner Rechtſchaffenheit wegen, und ſtellſt mich vor dein Angeſicht ewiglich, (haſt ſtets genaue Aufſicht auf mich).“ Auch nichts Pſ. 42, 3. „Mich verlangt innigſt nach Gott, nach dem lebendigen Gott; wann werde ich kommen und Gottes Angeſicht ſchauen dürfen?“ Der fünfte Vers hat die Erklärung hiervon — „gar zu gern möchte ich wieder hinwallen mit dem Volke zum Hauſe Gottes.“ Auch nichts Pſ. 90, 3. „Du ſprichſt: kommt wieder, Menſchenkinder.“ Unmittelbar vorher heisſts — du bringſt die Menſchen zum Staube zurück; alſo — „und ſprichſt: kehret dahin zurück, woher ihr kamt.“ Und — ſo übergehe ich eine Menge von Stellen noch, die völlig von gleicher Art ſind, und oft,

wie die letztere, sogar das Gegentheil von dem enthalten, was man darin zu finden meint.

Lieblicher tönt blos Ps. 116, 15. „Theuer und werth (etwas sehr Wichtiges) ist in Jehovens Augen der Tod seiner Heiligen.“ So verhält sichs auch mit Ps. 89, 48. „warum willst du alle Menschen umsonst geschaffen haben?“ Aber freilich, wenn man einen Assaph Ps. 73, 25. hört — „Was hätt' ich im Himmel, und was könnte mich auf Erden ergötzen, wenn du nicht wär'st? So mögen Leib und Geist verschmachten, du, Gott, bleibst doch immer die Zuflucht meines Geistes und mein Theil“ — so ists, als hätte man den Mann vor sich, und läse in seinen Augen höhere Erwartungen. Es scheint unmöglich, daß eine Seele sich so äußern könne, ohne von dergleichen Erwartungen voll zu sein.

Nun folgen noch drei Stellen, zwei Davidische, und eine von einem Ungenannten, deren Werth für meine Materie ich doch im Ernst für zu tief durch die neuesten Exegeten und Kritiker herabgesetzt halten muß. Hier sind sie — —

Ps. 16, 8 — 12. (David) „Mir ist Gott zur Seite — ich werde bleiben. Drum freuet sich mein Herz, und mein edlerer Theil (meine

Ehre, überſetzt Luther) iauchzt, auch mein Leib ruht ſicher; denn du wirſt mich nicht dem Scheol überlaſſen — wirſt nicht den, der ſich dir widmete, ganz vernichten. Den Weg zum Leben wirſt du mir zeigen — Freudenfülle bei dir, immerwährende Wonne an deiner Seite!"

Pſ. 17, 13—15. (David) „Erhebe dich, Herr, gegen meine Feinde, überwältige, bändige ſie; rette mich aus der Ruchloſen Gewalt durch dein Schwert — aus der Gewalt ieuer Weltmenſchen, deren Theil nur in dieſem Leben iſt. Mit deinen Vorräthen magſt du immerhin ihren Bauch füllen, mit Kindern magſt du ſie ſättigen, ihren Nachlas magſt du auf ihre Nachkommen forterben laſſen; ich will dafür als ein Gerechter nach dir blicken, ich will mich ſättigen am Erwachen als dein Bild."

Ich weis wohl, daß man die erſtere Stelle von der Hofnung blos erkläre, welche David gehabt, daß Gott ſein Leben trotz aller Verfolgungen des Saul und anderer Feinde noch erhalten werde; auch weis ich, daß man die letztere auf den Vorzug deute, deſſen ſich David rühme, daß er nehmlich es lieber mit dem Gottesdienſte, als mit den weltlichen Gütern, halte, und ſich lieber an der

Gnadengegenwart Gottes beim Morgenopfer, als an andern Dingen, sättige; mir scheinen doch aber diese Erklärungen den Sinn beider Stellen nicht zu erschöpfen. Besonders hat mir auch Funk gesagt, daß die Uebersetzung alsdann in der letzteren, welche so lauten müsse — ich will mich sättigen beim Erwachen (des Morgens) an deinem Bilde — dem Bau und dem Geiste der hebräischen Sprache nicht angemessen sei.

Die dritte Stelle ist Ps. 49, 15—16. „Die Gottlosen liegen im Scheol wie Viehheerden — der Tod weidet sie; die Frommen aber werden bald über sie herrschen. Ihre Zuflucht ist dahin — im Scheol bleibt ihre Wohnung; mich aber wird Gott erretten aus der Gewalt des Scheols, denn er nimmt mich zu sich auf.“ Es würde doch gewis sehr schwer halten, diese Stelle ebenfals blos von Lebenserhaltung in gewöhnlichem Verstande zu erklären; denn am Ende hat ja der ungenannte Dichter so gut sterben müssen, wie die Gottlosen, wie hätte er sich also eines Vorzugs vor ihnen rühmen können? Daß aber angedeutet werden sollte, er hätte nur länger zu leben gehofft, als die Gottlosen, liegt gar nicht im Zusammenhange, und es ist hier wenigstens gar nicht die Rede da-

von, daß die Gottloſen früh ſterben müſten. Wie ſtark, wie deutlich ſind alſo die beiden Gegenſätze — der Gottloſen Wohnung bleibt der Scheol — und — mich aber nimmt Gott auf. Auch breitet das Ende des Pſalms nicht wenig Licht über das Ganze aus — „der Menſch ſamt ſeiner Würde, dem Verſtand gebricht, fährt dahin, wie das Vieh.“

Freilich bleibt der Einwand, warum — wenn dieſe Stellen wirklich Glauben an höhere Zukunft enthielten — die Pſalmendichter ſo äuſerſtſparſam mit dergleichen Aeuſerungen geweſen wären, unausweichlich; das fühle ich ſelbſt mehr, als zu ſehr. Könnten aber nicht vielleicht gerade ſolche Pſalmen, in denen ſie vorkamen, vorzüglich für die Sauler verlohren gegangen ſein? Doch iſt auch dis wiederum weiter nichts, als — ein Vielleicht. Beſagten aber die angeführten Stellen in der That etwas von höherem Belang, ſo würde auch aus ihnen, beſonders aus der letzten, folgen, daß man ſich die Fortdauer guter Menſchen im Tode weſentlich anders gedacht habe, als die Fortdauer der böſen. Dieſen hätte man alsdann nur eine ſolche Forteriſtenz im Scheol angewieſen, die nicht viel beſſer iſt, als der Tod ſelbſt; und,

ſo wär's erklärt, warum alle Strafiuſtiz Gottes nur auf dieſes Leben beſchränkt worden, inmaſſen die Böſen ſich im Scheol in einem Zuſtande befänden, der ſie unempfänglich für weitere Strafen machte — in einem Zuſtande, zu welchem verdammt zu werden, die letzte mögliche Strafe ſelbſt wäre. Sollte alsdann aber nicht auch etwa der Ausruf — „mich nimmt Gott auf" — noch gewiſſermaſſen der alten Erzählung vom Henoch nachhallen?

## Nach der eilften Bibelkonferenz.

Die heutigen Sachen hatte ich mir ganz anders gedacht. Woran es Salomo's Biographen hatten fehlen laſſen, das vermutete ich in ſeinen eigenen Schriften deſto reichlicher anzutreffen. Salomo, der Weiſeſte unter den Weiſen, wie unter den Königen, ſeines Zeitalters — Salomo, der Gatte einer Prinzeſſin aus dem Lande des heiligen Menſchenmiſters — — und hier nun drei Werke hinter einander, die allzumal Kinder ſeines Geiſtes ſind — — ſo dacht' ich, als wir uns ſetzten; wie verwunderte ich mich aber, als mir Funk darthat, daß wir es nur in dem erſten davon, und zwar auch nur zum Theile, mit ihm zu thun hätten, und daß die beiden übrigen aus weit ſpäteren Zeiten herſtammten! So reitzte dann auch jenes meine Neugier heute vorzüglich; beſonders, da es Funk durchgängig für eine Samlung von Sprüchen lauter alter, und mitunter wohl der älteſten Weiſen erklärte.

Ich gestehe es gern, daß ich den sogenannten Sprüchwörtern Salomo's den Geschmack nicht abgewinnen kann, welchen mein ehrwürdiger Freund daran findet; inzwischen mag die Schuld wohl davon an mir liegen. Was darin in Hinsicht des Gegenstandes unserer eigentlichen Untersuchung vorkomme, interessirt mich auch freilich am meisten.

In diesem Buche gibts so wenig, als in allen vorigen biblischen Büchern, ein Motif zur Tugend, das von einer künftigen höheren, oder auch überhaupt nur von einer noch künftigen, Bestimmung des Menschen hergenommen wäre. Irdisches Glück begrenzt allen Lohn der Rechtschaffenheit, und ist ihr auch immer zur Seite; auf irdisches Unglück wird alle Strafe der Lasterhaftigkeit, das ihr ebenfals immer auf den Fus folgt, zurückgebracht. „Die Gerechten bleiben im Lande wohnen, die Gottlosen aber werden daraus vertilgt" — dis ist die Summe aller Gottesjustiz; (Kap. 2, 21.) an weitere Vergeltung, als dissents des Grabes, wird nicht gedacht. Einen schönen moralischen Gedanken las ich zwar Kap. 3, 11. — „Verwirf die Zucht des Herrn nicht; wen der Herr lieb hat, mit dem macht er's, wie's ein Vater

mit ſeinem Sohne macht, an dem er Wohlgefallen haben will" — aber nach der wahren Anwendung davon, das unſere moraliſche Ausbildung durch unverſchuldete Leiden uns lieb ſein müſſe, weil wir in ihr ewig fortſchreiten ſollen, ſieht man ſich auch hier noch viel zu früh um.

Die Vorſtellungen vom Tode und vom Scheol ſind in dieſer Sprüche- und Räthſelſamlung dieſelben, wie in den Pſalmen und im Hiob. Dem Tode werden Stricke beigelegt, dem Scheol finſtere Kammern und groſſe Untiefen. Die Todten werden Rephaim, Aufgelöſete, genannt. Der Scheol iſt ein Abadon, eine ungeheure Oede; er verſchlingt Alles, und iſt unerſättlich. Doch iſt er auch hier, wie im Hiob, Gott untergeordnet; „Scheol und Abadon ſind aufgedeckt vor ihm." (Kap. 15, 11.)

Das iſt gewis, daß die Natur und Einrichtung dieſes Buchs keinen förmlichen Vortrag der groſſen Menſchenlehre von höheren Erwartungen verſtattete; aber — doch auch gar keinen Vortrag derſelben? Wie kann, wenn man auch weiter nichts erwähnen wollte, ein von dergleichen Erwartungen wahrhaftig erleuchteter und erwärmter Tugendlehrer das Heilsbild, in welchem

ůch die Tugend ihren Verehrern zeigt, wirklich ausmalen und vollenden, ohne auch nur einen Strich von ihnen auf ſelbiges aufzutragen? Zwar findet man Kap. 10., wo dieſes Bild mit dem Jammerbilde des Laſters auch einmal zuſammengeſtellt wird, den Ausſpruch — „der Gerechte beſteht ewiglich" — man weiß nun aber ſchon, was der alte Hebräer unter ſeinem Ewiglich verſtand, und wenn man's noch nicht wüſte, ſo lehrte es doch hier gleich der Gegenſatz vorher — „der Gottloſe iſt einem Wetter gleich, das ſchnell vorüber geht."

Deſto überraſchender iſt dann aber auch die Stelle Kap. 14, 32. — „der Laſterhafte ſtürzt in ſeinen Laſtern dahin; der Tugendhafte aber iſt auch in ſeinem Tode getroſt." Ich ſage, dieſe Stelle überraſche hier den Leſer auf die angenehmſte Weiſe, weil ſie, wie eine einzelne abgeriſſene Sentenz, daſteht, und weder mit dem Vorhergehenden, noch mit dem Folgenden, zuſammenhangt. Daß man hier überſetzen ſolle — „der Gerechte flieht zu ſeinem Tode" — würde doch nur dem Hebräiſchen nach ſo zu verſtehen ſein müſſen, als nähme er ſeine frohe Zuflucht zum Tode, oder betrachtete den Tod als ſeine liebe Zuflucht, und ſo

wär's daſſelbe. Man müſte alſo ebenfals fragen — warum betrachtet er ihn ſo? — wie man mit Recht auch fragt, warum iſt der Tugendhafte in ſeinem Tode getroſt? Zu antworten — darum, weil er den Tod als den Hafen betrachten mag, wo er endlich vor allen Stürmen des Schickſals ſicher iſt — paſſte auf keinen Fall zu dem Siſtem, welches im ganzen Buche herrſcht, und nach dem der Tugendhafte in dieſem Leben das beſte Schickſal hat; ſo, wie es daſſelbe Kapitel, in welchem dieſe Stelle ſteht, auch ſehr ausfürlich darthut. Weit eher ſchickt es ſich doch wohl, anzunehmen, daß durch den Ausſpruch — auch, wenn's zum Sterben kommt, iſt der gute Menſch noch getroſt — den beſchriebenen Auszeichnungen, die ihm lebenslang das Schickſal gäbe, gleichſam noch die Krone habe aufgeſetzt werden ſollen. Den Tod aber hier figürlich blos von groſſem Unglück zu verſtehen, wäre ia ſonderbar, und auf ſolche Weiſe könnte man ieden höheren Wink aus der hebräiſchen Bibel wegdemonſtriren. Funk verhehlte mir aber auch nicht, daß Viele das Getroſtſein des Tugendhaften im Tode noch blos von dem Muthe erklärten, welches ihm ſein gutes Gewiſſen und die Ueberzeugung von der Gnade, in der

er bei Gott stehe, gewährten; eine solche Erklärung ist aber doch gewis für iene Alten zu hoch gegeben. Hierzu gehört eine feinere Moral, als die ihrige war, und eine Gnade Gottes, die sie nicht weiter segnen sollte, kannten sie gewis nicht. Wo sie sich Gnade Gottes denken sollten, da muste auch Viel von Gott zu hoffen sein. Was sollte denn aber der sterbende Gerechte im Geringsten noch zu hoffen haben, um sich mit der Gnade Gottes so aufrichten zu können? Sogar also diejenigen, welche diese Erklärung angeben, müssen dabei noch Erwartungen göttlicher Gnaden erweisungen nach dem Tode voraussetzen. Ich für mein Theil bin daher fest überzeugt, daß der schöne Gedanke — „der Tugendhafte ist auch in seinem Tode getrost" — mit der Assaphschen Aeusserung — „wenn mir auch Leib und Geist verschmachten, u. s. w." — genau verwandt sei. Beide sind gewis in einem Geiste gedacht; wär's nun gar, daß iener Gedanke, weil er so ganz abgerissen und einsam da steht, eine recht uralte Sentenz gewesen, die der Sammler mitaufgenommen — welch ein holdes Vorlicht wäre schon auf die älteste Welt gefallen!

Nicht daſſelbe Licht aber will mir in der Sentenz Kap. 15, 24. ſcheinen. „Der Weg des Lebens geht aufwärts, um klug zu machen, auf daß man meide den Scheol unterwärts.“ Hier iſt dann wohl weiter nichts geſagt, als daß man vernünftig leben müſſe, um ſo lange, als möglich, zu leben.

Nun zum zweiten Buche, dem ſogenannten Prediger Salomo's! Der Verfaſſer dieſes Buchs gehört, wie mir Funk — ich weiß nicht, ob ich ſagen ſolle, ſehr gelehrt, oder ſehr handgreiflich, vielleicht beides — bewieſen hat, wenigſtens in das Zeitalter Eſra's erſt. Er ſchrieb blos unter der Firma „Salomo,“ verrieth aber ſein viel ſpäteres Leben auf allen Seiten. Mir ſchwebte aus meinen Jugendjahren die berühmte Stelle darin — Kap. 12, 7. — vor Augen; pfui, rief ich daher ganz erſchrocken aus, als mir Funk Kap. 3, 18 — 22. vorlas. „Ich dachte bei mir ſelbſt darüber nach, daß Gott die Sache mit dem Menſchen ſo eingerichtet habe, daß ſie ganz ſo wie die Sache mit dem Vieh ausſieht; denn Menſch und Vieh haben gleichen Ausgang. Wie das Vieh ſtirbt, ſo ſtirbt er auch; es iſt einerlei Geiſt in ihnen, und der Menſch hat vor dem Vieh gar nichts

voraus. Alles ist nichtig; alles kommt zuletzt an denselben Ort. Aus Staub ist Alles gemacht, und zu Staub wird Alles wieder." Funk, als er mein empörtes Wesen sah, bat mich zwar fortzulesen — „Wer weis, ob des Menschen Geist aufwärts, und der Geist des Viehs unterwärts, steige?" — ich las aber auch gleich noch weiter — „drum ists das Klügste, der Mensch mache sich lustig, denn damit ist er abgefunden" — und wiederholte mein Pfui.

Hier horchte ich dann sehr auf, als mir Funk begreiflich machen wollte, daß das Buch offenbar ein Wechselgespräch sei, weil bald Ich, bald Du, darin vorkämen. Es sprächen darin, sagte er, ein Forscher und ein Lehrer; wo der Redegang mit Ich wäre, da spräche der Forscher, und wo durch Du geredet würde, da spräche der Lehrer. Die Stelle also, setzte er hinzu, welche mich jetzt befremdet hätte, gehöre dem Forscher zu, und müsse blos als hingeworfen von diesem, den der Verfasser überhaupt mit Fleis Alles übersehen liesse, betrachtet werden.

Hum, wenn das ist?! — versetzte ich, und wir lasen weiter. Im neunten Kapitel ward ich schon wieder stutzig, als ich las — „die Lebenden

wiſſen, daß ſie ſterben müſſen, die Todten aber wiſſen von gar nichts mehr, und ſind auch keines Lohns mehr empfänglich" — ich ſah aber gleich noch einmal zurück, und fand, daß es der Sprecher durch Ich ſpreche. Unmittelbar drauf kam nun der Imperatif wieder zum Vorſcheine, und ſo trat der Sprecher durch Du, der Lehrer, ein; da erwartete ich alſo mit Recht, daß der Forſcher ins Gleis zurückgewieſen werden werde; wie erſchrack ich aber nun noch mehr, als bei der erſten Stelle! „So is und trink, und mache dich ſo luſtig, wie du kannſt. Genies das nichtige Leben, ſo lange du es haſt; denn das iſt Alles für dich. Raſch geh' an jedes Beginnen; denn im Scheol, wohin du fährſt, iſt weder Kunſtwerk, noch Kunſt, weder ganze, noch halbe Vernunft." Das iſt ja noch ärger vom Lehrer nach geſprochen, rief ich aus, als der Forſcher vorſprach, und Funk — ſchüttelte über ſeine Wechſelsgeſprächshipotheſe ſelbſt den Kopf. Ich will dieſe nun zwar deswegen nicht für grundlos halten; aber das iſt dann doch wohl nun erwieſen genug, daß man die düſtern Urtheile über das Schickſal des Menſchen im Tode, welche im Koheleth vorkommen, nicht dadurch rechtfertigen möge, daß ſie

blos der Forscher, der Sprecher durch Ich, gefällt, und zwar um, um vom Lehrer, dem Sprecher durch Du, widerlegt zu werden.

Angenehm war's mir iedoch auch schon gewesen, den Sprecher Lehrer. Kap. 5. 7. zu hören — „wenns ungerecht im Lande hergeht, so las dichs nicht zu sehr empören, es gibt noch einen Höheren über die Hohen". — und so freuete ich mich auch hernach, wie er Kap. 11. 9. dem Sprecher Forscher bei dem Genusse des iugendlichen Lebens die Weisung gab, zu bedenken, daß Gott ihn über selbigen vor Gericht führen würde; doch ruhete ich erst völlig und ganz mit Freuden von meinem Misvergnügen über die bisherige Lektüre am Schlusse des Buchs aus.

„Schon Kap. 3. V. 7. schien mir einen Lichtstrahl zu enthalten, wie er mir bis auf diesen Augenblick in der Bibel nicht vorgekommen wäre. „Der Staub kehrt wieder zur Erde, wovon er gewesen ist, und der Geist kehrt wieder zu Gott, der ihn gegeben hat." Wenn auch weiter nichts in diesen Worten läge, als was der dürre Buchstabe gibt, so wär's doch schon Etwas von Belang. Leib und Geist werden hier nicht allein verschieden von einander gedacht, sondern

erhalten im Tode auch ein ganz verſchidenes Schickſal. Der Verfaſſer des Kohelet kriecht nicht blos um den öden, düſtern Schaol her, ſondern ſchwingt ſich ſchon bei Todesgedanken auch himmelwärts, zum Vater des Lichts und des Lebens auf. Hiermit vertragen ſich dann nicht mehr die Fallſtricke und Schlagnetze des Todes und ſeine ganze Jägerei — auch nicht Belial und ſeine Ströme. Muß denn auch ſchlechterdings die zweite alte Urkunde von Schöpfung des erſten Menſchen herbeigeholt werden, um den bis hieher in ſeiner Art einzigen Ausſpruch zu erörtern, ſo, daß, wie es in jener heiſſt — Gott blies dem Menſchen Odem in die Naſe, und der Menſch lebte — es hier auch nur heiſſe — der Odem kehrt zu Gott, der ihn einblies, zurück, und der Menſch ſtirbt —? Die alte Urkunde war ja doch immer da geweſen; warum hatte ſie noch Niemand vorher auf die Beſchreibung des Todes ſo angewendet? Iſt dis etwa Pſ. 146, 4. geſchehen, wo es heiſſt — „des Menſchen Geiſt geht wieder aus, und der Menſch muß wieder zur Erde werden" —? Da finde ich nichts davon, daß der Geiſt wieder zu Gott zurückkehre, der ihn gegeben habe. Oder etwa Pſ. 31, 6., wo David betet — „in

deine Hände befehle ich meinen Geist" — ? Hier ist wieder vom Tode nicht die Rede, sondern vielmehr von Bewahrung des Lebens, die Gott leisten soll; „du kaufst mich gewis (aus der Gewalt meiner Feinde) los, Herr, du treuer Gott," heisst's gleich nachher. Wenn nun vor dem Exil keine Todesbeschreibung der Art vorkommt, wird man nicht veranlasst, zu glauben, daß sie erst im Exil gelernt worden? Die Chaldäer mögen immerhin nicht so weise gewesen sein, wie Viele sie sich denken; klüger aber, als die Juden, waren sie gewis, und, wenn doch Pausanias ausdrücklich von ihnen berichtet, daß sie nur zuerst Unsterblichkeit der Seele gelehrt, so mögen sie sich dabei gedacht haben, was sie wollen, sie dachten doch Mehr dabei, als die Juden, wenn diese blos vom Ausgehen des Geistes im Tode sprachen.

Was der Verfasser des Kohelet darunter verstanden, wenn er den Geist des Menschen wieder zu Gott zurückkehren lässt? — ja, das ist freilich die Frage. Nur glaube Niemand, daß er damit gemeint, wie der Leib zur Erde zurückkehre, so kehre der Geist auch zur Luft, zum allgemeinen Luftbehälter, zum Odem der Odem, zurück; ihm war warlich Gott Mehr, als so etwas, und, wie

er ihm nicht nur Selbſtſtändigkeit, ſondern auch moraliſche Eigenſchaften, zuſchrieb, ſo forderte er auch die Menſchen zur höchſten Verehrung Gottes auf. Auch ſchon der Zuſatz — der den Geiſt gegeben hat — macht dergleichen Erklärungen widerſinnig. Daſſelbe gilt auch davon, daß man den Ausſpruch ſo verſtehen will, als kehrte der Geiſt zur Gottheit als ein Partickelchen von ihr zurück, oder als vereinigte er ſich wieder mit der Quelle alles Seins, oder als verlöhre er ſich wieder in der unendlichen Fülle des allgemeinen Weltgeiſtes. Man darf doch in der That nur die ganze Stelle recht unbefangen leſen. — der Staub kehrt wieder zur Erde zurück, dergleichen oder wovon er geweſen iſt, und der Geiſt wieder zu Gott — heiſſts da denn auch etwa, dergleichen oder wovon er geweſen iſt? So müſt's doch in der That heiſſen, wenn hier Pantheiſmus vorgetragen würde; allein es heiſſt — der ihn gegeben hat.

Es kommt nun aber noch der Schlus des Buchs dazu, der nicht nur gleichſam das ganze Buch aufſchlieſſt, ſondern auch den eigentlichen Sinn der betrachteten Stelle ſehr unverkennbar beſtimmt. „Laſſt uns alles bisher Geſagte in ei-

ner Summe hören — ſei gottesfürchtig und halt Gottes Gebote, dis gebührt ſich für alle Menſchen; denn Gott wird alles Menſchenthun, auch das verborgenſte, vor Gericht bringen, es mag gut, oder böſe, ſein.“ Hier wird offenbar Vergeltung gelehrt; eine ſo vollkommene Vergeltung aber, wie hier angekündigt wird, gibts nach des Verfaſſers eigener Ueberzeugung in der gegenwärtigen Welt nicht. „Da ſind Edle, die in ihrer Tugend ihr Verderben finden; da ſind Böſewichter, denen das Laſter die dauerhafteſte Wohlfart gründet.“ (Kap. 7, 26.) „Es gibt Gerechte — ihnen gehts, als thäten ſie Werke der Ruchloſen; es gibt Ruchloſe — ihnen gehts, als thäten ſie Werke der Gerechten.“ (Kap. 8, 14.) Sollen alſo alle Werke von Gott vor Gericht gebracht werden, auch die verborgenſten? — und welcher Beobachter des Menſchenlebens wird' vollends zugeben, daß dieſes hier geſchähe? — ſo mus ein zukünftiger Zuſtand gemeint ſein, in welchem die vollkommenſte göttliche Gerechtigkeitspflege erſt noch der Menſchheit bevorſteht. Dieſer iſt aber nur bei fortdauernder menſchlicher Perſönlichkeit, und wenn der Menſchengeiſt als ein vernünftiges und moraliſches We-

ſen forterliſtirt, keineswegs aber dann, zu denken, wenn es im Tode um das Sein als beſondres und für ſich beſtehendes Weſen gethan iſt, und wenn der Geiſt zur Luft, aus der er nur beſtanden haben ſoll, oder in die Gottheit, von der er blos ein Ausfluß, oder eine Partickel, geweſen ſein ſoll, zurückkehrt. Der Schluß des Kohelet kündigt alſo den Glauben des Verfaſſers an ein der Vergeltung fähiges Leben nach dem Tode an, und entſcheidet zugleich dafür, daß der Ausdruck — der Geiſt geht wieder zu Gott, der ihn gegeben hat — anzeigen ſollte, der Geiſt überdaure den Körper, und daure als ein denkendes Weſen und als ein Glied der moraliſchen Welt bei Gott fort. Wie der Verfaſſer das „bei Gott“ ſich ausgelegt habe — vermuthlich hat er ſich einen Ort gedacht, wo Gott beſonders gegenwärtig ſei — und ob er geglaubt, der Geiſt exiſtire ohne irgend einen neuen Körper fort, oder nicht, darüber läßt ſich freilich nichts beſtimmen; genug, er hat durch ſeinen Glauben an ſelbſtſtändige und wirkliche Fortdauer des Geiſtes mit allem Zubehör deutlich bekannt.

Ich geſtehe es recht gern, daß ich ehedem dieſer Meinung nicht war, ſondern die hier angege-

dene Zurückkehr des Geiſtes zu Gott wie die vorher angegebene Zurückkehr des Körpers zur Erde verſtand; das irrt mich aber in meiner gegenwärtigen Ueberzeugung nicht weiter. Damals hatte ich über die Sache noch nicht ſo nachgedacht; jetzt denke ich alſo anders über ſie, weil ich anders über ſie denken muß. Jetzt glaub' ich, daß der Ausſpruch im Prediger Salomo's — „der Staub kehrt zur Erde zurück — der Geiſt zu Gott" — ein ſchöner Vorlaut von dem Ausſpruche des Weiſen, der ſich ſelbſt über den Salomo ſetzte, geweſen ſei — „fürchtet euch nicht vor Menſchen, die nur den Leib tödten, aber die Seele nicht tödten mögen!" Was ich doch nun in der Bibel finden muß, das will ich auch in ihr finden, und ich fühle keinen Beruf in mir dazu, Männern der Vorwelt, ſie mögen von einer Nation ſein, von welcher ſie wollen, höhere Erkenntnis ſchlechterdings ſtreitig zu machen, wenn ſie auch noch ſo deutliche Winke von ihr gäben. — —

Das ſogenannte hohe Lied Salomo's, gleichfalls ein Produkt aus ſpäteren Zeiten, gab uns zu weiter keiner Bemerkung Anlaß, als daß ſein Dasſein im Kanon des alten Teſtaments ein ſonder-

klarer Beweis davon sei, daß die Juden nach dem Exil bei Samlung desselben Alles, was nur von Nationalschriften zu finden war, zusammengestoppelt haben müssen.

## Nach der zwölften Bibelkonferenz.

Ganz unerwartet war mir wieder die Darstellung, welche Funk vom Jesaias, als biblisches Buch betrachtet, machte. Es war mir nie eingefallen, zu denken, daß darin etwas Anderes enthalten sein könne, als was von dem Propheten dieses Nahmens selbst herrühre; wie stehts aber nun um die Sache? Wirkliche Jesaiasche Weissagungen oder Orakel sind nur die Grundlage des Buchs, und stehen auch zu Anfange desselben; dann folgen Geschichtserzählungen, die blos den Propheten betreffen, und keineswegs von ihm selbst herrühren, sondern nur hinzugefügt wurden, um Alles ihn Belangende bei einander zu haben; und zuletzt stehen lauter Orakel von andern Propheten, deren Nahmen man zur Zeit der Zusammensetzung des Buchs, die erst nach dem babilonischen Exil geschehen ist, nicht mehr kannte. Selbst in die Reihe der eigentlichen Jesaiasschen Weissagungen sind fremde eingeschaltet worden. Funk

bewies mir dis Alles so sonnenklar, daß ich auch keinen Augenblick länger daran zweifeln konnte. Den tiefsten Eindruck machte er dadurch auf mich, daß er mir zu überlegen gab, ob Jesaias von dem Ende eines chaldäischen Staats hätte sprechen können, da zu seiner Zeit noch kein chaldäischer Staat einmal existirte, inmassen die Chaldäer erst lange nach seinem Tode von Babilon Besitz genommen, und er sie selbst als ein Volk beschreibe, das im Grunde noch für kein selbstständiges Volk angesehen werden könne. Uebrigens lehrts ja auch der Augenschein gleich, daß die letzten sechs und zwanzig Kapitel aus dem babilonischen Exil herstammen müssen, und so kommts mir nun, wenn die Rede noch davon sein könnte, daß sie dem Jesaias zugehörten, gerade so vor, wie mit den Psalmen, welche von demselben Exil handeln, und dem David zugehören sollten.

Diese veränderte Ansicht der Sache hat nun allerdings auf meine Untersuchungen über die Aeusserungen, welche im ganzen Buche über den Zustand nach dem Tode etwa vorkommen, einen mir höchst unangenehmen Einflus. Wenn ich denke, daß ich eine Aeuserung des Jesaias darüber finde, so ists oft eine fremde, und, statt sein Zeitalter

doch wenigstens sprechen zu hören, höre ich die Stimmen der verschidensten Zeitalter. Das Beste ist also, daß ich im Ganzen zwar nur von dem Buche, das Jesaias heisst, weiter rede, aber doch auch gelegentlich auf die verschideuen Sprecher darin Seitenblicke thue.

Im Buche Jesaias also — steigen die Schatten ebenfals, wie in der ganzen biblischen Lektüre seither, unter die Erde hinab. Der Scheol hat seine Thore, Gemächer und innersten Abhegungen; er zieht, wie durch einen unwiderstehlichen Odemzug, Alles an sich, sperrt den Rachen weit auf, und verschlingt Alles ohne Ausnahme. Seine Bewohner können Gott nicht loben, sind auch keines göttlichen Unterrichts mehr empfänglich. Wer stirbt, der kommt zum Frieden und zur Ruhe in seiner Kammer. Der Tod zerstört das Lebenszelt, und reisst den Lebensfaden ab; diese letztere Vergleichung findet man im Jesaias zuerst.

Welch ein Gebet ist das Gebet des genesenden Hiskia Kap. 38., das man hier ausfürlicher, als im zweiten Buche der Könige, findet! Wie drückt es so ganz und gar eine Seele aus, die über den Tod hinaus auch gar nichts weiter erwartet, und deshalb auf dem Krankenbette zu mehr als weibis

ſchem Winſeln und Girren ihre Zuflucht nimmt? Gern lieſſe man es hingehen, daß geſagt würde — Abraham weis von uns nichts, und Iſrael kennt uns nicht — (Kap. 64, 16.) dis lieſſe ſich noch vieleicht immer ſo erklären, daß man in der Unterwelt nicht die Nachkommen auf der Oberwelt kennen möge; ob gleich des Todtenbefragens, als einer alſo noch üblichen Sache, anderwärts wieder gedacht wird. Gern ſähe man auch über die Stelle weg — „laſſt ab vom Menſchen, der Odem in der Naſe hat; denn was iſt er werth?“ (Kap. 2, 22.) — auch dis könnte man von der gewiſſen Sterblichkeit der Menſchen verſtehen, weshalb keiner auf Groſſe und Mächtige ſein Vertrauen ſetzen ſolle, weil ſie zwar leben, iedoch eſt bald dahin ſind. Aber — „die Gerechten werden weggeraft, ehe noch das Unglück eintritt, und die rechtſchaffen gelebt haben, entgehen noch zu rechter Zeit der Noth in Frieden, und ruhen dann in ihren Kammern“ — (Kap. 57, 1.) — wie klingt dis? Iſt das der ganze Lohn der Tugend, daß ihren treuen Verehrern eine gnädige Lebensverkürzung widerfare, bei der ſie dann doch wenigſtens den Vortheil haben, groſſes Elend nicht zu erleben, und darunter mitzuſeufzen? So könnte

man in der That jeden verkümmerten menschlichen Embrio noch weit seliger und am allerseligsten preisen, weil er das Glück gehabt hätte, daß ihm nie auch nur ein Finger wehgethan.

Dafür kann ich doch wohl des Beweises überhoben sein, daß Propheten verbunden gewesen wären, ein so sinnliches Volk, wie die Juden waren, nicht nur nach und nach zur übersinnlichen Welt zu erheben, sondern ihnen auch ausdrückliche Vorträge über menschliche Fortdauer im Tode und über einen künftigen Vergeltungszustand zu halten. Besonders hätte ein Mann, wie Jesaias, sich dis zur Pflicht machen müssen, wenn es auch das Prophetenhaupt, Moses, noch zu unterlassen für gut gefunden. Wo ist aber dergleichen im ganzen Buche Jesaias zu finden? Das Befremdendste dabei ist besonders noch, daß der grossen Menschenlehre auch dann nicht einmal von ihnen gedacht wird, wenn die Umstände und der Gang ihrer eigenen Rede sie offenbar dazu reitzten und fast zwangen. Bei den erhabenen Beschreibungen z. E., welche man Gott Kap. 41. und Kap. 45. von sich selbst machen lässt, wird sie schon zum Unwillen des Lesers vermisst, da sie doch noch dazu daselbst den stärksten Effekt gethan haben

würde. Kap. 46, 4. heiſſts blos — „ja, ich will euch tragen bis ins Alter, und bis ihr grau werdet; ich will's thun, will tragen und retten" — warum wird hier nicht das Gemählde der Providenz durch ſie vollendet? „Ich, ich bin euer Tröſter, ſpricht ein Prophet Kap. 51, 12., warum fürchtet ihr euch vor Menſchen, die doch ſterben?" — hätt's hier nicht gröſſere Wirkung gethan, wenn es geheiſſen: die den Leib nur tödten, aber die Seele nicht tödten können? — „warum richteſt du nicht deinen Sinn auf den, der dich gemacht hat?" — hätt's hier nicht weiter heiſſen ſollen: und der dich zu ewiger Fortdauer beſtimmte —? Wo hätte aber wohl das groſſe Wort von jener Welt mehr erſchallen ſollen, als zuletzt Kap. 58, 8., wo das auf Zurückkehr zur Tugend folgende Menſchenheil ſo ſchön beſchrieben wird? „Alsdann wird dein Licht hervorbrechen, wie die Morgenröthe, und dein Wohlſtand wird ſchnell wieder auſſproſſen; deine Gerechtigkeit wird vor dir her gehen, und die Herrlichkeit des Herrn wird dich zu ſich nehmen." Man denke ja nicht, daß das Letztere etwa von höherer Bedeutung ſei; es heiſſt weiter nichts, als — Gott wird dich mit ſeiner Gnadengegenwart umfangen — und

das Folgende paſſir ſonſt auch nicht — „dann wirſt du rufen, und der Herr wird dir antworten, und, wenn du nach ihm ſchreieſt, wird er gleich ſprechen, hier bin ich.“ Das ſteht dann wohl noch da, daß man bauen werde, was lange wüſte geweſen, und daß man Grund legen werde, der für und für bleibe; an das Für und für bleiben der Grundleger ſelbſt aber wird nicht gedacht. Was ſoll man aus ſolchen prophetiſchen Weglaſſungen der groſſen Menſchenlehre, an ſolchen Orten vorzüglich, wohin ſie ſchlechterdings gehört hätte, denken?

Doch will ich gegen dieſe Prophetenorakelſammlung mich ſo wenig der Ungerechtigkeit ſchuldig machen, als gegen irgend eins der vorhergegangenen bibliſchen Bücher, ſondern von ganzem Herzen die Fingerzeige verfolgen, welche mir Funk zu ihren Gunſten gegeben hat.

Den altgeſinnten chriſtlichen Dogmatikern überlaſſe ich es zwar, Kap. 66, 24., alſo ganz am Ende noch, in dem Wurme, der nicht ſtirbt, und in dem Feuer, das nicht verlöſcht, die Hölle, ſo, wie in dem Ausſpruche, die Herrlichkeit des Herrn wird dich zu ſich nehmen, den Himmel, zu finden, und ich ſollte denken, der gleich folgende al-

letzte Gedanke — „allen Lebendigen werden sie ein Greuel sein" — müste ihnen gleich aus ihrem christlichen Traume helfen; aber schon in dem Ausspruche — „Egipten ist Mensch, und nicht Gott, und seine Rosse sind Fleisch, und nicht Geist" (Kap. 2, 3.) — finde ich etwas für mich. Hier ist dann doch Geist gewis etwas ganz Anderes, als bloser Odem, oder bloße Lebenskraft; dergleichen hatten die egiptischen Rosse auch. Mensch und Gott sind Gegensätze — so auch Fleisch und Geist; folgte also nichts weiter aus dieser Gegeneinanderstellung, so folgt doch dis daraus, daß der Prophet, der so sprach, Esaias selbst nehmlich, schon zwischen Leib und Seele einen sehr wichtigen Unterschied gemacht habe. Auf was für Ideen weiter ihn diese bessere Einsicht geführt haben möge, kann ich freilich nicht sagen.

Daß aus Kap. 8, 19. erhelle, daß zu Jesaias Zeiten das Todtenbefragen noch üblich gewesen sei, habe ich bereits erwähnt, und daß aus dergleichen Spukgeschichten doch allemal wenigstens ein gewisser weiter sich erstreckender Volksglaube desjenigen Zeitalters, in welchem sie getrieben werden, hervorleuchte, ist mir auch schon ausgemacht; mich

interessirt also heute mehr die Kap. 14. beschriebene auffallende Scene im Scheol. Hier stehts um das Schattenreich und um den Zustand der Aufgestorbenen darin ganz anders, als in den vorhin angeführten Schilderungen; man sieht aber auch gleich, daß dieses Orakel nicht dem Jesaias zugehören könne, sondern in den Zeiten des babilonischen Exils gesprochen sein müsse, weil der König zu Babel, der das jüdische Volk im harten Dienst gehalten hatte, darin persiflirt wird. Das Stärkste in der Prophetenton athmenden Persiflage lautet folgendermassen — —

„Heftig bewegte sich der Scheol in seinen Tiefen, als du ankamst; die Schatten der Erdengrossen erregte er gegen dich — alle Völkerkönige reutte er von ihren Thronen auf. Da sprach die ganze Schaar zu dir — Bist auch hin, wie wir? bist auch uns gleich? Zum Scheol sank deine Pracht, zum Scheol das Rauschen deines Saitenspiels. Auf Moder bett'st du dich — Würmer sind deine Decke. Wie bist du vom Himmel gefallen, glänzender Stern, der Morgenröthe Sohn! In die äuserste Höhe, dacht'st du, will ich mich erheben, über's Sternengezelt meinen Thron setzen, und sein, wie der Allerhöchste; ins Schattenreich aber

bist du gestürzt, ins Schattenreichs tiefste Tiefen. He, bist du so der Mann, der die Erde zittern, die Reiche beben machte?"

Hier verwandelt sich die sonstige Stille im Scheol in allgemeine Rede; es wird darin gedacht, gesprochen, gehandelt. Die Schatten haben vollkommenes Gefühl ihres Zustandes, haben Rückerinnerung, Verstand, Urtheilskraft, Witz und Affekten. Nach Stand und Würden unterscheiden sie sich noch, und nicht blos die hebräische Nation, sondern alle Nationen der Welt, kommen im Scheol zusammen. Welch ein Sprung, könnte man sagen, vom ursprünglichen ächten Todtenreiche in der Bibel zu dieser neuen ausstaffirten Schattenwelt! und woher die grosse Ideenveränderung? Mit Recht kann man darauf antworten, daß hier ein Prophet spreche, dessen Einbildungskraft im höchsten Wonnegefühl über den Untergang Babels, der fürchterlichen Judengeissel, keine Grenzen kannte, und sogar die Cedern Libanons sich über dieses politische Ereignis freuen und den Jubelgesang anstimmen lies — weil Babel liegt, so stehen wir, so haut uns Niemand ab. In der That läßt in auch das Orakel die Todten erst aufgeregt und erweckt werden, als

wenn sie im tiefen Schlafe sich befunden hätten, und personificirt sogar den Scheol selbst, und macht ihn zu ihrem Erwecker. Dis Alles ist wahr; sollten aber nicht doch Vorstellungen vom Zustande nach dem Tode dabei mit zum Grunde liegen, die die Juden unter den Chaldäern in ihrer Gefangenschaft gesamlet hatten? Funk sagt, wir würden in der Folge durch einen andern Propheten wieder hierauf gebracht werden, und es bleibe immer merkwürdig, daß sich dergleichen Scheolsscenen nicht vor dem babilonischen Exil fänden.

Dis ist dann keineswegs völlig anwendbar auf Kap. 26, 19. „Aber — deine Todten werden leben, der Leichnam wird auferstehen. Erwachet und jauchzet, ihr Bewohner des Staubes! Thau des Lebens ist dein Thau; das Land der Todten lässt zu aufhören du sein.“ Diese Stelle ist zwar ebenfals aus den Zeiten des Exils, und wir werden in der Folge bei einem andern Propheten, der auch zu Exulanten sprach, auch wieder auf ihren Inhalt zurückkommen; die Auferstehungsidee in derselben findet sich doch aber schon vor dem allgemeinen so wohl, als partiellen Exilium.

Ich bin ganz der Meinung, daß hier nicht das Dogma einer künftigen Auferstehung der Mensch-

heit geprediget werde, ſondern daß eine Wiederaufrichtung des umgeſtürzten jüdiſchen Staats blos gemeint ſei. Welches Bild kann auch wohl die neue Herſtellung eines ganz verfallenen Staats vollkommener verſinnlichen, als die Auferweckung eines Todten? Cicero ſpricht auch ſchon vom Leichnam einer Stadt; kann man aber von einem Stadtleichnam ſprechen, warum nicht auch von einem Staatsleichnam? Und ſo braucht der Ausdruck — „der Leichnam werden auferſtehen" — gar nicht für eine Randgloſſe, die hernach in den Text gekommen iſt, angeſehen zu werden, auch brauchen ſich die Ausleger nicht über Singular und Plural, die hier verbunden werden, den Kopf zu zerbrechen; der Staat, als Leichnam betrachtet, faſſt alle ſeine Bürger, alle Todten, von welchen vorher die Rede war, in ſich, und ſo kann ſein Auferſtehen recht gut im Plural ausgedrückt werden. So hat mir Funk es ausgelegt, und ſo finde ichs auch ſehr natürlich. Wäre die wirkliche Auferſtehung der Menſchheit in dieſer Stelle verkündigt, wie könnte es vorher V. 14. von den geweſenen Feinden der jüdiſchen Nation heiſſen — „Todte ſind ſie, und leben nicht wieder; Schatten ſind ſie,

und stehen nicht wieder auf. Das wüst Recht über sie übt, verderbest sie, und vertilgest ihr Gedächtniß. — Wo bleibt die allgemeine Menschenauferstehung, wenn es so um das Liegenbleiben der Unterdrückter Judäa's stehe? Oder sind hier etwa keine eigentlichen Todten, sondern nur wiederunterdrückte Unterdrücker zu verstehen? Nun, so wär's ja gleich zugegeben, daß hernach unter den Todten, die wieder leben und auferstehen sollen, auch keine eigentlichen Todten, sondern blos wiederaufgerichtete Unterdrückte zu verstehen wären. Wollte man aber auch, um schlechterdings hier wirkliche Auferstehung gelehr zu hören, annehmen, daß der Mann, der das herzerhebende Orakel sprach, blos an eine künftige Auferstehung der Israeliten geglaubt habe, so ist doch der ganze Kontext gegen Auferstehung im eigentlichen Verstande. „Herr, heissts, es herrschen wohl andere Herren über uns, als du; dennoch verlassen wir uns auf dich, der du allein unser Herr bist. Unsere Tirannen werden bald dahin sein, und dann stehen sie nicht wieder auf, und drücken uns nicht mehr; vergessen werden sie bald von uns sein. Noch züchtigest du uns zwar, noch schreien wir zu dir,

und können dem Lande nicht helfen; aber wir bald werden wir, dein Volk, deine Todten, wieder anfleben, bald wird unser Staub wieder empor steigen. Erwachet inzwischen, ihr, die ihr im Staube jetzt wohnet! Deine Kraft, Herr, ist gegen uns dem belebenden Thau gleich, der während der Morgenröthe die Pflanzenwelt erquickt, und unser Land wird bald kein Todtenland mehr sein. Bald, bald wird dies geschehen; geh nur hin, sprichst du, mein Volk, in deine Kammer, und schlies die Thür hinter dir zu; verbirg dich nur auf eine kurze Zeit noch, und sei zufrieden — der Zorn wird bald vorüber sein.“ Ist nicht so überall der vollkommenste und natürlichste Zusammenhang? Wie unnatürlich und nichts zu einander gehörig stände aber Alles da, wenn die Lehre von einer eigentlichen künftigen Auferstehung hineingebracht würde! Oder soll etwa das Letzte — „geh, mein Volk, in deine Kammer, und schlies die Thür hinter dir zu“ — auch auf das Begrabenwerden gehen? In der That, ich kenne ein verschlossenes fürstliches Gewölbe, über dessen Eingange dieses Motto in goldenen Buchstaben prangt; der kleine Augenblick will nur nicht dazu passen, während dessen

die gefangenen Juden ſich noch in ihrer Kammer verſchlieſſen ſollten. Erlöſet aus der Gefangenſchaft ſind ſie freilich nachher worden, aber, ſo viel ich weis — wiederauferſtanden aus ihren Gräbern ſind ſie bis auf den heutigen Tag noch nicht. Doch — man könnte in der That ſagen, wozu dis Alles? Es iſt gar nicht nöthig, die Sache ſo weitläuftig aus einander zu ſetzen; ſie entſcheidet ſich gleich ſelbſt durch ein anderes ganz ähnliches allegoriſches Orakel im Ezechiel, welches daſelbſt ausdrücklich von Wiederherſtellung des jüdiſchen Staats erklärt wird.

So gewis es nun aber mir auch iſt, daß in unſerer Stelle die Auferſtehung der Todten blos als Bild hingeſtellt werde, ſo möcht' ich doch gern wiſſen, woher der Prophet dieſes Bild genommen haben möge. Sein Aufenthalt unter den Chaldäern braucht ihm allerdings erſt nicht dazu behülflich geweſen zu ſein; denn man findet, wie geſagt, daſſelbe Bild ſchon, wenigſtens den Grundzügen nach, bei Propheten, die vor dem Exil geweiſſagt haben. Sollte er es aber wirklich blos aus ſeiner eigenen Fantaſie geſchöpft haben? Unmöglich ſcheint mir dis eben nicht; ob's gleich doch auffallend genug alsdann wäre, daß

alſo mehrere Propheten daſſelbe Bild, und zwar zu ſehr verſchidenen Zeiten, aus ihrer Fantaſie blos geſchöpft haben ſollten. So bald man dis annimmt, ſo bekommts das Anſehen, als hätte ſich das Auferſtehungsbild nicht aus dem Auferſtehungsglauben, ſondern vielmehr der Auferſtehungsglaube aus dem Auferſtehungsbilde mit der Zeit entwickelt; dis will mir aber nicht in den Sinn. Dennoch kann ich auch wieder nicht annehmen, daß die Auferſtehung der Todten zu jeder Zeit, in welcher ein Prophet eine Allegorie von ihr hernahm, ſchon Volksglaube geweſen ſein müſſe, weil er ſich nur eines allgemeinverſtandnen, folglich auch allgemeinbekanntern Bildes hätte bedienen dürfen. Vielleicht könnte man gar das Gegentheil folgern, und ſprechen — je unbekannter das Bild war, deſto auffallender war's auch, und auffallend ſollten Orakel ſein; übrigens, wenn das Auferſtehungsbild auch noch ſo unbekannt geweſen wäre, ſo gehörte es doch unter die Bilder, die an ſich ſehr leicht zu verſtehen ſind. Eine minder lebhafte Fantaſie würde unſern Propheten das Bild von blos zur Erde hingefallenen Menſchen, die hernach von der Erde wiederaufſtünden, haben nehmen laſſen, und es wäre auch

zu seinem Zweck völlig hinreichend gewesen; so aber hat seine Fantasie daran nicht genug, sondern nimmt ein Bild von todten Menschen, die in der die Erde gebracht sind, und hernach aus der Erde wiederauferstehen. Dadurch hebt sich die Kraft seines Orakels offenbar noch weit mehr, und Jeder, der es hörte, hatte in der That weiter nichts zu denken, als — wie die Todten einst wirklich lebten, so werden sie nun als von neuem lebend vorgestellt — wir sind diese Todten, wie es uns also einst im Vaterlande wohlging, so solls uns wieder darin wohlgehen. Gehörte denn, um dis dabei zu denken, Mehr, als der allergemeinste Menschenverstand? Wie aber? wenn die nekromantischen Gaukeleien, welche geschichtkundig von den Hebräern zu allen Zeiten getrieben wurden, das Auferstehungsbild den Propheten, welche sich seiner bedienten, an die Hand gegeben hätten? So hätten sie's wenigstens aus ihrer eigenen Fantasie nicht erst ganz schöpfen dürfen; ja, so wär's erklärt, wenn sie auch alle darauf gefallen wären. — —

Vom drei und funfzigsten Kapitel des Jesaias fällte Funk das Urtheil, daß, es möchte herrühren, von welchem Propheten es wolle, und mö-

te auch gedeutet werden, auf wen es wolle, doch Gedanken und Ausdrücke darin wären und blieben, die ohne die Vorstellung von einem Leben nach dem Tode, und zwar nicht von einem halben, sondern von einem ganzen, gar keinen Sinn hätten, und daß die Messiasidee, welche die Mehresten bei Lesung dieses Kapitels zu sehr beschäftige, vermuthlich daran Schuld sein möge, daß zu wenig darauf reflektirt werde.

## Nach der dreizehnten Bibelkonferenz.

Darin gings beute beſſer, daß wir am Buche Jeremias nicht ſo eine Orakelleſe von mehreren Volksweiſen und aus mehreren Zeitaltern vor uns hatten, als am Buche Jeſaias; man weis alſo doch — das letzte Kapitel abgerechnet — immer, wen man eigentlich ſprechen höre, nehmlich den Propheten des Nahmens ſelbſt. Auf der andern Seite aber, und was ~~dem Zweck~~ unſerer Unterhaltungen betraf, gings um ſo kläglicher. Es iſt doch Viel; funfzig Kapitel, und darunter ſo viel lange, und faſt nicht viel Mehr, als Nichts, darin, um den Werth der höheren Einſichten und Erwartungen eines ſolchen Gottesmannes beurtheilen zu können.

Nicht einmal Erwähnung des Scheols thut er, geſchweige daß er ſeine Begriffe von ſelbigem zur Schau hinlegen ſollte. Soll man ihn aber im Ernſt nach den zwei oder drei Aeuſerungen, welche er über den Tod fallen läſſt, beurtheilen, ſo ſtände

es traurig um ihn. Kap. 9, 21. personificirt er den Tod, und lehrt die Weiber zu Jerusalem singen — „der Tod ist zu unsern Fenstern eingefallen, und in unsere Paläste gedrungen, zu würgen die Jünglinge, zu würgen die Kinder.“ Kap. 51, 39. und 57. spricht er von einem ewigen Schlafe, in den die Männer von Babel fallen, und von dem sie nimmermehr erwachen sollen, und meint damit nichts Anderes, als den Zustand der Todten. In seinen Klagliedern, Kap. 3, 6., beschreibt er diesen ebenfals als eine ewige Finsternis. Es sei nun, daß man aus so wenigen und fast nur beiläufig angebrachten Aeußerungen nicht auf den wirklichen Glauben eines Mannes schliessen möge; warum aber lässet er sich, wenn er noch etwas von Belang über den Tod hinaus erwartete, davon gar nichts merken? warum öffnete er nicht die Aussichten dahin? Hatte er etwa keine Gelegenheit, keine Ursachen dazu?

Gelegenheit hatte er da, als er Gott redend einführte — „wer sich rühmen will, der rühme sich seiner Erkentnis von mir, daß ich der Herr sei, der Barmherzigkeit, Recht und Gerechtigkeit übt auf Erden.“ (Kap. 9, 24.) Gelegenheit hatte er, so oft er Gott so majestätisch beschrieb,

wie Kap. 10, 12, oder Kap. 17, 10. Gelegenheit hatte er, ſo oft er Tugendſegen und Laſterfluch verkündigte; Gelegenheit, als er Kap. 32, 33. den beſſeren Bund verhies, welchen Gott mit der Nation machen werde — „nicht auf ſteinerne Tafeln, wie beim erſten Bunde, ſondern in ihr Herz und Gemüth will ich mein Geſetz ſchreiben; Keiner ſoll den Andern mehr über mich unterrichten dürfen. Jeder ſoll ſich ſelbſt Alles lehren" — wie noch weit vollendetſchöner wäre der neue Bund hingeſtellt worden, wenn auch hinzugefügt worden wäre — „und nicht blos mit Gütern dieſes Lebens, ſondern auch mit Heil jener Welt noch, ſollen meine Verehrer, die Erfüller meines Geſetzes, geſegnet werden" ꝛc.! „Und wo hatte Jeremias eine glänzendere Gelegenheit, ſich nach jener Welt hin zu ſchwingen, als bei ſeinem feierlichen Segen Kap. 30., wo er die vergeltende Gerechtigkeit Gottes mit dem gröſſeſten Nachdruck zu ſchildern ſuchte? Auch nur einen Aufblick nach jener Welt hin — und die Schilderung fiel unendlich nachdrücklicher aus.

Mit ſeinen Klagliedern vollends — wie ſteht es da? Waren ſie nicht gleichſam eine immerwährende Gelegenheit dazu? Ich will nur

das dritte Kapitel nehmen, um zu beweisen, wie er ſich ſelbſt auch hier beſondere Gelegenheit dazu gab. „Seine Barmherzigkeit hat kein Ende; mit jedem Morgen iſt ſie wieder neu. Der Herr iſt mein Theil, ſpricht deshalb meine Seele, darum will ich auf ihn hoffen.“ (V. 24.) „Der Herr verſtößt nicht ewiglich; er betrübet wohl, aber er erbarmt ſich hernach auch wieder nach ſeiner ihm weſentlichen Milde.“

Hatte er etwa, wenn er auch Gelegenheiten vor ſich ſah, Ausſichten in ein Leben nach dem Tode zu öffnen, doch keine Urſache, ſie zu benutzen? Ich will nicht einmal ſagen, daß man von jedem Gottesweiſen, blos als ſolchem, ſchon mit Recht erwarten dürfe, daß er ſo thun werde; ſondern — wer hatte gröſſere Urſachen, recht aus ſich, und ohne weiter auf zufällige Gelegenheit dazu zu warten, dergleichen Ausſichten auf das feierlichſte zu öffnen, als Jeremias? Erlebte er nicht den gänzlichen Untergang ſeines Staats? War er nicht ſelbſt zu Jeruſalem im Gefängnis, als es von den Chaldäern eingenommen ward? Blieb er nicht hernach zum Beweiſe, wie hoch ihn der Sieger von Babel ſchätzte, in Paläſtina unter den Ueberreſten ſeiner jammernden Nation? Wan-

derte er nicht mit dieſen noch nach Egipten? So hätte man glauben ſollen, daß er, der von ſeinen unglücklichen Mitbürgern Unzertrennliche, bei jeder Heimkehrung, die er ihnen gab, mit dem Hoffnungen eines beſſeren Lebens immer angefangen und immer geſchloſſen haben würde, da ihnen doch warlich aller Troſt aus dieſer Welt vergehen muſte.

Ich geſtehe es — während des Leſens ſeines Buchs ward allerdings mein Gemüth von dem Unmuthe über ſein gänzliches und allerbeſſtes Schweigen darüber ſehr dadurch abgeleitet, daß ich ſo Vieles, ihn ſelbſt betreffend, fand, das mir wahre Ehrfurcht gegen ihn abzwang. Früh, ungewöhnlichfrüh ſtellte er ſich vor ſeine Nation hin, und wirkte auf ſie mit aller Kraft ſeines Geiſtes und Herzens faſt ein halbes Jahrhundert hindurch, ohne ſich durch argen Undank, der bei ihr, bis zu wirklichen Verfolgungen nicht nur, ſondern auch bis zu Einkerkerungen und Mordattentaten, ging, ſeine ſchwere Beſtimmung verleiden zu laſſen. Bei der innigſten Ueberzeugung, daß ſie nicht auf ihn höre, ſich nicht retten, vom gänzlichen Untergange wenigſtens retten laſſen werde, beharrte er in ihrem Schoſſe, theilte alle Noth mit ihr in der

belagerten Königsſtadt, vergaß ſeiner eigenen beſondern perſönlichen Noth, die ſie ihm noch dazu bereitet hatte, darüber, und weinte noch den eingeriſſenen Mauern von Jeruſalem, dem eingeäſcherten Tempel und dem ganz und gar aufgelöſeten Staate nach. Nebukadnezar, der von ſeinem gegebenen patriotiſchen Rathe, ſich ihm zu ergeben, gehört, zeichnete ihn dadurch zwar ſehr aus, daß er ihm volle Freiheit ließ, ſeinen Aufenthalt zu nehmen, wo er wolle, ihm iedoch in ſeiner Reſidenz die ehrenvollſte Aufnahme verſprach; aber er nahm die Einladung weder an, noch begab er ſich in ein anderes glücklicheres Land, ſondern blieb in der Nähe von Jeruſalems Trümmern, und betrieb ſein Prophetenamt unter dem zurückgelaſſenen iüdiſchen Häuflein. Als hernach auch dieſes aus Furcht, die Chaldäer möchten den Mord des wackern Gedalia, der über ſie geſetzt worden, an ihnen rächen, die Auswanderung nach Egipten beſchloß, widerrieth er ſolch Vorhaben auf das beweglichſte; der Plan ward aber doch durchgeſetzt, und — Jeremias gab ſich dazu her, in einem hohen Alter mit ihnen auszuwandern, damit er ihnen auch in Egipten noch ſeine letzten Dienſte leiſten könnte. Gewiß, ſo

ihrer Patrioten hat die Geſchichte wenige aufzuweiſen; er gehörte zu den Patrioten, die die Mitbürger nicht des Vaterlandes wegen, ſondern das Vaterland der Mitbürger wegen, lieben. So bald ſeine Landsleute nach Egipten zögen, ward ihm, den mit ihnen Ziehenden, Egipten ſein Vaterland.

Ich wiederhole es — dergleichen wahrhaftig herzerhebende Entdeckungen hielten mich bei der von allen hohlen Glaubenswinken ſo leeren Lektüre des Jeremias feſt; muß ich nun aber bei aller Achtung, die mein Herz dem erhabenen Patrioten zollt, nicht am Ende doch wieder ſagen, wie es eben darum möglich geweſen ſei, daß er ſeine Nation, theils in Maſſe, theils noch im letzten Ueberbleibſel, gar nicht, ganz und gar nicht, auf ein künftiges Leben hingewieſen habe? Ihr grenzloſes Elend, von welchem kein Ende abzuſehen war, muſte ihn ja recht ausdrücklich darauf bringen, und er hatte ja in der That weiter nichts mehr, womit er ſie tröſten konnte, als daß er ſie anwieſe, ſich über das Vergängliche zum Unvergänglichen zu erheben, und in den Blicken nach jenſeits zu leben und zu weben. Die Entſchuldigungen, welche man darin für ihn ſucht, daß ſeine Nation zu ſo etwas zu verwildert geweſen,

und daß ihn die Gegenwart durch ihre Unglücks-schwangerschaft von allen Hinwendungen zur Zukunft zurückgehalten, können mich unmöglich zufriden stellen; aus dem Letzteren besonders argumentire ich gerade das Gegentheil. Wo doch Alles dahin ist, und wo für hier gar nichts mehr zu hoffen ist, da wird man ja doch wohl recht mit Gewalt nach dorthin getrieben. Den Gedanken vollends, daß man von den öffentlichen Aeusserungen eines Mannes nicht auf seine Privatüberzeugungen schliessen dürfe, mag ich gar nicht einmal denken; bei dieser Gelegenheit wenigstens ist er übel angebracht, und Jeremias verlöhre für seinen Karakter zu viel dabei. Was bleibt also übrig zu denken? Ich glaube, Jeder finde es gleich selbst. — —

Im ganzen Buche Ezechiel soll nur ein Mann sprechen; das ist mir lieb. Funk versprach mir davon gleich bessere Ausbeute für meinen Zweck, und suchte mich überhaupt für den hohen Geist des Propheten, der darin rede, in voraus sehr einzunehmen. Nicht, als wenn er den Ezechiel, wie einige alte Kirchenväter, für den gewesenen Lehrer des Pythagoras erklärt hätte; sondern er nannte ihn ein Originalgenie der Hebräer,

einen Schöpfer neuer Welten, und ſeine Fantaſie ein unerwebliches Feuermeer. Allen dieſen Ruhm will ich ihm zwar dem Ezechiel recht gern laſſen; zu meiner Lektüre unter den Propheten würde ich mir ihn nicht erwählen. Die Flügel ſind mir in der That zu kurz, um ihm immer nachfliegen zu können. Dis Geſtändnis, hoffe ich, ſichere mich vor dem Verdachte, als wenn ichs mit denen halten wollte, welche ihn zum eigentlichen Fantaſten machen, und über ihn Kurzweil treiben — weil ſie, aus Mangel ihm gewachſen zu ſein, ihn nicht verſtehen.

Ezechiel war noch ein Zeitgenoſſe des Jeremias, und ſchlos ſich mit ſeinen Orakeln und Viſionen in der Fremde an, dieſen an, der noch in Paläſtina ſein Prophetenamt betrieb. Er war nehmlich ſchon unter dem jüdiſchen König Jechonias mit einem anſehnlichen Theile des Volks in die babiloniſchen Staaten abgeführt worden, und verlebte ſein übriges Leben am Fluſſe Chaboras. Im Geiſte war er aber noch immer in Paläſtina, und unterhielt ſich mit ſeinen Miterlangten über die traurigen Scenen, welche daſelbſt vorfielen, ſehr angelegentlich. Daß er noch keine hohe Tinktur von chaldäiſcher Weisheit erhalten habe, bezeugt zwar ſein ganzes

Vortrag; ſollte er doch aber nicht wenigſtens einige chaldäiſche Meinungen ſchon aufgegriffen haben? Hatte doch ſeine Sprache auch ſchon Chaldaiſmen aufgenommen!

Der Scheol iſt bei ihm nach alter Vorſtellungsart zwar noch eine Erdentiefe und eine ewige Wüſte; Alles fährt auch hinunter, und befindet ſich da in undurchdringlicher Finſternis, aus der Niemand wieder herauskommt. Indeſſen findet ſich doch auch hier und da viel Aehnlichkeit mit der Scene im Scheol, welche Jeſ. 14. ſteht, wo die Schattenperſiflage, welche dem König zu Babel widerfährt, beſchrieben wird. Nachdem z. E. Kap. 32. der Untergang der Egipter erzählt worden, heiſſts — „davon werden dann reden im Scheol die ſtarken Helden mit ihren Gehülfen, die alle hinuntergefaren ſind.“ Auch wird der Egipterkönig vorgeſtellt, wie er im Scheol alle dieſe Gewaltigen antreffen, ſie ihre Schande tragen ſehen, und ſich ſamt ſeinem Volke damit tröſten werde. Wenn nun iene Scheolsſcene von einem Propheten herrührt, der das allgemeine Exil ſchon erlebt hatte, und wenn Ezechiel im vorhererfolgten partiellen Exil lebte — wenn alſo Beide unter den Chaldäern lebten — ſollte

dieſe Aehnlichkeit in ihren Scheolsbeſchreibungen nicht von den Chaldäern auch herſtammen?

Im Ganzen ſchlug mir die Erwartung, welche ich auf Junks Veranlaſſung mir vom Ezechiel gemacht hatte, doch auch wieder fehl. Da war ſo wenig ein ausdrücklicher, als auch nur ein beiläufiger Volksvortrag der groſſen Menſchenlehre von höheren Zukünften; auch nicht einmal Motive waren aus jener Welt zu einer vernünftigen und wahren Anwendung des Lebens hergenommen, ſondern die Sache der Moralität ſteht hier immer auch noch ſo, wie ſie vom Moſes an bis auf den Jeremias ſtand. Auch nicht um einen Punkt iſt ſie vorgerückt. Man leſe z. E. Kap. 36. — „mein Geiſt ſoll auf euch ruhen, und ich will Menſchen aus euch machen, die meine Gebote halten und darnach thun. Dann ſollt ihr mein Volk ſein, und ich will euer Gott ſein; d. h. ihr ſollt wieder in eurem Lande wohnen, wie in einem Luſtgarten — feſte Städte ſollt ihr wieder haben — groſſe Volksmenge ſoll bei euch ſein, und doch keine Theurung, ſondern Ueberflus an Allem — Ueberflus ſollt ihr haben an Getraide, an Baumfrüchten, an Gemüſe u. ſ. w." — ſo lautet Ezechiels Gottestugendlohn. Man leſe

Kap. 5. — „weil ihr nicht nach meinen Geboten lebet, so will ich euer Land zur Wüste machen, und euch den Vorrath des Brodts nehmen. Wilde Thiere und der Hunger sollen euch um eure Kinder bringen. — Väter und Kinder sollen einander gegenseitig schlachten — ein Theil von euch soll durch Pestilenz, der andere durch Krieg, fallen, und den letzten Rest will ich in alle Himmelsgegenden zerstreuen, und das Schwert noch hinter ihn her schicken; damit das Gericht über euch vollendet werde" — so lautet Ezechiels Gotteslasterstrafe. Und wie lautet der Segen, welchen Ezechiel denen, die sich belehren würden, verheisst? „Wenn sich der Gottlose belehrt, und wieder Gottes Gebote hält, so soll er — leben, und nicht sterben." (Kap. 18, 21.) „So belehret euch doch also! warum wollet ihr sterben?" (Kap. 33, 11.) Also — dis ist das Einzige, warum man sich belehren soll, und Alles, wodurch man sich bewegen lassen soll, kein moralischschlechter, sondern ein moralischguter Mensch zu sein, ist aus den dürftigen Daseinsrevieren dieser Welt hergenommen.

Funk gestand mir also, daß er vorzüglich die berühmte Stelle Kap. 37. gemeint habe. Hier

fand ich denn in der That gleich dieselbe Allegorie wieder, welche ich Jes. 26, 19. gefunden; nur, daß sie die glühende Einbildungskraft eines Ezechiel weit künstlicher ausgeschmückt hatte. Statt, daß dort die Wiederbelebung der Todten blos verheissen wird, erscheint sie hier verificirt und als Faktum in einer Vision; statt, daß dort von aufstehenden ganzen Leichnamen die Rede ist, geschieht hier ein völliger neuer Zusammenbau aller einzelnen Körpertheile; statt, daß dort die Verstorbenen selbst blos apostrophirt werden, wird hier erst ihren zerstreuten Gebeinen die Wiedervereinigung zur ehemaligen Maschine diktirt, und dann dem Winde befohlen, die restituirte Maschine animalisch zu beleben; statt, daß dort der sanfte Thau der Morgenröthe der Gottheit Erweckungsmittel ist, muß es hier aus Ost und West, Süd und Nord zugleich stürmen, um das grosse Wunder Jehova's zu vollenden.

„Auf ein weitoffenes Gefilde, das über und über mit dürren Menschenknochen besäet ist, wie ein Bezauberter, versetzt, ward Ezechiel vom Jehova gefragt, ob er es für möglich halte, daß diese Knochen wieder aufleben könnten. Das mußt du verstehen — antwortete er. Sogleich

ward er beauftragt, die Knochen anzureden, und ihnen das Wiederbelebungsdekret zu verkünden. Da entstand ein allgemeines starkrührendes Geklapper, und die Knochen fügten sich alle so wieder zusammen, wie sie einst zusammengehört hatten. Muskeln, Adern, Nerven entstanden wieder, Häute bedeckten Alles wieder — nur Leben fehlte noch. Da erhielt Ezechiel Befehl, dem Winde zu gebieten, aus allen Weltgegenden herbeizueilen, um die Belebung zu bewirken. Der Wind gehorchte; die Körper wurden belebt, und erhuben sich auf den Füssen, und — es war ihrer ein unübersehbares Heer."

Lebendig bin ich davon überzeugt, daß man diese Stelle zum allerbeweisendsten Beweise davon gemacht haben würde, daß Ezechiel samt seinem Zeitalter schon an eine wirkliche Auferstehung des Fleisches geglaubt habe, wenn er nicht selbst einer solchen Deutung seiner Vision auf immer vorgebaut hätte. „Diese Knochen stellen das ganze Haus Israel vor" — so lies er Gott sogleich sprechen. Für den Verständigen wäre dis schon genug gewesen, um das darstellendste aller Bilder zu verstehen, und der Prophet hätte es abbrechen können. Seine Zeitgenossen

erfordern aber ausführlichen Unterricht über die Anwendung des Bildes; so lies er Gott sprechen — jetzt sprechen die Nachkommen Jakobs: unsere Knochen sind verdorrt, alle Hofnung ist dahin, und es ist völlig aus mit uns. — Denn auf ihnen zu — „So spricht der Herr; ich will eure Gräber aufthun, und euch, mein Volk, aus selbigen heraus holen, und — ins Land Jakobs zurückbringen.“ Ein wahres Glück, daß sich diese umständlichere Erklärung auch auf unsere Zeiten aufbehalten hat; sonst fände man doch wohl in den bloßen Anfangsworten — diese Knochen sind das ganze Haus Israel, — eine den Israeliten gegebene Offenbarung der unnatürlichen Auferstehungslehre. Nun sieht man aber auch, daß die Worte im Jesaias — das Land der Todten wirst du stürzen — (wie Luther übersetzt) schon Dasselbe sagen, und eben so zu verstehen sind, wie hier die Vision gedeutet wird — „du wirst machen, daß Jakobs Land kein Todtenland mehr sei, sondern daß wir dann wieder leben und uns im besten Wohlsein befinden.“

Stark, so stark, als nur möglich, ist nun allerdings hier das Bild der Wiederaufstehung

tung des jüdiſchen Staats aufgeſtellt, und Niemand wird auch wohl auf den Einfall kommen, Auferſtehung darin wirklich gelehrt finden zu wollen; nur entſteht auch hier dieſelbe Frage wieder, wie bei dem Orakel im Jeſaias, woher der Prophet das Bild genommen — ob aus dem Volksglauben, oder doch wenigſtens aus ſeinem Privatglauben, oder blos aus ſeiner Imagination? Vom Volksglauben ſcheints unmöglich, denn es findet ſich nicht die geringſte Spur davon, daß der Glaube an Auferſtehung, und vollends gar an eine ſolche Art von Auferſtehung, wie hier beſchrieben wird, zu Ezechiels Zeiten unter ſeiner Nation Platz gefunden habe. Man möchte beinahe ſagen, er hätte für ſeinen Zweck das Bild zu ſehr ausgemahlt, und outrirt; denn daß ein begrabener ganzer Körper wieder auferſtehe, konnte der Jude als Bild noch laſſen, daß aber von einer ungeheuren Menge von Menſchenknochen, die unter einander umhergeworfen liegen, ſich alle die Knochen wieder zuſammenfänden, welche vor langer Zeit zu einander gehört hatten, war doch wohl zu viel für ihn. Wie? wenn die Klügeren gar ſo geſchloſſen hätten — ſollen wir nur ſo gewis wieder als Volk und Staat im Vaterlande

beisammen sein; wie unter einander geworfene Knochen vieler Tausende gehörig wieder zusammenkommen; so geschichts nun und nimmermehr —? Was aber Ezechiels Privatglauben betrift, so erscheint dieser bei seiner Vision wenigstens in keinem sonderlichen Lichte. Was mag er sich unter dem Geiste des Menschen gedacht haben, wenn er den Wind die fertigen neuen Menschenkörper beseelen läßt? Wollte man aber sagen, daß er dessen ungeachtet an Auferstehung der Todten geglaubt haben könne, so ist nicht einzusehen, wie er damit ohne einen ähnlichen Wind aus allen vier Himmelsgegenden hätte fertig werden wollen, den er doch auf keinen Fall in Gräber hinein wirken lassen konnte. Es bleibt also wohl ausgemacht, daß seine Einbildungskraft den stärksten Antheil an dem gewählten Bilde gehabt haben möge, die wenigstens von der Art war, daß sie so ein Bild sich ganz und gar selbst erschaffen konnte.

## Nach der vierzehnten Bibelkonferenz.

Den Daniel ſparten wir bis zuletzt unter den Propheten, und ſchritten ſogleich zu den ſogenannten kleinen fort. Von den Mehreſten derſelben verſprach mir Junk gleich im voraus gar nichts für meinen Zweck — von den Uebrigen auch nicht viel.

Hoſeas, als der Erſte unter ihnen, ward mir auch der Wichtigſte. Da er nicht im Staate Juda, ſondern im Staate Iſrael auftrat, und da ſein Zeitalter auch genau beſtimmt werden kann: ſo iſt er derjenige Prophet, mit dem man es beweiſen kann, daß die Hebräer das Auferſtehungsbild ſich nicht erſt von den Chaldäern geholt haben. Auf jeden Fall liegen wenigſtens die Grundzüge dazu Kap. 6, 2. — „nach zwei Tagen macht er uns lebendig; am dritten Tage wird er uns wieder aufrechtſtellen, daß wir vor ihm leben werden.“ Wer findet hier nicht ſogar ſchon Aehnlichkeit mit der Vorſtellung im Jeſaias, die

aber, wie gesagt, aus späteren Zeiten herrührt — „der Leichnam wird auferstehen" — und mit der Vorstellung im Ezechiel — „die Todten wurden wieder lebendig, und richteten sich auf ihren Füssen auf" — ? Dem Zusammenhange nach zu urtheilen, in welchem sich unsere Stelle befindet, scheint sie blos ein etwas ausgemahlteres und geschmückteres uraltes Bild zu enthalten, das wir schon beim Moses antreffen. „Ich kann tödten und wieder lebendigmachen" — Deut. 32, 39. Wie wir hier gleich hernach lesen — „ich kann schlagen und kann wieder heilen" — so steht auch dort gleich vorher — „er hat uns geschlagen, und wird uns wieder heilen." Ebenso verhält sichs auch mit 1 Sam. 2, 6. wo dasselbe Bild wieder vorkommt. Nachdem die Hanna gebetet — „er tödtet und macht wieder lebendig; er führt in den Scheol, und wieder heraus" — betet sie weiter — „er macht arm, und wieder reich." Man suchte frühzeitig Antithesen auf, um die Allmacht Gottes zu versinnlichen; eine führte zur andern, und die stärkste unter ihnen war freilich, daß Gott auch tödten, und wieder lebendigmachen könne. Etwas noch Höheres hierüber war nicht zu denken; sonst hätte man es auch herbeigeholt; doch war es

das nächste nach der Heilung tödtlicher Wunden, die man auch Gott bewirken können ließ, und worauf diese auch in der That sehr leicht führen konnte. Wie aber weder Moses, noch Hanna, ihren Glauben an eine bevorstehende allgemeine Auferweckung der Todten durch ihre Aussprüche an den Tag legen wollten, so hatte auch Hoseas diese Absicht nicht bei seiner Aeußerung. „Dann, fährt er fort, (nehmlich! wenn wir wieder vor ihm leben werden) wird er hervorbrechen, wie die Morgenröthe, und wird zu uns kommen, wie ein erquickender Regen." O wie will ich dir so wohl thun, Ephraim, und dir wohlthun, Juda. — Es ist also zu klar, daß er dies kommende bessere Schicksal abbilden wollen; es folgt aber auch nicht im mindesten daraus, daß er das Bild aus seinem höheren Glauben hergenommen, sondern es lag schon vor ihm in den Schriften der Nation, und so that er blos noch einige eigene Züge hinzu.

Sollte sichs auch wohl anders mit Kap. 13, 14. verhalten? „Aus dem Scheol will ich sie befreien, vom Tode will ich sie erretten; Tod, ich werde dir Gift — Scheol, dir Pest." Ich weis wohl, daß Paulus 2 Tim. 1, 10. diesen allerdings prophetischschönen Worten den höchsten Sinn gege-

ben, und sie als eine Weissagung betrachten habe, welche durch Jesum, der dem Tode die Macht genommen habe, in ihre Erfüllung gegangen wäre. Rechte er's doch 1 Kor. 15, 54. auch so mit Jes. 25, 8., und deutete die Worte — „der Herr wird verschlingen den Tod auf immer" — auf die allgemeine Todtenauferstehung, ob er gleich eine ganz verschiedene Erklärung des Propheten dabei fand — „der Herr wird aufheben die Schmach seines Volks in allen Landen." Es war nun einmal Sitte bei den späteren Juden, ihre neuesten Lehren insgesamt schon in ihren alten heiligen Schriften finden zu wollen, und Paulus sagt ja selbst bei Anwendung dieser Stellen, daß die Lehre von Aufhebung des Todes durch Jesum erst neulich über uns ans Licht gebracht worden sei. Folglich hätte Hoseas höchstens einen Wink gegeben, hätte ihn aber selbst nicht verstanden. Soll er dis etwa auch damit gemeint haben, wenn er gleich hinzusetzte — „doch ist der Trost vor meinen Augen verborgen" —? So hat er selbst es wenigstens ganz anders erklärt; ehe Israel aus dem Scheol befreit und vom Tode errettet, d. h. begnadigt und in seinen vorigen blühenden Zustand versetzt würde, führe, sagt er,

der Herr erst noch aus der Wüste herauf, und liesse Plünderung zu; Samaria würde verheert werden, und ein fürchterliches Blutbad entstehen. Er weissagte also zwar wohl bessere Zeiten, hielt sie aber noch für entfernt, tröstete aber dennoch wieder mit ihnen; Alles ganz nach Art sämtlicher Propheten, die Verheissungen und Drohungen immer unter einander mischten, zuletzt aber doch, wie auch Hoseas, an den Verheissungen ausruheten.

Weiter konnten wir im Hoseas nichts für mich finden. Daß er auch nur ein Motiv zur Tugend aus einem künftigen Leben hätte geben sollen, daran ist so wenig zu denken, wie bei andern Propheten; auch brachte er, wenn er als Tröster seines Volks auftrat, nichts weiter, als Erdenglück und sinnliches Wohlsein, an. „Israel soll wieder blühen, wie eine Rose, soll sich wieder ausbreiten, wie ein Olivenbaum. Ruhig soll man wieder unter seinen Lauben sitzen, Korns die Fülle haben, u. s. w.“ (Kap. 14.)

Joel mag gelebt haben, wann er will; für mich hat er nicht das Allergeringste — auch im Thale Josaphat nicht.

Amos sei immerhin Einer der älteren Propheten gewesen; Alles, was ich bei ihm antraf, bestand darin, daß er des Scheols einmal Erwähnung thut. „Wenn sie sich auch in den Scheol vergrüben, soll sie doch mein Arm herausholen, und, wenn sie gen Himmel führen, will ich sie doch herabstossen.“ (Kap. 9, 2.) Ist dis etwas weiter, als hiperbolische Sprache? Scheol in den Augen der Hebräer, das stärkste Bild der Tiefe — Himmel, das stärkste Bild der Höhe; und so wenig Jemand gen Himmel fahren kann, so wenig kann sich Jemand in den Scheol versenken.

Vom Obadias, der in einem blossen Fragment erscheint, will ich nicht einmal etwas für meine Untersuchungen verlangen.

Jonas macht blos den Bauch seines Meerungeheures zum Bauche des Scheol; das ist Alles. Der ganze Jonas mag wohl eine recht gutgemeinte Fabel sein, die den armen Heiden in den Augen der stolzen Juden einen höheren Werth geben sollte. Uebrigens müste ein Mensch von so abscheulichem Karakter sich schlecht dazu geeignet haben, ein Prophet Gottes zu sein.

Um Micha that mir's leid, daß er uns vergeblich suchen ließ. Mit seinem menschenfreundlichen Karakter sticht er herrlich gegen den Jonas ab.

Bei Nahum hätte ich mit Recht etwas erwarten können, da er den Gedanken — Gott ist Weltrichter — zu seinem Allgedanken macht; es schlug mir aber mit ihm auch fehl.

Habakuk hat das Eigene, daß er Kap. 2, 5. wie Jesaias, Kap. 5, 14. den Scheol durch einen unwiderstehlichen Odem Alles an sich ziehen lässt, und den Tod als unersättlich vorstellt. Uebrigens horchte ich hoch auf, als er am Ende betete — „Ich will mich freuen des Herrn, und will fröhlich sein in Gott, der mein Heil ist" —; es kam aber weiter nichts mehr, als daß Gott seine Füsse den Hirschfüssen gleich machen, und ihn Saitenspiel mit Gesangackompagnement ganz sorgenfrei treiben lassen werde.

Beim Zephaniah — nichts!

Beim Haggai — nichts!

Beim Zacharias — auch nichts? Ja, in der That, auch nichts. Dis erregte um so mehr

meine Verwunderung, da er doch die Geisterlehre von den Chaldäern erlernt und an den Jordan verpflanzt hat.

Maleachi endlich, der Zeitgenosse des Nehemias, von dem Sirach es hat, daß Elias wiederkommen werde, spannte auf eine Sekunde meine ganze Aufmerksamkeit — (Kap. 4, 2.) „Euch aber, die ihr meine treuen Verehrer bleibt, soll am schrecklichen Gerichtstage, der alle Abtrünnigen, wie Stroh, verbrennen wird, die Sonne der Gerechtigkeit aufgehen, und Heil unter ihren Flügeln" — aber wie ward mir, als ich weiter las — „und ihr sollt springen, wie aus dem Stall gelassene Kälber!" — Ich machte schnell das Buch zu, und sah meinen Freund Funk an. „Ja, sprach er die Achseln zuckend, so ists; was kann man machen? Morgen wollen wir sehen, wie's mit Daniel steht."

## Nach der funfzehnten Wochenconferenz.

Wüste ich doch nicht, warum wir den Daniel gleichsam zum Appendix der Prophetensamlung machten! Freilich — wenn sichs so mit ihm verhält, wie ich heute gehört habe, so ist ihm Recht geschehen.

„Daß es einen hebräischen Weisen gegeben, der Daniel geheissen, und der zu der Zeit und unter den Umständen, wie im ersten Kapitel des bibliſchen Buchs seines Nahmens von ihm gemeldet wird, gelebt, beweiset schon sein Zeitgenosse Ezechiel, der mehrmalen von ihm die ehrenvollste Erwähnung thut; daß er aber an dem Buche Daniel den geringsten Antheil gehabt habe, möchte wohl schwer zu beweisen sein. Erst in der letzteren Hälfte dieses Buchs wird er redend eingeführet; die ganze erstere Hälfte handelt blos von ihm. Im ersten Kapitel wird der Leser mit ihm und mit seiner Lage bekannt gemacht; dann folgen fünf

Kapitel, die einen immer unwahrscheinlicheren Vorgang über den andern erzählen. Die Grundlage dieser Erzählungen mögen wohl wirkliche Fakten sein, aber die Tradition hat sie so verunstaltet, daß man sie fast ganz und gar für erdichtete Mährchen erklären möchte. Von der goldenen kolossalischen Bildsäule an, die Nebukadnezar aufrichten lassen, bis auf den viehischen Zustand, in welchem dieser König selbst sieben Jahre lang gelebt — wer kann solchen abentheuerlichen Nachrichten Glauben beimessen? Schriftlich verfasst sind diese heiligen Legenden gewis erst nach den Zeiten des Cyrus worden, weil schon griechische Wörter eingemischt sind, welches Verkehr des Morgenlands mit Griechenland voraussetzt, der nicht eher Statt hatte. Also — in Ansehung der ersten sechs Kapitel ist gar nicht daran zu denken, daß sie vom Daniel selbst herrühren könnten. In den übrigen sechs Kapiteln spricht er nun zwar selbst; dadurch ists aber doch auch nicht bewiesen, daß er sie auch selbst verfasst habe. Ihr Gegenstand sind offenbar die Schicksale der jüdischen Nation unter den Persern, unter Alexander dem Grossen und seinen Nachfolgern, vorzüglich aber unter dem Antiochus Epiphanes, der mit Gewalt die

Juden in Griechen verwandeln wollte. Wenn man nun auch annehmen wollte, daß Daniel als ein göttlicher Seher diese Schicksale wohl hätte weissagen können, so ist doch der Vortrag gar nicht der Orakelton, vielmehr ist er ganz in der beschreibenden Manier abgefasst, und viel zu umständlich, als daß die letzteren sechs Kapitel nicht von einem Juden herstammen sollten, zu dessen Zeiten sich Alles, was darin vorkommt, schon wirklich ereignet hatte. Dieser kam auf den Einfall, den Daniel, welchen man zu seiner Zeit als einen gewesenen grossen Visionsmann und Traumausleger noch wohl kannte, dis Alles schon geweissagt haben zu lassen; so entstand die zweite Hälfte des Buchs, die in den letzteren Kapiteln auch in der That schon ganz rabbinisch klingt. Ihr Verfasser konnte nun sein Vorgeben nicht wahrscheinlicher machen, als wenn er seinen sogenannten Danielschen Weissagungen Alles, was er von schriftlichen Aufsätzen, die der Tradition ihren Ursprung zu danken hatten, den Daniel betreffend, schon vorfand, vorausschickte. Daß er an diesen nichts geändert habe, zeigt die Abwechselung des hebräischen und chaldäischen Dialekts in selbigen. Auf solche Weise

aufſtand die erſte Hälfte des Buchs bis aufs erſte Kapitel, welches er dann als Eingang in das ganze Buch an die Spitze ſtellte, und wozu er auch keine Data weiter brauchte, als die ihm die ſchon vorgefundenen Aufſätze reichten. Die Verfaſſung des Buchs Daniel, wie es jetzt iſt, ſinkt alſo in ſehr ſpäte Zeiten herunter, und geht noch über den Tod des Antiochus Epiphanes hinaus, der hundert und funfzig Jahre vor der chriſtlichen Zeitrechnung den Thron beſtieg. Daher kommts dann auch, daß es im jüdiſchen Kanon nicht zur Prophetenſamlung gefügt worden iſt, die zu der Zeit ſchon geſchloſſen war, und daß es auch nicht einmal unter den Hagiographen eine andere Stelle finden konnte, als nach dem Buche Eſther erſt, nach welchem es auch gewis erſt erſchienen iſt.“ “.

So lautet der Bericht, welchen mir Funk über den Daniel gab, und ich lies mir Alles darum ſo deutlich aus einander ſetzen, weil ich nicht einſehen konnte, warum er ihn bei unſerer Prophetenlektüre ſo degradirt hatte.

Ich geſtehe, daß ich mich wirklich freuete, auf ſolche Weiſe gar nichts für meinen Zweck in der erſten Hälfte des Buchs anzutreffen; es ſind mir doch warlich in meinem Leben keine unglaublichere

Fabeln vorgekommen, als dieſe, und es ärgerte mich in der That, ſie in der Bibel zu finden. Wären doch die Juden mit ihrem Daniel aus der Tempelbibliothek zu Hauſe geblieben! dachte ich wohl zehenmal. Inzwiſchen ſieht man wenigſtens ſo viel daraus, daß es um den Volksglauben zu den Zeiten der entſtandenen und fortgepflanzten ſeltſamen Traditionen ſo wohl, als auch da noch, da ſie von irgend einem Juden ſchriftlich aufbewahrt wurden, nicht ſonderlich geſtanden haben könne. Wäre Erwartung eines beſſeren Lebens jenſeits des Grabes damals Sitte geweſen, ſo hätte man Danielen doch wohl, als ihn König Darius, indem er ihn in die Geſellſchaft von Löwen bringen laſſen wollte, mit den Worten tröſtete — „dein Gott, den du ohne Unterlas anbeteſt, helfe dir!“ — etwas darauf erwiedern laſſen, das davon gehandelt hätte.

Findet ſich nun aber in der zweiten Hälfte des Buchs etwas für meinen Gegenſtand, ſo mus ich doch bedenken, daß ſich dis erſt aus dem zweiten Jahrhundert vor Chriſti Geburt herſchreibe. In der That klingt ſchon die Stelle Kap. 7, 18. ſehr reitzend — „die Heiligen des Höchſten werden das Reich einnehmen, und wer-

den einnehmen, und ewiglich besitzen. Dies scheint aber bereits auf, ein Wink von einer andern Welt zu sein. Wenn man V. 27 dazu nimmt — „das Reich, Gewalt und Macht unter dem ganzen Himmel, wird dem heiligen Volke des Höchsten gegeben werden, u. s. w." — und lieset man dann noch den ganzen Zusammenhang; so leuchtet hervor, daß die Zeit des Untergangs des Antiochus Epiphanes, des argen Judenquälers, gemeint sei, auf welche die glänzendste Größe des jüdischen Staats wieder erfolgen soll, wie sie der Chiliasmus sich nur träumen kann.

Aber — Kap. 12, 2. 3.: „Viele, die im Staube der Erde schlummern, werden erwachen, theils zu ewigem Leben, theils zu ewiger Schmach und Schande. Die Lehrer aber werden glänzen, wie der Sonnenhimmel, und die Viele zur Gerechtigkeit leiteten, wie das schönste Sternbild, auf ewig." Gewis — prächtig ausgedrückt! das ganze Herz hebt sich beim Lesen. Wird aber hier die Lehre von Auferstehung wirklich vorgetragen, oder auch nur etwa ein Bild von ihr hergenommen? Kann hierüber nur der Zusammenhang, in welchem dieser Ausspruch steht, entscheiden, so ist das Letztere anzunehmen; aber freilich steigt

denn doch hier das Bild schon in der Masse höher, als beim Ezechiel, in welchem es bei diesem schon höher, als beim Esaias, stieg — hier ist also schon Bild von einer Auferstehung zum Empfange verdienter Vergeltung. Wer könnte hier die Fortschritte verkennen, welche auf einander folgende Zeitalter in ihren Vorstellungen machten? Blosses Bild aber ists und bleibts doch nur.

„Es ist noch eine andere Zeit vorhanden" — hatte es schon Kap. 11, 35. geheissen; so heissts nun auch wieder Kap. 12, 1ff. — „es wird ein Ende mit ihm haben, und Niemand wird ihm helfen. Um diese Zeit wird der grosse Heerführer Michael, der Schutzengel deines Volks, auftreten, und dein Volk retten — Alle, wie sie verzeichnet sind. Dann werden Viele, die im Staube der Erde schlummern, u. s. w." Die jüdische Nation litte, wie gesagt, unter dem Antiochus Epiphanes durch die gewaltsamsten Religionsbedrückungen fürchterlich. Durch seine Grausamkeiten brachte er Viele dahin, dass sie ihren väterlichen Glauben verliessen, und sogar wider ihre treueren Brüder mitfochten; Viele aber wurden lieber Märtirer ihres Glaubens. Die Heiden

aus dem Stamme der Makkabäer blieben endlich zur rüstigen Gegenwehr gegen alle Tirannei; einige derselben fielen im Kampfe. Zuletzt gelang es Einem von ihnen, zu siegen, und sich independent zu machen; in diesem war gleichsam Michael, der nunmehrige Schutzgeist Israels, aufgetreten. Nun erwachten Viele, die unter der Erde lagen, wieder; man rief in den Zeiten der Ruhe Viele wieder ins Leben zurück, erneuerte ihr Andenken, und hielt Gericht über sie. Solche Juden, die für ihren Glauben kämpfend gefallen wären, wurden mit hohem und immerwährenden Nachruhm gekrönt; solche aber, die die Untreue gegen ihren Glauben so weit getrieben, daß sie sogar im Kampfe wider ihren Glauben gefallen waren, traf Nachschande und Nachabscheu der gegenwärtigen und spätesten Posterität. Und — Jeder vollends, der durch Wort und Beispiel Andere, oder gar ganze Haufen, glaubenstreu gemacht, darüber aber auch sein Grab gefunden hatte, empfing einen der ersten Plätze im Unsterblichkeitstempel der Nationalgeschichte.

Diese Erklärung gefällt mir auf jeden Fall besser, als eine andere, die zwar in der Hauptsache dieselbe ist, und die Stelle auch auf die Zeiten

der makkabäiſchen Helden deutet, aber ſich doch nicht ſo vollkommen anpaſſt. Nach derſelben ſoll nehmlich hier nicht die Rede von wirklichen Verſtorbenen, ſondern von Geflohenen und Verkrochenen, ſein, die zur Zeit des Siegs wieder aus ihren Schlupfwinkeln hervorgekommen wären. Warum, kann man doch gleich fragen, ſoll man die im Staube der Erde Schlummernden gerade hier tropiſch, und nicht eigentlich verſtehen? Gäbe man aber auch den tropiſchen Sinn zu — verdienten denn Menſchen, die das Märtirerthum geſcheuet hatten, die geringſte Ehre dafür? Oder — warum ſollten Einige davon nur geehrt, Andere aber beſchimpft werden? Zu den Helden aber, welche ganze Haufen dadurch glaubenstreu gemacht, daß ſie zur Revolte ermuntert, und ſich an die Spitze der Nation geſtellt, paſſte das Volk der Verkrochenen vollends nicht. Wollte man aber hierauf auch erwiedern, daß es nicht nothwendig ſei, das Erwachen aus dem Erdenſtaube auch auf dieſe zu ziehen, ſo bleibt doch der vorhergehende Einwurf ſtark genug, um die Unrichtigkeit dieſer Erklärung ins Licht zu ſtellen.

Zu einer buchstäblichen Erklärung dieser Stelle von künftiger Auferstehung der Todten bräuchte man in der That weiter nichts zu sagen, als daß es dann nicht heissen müsse, Viele, die unter der Erde schlummern, sondern Alle, die unter der Erde schlummern. Wie käme iedoch auch wohl eine Belehrung über die Auferstehung der Todten hieher, wo bloß von Rettung des jüdischen Volks durch seinen Schutzgeist Michael die Rede ist? Sind denn auch zur Zeit dieser Rettung, welche durch den tapfern Simon wirklich geschah, Todte auferstanden? Wohl aber ward hernach der gefallenen Patrioten im Schoss des Friedens unter seiner hoheprieſterlichen Regierung mit grossen Ehren gedacht, und seine Brüder, die tapfern Lehrer und Volksführer zur Gerechtigkeit, welche für Religion und Vaterland gefallen waren, erhielten von ihm ein prächtiges Grabmonument zum ewigen Gedächtnis ihrer Heldenthaten. Daß mit solchen Erklärungen des Buchs Daniel späterhin Jesus nicht übereinzustimmen scheint, kann ihre Richtigkeit doch wohl nicht verdächtig machen. Zu seiner Zeit deutete man Alles, was in den heiligen Nationalschriften offenbar schon geschehene und ver-

gangene Dinge bestraf, in einem höheren Sinne auf die Zukunft, und so war er weise genug, zu kondescendiren, da er an der Hand einer solchen Kondescendenz am glücklichsten auf die Nation zu wirken vermochte. Brauchte er doch die Fabel vom Jonas für seinen grossen Zweck, weil ihn sie für ein wahres Faktum hielt; wird aber sein vernünftiger Verehrer es wohl auf ihn kommen lassen, daß er selbst sie auch dafür gehalten? Es hat noch keinen Weisen geschändet, Vergleiche aus Erzählungen zu nehmen, die alle Welt für Fabeln erklärt; wie soll's dem Weisen von Nazaret übel anzulegen sein, daß er ein Bild für sich aus einer Fabel nahm, die sein Zeitalter für ein wirkliches Faktum erklärte? Einwendungen der Art gegen richtigere Deutung des alten Testaments, welche man aus den Deutungen Jesu und der Apostel macht, sind in der That die unbedeutendsten.

Alles dessen ungeachtet aber, was ich bisher gesagt habe, und dessen Wahrheit ich fühle, muß ich doch wieder darauf zurückkommen, daß der Zug von Vergeltung, welcher in Daniel schon auf dem Auferstehungsbilde, oder auf dem Bilde wiedererwachender Todten, angebracht ist,

sehr auffalle. Mag das Bild hier immerhin nicht wie im Jesaias und im Ezechiel; von Wiederherstellung des jüdischen Staats gebraucht sein, so ists doch auf eine ganz ähnliche Weise von Wiederherstellung des Andenkens Verstorbener gebraucht, deren man während der Verfolgungen und kriegerischen Unruhen hatte vergessen müssen. Man könnte diese Andenkenserneuerung eine bürgerliche Auferstehung nennen, dergleichen in Staaten, die durch grosse Revolutionen gingen, noch immer zu geschehen pflegt, so bald man daselbst wieder zu völliger Ruhe gelangt. Setzt man alsdann nicht den Patrioten, welche sich fest und heldenmüthig bezeigten, und Opfer ihrer Festigkeit und ihres Heldenmuths wurden, noch heilige Denkmähler? Beschimpft und brandmarkt man nicht die Treulosen, die Apostaten, die Volksverräther, in den Annalen des Staats wenigstens auf ewige Zeiten? Woher nahm aber der Verfasser der zweiten Hälfte des Daniel das gebrauchte Bild? Erfand er es selbst, oder schöpfte er's aus chaldäischer Weisheit? Das Letztere kann ich schon darum nicht glauben, weil er ohne Zweifel ein Koätaneus vom Verfasser des Predigers Salomo's war, der

im Tode den Leib auf immer zur Erde, den Geiſt aber zu Gott, zurückkehren lies — welches offenbar gegen allen Auferſtehungsglauben iſt. Ich glaube vielmehr, daß die allgemeine Idee, Gott könne tödten und wieder lebendigmachen, die ſchon beim Moſes war, und die Hoſeas vor dem Exil ſchon anwendete, auch ihn im Ganzen darauf gebracht, und daß blos die Nebenidee von Vergeltung ſeine eigene Erfindung ſei, weil ein auf ſolche Weiſe wieder lebendiggemachter Menſch, wenn er gut geweſen, noch belohnt, und, wenn er böſe geweſen iſt, noch beſtraft werden könne. — — —

Ehe wir nun heute aus einander gingen, drang ich noch in Funk, mir ſeine wahre Meinung darüber zu ſagen, warum bei den Propheten ſo ein Stillſchweigen über die wichtigſte Menſchenlehre herrſche, die doch noch weit mehr, als die Lehre von einem einzigwahren und unſichtbaren Gott, für die ſie ſo unaufhörlich geeifert, zur Sittlichkeit und zur Zufridenheit der Menſchen mitwirke. . .

Funk ſagte, im Grunde ſei Moſes daran Schuld. So viel den Propheten auch wären, ſo

müßte man sie doch nur als eben so viel Kopieen von ihm, ihrem Original, betrachten. Sie hätten insgesamt sich ein= für allemal ihn, als das Prophetenhaupt, zum Muster gewählt, und auch wohl wählen müssen; folglich hätten sie auch nur, wie er, vorzüglich auf den Alleinkultus des Jehova gedrungen. Wenn sie mithin auch noch so vollkommene Begriffe von einem Leben nach dem Tode gehabt hätten, so hätten sie sie doch nicht in ihren öffentlichen Vortrag aufgenommen, weil Moses es nicht gethan, und hätten auch weder zur äußerlichen, noch zur inneren Gottesverehrung, weder zum Tempeldienste, noch zur Tugend, Motive davon hergenommen, weil er keine davon hergenommen, sondern sich blos dabei auf Glück und Unglück dieses Lebens bezogen habe. Ich sollte, sprach Funk, nur die letzten Propheten gegen die ersten, und die ersten gegen die letzten halten, so sähe ich ja, daß sie bei ihren Verheißungen und Drohungen diesem allerersten Propheten der Nation nachsprächen, oft wörtlich nachsprächen; der Segen Mose's und der Fluch Mose's, wie er noch ausführlich von ihm existire, sei ihr ewiges Einerlei, das sie blos nach Zeit und Umständen modificirten. Von vielen Propheten

hätten wir zwar nur kleine Bruchstücke ihrer Orakel; er sei aber lebendig überzeugt, daß wir, wenn wir von Jedem so viel hätten, als vom Jeremias, am Ende doch nichts weiter daran haben würden, als was wir an diesem hätten. Darüber aber, ob sie selbst wirklich Mehr gewust, als sie zum Volke geäusert, wolle er nicht absprechen — die Sache sei ihm zu kritisch. Er habe zwar keinen grossen Glauben an sogenannte geheime Schriften der Hebräer, die etwa in den Prophetenschulen nur zirkulirt hätten; inzwischen sei es ihm doch fast unmöglich, zu glauben, daß die Propheten — besonders Einige unter ihnen, die so viel Bildung verriethen — wirklich so weit zurück gewesen sein sollten, als sie zu sein schienen. Auch sei es ihm immer aufgefallen, daß diejenigen, welche in der chaldäischen Schule gewesen — die Rege im Scheol etwa abgerechnet — nicht Mehr über den grossen Denkensgegenstand geäussert, als die früheren. Wenn sie doch den Visionsgeschmack, das Traumwesen und die Geisterlehre der Chaldäer unter ihrer Nation verbreitet hätten, so begreife man nicht, daß sie die Unsterblichkeitslehre so zurückgesetzt; denn daß diese den Chaldäern fremd gewesen, dafür gäbe es keinen

Beweis in der Geschichte, wohl aber vom Gegentheile; auch müsse man der Bürgschaft nicht vergessen, welche das berühmte Diktum am Ende des Predigers Salomo's für das letztere stelle. Die griechischen Philosophen, schlos Funk, haben hernach ihre Sachen mit der jüdischen Nation besser gemacht, als ihre eigenen Propheten.

Ende der ersten Abtheilung
des dritten Theils.

Was ſteht

# vom Zuſtande nach dem Tode in der Bibel?

---

Zweiter Theil.

---

1805.

In Kommiſſion

bei A. Fuchſel zu Zerbſt, und bei Gerh. Fleiſcher zu Leipzig.

# Elpizon

oder

## Ueber meine Fortdauer im Tode.

Dritten Theils zweite Abtheilung.

1805.

Gedruckt auf Koſten des Herausgebers,

und in Kommiſſion

bei A. Fuchſel zu Zerbſt, und bei Gerh. Fleiſcher zu Leipzig.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

## Nach der sechzehnten Bibelkonferenz.

Fertig mit den Schriften vom ersten Range, oder mit dem Kanon, des alten Testaments, schritten wir heute zum Lesen der Schriften vom zweiten Range, oder der Apokryphen, des alten Testaments fort, und lasen sie gröstentheils in der Ordnung, wie wir sie in der deutschen Bibelausgabe, welche wir vor uns hatten, fanden. Die Bemerkung, welche ich vor Jahren schon gemacht, daß es auffallend sei, meine Lieblingslehre gerade nur in diesen Büchern erst deutlich vorgetragen zu finden, welche doch von der jüdischen Nation selbst nicht einmal für heilig gehalten würden, kam mir auf der Stelle sehr lebhaft wieder ins Angedenken, und spannte meine Erwartungen sehr. Funk nahm dis gleich wahr, und

verſprach mir, die Sache ganz natürlich zu erklären, rieth mir aber auch im voraus, ja nicht von allen Apokryphen gleichviel zu erwarten.

Faſt Alles, was ich heute vorläufig von dieſen bibliſchen Büchern hörte, war mir neu, und Vieles darunter recht intereſſant. Vater Luther hat mir beſonders mit ſeinem Urtheile über ſie gefallen. Wenn auf der einen Seite die Koncilien vor ſeiner Zeit ihnen ein kanoniſches Anſehen gegeben hatten, und wenn auf der andern Seite nach ſeiner Zeit die Proteſtanten ihnen ohne Unterſchied auch nicht die geringſte Ehre laſſen wollten, ſo ging er den Mittelweg, und erklärte ſie für Bücher, die zwar den kanoniſchen nicht gleich zu achten, aber doch nützlich und gut zu leſen wären. Dis ſoll dann auch die Meinung derer geweſen ſein, welche ſie der Septuaginta beigefügt haben. Alle, wie ſie da ſind, ſind ſie von Juden geſchrieben, und müſſen zu einer Zeit geſchrieben ſein, als der Kanon ſchon geſchloſſen war; weil ſonſt das eine und das andere von ihnen eher eine Aufnahme in ſelbigen verdient hätte, als manches, das wir darin finden. Mann nennte ſie deshalb beſondere, oder von der erſten Sammlung (Kanon) abgeſonderte, d. h. apokryphiſche Bücher.

Sie ſind theils von paläſtiniſchen, theils von alexandriniſchen Juden, theils urſprünglich hebräiſch, theils griechiſch, geſchrieben, und dienen dazu, uns von dem Gange der Geiſtesbildung der jüdiſchen Nation und von ihren Glaubensmeinungen in den letzten Jahrhunderten vor Chriſti Geburt zu unterrichten. Man würde ſonſt z. E. in der That den Sprung unbegreiflich finden, welchen die Juden zu Chriſti Zeiten in der Lehre vom Zuſtande nach dem Tode gegen ihre vorbabiloniſchen Vorfaren gemacht. Doch gilt dis nicht von allen Apokriphen; vielmehr rechtfertigte ſich Funks Rath, von ihnen insgeſamt nicht gleichviel für mich zu erwarten, gleich beim erſten derſelben, beim Buche Judith.

Blos am Ende dieſes Buchs fand ſich die Stelle — „Wehe den Völkern, die uns verfolgen! der Allmächtige wird Rache an ihnen dafür nehmen zur Zeit des Gerichts. Feuer und Würmer wird er über ihre Leiber ſchicken, und heulen werden ſie über ſolchen Jammer auf immer.“ Ohne daß Funk nöthig hatte, mich erſt noch daran zu erinnern, fiel mir gleich ſelbſt aus Eſ. 66, 24. der Wurm, der nicht ſtirbt, und das Feuer, das nicht verlöſcht, hierbei ein, und ſo fand ich hier

ſo wenig für meine Rechnung, als dort. Es kann immer möglich ſein, daß aus dergleichen Vorſtellungen und Bildern ſich ſpäterhin der Begrif der Judenhölle gebildet habe — ia, ich glaube es ſogar ſelbſt; hier aber iſt er offenbar noch nicht anzutreffen. Die Zeit des Gerichts, oder der Gerichtstag, iſt hier noch kein ſogenannter iüngſter Tag, von dem die Martha zu Jeſu ſprach, und das „auf immer" bedeutet auch noch nichts weiter, als eine lange Periode. Sollte die Rede hier von Strafen ienер Welt ſein, ſo müſte das Buch auch anderweit Glauben an eine künftige Welt äuſern; welches aber nicht der Fall iſt. Uebrigens hat auch Funk dieſes Buch als ein elendes iüdiſches Machwerk ſo in meinen Augen heruntergeſetzt, daß es mich verdrieſſt, ſelbiges in unſerer deutſchen Bibel zu finden; ſo viel Mühe ſich auch Grotius gegeben haben mag, es ehrenzuretten. Unkundiger in Geſchichte, Zeitrechnung und Erdbeſchreibung mus doch wohl kaum ein bibliſcher Skribent geweſen ſein, als der Verfaſſer dieſes an ſich ſelbſt noch obendrein ganz unglaublichen Mährchens, das ſich zwar vieleicht auf eine alte Tradition gründen mag, aber nach und nach eine Menge von Zuſätzen erhalten hat, darin einer

immer ungereimter iſt, als der andere. Daß der elende Roman aber erſt nach Chriſti Zeiten ſogar geſchrieben worden ſei, finde ich doch nicht glaublich. Nicht deshalb etwa, weil es von den Juden, als von nicht lange erſt zurückgekommenen Exulanten, ſpricht, ſondern — auf dieſen Fall, dächt' ich, würde man doch gewis etwas Beſtimmtes und Deutliches vom Zuſtande nach dem Tode darin finden; wär's auch nur im Triumfliede der Judith, an deſſen Schlus es ſich nach der vorhin angeführten Stelle ſehr wohl geſchickt hätte.

Das Buch der Weisheit, wornach mein ganzes Herz ſtand, lieſſen wir heute einſtweilig zurück, und laſen im Tobias. Auch ein Roman alſo, wie ich hörte, und mich auch überzeugte, aber ein religiöſer Roman, ſtatt daß Judith ein politiſcher war. Der Verfaſſer verräth ſich gleich anfangs, daß es ihm darum zu thun ſei, eine zweite Hiobiade zu ſchreiben. Die Geſchichte ſelbſt hat er zwar in die Zeiten des aſſiriſchen Exils verlegt, beſchrieben aber kann er ſie vor dem babiloniſchen Exil nicht haben; denn da wuſten die Juden noch nichts von guten und böſen Dämonen, und träumten die Albernheit noch

nicht, daß man die letzteren verbannen könnte. Die sieben Engel um den Thron Gottes (Kap. 12, 15.) zeigen sogar an, daß das Romänchen erst nach dem Darius Hiſtaſpes geſchrieben worden, als ſeit welcher Zeit die Juden dieſe Vorſtellung von der Maieſtät Gottes nur haben; weil ſie offenbar eine Nachahmung der Maieſtät des perſiſchen Kaiſerthrons iſt, den ſieben Reichsſtände, welche ſich aus den Kronmitwerbern des Darius zum immerwährenden mitregirenden Staatsrathe gebildet hatten, umgaben. Daß aber der Tobias auch erſt nach Chriſto geſchrieben worden, glaube ich ſo wenig, als ichs von Judith glaube. Nicht ſowohl darum, weil das Gebot Jeſu, Andern das zu thun, was ſie uns thun ſollen, Kap. 4, 16. vorkomme, wo der Vater ſeinem Sohne die Lehre gibt — „was du nicht willſt, daß man dir thue, das thue einem Andern auch nicht;" (könnte man nicht ſonſt auch das Gegentheil daraus beweiſen, und ſagen, Jeſus habe dis aus dem Tobias entlehnt? Das Wahrſcheinlichſte iſt aber, daß dis wohl eine ganz gewöhnliche jüdiſche Sentenz geweſen ſein möge), ſondern aus demſelben Grunde wieder, weil ſonſt gewis die Lehre von einem künftigen Leben deutlich vorgetragen ſein

würde, welches aber doch der Fall nicht ist.

Zwar gibt es zwei Stellen darin, welche auf den ersten Anblick das Herz des Lesers in dieser Hinsicht sehr erheben; aber — leider sind mir heute sehr beunruhigende Aufschlüsse über sie gegeben worden. Kap. 2. V. 17. spricht Tobias, der Vater, zu seinen Freunden — „wir sind Kinder der Heiligen, und warten auf ein Leben, welches Gott geben wird denen, die im Glauben stark und fest bleiben vor ihm" — der griechische Text hat aber weder diese Stelle, noch das Folgende bis zu Ende des Kapitels. Es ist also nichts weiter übrig zu denken, als daß sie, da sie aus der Vulgate blos herstammt, ein ächtes Christeneinschiebsel sei. Kap. 3. V. 6. ist der umgekehrte Fall, und die Septuaginta hat da etwas, das die Vulgate nicht hat, und daher auch in Luthers deutscher Uebersetzung fehlt. Tobias, der Vater, bittet Gott um seinen Tod, weil ihm sterben besser sei, als leben, um sich nur endlich von seinen Freunden seines Unglücks wegen nicht mehr verspotten zu hören. Da drückt er sich dann freilich so aus, daß Gott seinen Geist wegnehmen möge; sollte dis aber wohl anders gemeint sein, als

wenn Elias nach 1 Kön. 19, 4. auch aus Lebensüberdruß betete — „es iſt genug, ſo nimm nun, Herr, meine Seele, ich bin nicht beſſer, als meine Väter" —? Die Septuaginta fügt ſogar hinzu, daß Tobias Gott angerufen hätte, ihn Erde werden zu laſſen; wodurch dann die Weg- oder Aufnahme des Geiſtes ihren ganzen höheren Sinn verliehrt. Das iſt aber wahr, daß der griechiſche Text am Ende noch eine ſehr auffallende Wiederholung macht, und dabei von einer ewigen Stäte oder Ruheſtäte ſpricht, mit der ſich Tobias tröſtet; wobei man dann leicht an die gebetene Wegnahme des Geiſtes zurückdenken, und ſich alſo vorſtellen könnte, Tobias habe um ſeine Geiſtesaufnahme in den Himmel, oder zur Stäte der Seligen, gebeten. Wäre dis aber, ſo würde in dem ganzen Buche gewis Mehr von ſolchen Ideen vorkommen, und es iſt faſt unleugbar, daß die Erlöſung von allem Jammer zur ewigen Stäte Daſſelbe ſei, was vorher die Erlöſung davon zum Erdewerden war. Die ewige Stäte iſt alſo zuverläſſig hier nichts Anderes, als die Ruheſtäte im Grabe, wo aller Jammer ein- für allemal, oder auf ewig, ein Ende hat.

So war dann auch im Buche Tobias nichts für mich zu finden; denn, wenn auch Luther Kap. 4. 3. den Vater zum Sohne sagen läſſt — „wenn Gott meine Seele wegnehmen wird, ſo begrabe meinen Leib“ — ſo weis doch weder der griechiſche, noch der lateiniſche Text etwas hiervon, ſondern beide ſagen dafür — „wenn ich todt bin, ſo begrab mich;“ und wenn es Kap. 13. 2. im Lobgeſange des Vaters heiſſt, Gott züchtige und tröſte, verwunde und heile, tödte und mache lebendig, führe in den Hades und wieder heraus, ſo ſind dis doch blos die uralten Vorſtellungen von der völlig freien und ganz nach Willkür handelnden Allmacht Gottes, welche in Iſrael gangbar waren, und die man bei Samuels Mutter, ja, beim Moſes ſchon, antrift. Es iſt aber ganz etwas Anderes, zu ſagen — Gott kann tödten und wieder lebendig machen — und zu ſagen — der Menſchengeiſt iſt unſterblich, oder, dem Menſchen ſteht als Menſchen nach dem Tode weiteres Leben bevor.

## Nach der siebenzehnten Bibelkonferenz.

Da unsere erste Unterhaltung mit den Apokryphen so dürftig für mich ausgefallen war, so versprach ich mir von der zweiten Mehr, in der wir es mit dem Volksbuche Sirach zu thun bekamen; leider aber ist auch diesmal die Leseausbeute für mich nicht reich gewesen. Funk kam gleich mit der Vorklage, daß ich mich nicht daran kehren müsse, daß das Buch Jesus Sirach hinter dem Buche der Weisheit stehe — es sei gewis älter, als dieses, und sein Verfasser habe auch unter ganz andern Umständen gelebt, als der Verfasser des letzteren. Bei dieser Gelegenheit fing mein Freund an, sich darüber zu erklären, wie er es gemeint, da er zu mir gesagt, die griechischen Philosophen hätten ihre Sache hernach mit der jüdischen Nation besser gemacht, als ihre eigenen Propheten; nur, setzte er hinzu, auf den Sirach habe dis noch keinen Bezug.

Sirach — ſo ward ich weiter belehrt — ſchrieb zu Anfange des vorletzten Jahrhunderts vor Chriſto, war aus Jeruſalem, fertigte ſein Buch in hebräiſcher Sprache, und ward von ſeinem Enkel in Egipten für die dortigen Juden ins Griechiſche überſetzt. Zu ſeiner Zeit dämmerte nur erſt noch das Licht der Aufklärung in Paläſtina, und die griechiſche Philoſophie, welche die alexandriniſchen Juden helldenkender machte, war noch nicht zu ihm gedrungen. Hierauf ſoll man es dann alſo rechnen müſſen, daß ſo wenig Troſt aus jener Welt her bei ihm angetroffen werde; auch ſoll zugleich dieſe Armut ein Beweis für die Treue des Ueberſetzers ſein, der gewis ſchon gröſſere Begriffe über die Beſtimmung des Menſchen von egiptiſchen Gelehrten eingeſogen hatte, ohne ſich zu ermächtigen, ſie der Arbeit ſeines Grosvaters einzuſchalten. Indeſſen begreife ich doch gar nicht, wie ein Mann, der über das alte Opferweſen ſo richtig urtheilte, als Kap. 35. 1. — „der bringt die rechten Opfer, der Gottes Gebote hält; der opfert feines Mehl, wer dankbar gegen Gott iſt; der opfert Dankopfer, wer barmherzig iſt; vom Böſen ablaſſen, das iſt der rechte Kultus und das Sühnopfer aller Sühnopfer" — — ich begreife

nicht, wie ein Mann, der über das neue Teufelswesen, das aus Chaldäa mitgebracht war, so richtig denken konnte, als Kap. 21, 27. — „wenn der Gottlose dem Teufel flucht, so flucht er sich selbst" — — ich begreife nicht, sage ich nochmals, wie so ein Mann, der sich auf diesen Seiten über die engen Grenzen seiner Nationalbegriffe erheben konnte, auf einer andern noch wichtigeren Seite, auf der Seite seines Urtheilens und Denkens über die Bestimmung des Menschen, in derselben Engherzigkeit beharrte, die seine Nation drückte.

Daß er dis gethan habe, davon bin ich leider bis zu meinem Bejammern heute überzeugt worden. Ich las z. E. Kap. 17, 1. — „Gott schuf den Adam aus Erde, und verwandelte ihn wieder darein." Kap. 17, 25. — „Wer mag Gott loben im Hades? Nur die Lebendigen können ihn preisen, die Todten, die nicht mehr sind, nicht." Kap. 40, 11. — „Alles, was Erde ist, wird darein verwandelt, wie alle Wasser ins Meer fliessen." Kap. 41, 5. — „Scheue nicht das Schicksal des Todes; denke an deine Vorfaren und Nachkommen, und erwäge, daß dis Gottes Bestimmung für alle Lebendigen sei. Wie kannst

du dich einer göttlichen Einrichtung widerſetzen wollen? Mögen's zehen, oder hundert, oder tauſend Jahre ſein, die du lebſt — im Hades, wenn wir da erſt ſind, iſt Lebenslänge und Lebenskürze gleich, und Keiner rechnet nach."

So klingts bei dieſem Volkslehrer, und, wenn er die Richter, oder Helden nach Joſua's Zeiten rühmt, ſo bedient er ſich zwar des ſonderbaren Ausdrucks, daß ihre Gebeine noch immer im Grabe grünten, erklärt dis aber gleich ſelbſt blos von ihrer Ehre, die noch durch ihre Söhne erhalten werde, auf die ihr Nahme fortgeerbt ſei. Kurz, das Glaubensſiſtem, welches im Buche Jeſus Sirach das herrſchende iſt, lautet etwa ſo — „Geſtorben mus einmal von Allem werden; Menſchen machen einander Platz, wie Blätter des Waldes. Im Scheol, oder Hades, hat alle Freude ein Ende; darum verſage man ſich, ſo lange man lebt, keinen guten Tag, ſondern genieſſe, was man kann, und mache nicht lachende Erben. Jenſeits hört nicht nur alle Arbeit auf, ſondern die Arbeiter ſelbſt hören auch auf. Da iſt weder Lobgeſang Gottes, noch die geringſte Empfindung. Deſſen ungeachtet aber mus man doch rechtſchaffen leben, Gott verehren,

Andern Gutes thun, und sich um die Welt verdient machen; denn — ein goldener Nachruhm überlebt uns auf diesen Fall noch lange, lange."

Um so auffallender ists dann allerdings, mitten in dem Vortrage eines so kümmerlichen Glaubenssistems folgende Stelle zu finden — „Wehe euch Sündern, die ihr die Vorschriften des Höchsten verlasset! Zum Unglück werdet ihr gleichsam geboren, und, wenn ihr sterbet, wird Unglück wieder euer Loos. Wie Alles, was von Erde ist, zur Erde wieder zurückkehrt, so gerathen die Gottlosen aus dem Unglück ins Verderben." (Kap. 41, 11.) Ists nicht, als läge hier sogar schon die Vergeltung nach dem Tode vor mir, und als würde der Artickel von Höllenstrafen abgehandelt? Luther hub iedoch seine Uebersetzung so an — „ihr lebet oder sterbet, so seid ihr verflucht" —; wie, wenn er dadurch auf den rechten Weg der Erklärung führte, ob er gleich selbst hernach nicht darauf zu bleiben scheint, wenn er schliesst — „so kommen die Gottlosen aus dem Fluche zur Verdamnis" —? Es kann hier nehmlich die Rede blos von der Schmach und Schande sein, zu der die Gottlosen gleichsam geboren zu sein scheinen, und bei der es für sie auch im Tode noch bleibt,

und dann bedeutete das Verderben, oder die Verdammniß, in die sie sterbend aus dem Fluche gerieten, die gänzliche Vergessenheit, in die sie alsdann bald geriethen. Der ganze Sinn wäre alsdann — im Leben drückt sie Schande, im Tode werden sie gar vergessen; oder — so lange sie da sind, wird ihr Nahme mit Abscheu, und, wenn sie dahin sind, gar nicht mehr genannt. In der That folgt dis auch gleich darauf mit dürren Worten — „der Gottlosen unehrlicher Nahme wird vertilgt" — und so wäre dann ebenfals hier kein Blick über das Grab hinaus zu finden. Sollte jedoch dergleichen hier wirklich gegeben sein, so begriffe man in der That nicht, wie er beinahe unmittelbar hinter Aeusserungen habe gegeben werden können, welche ganz das Gegentheil enthalten; oder man müsse annehmen, daß Enach von seinem Uebersetzer hier doch wohl einen Zusatz erhalten habe, oder daß, wie von den apokryphischen Büchern überhaupt gelten soll, noch späterhin manches Einschiebsel ihm zu Theile geworden sei.

Dennoch muste mir, als wir auf das Lob berühmter Männer der Vorwelt (Kap. 44.) kamen, ganz natürlich beim Henoch alles das wieder ein-

fallen, was wir bei Betrachtung der Urerzählung davon (1 Mos. 5.) schon vorausgeschöpft hatten. Es bleibt dabei, daß ein Mann, der des gottgefälligen Henochs frühe Wegnahme darum geschehen sein läßt, daß sie für die Welt eine Vermahnung zur Busse, oder ein Motiv, sich zu bessern, wäre, nicht an einen frühen Tod, der ganz ins Nichtsein führe, gedacht haben könne, sondern daß er unter der Wegnahme eine Aufnahme, eine Versetzung ins Bessere, in die Welt der eigentlichen und höheren Belohnungen der Tugend verstanden haben müsse. Verhält sichs nun aber wirklich so, wie war es möglich, daß derselbe Mann, der so über Henochs Wegnahme dachte, bei allen seinen eigenen Vermahnungen zur Busse und zur Sittlichkeit nie das geringste Motiv von einem künftigen Leben hernahm?

Die Kap. 46. befindliche Erwähnung der durch eine Zauberinn bewirkten Erscheinung des Geistes Samuel ist nicht weniger sehr ernstlich gemeint, wenn auch gleich Samuels Tod vorher als ein Schlafengehen auf immer beschrieben wird; wie stimmen nun damit, daß Sirach den alten Propheten nach seinem Tode noch prophezeiend einführt, und alles das glaubt, was 1 Sam. 28.

davon erzählt wird, seine übrigen vorgetragenen Meinungen vom Zustande, oder vielmehr vom Unzustande nach dem Tode überein?

Vom Elias endlich, dessen Himmelfart er buchstäblich annimmt, behauptet er Kap. 48. nicht nur, daß selbiger wiederkommen, und die Stämme Jakobs wiederherstellen werde, sondern preiset auch sowohl diejenigen selig, welche seine Wiederkunft erleben würden, als auch die, welche, ihn liebend, entschlafen wären, und setzt hinzu — „denn wir werden mit Leben leben.“ Die Vulgate übersetzt — denn wir werden wiederleben; Luther übersetzt — da werden wir das rechte Leben haben; Linde übersetzt — denn die Unsterblichkeit wartet unser. Was soll man auch bei dieser Stelle zu Sirachs übrigem Schweigen von dergleichen höherem Glauben, oder gar zu seinen anderweitigen Widersprüchen dagegen sagen?

Funk bewies mir zwar augenscheinlich, daß von Kap. 42, 15. an bis Kap. 50, 28. gleichsam eine von dem übrigen Buche getrennte besondere Schrift enthalten sei; er machte mich aber auch darauf aufmerksam, daß Sirach unmittelbar hernach das Ganze des Buchs, folglich auch diesen Theil, für das Seinige anerkenne. So müßte man

dann annehmen, daß er als ein Sammler alter Sprüche und Sentenzen, wofür er sich Kap. 33. 17. selbst erklärt, in dergleichen harten Stellen, wie z. E. — „nur die Lebendigen können Gott preisen, die Todten, die nicht mehr sind, nicht" — nicht selbst spreche, sondern sie gebe, wie er sie fand, und daß seine eigene Meinung darüber nur im letzten Theile des Buchs, der das Lob der Vorfahren der Hebräer enthält, und durchaus blos seine Arbeit ist, zu lesen sei. Bin ich alsdann aber nicht doch wieder, wo ich war, und bleibt obige Frage nicht immer noch unbeantwortet, warum Sirach bei so anscheinenden hellen Blicken in die weitere Bestimmung des Menschen als ein so ernstlicher Tugendlehrer nicht Beweggründe aus dieser zur Tugend und Sittlichkeit hergenommen habe? Funk wuste also am Ende nichts weiter darauf zu sagen, als — daß sowohl dieses, als auch alles übrige Inkonsequente beim Sirach wohl darin seinen Grund haben möchte, daß in seiner eigenen Seele noch Nacht und Tag mit einander gekämpft hätten, und daß er da, wo er den einfachen, ruhigen Sittenlehrer macht, auch blos an seine Vorgänger, die ebenfals kein Motif zur Tugend aus jener Welt hergenommen, sich angeschlos-

sen, da aber, wo ihn sein Dichterfeuer ergreift, über diese Welt und über alle seine Vorfaren zugleich sich weggeschwungen habe. Hiermit habe ich also heute zufrieden sein müssen — ich gestehe es aber, nicht ohne Murren. Denn die Hexachiade, welche wir einst aus ihm vorwegnahmen, hatte mich die Meinung auch in voraus fassen lassen, daß ich, wer weis, wie viel, für meine Lieblingsmaterie aus ihm erndten würde.

## Nach der achtzehnten Bibelkonferenz.

Vom Buche Baruch versprach ich mir gleich nicht das Geringste, sobald ich hörte, daß er der Amanuensis des Propheten Jeremias gewesen sein solle; wenn der Prophet selbst nichts für dich hat, dacht' ich, was will sein Sekretär für dich haben können? Und — so wars dann auch. Mich interessirte es daher kaum, als mein Freund mir bewies, daß Baruch kaum an dieses Buch gedacht haben könne, und daß es vermuthlich ein späteres hellenistisches Machwerk sei. Wer Lust hat, die Meinung des Verfassers, er sei, wer er sei, über das Endschicksal der Menschen zu vernehmen, der lese Kap. 2. 17. „Thu doch die Augen auf, Herr, und sieh, oder bedenke, daß die Todten im Hades, deren Geist aus ihren Eingeweiden genommen ist, dich nicht mehr verehren;" — durch diese Vorstellung soll sich dann Gott bewegen lassen, das Gebet der armen gefangenen Juden zu

erhören, weil er sie sonst, wenn sie in der Gefangenschaft stürben, mit seiner Barmherzigkeit nicht mehr erreichen könnte, und weil sie ihn auch nicht weiter dafür preisen, wie überall nicht weiter anbeten, könnten. Hatte der spätere Verfasser auch wirklich bessere Einsichten, so verbarg er sie doch vermuthlich hier absichtlich, und suchte durch Einklang in die alten israelitischen Vorstellungen vom Tode die Täuschung, als hätte Baruch das Buch geschrieben, vollkommen zu machen. — —

Wir gingen zu den Büchern der Makabäer. Das erste davon soll zwar einen weit grösseren historischen Werth haben, als das zweite; für meine Untersuchung aber hatte es gar keinen Werth. Der Verfasser soll hebräisch geschrieben haben, und ein Jude in Palästina gewesen sein. Zu seiner Zeit muß auch in Palästina noch nicht viel Licht auf jenseits hin gefallen sein; er hätte sichs doch wohl sonst merken lassen, besonders, da er so viel Gelegenheit dazu hatte. Dem Gottlosen weiß er aber weiter nichts anzukündigen, als daß selbiger heute hoch aufschwebt, und morgen dahin ist, weil er in seinen Staub zurückgekehrt ist; (Kap. 2, 63.) und den Rechtschaffenen stärkt er im Eifer und Märtyrerthum für das Gesetz blos durch das

Beispiel edler Vorfaren, und durch den Lohn, den sie dafür erhalten hätten. Beschaut man aber nun diesen Lohn näher, so besteht er z. E. darin, daß Joseph für seinen Eifer Herr in Egipten geworden, daß Pinehas für seinen Eifer das Priesterthum auf seine Nachkommen erblich empfangen, daß Caleb für seinen Eifer ein besonderes Erbe bekommen, daß David für seinen Eifer das Königreich auf immer geerbt, u. s. w. Und — wenn er auch den Elias für seinen Eifer in den Himmel aufgenommen werden läßt, so sieht man doch gleich, daß er dis nicht nur ganz so, wie Jesus Sirach, verstanden, sondern daß er es auch für eine einzige Ausnahme von der Regel gehalten; denn allen künftigen heiligen Eiferern, welche diesen ihren gepriesenen Vorgängern ähnlich werden würden, wird weiter nichts von ihm verheissen, als daß sie rechte Ehre und einen ewigen Nachruhm erhalten sollen. (Kap. 2, 51.) Wie schön hätte sichs doch geschickt, wenn der wackere Greis Matathias, dem diese Vorstellungen an seine Söhne kurz vor seinem Tode in den Mund gelegt werden, auch ein Wort von hohem Märtirerlohn in einer besseren Welt zu ihnen gesprochen hätte! aber — auch kein Laut davon. Es ist dis um so

auffallender, da der Verf. des erſten Buchs der Mackabäer doch geraume Zeit nach dem Jeſus Sirach gelebt haben muß, der den Matathias mit ſeinen Söhnen noch nicht pries, ihnen aber gewiß einen ehrenvollen Platz unter den Edlen der Vorwelt angewieſen haben würde, wenn er ihnen nachgelebt hätte. Man kann daraus ſehen, wie ſpät das Licht der egiptiſchjüdiſchen Aufklärung zu den Juden in Paläſtina gedrungen ſein müſſe.

Das zweite Buch der Mackabäer lieſſen wir zum Buche der Weisheit zurück, und beſchäftigten uns heute blos noch mit den übrigen kleinen apokriphiſchen Pieçen.

Stücke in Eſther. So wenig das Buch Eſther die geringſte Garbe für meine Erndte hatte, ſo wenig auch dieſe Zuſätze der Septuaginta dazu. Doch gefiel mir's, daß Luther ihnen eigenmächtig eine Stelle unter den Apokriphen angewieſen hat; meintwegen möchte das Buch Eſther auch darunter ſtehen.

Hiſtorie von der Suſanne und Daniel. Soll das dreizehnte Kapitel vom Daniel nach dem Griechiſchen ſein, iſt aber gewis nichts

weiter, als eine ehrliche Fabel, die blos zu Ehren der Wahl eines blutjungen Mannes zum Volksvorsteher gedichtet ward. Indessen mag dis sein, oder nicht; wenn nur etwas für mich darin wäre!

Vom Bel zu Babel — vom Drachen zu Babel. Soll das vierzehnte Kapitel vom Daniel nach dem Griechischen sein, ist aber ebenfals nichts weiter, als eine ausgeschmückte alte Legende, und war für mich auch nicht des Lesens werth.

Das Gebet Asariä und der Gesang der drei Männer im feurigen Ofen. Beide von gleichem Schlage, wie sie auch beide ins dritte Kapitel des Daniel nach dem Griechischen gehören sollen. Etwas Unwahrscheinlicheres von Dichtermachwerk kann es wohl nicht geben, und es kommt mir vor, als wenn sowohl Asaria, als alle Drei Alles vorher auswendig gelernt gehabt hätten; inzwischen dients doch wenigstens dazu, daß erlösen aus der Hölle (Scheol, Hades) nichts weiter bedeute, als aus Todesgefaren erretten. (V. 88.)

Das Gebet Manaſſe endlich ſoll ein Supplement zu 2 Chron. 33. ſein, wo es blos heiſſt, daß Manaſſe gebetet hätte. Hier wäre dann alſo das Gebet des Manaſſe in Extenſo, hat aber ſo wenig für mich, als das Gebet des Hiſkia.

## Nach der neunzehnten Bibelkonferenz.

Auf heute hatte ich mich gefreuet, und, wie ich nun gesehen habe, mit Recht. Es waren uns nehmlich vom alten Testament noch übrig das Buch der Weisheit und das zweite Buch der Makkabäer. Wir nahmen das Erstere zuerst.

Wie verwunderte ich mich, als ich hörte, daß es mit dieser Weisheit Salomo's nicht anders stehe, als mit dem Prediger Salomo. Salomo ist ebenfals bloße Firma dabei, und der Verfasser der Weisheit hat noch weit später gelebt, als der Verfasser des Predigers. Der augenscheinlichste Beweis davon ist doch wohl der, daß iener seine Citaten aus dem alten Testament wörtlich so gibt, wie sie die Septuaginta hat. Funk meint, er möge etwa ein Jahrhundert vor Christo gelebt haben. Daß er ein Jude gewesen, ist ausgemacht, weil er mit der israelitischen Geschichte so viel zu thun hat, und Weisheit so ausnehmend an der

israelitischen Nation rühmt; daß er aber auch griechisch geschrieben, soll ebenso ausgemacht sein. Egipten war sein Vaterland, und er schrieb sein Buch in Alexandrien. Heute geschahs dann auch, daß sich Funk ganz ausführlich darüber erklärte, wie er es gemeint, als er gesagt, die griechischen Philosophen hätten mit der jüdischen Nation ihre Sachen besser gemacht, als die eigenen Propheten derselben.

Cyrus war es gewesen, dem die Juden (so muß man die Hebräer seit der Zeit nennen) die Freiheit, in Palästina zurückzukehren, zu danken hatten. Von da an befanden sie sich über zwei hundert Jahre unter persischer Oberherrschaft; aus dieser geriethen sie in macedonische auf eine kurze Zeit, und nach Alexanders Tode unter die Oberherrschaft der egiptischen Könige, welche ganze Mengen von ihnen in ihr Reich verpflanzten. Nun hatte Griechenland durch seine bürgerlichen Unruhen die Philosophie vertrieben, und diese hatte sich nach Alexandrien geflüchtet. Da wurden die Juden mit ihr bekannt, und musten nun ihre Religionsbegriffe, wenn sie nicht öffentlichem Spotte sich länger aussetzen wollten, nach ihr ummodeln. Da geschahs dann also auch, daß

sie über den Zustand nach dem Tode aufgeklärter und richtiger denken lernten; während daß die Juden in Palästina noch immer hinter ihnen weit zurückblieben.

Ein Beweis hiervon ist eben das Buch der Weisheit, welches vielleicht die allerreinesten Begriffe von Unsterblichkeit hat, die nicht nur im alten, sondern auch im neuen Testament vorkommen; denn von Auferstehung des groben Körpers weis der gebildete Verfasser nichts. Die Meinung gefällt mir, daß ein philosophischer alexandrinischer Jude mit dieser seiner Schrift habe die Ehre seiner Nation retten, seinen Salomo als den Vorplato der Hebräer hinstellen, und bei dieser Gelegenheit den heidnischen Königen, welche die Juden hart bedrückten, starke Sachen austragen wollen. Darum läßt er ihnen den Salomo Alles sagen, für den es sich am besten schickte, die ihnen bestimmte Lektion zu halten. Ich gestehe, daß mir die Lektüre seines Buchs, besonders in den ersten zehen Kapiteln, eine der angenehmsten von der Welt gewesen ist.

Gleich im ersten Kapitel V. 15. steht der schöne Gedanke — „die Tugend ist oder macht unsterblich —“ ein Gedanke, den man hier zum er-

sten male in der Bibel findet; denn es ist hier nicht von blosser Unsterblichkeit des Nahmens durch Nachruhm die Rede, sondern der ganze Zusammenhang deutet auf wirkliche menschliche Unsterblichkeit hin. Nur scheint es doch, als wenn hier der Verfasser eine irdische Unsterblichkeit, nicht eine Fortdauer des Todes ungeachtet, sondern eine Unsterblichkeit ohne Tod auf Erden, gemeint habe; weil er zugleich sagt, Gott habe den Tod nicht geschaffen, und der Höllen Reich (das Reich des Hades) habe nicht sollen auf Erden sein, oder der Tod habe hier nicht herrschen sollen, sondern Gottlose holten den Tod gleichsam erst herbei, statt daß die Tugend vor ihm bewahre, oder unsterblich mache. Der Verfasser hat nehmlich sein eigenes System über den Ursprung des Todes, das er hernach ausführlicher mittheilt. Auf diese Stelle würde ich also doch nicht viel bauen. Vom zweiten Kapitel aber an stehen die Sachen für mich besser.

Hier nimmts der Verfasser mit den Materialisten seiner Zeit auf, die dis darum waren, damit sie desto unsittlicher leben könnten. Man glaubt in ihnen schon die Vormänner der hernach sich bekannt machenden sadducäischen Sekte unter den

Juden zu hören. Der Verfaſſer führt ſie auf das meiſterhafteſte redend ein, perſiflirt ihre geglaubte Zerflatterung des Geiſtes im Tode nach Art einer dünnen Luft, und ſchlieſſt endlich folgendermaſſen — — „ſo denken und irren ſie zugleich, wie blind aus Bosheit, und unfähig, Gottes heimliches Gericht, d. h. Gottes Tiefen, oder Gottes eigentlichen geheimen Plan, nach welchem er die Menſchen geſchaffen hat, zu erkennen.“ Fragt man, was für ein geheimer Plan dis ſei, ſo iſts — die Beſtimmung zur Fortdauer ienſeits des Grabes, die Hofnung, daß ein heiliges Leben nach dem Tode gelohnt werde, die Ehre, der Adel der Unſterblichkeit, welchen unſchuldsvolle Seelen haben werden. Und nun hebt der Verfaſſer an — „Gott ſchuf den Menſchen zur Unſterblichkeit, und machte ihn zum Abdruck ſeines eigenen Weſens, oder zum Bilde, daß er gleich ſein ſolle, wie er iſt.“ Der letztere Gedanke iſt offenbar aus 1 Moſ. 1, 27. genommen, und wird hier als Erklärungsgrund von der Unſterblichkeit des Menſchen angegeben. Gott iſt unſterblich, will der Verfaſſer ſagen; hat nun Gott den Menſchen nach ſeinem Bilde geſchaffen, iſt er ein Abdruck ſeines eigenen Weſens, hat der Menſch

gleichsam einen Theil der Masse Gottes, so mus er auch unsterblich sein. Ich erinnere mich hier mit Freuden der ersten Bemerkung gleich, daß iene Stelle im 1 Mos. 1. schon Glauben, oder doch Ahnung menschlicher Fortdauer im Tode ausgedrückt habe. Der Verfasser des Buchs der Weisheit scheint aber auch hier wieder die Unsterblichkeit, zu der der Mensch geschaffen worden, auf den ganzen Menschen, oder auf den Menschen, wie er ietzt ist, zu beziehen, weil er hernach vom Tode spricht, wie selbiger erst in die Welt gekommen sei. Dis sei nun, wie ihm wolle; weis ich doch schon vorher, daß er hernach auch Unsterblichkeit des Geistes des Todes ungeachtet lehren werde. Man mus hier den iüdischen Philosophen sich denken, der einmal über Unvermeidlichkeit und absolute Nothwendigkeit des Todes wegsah, und den Tod, als durch etwas Dazwischengetretenes erst in die Welt gekommen, sich dachte. Fast könnte man der Meinung werden, er habe bei Erklärung des Ursprungs des Todes ebenso auf die zweite alte Urkunde 1 Mos. 2 Rücksicht genommen, wie bei Erklärung der dem Menschen angeschaffenen Unsterblichkeit auf die erste, und sei noch weiter in der Sache gegangen, als

die Urkunde selbst, indem er unter der Schlange, die die Eva verführt, geradezu den Teufel verstanden, ungefähr so, wie die Juden zu Christi Zeiten, und wie hernach die ganze christliche Kirche; denn er spricht mit dürren Worten — „durch Neid des Teufels kam der Tod in die Welt. Funk hat mir aber bewiesen, daß unter allen alten Völkern irgend so ein böses Wesen geglaubt worden, von welchem alles Verderben in der Welt herrühre. Doch — dis gehört nicht in mein Fach; ich merke also blos an, daß es hier wieder das Ansehen gewinne, als lehrte der Verfasser nicht Unsterblichkeit des Todes ungeachtet, sondern blos pure Unsterblichkeit und Nichtgewesensein des Todes, so lange die Menschen die Weisheit, welche unsterblich sei und unsterblich mache, geliebt haben würden.

Vom dritten Kapitel aber an bekommt die grosse Menschheitssache erst ihre wahre Gestalt. Da deckt der Verfasser das im zweiten Kapitel erwähnte heimliche Gericht Gottes, oder den grossen Plan Gottes mit der Menschheit, ganz auf, und dieser besteht nun darin, daß Gott den Tod für die zur Unsterblichkeit Geschaffenen zwar zulasse, ia, daß er gute Menschen sogar oft früh

ſterben laſſe, daß dieſe dann aber erſt recht unter Gottes Schutz kämen, von allen Bedrückungen der Böſen frei wären, und den Lohn ihrer Tugend ganz genöſſen.

V. 1. — „der Frommen Seelen ſind in Gottes Hand — ſie rührt keine Quat.“ Kann der chriſtliche Philoſoph ſchöner ſprechen? Wo iſt hier Glaube an Auferſtehung, die vorhergehen müſte, zu finden? Es heiſſt weiter — „Die Frommen ſcheinen zwar in den Augen der Thoren ganz zu ſterben, ihr Ausgang wird für Untergang gehalten, ihr Abſchied aus der Welt für Zerſtörung; aber — ſie ſind ſicher, ruhig. Wenn ſie auch hier als Geſtrafte erſcheinen, ſo iſt doch ihre Hofnung voll Unſterblichkeit. Nach kurzer Züchtigung erwartet ſie Belohnung. Gott prüfte ſie, und fand ſie ſeiner würdig. Wie Gold im Läuterofen reinigte er ſie, und nimmt ſie wie Dankopfer auf.“ — Hier iſt der geheime Plan in ſeiner ganzen Glorie aufgedeckt. Gott, ſo heiſſts, lohnt eigentlich nicht durch irdiſches Wohlergehen, ſondern durch Unſterblichkeit; er bildet unſere ſittliche Natur durch Leiden auf Erden aus, und erzieht uns ſo zur Seligkeit einer beſſeren Welt.

Der Verfaſſer fährt V. 7. fort — „Zur Zeit, wenn Gott drein ſehen wird, wenn die Vergeltungszeit kommt, werden die Frommen aufglänzen, wie Funken, die am dürren Stroh auflaufen. Sie werden Völker richten, über Nationen herrſchen, und Gott wird ihnen ewig König ſein.“

Wie freue ich mich, hier nicht nur Fortdauer im Tode, wie ſie eigentlich ſein mus, wenn ſie wünſchenswerth ſein ſoll, d. h. Fortdauer mit Perſonalität, ſondern auch Vergeltung nach dem Tode, zu finden! An die dabei gebrauchten Bilder kehre ich mich nicht; ſie ſind aus alten Schriften der Hebräer, wo ſie irdiſche Glückſeligkeit anzeigten, genommen, und nun übergetragen auf überirdiſches Heil. Das ward ſo Sitte, wie ich heute umſtändlich gehört habe, unter den ſpäteren Juden, welche unter aufgeklärteren Nationen lebten, und ſie machtens mit der Lehre vom künftigen Leben nicht nur ſo, ſondern auch mit allen wichtigen Lehren, die ſie bei dergleichen Völkern vollkommener vorgetragen fanden. Zurück hinter dieſen bleiben durften ſie nicht, wenn ſie nicht lächerlich werden wollten; auf der andern Seite wollten ſie aber auch ihren alten Nationalglauben

nicht ſelbſt an den Pranger ſtellen; ſo blieb ihnen nichts übrig, als durch Hülfe der Deutungskunſt im Moſes, in den Pſalmen und in den Propheten ſchon Alles zu entdecken, was fremde Philoſophen ihnen eigentlich erſt gelehrt hatten. Bei der Lehre vom Zuſtande nach dem Tode nun konnten ſie keine leichtere Deutungsmethode ergreifen, als daß ſie in den alten Beſchreibungen vom gröſſeſten Glück und Unglück auf Erden ſchon Himmel und Hölle beſchrieben fanden.

Bis hieher ſcheint es aber doch, als glaubte der Verfaſſer des Buchs der Weisheit, ſeinem Grundſatze getreu, daß die Weisheit nur unſterblich mache, blos an Fortdauer guter Menſchen im Tode, und an Vergeltung für ſie blos ienſeits; mit dem 10. V. des dritten Kapitels ändert ſich aber auch die Sache auf dieſer Seite. „Die Gottloſen aber werden Strafe leiden, wie ſie es verdienen.“ Dem Zuſammenhange nach geht dis ſchon ſchlechterdings auf die zukünftige Welt; wollte man aber auch dis nicht einräumen, ſo heiſſts doch V. 13. — „der Unbefleckte wird ſich glücklich fühlen zur Zeit, wenn die Seelen gerichtet werden.“ Hier iſt offenbar die Rede von einem allgemeinen Gericht nach dem Tode; V. 19.

aber entscheidet ganz und gar. „Bösen Leuten gehts am Ende übel, und zur Zeit des Gerichts, am Tage der allgemeinen Einsicht, fehlts ihnen an Trost."

So wäre dann allerdings hier auch zwar Fortdauer böser Menschen mit Personalität, mit Bewusstsein, Zurückerinnerung und Empfänglichkeit für Vergeltung; wie stehts aber nun um den Satz des Verfassers, daß Weisheit und Tugend nur unsterblich mache? Ueberhaupt äusert er hier sonderbare Meinungen von vorzüglicher Heiligkeit des ehelosen Lebens, die hernach noch stärker vorkommen, und in ihm einen Essener verrathen, der Plato's vernünftige Tugendlehren enthusiastisch übertrieb. Nach V. 14. soll dem Verschnittenen dafür, daß er keine Sünden beging, grosser Lohn und ein vorzügliches Loos in Gottes Tempel werden. Was soll man hierüber sagen? Das sieht man wohl, daß es eine Anspielung auf Jes. 56, 4. sei, und daß auch hieraus einleuchte, daß die späteren Juden in den Beschreibungen irdischer Vorzüge, welche sie in ihren alten Nationalschriften fanden, die Beschreibungen künftiger überirdischer Vorzüge suchten; aber — wenn man schon unwillig darüber werden mus, daß ein alter un-

philoſophiſcher Iſraelit einem Verſchnittenen einen beſſeren Ort im Tempel zu Jeruſalem verſprechen konnte, ſo muß man doch wohl es unerträglich finden, wenn ein jüdiſcher Philoſoph demſelben für ſeine Treue eine höhere Seligkeit im Himmel ſogar verſpricht.

Das vierte Kapitel hebt mit ähnlichen Aeuſerungen an. „Kinderloſigkeit mit Tugend, heiſſts da, ſei das Beſſere, und eine unbefleckt gebliebene Jungfer triumfire in der künftigen Welt mit einer Krone auf dem Haupte.“ Vom 7ten V. an aber klingt Alles gar herrlich und ſchön. „Der Fromme, wenn er auch bald ſtirbt, geht zur Ruhe ein. Jahresmenge iſt nicht der Maßſtab des ehrwürdigen Alters, ſondern Klugheit macht das rechte graue Haar aus, und ein unſchuldvolles Leben das wahre Greiſenalter. Wer Gott gefällig lebt, den liebt Gott, und, weil er mitten unter Sündern lebt, ſo wird er verſetzt. Weggenommen wird er, damit Bosheit ihn nicht anſtecke, und Falſchheit ihn nicht verführe. So bald er auch ſtarb, ſo lange hat er doch gelebt; denn Gott gefiel ſein Herz, und deshalb muſte er eilen aus dieſer Laſterwelt. Man ſieht des Weiſen frühen

Tod, und achtet nicht darauf; man nimmt nicht wahr, was Gott mit ihm beschliesst, und merkt nicht, warum er ihn so sichert.“ Was für reizende Stellen sind dis! Man nehme immerhin an, daß der Verfasser hier auf den Henoch angespielt habe; die Beschreibung des Todes als einer Versetzung ist allerdings da, ob sie gleich nicht zur Versetzung des Henoch eigentlich passt, als bei welchem vom Tode nicht die Rede in der Urerzählung ist. Hat der Verfasser ihn wirklich in Gedanken gehabt, so ist dis ein sicherer Beweis mehr, daß er die alte Urkunde in der Septuagiata gelesen; wozu dann noch käme, daß er ebenso, wie diese, statt „er lebte mit Gott“ er gefiel Gott, spricht. Indessen, wenn sichs auch in der That so verhielte, so konnte auch er nur, der an ein künftiges Leben glaubte, Henochs frühen Abtritt vom irdischen Schauplatze, durch den Satz rechtfertigen, oder erklären, daß Gott ihn, weil er ihn geliebt, aus der Mitte der Sünder so frühzeitig weggenommen.

Im fünften Kapitel erreicht der Vortrag des Verfassers über die Lehre vom Zustande des Menschen nach dem Tode die höchste Vollkommenheit.

Hier wird Vergeltung ienſeits des Grabes für Gute und Böſe auf das deutlichſte und ſtärkſte gelehrt, und — was dabei noch das Schönſte iſt — ohne Auferſtehung des Körpers. Vorher hatte es geheiſſen, daß die Sünder den Frommen mit Verachtung ſo früh ſterben geſehen; nun geht die Rede alſo fort — „Freimüthig tritt der Fromme einſt denen ins Geſicht, die ihn hier drückten, und ſeinen Tugendeifer höhnten. Sie, die ihn erblicken, überfällt dann hohes Schrecken; ſie ſtaunen über ſein ungeglaubtes Heil. Reuevoll und tiefaufſeufzend, ſprechen ſie unter ſich — „„Das iſt der, den wir zum Spott- und Hohngelächter hatten. Wir Thoren hielten ſeine Lebensart für Einfalt, und ſeinen Tod ſchimpfvoll. Wie ſteht er ietzt unter Gottes Söhnen, und hat das Loos mit unter Gottes Heiligen! Wir kamen ganz vom rechten Wege ab; das Licht der Tugend erſchien uns nicht, und die Sonne ging uns nicht auf; auf Wegen des Verderbens wandelten wir, und fanden den Weg des Herrn nicht. Was hilft uns nun die Pracht, was hilft uns der Reichthum? den Schatten gleich iſt Alles verſchwunden, und unſere Bosheit hat uns aufgerieben.““ — Die Frommen aber leben ewig fort; Gott lohnt ſie,

der Höchste sorgt für sie. Von ihm erhalten sie ein glänzend Königreich, aus seiner Hand ein prächtiges Diadem.“ Auch hier ist es zwar nicht zu verkennen, daß der Verfasser, um die Seligkeit der Frommen in jener Welt zu beschreiben, Bilder aus dem Daniel schöpfe, so, wie hernach aus den Psalmen — „mit seiner Rechte deckt er sie, sein Arm ist ihnen Schild“ — welches da auch nur von diesem Leben zu verstehen war; inzwischen ist doch hier Vortrag des Hauptpunkts in der Lehre von menschlicher Fortdauer, nehmlich des Zusammenhangs des künftigen Lebens mit dem gegenwärtigen, und der Gerechtigkeitspflege jenseits des Grabes. Ich wüste also in der That nicht, was dem Buche der Weisheit noch weiter fehle, um sich in Ansehung jener Lehre mit den Schriften des neuen Testaments messen zu können, als etwa die Auferstehungshipothese, von der ich aber zu Ehren des Christenthums wünschte, daß sie sich in diesen auch nicht befinden möchte. Gesetzt demnach, daß ich von nun an auch nicht das Geringste in den übrigen Theilen des mir so lieben Buchs weiter für mich fände, so wäre ich doch mit dem, was ich bisher darin für mich gefunden, vollkommen zufriden. So, ganz so, wie dieser

alexandriniſche Jude — ſeine Bilder abgerechnet, für die man wieder andere hinſtellen kann, wie man will — muß man über Fortdauer nach dem Tode denken, wenn man vernünftig darüber denken will.

## Nach der zwanzigsten Bibelkonferenz.

Es schadet nicht, daß das Buch der Weisheit vom sechsten Kapitel an das nicht mehr für mich ist, was es vorher war; ich bin, wie gesagt, durch dasselbe schon völlig befridigt. Eigentlich hatte sein Verfasser bei Abfertigung der unsittlich lebenden Materialisten auch nur die offenbarste Veranlassung, den Prediger des Glaubens an Unsterblichkeit zu machen. Inzwischen bin ich doch auch heute nicht ganz leer ausgegangen.

Die Stelle Kap. 6, 20. ist schön. „Erfüllung der Lehren der Weisheit ist Grund zur Unsterblichkeit; Unsterblichkeit aber bringt uns Gott nahe. Die Weisheit führt also zum Königreich. Liebt ihr, Tirannen, nun Thron und Zepter, so liebet die Weisheit, damit ihr ewig herrschet." Ich wollte schon, daß dis alle Fürsten und Könige beherzigen möchten; gewis stände es besser um das Wohl der Nationen.

Kap. 8. 17. fand ich wieder den Lieblingsgedanken des Verfassers — „Verwandtschaft mit der Weisheit bringt Unsterblichkeit" —; aber was soll man bei V. 19. denken? „ich war von guter Art, und hatte eine gute Seele, und darum kam ich auch in einen unbefleckten Leib." Hier ist offenbar Glaube an Präexistenz der Seelen, und Funk sagte mir, daß Plato sich die Seele als eine Substanz gedacht habe, die vor dem Körper da gewesen sei. Nun, diese Meinung will ich sowohl dem Plato, als dem Verfasser des Buchs der Weisheit, gern überlassen. So soll dann auch, wie ich gehört habe, Kap. 9. 15. der ganze Platoniker sprechen, wo es heisst — „ein grober Leib beschwert die Seele, und eine irdische Hütte schränkt die Denkkraft ein." Als wir diese Stelle gelesen, fällte Funk das Urtheil über den Verfasser, daß sein Platonismus doch nicht rein, sondern mit chaldäischen, persischen und egiptischen, wie mit jüdischen, Ideen vermischt sei. Er bewies mir dis ziemlich weitläuftig, und erklärte mir es auch aus der Periode, in welcher dieser jüdische Philosoph zu Alexandrien gelebt habe; da es aber nicht in mein Fach schlug, so unterbrach ich ihn dabei. Aufmerksam hörte ich ihm jedoch zu, als er mir

seine Meinung darthat, daß sich das eigentliche Buch der Weisheit mit Salomo's Gebet, oder mit dem neunten Kapitel, zu schliessen scheine. In der That kann ich auch mein eigenes Gefühl darüber nicht verleugnen, daß von da an ein eingeschränkterer Kopf zu denken und zu sprechen scheine. Manches hat mir zwar gefallen, aber Vieles auch nicht. Zu jenem gehört z. E. der recht artig beschriebene Ursprung der Idololatrie, (Kap. 14, 15.), die Beschreibung ihres unseligen Einflusses auf die Moralität, (Kap. 14, 23.), und die Darstellung der Gewissenskraft (Kap. 17, 10.). Was im Grunde mir noch gesuchter Fund war, besteht im Folgenden.

„Gottes Macht kennen ist Wurzel des ewigen Lebens, oder Grund zur Unsterblichkeit." (Kap. 15, 3.) Es scheint zwar, als wäre dis derselbe Lieblingssatz, welcher in den ersten neun Kapiteln so oft vorkommt, aber warum wird der Ausdruck „Weisheit" nicht beibehalten?

Kap. 15, 8. wird der Verfertiger eines thönernen Abgotts personificirt. „Er, der vor kurzem selbst aus Erde ward, und bald zur Erde eilt, woher er ist, wenn man ihm seines Geistes Schuld abfordert." V. 15. klingts ebenso — „er, der sein

Leben selbst erborgt hat" —. Beides kann mir eben nicht gefallen, wenn es sich auch am Ende so drehen lässt, daß es mit den erhabenen Aeuserungen über Unsterblichkeit zu Anfange des Buchs in Harmonie kommen muß.

Kap. 16, 13. wird Gott die Gewalt über Leben und Tod zugeeignet, und so müste man sich eigentlich darüber freuen, wenn derselbe Verfasser hier spräche, der anfangs den Tod, als durch des Teufels Neid in die Welt gekommen, beschrieb; leider aber wird unmittelbar darauf das alte Hebräerlied von den Pforten des Hades wieder gesungen, zu welchen Gott hinunter, und von denen er wieder herauf führe — als woran in dem ersten besseren Theile des Buchs nicht gedacht ward.

Ich lasse diese und alle andere Inkonsequenzen, Kontraste und Widersprüche, deren man das Buch der Weisheit bezüchtigen mag, auf sich beruhen, und es gilt mir gleich, ob man sie durch wirklich verschidene Verfasser, oder blos durch verschidene Lebensalter, in welchen ein und derselbe Verfasser die erstere kleinere und die letztere grössere Hälfte ausarbeitete, erklären, heben und wegräumen wolle; mir sind die ersten fünf Ka-

pitel genug. Ich habe ſie gern geleſen, und werde ſie noch oft mit wahrem Vergnügen leſen. Dank dem Manne, der ſie ſchrieb! — — —

Funk und ich beſchloſſen nun heute noch die Lektüre des alten Teſtaments mit dem zweiten Buche der Makabäer. Der Verfaſſer deſſelben, der ſich für einen bloſſen Epitomator eines gröſſeren fremden Werks ausgibt, ſoll ebenfals, wie der Verfaſſer des Buchs der Weisheit, ein alexandriniſcher Jude geweſen ſein, und auch griechiſch, wie dieſer, geſchrieben haben. Wie man aber Beide für einen und denſelben Mann habe halten können, iſt mir unbegreiflich. Welche alberne Legenden in dieſem Makkabäerbuche! Doch — ſelbige mögen linker Hand liegen bleiben; ich habe nur immer meinen Gegenſtand vor Augen, und ſo ſage ich frei heraus, daß weder Jaſons Kopf, noch der Kopf ſeines Epitomators, ſich an aufgeklärten Begriffen über den Zuſtand nach dem Tode mit dem Kopfe meſſen dürfe, der in den erſten fünf Kapiteln des Weisheitsbuchs ſpricht. Jetzt will ich rekapituliren, was ich für mich gefunden habe.

Das Wichtigſte waren mir die Hinrichtungsgeſchichten eines Greiſes und einer Mutter mit ih-

ren ſieben Söhnen, welche Kap. 6. und 7. vorkommen. Hundert und ſiebenzig Jahre etwa vor Chriſti Geburt übte der ſiriſche König, Antiochus Epiphanes, unter deſſen Herrſchaft damals Paläſtina ſtand, arge Grauſamkeiten gegen die daſigen Juden aus, um ſie zum Abfalle von ihrem väterlichen Glauben zu bewegen. Aus jenem Zeitpunkte alſo ſind auch dieſe Erzählungen hergenommen, die an ſich wohl wahre Vorgänge, jedoch mit vielen übertriebenen Zuſätzen und Ausſchmükkungen, enthalten mögen. Der Erzähler ſelbſt lebte ihnen keinesweges gleichzeitig, ſondern viel ſpäter; doch darf man ſein Zeitalter auch nicht zu ſpät anſetzen, weil ſein Buch ſonſt ganz zwecklos geweſen ſein würde.

Damals, oder unter der Tirannei des Antiochus Ep. — ſo lautet die erſte Erzählung — hätte man einen ſehr bejahrten und angeſehenen Schriftgelehrten, Nahmens Eleaſar, mit Gewalt zwingen wollen, Schweinefleiſch zu eſſen; er hätte es aber angeſpieen. Darauf wäre ihm im Stillen der Vorſchlag gethan worden, ſich anderes Fleiſch, das er als Jude eſſen dürfe, und das er ſich nach ſeiner Art zurechtmachen lieſſe, herbringen zu laſſen, und ſich blos ſo zu ſtellen, als wenn er das

vom König verordnete Schweinefleisch äße, um nur beim Leben zu bleiben. Da hätte er erwiedert — „ein Mann von neunzig Jahren, wie ich, beschimpft sich so nicht, gibt auch der Jugend so ein böses Beispiel nicht. Wozu mir auch so eine Heuchelei? Mags sein, daß ich dadurch der menschlichen Uebergewalt entginge, so kann ich doch Gottes Händen, weder lebendig, noch todt, entgehen.“ Auf diese Erklärung, heißts, hätte man die Todesstrafe an ihm vollstreckt, und da wären noch seine letzten Worte gewesen — „Gott, der Alles weis, weis auch, daß ich von den Qualen, welche ich jetzt ausstehe, leicht hätte loskommen können, daß ich sie aber aus Ehrfurcht gegen ihn leide.“ Allerdings liegt hierin starker Ausdruck des Glaubens an ein künftiges Leben und an künftige Vergeltung, und ich will auch gern die ganze Erzählung selbst als wahrscheinlich gelten lassen.

Die zweite Erzählung aber kommt mir als höchst unwahrscheinlich vor. Wer noch das geringste Wahrheitsgefühl hat — so spreche ich mit dem Freunde Funk nach — der lese die Hinrichtungsgeschichte der Mutter mit ihren sieben Söhnen des Schweinefleisches wegen, und urtheile!

(Kap. 7.) Indessen — ich bekümmere mich blos um das, was den Gegenstand meines Suchens betrift, und da finde ich dann freilich genug und übergenug für mich. Der Aelteste von den sieben Brüdern spricht zwar blos im Nahmen Aller — „wir sind bereit, lieber zu sterben, als wider unser väterliches Gesetz zu handeln" — nach seiner Hinrichtung aber ermuntern sich die übrigen nebst der Mutter zu gleichedelmüthiger Erduldung des Märtirertodes schon also — „Gott der Herr siehts, und tröstet uns mit seinen Verheissungen, wie das Moses in seinem Gesange sehr deutlich sagt: Gott wird seinen Verehrern (Knechten) gnädig sein." 5 Mos. 32, 36. Wenn hier nicht Hinsicht auf die Vergeltung nach dem Tode genommen würde, so hätten sich diese Gutmüthigen samt und sonders mit Nichts ermuntert. Indessen leuchtet hieraus zweierlei ein; erstlich, daß man schon zu der Zeit, als der Verfasser schrieb, es in der Art gehabt habe, späterhin erst erhaltene Belehrungen bereits in den ältesten Nationalschriften finden zu wollen, denn Moses hatte in seinem Gesange, an nichts weniger, als an ein künftiges Leben gedacht, — und dann, daß der Verfasser ebenfals, wie das Buch der Weisheit, aus der

Septuaginta citirt, inmaſſen auch die moſaiſche Stelle im Hebräiſchen einen andern Sinn haben ſoll. Der zweite von den Brüdern geht mit ſeinen Glaubensergieſſungen noch viel weiter; „du Ungeheuer, ſpricht er ſterbend, nimmſt uns zwar iezt das Leben, aber der König der Welt wird uns, die wir für ſein Geſetz ſterben, zum ewigen Wiederaufleben erwecken.“ Der dritte, als man ihm Zunge und Hände abfordert, gibt ſie mit den Worten hin — „Von Gott hab' ich ſie — für Gottes Geſetz laſſe ich ſie — von Gott werde ich ſie wieder erhalten.“ Der vierte ruft am Rande des Todes noch aus — „Es iſt ſchön, menſchliche Hofnungen zu verlaſſen, und göttliche zu erwarten, und von Gott wieder erweckt zu werden; dir wird keine Auferſtehung zum Leben zu Theile werden.“ Der fünfte und ſechſte ſagen nichts für mich; denn ich finde in den göttlichen Strafgerichten, welche ſie dem Tirannen ankündigen, blos Strafgerichte für das gegenwärtige Leben, die auch noch die Nachkommen des Königs treffen ſollen. Von der Mutter aber wird geſagt, daß ſie alle ihre ſieben Söhne an einem Tage darum ſo ſtandhaft hätte gemartert werden ſehen können, weil ſie ſo groſſe Hofnung auf Gott

gehabt hätte. Die würde in ihrer Lage keinen vernünftigen Sinn gehabt haben, wenn sie dabei nicht über den Tod hinaus gedacht hätte. Ihre angeführten übrigen Aeuserungen bewiesen iedoch noch Mehr. Zu allen soll sie nehmlich gesagt haben — „ich bin zwar eure Mutter, weis aber nicht, wie ihr in meinem Leibe gebildet worden seid; der Weltschöpfer, der den Menschen in seiner Entstehung bildet, wird daher auch euch, nach seiner Liebe, Geist und Leben wiedergeben, das ihr für sein Gesetz lasset." Und zum jüngsten Sohne soll sie gesprochen haben — „Erbarme dich über mich, und fürchte dich nicht vor diesem Menschenwürger, sondern verhalte dich deinen Brüdern angemessen, und leide den Tod, damit ich dich mit deinen Brüdern in ienem Leben wiederfinde." Diesem werden dann auch vor seinem Tode noch die Worte in den Mund gelegt — „Erhebe dich, du Verruchteſter aller Menschen, nicht zu sehr, du bist Gottes, des Allherrschers, Gerichte noch nicht entgangen. Meine Brüder, die eine kurze Marter ausgestanden haben, warten nun des ewigen Lebens nach der Verheissung Gottes." Luther soll nehmlich hier besser übersetzt haben, als Andere, die dafür lesen —

sind Gottes Verheissungen zufolge des ewigen Lebens bereits theilhaftig geworden; wie stimmte dis auch mit der Theorie von Auferstehung und von Wiedererhaltung des ganzen gegenwärtigen Körpers, die doch in dieser Erzählung herrscht? Uebrigens kündigt auch der letzte von den sieben Brüdern dem Antiochus keine Strafen jener Welt an, sondern begnügt sich daran, ihm zu drohen, daß er durch Gottes gerechtes Gericht den Lohn seiner Grausamkeit und seines Stolzes noch empfangen, und daß Gott ihn durch Qual und Marter am Ende zum Geständnis bringen werde, daß er allein Gott sei.

Hier wäre dann also allerdings Viel von dem beisammen, was ich über den Zustand nach dem Tode zu finden wünschen könnte — neues volles menschliches Sein einst, Wiedersein mit Bewusstsein und Zurückerinnerung, Wiedervereinigung mit den Unsrigen und Empfang des Tugendlohns aus den Händen der göttlichen Gerechtigkeit. Ja, stärker noch, könnte man sagen, als im Buche der Weisheit, wird hier der Glaube an höhere Zukünfte mit der Religion und mit der Sittlichkeit in Verbindung gesetzt; denn der Verfasser macht diesen Glauben zu einem allmächtigen Motif, das

ſchmerzhafteſte Märtirerthum willig zu übernehmen, und ſtandhaft darin auszudauern. Wer ſieht aber auch nicht, daß er dem vorgeblichen Salomo an Reinigkeit der Begriffe über das künftige Leben weit nachſtehe? Wenn dieſer ununterbrochene Fortdauer mit Bewuſtſein lehrt, und den Vergeltungszuſtand gleich nach dem Tode anheben läſſt, ohne des groben irdiſchen Körpers weiter zu gedenken: ſo lehrt iener Auferſtehung deſſelben Körpers, und läſſt erſt nach derſelben die Vergeltung ihren Anfang nehmen. Daß ſichs wirklich ſo mit ihm verhalte, ſieht man in der Folge noch immer deutlicher.

Kap. 12, 43. wird nehmlich ausdrücklich geſagt, daß der Held Judas durch das Todtenopfer, welches er für ſeine erſchlagenen Landsleute gebracht, ſeinen Glauben an Auferſtehung bewieſen habe. „Wenn er, wird hinzugeſetzt, nicht der Meinung geweſen wäre, daß die Erſchlagenen, (welche nach ihrem Tode als Götzendiener befunden worden waren) wieder auferſtehen würden, ſo hätte er ia nicht nöthig gehabt, ihnen Vergebung der Sünde auszuwirken zu ſuchen.“ So machte dann der Verfaſſer hier doch wenigſtens das wieder gut, was es vorher

dadurch verſehen zu haben ſchien, daß er die ſieben Brüder nicht von Strafen für den Antiochus im künftigen Leben reden lies. Er lehrt ausdrücklich auch eine Auferſtehung der Götzendiener. Entſteht nun aber nicht auch ein Widerſpruch in ſeinen Behauptungen, da er den vierten Bruder dem Antiochus die Auferſtehung zum Leben abſprechen lies? Funk meinte zwar, man ſuche ihm damit zu Hülfe zu kommen, daß unter Leben das künftige ſelige Leben verſtanden werden müſſe, wie im neuen Teſtament oft der Fall ſei; ich will mich aber nicht länger dabei aufhalten.

Kap. 14, 46. werde immerhin etwas Unglaubliches erzählt; es dient iedoch ebenfals zum Beweiſe der unphiloſophiſchen Denkart des Verfaſſers über den künftigen Zuſtand. Rhazis, heiſſts da, der für das väterliche Geſetz das Selbſtödtungsmärtirerthum übernommen, hätte, als er ſich ſchon ganz verblutet, die Gedärme ſich aus dem Leibe geriſſen, ſie unter die Soldaten geworfen, und dabei Gott angerufen, daß er ſie ihm wiedergeben möchte.

Durchaus herrſcht alſo im zweiten Buch der Makkabäer Glaube an ein Leben nach dem Tode

zwar, aber ein Glaube, der ſich auf Auferſtehung und auf Wiedererlangung deſſelben Körpers gründet, der begraben wird. Welch eine alle weitere Hofnung über das Grab hinaus zerſtörende Vorſtellung! Wenn es ſo um unſer zweites Leben ſtände — o wehe uns alsdann!

Wäre es wahr, daß alle die hier aufgeführten Perſonen die Sprache wirklich geführt hätten, welche ihnen in den Mund gelegt wird, ſo bliebe es unbegreiflich, daß im erſten Buche der Mackabäer, wo doch, wie ſchon erwähnt, ſo viel Gelegenheit dazu war, nicht ein einziger ähnlicher Laut gehört wird. Woher wuſte z. E. der Held Judas von Vergeltung ienſeits des Grabes, da ſein Vater Matathias doch gar nichts davon erwähnt? In der That waren auch die Juden in Paläſtina zu den Zeiten der Mackabäer noch gar nicht ſo weit im Glauben an menſchliche Zukünfte gekommen. Entweder Jaſon alſo, oder ſein Epitomator, kurz, der viel ſpäter lebende Verfaſſer des Buchs, der ein alexandriniſcher Jude war, leihet allen den angeführten paläſtiniſchen Juden ſeinen Glauben. Ihn hatte die Philoſophie aufgeklärter über den Zuſtand nach dem Tode denken gelehrt.

Eben darum wird dann aber auch mit Recht gefragt, wie er auf die Auferſtehungshipotheſe, über die die Platoniker gelacht haben würden, gekommen ſei, und wie überhaupt die Juden auf ſie gekommen ſein mögen. Schriebe ſie ſich von den Chaldäern her, und hätten ſie die Juden aus dem Exil mitgebracht, ſo müſte man ſie ſchon in ihren früheren Schriften nach demſelben antreffen. Nun hat mir Funk zwar heute abermals viel davon erzählt, wie zu Alexandrien mancherlei Arten von Philoſophie zuſammengeſchmolzen worden wären, daß alſo vielleicht die Auferſtehungslehre als ein uraltes morgenländiſches Dogma auch mit untergemengt worden ſein könne; warum hätte ſie aber auf dieſen Fall der Verfaſſer des Buchs der Weisheit nicht? Es müſte alſo wenigſtens nach den Zeiten des letzteren erſt geſchehen ſein, und ſo wäre auch dis ein Beweis, daß das zweite Makkabäerbuch, obgleich auch in Egipten geſchrieben, doch jünger ſei, als jenes. Wie aber, wenn die Juden zwar ſpäterhin erſt, aber aus ſich ſelbſt, auf Auferſtehung gekommen wären? Folgende Erklärung davon, welche ich heute auch hörte, hat mir ſehr wohl gefallen.

Daß die Juden, welche nach Egipten verpflanzt wurden, von den Platonikern daſelbſt aufgeklärtere Begriffe über den Zuſtand nach dem Tode erhielten, iſt nun als ausgemacht anzunehmen. Sonderbar genug, daß alſo Egipten gleichſam dazu beſtimmt war, ſie auf dieſer Seite zu kultiviren, und daß die hebräiſche Nation, wenn ſie auch, als ſie vor Moſes Zeiten in dieſem Lande lebte, in Maſſe gar nichts über das Leben nach dem Tode von den alten Einwohnern gelernt haben ſollte, doch zum Theil im zweiten Jahrtauſend nachher noch daſelbſt das Allervernünftigſte darüber — die reine Unſterblichkeitslehre, wie ſie Sokrates gelehrt — von dahin geflüchteten Griechen lernen muſte! Aus Nationalſtolz aber, wie gewöhnlich, wollten die egiptiſchen Juden dieſe Lehre nicht für etwas Neues, das ſie erſt von Heiden ſich hätten mittheilen laſſen müſſen, erkennen, ſondern ſie ſchon in ihren älteſten heiligen Schriften vorgetragen finden. Moſes, ihr Orakel, muſte ſie in ſeinem letzten Liede (5 B. 32.) ſchon geſungen haben, geſetzt, daß man ihn auch zu ſeiner Zeit nicht verſtanden. Eben darum lies ja auch der Verfaſſer des Makkabäerbuchs die Märtirerfamilie ſich mit dem daſelbſt V. 30. be-

ſindlichen Ausſpruche tröſten — „Gott wird ſeinen Verehrern gnädig ſein.“ Nun fand man in demſelben Liede und faſt gleich darauf, V. 39. Gott alſo redend eingeführt — „Ich kann tödten, und wieder lebendig machen“ —; was konnte willkommener ſein, als dieſe Stelle? Wenn auch gleich damit nichts weiter hätte geſagt werden ſollen, als daß Gott Alles vermöge, ſo lag doch buchſtäblich der Satz darin, daß ein Verſtorbener wieder aufleben könne, ſobald Gott wolle. Dieſem Satze gaben die egiptiſchen Juden, durch welche hernach auch ihre Brüder in Paläſtina aufgeklärt wurden, einen allgemeinen Sinn, nahmen ihm das Konditionirte, und laſen — Gott wird alle Todten wieder lebendig machen. So hatten ſie allerdings ihren Zweck erreicht, und bewieſen, im Moſes ſtehe ſchon die Lehre vom künftigen Leben; ſo muſten ſie dann aber auch die ſokratiſchplatoniſche Unſterblichkeitslehre dieſer Stelle gemäs modificiren, und — da ſprang die Auferſtehung heraus. Ein Todter liegt da, und, wird er wieder lebendig gemacht, ſo ſteht er wieder auf, und zwar, wie er war; folglich — wenn alle begrabene Todte wieder leben ſollen, ſo

müſſen ſie alle aus ihren Gräbern wieder auferſtehen, ganz ſo, wie ſie einſt waren, auch die Gedärme, wie Rhazis ſprach, nicht ausgeſchloſſen... Ob das Auferſtehungsbild, welches die Propheten im politiſchen Verſtande vom Wiederaufleben des jüdiſchen Staats gebraucht hatten, den Glauben an Auferſtehung aller Menſchen im natürlichen Verſtande bei der Nation hernach begünſtigt und in Schwung gebracht habe, mag ich nicht weiter unterſuchen; ich habe an der hier angegebenen Entſtehungsart dieſes unphiloſophiſchen Judenglaubens, der dann unglücklicherweiſe auch ins Chriſtenthum mitüberging, genug. Uebrigens iſt es ſehr wahr, daß für Menſchen, die Alles nur unter ſinnliche Vorſtellungen zu bringen pflegen, die Lehre von Auferſtehung weit faßlicher ſei, als die Unſterblichkeitslehre, und daß ſie, wenn von einem Leben nach dem Tode bei ihnen die Rede wird, beinahe auf iene kommen müſſen. Funk ſagt, dis ſei ſehr anwendbar auf die damalige jüdiſche Nation.

Ganz zuletzt fanden wir hente noch Kap. 15, 12. etwas Sonderbares. Der Held Judas — ſo lautet der Bericht — habe folgenden ſehr glaubwürdigen Traum erzählt. Onias, der verſtorbene

Hoheprieſter, einer der Edelſten der Nation, ſei ihm erſchienen, mit ausgeſtreckten Händen für das Beſte des Volks betend. Darauf ſei ein ehrwürdiger alter und herrlicher Mann, angethan mit prächtiger Kleidung, hervorgetreten. Von dieſem habe Onias geſagt: das iſt der groſſe Menſchenfreund, der ſo viel für die heilige Stadt gebetet hat — der Prophet Jeremias. Sodann habe Jeremias aus ſeiner Rechte dem Judas ein goldenes Schwert mit den Worten gereicht — nimm dieſes Geſchenk von Gott; damit wirſt du die Feinde ſchlagen... Alſo — ein Traum war's nur, und der Verfaſſer ſelbſt gibts für nichts weiter aus; ſo würde ich dann auch, wenn weiter keine Spuren in ſeinem Buche vom Glauben an ein künftiges Leben ſich befänden, daraus noch keinen Schluß machen, daß man zu ſeiner Zeit einen ſolchen Glauben gehabt habe. Es gibt gewis keinen Leugner der Unſterblichkeit, dem nicht zuweilen Verſtorbene im Traume erſchienen; wird ein ſolcher deshalb zugeben, daß die ihm erſchienenen Todten fortleben? Und dann — wie reimte es ſich mit der Auferſtehungshipotheſe des Verfaſſers, wenn hieraus ſein Glaube an höhere menſchliche Zukünfte geſchloſſen werden ſollte? So mü-

ſie er ia der Meinung geweſen ſein, daß der Hohepriester Onias und der Prophet Jeremias zu Judas Zeiten ſchon wieder auferſtanden geweſen wären. Wäre dis aber nicht der Fall, ſondern hätte er geglaubt, die Todten lebten auch vor ihrer Auferſtehung ſchon fort, ſo begriffe man nicht, was man bei ihrer künftigen Auferſtehung, die er doch behauptet, weiter denken ſollte. — —

Hier machten wir das alte Teſtament zu, und legten es auf die Seite. Funk beſchlos unſere heutige Konferenz mit einer Art von einleitendem Uebergange zum neuen Teſtament, wovon das Weſentlichſte hier noch folgt.

„Von der Zeit an, daß der Verfaſſer des zweiten Buchs der Mackabäer ſchrieb, bis auf Chriſtum, wiſſen wir alſo, wie über die jüdiſche Dogmengeſchichte überhaupt, ſo auch über die Geſchichte des Dogma vom Zuſtande nach dem Tode beſonders, aus der Bibel nichts; das wird ſich aber mit Händen greifen laſſen, daß die Aeuſerungen des neuen Teſtaments über das letztere mit den Aeuſerungen des Buchs der Weisheit, und noch mehr mit den Aeuſerungen des zweiten Buchs der Mackabäer darüber, übereinkommen, und blos nur noch ausgeſchmückter ſind. Die Auf-

klärung der egiptiſchen Juden darüber mus alſo während dieſer Zeitlücke, welche die Bibel läſſt, mit ſtarken Schritten zu den paläſtiniſchen Juden vorgedrungen ſein; Schade nur, daß ſie nicht in der Reinheit, mit welcher ſie der Verfaſſer des Buchs der Weisheit gibt, ſondern modificirt durch Auferſtehung, dahin vordrang, wie man ſie im Mackabäerbuche findet. Während dieſer Periode — im letzten Jahrhundert vor Chriſto — müſſen ſich dann auch die einander über den Zuſtand nach dem Tode ſo entgegendenkenden beiden Partheien, Phariſäer und Sadducäer, welche in der evangeliſchen Geſchichte ſo häufig vorkommen, vollends ausgebildet haben. Wer ſie genauer kennen lernen will, mus ſich an den Joſephus halten. Wenn es wahr wäre, daß der Verfaſſer des Buchs der Weisheit bei ſeinem Eifern gegen die Materialiſten ſeiner Zeit die Sadducäer ſchon vor Augen gehabt hätte, ſo dürfte der Verfaſſer des zweiten Buchs der Mackabäer mit ſeinen Märtirergeſchichten ihnen vieleicht noch mehr entgegengearbeitet haben; wenigſtens athmet er über den Zuſtand nach dem Tode Phariſäiſmus. Auch mus in iener genannten Periode die Meſſiasidee, an die man bald Auferſtehung und Weltgericht anſchlos, zu ihrer völ-

ligen Reife gediehen ſein. Die Theilung des Reichs nach Salomo hatte ſie vielleicht gebildet — das Exil hatte ſie geſtärkt — der Untergang des makkabäiſchen Reichs und endlich die Tirannei des Ausländers Herodes unter römiſchem Schutze hatten ſie vollendet. Da trat der Stifter des Chriſtenthums auf, und erklärte ſich für den Meſſias."

## Nach der ein und zwanzigsten Bibelkonferenz.

Heute empfing ich meinen Freund gleich mit der Frage — warum der Stifter des Chriſtenthums ſo gehandelt, und ſich bei ſeinem Auftritte für den Meſſias erklärt habe. Funk mochte es vermuthlich dadurch, daß er letzthin ſo ſchnell hiermit abbrach, auf dieſe Frage angelegt haben; ich ſah's ihm an ſeiner freudigen Mine dabei an. Er antwortete — weil Jeſus auf ſolche Weiſe bei der Nation mit ſeiner Lehrreform am beſten Eingang zu finden hoffen durfte. Alsdann fuhr er ungefähr alſo fort — — —

„Die Phariſäer waren, als Jeſus auftrat, die herrſchende Kirchenparthei unter den Juden, und warteten nicht blos auf einen Meſſias, ſondern auch auf ein tauſendjähriges Reich, welches der Meſſias einſt ſtiften würde — ein Reich, wovon

ſie ſich die grobſinnlichſten Begriffe machten. Joſephus ſoll der Bürge hiefür ſein. Wollte alſo Jeſus ſeinen Zweck, eine religiöſe und moraliſche Reform unter ſeiner Nation zu ſtiften, erreichen, ſo that er ſehr weislich, daß er die Rolle des Meſſias übernahm, und ſich als den Stifter des erwarteten Reichs hinſtellte. Daraus folgte dann aber auch, daß er die gangbaren Vorſtellungen vom Meſſias und von ſeinem Reiche einſtweilig im Gange laſſen, ſie auf ſich und auf ſeinen Plan übertragen, und ſich blos daran begnügen muſte, Winke zu geben, daß er höher und geiſtiger verſtanden ſein wolle. Ganz ſo ging es ihm dann auch mit den Vorſtellungen von Auferſtehung und Weltgericht, welche unmittelbar mit den Vorſtellungen vom Meſſias und von ſeinem Reiche zuſammenhingen. Seine Ausſprüche über die Unſterblichkeitslehre ſind daher ſeltener bei ihm; man müſte aber doch nicht ſehen wollen, wenn man's nicht ſähe, daß er ieue Vorſtellungen nur gebrauchte, um ein Lehrer der Unſterblichkeit und der Vergeltung nach dem Tode, als ausgemachter Wahrheiten, mit glücklichem Erfolg zu werden. Er überlies es dem Geiſte der Zeit, daß man einſt die Schalen wegwerfen, und nur

den Kern behalten würde. Leider aber haben ihn seine Apostel hierin, wie auch überhaupt in Ansehung seines Reichs, misverstanden, und Paulus scheint der Einzige gewesen zu sein, der ihn besser verstand — iedoch auch nicht immer. Aus den unglücklichen Misverständnissen ist dann auch die kirchliche Lehre von Auferstehung der Todten, und von dem, was ihr anhängig, entstanden; eine Lehre, der alle wirkliche Denker zu allen Zeiten im Stillen widersprachen, und der nun endlich, nachdem eine bessere Philosophie, als die weiland jüdischalexandrinische, den Thron der Wahrheit bestiegen hat, frei und öffentlich widersprochen wird. Summa — Jesus wollte ein moralisches Reich stiften, eine Gesellschaft von Menschen, die Gott nur durch Tugend verehrten, und sich dadurch selig fühlten, und die dabei als Unsterbliche einer ewigen Seligkeit entgegensähen; dazu gebrauchte er die Bilder vom Messias, vom Reiche, von Auferstehung, von Weltgericht u. s. w. In diesen Gesichtspunkt zu treten, wenn man ihn nach Würden betrachten und beurtheilen will, dazu wird man beim Lesen der Evangelisten unaufhörlich gereitzt."

Ich hörte dieſe ganze Unterhaltung mit vieler Aufmerkſamkeit an, geſtand aber meinem Freunde, daß ich vor der Hand noch nicht darüber urtheilen könne. Dis gefiel ihm nicht übel, und er machte mir nun kein Geheimnis daraus, daß auch anders über die Sache gedacht werde, nehmlich ſo — — — Jeſus habe in der That geglaubt, er ſei der Meſſias, und werde das tauſendjährige Reich ſtiften; er habe darüber nach jüdiſcher Art nicht nur ſich ausgedrückt, ſondern auch wirklich gedacht, und ſo die ganze Lehre von menſchlicher Zukunft blos auf ſein zu ſtiftendes Meſſiasreich bezogen. Funk fügte aber hinzu, daß er dieſer Meinung nicht ſein könne; weil es Ausſprüche Jeſu gäbe, die offenbar von Allem das Gegentheil beſagten, und die beſonders auf reinen Glauben an Unſterblichkeit hinwieſen. Er habe daran nicht genug, ſagte er, daß, wenn man auch zugeſtände, alle Ausſprüche Jeſu enthielten jüdiſchmeſſianiſchen Sinn, doch ihre Tendenz moraliſch ſei, weil nur gute Menſchen an dem Heile ſeines Reichs Antheil nehmen ſollten, und daß auch der grobe jüdiſche Partikulariſmus ſeine Abfertigung bekäme, weil auch gute Heiden Reichsgenoſſen werden ſollten; durchaus blieben Ausſprüche übrig,

die keinen andern, als einen höheren, Sinn zuliessen.

Ich beharrte dabei, daß ich über die ganze Sache noch nicht urtheilen könne, konnte mich aber doch nicht enthalten, die Bemerkung zu äussern, obs die Christen, wenn sie den jüdischmessianischen Aussprüchen Jesu von seinem Reiche und von der Zukunft ietzt einen höheren Sinn beilegten, im Grunde auch wohl besser machten, als ehemals die alexandrinischen Juden, welche in den Aussprüchen ihres Moses, die doch offenbar nur zeitliches Wohl und Weh enthielten, auch schon das ewige Heil und Unheil finden wollten. Dis machte, wie ich sah, starken Eindruck auf Funk. Brave, sprach er, nun vor der Hand kein Wort weiter darüber! Lasst uns sehen!... Und so schlugen wir das neue Testament auf.

Gleich zuförderst fanden wir den Traum Josephs Matth. 1, 20., und lasen ihn mit vielem Bedacht. Den Traum, als Traum, liessen wir an seinen Ort gestellt, d. h. an den Ort, wohin Alles, was Traum, Erscheinung, Weissagung und Wunder, es mag in der Bibel vorkommen, wo es will, gehört; aber die Ankündigung Jesu darin, als eines Seligmachers von Sünden, oder eines

Retters der Nation von ihrem ſittlichen Verfalle, reichte doch gleich im Anfange des neuen Teſtaments die höhere Meſſiasidee, die Idee eines moraliſchen Meſſias, und ſo könnte man in der That dis als eine gute Vorbedeutung davon annehmen, daß auch die von Jeſu ſelbſt aus der damahligen Judenſprache gebrauchten Vorſtellungen, den Meſſias und ſein Reich betreffend, nicht eigentlich zu nehmen ſein möchten.

Ganz in demſelben Geiſte kündigt auch Kap. 3. 2. Johannes das nun bevorſtehende Meſſiasreich an, wenn er es mit dem Ausrufe ankündigt — beſſert euch! Das ewige Feuer aber, womit die Spreu, oder das Stroh, nach V. 12. verbrannt werden ſoll, iſt keineswegs auf die Höllenſtrafen zu deuten; wie kann Stroh ewig, oder unauslöſchlich, brennen? Man mus alſo überſetzen — das Stroh wird er mit Feuer verbrennen, bis es ganz verzehrt ſein wird. Daß übrigens hier figürlich geſprochen werde, hört gleich Jeder.

Nach Kap. 4. V. 17. und 23. tritt Jeſus ſelbſt als Prediger des Evangeliums, oder als Ankündiger des nahen Meſſiasreichs, mit denſelben Worten — beſſert euch — auf. Hier machten wir

ein- für allemal die Bemerkung, daß der Ausdruck „Himmelreich", welcher im Griechischen steht, und den Luther beibehielt — ein Ausdruck, den man blos beim Matthäus findet — mit den Ausdrücken „Messiasreich" und „Reich Gottes", wobei sich, wie gesagt, die Pharisäer ihr tausendjähriges Reich dachten, gleichbedeutend sei.

Mit Kap. 5. geht die sogenannte Bergpredigt, oder der ausführlichste unter allen Lehrvorträgen Jesu, die bis auf unsere Zeiten gekommen sind, an, und so muste freilich meine Erwartung sehr darauf gespannt sein; ich wünschte aber doch, daß ich Mehr darin für mich gefunden hätte. Ganz leer bin ich inzwischen nicht ausgegangen.

V. 3. spricht Jesus — „Heil den Armen am Geiste — ihnen gehört das Himmelreich." Man erklärt die Armen am Geist für Seelen, die der Wahrheit noch offen sind, und dann wär's freilich wahr, daß dergleichen sich für die Gesellschaft wahrer Gottesverehrer, welche Jesus stiften wollen, schicken; Lukas hat aber, wie ich höre, denselben Ausspruch, und bei ihm heissts blos schlechthin — „Heil den Armen!" Es scheint auch, als wenn dis richtiger wäre, weil beim Matthäus gleich darauf folgt — „Heil den Be-

trübten; sie werden getröstet werden.“ Wenn nun aber eigentlich arme Leute auf das Himmelreich verwiesen werden, so werden sie wohl auf bessere Zeiten und reichere Zukünfte verwiesen, dergleichen man sich damals im tausendjährigen Reiche dachte. Daß also Jesus hier auf einen Zustand nach dem Tode gedeutet, ist mir ausser Zweifel — denn das Leben im tausendjährigen Reiche war allerdings auch ein Zustand nach dem Tode; ob er aber blos das Leben in diesem Reiche, oder das künftige ewige Leben, wie wir es uns denken, gemeint habe — wer kann darüber entscheiden?

V. 6. steht ein schöner Gedanke. „Heil denen, die nach Rechtschaffenheit hungert und dürstet; sie werden satt werden.“ Es kann sein, daß der ehrwürdige Sprecher hierbei nach ienseits hin dachte; es kann aber auch sein, daß er damit den vollkommneren moralischen Unterricht meinte, welchen er denen, die sich zu ihm hielten, gab.

V. 8. heissts — „Heil denen, deren Herz rein ist; sie werden Gott schauen.“ Man übersetzt auch wohl — sie werden Zutritt zu Gott erlangen — und versteht unter dem Schauen Gottes iene glückliche Herzensverfassung, bei der man sich Gott freudig vergegenwärtigt; Luther soll

aber beſſer überſetzt haben — ſie werden Gott ſchauen. Hiermit iſt iedoch nicht gemeint, daß Jeſus vom künftigen Leben geredet, und ein wirkliches Anſchauen Gottes in ſelbigem gelehrt habe; nein, die Rede iſt von dem gegenwärtigen Leben, und da ſpricht ia auch Philo, der mit Jeſu, wenn auch nicht in gleichem Lande, doch zu gleicher Zeit, lebte, von einem Anſchauen der Gottheit, zu welchem man ſich durch Reinigung des Herzens, oder durch Tugendübung, erheben und ein wahrer Aſcet werden könne.

Ueber V. 10. wo ich leſe — „Heil denen, welche ihrer Rechtſchaffenheit wegen verfolgt werden; ihnen gehört das Himmelreich" — denke ich ebenſo, wie ich über V. 3. dachte. Wenn ich dann aber V. 11. und 12. leſe — „Heil euch, wenn ihr meinetwegen verfolgt, verhöhnt und verleumdet werdet; ſeid fröhlich und getroſt, es wird euch im Himmel wohl gelohnt werden" — ſo bekommt die Sache, wie ich glaube, einen höheren Schwung, und Himmel bedeutet hier doch wohl die Wohnungen der vollendeten Gerechten, in welchen die Propheten, welche ehemals auch waren verfolgt worden, und deren nachher ſogleich gedacht wird, ſchon belohnt wurden.

Das ist gewiß, daß Jesus die beiden Begriffe „Himmel und Hölle“ unter seiner Nation schon völlig entwickelt antraf; wie hätte er sich ihrer sonst bedienen, und wie hätte man ihn sonst verstehen können, wenn er sich ihrer bediente? Mag nun auch immerhin in den Apokryphen des alten Testaments wenig Nachweisung darüber zu finden sein, wie sie entstanden und in Umlauf gekommen, so läßt sich ihr Ursprung doch leicht erklären. Die Platoniker, welche Unsterblichkeit und Vergeltung jenseits lehrten, lehrten auch, daß die Tugendhaften unter lauter Tugendhaften den Lohn ihrer schönen Handlungen genieſſen, und die Lasterhaften unter lauter Lasterhaften die Strafen ihrer Unthaten empfangen würden. Hierzu mußten also zwei verschidene Oerter sein, dergleichen auch in der That alle Völker, die in ihrem Glauben an höhere Zukünfte so weit gekommen waren, annahmen. Die alexandrinischen Juden fanden sie ihrer gewöhnlichen Weise nach schon in ihren alten Nationalschriften, wozu ihnen die Aufnahme Henochs zu Gott, der im Himmel wohne, und die lebendig in den Scheol hinunter gefahrne Rotte Korah behülflich sein mußten, und trugen nun alle alte prophetische Schilderungen vom gedroho-

ten irdischen Elende der Feinde Israels auf den Zustand in der Hölle, und alle alte prophetische Schilderungen von verheissener irdischer Glückseligkeit des Volks Israel auf den Zustand im Himmel über, so, daß sie nun noch weit Mehr von beiden zu sagen wusten, als ihre Lehrer, die Platoniker. Aus Egipten kamen diese Begriffe nach Palästina, und so bediente sich Jesus auch ihrer, wenn er von Vergeltung ienseits des Grabes sprach.

Wollte man fragen, wie sich die Begriffe von Himmel und Hölle mit dem Begrif vom tausendjährigen Reiche verbinden liessen, so könnte im Allgemeinen getrost darauf geantwortet werden, daß bei den iüdischen Religionssistemen überhaupt an kein harmonisches Ganzes zu denken sei, sondern daß Jeder sich gleich auf Inkonsequenzen und Widersprüche darin gefasst halten müsse. Inzwischen sollen doch Data da sein, daß die Juden ihre Himmelshofnungen mit den Hofnungen ihres Messiasreichs dadurch zu vereinigen gewust, daß sie angenommen, sie würden, wenn sie nach der Auferstehung im Reiche des Messias lange genug geschwelgt hätten, in die künftige Welt eintreten, und alsdann den Himmelspalast beziehen. Die

Hölle war alſo nur für die Heiden, welche am tauſendjährigen Reiche keinen Theil hatten, ſondern bei der Auferſtehung gleich in ſie verſtoſſen wurden.

V. 18. iſt vom Vergange Himmels und der Erde die Rede, und man überſetzt — eher wird Himmel und Erde vergehen, als daß u. ſ. w. Iſt dieſe Ueberſetzung richtig, ſo iſt der ganze Ausdruck blos eine redneriſche Figur. Sonſt müſte man auf den Gedanken gerathen, Jeſus habe hier die Erneuerung der Welt im Sinne gehabt, welche die Phariſäer, wie die Auferſtehung, mit dem tauſendjährigen Reiche verbanden.

Die Ausdrücke V. 19 und 20. — der Kleinſte ſein im Himmelsreiche — gros ſein im Himmelsreiche — gar nicht ins Himmelreich kommen, wenn man keine beſſere Rechtſchaffenheit habe, als die phariſäiſche — konnten von den Zuhörern Jeſu nicht anders, als vom tauſendjährigen Reiche, verſtanden werden; ich gebe aber gern zu, daß ſie ſich auf die Gemeine der Heiligen und auf die Geſellſchaft ſeliger Gottesverehrer, die Jeſus ſtiften wollen, ſehr gut deuten laſſen, und ſo müſte man dafür leſen — gar nichts in dieſer neuen Verfaſſung der Menſchheit gelten — viel darin gelten —

gar nicht einmal Ansprüche auf den Zutritt zu ihr und zu ihren Heilsgütern machen dürfen.

Luther hat V. 22. übersetzt — „der ist des hölliſchen Feuers ſchuldig". Bahrdt umſchreibt folgendergeſtalt — „den ſtelle ich denen gleich, welche nach jüdiſchen Rechten als unehrlich keines Begräbniſſes gewürdigt, und im Thale Hinnom verbrannt werden". Man pflegt auch wohl ganz kurz es ſo zu geben — „der verdient die Feuerſtrafe." Bei dieſer erſten Gelegenheit gleich bekam ich deutliche Begriffe von der Feuergehenna, oder von dem Thale Hinnom und dem darin unterhaltenen Feuer. Die Juden hatten zu Jeſu Zeiten dieſes Feuerthal allerdings ſchon zu einem Bilde ihrer Hölle gemacht; hier aber hat Jeſus zuverläſſig nicht an die Hölle gedacht, ſondern das Feuerthal Hinnom, oder den Schindanger bei Jeruſalem, im eigentlichen Verſtande gemeint. Er liefert offenbar eine Gradation von Strafen, und die zwei übrigen, welche er anführt, ſind auch nur eingeführte jüdiſche Strafen.

Im 25. und 26. Vers bedeutet ebenfalls der Kerker, in welchen der Schuldner bis zur Abzahlung des letzten Hellers geworfen wird, ſo wenig die Hölle, wie der Gerichtsdiener den Teufel, und

der Richter Gott bedeutet. V. 29. und 30. aber, wo es heisst — „es ist dir besser, eins deiner Glieder gehe verlohren, als daß dein ganzer Leib in die Gehenna geworfen werde" — würde ich zwar auch glauben, daß von keiner Hölle die Rede wäre, wenn nur Markus die Stelle nicht so anführte, daß man schlechterdings dabei an sie denken mus. „Es ist besser, daß du einhändig, einfüssig und einäugig ins Reich Gottes eingehest, als daß du mit zwei Händen, zwei Füssen und zwei Augen in die Gehenna geworfen werdest, wo der nagende Wurm nicht stirbt, und das Feuer nicht erlöscht." Welche Vorstellungen aber, könnte man hier sagen, vom Zustande der Guten sowohl, als der Bösen, in jenem Leben? Dennoch will ich gern nichts dagegen einzuwenden haben, daß sich Jesus ihrer nur bediente, um die abgezweckten Eindrücke auf seine Zuhörer, die blos grobsinnlicher Vorstellungen fähig waren, zu machen.

Ueber Kap. 6, V. 19. und 20. habe ich wahre Freude empfunden. „Samlet euch nicht Schätze und Güter auf Erden, sondern im Himmel; diese verderben die Motten und der Kornwurm nicht, auch graben die Diebe nach ihnen nicht." Wer das hörte, der konnte doch wohl an kein tausende

jähriges Reich, sondern nur an einen unvergänglichen Zustand in höheren Welten, denken. Und wie schön der Nachsatz! „Wo euer Schatz ist, da soll euer Herz seiu" — was heisst dis anders, als — jenseits, droben ist die wahre Bestimmung des Menschen — sie habet immer in Gedanken, ihr lebet immer entgegen, daß ihr sie recht erreichen möget" —? Unstreitig ist djs noch bis jetzt die reineste und schönste unter den Aeuserungen Jesu über das Leben nach dem Tode.

V. 33. war auch schön. „Trachtet zuförderst nach dem Reiche Gottes und nach der Gerechtigkeit, die Gott wohlgefällt." Wenn hierbei auch die Zuhörer hätten an ihr tausendjähriges Messiasreich denken wollen, so legte es ihnen Jesus doch sehr nahe, mit dem göttlichen Reiche einen höhern Sinn zu verbinden. Pflichtenerfüllung, bei der man die leibliche Nothdurft als Zugabe bekäme, war der Stempel dieses Reichs, und so steht es ganz deutlich als ein moralisches Messiasreich da. Ich glaube also selbst, daß diese Stelle zu den Winken gehöre, welche Jesus davon gab, daß er die Volks- und Zeitideen nur zum Vehikel gebrauche, seine bessern Ideen an den Mann zu bringen.

Kap. 7, V. 13. 14. iſt Mehr, als man wohl von ähnlicher Art bei Griechen und Römern findet. „Geht durch die enge Pforte! Weit iſt die Pforte und breit die Straſſe, die zum Verderben abführt; eng iſt hingegen die Pforte und ſchmal der Weg, der zum Leben führt, und Wenige finden ſie.“ Verderben und Leben bedeuten hier nicht etwa im Alltagsverſtande blos das Elend, das man beim Laſter, und das Heil, das man bei der Tugend findet. Lukas hat dieſelbe Stelle, und macht ſie zu einer Antwort Jeſu auf die Frage, welche Jemand an ihn that, ob nur Wenige ſelig werden würden. Dieſer Frager hatte dann wohl die Glückſeligkeit im Meſſiasreiche in Gedanken, und ſo hat auch ſowohl „Verderben“ als „Leben“ einen weiteren Bezug, als auf Weh und Wohl in der gegenwärtigen Welt. Es iſt damit ebenſo, wie mit V. 21., wo es heiſſt — „Nicht Jeder, der mich ſeinen Herrn nennt, wird in das Himmelreich kommen, ſondern nur der, der den Willen meines himmliſchen Vaters befolgt.“ Schön iſt aber auch hier die moraliſche Tendenz des Meſſiasreichs; aber die, welche dis hörten, bekamen doch weiter keinen Wink, das Meſſiasreich ſelbſt ſich anders, als

gewöhnlich, vorzuſtellen; ſondern wurden blos belehrt, daß man nur an der Hand der Tugend in daſſelbe aufgenommen werden könne. Jeſus geht hier auch ſchon ſo weit, daß er von jenem Tage, d. h. von einem Gerichtstage, ſpricht, wo er zu den Laſterhaften frei herausſagen würde — ich habe euch nie anerkannt — weichet von mir! Er fand alſo unter ſeiner Nation auch ſchon die Idee eines Weltgerichts, welches mit der Auferſtehung und mit dem Meſſiasreiche verbunden ward; wie hätte er ſonſt glauben können, daß man ihn verſtehen würde? Vielmehr mus ein ſolcher Gerichtstag eine der gangbarſten und lebhafteſten Ideen ſeines Zeitalters geweſen ſein, weil er blos ſprach — an jenem Tage. Im Buche der Weisheit ward bereits eines ſolchen Tages der allgemeinen Einſicht gedacht, an dem die Tugendhaften aufglänzen würden, und den Laſterhaften aller Troſt fehlen ſollte. An die Vorſtellung von göttlichen Gerichten überhaupt waren die Juden von ieher gewöhnt worden; ſobald ſie alſo an Vergeltung ienſeits des Grabes noch zu glauben anfingen, konnten ſie ſich dieſe auch nicht anders, als wie ein letztes Gericht, denken, das dann auch wieder ei-

ven förmlichen Gerichtstag voraussetzte. Diesen Tag des Gerichts, oder der allgemeinen Einsicht, fanden die alexandrinischen Juden ebenfalls schon in ihren älteren Schriften, besonders im Psalmbuche, worin ihre alten Dichter von einer Gerichtsepoke über die Feinde Israels sangen. Als weiterhin die Messiasidee immer mehr ausgebildet und ausgeschmückt ward, übergab man auch dem Messias das künftige Gericht. Weil nun Jesus einmal das Messiat sich zueignete, so stellte er sich auch gleich frühzeitig als Machthaber hin, am Tage des Gerichts in sein Reich aufnehmen, und von seinem Reiche abweisen zu können. Funk meint, er hätte so thun müssen. Freilich ists wohl wahr — wer einmal eine Rolle übernimmt, der mus sie auch in allen ihren Theilen durchführen, und ihr ganzes Kostume beibehalten.

Kap. 8. V. 11. und 12. befindet sich die herrliche Stelle, welche allen Judenstolz und Judenpartikularismus zu Boden warf. „Es werden einst Viele von Morgen und von Abend kommen; und im Himmelreiche mit Abraham, Isaak und Jakob zur Tafel sein; die gebornen Reichsgenossen hingegen werden aus dem Reiche verbannt, und hinaus in die Finsternis verstossen werden.

wo Geheul und Zähneknirſchen ihr Loos ſein wird.“ Hier iſt ganz die jüdiſche Idee vom tauſendjährigen Reiche hingeſtellt. Da daſſelbe die Auferſtehung der Todten zur Seite hatte, ſo konnten auch allerdings Abraham, Iſaak und Jakob als ganz vorzügliche Theilnehmer daran geſchildert werden; es folgt dann aber auch aus der Theilnahme dieſer Erzväter daran, daß Jeſus, wenn er unter ſelbigem ſein moraliſches Reich, oder die Geſelſchaft der Seligen durch Tugend, welche er zu ſtiften gekommen, verſtanden wiſſen wollen, die Fortdauer dieſes Reichs und der Seligkeit deſſelben in jener Welt gemeint haben müſſe. Es geht alſo wohl nicht an, daß man dem Ausdrucke „im Himmelreiche mit zu Tiſche ſein“ den Sinn unterlege — „an den Gütern, Vorzügen und Seligkeiten des Chriſtenthums Antheil nehmen“; Chriſtenthum findet nur hier Statt, und Abraham, Iſaak und Jakob kehren nicht hieher zurück — ſonſt käm's warlich auf das tauſendjährige Reich hinaus. Jeſus müſte folglich hier die Lehre vom ewigen Leben vorgetragen haben, an deſſen Seligkeiten alle gute Menſchen aus allen Zeitaltern und aus allen Zonen Theil nehmen würden. Die Bil-

der — im Himmelreiche zur Tafel sein — in die Finsternis hinausgestossen werden, wo Heulen und Zähneknirschen ist — könnte man dann gar gern als Kondescendenz von seiner Seite zu den damals gangbaren Vorstellungen betrachten, deren er sich blos zur Versinnlichung des künftigen Heils und Unheils bedient habe. Auch wäre er dann darüber, daß er Abraham, Isaak und Jakob im Himmel gleichsam obenan gestellt, dadurch bald zu rechtfertigen, daß die Juden diese ihre Stammväter als die Ehrwürdigsten der ganzen Nation im tausendjährigen Reiche obenan stellten. Ich will dis alles zwar gelten lassen; frei aber gestehe ich doch, daß, wenn sich nicht aus andern Redestellen Jesu höhere Ideen ergäben, man in dieser Stelle gewis nichts weiter, als das tausendjährige Reich der Pharisäer, finden würde. Das Beste ist, wie gesagt, in ihr die Niederdrückung des jüdischen Nationalstolzes, der blos vollbürtigen Juden den Eintritt in dieses Reich zueignete, und der also dadurch um so tiefer nidergedrückt ward, daß Heiden in selbigem sogar die nähere Gesellschaft der Stammväter des Volks Gottes zugesichert ward. In der That, eine gute Lektion für Christen, die ihren Himmel noch allen fremden Glaubensge-

poſſen ebenſo verſchlieſſen, wie einſt die Juden ihr Meſſiasreich!

Bei der Wiederbelebung der Tochter des Jairus Kap. 9, ward blos bemerkt, daß Jeſus ſelbſt ſie nicht für todt erklärt habe. Nach V. 35. predigte Jeſus auch weiterhin das Evangelium vom Reiche, oder verkündigte blos die Ankunft des göttlichen Reichs, ſo, wie er auch nach Kap. 10, V. 6. ſeinen Apoſteln den Auftrag gab, auf ihren Amtsreiſen überall blos bekannt zu machen, daß das Reich nahe bevorſtehe. Das ganze der Inſtruktion, welche er dieſen bei ihrer Ausſendung unter die Nation gab, hat mich ſehr intereſſirt.

Als ich Funk fragte, was das heiſſen ſolle (V. 8.) — „Wecket die Todten auf!“ — ſo antwortete er vor der Haud blos, es ſei höchſtens damit, wie mit den Worten — „Treibet die Teufel aus!“ — und, wie hier von Scheinbeſeſſenen die Rede wäre, ſo wäre auch dort von Scheintodten die Rede, wenn nehmlich iene Worte ächter Text und nicht ein ſpäterer Zuſatz wären. V. 15., wo geſagt wird, ein Ort, der den Apoſteln kein Gehör gäbe, ſollte am Tage des Gerichts härter beſtraft werden, als Sodom und Gomorrha, könnte man vieleicht ſo verſtehen, als

wenn überhaupt nur von Strafgerichten die Rede wäre; Lukas aber, der Dasselbe anführt, hat den Ausdruck „an jenem Tage", und so ist wohl kein Zweifel, daß es damit ebenso gemeint sei, wie Kap. 7, V. 22. Die Worte V. 22. — „wer aber beharrt bis ans Ende, der wird selig" — sind sehr zweideutig, und hatten also für mich nichts. Bei V. 23., wo gesagt wird, der Menschensohn würde kommen, ehe die Apostel ihre Wanderung durch die Städte Israels vollendet hätten, wurden wir einig, nähere Aeuserungen der Art abzuwarten, und eilten, daß wir V. 28. erreichten.

„Fürchtet euch nicht vor denen, die den Leib tödten, aber die Seele nicht tödten können; fürchtet vielmehr den, der Seele und Leib in der Gehenna verderben kann." Hier ist doch wohl im ersteren Satze Unsterblichkeit der Seele, oder Fortdauer des Ich im Tode, rein gelehrt, und es ist wohl zu merken, daß auch im letzteren nicht von Tödtung, sondern nur von Verderbung der Seele, die Rede sei. Wahrdt übersetzt daher — „der Leib und Seele in das äuserste Verderben stürzen kann." Auf ieden Fall ist hier Gehenna nicht das Thal Hinnom, sondern die Judenhölle; was sollte das heissen — der den

ganzen Menschen, Leib und Seele, ins Thal Hinnom werfen kann? Strafen in iener Welt müssen also gemeint sein. Funk schlug gleich Luc. 12, 4. dazu auf, weil er meinte, da wäre Alles deutlicher und vollständiger gesagt, und ich fands auch in der That so. „Fürchtet euch nicht vor denen, die den Leib tödten, hernach aber euch weiter nichts thun können. Hingegen will ich euch lehren, vor wem ihr Ehrfurcht haben sollet. Vor dem habet sie, der, nachdem er getödtet hat, auch Macht hat, in die Gehenna zu werfen. Ja, vor dem, höret es, vor dem habet Ehrfurcht!" Hier wird der Ausdruck „den Leib tödten" hernach mit „tödten" schlechthin verwechselt; hier werden durch den Zusatz „nachdem er getödtet hat" unter der Gehenna auf das unbestreitbarste Strafen in iener Welt angedeutet. Ins Thal Hinnom konnte ia die Obrigkeit einen Hingerichteten sehr leicht werfen lassen, und that es unter Umständen auch. Daß sich aber Jesus des Bildes der Hölle bedient — was ists weiter? Thut dis nicht noch ieder Religionslehrer, wenn er vor dem grossen Haufen steht, und sich über den künftigen unseligen Zustand der Lasterhaften kurz und stark ausdrücken will? — — So hätten wir dann also hier einen

ganz unschätzbaren Ausspruch Jesu über die gröſseste Sache der Menschheit, und in der That, wenn er der einzige in seiner Art wäre, so müste er doch Jeden mit dem Stifter des Christenthums aussöhnen können, der sich an seinem übrigen Kondescendiren zu den zu seiner Zeit gangbaren Vorstellungen vom tausendjährigen Reiche, von Auferstehung u. s. w. stöſst.

V. 32. und 33. — „Wer sich vor den Menschen ohne Scheu zu mir bekennt, zu dem will ich mich auch bekennen vor meinem himmlischen Vater, wer sich aber vor den Menschen von mir lossagt, von dem will ich mich auch lossagen vor meinem himmlischen Vater" (Lukas hat statt „vor meinem himmlischen Vater" zu beiden malen „vor den Engeln Gottes") — zielt allerdings auf die Richterrolle, welche sich Jesus als Messias zueignete; wir versparten aber das Weitere darüber bis zum Markus, der Dasselbe noch ausgeschmückter haben soll. Ebenso thaten wir auch mit der Stelle von V. 39. an bis zu Ende des Kapitels.

Kap. 11, V. 11. rühmt Jesus erst die vorzügliche Gröſse des Johannes, und setzt dann hinzu — „dennoch ist der Kleinste im Himmelreiche

grösser, als er.“ Wollte man sagen, daß hier an das tausendjährige Reich gedacht werden könne, so würde doch gleich der folgende Vers dagegen sein. „Mit Gewalt bricht seit Johannes, des Täufers, Zeit das Himmelreich an, und, wer es mit Leidenschaft ergreift, reisst es an sich.“ Wie kann hier das tausendjährige Reich gemeint sein? Brach denn dieses damals schon an? Konnte man schon in dasselbe eindringen? Hier ist dann also wohl ein sehr deutlicher Wink darüber, was Jesus unter dem Reiche verstanden wissen wollte. Die Gesellschaft von ächten Gottesverehrern meinte er, welche er durch seine Lehrreform zu stiften strebte. Johannes hatte in der That auf diese Reform im höchsten Grade die Nation aufmerksam gemacht; Jesus betrieb sie hernach wirklich, und, wer nun zu ihrer Annahme sich unter allen möglichen Aufopferungen entschlos, der trat dadurch in jene edle und selige Gesellschaft ein, deren geringstes Glied allerdings dem Johannes an Geistes- und Herzensgütern weit voraus war. Hier ging dann Jesus auch schon weiter, und lehrte nicht blos, daß das Reich Gottes nahe sei, sondern daß es für Jeden wirklich schon da sein könne, wer es nur haben wolle.

Der Tag des Gerichts, an welchem nach V. 21. Chorazin und Bethsaida härter gestraft werden sollen, als Tyrus und Sidon, und Kapernaum härter, als Sodom, ist derselbe, wie Kap. 10, 15.

Am Ende des eilften Kapitels kündigt Jesus seine Lehrreform geradezu an, und ladet auf das feierlichste zu ihr ein. Diese Stelle braucht man nur einmal zu lesen, um in seinen wahren Messiasplan auf das vollkommenste einzudringen. „Mir hat der Vater alle Schätze der Wahrheit mitgetheilt. So kommet demnach alle, die ihr unter der Last des beschwerlichsten Gottesdienstes seufzet, kommet, ich will euch erquicken. Verwechselt das schwere Joch eures väterlichen Gesetzes und eurer Lehrer gegen meine Grundsätze; kommet zu mir in die Schule. Ich lehre milder; bei mir werdet ihr euch wieder erholen können. Das Joch, das ich euch auflege, ist sanft, und die Last, die ihr von nun an tragen sollet, leicht.“ Wer kann in diesen Aeuserungen den grossen Reformator des Religionswesens verkennen, der eine Gesellschaft von wahren und seligen Gottesverehrern stiften wollte, die er nur in jüdischer Messiassprache sein Reich, das Reich Gottes, das Himmelreich nannte?

Als er Kap. 12, V. 28. den Schlus machte — „Wenn ich durch Gottes Geiſt die Dämonen vertreibe, ſo iſt ja Gottes Reich zu euch gekommen" — erklärte er auch ziemlich deutlich, was er unter dieſem Reiche verſtanden wiſſen wolle, und daß die Phariſäer dabei an ihr tauſendjähriges Reich nicht zu denken hätten.

Dieſe und jene Welt V. 32. bedeutet alle Zeitläufte; daß alſo der Sinn iſt, wer den göttlichen Geiſt ſchmähe, dem werde es nun und nimmermehr vergeben werden. So hat es auch Markus; doch ſetzt er nach den Worten — „der hat keine Vergebung in Ewigkeit" — hinzu — „ſondern iſt ſchuldig des ewigen Gerichts, oder der ewigen Verdammniß."

V. 36. wird das künftige Gericht ſchon ſehr extendirt. „Ich ſage euch, auch von jeder unnützen, (Andern ſchädlichen) Rede werden einſt die Menſchen am Gerichtstage Rechenſchaft geben müſſen. Deine Reden werden dich freiſprechen, und deine Reden werden dich verdammen." Jeſus wuſte hier alſo die Volksidee des Weltgerichts ſo geſchickt zu benutzen, daß er die Moralität der Menſchen mit ihren Schickſalen im Leben nach dem Tode in eine noch engere Verbindung ſetzte,

als wenn ſonſt nur von ihren Werken die Rede iſt; wenn auch gleich ſeine Zuhörer dabei nur an das tauſendjährige Reich denken mochten.

Die Parallele, welche Jeſus V. 39. zwiſchen dem Propheten Jonas und ſich zog, übergingen wir, weil die Sache ſelbſt, welche ſie betrift, weiterhin zur Sprache noch kommen mus. Daß nach V. 41. und 42. die Einwohner von Ninive und die Königin von Süden einſt am Gerichtstage gegen die damaligen Juden auftreten, und ihnen das Urtheil der Verdammung ſprechen würden, mus eben ſo genommen werden, wie Kap. 10, 15. und Kap. 11, V. 21. und 24.

## Nach der zwei und zwanzigsten Bibelkonferenz.

Auf das dreizehnte Kapitel des Matthäus war ich besonders aufmerksam gemacht worden, weil es durch und durch fast mit dem Himmelreiche zu thun hat.

Als Jesus nach V. 16. von seinen Schülern gefragt ward, warum er das Volk in Parabeln unterrichte, antwortete er ihnen — „ihr könnet die Geheimnisse des Reichs Gottes wohl fassen, iene aber (die draussen, ausser dem Kreise meiner eigentlichen Lehrlinge sind — Markus) nicht.“ Sieht man diesen sogenannten Geheimnissen näher auf den Grund, so sind es die Wahrheiten, welche den Sinn iener Parabeln, wie bei den Fabeln die Moral, enthalten, und deren nackten, trocknen Vortrags die eigentlichen Schüler Jesu, welche bei ihm schon mehr Geistesbildung bekommen hatten, empfänglich waren. Geht man aber die hier

vorkommenden Parabeln durch, ſo findet ſich's, daß ſie insgeſamt mit dem Himmelreiche ſelbſt zu thun haben, und daß dieſes Kapitel gleichſam dazu beſtimmt ſei, die wahren Ideen, welche Jeſus damit verband, an den Tag zu legen. Und da ſteigt es dann bis zur Anſchaulichkeit, daß er bei dieſem Reiche an kein tauſendjähriges Reich gedacht, ſondern ein Reich der Wahrheit und Tugend, eine Geſellſchaft, Gemeine, Kirche von aufgeklärten und ächten Gottesverehrern, damit gemeint habe, die er durch ſeine groſſe Lehrreform, nach welcher ſich ſchon nach V. 17. viele ältere Weiſen und Guten geſehnt hatten, aufrichten wollte. In lauter Unterricht beſtand das Meſſiat Jeſu, wie die Deutung der Parabel vom Säemann auf das ſichtbar ſie zeigt, und durch Annahme deſſelben ward man ſein Reichsgenoſſe. Bei dieſem Unterrichte fand Jeſus viel Widerſacher unter den gewöhnlichen Volkslehrern, welche die Nation lieber bei Vorurtheilen und Irthümern in der Religion erhalten wiſſen wollten, ihm deshalb entgegen lehrten, und auch viel Anhänger fanden; dis beſagt die Parabel vom Unkraut oder Lolch unter dem Waizen. Alle übrigen in dieſem Kapitel vorkommenden Para-

beln gehen auf die Kraft und ſchnelle Ausbreitung der Lehre, durch welche Jeſus ſein Reich begründete, auf ihren erhabenen Werth und auf das Glück, ſein Reichsgenoſſe zu werden, auf ihre Schickſale und auf die verſchidene Beſchaffenheit derer, welche ſich zu ihr bekannten. Daher heiſſt es immer — „das Himmelreich iſt gleich u. ſ. w.“ — oder es verhält ſich damit wie mit einem Senfkorn, wie mit einem Sauerteige, wie mit einem Schatze, wie mit einer koſtbaren Perle, wie mit einem Netz oder Zuggarn, u. ſ. w.

Es fiel mir freilich auf, daß die Sachen wieder eine andere Wendung zu bekommen ſchienen, wenn es bei Deutung der Parabel vom Lolch unter dem Waitzen heiſſt — „Die Erndte iſt das Ende dieſes Zeitlaufs. Die Schnitter ſind die Engel. Wie man nun den Lolch zur Erndtezeit ſamlet und verbrennt, ſo wird es auch am Ende dieſes Zeitlaufs gehen. Der Menſchenſohn wird ſeine Engel ausſenden, und dieſe werden alle Verführer und Laſterhaften abſondern, und in den glühenden Ofen werfen, wo ſie heulen und mit den Zähnen knirſchen werden. Die Rechtſchaffenen hingegen werden dann wie die Sonne in ihres Vaters Reiche ſtrahlen.“ Bei Deutung der Parabel

vom Zuggarn klingts ebenſo. „So wird es am Ende dieſes Zeitlaufs gehen. Wie die Fiſcher die edleren Fiſche in Gefäſſe ſamlen, und das, was nicht viel werth iſt, wieder wegwerfen: ſo werden die ausgeſchickten Engel die Laſterhaften von den Rechtſchaffenen ſondern, und ſie in den Feuerofen werfen, u. ſ. w.“

Als ich aber weiter las, fiel aller Verdacht, den ich geſchöpft hatte, wieder weg. Wenn mich ſchon der Ausruf Jeſu nach vollbrachter Deutung der Parabel vom Waitzen und Lolch — „Wer Ohren hat, zu hören, der höre, oder, wer Verſtand hat, der denke nach!“ — etwas beruhigt hatte, indem ich glauben muſte, daß dis ſoviel heiſſen ſolle, als — wer klug iſt, der wird mich wohl verſtehen, wie ich das alles meine: ſo beruhigte mich die Frage, welche Jeſus nach der Auslegung der Parabel vom Zuggarn an ſeine Schüler that, ob ſie ihn auch verſtanden hätten, und die himliſchweiſe Lehrreformatoräuſerung, mit der er dann ſchlos, ganz und vollkommen. Hier iſt dieſe — „So mus es ieder Lehrer, der ſich auf das Himmelreich recht verſteht, und Andern darüber auch die rechte Meinung beibringen will, machen. Einem Hausvater mus er dabei nachahmen, der aus

seiner Vorrathskammer Altes und Neues hervorgibt.“ Ha, dacht' ich, nun ists schon gut; die gebrauchten gewöhnlichen Vorstellungen von dem mit dem Anbruche des tausendjährigen- oder jüdischen Messiasreichs verbundenen Vorgängen sind hier das Alte, und die höheren Ideen, welche Jesus von dem Messiasreiche aufstellte, das Neue. Ich gestehe also, daß mich dieses dreizehnte Kapitel des Matthäus dahin gebracht hat, daß ich mit Funk über den Plan Jesu bei seinem Auftritte als Messias, und über sein den damaligen Zeitideen sich anschliessendes Benehmen dabei, nun völlig einverstanden bin.

Aus Kap. 14, 2. wollen Viele schliessen, Herodes habe an Seelenwanderung geglaubt. Man hat diese Lehre den Pharisäern zueignen wollen; sie passt aber zu ihren übrigen Begriffen vom Messiasreiche, von Auferstehung, Gericht und Vergeltung nicht. Wenn die Sadducäer sie nun vollends auch nicht hatten, so möchte man wissen, woher sie Herodes bekommen haben sollte. Sie soll überhaupt erst spät nach Christi Geburt zu den Juden gekommen sein, und sich aus der neuplatonischen Schule herschreiben. In dieser Stelle nun heissts ja auch ausdrücklich „Herodes, als er die grossen

Hülfsthaten Jesu erfaren, und deshalb ihn für den Johannes gehalten habe, hätte hinzugesetzt — „er ist von den Todten auferstanden; darum zeigen sich solche Kräfte bei ihm.“ Offenbar ist hier also nicht von Seelenwanderung, sondern von wirklicher Auferstehung desselben Johannes, die Rede; und, wollte man sagen, Herodes habe als Sadducäer so wenig an Auferstehung, als an Seelenwanderung, glauben können, so mus man erwägen, was das böse Gewissen bei ihm thun konnte. Wenn er doch hörte, der Volksglaube sei, Jesus sei der wiederauferstandene Johannes, so wars leicht möglich, daß er in der Angst seines Herzens denken konnte — es ist doch wohl wahr. Man weis ja, wie inkonsequent dergleichen Menschen, wie er war, zu denken pflegen. Niemand ist leichtgläubiger, als die Ungläubigen, wenn Furcht und Bangigkeit sich ihrer bemächtigen.

Das Geschrei der Jünger — „Ein Gespenst!“ — (V. 26.) hat nichts für mich. Die Jünger waren völlig pharisäisch gesinnt, und die Pharisäer glaubten an viele Arten von Geistern, die nach Belieben Menschengestalt annehmen und darin erscheinen könnten. Sind viele Christen heut zu Tage wohl klüger?

Daß Jesus nach Kap. 16, 7. vor dem Sauerteige, d. h. vor der Lehre der Sadducäer sowohl, als auch der Pharisäer, gewarnt hat, habe ich darum gern gelesen, weil er sich dadurch geradezu auch von den Pharisäern losgesagt hat. Man kann dis nicht nur auf ihre Verdrehungen der mosaischen Gesetze, sondern auch auf ihre Begriffe vom Reiche Gottes anwenden, vor denen er ebenfals warnen wollen.

V. 13. ist noch eine Stelle, die man vom damaligen Volksglauben an Seelenwanderung hat erklären wollen, die aber ebenfals nichts weniger besagt, als so etwas. „Für wen halten mich die Leute?" fragt Jesus seine Schüler, und diese erwiedern ihm — „Einige halten dich für den Täufer Johannes, Andere für den Elias, noch Andere für den Jeremias, oder sonst für einen der Propheten." Lukas setzt hier hinzu — „der von den Todten auferstanden sei" — folglich ist auch hier an keine Seelenwanderung zu denken. Für denselben Johannes, für denselben Elias, für denselben Jeremias u. s. w. hielt der abergläubische grosse Haufe Jesum.

Kap. 16, V. 18. und 19. war sehr wichtig und unterhaltend für mich. „Du bist werth, Pe-

trus zu heiſſen; denn auf dieſen Petrus (Fels) will ich meine Geſelſchaft bauen.“ Hier alſo ſpricht nun Jeſus ſelbſt von einer Geſelſchaft, Gemeine, Kirche, deren Stiftung ſein Zweck ſei. Er verwechſelt aber auch ſogleich dieſe Geſelſchaft mit dem Himmelreiche. „Auch will ich dir des Himmelreichs Schlüſſel geben — die Macht, in dieſes Reich, in dieſe Geſelſchaft einzulaſſen, und nicht einzulaſſen“ — eine Macht, welche weiterhin nach Kap. 18, 18. die übrigen Apoſtel auch bekamen. „Was du auf Erden binden wirſt, ſoll auch im Himmel gebunden ſein; was du auf Erden löſen wirſt, ſoll auch im Himmel los ſein.“ Die Ausdrücke „binden“ und „löſen“ beziehen ſich auf die Schlüſſel, und bedeuten „verſchlieſſen“ und „öffnen“. Wem alſo Petrus hienieden das Himmelreich verſchlieſſen, wem er die Aufnahme in die heilige und ſelige Geſelſchaft verſagen würde, dem ſollte auch droben, oder vor Gott, dieſe verſagt, jenes verſchloſſen ſein; wem er aber der Aufnahme in die Geſelſchaft gewähren, wem er das Himmelreich öfnen würde, dem ſollte auch vor Gott jene gewährt, und dieſes geöfnet ſein. Wahrdt überſetzt, wie ich glaube, auch ſchön — „Ich will meine Gemeine deiner Fürſorge und Aufſicht

übergeben. Du ſollſt die Macht haben zuzulaſſen und abzuhalten, mit göttlicher Autorität Verordnungen zu machen, und Verordnungen aufzuheben.“ Für meine Abſicht iſts indeſſen genug, daß ich hier die allerdeutlichſte Aeuſerung Jeſu darüber finde, was er unter dem Himmelreiche, oder Reiche Gottes, verſtehe, nehmlich — ſeine zu errichtende Geſellſchaft von ächten und ſeligen Gottesverehrern. Die Pforten der Hölle ſind iedoch noch übrig, welche nicht überwältigen ſollen — aber wen? Dem Griechiſchen nach kann man es ſowohl auf die Gemeine Jeſu als auf dem Petrus, auf den ſie gebauet werden ſoll, deuten. Hölle iſt hier der Scheol, der Hades, das Todtenreich; in die Pforten oder Thore deſſelben eingehen, heiſſt ſterben — ſich ihnen nähern, an ſie gebracht werden, heiſſt in Todesgefar gerathen. So war's der alte Sprachgebrauch. Gingen die Worte alſo auf den Petrus, ſo wärs als hätte Jeſus geſprochen, dieſer Felſenmann werde ſo feſt ſtehen, daß er auch dem Rachen des Abgrundes Trotz zu bieten im Stande ſein, und daß auch die Bedrohung mit dem Tode ihm nichts angewinnen werde. Deutete man ſie aber auf die Gemeine Jeſu, ſo hätte Jeſus angezeigt, daß ſie nie aus-

ſterben werde, und daß, wenn auch noch ſo viele ihrer Glieder von Zeit zu Zeit durch Hinrichtungen der Verfolger zu den Thoren des Todtenreichs eingehen müſten, doch immer noch genug derſelben übrigbleiben würden. Eine ſchöne Verheiſſung in der That, die aber auch die Folgezeit beſtätigt hat!

V. 21., wo Jeſus zum erſten male ſeinen Schülern ſeine Endſchickſale eröfnet, fanden wir dann auch, daß er zum erſten male von ſeiner Auferſtehung oder Zurückkehr ins Leben am dritten Tage nach ſeinem Märtirertode ſpricht. Ich geſtehe es, daß ich lange auf eine ſolche Gelegenheit gewartet hatte, um von Funk einige Aufſchlüſſe und ſeine Meinung über dieſen Gegenſtand zu hören; er wich aber aus, und ſchob die Sache noch vor ſich hin. Man kann ſich leicht vorſtellen, was für Eindrücke dieſe ganze Eröfnung auf die Apoſtel gemacht haben möge; auf der einen Seite denke man ſich ihre Liebe zu ihm, auf der andern ihre Erwartungen von ihm. Statt, daß ihnen ſolche aber, als ſie ſie äuſerten, gemildert worden wären, bekamen ſie vielmehr von Jeſu die Weiſung, daß ſie, wenn ſie ſeine ächten Anhänger ſein wollten, ſein trauriges Schickſal ſogar mit

ihm theilen müſten. Doch verſuchte er ſie endlich dadurch aufzurichten, daß ſie durch ſolche Aufopferungen gewinnen würden, und da rief er dann alſo aus — „Einſt wird des Menſchenſohn in ſeines Vaters Maieſtät, von ſeinen Engeln begleitet, kommen; dann wird er Jedem nach ſeinem Thun lohnen.“ Auffallend war der Zuſatz: „Ich verſichere euch — es ſind Einige hier gegenwärtig, die nicht ſterben werden, bis ſie den Menſchenſohn in ſeinem Reiche kommen geſehen haben.“

Hier wäre denn alſo ſchon eine nähere Aeuſerung über das Kommen Jeſu, als Kap. 10, 23. Daß es hier, wie dort, auf die Richterrolle des Meſſias Bezug habe, beweiſen die Worte — „alsdann wird er vergelten Jedem nach ſeinen Werken.“ Daß aber auch hier, wie dort, von einem Gerichte die Rede ſei, das längſt ſchon, und zwar bald nachher, gehalten worden, iſt eben ſo klar; denn die Verſicherung, daß Einige von denen, die damals Zuhörer waren, noch leben würden, wenn der Menſchenſohn käme, iſt daſſelbe, als wenn es dort heiſſt, die Apoſtel würden ihre Wanderung durch die Städte Iſraels noch nicht beendigt haben, wenn er käme. Die nähere

Beleuchtung der eigentlichen Meinung Jesu hierüber setzten wir abermals bis auf noch nähere Aeuserungen darüber aus, und Funk machte mich blos noch darauf aufmerksam, daß die beiden Redearten — kommen in der Herrlichkeit seines Vaters — und — kommen in seinem Reiche — hier offenbar als gleichbedeutend mit einander verwechselt würden.

Ueber Kap. 17, V. 2 — 9. wuste mein Freund selbst mir nichts zu sagen, und wir stellten dis Gesicht an denselben Ort hin, wohin wir Josephs Traum stellten. Der Glaube aber, daß die Todten fortlebten, leuchtet auf ieden Fall aus der ganzen Erzählung hervor; denn wenn auch der Volksmeinung nach Elias nicht gestorben sein sollte, so wuste man doch sogar den Berg zu nennen, auf welchem Moses gestorben wäre.

Bei der Frage Kap. 18, V. 1., wer einst im Himmelreiche der Gröſſeste sein würde, dachten die Jünger freilich an nichts Anderes, als an das tausendjährige Reich; die Antwort Jesu darauf aber zielte auf die auserlesene Menschengesellschaft hin, die er stiften, und an deren Spitze er stehen wollte. Kindessinn — Unschuld, Offenhenheit, Lernbegier, Anmaſſungsloſigkeit — führen allein

in das Reich der Wahrheit und der Tugend, und geben darin Würde und Rang. Wenn die Frager dann auch den Antworter nicht gehörig verstanden, so bekamen sie doch bei dieser Gelegenheit eine gute Lehre, und lernten einsehen, daß sie auch ieden Vorzug in ihrem geträumten tausendjährigen Reiche erst zu verdienen suchen müsten, kurz, ihre falschen Vorstellungen wurden wenigstens mit der Sittlichkeit in Verbindung gebracht. Mehr auf der Stelle zu thun war wohl nicht rathsam.

V. 8. und 9. sagen zwar Dasselbe, was schon Kap. 5. V. 29 und 30 vorkam, zeigen aber auch noch weit bestimmter an, daß nicht von Schicksalen des gegenwärtigen Lebens die Rede sei. Lieber als Krüppel und einäugig ins Leben eingehen, heissts hier, als mit beiden Augen und mit vollkommenem Körper in das ewige Feuer geworfen werden. Leben im Gegensatze gegen das ewige Feuer kann allerdings nichts Anderes, als seliges Leben, oder künftige Seligkeit, bedeuten; wenn auch die Jünger gleich dabei nur an das tausendjährige Reich denken mochten.

Zu V. 20. wo Jesus verspricht, wenn Zwei oder Drei Religionsangelegenheiten wegen zusammen kämen, mitten unter ihnen zu sein, machte

Funk blos die Bemerkung, daß die Hebräer auch zu sagen gepflegt, wo zwei beisammen sässen, und sich über das Gesetz unterhielten, da wäre die Schechinah unter ihnen.

V. 23. wo man lieset — „das Himmelreich ist gleich einem König, der seine Diener zur Rechenschaft fordert, u. s. w." — giebt Jesus deutlich genug zu erkennen, daß er von der besseren Gesellschaft rede, die er stiften wolle, und daß ein zur Vergebung geneigtes Gemüth in ihr eine der Hauptsachen sei. Dasselbe gilt auch von Kap. 19, V. 14. wo er den Kindern das Himmelreich nochmals zueignet, oder Seelen, wie die ihrigen noch sind, für die geschicktesten erklärt, in das Reich der Wahrheit und der Tugend einzugehen. Auch V. 12. Daselbst sind unter denen, die sich selbst um des Himmelreichs willen verschneiden, diejenigen gemeint, welche, um den Geschäften der Beförderung der Gesellschaft, die Jesus stiften wollte, desto vollkommener obliegen zu können, auf Ehe und Familienleben freiwillig lieber Verzicht thäten.

Kap. 19, V. 16 und 17. hat einen Beweis dafür, daß Leben oft so viel sei, als ewiges Leben; denn auf die Frage, was muß ich thun,

um das ewige Leben zu erhalten, antwortete Jesus blos — „willst du zum Leben eingehen u. s. w.“ Was sich aber der Frager bei dem ewigen Leben gedacht habe — wer bestimmt es? Vielleicht doch wohl den seligen Zustand nach dem tausendjährigen Reiche, an welchen die pharisäische Judenpartei auch geglaubt haben soll. Der Schatz im Himmel V. 21. ist schon Kap. 6. V. 20 da gewesen, und zeigt, wie auch Jesus hier die reineren Ideen von höhern menschlichen Zukünften dem reichen Jüngling mittheilen wollte. Die sichtbare Betrübnis dieses jungen Menschen über die ihm zugemuthete Aufopferung seines ganzen Vermögens, wenn er vollkommen sein, und sich hervorthun wolle, und über den Aufruf, Jesu Begleiter zu werden, gab die Veranlassung zu folgenden Ausſprüchen V. 23 und 24. — „Warlich, es hält schwer, daß ein Reicher ins Himmelreich komme. Ja, ich kann wohl sagen: leichter geht ein Kameel durch ein Nadelöhr, als daß ein Reicher ins Reich Gottes komme.“ Da Jesus vorher gesagt hatte — „komm und folge mir“ — so ists wohl gleich an sich klar, daß er hier unter dem Himmelreiche die Gesellschaft der Vollkommenen und Seligen verstand, deren Stiftung sein

Zweck war. Wenn die Jünger aber nun nach V. 25 hierauf fragten — „wer kann denn selig werden?" — so verbanden sie damit unstreitig wieder ihre pharisäischen Vorstellungen vom Reiche Gottes.

Nach V. 27 macht sich Petrus auf der Stelle auf, und rühmt, daß die Apostel wirklich das gethan hätten, was Jesus von dem reichen Jüngling gefordert, und schliesst mit der Frage — was ihnen dafür werden solle. Da antwortete Jesus — „Ich gebe euch die gewisse Versicherung, daß ihr, die ihr mir seid nachgefolgt, in der Wiedergeburt, wenn des Menschensohn seinen glorreichen Thron wird bestiegen haben, ebenfals zwölf Thronen besteigen, und Oberhäupter der zwölf Stämme des israelitischen Volks werden sollet. Ja, einem Jeden, der Wohnungen, Schwestern, Brüder, Vater, Mutter, Weib, Kinder, Aecker um meinetwillen verlässt, soll hundertfache Vergeltung, und dann das ewige Leben, zu Theile werden. (Marcus drückt es so aus — hundertfache Vergeltung schon in dieser Zeit nach überstandenen Verfolgungen, und in der künftigen Zeit ewiges Leben.) Ich gestehe gern, daß diese Stelle meinen Beifall nicht

erhielt. Sie ſchien mir erſtlich anderweitigen Vorherſagungen der Schickſale der Apoſtel zu widerſprechen; ſodann hat ſie der wirkliche Erfolg auch gar nicht bewahrheitet, und endlich klingts nicht anders, als hörte man völlig den Stifter eines tauſendjährigen Reichs haranguiren. Von einer Palingeneſie iſt die Rede. Hierbei hätten ſich die Apoſtel gewis nichts Anderes, als die Wiedergeburt des jüdiſchen Staats, die Wiederherſtellung des ehemaligen ſalomoniſchen Flors für die Nation, gedacht, wenn auch Jeſus gar nichts weiter beigefügt hätte. Nannte doch Joſephus die Zurückkunft der Juden aus dem Exil in ihr Vaterland ihre Palingeneſie. Durch den Zuſatz aber — wenn der Menſchenſohn ſeinen glorreichen Thron wird beſtiegen haben — wurden ſie ja recht gereitzt, ſo etwas dabei zu denken. Und nun — das Beſteigen der zwölf Throne von Seiten der Apoſtel — ihr Richterthum oder Regiment über die zwölf Stämme Iſraels — (beinahe müſte man glauben, die Zahl der Apoſtel wäre gleich anfangs dieſerhalb auf Zwölfe feſtgeſetzt worden) die reichlichen ſinnlichen Entſchädigungen, welche ſie erſt noch auf der Erde erhalten, und nach deren Genuſſe ſie dann zu ewigem Heile gelangen ſollten —

— konnte auch ſtärker und voller im phariſäiſchen Tone geſprochen werden?

Funk, als er mein Misfallen an dieſer ganzen Stelle bemerkte, lies ſichs ſehr angelegen ſein, mir zu beweiſen, daß ſie nichts weiter, als die äuſerſte Herablaſſung Jeſu zur phariſäiſchen Vorſtellungsart und zum Weltſinn der Apoſtel, geweſen ſei. Beide hätte er an ihnen noch dulden, und nach beiden hätte er ſich noch bequemen müſſen, wenn ſein Plan, ſie zu ſeinen Nachfolgern zu machen, nicht hätte ſcheitern ſollen. Ich wäre ia doch nun überzeugt, fuhr mein Freund fort, daß Jeſus, wenn er vom Reiche des Meſſias geſprochen, ein moraliſches Reich damit gemeint habe; ſo müſte ich auch glauben, daß er unter Palingeneſie eine moraliſche Palingeneſie verſtanden wiſſen wollen. In dieſer, oder wenn die groſſe Religions- und Sittenreform durch ſeine Lehre zu Stande gekommen ſein würde — wenn die heilige und ſelige Geſelſchaft, die er zu ſtiften beſchloſſen, feſt ſtände, und ſich von allen Seiten her aus der iüdiſchen Nation noch immer gröſſer formirte, ſollten die Apoſtel an ſeine Stelle treten, und die Vorſteher dieſer Geſelſchaft, oder

ſeiner Kirche, werden. Jenes habe er ſein Beſteigen des Thrones ſeiner Herrlichkeit genannt, und dieſes das Thronbeſteigen der Apoſtel und ihr Regiment über die zwölf Stämme Iſraels. Der Zeit habe er es überlaſſen müſſen, daß die Apoſtel den rechten Sinn dieſer gebrauchten Bilder ſelbſt finden würden, und, wäre dis auch nicht geſchehen, ſo hätte er doch ſeinen Zweck an ihnen erreicht, und ſie wären wirklich ſeine Nachfolger im Lehramte und in Ausbreitung ſeiner Kirche geworden. Die Menſchheit hätte davon weiter keinen Schaden gehabt; die chriſtliche Religion wäre in der That durch ſie zu einer herrſchenden geworden, und im Schoſſe dieſer Religion fühlten auch wir uns ſelig.

Funk ward darauf von mir gefragt, was er aber zu der groſſen Vergütung meine, welche den Apoſteln noch in dieſer Zeit ſchon für alles Verlaſſene verſprochen worden. Man pflegt hierauf, erwiederte er, ſo zu antworten: Statt des einen Hauſes, welches ein Apoſtel verlaſſen, bekam er dadurch hundert wieder, daß er überall bei Juden, die Chriſten wurden, Quartier fand; ſtatt der verlaſſenen Brüder und Schweſtern er-

hielt er an den Bekennern des Evangeliums, die dis durch die übrigen Apostel wurden, eine Menge von Brüdern und Schwestern, und statt der verlassenen Kinder an denen, die er selbst zu solchen Bekennern machte, Kinder im Ueberfluß, wieder; statt der verlassenen Aecker nahm er an allen Aeckern, die die Uebergehenden zum Christenthum verkauften, und deren Verkaufsgeld sie in die Gemeinkasse legten, Theil, so viel er wollte, u. s. w. Als mein Freund sah, daß ich zu dergleichen Auslegungen den Kopf schüttelte, liess er davon ab, und erklärte den letztern Theil unserer Stelle für blossen Redeschmuck, der nur gebraucht worden, um den Aposteln genug zu thun. Ich fuhr fort, mein Haupt zu schütteln; da ward er aber strenger, und verlangte von mir Billigkeit gegen den in so mannigfaltiger Hinsicht verehrungswürdigen Stifter des Christenthums. Ich schiene doch, sagte er, mich selbst davon überzeugt zu haben, daß Jesus die damaligen gangbaren Ideen blos zum Vehikel seiner höheren Ideen benutzt habe, und habe benutzen müssen; so möchte ich dann auch dieser einzigen freilich etwas auffallenden Stelle wegen den weisen Reformator im Reiche des Glaubens und der Sitten nicht ver-

kennen. Ich nahm die Lehre hin, und — ſchwieg. Mein Wunſch wäre aber doch immer noch der, daß dieſe ganze Stelle lieber nicht da ſtehen möchte; ſie eignet ſich in der That dazu, Unſereinen irre zu machen.

## Nach der drei und zwanzigsten Bibelkonferenz.

Das zwanzigste Kapitel des Matthäus hat die Eindrücke wieder ausgelöscht, welche das Ende des neunzehnten auf mich gemacht hatte. Die Vergleichung des Himmelreichs mit einem Weinberge bestärkte mich wieder darin, daß Jesus mit diesem Reiche keine pharisäische Vorstellung verbunden wissen wolle. Die Arbeiter darin sind freilich die zwölf Apostel zuförderst, aber keineswegs sie allein, sondern Alle, die sich zur Ankündigung des Himmelreichs von Jesu gebrauchen liessen; denn nach anderweitigen Berichten hat Jesus auch einst siebenzig Jünger dazu ausgesendet. Auf solche Weise wird dann auch erst V. 16. verständlich — „Manche, die einen der letzten Plätze hatten, werden die ersten einnehmen, und hingegen Andern, die einen der ersten Plätze hatten, werden die letzten angewiesen werden;

denn es ſind wohl Viele angeſtellt, aber Wenige werden nur vorzüglich ausgezeichnet erſcheinen. Wer ſieht nicht, daß die Rede hier von dem Segen ſei, welchen Jeder für das Reich Gottes geſtiftet? Wer ſieht aber auch nicht, daß dieſer Segen in der Hand der Vorſehung war, und daß begünſtigende Umſtände ihn vorzüglich erhöheten? So geſchah's, daß mancher ſpät angeſtellte Herold des Evangeliums in kurzer Zeit Mehr leiſtete, als andere ganz früh angeſtellte während eines langen Zeitraums. Ganz hiermit ſtimmt auch das Ende der von V. 20. angehenden Erzählung überein.

Die Mutter des Jakobus und Johannes nehmlich ſuchte bei Jeſu um die Erlaubnis an, ihm eine groſſe mütterliche Bitte vortragen zu dürfen, und erhielt ſie. „Verſprich mir doch, daß meine beiden Söhne in deinem Reiche die oberſten Stellen bekleiden (zur Rechten und Linken deines Thrones ſitzen) ſollen!" Die erſte Antwort darauf war — „Ihr wiſſet nicht, warum ihr bittet." Dadurch gab Jeſus doch wohl zu verſtehen, daß Mutter und Söhne ganz irrige Vorſtellungen von ſeinem Reiche hätten. „Könnt ihr denn den Kelch trinken, fuhr er zu den Söhnen fort, den ich

trinken werde?“ und als ſie ihm ſolches verſicherten, ſchlos er alſo — „Nun gut; wenn dis aber auch iſt, ſo kann ich doch die erſten Würden in meinem Reiche nicht geben, wem ich will, ſondern nur denen, welchen mein Vater ſie beſtimmt hat.“ Bahrdt hat dieſe Stelle noch ſchöner überſetzt — „Gut; ihr ſollet auch endlich zu dieſer Bedingung, unter welcher erhabene Stellen meines Reichs ertheilt werden, gelangen. Es wird aber deſſen ungeachtet darauf ankommen, ob ihr von meinem Vater gerade zu den höchſten beſtimmt ſeid. Denn das hangt nicht von meiner Willkür, ſondern von der Gelegenheit, ab, die euch mein Vater vorbehalten haben wird, euch in meinem Dinſte hervorzuthun.“

Von V. 25. an bekommen die Apoſtel eine ſo reine und gerade Lektion von Jeſu, daß ihnen nach Empfang derſelben über den eigentlichen Sinn der Kap. 19. 28. erhaltenen Verheiſſungen doch die Augen hätten faſt aufgehen müſſen. Ueber die anmaſſende Bitte der beiden Brüder waren die übrigen zehen ſo aufgebracht, daß Jeſus ſich einmiſchen muſte, um die Ruhe unter allen wieder herzuſtellen. „Es iſt wahr, die Fürſten herrſchen

über ihre Völker, und ein groſſer Fürſt unterdrückt wieder den kleinen. Für euch aber ſchickt ſich das nicht. Wer unter euch hervorragen will, der ſei des Andern Diener, und wer unter euch gar der Erſte ſein will, der ſei Aller Knecht. Ich ſelbſt, deſſen Nachfolger ihr ſein wollt, bin ia nicht deswegen da, daß ich mich wie einen Groſſen der Erde bedienen lieſſe, ſondern vielmehr um ſelbſt zu dienen, und in dieſem Dienſte für das Heil vieler Seelen ſogar mein Leben aufzuopfern." Deutlicher, als ſo, konnte ſich doch gewis Jeſus nicht darüber erklären, was es für eine Bewandnis mit ſeinem Meſſiasreiche und mit den Ehrenſtellen darin habe. Ein Reich der Wahrheit und Tugend iſt ſein Reich, und mit Uebernahme des Märtirerthums ſtiftete er es; ie mehr ſich Jemand um das Wahre und Gute verdient macht, deſto höher ſteigt er im Range darin nach ihm.

Kap. 21, V. 25. hat den Beweis dafür, daß Gott nach einem ſpätern Sprachgebrauche von den Juden Himmel genannt ward, wie die Griechen ihren Jupiter auch wohl Olympus nannten. „Die Taufe des Johannes — war ſie vom Himmel, oder von Menſchen?" Dis iſt wenigſtens

die Erklärung davon, wenn Matthäus das Reich Gottes gemeiniglich das Himmelreich nennt.

Der Ausſpruch Jeſu gegen die Vornehmſten der Nation V. 31. — „Zöllner und Huren gehen euch ins Himmelreich vor“ — hat dem Zuſammenhange nach keinen andern Sinn, als — Z. und H. zeigten ſich zur Annahme der Wahrheit bereitwilliger, als ihr; folglich ſpricht Jeſus hier nur von einem moraliſchen Reiche. V. 34. ebenſo. „Das Reich Gottes wird euch entzogen und einem Volke vertrauet werden, das ſeine Früchte darbringen wird.“ Hier wird das Reich Gottes ſogar als ſchon da ſeiend vorgeſtellt; was konnte Jeſus alſo anders darunter verſtehen, als das groſſe Aufklärungs- und Veredlungsweſen, das er durch ſeine Lehre betrieb, und das die Oberprieſter und Volksälteſten der Nation, die eben ietzt gegenwärtig waren, von ſich wieſen. Zur Strafe hiefür, ſagte er, ſollte es an andern Nationen betrieben werden, die ſich durch ſeine Lehre erleuchten und heiligen laſſen würden. Ganz ſo umſchrieb ſchon der Verfaſſer des Buchs der Weisheit das Reich Gottes durch die Kentnis deſſen, was heilig iſt. (Kap. 10, V. 10.)

Das Gleichnis von dem groſſen Königsmahle zu Anfange des 22. Kap. ſetzt das blos fort, was im vorhergehenden Kapitel mit V. 44. abgebrochen ward, und Jeſus fängt nun immer ſtärker von den Strafgerichten an zu reden, welche die Nation darum, daß ſie ihn nicht für den Meſſias erkenne, treffen würden.

Die ſo ſehr berüchtigte Stelle aus der Diſputation der Sadducäer mit Jeſu über die Auferſtehung der Todten (V. 21.) hatten wir ſchon vormals bei Leſung der moſaiſchen Bücher ſorgfältig in Erwägung genommen; es war uns alſo nur noch Einiges aus dem Kontext zu bemerken übrig. Wir hörten hier gleichſam den Ausdruck „Auferſtehung der Todten" aus dem Munde Jeſu zum erſten male; da ihn Jeſus aber offenbar nur darum braucht, weil die Sadducäer ihn gebraucht hatten, ſo läſſet ſich darum noch nichts auf ſeine eigentliche Meinung über die Auferſtehungslehre ſchlieſſen. Vielmehr wird die Sache durch ſeinen Ausſpruch V. 32. — „Gott iſt kein Gott der Todten, ſondern der Lebendigen" — ſehr bedenklich, und noch bedenklicher durch den Zuſatz, welchen Lukas ihn machen läſſt — „ihm leben ſie alle." Wenn nun aber der Streit

doch über eine erſt noch zukünftige Auferſtehung war, und Jeſus von den alſo noch unauferſtandenen Stammvätern Iſraels auſſagte, daß ſie lebten — was hat er damit ausgeſagt und gelehrt? Für die Auferſtehung im gewöhnlichen Verſtande doch gewis nichts! Die artige Stelle V. 30., durch welche Jeſus die ſo ſehr ernornirte Frage der Sadducäer kurz und gut abfertigte — „In der Auferſtehung wird von Heirat oder Ehe nicht mehr die Rede ſein u. ſ. w.“ — verſparten wir bis zum Lukas, der ſie noch auffallender hat.

Kap. 23, V. 8. war mir ſehr merkwürdig. „Einer nur iſt euer Lehrer, der Meſſias; ihr ſelbſt ſeid unter einander Brüder.“ Theils ſtellt ſich hier Jeſus als den Meſſias hin, theils reicht er auch die höhere Meſſiasidee, die Idee eines Aufklärers und Veredlers, kurz, die Idee eines Lehrers.

V. 13. iſt auch ſehr beweiſend für die höheren Ideen, welche er mit den gangbaren Volksausdrücken verband. „Wehe euch, phariſäiſche Geſetzgelehrte! Heuchler, ihr verſchlieſſet den Leuten das Himmelreich. Nicht genug, daß ihr ſelbſt nicht hineingehet; ihr wehret auch denen, die hineingehen wollen.“ Lukas ſoll dieſe Stelle ſo haben, daß ſie folgenden Sinn gibt — ihr wollet

nicht nur selbst bei euren Vorurtheilen beharren, sondern auch Andere mit Gewalt von ihrer Aufklärung abhalten. Ist hier also wohl das Himmelreich etwas Anderes, als die Gesellschaft der Aufgeklärten und Veredelten?

Von V. 29. an bis zu Ende des Kapitels spricht nun Jesus ganz frei und öffentlich von der Zerstörung der jüdischen Religions- und Staatsverfassung, und nimmt im Tempel, dessen Verdung er eben angekündigt hatte, von der Nation Abschied. Gegen seine Jünger spricht er hernach vom 24. Kap. an überaus ausführlich über iene tragische Begebenheit. Hier fiel mir dann die Frage der Apostel, welche eigentlich dazu Gelegenheit gab, gleich zu Anfange sehr auf. Kein Stein werde auf dem andern ungestört bleiben — diese Aeuserung hatte Jesus blos hingeworfen, als sie ihn zur Bewunderung des prächtigen Tempelgebäudes aufgefordert hatten. Hierdurch gereizt, sprachen sie hernach auf dem Oelberge zu ihm — „Sag uns doch, wann wird dis geschehen? was wird das Zeichen deiner Ankunft und des Endes der Welt sein?" Offenbar leuchtet hier gleich ein, daß die Jünger sich bei der Zerstörung des Tempels, bei der Ankunft Jesu und bei dem Ende der

Welt, oder dieſes Zeitlaufs, Einerlei dachten; denn es iſt eben ſo, als fragten ſie — wann wird dis geſchehen, und woran werden wir erkennen, daß es nahe bevorſtehe? Sie hoften nehmlich noch immer auf das tauſendjährige Reich, deſſen Anbruch ſie unter der Ankunft Jeſu, als des Meſſias, verſtanden; mit dem Anbruche deſſelben hörte alſo auch der gegenwärtige Zeitlauf auf, und ein künftiger trat ein; Alles ward in demſelben anders, und zu dieſer allgemeinen Umformung der Dinge rechneten ſie dann auch die Zerſtörung des Tempels, welche Jeſus ankündigte. So brannten ſie für Begierde, nicht nur den eigentlichen Zeitpunkt davon, ſondern auch die Vorzeichen davon zu wiſſen, damit ſie beim Erſcheinen derſelben ſchon Vorfreude darauf empfinden könnten. Ich war ebenfals ſehr begierig, die Antwort Jeſu auf ihre Frage zu vernehmen; da ſie aber ſehr lang ausgefallen iſt, ſo ſchlug Funk vor, daß erſt Jeder von uns das 24 und 25 Kapitel, welche ſie enthalten, vor ſich allein leſen möchte.

Als dis geſchehen war, fragte er mich um meine Meinung über das Geleſene, und ich geſtand ihm offenherzig, daß ich die Sache ſehr verwickelt fände. Er gab mir Recht, und ſetzte hinzu, daß

alſo die Apoſtel doch wohl zu entſchuldigen ſein dürften, wenn ſie Jeſum nicht ganz verſtanden hätten, und daß es nun keine Kunſt ſei, wenn wir ihn beſſer verſtänden. Seine Meinung über das, was wir geleſen hatten, lief auf Folgendes hinaus — — —

„Jeſus muſte, da er einmal die Rolle des Meſſias übernommen hatte, und durchführen wollte, ſich überall der gangbaren meſſianiſchen Vorſtellungen bedienen. Er blieb alſo auch dabei, daß er in ſeinem Reiche und in ſeiner Herrlichkeit kommen werde, wobei ſich die, welche es hörten, den Anbruch des tauſendjährigen Reichs dachten. Er verſtand aber darunter den Zeitpunkt, in welchem ſeine Geſelſchaft von heiligen und ſeligen Gottesverehrern, ſeine Gemeine, ſeine Kirche ſich völlig etabliren und eine herrſchende werden würde. Dieſer Zeitpunkt traf mit der Zerſtörung der jüdiſchen Religions- und Staatsverfaſſung, Jeruſalems und ſeines Tempels, zuſammen. Auf den Trümmern des Judenthums thronte bald das Chriſtenthum. Daß aber Jeſus jene Zerſtörungen vorherſehen konnte, ging ſehr natürlich zu. Er hatte ſeine Nation dadurch zu retten geſucht, daß er ihr die Idee eines mora-

lischen Messias beibrächte, und sie von dem Wahne zurückführte, daß so ein Messias, wie sie dächte, erscheinen werde — von einem Wahne, der sie nur immer zu neuen Aufrühren gegen ihre Gebieter geneigt machte, und ihr, wenn sie nicht noch davon abliesse, im Kurzen den Untergang bringen müste. Da ihm solches nun nicht gelang, so muste er im Geiste das unabsehlichste Elend für sie mit schnellen Schritten herbeieilen sehen, und konnte mit vollem Rechte weissagen, daß kein Menschenalter mehr vorbeigehen werde, ohne daß u. s. w. So konnte er dann aber auch den Flor seiner Gemeine, oder Kirche, welchem das Judenthum noch immer im Wege stand, ebenso leicht als nahe bevorstehend weissagen, oder von seinem baldigen Kommen in seiner Herrlichkeit sprechen. Und — litte seine Nation ihren Untergang deshalb, daß sie ihn nicht gehört, sondern verworfen hatte: so konnte er solchen auch als Strafe für sie deshalb, und als ein Gericht über sie erklären, das er hielte. Es ist also Einerlei, ob er durch sein Kommen die mit Zerstörung Jerusalems und des Tempels verbundene Vollendung seines Reichs und seiner Kirche, oder die mit Vollendung seiner Kirche verbundene Zerstörung Jerusalems und des

Tempels andeutete. Es lag aber auch in der Messiasidee die Weltrichteridee; folglich muste Jesus auch, wenn er von seiner Ankunft sprach, sich als Weltrichter hinstellen. Hierüber sowohl, als über die bildlichen Beschreibungen, welcher er sich dabei bediente, hat er sich in jenem herrlichen Ausspruche genug gerechtfertigt — „So mus es jeder Lehrer, der sich auf das Himmelreich recht versteht, und Andern darüber auch die rechte Meinung beibringen will, machen. Einem Hausvater mus er nachahmen, der aus seiner Vorrathskammer Altes und Neues hervorgibt." (Kap. 13, V. 52.) Genug, daß Jesus dadurch, daß er sich als Weltrichter hinstellte, Vergeltung in einem künftigen Zustande versinnlichte; hierauf mus man jetzt blos sein Augenmerk richten. Alles übrige ward nur für seine Zeitgenossen gesprochen; er gab aber doch Winke genug, wie er eigentlich verstanden sein wolle. Daß man diese Winke nicht gehörig benutzt hat, davon rührt noch bis auf den heutigen Tag die kirchliche Lehre von der Widerkunft Christi zum jüngsten Gerichte her."

Wir durchliefen nun nur noch blos die beiden Kapitel gemeinschaftlich. Kap. 24, V. 13. — „wer beharret bis ans Ende, der wird selig" —

bedeuter, daß diejenigen, welche bis zum Untergange des jüdiſchen Staats der Geſellſchaft Jeſu treu blieben, gerettet werden ſollten. Man pflegt die Wahrheit hiervon durch den Euſebius zu beſtätigen, der die Erzählung liefert, daß ſich viele von den Anhängern Jeſu während der fürchterlichen Zerſtörungsſcenen nach der Stadt Pella geflüchtet hätten, und daſelbſt dem allgemeinen Blutbade, entgangen wären. Eben ſo mus auch V. 22. eigentlich geleſen werden — „wenn dieſe Tage der Angſt nicht abgekürzt würden, ſo käme Niemand davon; der Frommen wegen aber werden dieſe Tage abgekürzt werden.“

Von V. 29 an wird mir die Sache dunkler. Ich wollte es gern glauben, daß die Engel, welche V. 31. mit lautem Poſaunenſchall die Erwählten aus allen vier Weltgegenden verſammeln ſollen, die Verbreiter des Chriſtenthums wären; aber es fällt mir doch auf, das Jeſus V. 36., wo es heißt — „von dem Tage weis Niemand u. ſ. w.“ — ſich des Ausdrucks bedient — von jenem Tage — alſo ganz ſo, wie Kap. 7, V. 22., wo doch gewis der allgemeine Gerichtstag gemeint iſt. Wie hätte denn auch Jeſus ſeine Ankunft ſo unpläzlich beſchreiben können, wie z. E. V. 44., wenn

er nicht das Weltgericht vor Augen gehabt hätte? Auf das bloſſe völlige Etabliſſement ſeines Reichs, oder ſeiner Kirche, paſſte dis auf keinen Fall, und zur Zerſtörung Jeruſalems wurden ia lange genug die ſchrecklichſten ſichtbaren Anſtalten von den Römern gemacht, ſo, daß ſie Jeder darin vorher ſehen konnte. Funk ſagte, mehrere Ausleger wären deshalb auch auf die Meinung gerathen, daß hier wohl Redeverſetzungen angenommen werden müſten, und daß Matthäus die langen weitläuftigen Aeuſerungen Jeſu nicht in der gehörigen Ordnung referirt habe.

Sei, wie ihm ſei, Kap. 25. V. 31. nimmt Jeſus den Faden wieder auf, welchen er Kap. 24. V. 31. fallen lies, und da wird dann das Gericht, welches er ankündigt, völlig ſo von ihm vorgeſtellt, wie man ſich damals das Meſſiasgericht beim Anbruche des tauſendjährigen Reichs dachte. Schön iſts, zu leſen, daß er Menſchenliebe zum Alles in Allem dabei machte. Die, welche dergleichen herzlich ausüben, ſollen das Reich in Beſitz nehmen, welches ihnen ſeit Weltbeginn beſtimmt war; ganz ſo, wie der Verfaſſer des Buchs der Weisheit ſpricht — „Gott lohnt ſie; von ihm erhalten ſie ein glänzend Königreich, aus ſeiner

Hand ein prächtig Diadem.“ (Kap. 5, 16.) Diejenigen aber, welche keine Menſchenliebe üben, ſollen in das ewige Feuer geworfen werden, das bereitet iſt dem Teufel und ſeinen Engeln. Vermuthlich gehörte dis auch zu den damaligen Nationalideen; weil ſonſt Jeſus etwas geſagt hätte, das ſeine Zuhörer ſo wenig verſtanden haben würden, als ichs verſtehe. Der Schluß V. 46. lautet endlich ſo — „Die Böſen werden in die ewige Pein gehen, die Guten aber in das ewige Leben.“ Man überſetzt auch wohl — „in das künftige Heil — in die künftige Pein“ — um dem Gedanken auszuweichen, als hätte Jeſus lehren wollen, im Weltgerichte werde über den Zuſtand der Menſchen auf ewig entſchieden, und mithin dem Fortſchreiten in Moralität ein Ziel geſetzt; da doch aber einmal hier Kondeſcendenz zu den damaligen phariſäiſchen Meinungen ſein ſoll, zu denen dis auch gehörte, ſo finde ich weiter keinen Anſtos daran; mir genügt, daß Jeſus künftige Vergeltung gelehrt habe.

Mit Kap. 26, V. 29. gings mir gerade ſo, wie mit Kap. 19, V. 29., und ich konnte mich nicht ganz daraus vernehmen. „Hinforr werde ich von dieſer Frucht des Weinſtocks nicht mehr

trinken, bis an jenem Tage, wenn ich in meines Vaters Reiche mit euch von neuem davon trinken werde." Es sollen zwar Erzählungen da sein, daß Jesus nach seiner Auferstehung wieder mit den Aposteln gegessen und getrunken habe; das könnte aber hier doch wohl nicht gemeint sein, weil es ausdrücklich heißt — in meines Vaters Reiche. Hätte er hierunter die Zeit der völligen Etablirung seiner Gesellschaft oder Kirche verstanden, so fiel diese ja später, und er hätte sich anders ausdrücken müssen. Er spielte also auf das tausendjährige Reich an, wo sich der pharisäische Jude die herrlichsten Gastmähler dachte, und sprach deshalb auch wieder von jenem Tage, unter welchem er den grossen Gerichtstag anzudeuten pflegte, der sich nach Kap. 25, V. 21. mit einem feierlichen Schmause endigte. „Ei du rechtschaffener und getreuer Knecht! du hast Weniges treu verwaltet; ich will dir Mehreres anvertrauen; nimm an meiner Tafel Platz (geh ein zu deines Herrn Freude.)" Nach V. 30. daselbst soll alsdann auch der nichtswürdige Knecht aus dem Freudensaale hinausgestossen werden in die Finsternis, u. s. w. Am Ende könnte man freilich jene so phärisäisch klingende Stelle dahin deuten, daß Jesus

blos zu seinen Freunden sagen wollen, er trinke zum letzten mahle mit ihnen; dann fiele aber auch die Wahrheit davon weg, daß sie nachher noch wieder mit ihm gegessen und getrunken hätten, und er muste doch auch gewärtig sein, daß sie das künftige Trinken mit ihm im Reiche seines Vaters ganz buchstäblich verständen, und daß er sie also selbst in ihren Vorstellungen vom tausendjährigen Reiche stärkte. Funk sagte zwar, das hätte vor der Hand noch nicht anders von Jesu eingerichtet werden können; ich sähe es aber doch lieber, wenn diese Stelle auch nicht da stände.

V. 31., wo Jesus spricht — „Was vort geschrieben steht, wird erfolgen: wenn der Hirt geschlagen ist, zerstreuen sich die Schafe. Doch nach meiner Auferstehung werde ich in Galiläa als Hirt wieder vor euch hergehen" — in Verbindung mit V. 39. — „mein Vater, ists möglich, so verschone mich mit diesem Kelche u. s. w." — veranlassten mich zu der Frage, warum Jesus, wenn er doch geglaubt, daß er bald wieder auferstehen werde, über seinen Tod so unruhig gewesen wäre; mein Freund öfnete mir aber eine andere Seite der Sache, und meinte, Jesus habe unter dem Kelche

nicht den Tod selbst, sondern die Art seines Todes, die Qualen der Kreuzigung, verstanden.

Als Jesus auf die Frage des Oberpriesters, ob er der Messias sei, geantwortet hatte — „Es ist, wie du sagst" — setzt er V. 64. hinzu — „Ja, ich sage euch, von jetzt an werdet ihr den Menschensohn den Ehrenplatz bei Gott einnehmen, und in des Himmels Wolken kommen sehen." Hier benutzte er am rechten Orte die gangbaren Messiasideen, und die dichterischen Bilder, in welche man sie einzukleiden pflegte; ich will es aber gern zugeben, daß er damit blos auf die Fixirung und Ausbreitung seines moralischen Reichs, die mit dem Untergange der jüdischen Staats- und Kirchenverfassung zusammentraf, hinweisen wollte. Seine Verwerfung zog, wie gesagt, das Verderben der Nation nach sich, und er stellte dieses als ein Strafgericht hin, das über sie gehalten würde; jetzt ward jene Verwerfung feierlich vollbracht, und so konnte er mit Recht sagen — von nun an u. s. w.

Zu Kap. 27, V. 52 und 53 wuste ich in der That nicht, was ich sagen sollte. Trost fand ich daran nicht; denn die Heiligen, welche da auferstanden sein sollen, werden als Schlafende

vorgeſtellt. Funk wollte ſich dabei auch gar nicht aufhalten, ſondern ſagte, man könne dieſe zwei Verſe geradezu für unächt erklären; kein anderer Evangeliſt gedenke auch eines ſolchen geſchehenen Vorgangs. So, wie er dis geſagt, legte er den Matthäus mit den Worten auf die Seite — nun wären wir mit dem erſten Evangeliſten fertig. Ich erſtaunte um ſo mehr darüber, weil ich nun beim letzten noch übrigen Kapitel die längſt erwarteten Aufſchlüſſe von ihm über die Auferſtehungsgeſchichte Jeſu zuverläſſig zu erhalten gedacht hatte; er ſetzte dieſe aber ſo lange aus, bis wir mit allen vier Evangeliſten fertig ſein würden. Ich verlöhre dabei nichts, ſagte er; denn ich würde am Ende ſehen, daß aus der erwähnten Geſchichte für den Gegenſtand meiner Unterſuchungen gar nichts folge.

## Nach der vier und zwanzigsten Bibelkonferenz.

Die Abrede, welche wir heute gleich anfangs mit einander trafen, war, daß wir nun bei Lesung der drei übrigen Evangelisten über alles das hinzingen, was wir schon beim Matthäus gehabt hätten; es wäre dann, daß uns zuweilen irgend ein besonderer Zusatz, oder eine auffallende Veränderung, bei irgend etwas länger aufhielte.

Marc. 4, V. 26. f. f. war wenigstens ein guter Beitrag zu den Beweisen, daß Jesus bei dem Reiche Gottes immer an die Lehrreform dachte, durch welche er eine vollkommnere Gottesverehrergesellschaft stiften wollte. „Es verhält sich mit dem Reiche Gottes, wie wenn Jemand Samen aufs Land streuet; er schläft, er steht wieder auf, er lässt Tag und Nacht werden; unterdessen keimt der Same, und schiesst auf, ohne daß er es gewahr wird. Denn die Erde bringt von selbst die

Frucht hervor, zuerſt das Gras, dann die Aehre, dann die volle Frucht in der Aehre.“ Konnte Jeſus es auch wohl ſinnlicher darſtellen, wie er weiter nichts zu thun nöthig zu haben glaube, als daß er ſeine vernunftmäſſigeren Belehrungen der Welt nur mittheile, da ſie dann zuverläſſig mit der Zeit unter den Menſchen vermöge des ihnen eigenthümlichen Wahrheitsſinnes gedeihen würden?

Die Stelle Kap. 8. von V. 35 an bis zu Ende, welche wir uns wegen Matth. 10, V. 32. f. f. beſonders zu betrachten vorbehalten hatten, konnten wir nun auch überſchlagen, nachdem bei Matth. 24 und 25 ihr Inhalt ſchon mit erſchöpft worden war. Lukas ſoll dieſe Stelle ebenfals ganz ſo haben. Ich überzeuge mich immer mehr davon, daß das Schwierige und Verwickelte bei dergleichen Stellen davon herrühre, daß Jeſus als Meſſias ſich als Weltrichter hinſtellen muſte, daß er aber auch den Untergang des Judenthums, an deſſen Stelle das Chriſtenthum trat, als ein beſonderes Gericht, das er vorher halten werde, zu beſchreiben pflegte. Dieſes erlebte wirklich noch Mancher ſeiner Zeitgenoſſen, und ſah ihn auf ſolche Weiſe in ſeiner Herrlichkeit kommen.

Kap. 11, V. 10. findet man unter den Volksausrufen bei dem Einzuge Jesu in Jerusalem auch diesen — „Heil dem Reiche, das Jehova unserem Vater David wieder aufrichtet!“ Ein deutlicher Beweis von der damaligen herrschenden Art der Messiasvorstellungen.

Kap. 12, V. 34. war die beste Ausbeute vom Markus. Die so unerwartete Aeuserung eines Gesetzgelehrten, daß Gottes- und Menschenliebe Mehr sei, als alle Opfer, bewirkte, daß ihm Jesus zurief — „du bist nicht fern vom Reiche Gottes.“ Was kann dis in einer solchen Verbindung — „da Jesus ihn so vernünftig antworten hörte, sprach er zu ihm u. s. w.“ — anders bedeuten, als — du bist der Wahrheit ganz auf die Spur gekommen — du bist nahe daran, ein völlig aufgeklärter Mann zu werden —? Was ist nun also aber auch nach Jesu Sinn das Reich Gottes, oder das Messiasreich, anders, als ein Reich der Wahrheit und der Aufklärung, eine Gesellschaft, worin Wahrheit und Aufklärung herrschen? Und — worin bestand also auch die Lehrreform, welche Jesus stiften wollte, anders, als in Abschaffung des mosaischen Opferdienstes, und in Einführung einer vernunftmäßi-

geren Gottesverehrung durch gute Gesinnungen gegen Gott und Menschen? Ich gestehe es — diese Stelle ist eine von denen, worin sich Jesus am deutlichsten zu seinem Vortheile erklärt hat.

Nach Kap. 13. V. 4. haben die Jünger Jesum wirklich blos um die Zeit und um die Vorzeichen der Zerstörung Jerusalems und des Tempels befragt, und man könnte seine ganze Antwort, auch blos darauf deuten, wenn nicht ebenfals die Zukunft des Menschensohnes als unvermuthet beschrieben würde, welches, wie schon erwähnt, auf iene nicht passt.

Mißmüthig trennte ich mich heute von Funk; er suchte mich aber damit zu trösten, daß die Nachlese beim Lukas ergiebiger ausfallen würde.

## Nach der fünf und zwanzigsten Bibelkonferenz.

Alles Sonder- und Wunderbare, was die beiden ersten Kapitel des Lukas enthalten, lieſſen wir, weil es auſſer unſerem eigentlichen Geſichts- und Suchkreiſe lag, an ſeinen Ort geſtellt; nur die aus den ſeltſamen Erzählungen hervorleuchtenden damaligen Nationalvorſtellungen vom Meſſias und ſeiner Beſtimmung beſchloſſen wir näher zu beleuchten.

Alſo — nach Kap. 1, V. 32. dachte man ſich damals den Meſſias ſo, daß er von Gott auf den Thron Davids geſetzt werden, daß er Iſraels Beherrſcher ohne Ende ſein, und daß ſein Reich immerdar dauern werde. Nach V. 54. nimmt ſich Gott durch den ankommenden Meſſias Iſraels, ſeines Dieners, an, ſo, wie er Abraham und ſeiner Nachkommenſchaft verheiſſen hat. Nach Kap. 2, V. 11. wird der Meſſias ebenfals nur als ein

Retter ſeiner Nation betrachtet. Nach V. 38. daſelbſt auch. Hier iſt alſo durchgehends dieſelbe blos ſinnliche Meſſiasidee.

Es gibt aber ein Paar andere Stellen, didmit der ſinnlichen niderer Meſſiasidee anheben, und mit der höheren moraliſchen Meſſiasidee ſchlieſſen.

So lautet nehmlich die Hymne des Zacharias — „Gelobt ſei Iſraels Gott nun! Er thut ſeinem Volke wohl, und verſchaft ihm Rettung. Aus Davids, ſeines Dieners, Familie gibt er uns einen mächtigen Beſchützer. So verhies er längſt durch der ihm geweihten Propheten Mund. Rettung verſchaft er uns von unſern Feinden; er entreiſſt uns der Gewalt unſerer Widerſacher. So verſprach er ſchon unſern Vätern ſeine Huld und Erfüllung ſeiner heiligen Verheiſſung, dem Eide zufolge, den er unſerem Stammvater Abraham ſchwur, uns in den Stand zu ſetzen, ihn ungeſtört, und von unſern Feinden befreit, unſer ganzes Leben lang durch ächte Frömmigkeit und Tugend zu verehren. Und du, mein Kind, wirſt ein Prophet des Höchſten ſein; denn du wirſt als Herold des Meſſias ihm den Weg bahnen, indem du der Nation einen Vorſchmack des zukünftigen Heils geben wirſt in der Vergebung der Sünden!

die Gottes innige Liebe uns wird ankündigen laſſen, iene Liebe, die den Abkömmling des Himmels zu uns herabführt, zu erleuchten alle die, welche in ſchrecklichen Finſterniſſen bisher getappt hatten, und uns auf den Weg zu leiten, der zu wahrer Glückſeligkeit führt."

Und ſo lobpries Simeon, von dem erzählt wird, daß er auf den Retter Iſraels gewartet, und daß er die Verheiſſung bekommen, nicht eher zu ſterben, bis er den Meſſias Gottes (den Chriſt des Herrn) geſehen — „Nun, Herr, kann dein Diener, nach deiner Verheiſſung, ruhig heimgehen; denn mit meinen Augen habe ich deinen Meſſias geſehen, den du für die ganze Menſchheit beſtimmt haſt, das Licht, das die Weltvölker erleuchten ſoll, den Stolz deines Volks Iſrael."

Aus dieſer damaligen Lage der Meinungen über den erwarteten Meſſias, folgt allerdings, daß Jeſus, wenn er von ſeinem Meſſias ſprach, in der üblichſten Sprache davon ſprechen muſte; es folgt aber auch daraus, daß er von Mehreren dabei werde ſo verſtanden worden ſein, wie er verſtanden ſein wollte.

Kap. 4. fand ich bei V. 21. eine Lücke, von der ich wünſchte, daß ſie Lukas ausgefüllt haben

möchte. Jesus las, wie es da heisst, in der Synagoge zu Nazaret, wo er erzogen worden war, aus dem Esaias folgende Stelle vor — „Jehovens Geist beseelt mich; denn er hat mir aufgetragen, den Armen frohe Bothschaft zu bringen. Er hat mich gesandt, Gefangenen Loslassung und des Tageslichts Beraubten Hervorführung an das Licht zu verkündigen, Gefesselte in Freiheit zu setzen, und ein Jubeljahr göttlichen Heils auszurufen.“ Bekanntlich ging ehemals diese Stelle auf die Zurücklunft der Juden aus dem Exil in ihr Vaterland; was Wunder also, daß die ganze Versammlung auf Jesum nach geschehener Vorlesung die festesten Blicke richtete, da die Juden ietzt ebenfals unter heidnischer Tirannei wieder seufzten? In der That hub er dann auch seinen Vortrag über das Vorgelesene so an, daß die allgemeine auf ihn schon gespannte Aufmerksamkeit noch gespannter werden muste — „Heute erhält diese Schriftstelle ihre völlige Wahrheit!!!“ Schade, daß Lukas blos des Beifalls und der Bewunderung gedenkt, welche seine darauf gefolgte Rede erhalten, von der Rede selbst aber uns weiter nichts sagt. Wahr ists, daß Jesus allen ienen prophetischen Phrasen einen höheren moralischen

Sinn unterlegen, und sie so allerdings auf seine vorhabende grosse Glaubens- und Sittenreform deuten konnte; ob er dis aber in der Sinagoge zu Nazareth, so, wie Matth. 11, V. 28., auch wirklich gethan, dis hätte uns Lukas melden sollen. Wenn man es auch aus dem Ausdruck Jesu — heut geht diese Stelle vor euren Ohren, oder durch meinen Unterricht, in ihre wahre Erfüllung — beinahe schliessen zu müssen glauben könnte, so wär's doch viel werth, wenn man läse, auf welche Art und durch was für Wendungen Jesus die sinnlichen Messiaserwartungen der Juden zu vergeistigen gesucht hätte.

Bei dem Vorgange zu Nain, Kap. 7, von V. 11. an, wollte sich Funk nicht lange aufhalten. Theils, sagte er, steht es Jedem frei, den Jüngling für einen gewesenen bloßen Scheintodten zu erklären; theils folgt auch, wenn sich auch wirklich Alles so mit der Sache verhielt, wie man gemeiniglich denkt, gar nichts daraus für ein künftiges höheres Leben für alle und iede Menschen, weil hier von wunderbarer Rückkehr eines Einzelnen in das gegenwärtige Erdenleben die Rede ist." Ausfürlicher will er sich mir darüber bei einer andern Gelegenheit erklären.

Kap. 9, V. 62. ſtehen die Worte — „wer ſeine Hand an den Pflug legt, und zurück ſieht, iſt nicht tauglich für das Reich Gottes.“ Hier iſt doch gewis kein tauſendjähriges Reich, ſondern das Reich der Wahrheit und Tugend, gemeint, zu deſſen Verbreitung man in der That durch nichts untüchtiger wird, als durch Familienrückſichten. Für dieſes Reich gäbe es gewis noch immer eine groſſe Erndte, wenn nur recht viel Arbeiter immer da wären. Solche Arbeiter haben aber, weil es überall Feinde der Wahrheit und Tugend gibt, ſehr oft das Schickſal der Schafe unter den Wölfen. (Kap. 10, 1 — 3.)

Nach Kap. 10, V. 11. bekamen die Siebenzig, welche Jeſus vor ſich her in die Oerter ſendete, wohin er ſelbſt kommen wollte, die Anweiſung, da, wo man ſie nicht aufnehmen würde, im Wiederweggehn zu den Leuten zu ſagen — „Auch den Staub, der ſich an uns bei euch angeſetzt hatte, mögen wir nicht von euch mitnehmen; doch ſollet ihr wiſſen, daß euch das Reich Gottes nahe geweſen iſt.“ Dis kann ebenfals keinen andern Sinn haben, als — die Einwohner daſelbſt hätten des vollkommneren Unterrichts Jeſu theilhaftig werden, und in die neuzuerrichtende

Geſelſchaft der Heiligen und Seligen eingehen können, wenn ſie gewollt hätten. Eben dieſe Siebenzig bekamen von Jeſu bei ihrer Zurückkehr zu ihnen die Weiſung, daß ſie ſich weniger über ihr geglücktes Exorciſiren, als darüber, freuen möchten, daß ihre Nahmen im Himmel angeſchrieben wären, d. h. daß ſie zu Gliedern der erleuchteten Gemeine Jeſu beſtimmt wären, deren frohe Ausſichten ſich in die Ewigkeit erſtreckten. Alles, was hernach noch bis V. 24. folgt, beſtätigt dieſe Erklärung.

Die erbaulichen Betrachtungen über — „Eines aber iſt Noth; Maria hat das gute Theil erwählt, das ſoll nicht von ihr genommen werden" — (V. 42.) fallen gleich weg, ſobald man nur auf den Kontext ſieht. Maria hatte, als Jeſus ſich die gaſtfreie Aufnahme gefallen ließ, ſich unter ſeine Schüler gemiſcht, und an ſeinen belehrenden Unterhaltungen Theil genommen. Da kommt Martha, und verlangt, daß ſie ihr bei den Zubereitungen zum Gaſtmahle für ihn und ſeine Freunde helfen ſolle. „Herr, ſag du ihrs doch ſelbſt." So kann die Antwort, welche ſie hierauf empfängt, doch wohl nichts Anderes ſagen ſollen, als — „Mache doch nicht ſo groſſe Zubereitungen

für uns Martha; ein Gericht und damit gut.“ Maria hat hier das beste Geschäft gewählt, sie hört mir zu, und du sollst sie darin nicht stören.“

Reich in Gott sein (Kap. 12, V. 18.) bedeutet Güter bei Gott angelegt haben, oder Schätze im Himmel gesammelet haben, wie Matth. 6, 20., und in dieser Hinsicht ist nur die ganze Stelle, welche eigentlich also lautet, merkwürdig. „Sehet in dem Thoren, den ich eben beschrieb, ein Bild von Jedem, der irrdisch Güter nur sammelt, um sie zu besitzen, und der nicht durch menschenfreundliche Anwendung sie zu einem Vorrathe zu machen weis, den er dort wieder findet.“

Die kleine Heerde V. 32. ist die gegen die jüdische Kirche damals freilich noch geringe Gemeine von Anhängern Jesu. Unbesorgt soll sie sein des Zeitlichen wegen; denn der Vater habe ja beschlossen, ihr das Reich zu geben. Hierbei muß man, wie bei dem Reiche, das nach Matth. 25, 34. den Menschenfreunden von Anbeginn der Welt bestimmt ist, an Buch der Weisheit 5, 16. denken. Menschenfreundliche Handlungen werden auch nachher empfohlen, und wiederum als Schätze im Himmel vorgestellt.

V. 40. wird die Wiederkunft des Menſchenſohns, wie immer, als ganz unvermuthet angegeben, iedoch, ohne daß dabei des Untergangs des Judenthums gedacht werde.

Kap. 13. von V. 25. bis V. 28. muſte ich einen eifrigen Zuhörer machen. „Wenn einmal der Hausvater von der Abendmahlzeit wird aufgeſtanden ſein, und die Thür wird abgeſchloſſen haben, umſonſt werdet ihr dann drauſſen klopfen und rufen: Herr, Herr, thu uns auf! Er wird euch antworten: ich weis nicht, wer und woher ihr ſeid. Und ob ihr auch ſagen würdet: wir haben mit dir gegeſſen und getrunken, und auf unſern Straſſen haſt du gelehrt; ſo würde er euch erwiedern: ihr habt es ſchon gehört, ich weis nicht, wer und woher ihr ſeid; entfernt euch alle von mir, ihr Böſewichter. Dann würde Geheul und Zähneknirſchen euer Loos ſein, wenn ihr Abraham Iſaak und Jakob und alle Propheten im Reiche Gottes, euch aber von dieſer Seligkeit ausgeſchloſſen ſähet.“ Als mir Funk ſo vorgeleſen, fragte er mich, was ich dazu meine. Ich antwortete ihm, es ſtehe ia nicht einmal dabei, daß die Thür auf ewig abgeſchloſſen ſein ſolle, u. ſ. w.; wenn es aber auch wirklich dabei ſtände, ſo würde

ich so wenig daran Anstos nehmen, als an der ewigen Pein, Matth. 25. 46. Darüber freuete er sich, und erzählte mir nun von dem eifrigen Streite der alten Theologen über die Ewigkeit der Höllenstrafen. Als ich diese für einen offenbaren Widerspruch mit der Bestimmung des Menschen zum unendlichen Fortschreiten in sittlicher Ausbildung erklärte, las er mir eine Stelle aus einer Hymne des neuen Testaments vor, die sich mit den Worten schlos — „Halleluiah, ihrer Qualen Rauch steigt auf in alle Ewigkeiten. Das macht Verehrer Gottes standhaft u. s. w." Eine wahre Herzenserleichterung war es für mich, als er hinzusetzte, diese Stelle befinde sich in der Apokalipse.

Kap. 14, V. 14. schlos Jesus den Rath, welchem er seinem Bewirther gab, in Zukunft nicht Reiche, sondern Arme, zu bewirthen, also — „dann wirst du selig sein; sie werden es dir nicht vergelten können, aber bei der Auferstehung der Gerechten wird es dir vergolten werden." Ich verstand dis freilich gleich so, wie man das Schatzsammeln für iene Welt, oder im Himmel, zu verstehen hat; es befremdete mich aber, Jesum von Auferstehung reden zu hören, deren Glauben ich gar nicht gern bei ihm finden

möchte. Funk wuſte ihn deshalb zu entſchuldigen, und ich ward ſeiner Meinung. Jeſus war bei einem der Vornehmſten der Phariſäer eben zu Gaſte, die ihre Seligkeit im Tafelweſen des tauſendjährigen Reichs fanden, in welches die Gerechten bei der Auferſtehung gelangten. Wollte er ihm alſo Wohlthun, beſonders wohlthätige Speiſung, von Seiten künftiger höherer Vergeltung empfehlen, ſo gelang ihm dis am ſicherſten, wenn er ſich ganz nach den Vorſtellungen deſſelben bequemte. So wenig alſo aus ſeiner Rede an ihn folgt, daß er ſich die künftige Seligkeit als Schmauſerei im tauſendjährigen Reiche gedacht habe, ſo wenig folgt auch daraus, daß er an Auferſtehung geglaubt habe. Von einem künftigen Leben und von Vergeltung des Guten darin ſprach er blos; aber — nach phariſäiſcher Weiſe. Daß dis wirklich ſo ſei, beweiſet der Erfolg ſeiner Rede. Sogleich rief Einer der Mitgäſte (vermuthlich beſtand die ganze Geſelſchaft aus lauter Phariſäern) aus — „Ja wohl muß der ſelig ſein, der einſt im Reiche Gottes zur Tafel iſt!“ Wen kann es nun noch wohl wundern, wenn Jeſus das Bild feſtlicher Schmäuſe öfter wählte, um die künftige Seligkeit damit anzudeuten? Muſte er nicht ſo

thun? Sehr gefallen aber hat es mir, daß er hier auf der Stelle gleich die Erzählung von dem groſſen Mahle lieferte, wodurch er den Phariſäern die Bewirthung im eigentlichen Reiche Gottes, ſeine Geiſtes- und Herzensbewirthung durch vernünftigen Unterricht, zu verſinnlichen ſuchte.

Kap. 16, V. 9 — 12. (Machet euch Freunde mit u. ſ. w.) iſt ſo ganz nach meinem Sinne, und ich ziehe die Bahrdtiſche Ueberſetzung ieder andern vor. „Wendet die irdiſchen (unbeſtändigen, eitlen) Güter zum Beſten eurer Nebenmenſchen an; denn Gutthaten öfnen uns, wenn wir ſterben, den Eingang in die Wohnungen der Ewigkeit. Man ſetzt Einen im Kleinen auf die Probe, und ſchlieſſt von ſeiner da bewieſenen Treue oder Untreue auf ſeine Treue oder Untreue im Groſſen. Wenn ihr daher mit ſchlechten irdiſchen Gütern nicht treu umgeht, wie könnt ihr erwarten, daß euch Gott einſt die wahren und unvergänglichen Güter anvertrauen werde?“ Hier ſpricht ein vollkommener Lehrer eines künftigen Lebens.

Von V. 19. an ward herrliche Zeit für mich. Wir kamen nehmlich da auf die Erzählung vom reichen Manne und vom Lazarus, welche weiter

ter kein Evangeliſt liefert. Das, was für mich Intereſſe in ihr hat, hebt eigentlich mit V. 22. an, und endigt ſich mit V. 26. „Zuletzt ſtarb der Arme, und ward von Engeln in Abrahams Schos getragen. Der Reiche ſtarb endlich auch, und ward begraben. Als dieſer nun im Hades, wo er Qualen litte, ſeine Augen aufſchlug, und Abraham von fern, auch Lazarus neben ihm ruhen ſah, rief er: Vater Abraham, erbarme dich doch meiner, und ſchicke Lazarus zu mir, damit er meine Zunge, wenn auch nur mit der äuſerſten, in Waſſer getunkten, Fingerſpitze kühle; ich leide ſchrecklich in dieſer Flamme. Abraham erwiederte: Bedenke, Sohn, daß du bei Lebzeiten deinen vollen Antheil Gutes genoſſen haſt, Lazarus hingegen eben ſo viel Widriges erfur; nun aber wird er erquickt, an dich hingegen kommt ietzt die Reihe zu leiden. Ueberdis iſt zwiſchen uns und euch ein ſo tiefer Schlund, daß Niemand, der von hier zu euch, oder von dort zu uns, herüber kommen wollte, es könnte.“ Daß ſich Jeſus bei dieſer ganzen Erzählung nach damaligen jüdiſchen Vorſtellungen über den Tod und über das Schickſal nach dem Tode gerichtet habe, fällt zu ſehr in die Augen; wir würden z. E. ietzt ſtatt — Lazarus

ſtarb und ward getragen von Engeln in Abrahams Schos — ſprechen: Lazarus ſtarb ſanft und ſelig. Alſo — über alles Uebrige der Art hier weggeſehen, ſo fragt man doch wohl mit Recht: wo iſt hier auch nur eine Silbe von Auferſtehung und Weltgericht? Gute und Böſe gehen hier gleich durch den Tod in das künftige Leben ein, empfangen ſogleich die ihnen zukommende Vergeltung, und empfinden dieſe auch gleich. Dis liegt offenbar in der Erzählung, und läſſet ſich durch nichts herausdemonſtriren. Mus man alſo nicht der Meinung werden, daß Jeſus, wenn er zu andern Zeiten von Auferſtehung und Weltgericht geſprochen, blos bildlich geſprochen, zu den phariſäiſchen Vorſtellungen ſich nur herabgelaſſen, und das künftige Leben durch Auferſtehung, wie die künftige Vergeltung durch Weltgericht, verſinnlicht habe? Zugleich ſchlug er dann auch alle Erwartungen eines tauſendjährigen Reichs darnieder, deſſen Anbruche Auferſtehung und Weltgericht nach Phariſäerglauben vorangehen ſollten. Am wenigſten iſt eines Mittelortes gedacht, wo Lazarus ſich nur einſtweilig aufhielte, ſondern Lazarus iſt gleich im Genuſſe der künftigen Seligkeit ſelbſt, ſo, wie der Reiche gleich in ſeinen Qualen ſich be-

findet. Kurz, hier iſt die reinphiloſophiſche Meinung über die Fortdauer im Tode von Jeſu ſchon aufgeſtellt, daß an keine Auferſtehung zu denken ſei, ſondern daß im Tode ſelbſt die Palingeneſie erfolge, indem ſich aus den feineren Theilen des ſinkenden Körpers ein neuer bildet und erhebt. Gewis wollten die Griechen auch ſo verſtanden ſein, wenn ſie von ihren Verſtorbenen als von Schatten ſprachen. Ueber alles erfreuet mich der hier beim Lukas gethane ſchöne Fund.

So, wie Jeſus in dieſer Stelle ſich deutlich genug darüber erklärt hat, wie er verſtanden ſein wollte, wenn er von Auferſtehung und Weltgericht ſprach, erklärte er ſich auch Kap. 17, 20. auf das deutlichſte über den eigentlichen Begrif, welchen er damit verbinde, wenn er vom Reiche Gottes ſpreche. Beide Stellen ſind daher für mich von unſchätzbarem Werthe. Jeſus, von Phariſäern befragt, wann das Reich Gottes — alſo das tauſendjährige Reich — ſeinen Anfang nehmen werde, antwortete nehmlich: „Das Reich Gottes kommt nicht ſo, daß es ſinnlich bemerkt werden könnte — in eurer Seele ſoll es ſein.“ Welch eine totale Verwandlung der Sache iſt hier, wo Jeſus es ſchlechterdings ein-

mal nicht über sich vermochte, sich zu pharisäischen Vorstellungen herabzulassen, sondern die nackte Wahrheit zu sagen beschloß! Wo blieben hier die goldnen Träume der Pharisäer von ihrem glückseligen Messiasreiche und von dem feierlichen Pomp bei Aufrichtung desselben? „Das Reich ist schon da, sagt Jesus, und meint offenbar damit seine Lehrreform, die er schon einleitete; kläret durch meinen Unterricht euren Geist auf, veredelt durch ihn euer Gemüth, dann ist es in euch. Wo richtigere Einsichten und edlere Gesinnungen herrschend werden, da ist Gottes Reich, da ist Heiligkeit und Seligkeit." Nun soll mich auch kein Ausspruch Jesu wieder irre machen, wenn er auch noch so pharisäisch klänge — am wenigsten aber das, was er wieder fast unmittelbar darauf von seiner Zukunft spricht.

Die Worte Kap. 18, V. 8. — „wird der Menschensohn, wenn er kommt, auf Erden Glauben finden?" — können wohl so übersetzt werden: wenige werden seine Ankunft eher glauben wollen, bis er da ist; es scheint aber doch, als hätte Jesus sagen wollen, daß die Bedrückungen, welche seine Kirche von Seiten des Judenthums, so lange es noch Bestand hätte, werde dulden müssen,

den gröſſeſten Theil ihrer Glieder in Paläſtina zweifelhaft daran machen würden, ob ſie beſtehen könne, und daß dieſe Verzweiflung, ie länger, deſto mehr um ſich greifen, und alſo gerade dann am gröſſeſten ſein werde, wenn er als Richter über Jeruſalem erſcheinen würde.

Kap. 19, V. 11. findet ſich die auffallende Bemerkung, daß man bei der letzten Reiſe Jeſu nach Jeruſalem der Meinung geweſen ſei, das Reich Gottes werde nun ſogleich im vollen Glanze erſcheinen. Die Ausrufungen, welche das Volk bei ſeinem Einzuge daſelbſt that, bekommen hierdurch ihr volles Licht. Durch die Erzählung, welche Jeſus denen, die ienes Meinung waren, auf der Stelle machte, beſtärkte er ſie wenigſtens nicht darin, wenn ſie auch ſeinen eigentlichen Sinn nicht faſſten. Indeſſen erklärte er doch ſelbſt nach V. 42 den Tag ſeines Einzugs als den entſcheidenden Tag für Jeruſalem, und die ganze Stelle ward mir ſehr wichtig. „O daß du (ſo ſprach er, als er das ſchöne Jeruſalem vor ſich liegen ſah, mit Thränen in den Augen) an dieſem deinem Tage bedenken möchteſt, was zu deinem Beſten dient! Aber — ich wünſche vergeblich; du biſt und bleibſt verblendet. Die Zeit kommt alſo,

wo deine Feinde ein Lager um dich her aufſchlagen, dich von allen Seiten in die Enge treiben, dich der Erde gleich machen, deine Einwohner vertilgen, und keinen Stein auf dem andern laſſen werden, darum, daß du nicht die Augenblicke genutzt haſt, wo du noch gerettet werden konnteſt.“ Ich fragte meinen Freund Furk, wie ich das verſtehen ſollte, und ob das Volk ſolche Aeuſerungen Jeſu nicht für ein gegebenes Signal zur Revolte gegen die Römer hätte halten können. Er konnte nicht nur die Möglichkeit hiervon nicht ableugnen, ſondern glaubte auch ſelbſt, daß die blitzſchnelle Umwandlung der Volksſtimmung gegen Jeſum — der Sprung von Hoſiannah zu Kreutzige ihn — vorzüglich daher gerührt habe, daß man ſich durch ſeine Gefangennehmung in der groſſen Erwartung, die ſeine Doppelſinnsäuſerungen erregt hatten, ſo bis zur Schmach vor den Römern getäuſcht geſehen. Die hämiſche Frage des Pilatus, welche Johannes aufbewahrt hat — „ſoll ich euren König kreutzigen?“ — ſagt er, ſtimme ganz damit überein. Dennoch, ſetzte er hinzu, ſei Jeſus ganz unſchuldig daran, wenn man ſeinen doppelſinnigen Ausdrücken, als er von ſeinem Einzugstage, wie

von einem entſcheidenden Tage, und von letzten Augenblicken der Rettung, die noch benutzt werden ſollten, geſprochen, nicht den rechten Sinn untergelegt hätte; denn er hätte ſich nie ins Weltliche gemiſcht, ſondern ſeine Nation, die einmal unterjocht war, immer zur Unterthänigkeit gegen ihre dermaligen Tirannen angewieſen. Retten hätte er ſie freilich wollen, aber blos von ihrem völligen Untergange, dem ſie durch ſtete Geneigtheit zu Aufrühren gegen ihre Uebergewaltiger entgegen gereift wäre. Es könne auch ſein, daß er geglaubt, ſie werde, wenn ſie moraliſcher würde, mit der Zeit wieder ſelbſtſtändig werden; ſeine Hauptabſicht aber ſei geweſen, ſie moraliſcher zu machen. Darum habe er nun Alles darauf geſtellt, wie er ietzt, da er feierlich als ihr beſſerer Belehrer in die Hauptſtadt und in den Tempel einzöge, von ihr aufgenommen werden würde; deshalb hätte er ſeinen Einzugstag den entſcheidenden Tag genannt, und von letzten Augenblicken der Rettung geſprochen. Er hätte es aber auch von Seiten der Prieſterſchaft mit Gewisheit vorherſehen können, daß Alles vergeblich wäre; darum hätte er dann auch die tragiſchen Weiſſagungen gleich beigefügt. Statt,

daß dieſer Wahrheit und Tugend hätten heilig ſein ſollen, hätte ſie nur bürgerliche Freiheit gewünſcht, bei der ihr ſo einträglicher Aberglaube, der die Unſittlichkeit begünſtigte, auf immer fortdauerte, und zu deren Wiedererlangung ihr ieder öffentliche Lermblaſer, oder falſcher Meſſias, willkommen ſein würde.

Die artige Antwort, welche Jeſus den Sadducäern über ihren Einwurf, die Auferſtehung betreffend, gegeben, lautet beim Lukas nach Kap. 20, V. 34. vollſtändiger alſo — „In dieſem Leben heiratet freilich Mann und Weib, in ienem Leben aber werden unter denen, welche würdig ſein werden, daran Theil zu nehmen, und von den Todten aufzuſtehen, alle Verbindungen dieſer Art aufhören. Solche werden nehmlich der Sterblichkeit nicht mehr unterworfen, ſondern den Engeln, ia Gott ſelbſt, als Auferſtandene, gleich ſein.“ Zweierlei konnte ich mir hier nicht erklären. Das Erſte war, daß hier gleichſam kein zukünftiges Leben, oder keine Auferſtehung (beide Ausdrücke werden hier zu meiner Freude von Jeſu als gleichbedeutend gebraucht) für alle Menſchen gelehrt werde. Funk ſagte, da Jeſus dergleichen doch ſonſt gelehrt habe, ſo müſſe man den

Ausdruck — „welche gewürdigt werden u. ſ. w. —“ nicht zu ſehr preſſen; er glaube, Jeſus habe nichts weiter ſagen wollen, als — hier heiratet ihr freilich, wenn ihr aber erſt des Uebergangs in iene Welt gewürdigt worden ſeid, wird alles Heiraten wegfallen. Ich warf ihm ein, daß auf ſolche Weiſe keine guten Ausſichten für die Fortdauer unſerer ſchönſten Verbindungen geöfnet würden; er lächelte aber, und erwiederte, ich würde doch wohl verſtehen, was Jeſus gemeint hätte. Das zweite Dunkle für mich war die angegebene Urſache vom Aufhören des Eheſtandes in ienem Leben; wir würden, heiſſt es, dort darum nicht mehr heiraten, weil wir nicht wieder ſtürben. „Hum, verſetzte Funk, ich dächte, das wäre deutlich genug. Wozu iſt denn die Fortpflanzung hier nöthig? Nicht wahr, weil die Welt ſonſt ausſtürbe? Wenn nun dort dieſelben Menſchen immer bleiben, ſo brauchen auch keine neuen weiter an ihre Stelle zu treten.“ Ich ſähe hieraus, ſetzte er hinzu, daß er vorhin Recht gehabt, wenn er geſagt, Jeſus habe eigentlich nur das Fortpflanzungsgeſchäft gemeint; dieſes werde wegfallen, und deſſen ungeachtet könnten ſich doch Menſchen, die ſich hier zärtlich geliebt

hätten, dort ewig fortlieben. „Uebrigens, so schlos er, ists wohl sehr begreiflich, daß bei Kindern der Auferstehung, bei Verklärten, alles Thierische, das hier Folge des grobsinnlichen Körpers war, wegfallen müsse, und — weiter ist doch das ganze Zeugungsgeschäft nichts."

Nach dem Lukas (Kap. 21, V. 7.) haben, wie nach dem Markus, die Jünger Jesum blos um die Vorzeichen der Zerstörung des Tempels befragt; beim Lesen seiner ziemlich weitläuftigen Antwort darauf findet man sich aber nicht weniger verwickelt, als beim Matthäus. Es bleibt immer auffallend, daß Johannes von dieser ganzen Unterhaltung zwischen Jesu und den Aposteln gar nichts meldet; da wir iedoch auf solche Weise nun alles gelesen hatten, was darüber zu lesen ist, so erwägten wir noch einmal alles Gelesene, und das Resultat davon ward — — —

„Jesus wollte Reformator des Glaubens und der Sittlichkeit werden. Seine Nation erwartete eben begierigst ihren Messias, wobei sie sich ihren Retter, oder den Wiederhersteller ihrer Selbstständigkeit, dachte; so kündigte er sich ihr als Messias an. Beizu wäre sie auch gewis durch ihn gerettet worden, wenn sie auf seine Belehrun-

gen gehört hätte. Indem sie auf solche Weise den Drang nach Freiheit in den Drang nach Wahrheit verwandelt hätte, würde der Geist des Aufruhrs von ihr gewichen sein, welcher sie endlich schlechterdings um ihre ganze politische Existenz bringen muste; auch lies es sich von der Providenz, wie von dem natürlichen Gange der Dinge, erwarten, daß ein Volk, welches an seiner Aufklärung und Veredlung wacker arbeitete, dadurch auch zu seinem äuserlichen Heile den Grund legen würde. Jesus fand aber bei seiner Nation den Eingang nicht, welchen er wünschte; sie wollte sich von ihm nicht reformiren lassen, und so war an völlige Etablirung seiner Gesellschaft von vernünftigeren Gottesverehrern nicht eher zu denken, bis dem Judenthum durch äuserliche Gewalt ein Ende gemacht würde. Dies geschah durch die Römer. Er konnte und muste es vorhersehen; so sah er also auch mit Zuversicht den künftigen Flor seiner Gesellschaft, Gemeine, oder Kirche, voraus. Beide Begebenheiten waren durch ihre eigene Natur verbunden; beide betrachtete er also auch immer als verbunden, und kündigte sie immer zugleich als nahebevorstehend an. Der Flor seiner Kirche war ihm das Erscheinen in sei-

ner Herrlichkeit, ſein Kommen in den Wolken des Himmels, und den Untergang des jüdiſchen Staats erklärte er für ein Strafgericht, das dafür über die Nation ergehen würde, daß ſie ihn als ihren Reformator verworfen. Er, der Verworfene, ſtellte ſich ſelbſt als den Strafrichter über ſie hin, und bediente ſich dabei nach alter Prophetenweiſe vieler bildlichen Ausdrücke. Als Meſſias muſte er aber auch den Weltrichter vorſtellen; ſo that er auch dis, wenn er gleich dadurch weiter nichts, als gewiſſe Vergeltung in einer künftigen Welt, verſinnlichen wollte, und ſprach von ſeinem Specialgericht über Judäa und von ſeinem Univerſalgericht zugleich. So wenig er aber ſich im eigentlichen Verſtande für den Zerſtörer Jeruſalems gehalten haben wird, ſo wenig hat er ſich gewis auch für den eigentlichen Weltrichter gehalten. Jenſeits ſteht die pünktlichſte Vergeltung bevor, wollte er blos ſagen, wenn er von ſeinem Weltgerichte ſprach; ſo, wie er, wenn er von ſeinem Specialgerichte über Jeruſalem ſprach, auch weiter nichts ſagen wollte, als — für Jeruſalem ſteht nahe Zerſtörung bevor. Die Apoſtel nahmen Alles buchſtäblich, und erwarteten den Untergang des jüdi-

ſchen Staats und das Ende der Welt, das Gericht über Judäa und das jüngſte Gericht zugleich. Sie ſind zu entſchuldigen; wir aber müſſen nun endlich nach Jahrtauſenden doch durchſehen, den Zeitpunkt, in welchem das Chriſtenthum durch Zertrümmerung des Judentempels herrſchende Religion ward, als die geſchehene Ankunft Jeſu in ſeiner Herrlichkeit betrachten, und an ſeine nochmalige Wiederkunft zum jüngſten Gerichte nicht weiter denken. Bemerkenswerth wird es übrigens immer bleiben, daß keiner von den drei Evangeliſten Jeſum bei dieſer ſeiner wichtigen Unterhaltung mit ſeinen Jüngern ein Wort von Auferſtehung der Todten ſagen läſſt, welche doch nach phariſäiſchen Grundſätzen dem Weltgerichte vorausgehen ſollte. Man könnte alſo hierdurch verleitet werden, zu glauben, Jeſus habe überall nur von ſeinem Specialgerichte über Judäa mit den Apoſteln geredet; theils paſſt aber, wie ſchon oft erwähnt, das Urplötzliche ſeiner Ankunft nicht hierzu, theils wüſte man auch nicht, wo die Vergeltung bliebe, welche bei der Ankunft des Menſchenſohnes Jeder nach ſeinen Werken empfangen ſollte.

An Kap. 22, V. 29. nahm ich nun keinen Anstos weiter. „Ihr sollet in meinem Reiche einen Platz an meiner Tafel haben, (mit mir essen und trinken) Throne besteigen, und Oberhäupter der zwölf Stämme Israels werden.“ Des Ausrufs konnte ich mich aber dabei doch nicht enthalten — was für unaufgeklärte Männer musten damals die Apostel noch sein! und — was mögen sie damals gepredigt haben, wenn sie im Lande umher das Evangelium vom Reiche predigten? Funk zuckte die Achseln.

Kap. 23, V. 43. fand ich endlich das Nonplusultra in Betref der eigentlichen Vorstellungen Jesu von einem künftigen Leben. Einer der Mitgekreutzigten hatte die Bitte an ihn ergehen lassen — „Herr, sei meiner eingedenk, wenn du in deinem Reiche kommst!“ — darauf erwiedert Jesus: „Wahrhaftig, noch heute wirst du bei mir im Paradise sein.“ Da ergrif dann der gesetzte Termin — heute — meine ganze Seele. Ich hörte zwar, daß man durch eine andere Interpunktion den Sinn der Antwort Jesu wohl so zu stellen suche, daß man zu lesen habe — „ich versichre dir heute, du wirst mit mir im Paradise

ſein" — ; dis kam mir aber thöricht vor. Wenn ich blos einem Andern heute etwas verſpreche, ſo weis er doch wohl, daß ichs ihm heute, und nicht geſtern, verſpreche, und ich werde alſo kein heute hinzuſetzen; wenn ichs ihm aber auf heute, oder ſo, daß es heute noch, und nicht morgen erſt, geſchehen ſolle, verſpreche, dann ſetze ichs hinzu. Es bleibt alſo dabei, daß Jeſus gemeint, an demſelben Tage noch, an welchem er und ſein Mitgekreuzigter ſtürben, ſollte dieſer ſchon mit ihm im Paradiſe ſein. Nun hat Paulus, der doch auch ein eifriger Phariſäer geweſen war, die Ausdrücke „Paradis" und „dritter Himmel" für gleichbedeutend erklärt; geſetzt aber auch, die Phariſäer hätten ſich unter dem Paradiſe den Ort gedacht, an welchem die abgeſchiedenen Frommen bis zum Anbruche des tauſendjährigen Reichs ſich aufhielten, ſo hat doch Jeſus ein ſolches Reich nicht gelehrt, und ſo kann er auch ein ſolches Paradis nicht gemeint haben. Er antwortete blos alsdann dem Schächer nach phariſäiſcher Verſtellungsart, zu der ſich ſelbiger durch ſeine Bitte bekannt hatte, und verſicherte ihm im Grunde nur Seligkeit gleich nach dem Tode. Auf jeden Fall alſo wird hier von Jeſu behauptet, daß der

Mensch durch den Tod sofort in sein zweites Dasein übergehe, und sein künftiges Schicksal in Empfang nehme; ganz so, wie in der Erzählung vom reichen Manne und Lazarus, wo so wenig einer Auferstehung und eines Weltgerichts, als eines Mittelorts, oder besondern Aufenthalts der abgeschidenen frommen Seelen bis dahin, von ihm Erwähnung geschieht, sondern Himmel und Hölle mit dem Tode gleich angehen.

Der Ausruf, mit welchem Jesus nach V. 46. verschied — „Vater, in deine Hände befehle ich meinen Geist!“ — stimmt hiermit vollkommen überein, und ist zugleich ein Beweis davon, daß man zu seiner Zeit den alten heiligen Nationalschriften überall gar zu gern einen höheren Sinn beilegte. David hatte nach Ps. 31, V. 6. auch ausgerufen — „in deine Hände befehle ich meinen Geist“ — hatte aber damit blos seine göttliche Rettung aus Lebensgefaren ausgedrückt; so bedient sich Jesus sterbend desselben Ausrufs, um seinen unerschütterlichen Glauben an Fortdauer im Tode auszudrücken.

O wie habe ich heute meinen Freund Funk an mein Herz gedrückt! Er hatte Recht, er hatte Recht, wenn er mir beim Lukas eine reichere Nachleſe zum Matthäus verſprach, als wir beim Markus gehalten hätten.

## Nach der sechs und zwanzigsten Bibelkonferenz.

Ich horchte sehr auf, als Funk, indem wir uns an den Johannes machten, also zu mir sprach — — „Wenn man Jesum hier reden hört, könnte man leicht verleitet werden, zu glauben, es sei nicht derselbe Mann, welchen die übrigen drei Evangelisten reden lassen; so ein ganz anderer Schwung ist hier überall."

Bei Kap. 2, V. 19. — „Zerstöret diesen Tempel, in drei Tagen führe ich ihn wieder auf" — fand ich die Bemerkung nicht unwichtig, daß es blos das Urtheil des Johannes sei, Jesus habe unter dem Tempel seinen Leib verstanden.

In der Unterredung mit dem Nikodemus Kap. 3. erklärte sich Jesus deutlich genug über das Reich Gottes, welches er meine, und es war nicht zuviel gesagt, wenn er den Uebergang vom

Mosaismus zum Christianismus, vom sinnlichen Gottesdienste zur geistigen Gottesverehrung, als eine so totale Umschaffung der Begriffe, mit einer nochmaligen Geburt verglich. Seine Unterhaltung mit der Samariterin bei dem Jakobsbrunnen (Kap. 4.) ist nicht weniger ein schöner Beweis davon, daß er keineswegs auf eine Staatsreform, sondern einzig und allein auf eine gänzliche Lehrreform, ausging. Die Aeuserung dieser Frau aber — „wenn der Messias kommen wird, dann werden wir von ihm über Alles belehrt werden" — lies mich nicht daran zweifeln, daß es zu Jesu Zeiten doch auch in der That in mancher Seele reinere und höhere Vorstellungen von dem Geschäft des Messias gegeben habe. Noch mehr ward ich davon überzeugt, als ich die Erklärung vieler ihrer Mitbürger gegen sie las — „Wir halten ihn nun nicht mehr blos deinetwegen, und weil du's sagst, für den Messias, sondern darum, weil wir selbst ihn gehört haben. Dadurch haben wir uns überzeugt, daß er in der That der Weltretter, der Messias, sei." Es soll zwar noch die Frage sein, ob Weltretter hier nicht blos so viel bedeute, als Judenretter; wenn dis aber auch wäre, so gibts doch ein gün-

ſiges Vorurtheil für die Einwohner von Sichar, daß ſie Jeſum an dem, was ſie von ihm gehört, und was er ihnen vorgetragen, alſo an ſeinen Belehrungen, als den Meſſias erkannten. Wie übrigens Samariter ſo eine Freude über den gefundenen Judenretter ſollten gefühlt haben, läſſt ſich ſchwerlich begreifen, und wenn auch ihr Judenhas nur um den zehnten Theil ſo gros geweſen wäre, wie der jüdiſche Samariterhas.

Kap. 5, V. 20. fand ich die Stelle — „der Vater hat den Sohn ſo lieb, daß er ihn in alle ſeine Geheimniſſe einweiht, und ihm noch gröſſere Geſchäfte anweiſen wird, ſo, daß ihr darüber erſtaunen werdet. Wie der Vater Todte erweckt und belebt, ſo belebt auch der Sohn, wen er will. Auch hält der Vater nicht Gericht; denn er hat alle richterliche Gewalt dem Sohne übergeben, damit Jedermann den Sohn, wie den Vater, ehre. Ich betheure es euch: wer meiner Lehre Gehör gibt, der beſitzt ewiges Heil; auf ihn wartet keine Strafe; der Tod iſt vielmehr für ihn in Leben verwandelt. Ich betheure es euch: die Zeit iſt nicht mehr fern, ja, ſie iſt ſchon vorhanden, da Todte den Ruf des Gottesſohnes

vernehmen, und, die ihn vernehmen, zum Leben gelangen werden. So, wie der Vater die Kraft hat, Alles zu beleben, so hat er auch dem Sohne das Vermögen ertheilt, in sich selbst eine belebende Kraft zu besitzen. Auch hat er ihm Vollmacht gegeben, Richter zu sein, weil er der Menschensohn ist." Allen diesen Aussprüchen liesse sich nun zwar wohl noch ein uneigentlicher Sinn unterlegen; aber — wie ists mit V. 28.? „Lasst euch nicht befremden, was ich sage! Die Zeit kommt, da Alle, die in den Gräbern sind, den Ruf des Menschensohnes vernehmen, und, wenn sie rechtschaffen gelebt haben, zur Seligkeit, wenn sie aber lasterhaft lebten, zur Strafe hervorgehen werden." Hier mus durchaus Alles im eigentlichen Verstande genommen werden; denn die Gräber lassen sich nicht wegeregesiren. Wie stimmt dieser Ausspruch aber zu — „Wahrhaftig, heute noch wollen wir im Paradise sein" —? Es ist also kein anderer Ausweg übrig, als daß man annehme, hier sei blos Kondescendenz zu pharisäischen Vorstellungen, unter welchen Jesus die Fortdauer im Tode und die gewisse Vergeltung in iener Welt lehrte.

V. 39. hat Luther unrichtig überſetzt. Es muß nicht heiſſen — „ſuchet in der Schrift, u. ſ. w.“ — ſondern: „Ihr forſchet freilich in den Schriften, weil ihr glaubet, der Weg zu einer ewigen Glückſeligkeit ſei euch in ſelbigen gezeigt. Nun weiſen ſie euch aber auf mich zurück; dennoch wollet ihr nicht zu mir kommen, um dieſes Heils theilhaftig zu werden.“ Schwerlich wird man aus dieſer Stelle beweiſen können, daß die Phariſäer die Lehre von einem Zuſtande der Vergeltung nach dem Tode im alten Teſtament gefunden hätten; Jeſus verweiſet den Phariſäern blos ihren Irrwahn, daß ſie ſeines Unterrichts zur ächten Gottesverehrung nicht bedürften, weil ihnen ſchon ihre alten heiligen Schriften den Weg zu wahrer und ewiger Seligkeit zeigten.

Für Kap. 6, V. 15. danke ich dem Johannes. „Als Jeſus merkte, daß die Leute ihn mit ſich wegführen, und zum König ausrufen wollten, zog er ſich ganz allein auf eine gröſſere Anhöhe des Berges zurück.“ Ich habe es nie leiden können, wenn man Jeſu weltliche Abſichten beimeſſen wollte; ein Mann, der dergleichen hat, fängt ſeine Sachen anders an, als er.

Von V. 26. an allegoriſirt Jeſus gelegentlich viel, und wenn ihn auch die Juden nicht verſtanden, ſo kann man doch auch nicht ſagen, daß er ſie in ihren weltlichen Meſſiaserwartungen beſtärkt habe; vielmehr ſuchte er ihre Blicke nur immer auf ſich, als auf ihren vollkommenen Belehrer, zu ziehen. „Ihr gehet mir nur darum nach, weil ihr euch geſtern bei mir ſatt gegeſſen habt; wenns euch aber doch lieber um iene Speiſe bei mir zu thun wäre, die euch für ein ewiges Leben Nahrung gibt. — Moſes hat euch die wahre himmliſche Speiſe, das ächte Himmelsbrodt, nicht gegeben, das euch ietzt mein Vater durch mich anbietet. — Ich bin dis Lebensbrodt. Wer ſich in meine Gemeinſchaft begibt, den wird nicht mehr hungern, und, wer ſich mir anvertrauet, den wird nicht mehr dürſten. — Es ſteht in den Propheten: ſie werden alle Lehrlinge Gottes ſein; ietzt lehrt euch der Vater durch mich, und ſo richtig ſeid ihr noch nicht belehrt worden. Wer ſich an mich anſchlieſſt, der bekommt ewiges Heil. — Eure Väter aſſen in der Wüſte das Manna, und ſtarben; hier iſt das eigentliche Himmelsbrodt, bei deſſen Genuſſe der Menſch nicht ſtirbt. — Das Geiſtige belebt; das Körper-

liche kann es nicht beweisen. Die Lehren, welche ich euch vertrage, enthalten Geist und Leben.“ Dunkel und mystisch ist freilich in diesem ganzen Kapitel Vieles, und ich erinnerte mich dabei an das Urtheil, welches Funk gleich anfänglich über den Johannes fällte; inzwischen sind doch die hier ausgehobenen Stellen deutlich genug, um einzusehen, wie Jesus habe verstanden sein wollen. Zu mehreren malen verspricht er zwar auch denen, welche sich ihm anvertrauen würden, daß er sie am jüngsten Tage, (sonst sprach er von jenem Tage) oder am Gerichtstage, auferwecken würde; ich bedarf aber, um mich hieran nicht zu stossen, des Behelfs nicht, daß man für „auferwecken“ auch übersetzen könne — „als einen Geretteten darstellen,“ — sondern höre hier Jesum wieder ganz in der Sprache des Volksglaubens sich ausdrücken. Wenn er einmal doch von einem allgemeinen Gerichtstage redete, so konnte er auch von Auferweckung reden; Beides waren verbundene Vorstellungen damals, und wir haben jetzt dabei an nichts weiter zu denken, als an Gewißheit eines künftigen Lebens und an Vergeltung darin, welche Jesus so angelegentlich lehrte.

Deutlicher, als Kap. 8, V. 23., konnte Jesus zu den Juden doch wohl nicht über die Thorheit ihrer weltlichen Messiaserwartungen und über den unvermeidlichen tragischen Ausgang davon reden. „Ihr stammet von der Erde; ich stamme vom Himmel. Ihr gehöret zu dieser Welt; ich gehöre nicht zu dieser Welt. (Was heisst dis anders, als — ihr habt grobsinnliche Begriffe vom Messias und von seinem Reiche — ich aber höhere, geistige —?) Es bleibt also dabei, daß ihr in euren Sünden sterben werdet, oder daß euer Irrwahn, der euch von Zeit zu Zeit gegen die Römer empört, euch ins Verderben stürzen werde; ja, wenn ihr mich nicht für den, der ich bin — für den Messias — anerkennen werdet, sondern ferner in eurem Messias einen irdischen König erwartet, der euch zu Herren der Welt machen soll, so wird euer Untergang durch Aufruhrsucht unvermeidlich sein."

Liebenswürdig fand ich, V. 31. „Wenn ihr an meiner Lehre festhaltet, so wird das Licht der Wahrheit in euch aufgehen, und die erkannte Wahrheit wird euch frei machen." Hier stellte sich Jesus in der That als seinwollender Befreier der Nation hin; er erklärte sich

aber auch verständlich genug über die Natur derjenigen Freiheit, welche er ihr verschaffen wolle. Von der Sklaverei ihres alten Aberglaubens, bei dem sie sich, wie gewöhnlich der Fall bei pünktlicher Beobachtung vieler Cerimonieen ist, der äußersten Unsittlichkeit ergaben, und so auch Sklaven des Lasters wurden, wollte er sie frei machen.

Auf V. 51. — „es bleibt dabei, wer sich beständig an meine Lehren hält, der wird in Ewigkeit nicht sterben" — sagte Funk, würden wir bald wieder Gelegenheit zurück zu kommen haben.

Unter den Dieben und Räubern, wofür Jesus Kap. 10, 8. alle, die vor ihm gekommen wären, erklärte, verstanden wir die Volkstäuscher, welche die jüdische Nation bis dahin unter dem Vorwande, daß sie der erwartete Messias wären, und sie retten wollten, zu Aufrühren verleitet, ihren eigenen Vortheil dabei gesucht, sie aber nur in Elend und Jammer gestürzt hätten. Hierdurch gab er den Juden deutlich genug zugleich zu verstehen, daß sie ihre weltlichen und sinnlichen Vorstellungen vom Messiasreiche doch endlich aufgeben, sich im Messias nur den göttlichsten und vollkommensten Lehrer denken, diesen in Ihm erkennen, und also durch Annahme seiner Lehre, die

eine völlige Reform im Reiche des Glaubens und der Sitten stiften solle, für ihr wahres Heil sorgen möchten. Sehr schön passt hierzu V. 16. — „Ich habe auch noch andere Schafe, die nicht aus diesem Stalle sind; auch deren Anführer mus ich sein, und sie werden meinem Rufe folgen. So werden alle Schafe eine Heerde ausmachen, und einen Hirten haben." Die Juden dachten sich nehmlich in ihrem Messias nicht nur den Wiederhersteller ihres Staats, sondern auch einen Weltbeherrscher, einen Souverain aller Völker, den Stifter eines Universalstaats; Jesus benutzt also diese sinnliche Messiasvorstellung zum Behuf seiner geistigen, und stellt sich als den Weltbelehrer, als den Stifter einer Universalkirche hin, an dessen veredelnder und beseligender Aufklärung Juden und Heiden zugleich Theil nehmen sollten.

Als er bei dieser Gelegenheit von seiner freiwilligen Aufopferung für das allgemeine Wohl spricht, setzt er V. 18. hinzu — „Es steht bei mir, mein Leben zu lassen, und so auch, es wieder zu nehmen. Dazu hat mein Vater mich in die Welt gesandt." Bei dieser Stelle drang ich in Funk, mir nun über das grosse evangelische Räth-

sel seine Auflösung mitzutheilen, er blieb aber dabei, daß wir erst soweit sein müßten, bis wir das Ganze übersehen könnten.

V. 28. hat Luther übersetzt — „ich gebe meinen Schafen das ewige Leben, und sie werden nimmermehr umkommen, und Niemand wird sie mir aus meiner Hand reissen." Wahrdt übersetzt — „ich verschaffe ihnen eine immerwährende Ruhe und Glückseligkeit. Keine Gewalt kann sie überwältigen. Kein Feind kann sie mir entreissen." Funk erinnerte mich an Kap. 8, V. 51. und äußerte, daß beide Ausdrücke — „meine Schafe werden nimmermehr umkommen" — und — „wer sich an meine Lehren hält, der wird in Ewigkeit nicht sterben" — einander Licht zu geben schienen. Vorher hatte Jesus gesagt, die Juden gehörten nicht zu seinen Schafen; das heißt nichts Anderes, als sie mit ihren groben sinnlichen Vorstellungen vom Messias und von der Glückseligkeit im Reiche desselben passten nicht zu ihm. So durfte er sich dann aber als Messias nach höheren Ideen auch nicht sinken lassen, sondern muste das unvergängliche Geistesheil, das man bei ihm und durch seine Lehre finde, in den stärksten Bildern vortragen.

Im eilften Kapitel trafen wir nun die Geſchichte der Auferweckung des Lazarus an, und meine Begierde auf Funks Unterricht darüber ward mit ieder Minute gröſſer. Mein Freund ſtillte ſie endlich auch, und — ſein Glaube ward der meinige. Die Auferweckung des Lazarus ſchlägt ſo wenig in das Fach meines Suchens, als die Auferweckung des Jünglings zu Nain. Sie betrift eine Rückkehr in dieſes Leben und in den ganzen gegenwärtigen Zuſtand der Dinge; davon iſt ja bei mir gar nicht die Rede. Mein Gegenſtand iſt das künftige Leben aller Menſchen und ihr Eintritt in einen ganz andern Zuſtand der Dinge nach dem Tode. Welch ein Schlus wäre das — weil einſt Dieſer oder Jener hier wiederauflebte, ſo ſieht der ganzen Menſchheit Zukunft in einer zweiten Welt bevor! Daß dieſes Wiederaufleben des Lazarus ein Wunder geweſen ſein ſoll, will ich nicht einmal erwähnen; ich frage blos noch, glaubt man denn nicht, daß Lazarus hernach doch geſtorben ſei? Was da mit ihm geworden ſei, möchte ich lieber beſchrieben leſen, und ſo bleibt mir die Erzählung von dem armen Lazarus unendlich werther, als die Erzählung von dieſem reichen. Jene behauptet, daß alle Todten ohne

Unterſchied in einer andern Welt fortleben, und zwar ohne Wunder, ganz in der Regel; ſo höre ichs gern.

Da es ſo um den illüſtern Vorgang zu Bethanien ſteht, daß er für mich gar nichts hat, ſo laſſe ich ihn auch, wie alle übrigen Wunder, auf ſich beruhen. Das Einzige bemerke ich davon nur, daß die Schweſter des Lazarus blos der Meinung geweſen, ihr Bruder habe ſchon den Verweſungsgeruch; es ſteht nicht da, daß er ihn wirklich gehabt. Sie glaubte es aber deshalb, weil er ſchon vier Tage todt ſei. Man hat Beiſpiele genug, daß Menſchen, die in einem hohen Grade von Starrſucht für todt gehalten wurden, nach noch längerer Zeit wieder auflebten; von ebenſo langer Ohnmacht ſogar hat man Exempel. Selbſt hier zu Heiligenhain richtete ſich vor einigen Jahren ein junger Menſch am vierten Tage im Sarge wieder auf, als man ihn eben einſchnüren wollte, und lebte hernach noch über ein Jahr.

Nach V. 23. ſprach Jeſus zur Martha — „dein Bruder wird wiederauferſtehen" — und dieſe erwiederte — „ja, wenn Alle auferſtehen werden, am jüngſten Tage." Dis iſt ein ſehr bedeutendes Zeugnis dafür, daß eine ſolche Auferſ-

ſtehung am Gerichtstage damals wirklich herrſchender Glaube geweſen ſei. Die Antwort Jeſu hierauf lautet alſo — „Ich bin die Auferſtehung und das Leben! Wer meine Belehrungen annimmt, wird leben, wenn er auch geſtorben iſt, und wer noch lebt, und ſich an meine Belehrungen hält, wird in Ewigkeit nicht ſterben.“ Hier fällt volles Licht auf die Stellen Kap. 8, 51. und Kap. 10, 28. Offenbar iſt der Sinn aller dergleichen Aeuſerungen Jeſu kein anderer, als — „ich bin der Lehrer höherer Zukünfte, ich lehre vorzüglich ewige menſchliche Fortdauer; wer ſich alſo an mich feſt anſchlieſſt, der iſt lebendig überzeugt, Tod ſei nicht Vernichtung, ſondern Uebergang ins Beſſere, und die Beſtimmung des Menſchen reiche ins Unendliche.“ Wenn ſterben ſoviel heiſſt, als das Leben hier endigen, ſo weis der Chriſt, daß er lebe, wenn er auch ſtirbt; wenn aber ſterben völligen Vergang bedeutet, ſo weis auch allerdings der Chriſt, daß er eigentlich gar nicht ſterbe, und in Ewigkeit nicht ſterben werde, nicht ſterben könne. In der That, ich finde in dieſem Ausſpruche Jeſu Alles ſehr deutlich.

Indem Johannes V. 52. die Bemerkung macht, daß Jeſus nicht für ſeine Nation allein

gestorben sei, sondern um auch die zerstreuten ächten Gottesverehrer in andern Ländern in eine Gesellschaft zu vereinigen, so zeigt er sich wenigstens als ein Mann, der einen menschenfreundlichen Blick in den Plan Jesu that.

Kap. 12, V. 48. steht ein schöner Wink, wie Jesus sein Weltgericht verstanden wissen wollte. „Ich verdamme Keinen; wer mich aber verwirft und meine Lehren nicht annimmt, der hat seinen Richter schon in sich selbst. Die Wahrheit, welche ich vortrug, ja, sie wird ihn am Gerichtstage verdammen."

Das vierzehnte Kapitel hebt also an — „Im meines Vaters Hause sind viel Wohnungen. Hättet ihr eine andere Wohnung zu suchen, ich hätte es euch schon gesagt. Jetzt gehe ich hin, um euch eine Stäte darin zu bereiten. Wenn ich euch dann daselbst eine Stäte werde bereitet haben, so komme ich wieder, und hole euch ab, damit wir alle, ihr und ich, wieder beisammen sein mögen." Wahr ists, daß dieser Ausspruch Jesu die Apostel von ihren irdischen Hofnungen wohl hätte zurückbringen sollen; musten sie aber nicht nach demselben doch auch auf seine wirkliche Zurückkunft zu ihrer Abholung

warten? Freilich lenkt Jesus hernach wieder ein, wenn er fortfährt — „wohin ich gehe, das wisset ihr nun, und den Weg dahin wisset ihr auch. Ich bin der Weg — nur durch mich kommt man zum Vater (meine Lehre führt euch mir nach)“ —; aber wie schwer wurde ihnen dies zu verstehen sein, da er vorher vom Abholen gesprochen?

Ueberhaupt giebt es hier sonderbare Mischungen von Ausſprüchen, welche die Apostel nicht zu vereinigen im Stande waren. V. 12. — „Wer unter euch mir treu bleibt (mit Verleugnung seiner bisherigen Vorurtheile mein wahres Messiat erkennt, und darnach die Begriffe von seiner eigenen Bestimmung umbildet) der wird das von mir angefangene Reformationswerk fortsetzen, ja, er wird noch Mehr darin leisten, als ich, denn ich gehe nun zum Vater . . . Aber ich will den Vater bitten, daß er euch einen anderen Führer gebe, der immer bei euch bleiben soll, den Geist der vollkommeneren Erkenntnis u. s. w.“ V. 18. — „Ich werde euch nicht verwaiſet laſſen; ich werde wieder zu euch kommen . . . Ich werde wieder leben, und auch ihr ſollt wieder aufleben. An dem Tage werdet ihr völlig überzeugt werden, daß u. s. w.“ V. 23. — „Wer mich

lieb hat, der halte meine Aufträge; dann wird ihn auch mein Vater lieb haben, und wir werden zu dem Vater kommen, und unsere Wohnung bei ihm nehmen. Dis wollte ich euch noch zum Troste sagen, da ich noch bei euch bin. Völligen Aufschlus über Alles wird euch aber iener Führer, der Geist der Vollkommenheit, geben, mit dem mein Vater zur Betreibung meiner Angelegenheiten euch ausrüsten wird." V. 27. — „Nun sage ich euch Lebewohl; mein Lebewohl sage ich euch; es ist kein Lebewohl, wie der grosse Hause der Menschen es gedankenlos sagt." V. 28. — „Werdet doch nicht muthlos; verzaget nicht! Ihr hörtet ia, daß ich euch sagte: ich gehe weg, aber ich komme wieder zu euch. Hättet ihr mich lieb, so würdet ihr euch freuen, daß ich sagte: ich werde zum Vater gehen, der ein mächtigerer Beschützer ist, als ich." Wie gesagt, man darf sich darüber gar nicht verwundern, wenn die Apostel sich aus dem, was sie hier hörten, nicht finden konnten. Und so geht es fort durch Kap. 15. und 16.; doch wird ihnen nun ihre eigentliche Bestimmung, die Bestimmung, Jesu Nachlehrer zu sein, seine Lehrreform fortzusetzen, unter Leiden und Tod fortzusetzen, immer näher gebracht.

Kap. 15. V. 20. heiſſts — „Hat der groſſe Hauſe mich verfolgt, er wird euch auch verfolgen; hat er meine Lehre gut aufgenommen, er wird auch die eurige gut aufnehmen.“ Kap. 16. V. 2. heiſſts — „Man wird euch aus den Sinagogen ſtoſſen; ia, ihr werdet es erleben, daß Jeder, der euch tödtet, glauben wird, er könne Gott nicht beſſer, als dadurch, verehren. Im Anfange meiner Bekanntſchaft mit euch ſagte ich davon noch nichts, weil ich immer noch bei euch zu bleiben hatte.“ V. 7. heiſſts — „Es iſt eurentwegen nothwendig, daß ich euch ietzt verlaſſe. (Es war nehmlich der letzte Abend, den Jeſus mit ſeinen Jüngern verlebte, und die letzte Unterredung, die er mit ihnen hielt.) Verlieſſe ich euch nicht, ſo würde euch ienen Führer nicht werden; (ſo würdet ihr nie eure eigentliche Beſtimmung, daß ihr nicht Mitherrſcher, ſondern Mitlehrer, werden ſollet, einſehen lernen) verlaſſe ich euch hingegen, ſo werde ich ihn euch mittheilen können (ſo werdet ihr ſie einſehen).“ V. 12. heiſſts — „Noch Vieles hätte ich euch zu ſagen, aber ihr könnet es noch nicht faſſen. Wenn euch aber ienen Lehrer, der Wahrheitsgeiſt, werden wird, dann wird dieſer euch ganz aufklären, und euch

die künftige Verfassung meines Reichs aufschliessen.“ V. 19. heisst's — „Wenn ihr nach meinem Weggange von euch den Vater um Aufschlüsse der Art bitten werdet, so werden sie euch werden. Bisher habt ihr noch kein Bedürfnis nach solchen Aufschlüssen gehabt; verlanget sie aber in Zukunft, sie sollen euch werden, und eure Freude wird dann vollkommen werden. Bis dahin schien ich euch immer dunkel zu sprechen; aber die Zeit wird kommen, da euch dis nicht mehr so scheinen wird, ja, da ihr finden werdet, daß ich euch den ganzen Plan meines Vaters (von Aufklärung und Veredlung durch eine vollkommenere Religionsverfassung) deutlich genug vorgetragen habe.“ Wer sieht aus allen diesen Aussprüchen nicht, daß Jesus als Messias weiter nichts sein wollte, als Weltlehrer, und daß seine Jünger, die sich als künftige Statthalter in seinem Reiche dachten, auch nichts Anderes sollten sein wollen, als seine Nachfolger im Lehramte?

Sein langes affektvolles Gebet Kap. 17., das die Jünger mitanhörten, athmet durchaus ebenfals diesen Geist. Da spricht er von nichts, als von der göttlichen Lehre, die er in die Welt eingeführt, und seinen Vertrauten mit Segen mitge-

theilt habe, welche ſie nach ſeinem Tode überall verbreiten ſollten, wobei ſie Gott doch ja ſtärken und ſchützen möchte. „Ich theilte ihnen die Lehre mit, die du mir vertrauteſt; ſie nahmen ſie an. (V. 8.) Ich komme nun zu dir; ſie aber weilen noch länger hienieden. Erhalte ſie der Lehre treu, die du mir vertrauteſt. So lange ich bei ihnen war, that ichs; nun empfehle ich ſie dir. (V. 11. und 13.) Darum bitte ich dich nicht, daß du ſie ganz von hinnen nehmeſt, ſondern nur, daß du ſie vor Abfall bewahreſt. (V. 15.) Las ſie doch immer Lehrer deiner Wahrheit ſein; deine Lehre iſt lauter Wahrheit. Sie ſollen nun als meine Abgeordneten in die Welt gehen, wie ich als dein Abgeordneter kam. Ich opfere mich jetzt für ſie auf, damit ſie auch im Stande einſt ſein ſollen, ſich für die Wahrheit aufzuopfern.“ — — Auch wird hier das verſprochene Abholen der Apoſtel dahin modificirt, daß ſie, wenn ſie ihr Geſchäft, das Geſchäft der Ausbreitung der wahren Lehre, ebenſo vollendet haben würden, wie er das ſeinige, das Geſchäft der Einführung dieſer Lehre, einſt ihm nachkommen ſollten. „Vater, mein Verlangen iſt, daß ſie einſt auch dahin kommen mögen, wohin ich komme, damit ſie Theil-

nehmer der Belohnungen werden, die du mir, weil du mich lieb haſt, ſchon vor Weltbeginn beſtimmteſt."

Kap. 18, V. 36. hebt endlich auch noch das letzte mögliche Misverſtändnis über Jeſum, und ſetzt allen offenen Erklärungen, welche er bisher ſelbſt über ſich, ſeinen Plan und ſein Reich gethan hatte, die Krone auf. Pilatus hatte die Frage an ihn ergehen laſſen, ob er denn im Ernſt den König der Juden vorſtellen wolle; darauf antwortete er frei und bider — „Das Reich, das ich mir zuſchreibe, iſt nicht von der Art irdiſcher Reiche; wäre dis, ſo hätte ich Anhänger genug, die für mich ſtritten, damit ich nicht in die Gewalt der Juden käme. So aber iſt mein Reich nicht von ſolcher Art, ich will kein weltlicher König ſein." Alſo aber doch immer noch ein König? fragte Pilatus wieder, und bekam zur Antwort — „Allerdings erkläre ich mich für einen König. Ich bin nehmlich dazu geboren und in die Welt gekommen, daß ich die Wahrheit den Menſchen anprieſe; wer ſie von mir annimmt, der iſt mein Unterthan." Mit Entzücken las ich dieſe Stelle, in welcher

Jesus an der für ihn heiligsten Stäte sein Messiasreich blos für ein moralisches Reich erklärte.

Nach Kap. 19, V. 34. bekam der todte Jesus einen Lanzenstich in die Seite, worauf sogleich Blut und Wasser herausgeflossen sein soll; da war mirs auffallend, daß Johannes hinzusetzt — „Der dis bezeugt, hat es mit seinen Augen gesehen. Man kann sicher auf sein Zeugnis sich verlassen. Er ist sich der Wahrheit bewust. Ihr könnet ihm glauben.“ Funk erklärte diesen Zusatz so, daß es zur Zeit des Johannes nicht an Zweiflern gefehlt haben müsse, ob Jesus wirklich gestorben sei, weil sie vielleicht die Erklärung der Möglichkeit seiner Auferstehung sich dadurch hätten erleichtern wollen. Morgen, setzte er hinzu, wollen wir von dieser sprechen.

## Nach der sieben und zwanzigsten Bibelkonferenz.

Funk hatte schon einmal den Gedanken gegen mich fallen lassen, daß aus der von den Evangelisten erzählten Auferstehung Jesu für den Glauben an ein künftiges Leben gar nichts folge. Gestern bereits war mir so, als verstände ich ihn, was er damit gemeint; heute nun ist mir Alles klar. Wie die Auferstehung des Lazarus nichts weiter, als eine Rückkehr in dieses Leben, war, so würde auch die Auferstehung Jesu nichts weiter sein; so wenig also aus jener ein Schluß auf menschliche Zukunft in einer zweiten Welt gemacht werden kann, so wenig auch aus dieser. Hier ist Funks Raisonnement ausführlicher — —

„„Ueber die allerdings sehr schwere und vielleicht unmögliche Vereinigung der verschiedenen Berichte der Evangelisten, die Auferstehung Jesu

betreffend, könnte man wohl wegsehen; finden sich doch dergleichen Abweichungen von einander bei ihnen auch in andern Erzählungen aus der Geschichte Jesu, und man denkt billig genug, keinen Anstos daran zu nehmen. Lasst uns nun aber die Hauptdata ihrer sämtlichen Berichte hinstellen, und dann sehen, was daraus folge.

Am dritten Tage, heisst's, oder nach genauer Berechnung, etwa nach sechs und dreissig Stunden, habe der Leichnam Jesu in der Gruft gefehlt, und die Stäte, wohin man ihn gelegt, sei leer gewesen. Petrus habe in der Gruft nichts vorgefunden, als die Binden und das Tuch, welches über das Haupt Jesu gedeckt worden, und zwar letzteres an einem besondern Orte. Wie Jesus also hingelegt worden, sei er wieder aufgestanden. Unmittelbar darauf sei er zwei Freundinnen, und dann wieder zwei Freunden, begegnet, und habe mit ihnen gesprochen, und zwar mit letztern Viel, bei denen er hernach auch gegessen. Sofort sei er auch bei den Aposteln gewesen, habe sie, als sie ihn für einen Geist gehalten, aufgefordert, ihn zu beschauen und zu betasten, um sich zu überzeugen, daß er Fleisch und Bein habe, und derselbe Jesus sei, der begraben worden, und als sie noch

nicht geglaubt, habe er etwas zu essen begehrt, und in ihrer Gegenwart verzehrt. Dabei sei Thomas nicht zugegen gewesen, und habe der Erzählung der Uebrigen nicht eher Glauben beimessen wollen, bis er seine Finger in die Nägelmahle der Hände Jesu, und seine Hand an seiner Seite, gelegt haben würde. Jesus habe deshalb acht Tage darauf seine Jünger wieder besucht, und da den auch anwesenden Thomas die verlangte Probe an sich machen lassen, worauf dieser zur völligen Ueberzeugung gelangt sei. Das letzte Kapitel des Johannes, wenn es ächt ist, besagt ebenfalls, daß Jesus seine Jünger und Freunde besucht, mit ihnen sich unterhalten und in ihrer Gesellschaft ein Frühstück verzehrt habe.

Was folgt aus diesem Allem auf das sonnenklarste anders, als daß die Auferstehung Jesu ein bloßes sogenanntes Wiederaufleben gewesen wäre? Wie er vor sechs und dreissig Stunden hingelegt worden, wäre er nach sechs und dreissig Stunden wieder umher gegangen. Da wäre also kein verklärter, oder, himmlischer Körper, den er gehabt, sondern ganz derselbe grobe und irdische Körper. Mit diesem Körper hätte er aber nicht nur im zweiten Leben sich nicht schon befunden,

ſondern auch in das zweite Leben nicht noch übergehen können. So gewis er ſich mit demſelben blos im erſten Leben wieder befunden hätte, ſo gewis hätte eine Verwandlung oder Verklärung deſſelben erſt vor ſich gehen müſſen, ehe er in jene Welt hätte eingehen mögen. Vielleicht ſoll auch dis die Erzählung von ſeiner nachher erſt erfolgten Himmelfart andeuten. Es bleibt alſo unbegreiflich, wie man aus der Auferſtehung Jeſu Bürgſchaft für ein Leben nach dem Tode ſchöpfen können; ſie würde weiter nichts beweiſen, als daß es Begrabene gäbe, die nach ſechs und dreiſſig Stunden wieder aufgelebt wären, und daß Jeſus unter ſie gehöre.“ “

Ich fragte nun Funk, ob die Auferſtehung Jeſu in dieſem Verſtande wohl wahr ſein möge. Er wollte ſich dadurch zurückziehen, daß er mir zu erkennen gab, es gehöre dis gar nicht zu unſern Unterſuchungen; als ich ihn aber ſehr dringend bat, mir doch nur ſeine Meinung darüber zu ſagen, ſo votirte er alſo — — „Wenn das Wiederaufleben Jeſu nicht wahr ſein ſoll, ſo kann man mit Recht fragen, ob an der ganzen evangeliſchen Geſchichte ein wahres Wort ſei. Haben die Apoſtel wirklich keinen Umgang wieder mit

Jesu nach seinem Tode gehabt, wie doch ihnen nicht nur nachgesagt, sondern von ihnen selbst auch so theuer behauptet wird, so sind sie Männer, die auch nicht den geringsten Glauben verdienen. Wie? dafür sollte man sie erklären wollen, oder auch nur erklären lassen? Das wäre der Dank für ihre Verdienste um die Menschheit, welche sie doch in so hoher Grösse unableugbar haben?"

Hier horchte ich auf, und, da ich meinen Freund nun einmal so weit hatte, so muste er weiter; er war auch gütig genug, weiter mit mir zu gehen. Jesus, sagte er, der weder gesteinigt, noch gekröpft, als in welchem Falle an keine Auferstehung zu denken gewesen, sondern ans Kreuz geschlagen worden, sei nicht wirklich gestorben, habe aber, wie auch schon beim Eintritte heftiger Ohnmachten der Fall sei, Todesangst empfunden, und geglaubt, daß er sterbe. Die schönen und grossen Eindrücke, welche die Resignation, mit der er seinen Geist an Gott übergeben, mache, verlören also dabei nichts, wenn sein Tod auch nur ein Scheintod gewesen. Wie er übrigens immer überzeugt gewesen, daß er den Kreuzestod sterben werde, so habe er auch

in der That die Ueberzeugung gehabt, daß Gott die Ausführung seines allergrössesten Plans, seines Plans der Weltbeseligung durch Welterleuchtung und Weltheiligung, wenn er dafür freiwillig stürbe, durch die ausserordentliche Begebenheit seiner Auferstehung von den Todten im eigentlichen Verstande segnen und beglücken werde. Darum habe er einst sich also ausgedrückt — „Eben deshalb hat mich mein Vater lieb, weil ich mein Leben lasse, auf daß ichs wieder nehme. Niemand zwingt mich dazu; ich lasse es freiwillig. Wie es aber bei mir steht, mein Leben zu lassen, so steht es auch bei mir, es wieder zu nehmen. Dazu hat mein Vater mich in die Welt gesandt." Die Vorsehung, welche wohl öfter die unglaublichsten Erwartungen solcher Edlen, die ihre grossen Werkzeuge würden, auf die natürlichste Weise zu erfüllen pflege, habe den Scheintod Jesu zum Mittel gebraucht, seine Auferstehungserwartung wirklich zu erfüllen. Damit könne es dann also auch recht gut bestehen, daß Jesus zum Schächer gesagt, sie wollten heute noch im Paradise sein. Wenn Jesus einmal geglaubt, er sterbe wirklich, so habe er so sprechen können und spre-

chen müſſen, und es folge weiter nichts daraus, als daß er ſich eine Rückkehr hernach aus dem Paradiſe gedacht, um in dis Leben wieder eintreten zu können. Wie er dieſe für möglich gehalten, müſſe nicht einmal gefragt werden; ſobald er ſeine wirkliche Auferſtehung geglaubt, habe er auch an ſeine Rückkehr aus dem Paradiſe glauben müſſen... „Ich weis wenigſtens, ſetzte Funk hinzu, keine andere Auskunft über die Auferſtehungsgeſchichte zu geben, bei der Jeſus, ſeine Apoſtel und — die geſunde Vernunft zugleich ſo in ihren Ehren und Würden bleiben, als bei dieſer. Weis Jemand eine beſſere, ſo wünſchte ich ſie zu hören. Einwürfe wird man immer gegen iede Erklärung dieſer Geſchichte machen können; ich bürge aber dafür, daß ich ieden Einwurf, der gegen die meinige gemacht würde, wollte widerlegen können. Der Lanzenſtich z. E. geſchah ja nicht, um Jeſum zu tödten, ſondern zu verſuchen, ob er todt wäre; wie oft aber hat man Scheintodte durch noch ſchmerzhaftere Mittel nicht erwecken, oder auch nur zu Zuckungen bringen können! Den Stein kann die Wache, als ſie Geräuſch in der Gruft gehört, aus Neugier ſelbſt weggewälzt haben, ſo, wie ſie aus paniſchem

Schrecken über den vor ihr ſtehenden Begrabenen hernach kann davon gelaufen ſein; u. ſ. w. u. ſ. w. Ueberhaupt kommt es ia gar nicht darauf an, was es für eine Bewandnis mit der Auferſtehung Jeſu gehabt, ſondern darauf, ob die Apoſtel mit Jeſu nach ſeinem Begräbnis wirklich wieder Umgang gehabt haben, und an dis glaub' ich für mein Theil.

Wir laſen hierauf noch die gelieferten Erzählungen von den Vorfällen nach der Auferſtehung Jeſu, und da war mir das Merkwürdigſte, daß Jeſus nun geradezu ſeine Apoſtel blos für ſeine Nachfolger erklärte, und als ſolche feierlich einſetzte. Jetzt wuſten ſie alſo ganz, woran ſie waren. „Ueber alle Welt ſoll ich nun herrſchen, heiſſts beim Matthäus; ſo gehet aus, und machet Menſchen aus allerlei Volk zu Schülern. Die Belehrung für ſie ſei, zu beobachten, was ich euch gebot.“ Beim Markus lautet es ſo — „Gehet nun in alle Welt und machet meine Lehre allen Nationen bekannt. Wer ſie annimmt, dem wohl, dem aber wehe, der ſie verſchmäht!“ Beim Lukas las ich — „Es mus nun erſt zu Jeruſalem, und dann unter allerlei Nationen, von euch in meinem

Nahmen den sich Bessernden Vergebung der Sünden verkündigt werden. Haltet euch einstweilig noch zu Jerusalem auf u. s. w. Beim Johannes klangs folgendermassen — „Wie mich mein Vater an die Menschen gesandt hat, so sende ich nun auch euch; oder — hiermit übergebe ich euch nun feierlich das evangelische Predigtamt; die ihr für Gläubige erkennet, und unter meine Bekenner aufnehmet, sollen auch von mir dafür erkannt werden, und die ihr nicht dafür erkennet, die werde ich auch nicht dafür erkennen.

Petrus ward nach Joh. 21. noch ganz besonders von Jesu zum Lehramte installirt; nebenbei ward ihm dann auch besonders sein künftiger Märtirertod für selbiges angekündigt. Vom Johannes soll Jesus gesagt haben, es könne sein, daß dieser bliebe, bis er wiederkäme; welches dadurch soll erfüllt worden sein, daß Johannes die Zerstörung Jerusalems erlebt habe. Der Himmelfart Jesu gedenken aber weder Matthäus, noch Johannes, und dis ist und bleibt allerdings etwas Auffallendes. — —

Bei Weglegung des Evangelienbuchs fragte mich Funk noch, ob ich mit Jesu zufrieden

ſei; ich gab ihm darauf eine beiahende Antwort, und verſicherte ihm, daß ich ihm nun in allem dem beiſtimmte, womit er unſere Lektüre des Evangelienbuchs eingeleitet hätte.

## Nach der acht und zwanzigsten Bibelkonferenz.

So, wie wir uns heute gesetzt hatten, sprach Funk — „den Meister haben wir gehört, nun wollen wir seine Schüler hören. Daß ihre Rede sein Nachhall sein werde, läßt sich gleich denken; wie sie ihn aber verstanden haben, wird sich zeigen. Die Apostelgeschichte wird wenig für uns haben."

Der Anfang dieser Geschichte zwingt gewiß jeden Leser zu der Frage, was man zu dem ausführlicheren Berichte des Lukas von der Himmelfart Jesu sagen sollte, da er doch gar nicht dabei gewesen. Nach Kap. 1, V. 3. soll sich Jesus fast sechs Wochen hindurch nach seiner Auferstehung mit den Aposteln über das Reich Gottes unterhalten haben, und so müste man denken, daß er ihnen nun die wahren Vorstellungen davon auf das vollkommenste beigebracht haben würde; denn

noch sollen sie ihn ganz zuletzt noch gefragt haben — „Herr, wirst du nun das Königreich wieder an unsere Nation bringen?“ — und Jesus soll ihnen in demselben Tone geantwortet haben — „euch gebührt nicht zu wissen, wie lange es noch damit anstehen soll, und welches der günstigste Zeitpunkt dazu sein wird.“ Wären hier nicht die rohsten Volkserwartungen vom Messias am Ende noch von den Aposteln geäusert worden? Hätte sie Jesus nicht beim Abschiede noch sogar darin bestärkt? Die Sache scheint mir also, von allen Seiten betrachtet, unglaublich. Nach V. 10. sollen zwei weisgekleidete Männer zu den Jüngern, als sie dem in den Himmel emporgehobenen Meister mit unverwandten Blicken nachsahen, gesprochen haben — „Galiläer, warum bleibt ihr stehen, und schauet zum Himmel empor? Dieser Jesus, der euch jetzt verlassen hat, und in den Himmel emporgehoben ward, wird glorreich wiederkommen, so wie ihr ihn gesehen habt sich in den Himmel erheben.“ Also — eine Wiederkunft Jesu im wirklich buchstäblichen Verstande! Ich fragte Funk, ob es mit dergleichen Ideen durch das ganze neue Testament so fortgehe; er verwies mich aber zur Geduld.

Kap. 2. V. 47. hat Luther überſetzt — „der Herr that täglich hinzu, die da ſelig wurden, zu der Gemeine.“ Teller überſetzt — „der Herr vermehrte die Gemeine immer mit neuen Bekennern.“ Ich beſcheide mich zwar gern, daß die beiden Phraſen — ſelig werden — und — ein Chriſt werden — in unſern Tagen gleichbedeutend ſein mögen; ob aber Lukas an die Seligkeit, welche die chriſtliche Religion ihren wahren Verehrern ertheilt, gedacht, daran zweifle ich ſehr. Er dachte ſich gewis unter denen, welche er für Seliggewordene erklärte, blos Menſchen, welche durch Empfang der Taufe auf Jeſum, als den Meſſias, Vergebung der Sünden und die Anwartſchaft erhielten, einſt Bürger im goldenen Meſſiasreiche zu werden.

Kap. 3. V. 19 — 21. kam mir ſehr zweideutig vor, und es war, als hörte ich den Petrus ganz die damaligen Volksideen vom Meſſias vortragen. Lieber war mir V. 26., wo er ſagt, Jeſus habe die Juden dadurch beglücken und ſegnen ſollen, daß ſie ſich durch ihn von ihrer groben Immoralität zurückführen laſſen möchten.

Nach Kap. 4, V. 2. ſcheinen die Apoſtel gleich anfangs die Auferſtehung Jeſu zum Beweiſe eines

künftigen allgemeinen Auferſtehung gemacht zu haben, wozu er ihnen doch nicht einmal Veranlaſſung, geſchweige gar Auftrag, gegeben hatte.

Ueber die Auferweckung der Tabitha (Kap. 9.) gingen wir geradezu weg.

In der Rede des Petrus im Hauſe des Kornelius (Kap. 10.) iſt der durch Jeſum verkündigte Friede zwiſchen Juden und Nichtjuden das beſte. Ich glaube aber kaum, daß Petrus, wenn er Jeſum einen Herrn über Alles nennt, das Rechte dabei gedacht haben möge; wenigſtens leuchtet aus V. 42. ein, daß er das Weltrichteramt Jeſu buchſtäblich genommen habe.

Als wir Kap. 11, V. 13. geleſen hatten, wo es heiſſt, dem Kornelius ſei geſagt worden, er werde vom Petrus eine Lehre vernehmen, die ihn und alle die Seinigen beſeligen würde, las ich geſchwind nochmals den ganzen Vortrag, welchen Petrus dieſen Leuten gehalten hatte, und fand auch nicht den geringſten chriſtlichen Religionsunterricht, ſondern blos eine Demonſtration, daß Jeſus von Nazaret wirklich der Meſſias ſei, und daß Jeder, der dis glaube, Vergebung der Sünden erhalte. Ich bezeigte meine Verwunderung darüber; Funk aber erwiederte,

ich würde es weiter so finden, daß anfangs die ganze Predigt der Apostel darin bestanden habe, und daß sie bis das Wort Gottes, oder das Wort Jesu, des Herrn, oder das Evangelium vom Herrn Jesu, genannt hätten. „Als sie Jesus zum ersten Male aussendete, setzte mein Freund hinzu, da musten sie nur zur Busse und Sittenverbesserung ermuntern, weil der Messias komme; bei ihrer zweiten Aussendung aber lies er sie einen Schritt weiter thun, und bekannt machen, daß er der Gekreutzigte und hernach wieder Auferstandene der Messias sei. Wer dis glaube, musten sie hinzusetzen, der bekomme Vergebung der Sünden und einst Heil in seinem Reiche. Dis war anfangs die ganze Lehre Jesu, welche sie verkündigten; wirklicher christlicher Religionsunterricht fand nur späterhin Platz, und Paulus scheint dazu erst den Ton angegeben zu haben."

Ich fand Alles wirklich so, wie Funk mir es angegeben hatte. Kap. 13. V. 38. spricht Paulus in der Sinagoge zu Antiochia — „Es sei euch kund gethan, daß euch durch den, welchen Gott auferwecket hat, Vergebung der Sünden angeboten werde, und daß durch ihn Jeder, der ihn für

den Messias annimmt, von Allem freigesprochen werde, wovon auch Moses Gesetz nicht freisprechen konnte." Dis wird V. 26. das Wort des Heils, oder die heilvolle Lehre, genannt. Kap. 15, V. 11. spricht Petrus zu Jerusalem in einer ausserordentlichen Versammlung — „Wir selbst, die wir aus dem Judenthum sind, erwarten eben so, wie iene die aus dem Heidenthum zu unserer Gemeine kamen, unsere Seligkeit von der Gnade unseres Herrn, des Messias, Jesus." Kap. 16, V. 30. antwortet Paulus zu Philippi dem Kerkermeister, welcher ihn gefragt hatte, was er thun müsse, um selig zu werden — „Glaube an Jesum, als an den Messias, so wirst du samt deiner Familie selig." Man sieht also offenbar, daß die ganze Tendenz des ersten apostolischen Unterrichts blos auf Glauben, Jesus sei der erwartete Messias, ging. Daher forschten auch die Juden zu Beror, (Kap. 17, 11.) als sie das Wort, oder den Vortrag, Jesus von Nazaret sei der Messias, hörten, in den Schriften nach, ob sich die Sache auch so verhalten könnte. Hatten die Apostel aber mit Heiden zu thun, so bekehrten sie sie erst vom Götzendienste zu Gott, und forderten sie dann zum Glauben auf, daß Jesus der Messias sei.

Paulus ist nach der Apostelgeschichte der Mann, welcher bald weiter ging, und im eigentlichen Verstande christliche Religion vortrug. Schon seine Abschiedsrede zu Milet (Kap. 20.) gibt darüber deutliche Winke. Vor dem Statthalter Felix aber, der ihn ausdrücklich kommen liess, um von ihm das Nähere über den Glauben an den Messias zu vernehmen, sprach er nach Kap. 24, V. 25. von Gerechtigkeit und Enthaltsamkeit, und vom künftigen Gericht. Vor dem König Agrippa (Kap. 26.) redete er ebenfals viel von seiner Sittenlehre. Uebrigens ist er nach dem, was Lukas von ihm berichtet, ein Lehrer der Auferstehung der Todten im eigentlichen Verstande. (Kap. 24, 15.) Auch soll er sich, wie Lukas sagt, vor der Judenschaft zu Rom damit vertheidigt haben, daß er gegen das väterliche Gesetz nie etwas verbrochen habe. (Kap. 28, 17.) Frank, als er meine üble Laune darüber bemerkte, vertröstete mich auf seine Briefe.

## Nach der neun und zwanzigsten Bibelkonferenz.

„Paulus, hub Funk heute gleich wieder an, wird nun Ihr Mann sein, das weis ich.“ Ich schwieg, und nahm mir vor, es abzuwarten; so schlugen wir den Brief an die Römer auf.

Das ist wahr, daß hier gleich ein ganz anderer Geist wehet, als in ienen kurzen Vorträgen der Apostel beim Lukas. Evangelium ist dem Paulus Mehr, als die blosse Ankündigung, daß der gekreutzigte und auferstandene Jesus der Messias sei; der Glaube an Jesum bekommt bei ihm einen grösseren Umkreis, und schliesst die Befolgung der sittlichen Vorschriften Jesu in sich; das Judenthum erklärt er für abgeschafft; alle Menschen hält er für gleich, und von dem Reiche Gottes und Jesu, als des Messias, hegt er sehr würdige Begriffe; verschidene seiner dogmatischen Sätze und

Aeuſerungen aber konnten mir gar nicht gefallen. Dieſe haben iedoch weiter kein Intereſſe für mich; ich will mir alſo blos wiederholen, was ich eigentlich für mich im Brief an die Römer fand.

Kap. 2, 5. trägt die Lehre von zukünftiger Vergeltung ſehr beſtimmt vor. „Du häufeſt dir durch Unbeſſerlichkeit Strafe über Strafe auf den Tag der Offenbarung des gerechten Gerichts Gottes, der einem Jeden nach ſeinen Thaten vergelten, und die, welche durch beharrliche Rechtſchaffenheit nach ewigem Heile ſtrebten, mit ewigem Heile belohnen, die Laſterhaften hingegen ſeine Ungnade und Strafe fühlen laſſen wird.“ Hier wird Gott ſelbſt als Richter und Vergelter angegeben; daß aber der Ausdruck „Tag“ buchſtäblich zu nehmen ſei, glaube ich. V. 16., wo Jeſus als derienige hingeſtellt wird, durch den Gott auch die geheimſten Thaten und Geſinnungen der Menſchen öffentlich richten werde, beweiſet dis; denn hier wird auch eines ſolchen Tages gedacht, der offenbar derſelbe Tag iſt, von welchem Jeſus ſelbſt ſprach.

Die ſonderbare Zuſammenſtellung Adams und Jeſu, (Kap. 5.) welche darauf hinaus läuft, daß ſo, wie der Tod durch den einen Adam herr-

ſchend geworden, auch durch den einen Jeſus Chriſtus alle Menſchen leben und herrſchen ſollten, rechne ich zu den witzigen Einfällen des Paulus. Bald darauf heiſſts dann wieder — wie durch den Ungehorſam eines einzigen Menſchen viele Sünder geworden wären, ſo würden auch durch den Gehorſam eines Einzigen viele Gerechte; daß man alſo faſt denken ſollte, er ſpräche von Tod und Leben im geiſtigen Verſtande.

In der erſteren Hälfte des ſechſten Kapitels wird offenbar mit leben und ſterben wieder Witz getrieben, nur auf andere Weiſe. Die Tendenz davon iſt allerdings hochmoraliſch; man weis doch aber zuweilen nicht, was man dabei denken ſolle. „Wie? ſollten wir, die wir der Sünde entſtorben ſind, ihr ferner unſer Leben weihen? Wiſſet ihr nicht, daß Alle, die ſich auf Jeſum Chriſtum taufen lieſſen, mit ihm zu ſterben ſich verpflichteten? Begraben wurden wir mit ihm durch unſere Todestaufe, und ſollen alſo auch, ſo wie Chriſtus durch des Vaters Macht ein neues Leben nach dem Tode begann, ein ganz neues Leben führen. Haben wir Theil genommen an ſeinem Tode, ſo ſollen wir auch an ſeiner Auferſtehung Theil nehmen, und denken, daß der alte

Sinn ans Kreuz geschlagen werden muß, damit die Sinnlichkeit ihre Gewalt verliehre, und der Dienst des Lasters ein Ende nehme; denn todt sein und aufhören zu sündigen, ist einerlei. Sterben wir also mit Christo, so müssen wir auch glauben, es sei unsere Pflicht zu leben, weil er lebt. Er starb aber, wie ihr wisset, nicht wieder, seitdem er vom Tode erstand; der Tod hatte keine Macht mehr über ihn. Denn daß er starb, geschah unserer Sünde wegen, ein für allemal; daß er lebt, geschieht Gott zu Ehren. So heißt es auch von euch — seid todt für die Sünde, und lebet für Gott mit unserem Herrn Jesus Christus. Nein, die Sünde herrsche nicht in eurem sterblichen Leibe! Gehorchet nicht ihren Lüsten! Bietet eure Kräfte der Sünde nicht zu Werkzeugen des Lasters an, sondern weihet euch Gott als die da von den Todten lebendig sind, und bietet eure Kräfte Gott dar zu Werkzeugen der Rechtschaffenheit!" Daß diese Stelle von der sogenannten geistlichen Auferstehung handle, ist wohl kein Zweifel; sollte aber aus ihr nicht auch Licht auf manche Stelle beim Johannes fallen, wo Jesus von Auferstehung und von Auferweckung der Todten spricht? Uebrigens leuchtet aus ihr

ein, daß Paulus geglaubt, die Auferstehung Jesu selbst sei eine wirkliche Auferstehung gewesen.

Den Tod, welcher nach V. 22. für der Sünde Sold und verdienten Lohn ausgegeben wird, erklärte Funk vom Elende, das auf Lasterhaftigkeit natürlich folge, und das ewige Leben, welches als ein Geschenk Gottes durch Christum beschrieben wird, für ewiges Heil.

Kap. 7, 6. stösst man auf einen Ausspruch, der den erleuchteten Apostel in seiner ganzen Grösse zeigt. Es heisst nehmlich daselbst, Gott solle nun nicht mehr verehrt werden im alten Wesen des Buchstabens, sondern im neuen Wesen des Geistes. Offenbar ist hier die Rede von Religionsverfassungen, und so wird die durch Jesum eingeführte Religion eine geistige Religion genannt. Wie richtig dachte also Paulus über Bestimmung, Plan und Zweck Jesu! Den grossen Religionsreformator erkannte er in seinem Messias, und Herrn. Eben so sieht man auch, wenn er V. 24. erst ausruft — „wer wird mich elenden Menschen erlösen von dem Leibe dieses Todes?" oder, wer wird mich von der Macht der Sinnlichkeit erlösen, die mich so elend macht? — und dann sich selbst antwortet: „ich danke Gott durch Jesum Christum,

unſern Herrn“ oder, doch o wie ſelig bin ich Gott lob durch unſern Herrn Jeſus Chriſtus, geworden! — man ſieht, ſag' ich, augenſcheinlich, daß er hier nicht von dem bloſſen Glauben, daß Jeſus der Meſſias ſei, ſondern von der Lehre Jeſu, rede, die durch ihre vollkommenen ſittlichen Vorſchriften den ſinnlichen Menſchen zu heiligen vermag. Noch deutlicher und ſchöner iſt dis ausgedrückt Kap. 8, V. 1., wo es heiſſt — „So iſt dann nichts Verdammliches an denen, die in Chriſto Jeſu ſind,“ oder, allem Verderben, das die Sinnlichkeit anrichtet, entrinnen die wahren Anhänger Jeſu, die Befolger ſeiner reinen Tugendlehre. Groſſer Menſchenveredler war alſo dem Paulus Jeſus als Meſſias. Nun ſei es auch genug für mich, nichts deshalb wieder auf ihn kommen zu laſſen, daß er von Jeſu und von ſeinem Meſſiate nicht die lauterſten Vorſtellungen gehabt habe.

Kap. 8, V. 11. lehrt der Apoſtel keinesweges die künftige Auferſtehung des Leibes, ſondern fährt blos in ſeiner Vorſtellung, daß der Körper bei ſeinen Trieben todt für das Gute ſei, fort. „Wenn der Geiſt deſſen, der Jeſum vom Tode erweckte, in euch ſeine Wohnung hat, ſo wird der, welcher Chriſtum vom Tode erweckte, auch eure

für das Gute so todten Körper wieder mit neuer Kraft beleben, darum, weil sein Geist in euch seine Wohnung hat. Alles zielt hier auf die Lehre Jesu, welche mit göttlichem Geiste, oder mit göttlichen Gesinnungen, erfüllt. Indem sie dis thut, belebt sie auch das Herz mit der kindlichsten Zuversicht zu Gott. Dis wird nun weiterhin ausgeführt, und so las ich von V. 14. an mit wahrer Seelenwonne, wie folgt. — —

„Alle, welche von göttlichen Gesinnungen belebt werden, sind Gottes Kinder. Als Kinder Gottes sind wir auch künftige Besitzer von dem, was Gott besitzt, Mitbesitzer von dem, was Christus besitzt. Dulden wir, wie dieser, so werden wir auch Theil an seiner Seligkeit nehmen. Und was sind alle Leiden dieser Zeit? Sie kommen in keine Berechnung gegen den Glanz der Seligkeit, der sich an uns enthüllen wird. Auf diese Enthüllung der Würde der Gottessöhne harrt sehnsuchtvoll die ganze Natur; sie, gegen das Streben ihrer Kräfte, jetzt der Unvollkommenheit unterworfen, weil ihr Beherrscher es will; doch mit der Hofnung, einst frei zu werden von dem Gesetze der Zerstörung, so bald die Kinder der Gottheit zu ihrer herrlichen Freiheit gelangen. Denn wir

ſieht nicht, daß bis ietzt noch die ganze Natur überall in Geburtsſchmerzen ſeufzt? Und nicht ſie allein, ſondern auch diejenigen ſelbſt, die den erſten Antheil an dem göttlichen Geiſte erhielten; auch wir ſeufzen in unſerem Innerſten der Einſetzung in unſere Kindesrechte entgegen, ſo lange wir noch auf die Entfeſſelung von unſerem erſten Körper harren. Jetzt ſind wir erſt noch in der Hofnung ſelig u.ſ.w." Wer hört hier nicht einen Mann ſprechen, der allen irdiſchen Erwartungen entſagt hat, und das wahre Menſchenheil in einem höheren Zuſtande der Dinge ſucht?

Kap. 10, V. 9. hätte mich bald betreten gemacht. „Bekennt dein Mund, daß Jeſus dein Herr ſei, und iſt deine Seele überzeugt, daß Gott ihn vom Tode erweckt habe, ſo macht dich dis ſelig." Klingts hier nicht wirklich ſo, als ſetzte Paulus Alles auf den Glauben, daß Jeſus der Meſſias ſei? Er fährt aber fort — „denn dieſe Ueberzeugung deiner Seele bringt den rechtſchaffenen Sinn hervor" — und nun ſieht man wohl, daß iener Glaube nur in ſo fern das Seligkeitsmittel ſei, als er hernach zur Befolgung der Lehre Jeſu antreibt. So überſetzte nehmlich Funk den Text, ſtatt daß Luther überſetzt hat — denn ſo

man von Herzen glaubt, wird man gerecht. Herrlich ſtimmt auch damit Kap. 13, V. 11. überein, wo der Apoſtel ſpricht — „Unſer Heil iſt uns ietzt näher, als ehemals, da wir den Glauben an Jeſum erſt annahmen.“ Worauf kann dis anders gehen, als auf den ausführlicheren Unterricht in der Lehre Jeſu, der hernach den Glaubenden an ihn ertheilt worden war? „Nun iſt Tag für uns, fährt Paulus ia fort, nun alſo weg mit Allem, was zur Finſternis gehört! Wohlanſtändig, des Tages würdig, dem erhaltenen Sittenlichte gemäs, ſei unſer Wandel! Ziehet an den Herrn Jeſum Chriſt — machet euch die ganze Denkart unſeres Herrn Jeſu recht eigen.“

Kap. 14, V. 8. lieſet man — „So lange wir leben, ſtehen wir unter dem Herrn, und ſterben wir, ſo ſtehen wir auch dann noch unter ihm.“ V. 11. heiſſts dann wieder — „Wir werden alle vor dem Richterſtuhle Chriſti erſcheinen müſſen“ — und V. 12. — „Jeder wird für ſich ſelbſt Gott Rechenſchaft ablegen müſſen.“ V. 17. aber iſt eine wahre Herzensſtelle für mich — „Das Reich Gottes iſt nicht Eſſen und Trinken, ſondern Rechtſchaffenheit, Friedensliebe und Erfreunngs-luſt. Wer Chriſtum durch ſolche Tugenden ehrt,

der hat Gottes Beifall und der Menſchen Achtung.“ So gefiel es mir auch, daß Kap. 15. V. 27. von der Beiſteuer, welche die Chriſten in Macedonien und Achaia für ihre armen Glaubensgenoſſen zu Jeruſalem zuſammengebracht hatten, geſagt wird, es ſei billig geweſen, daß jene dieſen mit ihren zeitlichen Gütern gedient hätten, weil ſie an den geiſtigen Gütern derſelben Theil genommen hätten. Es iſt alſo aus dem erſten Briefe des Paulus gleich ſonnenklar, daß dieſer Apoſtel in den Geiſt des Chriſtenthums vollkommen eingedrungen ſei, und daß er vom Reiche Gottes, oder vom Meſſiasreiche, und von der Seligkeit darin, ganz die Vorſtellungen gehabt habe, welche man nach den höheren Winken, die Jeſus deshalb gab, davon haben ſollte. Die Geſelſchaft derer, welche ſich zu Jeſu bekennen, war ihm jenes Reich, und die Seligkeit darin waren ihm die beſſere Gotteserkenntnis und die reinere Sittlichkeit im Chriſtenthum. Sehr zufrieden alſo hierüber endigte ich das Leſen ſeines Briefs an die Römer.

## Nach der dreissigsten Bibelkonferenz.

Wer das, was ich letzthin am Ende behauptete, noch nicht zugeben wollte, der müste es doch dann zugeben, wenn er die Briefe des Paulus an solche Gemeinen lieset, welche er selbst gestiftet. Gleich der Anfang des ersten Briefs an die Korinther — wie lautet er? „Immer danke ich meinem Gott, daß er euch durch das Christenthum so grosse Vorzüge ertheilt hat. Mit allen nöthigen Religionserkentnissen seid ihr reichlich versehen. Recht kräftig hat der Unterricht, den ihr erhieltet, auf euch gewirkt. An keiner Geistesgabe fehlt es euch. Ihr werdet auch gewis standhaft ausharren, und bis ans Ende tadellos erfunden werden; das hoffe ich zu Gott, der euch zur Gemeinschaft seines Sohnes, unsers Herrn, Jesu Christi, rief." Wenn Paulus aber dabei einschaltet — „ihr könnet der glorreichen Erscheinung

unſeres Herrn getroſt entgegen ſehen — ihr werdet tadellos erhalten werden bis ans Ende auf den Tag unſeres Herrn Jeſu Chriſti" — ſo ſieht man auch ſchon deutlich genug, daß er an eine eigentliche Wiederkunft Jeſu zum Gerichte nicht nur glaubt, ſondern ſelbige auch bald erwartet habe. Jedoch, das ſei; heiſſts doch am Ende des erſten Kapitels wieder — „Gott allein habt ihr es zu danken, daß ihr mit Jeſus Chriſtus verbunden ſeid, durch den wir nach Gottes Abſicht weiſe, rechtſchaffene, gottgeweihte Menſchen und einſt von allen Uebeln befreit werden ſollen."

Kap. 3, V. 1. ſchien mir wichtig. „Euch, Brüder, konnte ich freilich noch nicht wie geiſtige Menſchen unterrichten; ich muſte mit euch als mit ſinnlichen Menſchen, als mit jungen Kindern in Chriſto, umgehen. Mit Milch nährte ich euch, nicht mit ſtarker Speiſe; dieſe könntet ihr noch nicht vertragen, und ihr könnet es auch nun noch nicht, weil ihr noch ſinnlich ſeid." Sollte hier nicht ein Wink über manche Vorſtellungsart und bildliche Einbildung, deren ſich Paulus beim Vortrage der Wahrheiten bediente, gegeben worden ſein, ſo, daß wir die Wahrheiten ſelbſt jetzt wohl davon unterſcheiden müſſen? Gern möcht'

ich Kap. 4, V. 5. hieher rechnen. „Mein Richter iſt der Herr. Darum ſprechet nicht über mich ab, ſondern wartet, bis der Herr kommt, der Alles beleuchten wird; dann wird Jedem das Lob von Gott zu Theile werden, das er verdient.“ Funk aber ſagte, ich käme damit nicht fort.

Ich kann mich nicht enthalten, Kap. 5. V. 9—13. hier abzuſchreiben. „Wenn ich euch letzthin ſchrieb, ihr ſolltet allen Umgang mit ſchlechten Menſchen vermeiden, ſo verſtand ich dis nicht ſo, daß es im Allgemeinen gelten ſolle, denn ſonſt müſtet ihr die Welt räumen, die menſchliche Geſellſchaft verlaſſen. Vielmehr meint' ichs ſo, aber das auch im ganzen Ernſt — mit einem Menſchen, der ſich läſſt einen Bruder, einen Chriſten, nennen, gehet durchaus nicht um, wenn er dabei ein ſchlechter Menſch, z. E. ein Lüderlicher, ein Wucherer, ein Verleumder, ein Trunkenbold, ein Räuber iſt. Stoſſet vielmehr ieden Laſterhaften aus eurer Geſellſchaft aus!“ Gott, zu welcher Würde erhub Paulus die chriſtliche Kirche! Doch — ich will aufhören, dergleichen Stellen abzuſchreiben, ſonſt gehörte Kap. 6, 9. gleich auch hieher.

Kap. 6, V. 13. las ich — „Die Speiſen ſind für den Bauch da, und der Bauch iſt da für die Speiſen; beides aber wird Gott einſt aufhören laſſen.“ Dis klang gut. Gleich drauf aber las ich — wie Gott den Herrn vom Tode erweckte, ſo wird er auch uns durch ſeine Macht auferwecken.“ Dis klang nicht gut. Beſſer klang wieder Kap. 7, V. 31., — „das Weſen dieſer Welt vergeht.“ Der unverwelkliche Kranz Kap. 9, V. 25. hat auch meinen ganzen Beifall.

Im zehnten Kapitel ſetzt Paulus, nachdem er mehrere warnende Beiſpiele aus der jüdiſchen Vorwelt aufgeführt hat, V. 11. nochmals hinzu — „lauter warnende Begebenheiten für uns, auf welche das Ende der Welt gekommen iſt.“ Daß er hier von der jüdiſchen Religions- und Staatsverfaſſung blos rede, daran ſoll, wie Funk ſagt, nicht zu denken ſein.

Kap. 11, V. 26. wird gelehrt — „So oft ihr von dieſem Brodte eſſet, und aus dieſem Kelche trinket, ſollet ihr zu einander ſagen: der Herr iſt für uns geſtorben; und dis geſchehe, bis er ſelbſt wiederkommt.“ Man kann hiermit vergleichen Akt. I. U.

Die aufgeklärte Denkart des Paulus über künftige höhere Glückſeligkeit hat ſich Kap. 13. von V. 9. an, ein herrliches Monument geſetzt. „Unvollkommen iſt noch unſere jetzige Einſicht; eine vollkommenere Einſicht wird aber einſt an die Stelle der unvollkommenen treten. Als ich ein Kind war, hatte ich kindiſche Neigungen, kindiſche Begriffe; in reiferem Alter ward auch Sprache, wurden auch Neigungen und Begriffe männlich. (Wie ſich nun die Kindheit im gegenwärtigen Leben zum männlichen Alter in ſelbigem verhielt, ſo wird ſich das ganze gegenwärtige Leben gegen das künftige verhalten.) Jetzt ſehen wir Alles nur dunkel, wie durch eine nur wenig durchſichtige Scheibe; einſt aber werden wir eine völlig anſchauende Erkentnis beſitzen. Welcher Philoſoph darf ſich wohl ſolcher Vorſtellungen vom Menſchenheile in jener Welt ſchämen, das hier ſo vergeiſtert erſcheint? O wie weit war doch Paulus über die grobſinnlichen jüdiſchen Vorſtellungen von künftiger Seligkeit erhoben! Und wenn er dann hinzuſetzt — „Die Menſchenliebe wird ewig fortdauern. Zwar haben Glaube, Hofnung, Menſchenliebe — alle drei — einen bleibenden Werth, das Vortreflichſte darunter aber bleibt dennoch

die Menſchenliebe" — ſo ſteht hier doch gewiß das ſchönſte Ideal von dem Heile jener Welt aufgeſtellt, nach deſſen Verwirklichung für ſich Jeder, der hier ſchon nach Weisheit und Herzensgüte ſtrebt, ſich ſehnt.

Auf das funfzehnte Kapitel hatte mich Funk ſehr neugierig gemacht, weil er mir zu erkennen gab, daß ich nach Leſung deſſelben dem Paulus auch über den groſſen Punkt der Auferſtehung wohl eben ſo richtigere Begriffe zutrauen würde, wie er ſie über die künftige Seligkeit offenbar gehabt. Ich weis nun aber, da ich es dreimal geleſen habe, doch nicht, was ich deßhalb von ihm denken ſoll. Es iſt wahr, zuweilen ſcheints, als wollte er auf die rechte Spur hinweiſen, am Ende aber und im Ganzen behält er doch das gewöhnliche Gleis bei. Dabei bleibt es dennoch wahr, daß er der Erſte und der Einzige unter den Apoſteln geweſen iſt, der die Lehre von Auferſtehung der Leiber wenigſtens vergeiſtigt, und dem groben Materialismus in der künftigen Welt entgegen gearbeitet hat.

Da Paulus einmal eine geſchehene eigentliche Auferſtehung Jeſu glaubte, ſo mag er

immerhin von V. 13. an so disputiren, wie er disputirt — ich halte mich dabei nicht auf; wenn er aber V. 18. konkludirt — „ist Christus nicht auferstanden, so sind auch die bereits entschlafenen Verehrer Christi ohne Rettung verlohren" — und wenn er dann noch hinzusetzt — „auch wir sind die unglücklichsten Menschen, wenn wir nach diesem Leben von Christo nichts zu erwarten haben" — so sieht man ja offenbar, daß er der Meinung Jesu gewesen, alles weitere Leben nach dem Tode beruhe auf wirkliche Auferstehung. Noch härter klang mir seine Rede von V. 20. an. „Nein, Christus ist auferstanden, von Allen, die da schlafen, zuerst auferstanden; doch so, daß nun, wie durch einen Menschen der Tod in die Welt kam, auch durch einen Menschen Auferstehung der Todten in die Welt gekommen ist. Wie durch Adam Alle sterben, so werden Alle durch Christum wieder lebendig werden." Ist dis nicht eben so, als wenn Paulus spräche, wenn Christus nicht gewesen wäre, so gäb's kein Leben nach dem Tode?

Die Auferstehungszeit selbst wird V. 23. bei der Wiederkunft Christi angesetzt. Auffallend ists aber, daß da nur von Auferstehung der Verehrer

Jesu, und nicht von allgemeiner Auferstehung, die Rede ist. Der Gedanke, welcher hernach folgt, und der dem Paulus einzig und allein eigen sein soll — „daß Jesus Christus nach geschehener Todtenauferstehung sein Geschäft als vollendet ansehen, sein Reich an Gott, den Vater, übergeben, und diesem sich selbst unterwerfen werde, damit Gott Alles in Allem sei" — könnte freilich ein schöner Fingerzeig sein, daß Paulus den alleraufgeklärtesten Begrif von der Herrschaft Jesu über seine Kirche gehabt, deren Lehranstalten in jener Welt nicht mehr nöthig sein werden; ob aber die ganze glänzende Aeuserung zu vielen anderweitigen Aeuserungen des Apostels passe, ist eine andere Frage, und bedenkt man, daß er die Wiederkunft Christi und die damit verbundene Todtenauferstehung noch zu erleben gemeint, oder sie doch für sehr nahe gehalten, so verdunkelt sich aller Glanz wieder. Glauben will ich zwar recht gern, daß alle religiöse und sittliche Menschenbelehrung, also auch die, welche Jesus einrichtete und fortdauernd machte, nur für dieses Leben nöthig sei, und daß Jeder, der durch den Tod in jenes Leben übergeht, dort dergleichen nicht bedürfe; das ist dann aber eine ganz andere Vor-

ſtellung, als diejenige, welche ſich Paulus von einer feierlichen Uebergabe des Reichs Jeſu an Gott nach erfolgter ſolenner Auferſtehung machte.

Von V. 29. an wird es abermals klar, daß Paulus alle Hofnung eines künftigen Lebens auf wirkliche Auferſtehung gebauet habe. „Wenn die Todten nicht auferſtehen, warum ſetze ich mich ſtündlich im Dienſte der Religion den gröſſeſten Gefaren aus? Was hab ich davon, daß ich zu Epheſus einen ſo wütenden Kampf ausſtand, wenn die Todten nicht auferſtehen?" Wenn es hier noch hieſſe — wenn wir im Tode nicht fortleben! „Laſſt uns eſſen und trinken — auf Wohlleben nur laſſt uns ſinnen — morgen ſind wir todt — dis wäre dann die beſte Loſung; wenn, nehmlich keine Auferſtehung zu erwarten wäre." Warum denn aber gerade Auferſtehung nach langer Zeit erſt zum zweiten Leben, und nicht Uebergang gleich durch den Tod aus dem erſten Leben ins zweite? Gelegentlich ſieht man iedoch auch hieraus, daß Paulus ſelbſt den Glauben an ein künftiges Leben für unentbehrlich zur Sittlichkeit gehalten habe, wenn ſich auch unſere neueren Philoſophen noch ſo ſehr gegen dieſe Meinung ſträuben.

Mit V. 35. ward meine Aufmerkſamkeit aufs höchſte geſpannt. „Wie läſſt ſich denn aber eine Auferſtehung der Todten denken? und mit was für Leibern werden ſie kommen?“ Die ganze Antwort, welche auf die erſte Frage erfolgt, ſcheint mir ſehr ſeicht, ſo gekünſtelt und ausgeſchmückt ſie auch ſein mag. Ich wollte auch lieber, daß gefragt worden wäre — wie läſſt ſich denn ein Fortleben der Todten denken? Wie die Sachen hier hingeſtellt ſind, würde der ganze Menſch begraben, und der ganze Menſch müſte erſt dereinſt wieder auferſtehen; dis iſt aber ein Gedanke, der allen Glauben an weitere menſchliche Zukünfte verſcheucht. Nein, das Ich, das Selbſt, wird nicht mitbegraben, ſondern iſt unſterblich; es bedarf aber freilich eines neuen Körpers, und dieſer — woher? Wie nahe war doch hier Paulus, wenn er nur Unſterblichkeit des Ich, oder des Geiſtes, recht rein gekannt hätte, der allerrichtigſten Antwort darauf! Indem er den ietzigen Körper mit einem Samenkorn, das ausgeſäet, oder in die Erde gebracht wird, bei ſeinem Begrabenwerden vergleicht, nimmt er offenbar einen Keim an, der in ſelbigem ſchon zum künftigen Körper liege. Mus ſich

denn dieſer Keim gerade in der Erde entwickeln, wie die Keime in den Sämereien? Kann er ſich nicht gleich durch den Tod entwickeln? Und — was kann er anders ſein, als die feinere Organiſation, welche in der gröberen ietzt ſchon da, aber mit dieſer noch umhüllt iſt? Iſt alſo zum höheren Fortleben in ienes blos weiter etwas nöthig, als daß dieſe wegfalle, d. h. daß Tod erfolge? Ueberhaupt hinkt die ganze Vergleichung einer Leiche, die beerdigt wird, mit einem Samenkorne, das auch beerdigt wird, gar ſehr. Jeſus verglich ſich auch einſt mit einem Waitzenkorne, das in die Erde erſt müſte, und da verdürbe; er that dis aber nicht, um die Möglichkeit ſeines künftigen Lebens dadurch deutlich zu machen, ſondern um die Nothwendigkeit ſeines Todes zur Errichtung ſeiner Kirche, oder Gemeine, ins Licht zu ſetzen, die er mit den Aehren verglich, welche das Waitzenkorn dadurch, daß es an ſich ſelbſt in der Erde zu Grunde ginge, hernach trüge.

Was von der Beſchaffenheit des künftigen Körpers ſelbſt von V. 42. an geſagt wird, iſt ſehr ſchön; wenn nur vom Geſäetwerden und Auferſtehen dabei nicht die Rede wäre. „Verwesliches

wird begraben, geſäet; Unverwesliches wird auferſtehen. Unanſehnliches wird begraben; Herrliches wird auferſtehen. Gebrechlichkeit wird begraben, Kraftfülle wird auferſtehen. Ein ſinnlicher Leib wird begraben; ein geiſtiſcher wird auferſtehen." Wenn man dafür läſe — „aus der verweslichen erſten Menſchenhülle bildet ſich die zweite unverwesliche, aus der erſten unanſehnlichen die zweite herrliche, aus der erſten gebrechlichen die zweite kraftvolle, und das gleich im Tode; ſo, wie der ſinnliche Körper fällt, erhebt ſich aus ihm der geiſtiſche" — wer würde es nicht mit Freuden unterſchreiben?

Auch V. 44. iſt in der letzteren Hälfte, wenn ſie genuin iſt, mir aus der Seele geſchrieben — „es gibt einen geiſtiſchen Körper, wie es einen ſinnlichen Körper gibt." Mir heiſſt dis nehmlich — „es gibt ietzt ſchon im Körper eine feinere Organiſation, wie es eine gröbere gibt;" daß aber Paulus dieſe Theorie nicht gehabt habe, zeigt das Folgende, worin er mit einem irdiſchen Adam und mit einem himliſchen Adam zu thun hat, und zuletzt hinzuſetzt, daß wir das Bild des himliſchen einſt tragen [illegible]n, wie wir das Bild des irdiſchen g[illegible]n.

Das iſt wohl ſchön, daß nach V. 50. Fleiſch und Blut, oder der gegenwärtige Körper, in den Zuſtand der Seligen ſo wenig übergehen könne, als das, was einmal verweslich iſt, iemals unverweslich werden kann; ich möchte nur aber wiſſen, wie Paulus es erklärt haben möchte, daß der auferſtandene und ſeiner Meinung nach in das künftige Leben eingetretene Jeſus von ſeinen Jüngern ſich noch hätte befaſſen und befühlen laſſen, und mit ihnen noch hätte eſſen und trinken können.

Was las ich von V. 51. an? „Ich will euch etwas ganz Beſonderes ſagen. Wir werden nicht Alle ſterben. Zur Zeit, wenn die letzte Poſaune erſchallen wird — urplötzlich — in einem Augenblick wirds geſchehen, daß die Todten unverweslich auferſtehen werden, und wir — wir werden alsdann verwandelt werden. Denn das Verwesliche muß in Unverweslichkeit, und das Sterbliche in Unſterblichkeit übergehen.“ Die Poſaune, deren hier gedacht wird, mag immerhin ihren Grund in Matth. 24, V. 31 haben; auch mag die Art und Weiſe, wie Jeſus von ſeiner Zukunft zum Gerichte ſprach, die Gelegenheit dazu gegeben haben, daß Paulus glaubte, er, oder

viele seiner Zeitgenossen doch würden selbige erle-
ben; die Verwandlung, oder der Uebergang
der alsdann noch lebenden Sterblichen in Unsterb-
liche ist, was mich zu einem recht heiligen Nach-
denken zwingt. Wie? so etwas nahm Paulus an?
Dis hielt er für möglich? Warum soll denn also
nicht für Jeden, der wirklich stirbt, der Tod eben
so eine Verwandlung sein? Ist dis nicht der
wahre und einzig vernünftige Begrif, den man
mit Auferstehung zu verbinden hat? Und wie?
ach, wie? wollte ihn Paulus etwa hiermit leh-
ren? Doch nein, der ganze Zusammenhang zeigt
das Gegentheil; aber nahe — äuserst nahe an der
Wahrheit war der gute, liebe Apostel. — — —

Wir nahmen heute noch gleich den zweiten
Brief an die Korinther mit, weil Funk mir vor-
her sagte, daß ich, eine einzige Stelle ausgenom-
men, Wenig darin für mich finden würde. In
der That verhielt sichs auch so, und wir durch-
liefen ihn deshalb blos.

Die Schilderung, welche Paulus im dritten
Kapitel von der Würde des christlichen Lehramts
macht, las ich mit Vergnügen, weil sie sein Ge-
fühl von seiner eigentlichen und wahrhaftig er-
habenen Bestimmung so rein und stark zugleich

ausdrückt. Ebenso hatte ich auch meine Freude am Ende des vierten Kapitels, wo er sich selbst im Eifer bei Betreibung seines Lehramts stärkt — „wir werden nicht verdrossen; wenn sich auch die Kräfte des Körpers allmählich verzehren, so gewinnt doch der Geist von einem Tage zum andern neue Stärke. Auch haben die gegenwärtigen, immer noch sehr erträglichen Drangsale eine überschwenglich herrliche und unvergängliche Glückseligkeit zur Folge; denn nicht das Sichtbare ist unser Augenmerk, sondern das Unsichtbare. Jenes ist vorübergehend; dieses dauert ewig."

Im Anfange des fünften Kapitels befindet sich die Stelle, auf welche mich Funk vertröstete, und und ich gestehe, daß sie mich sehr überraschte. Hier ist sie — „Obgleich das irdische Gezelt, das wir bewohnen, abgebrochen werden wird, so wissen wir, daß uns Gott dafür ein himlisches Haus geben wird, das nicht, wie Gebäude, die Menschenhände aufführen, der Zerstörung unterworfen sein, sondern ewig dauern wird. In diesem irdischen Gezelte seufzen wir noch, und sehnen uns nach dem himlischen Hause, das wir beziehen sollen; denn ob wir gleich ausziehen müssen,

ſo werden wir doch nicht ohne Hülle bleiben. Wenn wir indeſſen in dieſem irdiſchen Gezelte beim Gefühle unſerer Mühſeligkeiten ſeufzen, ſo möchten wir nicht ſowohl aus dieſem Körper ausziehen, als vielmehr ſogleich mit dem edleren Körper überkleidet werden, ſo, daß unſer ſterbliches Leben von dem unſterblichen verſchlungen würde. Allein es hat Gott gefallen, es nun mit uns anders zu machen, und er gab uns, damit wir das Beſſere erwarten könnten, ſeinen Geiſt. Wir ſind alſo doch immer guten Muths, ob wir gleich wiſſen, daß wir, ſo lange unſer Aufenthalt in dieſem Körper dauert, in der Fremde, nicht daheim bei dem Herrn, folglich immer noch in einem Zuſtande des Glaubens, nicht des Schauens, ſind. Ja, dennoch ſind wir guten Muths, ſo ſehr wir auch wünſchten, aus dieſem Körper auszuwandern, und beſtändig daheim bei dem Herrn zu ſein. Auch bieten wir deswegen alle Kräfte auf, um ſeinen Beifall zu erhalten, wir mögen nun bald zu ihm kommen, oder nicht. Denn einmal werden wir doch alle vor dem Richterſtuhle Chriſti erſcheinen müſſen, damit Jeder für ſein Thun und Laſſen in dieſem Leben [illegible] ſei gut oder böſe ge-

weſen, empfange, was er dafür verdient.“ Hier iſt offenbar ein beſtehendes Selbſt vom Menſchen angegeben, das gleichſam aus dem einen Körper aus- und in den andern einzieht; hier iſt gleichfals deutlich genug angezeigt, daß dieſes Selbſt ſchlechterdings irgend eines Körpers bedürfe, wie ſogar Cicero ſchon glaubte. Bis hieher finde ich alſo Alles, wie ichs wünſchte; wenn Paulus aber äuſert, er möchte nicht ſowohl aus dieſem Körper ausziehen, als vielmehr ſogleich mit dem edleren Körper überkleidet werden, ſo kann er damit nichts Anderes meinen, als daß er gern den neuen geiſtlichen Leib mit dem gegenwärtigen ohne dazwiſchen kommende Verweſung des letztern vertauſchen möchte; folglich blickt hier wieder das jüdiſche Auferſtehungsſiſtem hervor. Nachher klingts freilich wieder anders, wenn die Redearten — „aus dieſem Körper auswandern“ und „daheim ſein bei dem Herrn“ als gleichbedeutend von ihm gebraucht werden; auch iſts, als meinte er blos ſeinen baldigen oder nicht baldigen Tod damit, wenn er ſagt — wir mögen nun bald zum Herrn kommen, oder nicht; ich finde mich aber doch aus der eigentlichen Meinung des

Paulus nicht heraus. Das aber iſt klar, daß er am Ende eine allgemeine Erſcheinung vor dem Richterſtuhle Chriſti und künftige Vergeltung für Alle hier lehrte.

Die Ekſtaſe, welche der Apoſtel Kap. 12, V. 2., als einſt gehabt, beſchreibt, hatte im Grunde nichts für mich.

## Nach der ein und dreissigsten Bibelkonferenz.

Der Brief an die Galater war für mich sehr arm.

Kap. 4, V. 26. fand ich zwar ein Jerusalem, das droben ist; Funk aber überzeugte mich, daß darunter blos ein höheres oder geistiges Jerusalem zu verstehen sei, welches die christliche Kirche bedeute, die im Gegensatze gegen die jüdische Kirche, oder gegen das seitherige Jerusalem, allerdings eine Freie zu nennen war, weil sie den Zwang des drückenden Ceremonienwesens nicht anerkannte.

Kap. 5, V. 6. war mir darum lieb, weil man da mit wenig Worten die eigentliche Meinung des Paulus über das Christenthum findet. „Glaube ists, der durch Liebe thätig ist." Glauben muste man also zwar erst, daß Jesus der Messias sei; dann muste dieser Glaube

aber auch zu Befolgung ſeiner Lehre antreiben, deren Inhalt nichts, als Menſchenliebe, war.

Kap. 6, V. 7. mag den Beſchlus machen. „Täuſchet euch nicht; Gott läſſt ſeiner nicht ſpotten. Wie die Saat iſt, ſo wird die Erndte ſein. Wer auf den Acker ſeiner Sinnlichkeit ſäet, der wird nur Jammer von ſeiner Saat erndten; wer aber auf den Acker ſeines edleren Theils ſäet, vernünftig und rechtſchaffen lebt, der wird von dieſer beſſeren Saat ewiges Heil erndten. Laſſt uns alſo nicht verdroſſen ſein, Gutes zu thun; nur dann, wenn wir nicht darin ermatten, werden wir zur beſtimmten Zeit die beſſere Erndte halten."

Den Brief an die Epheſer habe ich recht ſchön gefunden an ſich; nur für meine Hauptſache hatte er ebenfals Wenig. Das iſt wahr, wer die reinen und erhabenen Begriffe, welche Paulus von Beſtimmung und Zweck Jeſu, vom Reiche Gottes und des Meſſias, vom Heile bei Chriſto, oder von chriſtlicher Seligkeit, und von dem Karakter, welchen die Bekenner Jeſu aufzuzeigen haben, oder von hoher chriſtlicher Sittlichkeit, hatte, recht vollkommen kennen lernen will, der leſe dieſen Brief. Hier ſind einige Beweiſe davon.

Kap. 1. von V. 3. an — „Hochgepriesen sei Gott, der uns durch Christum gesegnet hat mit geistigen Gütern ieder Art, die ewig dauern! Schon vor Weltbeginn dachte er sie uns zu, damit wir rechtschaffen und unsträflich vor ihm lebten. Seinem allerweisesten Rathschlusse gemäs, entdeckte er uns huldreich seinen vorher unbekannten Willen, die Anstalt dieser spätern Zeiten, nach welcher die Verehrer Gottes in aller Welt durch Christum in eine Gesellschaft vereinigt werden sollen, an deren Seligkeit nun auch wir Theil genommen haben. Der göttliche Geist, mit dem ihr nach Annahme des Evangeliums im Glauben bekräftigt wurdet, ist das Unterpfand unserer künftigen grossen Erwartungen, bis zum Preise seiner göttlichen Macht unsere völlige Erlösung zu Stande kommt. O daß doch nun Gott euch Weisheit verleihen möge, ihn noch immer besser kennen zu lernen! daß er aufhellen möge die Augen eures Geistes, damit ihr einsehen möget, welch eine Seligkeit das ist, die wir hoffen dürfen, und wie überschwenglich köstlich die Güter sind womit er uns ihm Geweihete beschenken will, und welche göttliche Kraft er an uns durch unsere Veredlung nun schon bewiesen hat."

Kap. 2. von V. 3. an. — „Auch wir waren einſt den verderbten Menſchen dieſes Zeitalters gleich, wie ihr, und folgten, wie ihr, nur ſinnlichen Lüſten, und waren ſtrafwürdig, wie ihr und wie alle; an uns insgeſamt aber hat der gnadenvolle Gott ſeine groſſe Huld bewieſen. Als Sünder waren wir Todten gleich: aber er hat uns durch Chriſtum auferweckt und in den Himmel verſetzt, um uns durch alle kommende Zeiten noch ſeine gröſſere Huld zu offenbaren. (Hier wäre dann alſo nicht blos eine geiſtliche Auferſtehung, ſondern auch eine geiſtliche Himmelfart.) Aus Gnaden ſeid ihr ſelig worden durch das Evangelium; (alſo Seligkeit ietzt ſchon für den Gottesverehrer nach Jeſu Anleitungen, die hernach auf ewig fortdauert, und immer gröſſer wird.) Es iſt nicht eigenes Verdienſt, daß euch das Evangelium verkündigt ward, ſondern freie Wohlthat Gottes. Ja, Gottes Werk ſind wir, neugeſchaffen durch Jeſum Chriſtum, um rechtſchaffene Thaten zu üben, ſo, wie Gott ſie von uns fordert.“

Kap. 3. von V. 9. an — „Mir ward der Auftrag gegeben, aller Welt über ienen vormals nur Gott bekannten Rathſchluß Auskunft zu geben,

dem zufolge Gott das menſchliche Geſchlecht durch Jeſum Chriſtum umſchaffen will, damit nun die anbetungswürdige Weisheit Gottes erkannt werde, die ſich in der chriſtlichen Gemeine verherrlicht."

Kap. 4. von V. 11. an. — „Chriſtus war es, der Lehrer aller Art verordnete, damit die Chriſten in ihrer Erkentnis zunehmen möchten, damit ein Lehramt unter ihnen vorhanden wäre, und die chriſtliche Gemeine ſich durch daſſelbe vermehrte, bis ſie ganz von denſelben Geſinnungen beſeelt iſt, und zu derſelben Erkentnis gelangt, zur männlichen Stärke der Einſicht und Ueberzeugung, zu der Gröſſe, wozu die Chriſtenheit ſich erheben ſoll, bei der man nicht mehr, wie die Kinder an Erkentnis, von iedem Winde neuer Lehre, dem Werke der Argliſt und des überlegten Betrugs, hin und her getrieben und geſtoſſen wird, ſondern wie im Erkennen des Wahren, ſo in der Menſchenliebe, dem Oberhaupte der Gemeine, Chriſto, immer ähnlicher wird, der den ganzen Körper zuſammenhält, und durch mehrere Gelenke, die ſich einander wechſelſeitig Dienſte leiſten, innig verbindet, ſo, das iedes Glied zu ſeiner Ausbildung beförderlich iſt. Ich ermahne und

beſchwöre euch bei dem Herrn, nicht mehr, wie die andern Heiden, zu leben, deren Verſtand verfinſtert iſt, die bei ihrer Unwiſſenheit und bei ihrem Stumpfſinn keinen Begrif haben von einem gottgefälligen Wandel, gefühllos ſich ſelbſt der Wolluſt Preis geben, und mit ihrem Körper in ieder Art von Unzucht ein Gewerb treiben. Das könnet ihr in der Schule Chriſti nicht gelernt haben, wenn ihr anders ſeine Lehre recht begriffen, wenn ihr es gefaſſt habt, wer ein ächter Chriſt ſei. Nehmlich der, der den alten Sinn, welcher ihm vormals eigen war, und den die verführeriſchen Lüſte verdarben, ganz ablegt, und einen neuen Sinn ſich eigen macht, der mit Gottes Gebote übereinſtimmt, und alſo wahrhaftig tugendhaft und fromm iſt; u. ſ. w."

Unter dem Helme des Heils (Kap. 6, V. 17.) verſtand Funk die Hofnung der künftigen Seligkeit.

Der Brief an die Philipper ward mir wichtiger, als die vorhergehenden. Nicht etwa darum, daß des Tages Chriſti, oder der Widerkunft Chriſti zum Gerichte, darin zu mehreren malen Erwähnung geſchieht, ſondern Kap. 1. von V. 21. an wegen. Hier fand ich folgende Stelle —

„Bleibe ich beim Leben, so ist es Christo geweiht; sterbe ich, so ist auf meiner Seite der Gewinn. Da aber mein irdisches Leben noch nützen kann, so weis ich in der That nicht, was ich wünschen soll. Ich werde von zwei Seiten gedrängt. Mich verlangt, dis Leben zu verlassen, und bei Christo zu sein, und dis wäre für mich freilich bei weitem das Bessere. Aber um euretwillen u. s. w.

„„Halt! rief Funk, als wir diese Stelle gelesen, was sagen sie nun zu unserem Paulus? Sterben nennt er schon Gewinn für sich; so spricht schon kein Mann, der, um in das bessere Leben überzugehen, erst auf Auferstehung wartet. Gleichsam aber, um ganz verstanden zu werden, setzt er noch hinzu — „ich habe Lust abzuscheiden, und bei Christo zu sein." Also, sobald er dis Leben abgäbe, sagte er, wäre er in jenem Leben." "

Ich gestand meinem Freunde, daß ich für diese paulinische Aeuserung allen Respekt hätte, daß ich sie aber vielen andern ganz widersprechend fände, und daß ich daher wünschte, daß ich weiter nichts vom Paulus gelesen hätte, als seinen Brief an die Philipper. „Sie haben Recht, erwiderte er; aber auch selbst in diesem Briefe

müſten Sie nun nicht weiter leſen, um Ihr Urtheil über ihn nicht zu verändern.“ Wir fanden auch in der That bald den Ausſpruch (Kap. 3. V. 10.) — „Ich mus Chriſto in Anſehung des Todes ähnlich werden, damit ich die Auferſtehung der Todten erlange.“ Funk gab mir zu überlegen, ob ſo eine Aeuſerung, wie die — „ich habe Luſt abzuſcheiden, um bei Chriſto zu ſein“ — nicht alle andere widerſprechende überwiege, und ob man nicht auf den Gedanken kommen müſſe, Paulus habe von Auferſtehung nur geredet, damit ihn ſein Zeitalter verſtände, habe aber nichts weiter dabei gedacht, als was wir Beide ietzt dabei dächten . . . Ich ſchwieg.

Wegen Kap. 3. V. 14. bezeige ich dem Apoſtel meine ganze Hochachtung. „Dem Ziele, dem Ziele eil' ich entgegen, dem Siegerpreiſe, zu dem Gott vom Himmel durch Jeſum Chriſtum mich einladet.“

Kap. 3. V. 20. ſpannte mich auch wieder recht. „Wir ſind ſchon im Himmel zu Hauſe, (alſo kein tauſendjähriges Reich, keine künftige Glückſeligkeit auf der Erde war die Erwartung des Paulus) woher wir auch, als Retter, Jeſus Chriſtus, den Herrn, erwarten, der unſern hinfälligen Leib zur

Aehnlichkeit mit seinem herrlichen (verklärten) Leibe umbilden wird, mittelst der Kraft, durch welche ihm alle Dinge möglich sind." Hier ist allerdings auch von keiner Auferstehung die Rede, sondern es blickt wiederum der Glaube des Paulus hervor, daß er, oder doch seine Zeitgenossen, die Wiederkunft Christi zum Gerichte noch erleben würden. Nimmt man noch Kap. 4, V. 5. dazu, wo es ausdrücklich heisst — „Der Herr ist nahe" — so ist weiter kein Zweifel daran. Es ist also hier dasselbe, was der Apostel 1 Kor. 15, V. 52. sagte, nur mit dem Unterschiede, daß die Verwandlung Jesu zugeschrieben wird, welches als eine Folge der gewöhnlichen jüdischen Begriffe von den grossen künftigen Funktionen des Messias anzusehen ist. Ich freue mich übrigens, daß Paulus so fest dabei beharrt, daß unser künftiger Körper von weit edlerer Art sein werde, als der gegenwärtige; nur werde ich es nie begreifen, wie er den verklärten Körper Jesu und die Erzählungen, daß Jesus sich nach seiner Auferstehung habe betasten lassen, gegessen und getrunken habe, u. s. w., mit einander vereinigen mochte.

Kap. 4, V. 3. sagt der Apostel von seinen Mitbrüdern, daß ihre Nahmen im Buche des

Lebens ſtänden. Teller ſpricht dafür — ſie ſind wahre Glieder der Kirche, ächte Chriſten; mir gefällt aber doch eine andere Ueberſetzung beſſer — „ihre Nahmen ſtehen in der Bürgerrolle der Ewiglebenden.“

Der Brief an die Koloſſer enthielt auſſer einigen Verſicherungen künftiger Seligkeit im Himmel für gutgebliebene Menſchen wieder Wenig für mich. Doch gefiel mir Kap. 1, V. 12. der Ausdruck — „der Vater hat uns verſetzt in das Reich ſeines geliebten Sohnes“ — als wobei an nichts Anderes, als an die Aufnahme in die chriſtliche Gemeine, zu denken iſt. Auch iſt eine ſchöne Stelle Kap. 3. von V. 1. an — „Da ihr nun mit Chriſto auferſtanden ſeid, ſo ſtrebet auch nach dem Himliſchen, das Chriſtus beſitzt. Das Himliſche, nicht das Irdiſche, ſei euer Ziel! Ihr ſeid geſtorben, und lebet gleichſam ſchon mit Chriſto bei Gott — obgleich dieſes neue Leben noch verborgen, noch nicht zu ſeiner ſichtbaren Entwickelung gekommen iſt. Wenn aber Chriſtus unſer Leben, in ſeiner Herrlichkeit erſcheinen wird, dann werdet auch ihr in eurer Herrlichkeit offenbar werden. Tödtet alſo Alles in euch, was den

Menſchen an dieſe Erde feſſelt, u. ſ. w.“ Wie geſagt, dieſe Stelle iſt ſehr ſchön.

Im erſten Briefe an die Theſſalonicher wird zu mehreren malen der Zukunft Jeſu, und zwar als nahe bevorſtehend, gedacht; die Hauptſtelle für mich aber war Kap. 4. von V. 13. an. „Was die bereits entſchlafenen Chriſten betrift, will ich euch den Troſt, deſſen ihr zu bedürfen ſcheinet, nicht vorenthalten; betrübet euch nicht über ihren Tod, wie Andere, die keine Hofnung haben. Wie wir glauben, daß der geſtorbene Jeſus wieder auferſtanden iſt, ſo wird Gott auch die verſtorbenen Chriſten mit Jeſu zur Herrlichkeit einführen. Als ein Wort des Herrn können wir euch ſagen, daß wir, die wir die Wiederkunft des Herrn erleben, den bereits Verſtorbenen nicht zuvorkommen werden. Wenn der Herr auf Gottes Ruf, auf des Erzengels Stimme und Poſaune vom Himmel kommen wird, dann werden zuförderſt die bereits verſtorbenen Chriſten auferſtehen; hernach werden wir übrige, die alsdann noch leben, mit ienen zugleich auf einem Gewölk in die Luft emporgehoben werden, dem Herrn entgegen, und dann werden wir zuſammen immer bei dem Herren ſein. Mit dieſen Troſtgründen

tröſte einer den andern.“ Dieſe Stelle war für mich eben nicht ſehr tröſtend; das Beſte an ihr iſt meines Bedünkens, daß das künftige Leben nicht auf, ſondern über der Erde geführt werden ſoll. Uebrigens klingt Alles ſehr jüdiſch — von der Beſchreibung der Herabkunft Jeſu vom Himmel an, bis zu der Meinung, daß die Entſchlafenen ſo lange ſchlafen werden, bis jene Herabkunft auf Feldgeſchrei, Erzengels Stimme und Gottesposaune erfolgt. Auf ſolche Weiſe wäre nicht eher an ein künftiges Leben zu denken, bis Chriſtus wiederkäme, und die Todten auferweckte. Geſetzt nun auch, daß man zu den Zeiten des Paulus, wo man die Wiederkunft Chriſti zu dieſem Behuf erwartete, hierbei ſich beruhigen konnte, wie könnte man es jetzt noch nach bald zwei Jahrtauſenden, die in der vergeblichſten Erwartung dieſer Wiederkunft in ſolcher Hinſicht verſtrichen ſind? Ueberhaupt — ich mag den Troſt nicht, daß ich meinen verſtorbenen Lieben in jene Welt hin nicht zuvorkommen würde; den Troſt will ich, daß ſie mir dahin zuvorgekommen ſind. Iſt dis nicht, ſo verſteht ſichs von ſelbſt, daß ich ihnen weder nachkommen, noch gar zuvorkommen werde. Freilich aber muſte Paulus bei der ange-

nommenen Hipothese so trösten, wie er tröstete; daß er aber diese Hipothese so durchführte, ist doch wohl ein Beweis, daß es ihm um sie ganzer Ernst war. Der Verwandlung, welche die bei der Wiederkunft Christi noch Lebenden seiner sonstigen Erklärung nach erst noch erhalten müssen, hat er hier vergessen.

Kap. 5. V. 1. kommt er auf den eigentlichen Zeitpunkt, in welchem die Wiederkunft Jesu geschehen würde, und meint, er hätte den Thessalonichern nichts weiter darüber zu sagen, weil sie einmal bestimmt gehört hätten, daß selbige ganz unvermuthet sein werde, so ungefär, wie der Ueberfall des Diebes in der Nacht. Unstreitig hat dis seinen Grund in solchen Aeuserungen Jesu, wie man Matth. 24. V. 43. findet. Das Urplötzliche der Sache wird nun noch weiter ausgemahlt. „Wenn sie (nemlich diejenigen, welche für das Christenthum nicht zu gewinnen waren) am allersichersten und ruhigsten sind, wird sie schnell das Verderben überfallen, wie eine Schwangere von den Wehen überfallen wird, und sie werden nicht entrinnen.“ Mag auch immerhin die Urplötzlichkeit der Wiederkunft Jesu auf Jerusalems Zerstörung und auf das Ende des jüdischen Staats-

und Kirchenweſens nicht anwendbar ſein, ſo fanden ſich doch die Apoſtel durch Jeſu Belehrungen über ſeine Wiederkunft leicht veranlaſſt, das Ende des Judenthums und das Ende der Welt, das Specialgericht über ihre Nation, und das allgemeine Weltgericht für mit einander verbundene Begebenheiten zu halten. Zwar hatte Jeſus, als er zuletzt ſo ausführlich darüber ſprach, der Auferweckung der Todten dabei nicht gedacht; da er ſich dieſe aber doch bei andern Gelegenheiten auch zugeeignet hatte, und ſie überhaupt zum Weltgerichte gehörte, ſo ward ſie ganz natürlich von den Apoſteln hinzugedacht.

V. 10. kehrt Paulus zu den am Ende des vierten Kapitels gegebenen Tröſtungen zurück. „Unſer Herr, Jeſus Chriſtus, ſtarb für uns, damit wir, wir mögen wachen, oder ſchlafen, mit ihm leben möchten. Damit tröſtet und ermuntert einander.“ Allerdings iſt hier wieder, wie dort, vom Erleben und Nichterleben der Wiederkunft Jeſu die Rede; um ſo auffallender aber iſts, daß der Ausdruck „ſchlafen“ kurz vorher in einem ganz andern Sinne gebraucht wird.

Der zweite Brief an die Theſſalonicher hebt mit einer abermaligen noch glänzenderen Beſchrei-

hung der Wiederkunft Jesu zum Weltgerichte an. „Die Trübsale, welche ihr ietzt als Christen auszustehen habt, verbürgen euch ein gerechtes Gericht Gottes, das euch des göttlichen Reichs, für welches ihr ietzt leidet, würdig erklären wird. Denn Gott ist gerecht. Eure Dränger wird er zur Vergeltung auch drängen; euch Gedrängten hingegen wird er, so wie uns, Ruhe verschaffen, wenn Jesus, der Herr, begleitet von seinem Engelheere, im flammenden Gewitter, vom Himmel kommen wird, um diejenigen zur Strafe zu ziehen, die Gott nicht kennen wollten, und sich der Lehre unseres Herrn, Jesus Christus, nicht unterwarfen. Diese alle werden, zur gerechten Strafe, aus der Nähe des Herrn und seines maiestätischen Reichs verbannt, und ferne von ihm in ewiges Elend verstossen werden, wenn er kommen wird, um sich in seinen Verehrern zu verherrlichen, und das bewundernde Erstaunen aller seiner Bekenner zu werden, die an diesem Tage die Wahrheit unserer Lehre vollkommen werden bestätigt sehen.“ Lauter Nachahmungen der Aeuserungen Jesu selbst über diese Gegenstände!

Durch denselben Ideengang, wie im ersten Briefe, kommt Paulus nun auch mit Kap. 2. auf

den eigentlichen Zeitpunkt der Wiederkunft Jesu. Da ists aber etwas Besonderes, daß er vor dem Glauben warnt, als sei solcher schon ganz nahe. Es müsse erst noch Manches von äuserster Wichtigkeit geschehen, setzt er hinzu, ehe daran zu denken sei. „Der Abfall mus erst völlig zum Ausbruche kommen, und ieuer Sünder, ieuer heillose Mensch, sich zeigen, der sich gegen Alles, was Gott und göttlich ist, empört, und über Alles erhebt, ia, sich als eine Gottheit in Gottes Tempel setzt, und göttliche Ehre verlangt. Ihr wisset, was noch den Ausbruch dieser Empörung aufhält; doch wird sie zu der bestimmten Zeit nicht ausbleiben. Schon ietzt ist dieser Geist der Ungebundenheit im Verborgeneu wirksam, und es darf nur derienige abtreten, der diese Gottlosigkeit noch zurückhält, so wird der Verruchte sein Haupt emporheben, den Jesus, der Herr, mit dem Hauche seines Mundes vertilgen, und durch seine glorreiche Erscheinung der Herrschaft berauben, der sich aber vorher, vom Satan unterstützt, durch alle Arten täuschender Wunderthaten in Ansehen setzen wird, u. s. w.“ Funk lieferte mir zwar nach der Manier des Grotius eine gute Erklärung dieser Stellen aus der Geschichte, ich fand sie aber

nicht weiter intereſſant für mich. Wohl aber ward ich völlig überzeugt, daß Paulus ſich bei der Wiederkunft Chriſti, Jeruſalems Zerſtörung und allgemeines Weltgericht zugleich gedacht habe.

Im erſten Brief an den Timotheus war für mich nichts von Belang zu haben. Eine Aufforderung an dieſen Lehrer fand ich blos, den edlen Glaubenskampf zu kämpfen, um dadurch das ewige Leben zu ergreifen, und eine Ermahnung für die damaligen Reichen, reich an guten Werken zu werden, und ſich ſo Schätze für die höheren Zukünfte zu ſammeln; — beides am Ende des ſechſten Kapitels.

Der zweite Brief an den Timotheus war reichhaltiger für mich. Kap. 1, V. 10. macht es Paulus Jeſu zum groſſen Verdienſte, daß er dem Tode die Macht genommen, und Leben und Unvergänglichkeit ans Licht hervorgezogen habe — durch das Evangelium. Verſteht man unter dem Evangelium die Lehre Jeſu, welche allerdings viel mit einem künftigen Leben zu thun hat, ſo käme der Sinn heraus, daß die chriſtliche Religion es ſei, welche den Tod von ſeinen Schrecken entkleidet habe, indem ſie den Glaubensſatz von Fortdauer im Tode aufgeſtellt. Dieſer Satz war aber

ſchon lange da, ehe an ſie gedacht ward; eigentlich kann man auch nur von ihr ſagen, daß ſie nicht ſo wohl Fortleben im Tode, als vielmehr Wiederleben nach dem Tode, oder Auferſtehung der Todten, gelehrt habe, ſo lange wenigſtens, bis die Philoſophie hinzutrat, und unter Auferſtehung, wenn Jeſus von ihr geſprochen, blos Verſinnlichung der Fortdauer im Tode verſtanden wiſſen wollte. Paulus aber war dem unphiloſophiſchen Auferſtehungsſiſtem zugethan, und ſo bin ich ſelbſt Funks Meinung, daß unter Evangelium hier nicht die chriſtliche Religion, oder das, was wir iezt die Lehre Jeſu nennen, zu verſtehen ſei, ſondern blos die Lehre oder Predigt von dem am Kreutze getödteten und hernach wieder auferſtandenen Jeſus. Auf dieſe Weiſe käme folgender Sinn heraus, daß Jeſus durch ſeine Wiederauferſtehung vom Tode im eigentlichen Verſtande dem Tode die Macht genommen, und daß die Predigt von ſelbiger ein künftiges unvergängliches Leben in das klarſte Licht geſtellt habe. Dis ſtimmt dann auch ganz mit den übrigen Vorſtellungen überein, welche Paulus von der Kraft der Auferſtehung Jeſu häufig zu äuſern pflegte; auch paſſt die Folge der Rede ganz dazu, wenn

er, nachdem er gesagt — „durch das Evangelium“ — hinzusetzt: dessen Prediger ich bin. Predigte er denn nicht immer hauptsächlich den gekreutzigten und wieder auferstandenen Jesus? Ja, so hangt auch alles übrige hiermit zusammen, wenn er weiter sagt — „Für dieses Evangelium leide ich nun auch so viel, lasse mir dis aber nicht leid sein, denn ich weis, an wen ich glaube; ich weis, daß er, wenn ich auch unter meinen Leiden erläge, dieses mir zur Verkündigung übergebene Evangelium — meine Beilage — doch bis auf jenen Tag (nehmlich durch meine Nachfolger im Amte) zu erhalten vermöge. Daß er wirklich so verstanden sein wollte, wenn er von seiner Beilage sprach, sieht man offenbar daraus, daß er unmittelbar darauf den Timotheus bittet, auf das Evangelium, worin er ihn unterrichtet, zu halten, und es als eine schöne Beilage, als ein kostbares ihm anvertrautes Gut, zu bewahren. Wer noch Bedenken tragen könnte, meiner Meinung zu sein, der lese Kap. 2, V. 8. — Vergis nie, daß Jesus Christus von den Todten auferweckt worden ist; dis ist mein Evangelium.“

Kap. 2, V. 11. ist so ganz im Geiste des Paulus gesprochen — „Das ist je gewislich wahr,

ſterben wir mit ihm, ſo werden wir mit ihm leben; halten wir aus mit ihm, ſo werden wir auch mit ihm triumfiren."

Ob der Hymenäus und der Philetus, gegen welche V. 17. ſo geeifert wird, wohl Unrecht gehabt haben mögen? Was lehrten ſie denn? die Auferſtehung der Todten ſei ſchon geſchehen! Meinten ſie damit die bewirkte geiſtige Auferſtehung durch die Lehre Jeſu? ſo predigte ja Paulus oft genug daſſelbe, wenn er vom Auferſtandenſein mit Chriſto ſprach. Daß ſie keine ſogenannte Auferſtehung geglaubt, iſt wohl ausgemacht, wer verdenkt ihnen aber dis auch? Doch wie, wenn dieſe vermeintlichen Ketzer des Glaubens geweſen wären, ieder bereits Verſtorbene ſei gleich durch ſeinen Tod in ſein zweites Leben übergegangen? Könnten ſie da nicht mit Wahrheit ſagen, daß für die Todten die Auferſtehung ſchon geſchehen ſei?

Kap. 3, V. 1. wird von den letzten Zeiten als von Zeiten geſprochen, wo es ſehr greulich ausſehen werde. Nach der Vorſtellungsart des Paulus ſind dis die nächſten Zeiten an der Wiederkunft Jeſu zum Special- und zum Univerſalgerichte.

Im vierten Kapitel habe ich mich wieder über die eigentliche Meinung des Apostels, wann in jenes Leben übergegangen werde, nicht zurechtfinden können. Mit einem Gericht, das Jesus bei seiner Zurückkunft über Lebendige und Todte halten werde, fängt er an; vorher wäre also für die Todten an keinen Zustand der Vergeltung zu denken. V. 6. spricht er dann — „Was mich betrift, ich werde nun schon zum Opfer bereitet, und die Zeit meines Abschieds ist nahe. Wohl mir! ich habe gekämpft den edlen Kampf; ich bin am Ziele der Laufbahn; ich habe treu ausgeharrt. Nun ist mir nichts übrig, als den Siegerkranz in Empfang zu nehmen, den der Herr, der gerechte Austheiler der Preise, mir an jenem Tage zum Lohne meiner Treue geben wird, und nicht nur mir, sondern auch Jedem, der sich auf seine Wiederkunft freuet." Alles wäre hier so ganz nach meinem Geschmack, wenn der Siegerkranz nur nicht erst an jenem Tage und bei der Wiederkunft Jesu erhalten werden sollte. V. 18. hingegen klingt wieder völlig, wie ichs wünsche — „Entrissen ward ich dem Rachen des Löwen; (soll den Kaiser Nero bedeuten) entreissen wird mich auch der Herr nun bald allen Verfolgungen,

und mich wohlbehalten in sein himlisches Reich versetzen." Hier sind Tod und Eingang ins Bessere Eins. Bei so bewandten Umständen lässt sich kaum über die eigentliche Meinung des Paulus ein Urtheil fällen.

Der Anfang des Briefs an den Titus bestätigt alles das, was über 2 Tim. 1. von V. 10 an gesagt ward. Uebrigens hat dieser Brief für mich, wie der folgende an den Philemon, im Grunde nichts; doch habe ich zwei Stellen in ihm angestrichen, welche noch zu guter Letzt das Urtheil bekräftigen, daß Paulus über Anstalt und Werk der Providenz durch Jesum, über Gottes- und Messiasreich, über Christenthum, Christenthumszweck u. s. w. die ächtesten Begriffe gehabt habe.

„Die Güte Gottes, die allen Menschen heilsam sein soll, ist eben darum erschienen, um uns in die Zucht zu nehmen, damit wir der Gottesvergessenheit und den Lüsten des grossen Haufens entsagten, und sittsam, gerecht und fromm in dieser Welt lebten, in Erwartung der zu hoffenden Seligkeit bei der glorreichen Erscheinung unseres Retters, Jesus Christus, der sich selbst für uns dem Tode weihete, um uns von allen Lastern abzuziehen, und sich eine Gesellschaft von Edeln

zu bilden, die nach ieder Tugend ſtrebten.“ (Kap. 2. V. 11.)

„Auch wir waren ehemals Wahrheits- und Tugendfeinde. Als aber die Güte und Menſchenfreundlichkeit Gottes, unſeres Retters, über uns aufging, wurden wir ganz unverdienterweiſe durch die Lehre Jeſu unſerem ſittlichen Verderben entriſſen. Ja, durch Jeſum Chriſtum iſt uns volle Kraft mitgetheilt worden, beſſere Menſchen zu werden, damit wir vor Gott gerecht und der geheften ewigen Seligkeit theilhaftig würden.“ (Kap. 3, V. 3.)

Nach heute vollendeter Lektüre der beträchtlichen Reihe von Briefen des Paulus weihe ich dieſem Manne nochmals meine ganze Hochachtung. Gewis er drang in den Sinn Jeſu tief ein, und, hätte man nach ihm ſo fortgefaren, wie er anfing, Jeſus würde bald ganz verſtanden worden ſein. Von Jeſu, als dem Chriſtus, oder Meſſias, und vom Reiche deſſelben, hatte er die allergeläuterteſten Begriffe, und dachte weder an Wiederherſtellung des Throns Davids, noch an ein irdiſches tauſendjähriges Reich. Eine Geſellſchaft von ächten Gottesverehrern hatte ſeiner Meinung nach Jeſus mit Aufopferung ſeiner ſelbſt

ſtiften wollen, die durch Wahrheit und Tugend, durch aufgeklärte Erkenntniſſe und edle Geſinnungen, hier ſchon ſelig, und in einer andern Welt auf ewig noch ſeliger würden. Im Himmel, in einer Oberwelt fand er der Menſchheit Ziel und Vollendung. Freilich glaubte er feſt an Wiederkunft Jeſu, an das Weltgericht und an Auferſtehung der Todten vorher; inzwiſchen nahm er doch einen verklärten Leib für jene Welt an, und lehrte in ihr nicht ſinnliches Heil, oder Glückſeligkeit, ſondern Seligkeit, geiſtiges Heil. Auch fand er ſchon die Idee augenblicklicher Verwandlung. Wie geſagt, hätte man nur ſo fortgefaren, wie er anfing, man würde bald auf den rechten Punkt gekommen ſein, und unter Auferſtehung nichts, als Fortleben, und unter Weltgericht nichts, als Vergeltung jenſeits, verſtanden haben! — Ich werde nun ſehen, wie es um die übrigen Apoſtel ſteht.

## Nach der zwei und dreissigsten Bibelkonferenz.

Petrus hat gleich im Anfange seines ersten Briefs seinen ganzen Geist abgedrückt.

„Hochgepriesen sei Gott, der Vater unseres Herrn, Jesus Christus, der uns durch die Auferstehung Jesu Christi zu einer seligen Hofnung schuf, zur Erwartung unvergänglicher, vollkommener und unverweslicher Güter, die im Himmel euch aufgehoben sind, euch, die Gottes Macht, wofern ihr der erkannten Wahrheit treu bleibet, der grossen Seligkeit aufbewahrt, die in der letzten Zeit sich offenbaren soll. O dann werdet ihr euch innig freuen, ihr, die ihr euch jetzt mannigfaltigen Prüfungen, wenn Gott es so fügt, unterziehet, damit eure bewährte Standhaftigkeit, die weit köstlicher ist, als das vergängliche Gold, das doch

auch durchs Feuer bewährt wird, euch zum Lobe, zum Ruhme, zur Ehre gereiche, wenn Jesus Christus nun erscheint, den ihr lieb habet, ob ihr ihn gleich nicht nanntet, an den ihr glaubet, ob ihr ihn gleich nicht erblicket, und dessen ihr euch freuen werdet mit unaussprechlicher und entzückender Freude, wenn eure Seele zur Belohnung eurer standhaften Trauer in den seligsten Zustand versetzt werden wird. Setzet euch also in eine Fassung, die dieses grossen Glücks würdig ist; seid wachsam, und erwartet standhaft das Heil, das euch bei der glorreichen Wiederkunft Jesu zu Theile werden soll. Als folgsame Kinder fröhnet nicht mehr den Lüsten, denen ihr zur Zeit eurer Unwissenheit ergeben waret, sondern wie der, der euch zur Seligkeit einlud, heilig ist, so werde auch euer ganzer Wandel unsträflich. Da ihr den euren Vater nennet, der unpartheiisch Jeden nach seinen Thaten richtet, so wandelt mit ehrfurchtvollem Gehorsam gegen Gott, so lange ihr hienieden Pilger seid." (Kap. 1, V. 3 — 17.)

Hier ist dem Christenthum offenbar auch die höchste moralische Tendenz gegeben, und der Himmel ist das Land der erwarteten Seligkeit. Alles aber wird auf die Wiederkunft Christi gestellt,

und zwar so, daß die damaligen Christen sie noch erleben würden. Der Auferstehung der Todten alsdann wird nicht gedacht; wohl aber wird die Auferstehung Jesu, wie vom Paulus, als der Grund aller Hofnungen auf ienseits angenommen. — In diesem Geiste und Tone geht es dann auch durch beide Briefe fort. Gleich Br. 1. Kap. 1, V. 21. heiffts wieder — „Zu eurem Besten erschien Christus, die ihr an Gott, als an den glaubt, der ihn von den Todten auferweckt hat, damit auch ihr eure künftige Hofnung auf Gott setzen möchtet."

Kap. 2, V. 4. gibt es schöne Ideen vom Messiasreiche. „Seitdem ihr zu ihm, einem von Menschen verworfenen, von Gott aber vorgezogenen köstlichen und lebendigen Grundsteine eure Zuflucht nahmet, wurdet ihr selbst, als lebendige Steine, zu einem geistigen Tempel erbaut, und zu Priestern geweiht, die nach der Vorschrift Jesu Christi geistige Opfer Gott darbrächten, die Gott wohlgefielen." Mit V. 9. werden die Ideen noch schöner. „Ihr seid die gottgeliebte Familie, ihr seid Könige und Priester, ein heiliges Geschlecht, ein Gott eigenthümliches Volk, bestimmt, an euch selbst die Tugenden desienigen sichtbar zu

machen, der euch aus der Finſiernis rief, und mit ſeinem wundervollen Lichte begnadigte."

Kap. 3. von V. 18. an ſtöſſt man auf ganz eigene Meinungen des Petrus. Was mich davon intereſſirt, iſt Folgendes — „dem Leibe nach ward Chriſtus getödtet, dem Geiſte nach aber ward er beim Leben erhalten, und verkündigte noch im Todtenreiche den daſelbſt aufbewahrten Geiſtern aus Noahs Zeiten die göttlichen Ausſprüche, u. ſ. w." Sonach hätte alſo Petrus wenigſtens an eine Fortdauer der Seele im Tode geglaubt. Dis ward mir um ſo wichtiger, da ich bei ihm gar nichts von Auferſtehung der Todten fand. Kap. 4, V. 5. wird zwar eines Gerichts über Lebendige und Todte gedacht; es heiſſt aber auch ſogleich nachher — „darum ward auch den Getödteten die frohe Lehre verkündigt, daß, wenn Menſchen ihren Leib tödteten, Gott ihren Geiſt lebendig erhielte." Wer fragt hier nicht mit mir — wenns ſo um die Todten ſteht, wozu noch Glaube an Auferſtehung? Und wenn dann ein Mann über den Zuſtand im Tode ſo urtheilt, der ſich über Auferſtehung der Todten gar nicht ausläſſt, ſo iſt ſein Schweigen über die letztere doch wohl erklärt genug. Glaubte Petrus, daß die

abgeſchiedenen Seelen ohne Körper fortlebten, ſo bedurfte es für ihn keiner Auferſtehung erſt zum zweiten Leben; glaubte er ſolches aber nicht, ſo müſte er auch glauben, daß ſie im Tode gleich einen andern Körper erhielten, und ſo bedurfte es ebenfals wieder für ihn keiner weiteren Auferſtehung.

Kap. 4. V. 7. ſpricht der Apoſtel — „Alles nähert ſich dem Ende.“ Vergleicht man dis mit V. 13., ſo iſt wohl kein Zweifel, daß der Untergang der Welt bei der nahe geglaubten Wiederkunft Chriſti zu verſtehen ſei. Auch wird dis durch Kap. 5. V. 4. beſtätigt. „Weidet die euch anvertraute Heerde auf die rechtſchaffenſte Weiſe, ſo werdet ihr, wenn der Oberhirt erſcheinen wird, einen unverwelklichen Lorbeer zur Belohnung empfangen.“ Die feſte Meinung des Petrus war alſo, daß die Wiederkunft Chriſti ſehr nahe ſei.

2. Br. Kap. 1. V. 13. ſtimmt ſehr damit überein, was vorhin vom Glauben des Petrus über den Zuſtand nach dem Tode geſagt ward. „Ich mache es mir zur Pflicht, ſo lange ich noch in dieſem irdiſchen Gezelt bin, euch zu belehren, zumal da ich weiß, daß ich daſſelbe bald verlaſſen muß.“

Kap. 2, 17. wird eines Abgrunds ewiger Finsternis gedacht, wohin ruchlose Menschen gestossen werden würden.

Das dritte Kapitel liefert die Vorstellungen des Petrus von der Wiederkunft Christi und den damit verbundenen Staunen erregenden Weltbegebenheiten in ihrer ganzen Vollständigkeit. „Ganz zuletzt werden noch Spötter auftreten, und sagen: wo bleibt seine verheissene Wiederkunft? u. s. w. Bedenket aber, daß bei dem Herrn ein einziger Tag wie ein Jahrtausend, und ein Jahrtausend wie ein einziger Tag ist. u. s. w. Unvermuthet, wie der Dieb in der Nacht, wird der Tag des Herrn einbrechen, an dem der Himmel mit Krachen einstürzen, die Elemente für Hitze zerschmelzen, und die Erde mit allen ihren Werken wird verzehrt werden. Da also Allem eine Zerstörung bevorsteht, wie sollen wir uns betragen? Ey unsträflich, so fromm, wie Wartende auf die Erscheinung des grossen Gottestages, ja, wie entgegeneilende diesem Tage, an welchem der Himmel im Feuer aufgelöst, und die Elemente in Glut zerschmelzen werden; denn wir haben ja nach seiner Verheissung einen neuen Himmel und eine neue Erde zu erwarten, wo die Tugend woh-

nen wird. Darum, meine Lieben, weil ihr darauf warten sollet, so befliehet euch, daß ihr vor ihm ohne Flecken und Tadel erfunden werdet, und denket, daß sein verzögertes Aussenbleiben blos zu eurem Besten gereichen sollte."

Ich nehme hier den Petrus, wie er einmal war, und finde daher auch Alles recht gut, weil die höchste moralische Tendenz dabei in die Augen fällt. Seinen Irthum über Alles, was zur Wiederkunft Christi gehört, kann man ihm wohl verzeihen, weil er Jesum, wenn dieser davon sprach, blos buchstäblich verstanden hatte, und dann das, was Jesus davon aus Kondescendenz für sein Zeitalter gesprochen hatte, noch mit den übrigen damaligen Zeitideen von allgemeinen Revolutionen im Universum bei der Ankunft des Messias exorniren zu müssen glaubte. Was würde er aber zu sich selbst sagen, wenn er heute wieder da wäre? Daß er mit dem neuen Himmel und mit der neuen Erde blos eine Totalveränderung der Menschenwelt durch die christliche Religion verstanden habe, werde ich mir nie einreden lassen; er meinte Alles, was er sprach, im wirklich physischen Sinne.

Vom Petrus gingen wir heute zum Johannes fort, und — wie viel verſprach ich mir von ſeinen drei Briefen! und — wie wenig habe ich darin gefunden! — Indeſſen auch Johannes ſpricht kein Wort von Auferſtehung der Todten; dis war mir lieb. Moraliſche Tendenz hat freilich auch bei ihm das Chriſtenthum im höchſten Grade; Liebe, nichts, als Liebe predigt er, was ich aber für mich bei ihm fand, iſt etwa Folgendes — —

1. Br. Kap. 2., V. 17. iſt gleichſinnig mit 1. Kor. 7., V. 31. „Die Sinnenwelt vergeht, und mit ihr alle Sinnenluſt; wer aber Gottes Willen befolgt, der beſteht auf ewig.“

V. 18. heiſſts — „Kinder, es iſt die letzte Zeit. Ihr hörtet nemlich, daß in ihr falſche Meſſiasſe auftreten würden; nun traten ſchon viele ſolcher Betrüger auf, folglich ſehen wir daraus, daß es die letzte Zeit ſei.“ Ich will gleich V. 28. dazu nehmen — „Ihr aber bleibet bei dem, was euch der Sohn, der wahre Meſſias, gelehrt hat, damit wir, wenn der Herr nun erſcheint, guten Muth behalten, und vor ihm nicht erröthen dürfen.“ Wer hört hier nicht gleich, daß Johannes über die Wiederkunft Jeſu, wie Petrus, gedacht,

und daß er sie auch für nahe bevorstehend gehalten?

V. 25. will ich nicht übergehen — „Was uns der Sohn verheissen hat, ist ewiges Heil."

Kap. 3. V. 2. war für mich die schönste Stelle in allen drei Briefen. „Geliebte, schon jetzt sind wir Gottes Kinder; nur fällt es noch nicht in die Augen, was wir einst sein werden. Wir wissen aber, daß, wenn es einst sich zeigen wird, wir ihm ähnlich sein, und ihn erkennen werden, wie er ist." Hier ist doch gewiß an sinnliches Glück in jener Welt so wenig, als an ein tausendjähriges Reich, oder an Wiederherstellung des Reichs Davids, gedacht; vielmehr denkt Johannes über die künftige Seligkeit ächtpaulinisch, d. h. geistig.

Nach V. 14. ist Liebe das wahre Leben des Menschen, Has aber eine Art von Tod für ihn. Auch ist ein Hasser nach V. 15. an Gemüth einem Mörder gleich zu achten, von dem es wohl ausgemacht sei, daß er auf ewige Seligkeit so wenig rechnen könne, als er hier seiner grausamen Gesinnungen wegen wahres Leben gehabt.

Die Freudigkeit am Tage des Gerichts (Kap. 4., V. 17.) wollte Funk nicht von Freimüthig-

keit vor weltlichen Gerichten, wie sie Jesus bezeigt hätte, verstehen, sondern berief sich auf Kap. 2, V. 28. und bewies daraus, daß Johannes hier die Wiederkunft Christi zum Gericht allerdings vor Augen gehabt hätte.

Kap. 5, V. 11. — „Gott hat uns ewiges Heil verheissen, und dis Heil soll uns durch seinen Sohn zu Theile werden" — hat Aehnlichkeit mit Kap. 2, V. 25.

Funk erzählte mir das Urtheil, welches Luther über den Brief des Jakobus gefällt, dem ich aber nie beistimmen werde, nachdem ich diesen Brief selbst mit Aufmerksamkeit gelesen. Inzwischen betrift es nicht meine Sache, und so lasse ich mich auch nicht darauf ein. Wichtiger war mir die gemachte Bemerkung, daß Jakobus auch keiner Auferstehung der Todten gedenkt, und daß er die Wiederkunft Christi zum Gericht auch für sehr nahe bevorstehend gehalten.

Kap. 1, V. 12. ruft der Apostel aus — „Heil dem Manne, der Prüfung erfährt! (des Christenthums wegen bedrückt wird) Bewährt er-

funden, wird er die Krone der Seligkeit empfangen, welche der Herr seinen Verehrern verheissen hat."

V. 21. und V. 25. sind Beweise dafür, daß Jakobus in Zweck und Geist des Christusreichs, oder Christenthums, so tief eindrang, wie Paulus. Lehre, die die Seele selig machen könne, die aber nur dann selig mache, wenn man ihr Thäter sei, sie befolge, — dis wars, womit er nur zu thun hatte. So versteht man ihn dann auch, wenn er Kap. 2, V. 5. Arme, die an guten Gesinnungen reich sind, Theilnehmer sein lässt an dem seligen Reiche, welches Gott seinen Verehrern verheissen hat.

Daß nach Kap. 2, V. 12. über Unbarmherzige auch Gericht ohne Erbarmen ergehen, Barmherzigkeit hingegen den Richter entwafnen, und ausgeübte Liebe im Gericht triumfiren werde, konnte ich so wenig unbemerkt lassen, als daß, wie es Kap. 3, V. 6. heisst, Flammen der Hölle auf die Zunge warteten, die hier Alles in Flamme zu setzen gesucht hätte.

Kap. 5. nimmts Jakobus erst mit den damaligen Reichen auf, und schildert ihnen ihre Ther-

heit, daß ſie gerade in den letzten Tagen Schätze geſammelt hätten, wo ſie ihnen nichts mehr nützen könnten, hernach aber verwandelt er dieſe letzten Tage in einen Troſtgrund für die Leidenden. „Harret, Brüder, bis der Herr erſcheine! Stärket eure Herzen durch den Gedanken — die Ankunft des Herrn iſt nahe.“ Endlich weiſet er Alle zur gegenſeitigen Rechtſchaffenheit gegen einander an, damit ſie nicht geſtraft würden, und ruft aus — „ſehet, der Richter iſt vor der Thür!

Wir ſchloſſen heute mit dem Brief des Judas. Auch hier fand ich keine Auferſtehung der Todten, wohl aber dieſelben gangbaren Apoſtelideen von der Wiederkunft Jeſu und vom baldigen Geſchehen derſelben.

Woher die Nachricht von verſtoſſenen Engeln (V. 6.) genommen ſei, iſt freilich nicht einzuſehen; indeſſen läſſt ſie doch Judas auch, in der Finſternis und geſchloſſen, bis zum groſſen Gerichtstage aufbewahrt werden. Eben ſo ſoll nun auch nach V. 13. auf die damaligen Chriſtenthumsſpötter, auf dieſe Irrſterne, des Abgrunds ewige Finſternis warten.

V. 18. werden die damaligen Zeiten als die letzten beschrieben, und V. 21. die Christen ermuntert, standhaft auf die Güte des Herrn, Jesus Christus, zu hoffen, der sie ewig beglücken werde.

## Nach der drei und dreissigsten Bibelkonferenz.

Heute befinde ich mich in einer der sonderbarsten Stimmungen meines Lebens; d. h. nachdem ich den Brief an die Hebräer gelesen habe. Der Streit über den Verfasser desselben interessirt mich gar nicht; der Verfasser mag gewesen sein, wer will — ich gebe ihm den Bruderkus in jeder Welt, in der er mir begegnen kann. Sein Brief ist mir im neuen Testament gerade das, was mir das Buch der Weisheit im alten Testament war. Wahr ists, er hat judaizirt fast über die Gebür; er thats aber doch aus Gründen, die man, wie vor tausend Jahren, so noch nach tausend Jahren, gelten lassen mus. Und — welche Winke hat er gegeben denen, die ihn verstehen wollen!!! Daß man diese nicht aufgrif, sondern lieber seine Akommodationen, die er zu

seiner Zeit machen muste, immer und ewig im buchstäblichen Sinne nahm, und dadurch aus dem Christenthum ein Gemengsel von Judenthum und Christenthum machte, wer ist daran Schuld? Er selbst gewis nicht. Ich war auch in vorigen Zeiten gegen diesen Brief; aber mein Freund Funk hat mir den Staar über ihn gestochen.

Gleich Kap. 2, von V. 6. an, fand ich eine herrliche Stelle — nach Funks Uebersetzung nehmlich. „Irgendwo (Ps. 8.) spricht einer unserer Alten — „„Wie gros ist der Mensch, daß du seiner so gedenkst! wie gros ist der Sterbliche, daß du ihn so ehrst! Fast hast du ihn den Engeln gleich gemacht. Mit Macht und Hoheit hast du ihn gekrönt. Zum Herrn über deine Geschöpfe hast du ihn gesetzt. Alles hast du ihm unterworfen.““ — Wenn dem Menschen also Alles unterworfen ist, so ist Nichts ausgenommen, das nicht seiner Herrschaft unterworfen wäre. Nun sehen wir ja aber noch nicht, daß dem Menschen Alles unterworfen sei. Eben darum sollten wir ein Vorspiel davon in Jesu erblicken, der auch als Mensch dadurch noch den Engeln nachgesetzt ward, daß er dem Tode unterliegen muste, der aber nun mit Majestät und mit Ehre gekrönt ist.“

Welche glänzende Aussichten werden hier der Menschheit im Ganzen geöfnet, wenn sie auch aus jener davidischen Stelle noch so herausgezwungen scheinen!

V. 14. erinnerte mich an 2 Tim. 1, V. 10. „Wie die Menschen einen sterblichen Körper haben, so bekam Jesus auch einen solchen; damit er durch seinen Tod den Machthaber des Todes, den Satan, seiner Herrschaft beraubte, und alle in Freiheit setzte, welche aus Todesfurcht lebenslang wie Sklaven zitterten." Nach besseren biblischen Vorstellungen hat nur Gott die Macht über Leben und Tod; es liegt also hier ein blosses Judenmärchen zum Grunde, an das der Verfasser selbst wohl nicht geglaubt haben wird. Inzwischen ists doch offenbar, daß er, wie Paulus, gemeint, daß Jesus dadurch, daß er zwar gestorben, aber hernach wieder von den Todten auferstanden sei, den Tod für die ganze Menschheit auch in einen blos vorübergehenden Lebensstillstand verwandelt habe; wodurch dann freilich alle sklavische Furcht vor dem Tode wegfällt.

Kap. 4, V. 9 — 11. fand ich die merkwürdige Stelle — „Es steht noch ein Sabbat für das Volk Gottes zu erwarten; denn wer zu der

von Gott verheiſſenen Ruhe gelangt, der ruht auch von ſeinen Werken, wie Gott von den ſeinigen. Zu dieſer Ruhe zu gelangen, ſei unſer Beſtreben, u. ſ. w." —; ich bin aber zweifelhaft, wie ich dieſe Stelle verſtehen ſoll. Funk lies mir die Wahl, ob ich unter der Ruhe die Seeligkeit des künftigen Lebens, oder die Befreiung des Judenchriſten von den drückenden Laſten der moſaiſchen Kirchengebräuche, mir denken wollte. Die Sache ſchien mir zu verwickelt. Auf der einen Seite iſts freilich wahr, daß hier ausdrücklich vom Volke Gottes geredet werde, welches alſo auf die Juden paſſt, die Chriſten geworden waren, und daß Jeſus auch zu den Juden geſagt hatte, daß ſie bei ihm Ruhe finden ſollten; auf der andern Seite iſt doch aber auch nicht zu läugnen, daß die verheiſſene Ruhe (Kap. 3, V. 11.) im Gegenſatze gegen die Wüſte, wo die Juden ſich empörten, das Land der Ruhe und Erholung von ihrer langen Wanderſchaft, ihr künftiges Bleibensland, das Land Kanaan, bedeuten müſſe, und daß alſo im höheren chriſtlichen Stil die künftige Welt damit gemeint ſei. Da ich jedoch, wenn ich die letztere Erklärung vorzöge, mir ſelbſt partheiiſch ſcheinen würde, ſo

will ich lieber thun, als wenn ich das dritte und vierte Kapitel gar nicht geleſen hätte.

Als ich Kap. 5, V. 11. las — „Das iſt eine Materie, von der noch Viel zu ſagen iſt; Schade nur, daß ihr das feine Gehör noch nicht zu beſitzen ſcheinet, welches nöthig iſt, ſie völlig aufzufaſſen" — dachte ich an das Wort Jeſu: ich hätte euch noch Viel zu ſagen, u. ſ. w. Die Rede iſt hier vom Melchiſedek, mit dem Chriſtus verglichen wird, und dieſer Vergleich iſt unſtreitig das Schönſte im ganzen Brief. Wäre man in der chriſtlichen Kirche gleich anfangs den Winken gefolgt, welche der Verfaſſer hier gibt, wie bald würde das Chriſtenthum zu ſeiner Vollkommenheit gediehen ſein, ſtatt daß es dadurch, daß man ihn da, wo er blos iudaizirte, buchſtäblich verſtand, nichts weiter, als ein verfeinertes Judenthum, ward und lange blieb.

Kap. 6, V. 2. wird die Lehre von Auferſtehung der Todten unter die erſten Lehrſätze der chriſtlichen Religion gerechnet.

Kap. 9, V. 15. findet man verheiſſene ewige Güter. V. 26. kommt ein ſo aufgeklärter Gedanke ſo überraſchend zum Vorſcheine, daß man ihn mit einem Blitzſtrahle vergleichen möchte —

„Jesus erschien mit seinem Opfer nur einmal am Ende der Welt.“ Nun, nach bald zwei tausend Jahren, da die Erdenwelt noch immer existirt, ists doch wohl unmöglich an etwas Anderes hierbei zu denken, als an das Ende der Judenwelt, oder an das Ende der alten mosaischen Religionsverfassung. Solche Winke, ja, solche Winke hätte man im Brief an die Hebräer aufgreifen und verfolgen sollen; dann würde er der Schlüssel zum ganzen neuen Testament, ja, zu den Reden Jesu selbst, geworden sein. Freilich wird dann V. 28. auch wieder einer Zurückkunft Jesu zur Beseligung derer, die ihn erwarten, gedacht; dis thut aber nichts zur Sache, weil diese Idee als eine einmal gangbare Idee immer wieder mit vorkommen muste. V. 27. enthält das unvermeidliche Schicksal des Menschen, einmal zu sterben, und dann vor dem göttlichen Gerichte zu erscheinen, ohne iedoch einer dazu erst erforderlichen Auferstehung zu gedenken.

Im zehnten Kapitel fand ich wieder ganz die gewöhnlichen Vorstellungen von Wiederkunft und baldiger Wiederkunft Jesu zum Gerichte. V. 25. heissts nehmlich — „wir sehen, daß sich der Tag (der Vergeltung) nahe“ — und V. 37. — „nur

eine kurze Zeit wird es ia noch dauern, dann wird kommen, der kommen ſoll, und nicht länger verziehen. Dann wird die ſtandhafte Treue den Frommen zu Heil und Seligkeit führen. „Auf ſolche Weiſe könnte man faſt den Verfaſſer unter die Männer zählen, in welcher damals Licht und Dunkel bei Erklärung der Aeuſerungen Jeſu über Wiederkunft, Gericht, und Ende der Welt noch mit einander kämpften. Das edlere und unvergängliche Eigenthum im Himmel aber, gegen welches die bedrückten Chriſten ihre irdiſchen Güter mit Freuden hingegeben hatten, (V. 34.) beweiſet doch wenigſtens, daß er mit chiliaſtiſchen und ähnlichen Ideen nichts zu thun gehabt habe.

Das eilfte Kapitel habe ich mit wahrer Erhebung des Herzens geleſen. In der That ein anhaltender hoher Schwung der Fantaſie hier von Anfang bis zu Ende! Das Meiſte von dem, was mich dabei intereſſirt, hatten wir ſchon beim Leſen des alten Teſtaments in voraus weggeſchöpft. Wenn es ſo um den Glauben an ein künftiges Leben bei den Stammvätern der Hebräer, beim Moſes u. ſ. w., geſtanden hätte, wie der Verfaſſer z. E. nach V. 10. V. 16. und V. 26. ſich einbildet — was fehlte dann weiter? Auf ſolche

Weiſe aber, wie er exegeſirt, könnte man Alles in das alte Teſtament hinein exegeſiren.

Die Märtirer, von welchem V. 35. geſagt wird, daß ſie keine Befreiung von der Todesſtrafe unter ruchleſen Bedingungen (alſo gleichſam keine Auferſtehung hier ſchon) hätten annehmen wollen, um einer beſſeren Auferſtehung theilhaftig zu werden, halte ich für diejenigen, von welchen das zweite Buch der Mackabäer erzählt. Herrlich, über Alles herrlich fand ich das Einſchiebſel bei Erwähnung der vielen Edlen, die für Wahrheit und Tugend ſo viel gelitten hatten (V. 38.) — „die Welt war ihrer nicht werth.“ Der Schluß des wunderſchönen Kapitels aber ſetzte mich in wahre Verlegenheit. Nachdem nehmlich ſo viel darüber geſagt worden war, welche Stärkungen der Glaube an ein künftiges höheres Leben den Märtirern zu allen Zeiten verliehen habe, endigt der Verfaſſer alſo — „Dieſe insgeſamt, wie ſehr ſie auch geprieſen werden müſſen, erlangten doch die Verheiſſung nicht; denn das beſſere Glück behielt Gott uns vor, damit ſie nicht ohne uns vollendet würden.“ Wie hier ſo urplötzlich wieder die Seligkeit der künftigen Welt mit der Seligkeit beim Chriſtenthum ietzt ſchon verwechſelt

werde, kam mir nicht nur sehr sonderbar vor, sondern ich verstand auch den Nachsatz — „damit sie nicht ohne uns vollendet würden" — gar nicht. Funk bekannte mir treuherzig, daß er ihn auch nicht verstände.

Was Kap. 12. von der Vaterzucht Gottes und von der moralischen Erziehung des Menschen gesagt wird, hat meinen ganzen Beifall, und verräth den Tiefblick eines Pädagogen für die Ewigkeit. Die Heiligung, ohne welche nach V. 14. Niemand zum Anschaun des Herrn gelangen soll, ist wohl eine Wiederholung von Matth. 5, V. 8. Von V. 22. an ward ich Enthusiast, wie der Verfasser. „Ihr wurdet nicht zu jenem Berge geführt, den der Blitz des Himmels traf, u. s. w., sondern zum Berge Sion, auf welchem die Stadt des ewigen Gottes ist, jenes himlische Jerusalem, das Millionen von Engeln bewohnen, das der Sammelplatz der auserlesensten Menschen ist, die im Himmel Bürgerrecht haben, wo Gott selbst Richter ist, wo die Seelen der vollendeten Gerechten sind, und wo Jesus, der Vermittler einer neuen Verfassung, ist, u. s. w." Teller erklärt diese ganze Stelle für eine deklamatorische Erhebung des Christen-

thums über das Judenthum; ich weis aber doch nicht, ob man seiner Meinung sein könne. Was soll man z. E. auf diesen Fall aus den Seelen der vollendeten Gerechten machen? Freilich passt das Ende des Kapitels gut zur Tellerschen Erklärung. „Ich will, heissts da, noch einmal nicht nur die Erde, sondern auch den Himmel, erschüttern. Dis „noch einmal" zeigt deutlich, daß eine göttliche Veränderung mit demjenigen vor sich gehen soll, was erschüttert wird, weil es unbrauchbar geworden ist, daß dann aber das, was auf diese Erschütterung folgt, bleiben soll. Da wir also ein unerschütterliches Reich empfangen, u. s. w." Wie harmonirt dis aber, wenn man es vom Christenthum erklärt, wieder mit Kap. 10., wo die Rede davon war, daß sich der Tag nahe, und daß nächstens der kommen werde, der kommen soll?

Nicht anders scheinen die Sachen im letzten Kapitel zu stehen. V. 14. heissts — „wir haben hier keine bleibende Stadt, (vieleicht eine Anspielung auf den Abraham, Kap. 11.) sondern wir gehen einer künftigen erst entgegen." V. 20. aber wird die Religionsverfassung, welche Jesus errich-

lete, eine ewige genannt. Dennoch lieſſen ſich ja wohl beide Ausſprüche mit einander vereinigen, und dann kämen Vorſtellungen heraus, die den Verfaſſer des Briefs an die Hebräer als den aufgeklärteſten Denker zeigten. Es wäre alsdann nehmlich, als hätte er ſagen wollen, die chriſtliche Religionsverfaſſung werde auf dem Erdboden nie wieder von einer andern verdrängt werden, doch aber ſchlieſſe ſich mit ihr nicht die Beſtimmung des Menſchen, ſondern, wie das gegenwärtige vergängliche Leben nur der Vorbereitungsſtand zu einem künftigen unvergänglichen ſei, ſo ſei auch die Seligkeit, welche man hier ſchon als Chriſt genieſſe, nur ein Vorſchmack von noch weit erhabeneren Seligkeiten, die man in höheren Welten mit Zuverſicht erwarten dürfe. Freilich — wer entſcheidet, ob der Verfaſſer es ſo gemeint habe? Hat er es aber ſo gemeint, ſo iſt er auch der Mann geweſen, der Jeſum vollkommen verſtanden hat. — — —

Nun war uns vom neuen Teſtament nichts weiter übrig, als die ſogenannte Apokalipſe, die wir erſt leſen wollten, am Ende aber ungeleſen lieſſen. Funk erzählte mir nehmlich gleich vorläufig Folgendes aus ihr — —

„Nach der Wiederkunft Chriſti erfolgt die erſte Auferſtehung, oder die Auferſtehung der Märtirer, und dieſe regiren mit Chriſto tauſend Jahre lang auf der Erde. Unterdeſſen wird der Satan an einer groſſen Kette in einem tiefen Abgrunde feſtgehalten; nach Verlauf der tauſend Jahre aber wird er wieder losgelaſſen, und treibt von neuem ſein Unweſen. Darauf wird er auf immer in einen Feuerſee geworfen, und die zweite allgemeine Auferſtehung nebſt dem Weltgerichte tritt ein. Dann erſcheinen ein neuer Himmel und eine neue Erde, und auf dieſer das neue Jeruſalem, das von Himmel herab an die Stelle des alten Jeruſalems tritt, wo die Märtirer mit Chriſto tauſend Jahre hindurch regirt haben. Mit dieſem überirdiſchen Jeruſalem ſteigt auch der Thron Gottes herab, und die Auserkornen herrſchen auf der Erde ewig."

Als ich dieſe über-chiliaſtiſchen Ideen vernommen hatte, fragte ich blos meinen Freund Funk, ob in dem neuen Jeruſalem etwa auch noch recht feſtlich geſchmauſet werden ſollte; gewis wiſſe er dis nicht, antwortete er, aber nach Kap. 3. V. 20. ſcheine es faſt ſo. Ich bat ihn

darauf, mich mit Lesung des ganzen seltsamen Buchs, Apokalipse genannt, zu verschonen, und so machte ich für mich auf immer auch das neue Testament, wie das alte Testament, zu. Ich bin meinem Freunde sehr vielen Dank dafür schuldig, daß er beim Lesen desselben meine Begriffe von Jesu und von seinen Verdiensten um die Menschheit so erhöhet hat. Gewis gehört unter diese die Ausbreitung des Glaubens an Fortdauer im Tode und an Vergeltung ienseits. Freilich hat es lange gewährt, ehe man Jesu Meinung darüber recht verstand, und, statt daß man auf der Bahn, welche Paulus durch die Hipothesen von einem künftigen verklärten Körper bei der Auferstehung und von Moglichkeit einer augenblicklichen Verwandlung des Sterblichen ins Unsterbliche gebrochen hatte, hätte fortgehen sollen, ging man vielmehr zum Verfasser des zweiten Buchs der Makabäer zurück, und nahm sogar eine Auferstehung des Fleisches an. Doch — wohl mir, daß ich in Tagen lebe, wo die Philosophie das Christenthum auch auf dieser Seite von allen Misverständnissen befreiet, und die Lehre von menschlicher Fortdauer in ihrer ganzen Reinheit hingestellt hat! Schlimm genug indessen, daß sie es erst noch thun

muſte, da es der Stifter des Chriſtenthums in der Erzählung vom reichen Manne und vom Lazarus ſchon ſo augenſcheinlich gethan hatte. In der That, es iſt faſt unbegreiflich, wie man, ſobald man dieſe Erzählung geleſen hatte, noch von einer eigentlichen allgemeinen Auferſtehung der Todten und von einem eigentlichen erſt noch zukünftigen Weltgerichte reden konnte. Ob übrigens Jeſus, ſo, wie er ewige Fortdauer des Menſchen lehrte, auch ewigen Progres des Menſchen in ſeiner Moralität gelehrt habe — dis will ich auf ſich beruhen laſſen. Mir ſcheints nicht ſo. Sei, wie ihm ſei; genug, in meinen Zeiten glaube man auch an dieſen mit Recht. Ein ewiger Stillſtand im Guten widerſpricht der weſentlichen Einrichtung der höheren Menſchennatur eben ſo, wie ein ewiges Beharren im Böſen.

Ende der zweiten Abtheilung des dritten Theils
und zugleich
Ende des ganzen Werks.

# Pistevon.

Oder

## Ueber das Dasein Gottes.

Ein Anhang

zum

## Elpizon.

Herausgegeben

vom Herausgeber des Elpizon.

Neue Ausgabe.

Leipzig,

in Kommission bey Gerhard Fleischer, dem Jüngeren.

1807.

Sr. königlichpreuſſiſchen Maieſtät,

# Friedrich Willhelm

dem Dritten.

Sire!

Ihro Maieſtät haben mir auf das huld-reichſte erlaubt, den Piſtevon Ihnen zu-zueignen. Es iſt der ſeligſte Tag meines Lebens, an welchem ich dieſes Buch nun vor allen meinen Zeitgenoſſen Ihnen wirk-lich überreiche. Dadurch, daß ich es in die Hände des ietztlebenden erſten evange-liſchen Deutſchen lege, lege ich es zugleich auf den Altar des evangeliſchdeutſchen

Vater-

Vaterlandes hin. Heil — rufe ich dazu aus — königliches Heil und längstes Thatenleben dem Freunde des vernunftmäßigen Glaubens auf dem Throne — dem gekrönten Beschützer ächter Aufklärung!

Sire,

Ihro Maiestät

unterthänigstgehelligteſter
Christian Friedrich Sintenis.

# Anhang

zum

# Epigon.

## Anmerkung des Herausgebers.

Wer den zweiten Theil des Elpizon recht mit Nutzen lesen will, der thut wohl, wenn er vorher den Pistevon lieset. Beide Bücher gehören in der That zusammen. Im Pistevon ist das Dasein Gottes so bewiesen, wie es nur bewiesen werden kann; mit ie gestärkterem Glauben an Gott man also zum Elpizon kommt, desto stärker wirken dann auch die Beweise desselben aus der Gottesidee für die menschliche Fortdauer.

# Vorbericht.

Der noch lebende Deutſche, welcher ſich hier Piſtevon nennt, empfing einſt in religiöſer Hinſicht eine ganz beſondere Erziehung; die auch wohl allen andern vorzuziehen ſein dürfte, wenn ſie nicht ſo ſchwer zu bewerkſtelligen wäre. Ein ſeltſames Gemiſch von Unglück und Glück aber fügte es ſo, daß er ſie erhielt.

Piſtevon war das einzige Kind zweier Rechtſchaffenen, welche ihrer Liebe gegenſeitig die gröſſeſten Opfer gebracht hatten. Seine Mutter war darüber, daß ſie ihrer unſchuldigſten Neigung treu blieb, von ihren unnatürlichdenkenden Eltern enterbt worden, und ſein Vater hatte ihrentwegen eine der glänzendſten Ausſichten verlohren. Hierdurch nur noch mehr ein Herz und eine Seele geworden, harreten Beide innig der Stunde, welche allein noch

ihre Treue lohnen konnte, segneten solche, als sie auf das glücklichste schlug, mit elterlichen Freudenthränen, und fühlten sich durch sie für alle übrigen Verluste reichlich entschädigt. Mariane brachte ihr Kind so weit, daß es gehen konnte, damit es gleichsam Karln, wenn er zum ersten mahle ihr Grab besuchte, sofort dahin begleiten könnte. Ihr Tod erfolgte so plötzlich, daß sie nichts bestellen konnte; Karl aber bestellte sich Alles selbst. Allein in der Welt zu bleiben, ward der Vorsatz, welchen er faßte, bis zur Unerschütterlichkeit faßte. Dieselbe weibliche Hand, welche er einst Marianens wegen ausgeschlagen, ward ihm nach einiger Zeit von neuem angeboten, und er gerieth in die Verlegenheit, zwischen ihr und der völligen Härte seines Schicksals zu wählen. Er wählte die letztere, und verlohr auch den Posten, welchen er noch bekleidete. Ein kleiner Meierhof war nun Alles, was er hatte. Er bezog ihn, und machte sichs daselbst zu seinem Hauptgeschäfte, seinem Sohne, dem einzigen heiligen Angedenken Marianens, die edelste Bildung zu geben.

Er pflegte den Knaben selbst; er lehrte ihm Alles selbst. Er hatte ihn immer unter seinen Augen, und lies ihn nichts sehen und hören, als was er sehen und hören soilte. Besonders suchte er solche Anstalten zu treffen, daß selbiger schlechterdings nichts durch Andere über Gott und von Gott erfaren könnte. Seine Hauptabsicht dabei war allerdings, daß der Knabe weder zu früh Religionsideen überhaupt, noch gar falsche Religionsideen zuerst, bekommen sollte. Zur rechten Zeit erst wollte er ihm die wahren und richtigen selbst beibringen; damit sie dann sein Herz mit voller Kraft erwärmen, und es lebenslang für Gott und für die Tugend warm erhalten möchten. Er hatte aber auch noch die Nebenabsicht dabei, dahinter zu kommen, ob im Menschen selbst eine Anlage zum Glauben an Gott liege, von welcher Beschaffenheit sie sei, wenn dergleichen wirklich da sei, und wie sie sich alsdann entwickele. Der Knabe hatte daher weder Umgang mit andern Kindern, noch überhaupt irgend einen menschlichen Umgang weiter, als den seines Vaters. Sobald ein Fremder, oder auch nur einer von

den wenigen Hausgenossen, mit diesem reden wollte, ward er entfernt. Lesen sollte er auch zu seiner Zeit erst lernen; so, daß mithin nicht nur tausend Bücher um ihn her liegen konnten, sondern daß er auch getrost iede Papierdute aufnehmen konnte, ohne auch nur das Wort „Gott" daraus zu lernen. Wirklich befand sich daher auch in seinem Lexikon, als er schon das zehnte Jahr erreicht hatte, dieses Wort noch nicht. Dennoch hatte er schon die herrlichsten Vorkenntnisse aller Art, welche ihm sein Vater gelegentlich, meistentheils im Freien und bei dem Anblicke der Gegenstände selbst, beizubringen pflegte.

Wie er nun unter solchen Umständen zur Religion gekommen sei, wird er selbst erzählen. Hier ist nur zu bemerken, daß sein Vater, der ihn genau beobachtete, von da an, als ihn der grösseste aller Gedanken ergriffen hatte, deutlich gewahr ward, wie er sich Mehr geworden sei, und wie er in der Masse, in welcher er grösseren Werth auf sich setze, auch gesetzter, zufridener und thätiger werde. Er lernte nun lesen, las Bücher, und kam unter

Men-

Menſchen; doch Beides nur nach väterlicher Auswahl, der er ſo lange unterworfen blieb, bis er getroſt ſich ſelbſt überlaſſen werden konnte. So ward ſein Glaube an Gott der vernünftigſte und herzlichſte zugleich. Er hatte nichts zu ſchaffen mit jenen unfruchtbaren Dogmen, welche die Religion, dieſe ſchönſte Gabe des Himmels, zu einer bloſſen Menſchenerfindung herabwürdigen; Niemand brauchte ihm ſelbige erſt zu verleiden, oder auszureden; er konnte es vielmehr, wenn er bei ſeiner Lektüre auf dergleichen kam, oft nicht begreifen, wie es möglich geweſen ſei, auf ſolche Vorſtellungen nicht nur zu gerathen, ſondern ſie auch ſogar öffentlich einzuführen. Er grübelte aber auch nicht über Gott, ſondern glaubte an ihn aus wahrem Seelenbedürfnis, hielt ſich an ihn, als an den unſichtbaren Einzigen, der mit unendlicher Macht, Güte und Weisheit über Alles, auch über ihn, walte, verehrte ihn durch ein unſträfliches Leben, und befand ſich dabei äuſerſt glücklich.

Darüber begrub er ſeinen Vater, ward Mann und Bürger, und lies ſichs nicht ein-

fallen, daß er iemals aus dem Gleichgewichte seiner Ruhe gerückt werden könnte. Dennoch bewirkte dis ein Freund, den er in der Folge bekam. Dieser lieh ihm gewisse neuere philosophische Schriften, welche die unerwartetesten Eindrücke auf ihn machten. Er studirte sie mit allem Eifer, und ward dadurch gedrungen, seinen bisher gehabten Glauben vor sich selbst zu rechtfertigen. Er ergrif die Feder, um die Reihe seiner angestellten Betrachtungen desto besser immer vor sich zu haben. Er gab, als er seine Arbeit beschlossen hatte, das Manuskript ienem Freunde, der damit, wie mit seinem Eigenthume, machen könnte, was er wollte.

# Erſte Betrachtung.

Ich vermag's nicht über mich, daß ich die ganze Frage über Gott auf ſich beruhen lieſſe.

Oft dacht' ich ſeither — wenn der Gottesglaube ſo weither zu holen iſt, und wenn man am Ende dann zwar wohl einen Gott erhält, aber ſelbſt nicht weis, wen man an ihm habe: ſo dürfte die ganze Sache wohl unter die Spekulationen gehören, an welchen ſubtile Köpfe ihre Denk- und Streitkraft üben mögen; und ſo wär's wohl beſſer, man überlieſſe ſie dieſen, und bekümmerte ſich nicht weiter darum. Freilich ſträubte ſich, ſo oft ich ſo dachte, immer ein gewiſſes Gefühl der Unentbehrlichkeit dieſes Glaubens dagegen; zuweilen ward mir aber auch dieſes Gefühl ſogar verdächtig, und bekam den Schein einer Täuſchung, die ich vielleicht

leicht an mir ſelbſt beginge. Worauf verfällt man nicht, wenn man in ſeinem ganzen Seelengange erſchüttert wird? Ja, muſte dis nicht dasienige ſein, worauf ich auf ſolche Weiſe am natürlichſten fiel?

Ich mache alſo kein Hehl daraus, daß ich wohl zu mir ſelbſt ſprach — „Wie, wenn es wahr wäre, daß du dir blos aus Gewohnheit einbildeteſt, dein Eifer im Guten werde durch das Bewuſtſein eines göttlichen Beifalls geſtärkt? Analiſire dieſen nur recht; er iſt dein eigener Beifall. Dein gutes Gewiſſen ſtärkt dich; und, wer wäreſt du auch, wenn du, um gut zu ſein, noch eines fremden Beifalls bedurfteſt? — Wie, wenn es wahr wäre, daß du dir blos aus Gewohnheit einbildeteſt, du genöſſeſt deine Freuden herzlicher, wenn du ſie einer göttlichen Vorſehung zu danken hätteſt? Du haſt ſie dir ſelbſt zu danken, und die Sache iſt, daß du wiſſeſt, du verdieneſt ſie. — Wie, wenn es wahr wäre, daß du dir blos aus Gewohnheit einbildeteſt, dein Misgeſchick werde dir erträglicher, wenn du es für eine göttliche Schickung anſäheſt? Bring dieſe

dunkle

dunkle Meinung ins Klare, ſo bleibt nichts übrig, als deine eigene Ueberzeugung, daß du das Misgeſchick nicht verdient habeſt. Dein eignes Herz verrichtet das Alles an dir, was du für göttliche Verrichtung hältſt. Du biſt dir ſelbſt Gott und muſt dir's ſein. Iſt dis nicht, ſo hilft dir kein ſogenannter Gott etwas. Er kann dir auf allen dieſen Seiten nichts geben, was du dir nicht ſelbſt gibſt; gibſt du dir's aber, ſo braucht er dir's nicht erſt zu geben, wenn er auch könnte — wozu alſo Ihn noch?

Indem ich dieſes mein Selbſtgeſpräch niderſchreibe, nach welchem Alles auf Gewohnheit ſich reduciren ſoll, drängt ſich mir die Frage auf — wie bin ich denn aber erzogen worden? Hat mich mein Vater von Kindesgebeinen an zum Schulmeiſter im Dorfe geſchickt, daß ſolcher mich früher, als ich es ſelbſt wuſte, an Gott glauben lehrte, und daß mir daher dieſer Glaube nun blos aus Gewohnheit unentbehrlich ſein könnte? Ich weis ja den Tag noch, an welchem ich an Gott glauben lernte; ich weis noch, wie mir vorher war,

war, und wie mir von diesem Tage an ward. Ich war gut vorher, aber mit dem Tage ward ich noch besser. Ich war immer zur Heiterkeit gestimmt gewesen, aber mit dem Tage ward ich erst wahrhaftigfroh. Ich war kurz vorher krank gewesen, und hatte mich geduldig gezeigt; ich ward bald nachher noch kränker, und war völlig getrost. Wie könnte ich denn meiner allerersten iugendlichen Erfarung so widersprechen, daß ich mir einreden liesse, mein Gottesglaube sei mir blos aus Gewohnheit unentbehrlich?

Wenn ich aber auch diese frühe Erfarung nicht hätte — ia, ich will sie verleugnen, ich will thun, als hätte ich sie nicht — iezt bin ich nun über die Mitte meines Lebens hinaus, und bin gerade im Umtriebe der wichtigsten Pflichterfüllungen; ich bin dabei den widrigsten Streichen des Schicksals ausgesetzt, und habe die Eitelkeit aller irdischen Genüsse so kennen gelernt, daß ich keines Sermons darüber weiter bedarf; könnte ich denn wirklich des Glaubens an Gott, d. h. des Glaubens an ein Höchstes, dem ich mit Allem, was

da

da iſt, ſubordinirt bin, entbehren? Dis iſts, worüber ich mit mir ſelbſt ſprechen mus, worüber ich mit mir ſelbſt nur ſprechen kann. Schlechterdings erlaube ichs keinem Andern, darüber in meinem Nahmen abzuſprechen; die Sache betrift mich, ſie betrift mich innigſt; ſo mus ich mir darüber auch nur Rede und Antwort geben.

Ich will mich vor mir ſelbſt nicht ſchlechter machen, als ich bin; wozu ſollte ich dis thun? So weit ich mich kenne, iſt Eigennutz nicht meine Sache, und es iſt nicht nöthig, daß eine rechtſchaffene Handlung mir erſt Gewinn für mich vorſpiegele, ehe ich mich zu ihr beſtimme. Ihr Weſen ſelbſt, das mit meinem Weſen übereinkommt — ihre Vernunftmäſſigkeit — beſtimmt mich zu ihr. Dieſe macht ſie mir ohne alles Weitere zur Pflicht. Nur gebietet mir die Vernunft, das allgemeine Beſte mir zum Endzweck zu ſetzen, weil die Weſenart, zu der ich gehöre, geſelſchaftlich lebt und leben mus, folglich ein allgemeines Beſtes hat, und ohne Beſorgung deſſelben nur ſchlecht beſtehen

stehen kann. Sobald ich also etwas, das in meinen Kräften ist, zu thun, für Gutes, d. h. für etwas, das dis allgemeine Beste befördert, oder doch zu befördern im Stande ist, deutlich erkenne, so brauchts auch weiter nichts, um mich in Thätigkeit dazu zu versetzen. Ich höre dann das Gesetz in meinem Innern und thue gern, wie mir mein Gewissen sagt. Noch in diesem Augenblick prüfe ich mich, ob es wirklich so mit mir stehe, und mein Herz gibt mir das erfreulichste Zeugnis davon.

Ich will mich aber auch nicht besser vor mir selbst machen, als ich bin; wozu sollte ich auch dis thun? Gewinn und Vortheil für mich braucht, wie gesagt, eine rechtschaffene Handlung mir nicht erst vorzuspiegeln, ehe ich mich zu ihr bestimme; wie aber, wenn ich offenbar sehe, daß ich auch den grössesten Verlust und Schaden von ihr hätte? Wird da das Gesetz in meinem Innern, das sie mir, als das allgemeine Beste befördernd, gebietet, im Stande sein, sich selbst bei dem Ansehen zu behaupten, das es haben muß, wenn ich dennoch sein Gebot ausüben soll? Das Ja

hierauf

hierauf iſt bald hingeſagt; man ſagt es in Stunden, wo man in dergleichen Lagen nicht iſt — dis iſt der Fehler, den man begeht, ohne auch nur zu ahnen, daß es zu ſeiner Zeit mit der Praxis wohl anders ſtehen könne. Und, wenn ich keiner Leidenſchaft fröhne, wenn ich mich auch von aller groben Sinnlichkeit losgewunden habe: ſo bin und bleibe ich doch ein Weſen, das ſich von dem Zuſtande des Nichtwohlſeins zurückzieht und zurückziehen mus. Wenn es nicht ſo mit den Menſchen ſtände, ſo hätte ia das Geſetz in mir, das allgemeine Wohlſein zu befördern, gar keinen Sinn. Wozu alsdann noch allgemeines Wohlſein befördern, wenn allgemeines Nichtwohlſein kein Zuſtand wäre, von dem ſich die Geſelſchaft zurückzöge? Wie es nun aber mit der Geſelſchaft ſteht, ſo ſtehts auch mit mir. Ich mus als Menſch Schmerz und Verluſt verabſcheuen; dieſer Abſcheu iſt nicht mein Werk, er iſt mir ſchlechthin gegeben, natürlich-eigen. Ihn überwinden ſollen iſt weit Mehr, als blos das entgegengeſetzte Verlangen nach Vergnügen und Gewinn überwinden und der

Tugend

Tugend aufopfern sollen. Es ist mir unmöglich, zu denken, daß irgend ein Mensch, der nur einigermassen mit sich selbst bekannt ist, dis ableugnen könne. Ich höre ia vielmehr auch, daß man nach allem langen und seltsamen, ia fast possirlichen Herabwürdigen des Genusses dennoch zugesteht, daß der Mensch ein Wesen sei, das nach Wohlsein strebe und streben müsse. Nun, so Viel brauche ich nicht einmahl zu meiner Rechtfertigung; wenn aber der Mensch nach Wohlsein streben mus, so folgt ia wohl unmittelbar daraus, daß er noch weit mehr von Nichtwohlsein sich zurückziehen müsse. Gesetzt nun also, ich hätte von einer rechtschaffenen Handlung grossen Verlust, grossen Schaden zu befürchten; was kann mich zu ihrer Ausübung bewegen? was kann mich unwiderstehlich und ausdauernd zu ihr bewegen? Das Gesetz in meinem Innern an sich selbst etwa, das sie mir als Beitrag zum allgemeinen Besten gebietet? Hier ist nun aber auch ein Gesetz, das mir gebietet, mir nicht grossen Schaden zuzufügen. Beide gründen sich auf einem gemeinschaft-

ſchaftlichen Grunde — auf Vernunftmäſſigkeit; das letztere hat ſogar den groſſen Vorzug, daß es vermöge meiner Sinnlichkeit lebhafter ſpricht, und daß es noch früher, weit früher von mir gehört und befolgt werden iſt, als das Erſtere. Ja, die Vernunft ſagt mir wohl gar, daß ich, wenn ich es nicht befolge, auſſer Stand geſetzt werde, das Geſetz, welches mir das Gute, das das allgemeine Beſte befördert, gebietet, hernach in vielen andern Fällen zu befolgen. Und — ſo bekommt es gar das Anſehen der höheren Vernunftmäſſigkeit. Bin ich nun wohl in ſolchen Kolliſionsfällen beider Geſetze — ich will nur das Geringſte ſagen — bin ich vor Saumſeligkeit, oder Unherzlichkeit zum Guten ſicher? Wie widerſprechend vollends mus mir mein Weſen werden, wenn zwei Geſetze mir gebieten, die einander aufheben, und deren eins, es ſei von beiden, welches es wolle, ich nicht befolgen kann, ohne das andere zu übertreten! Gern, gern will ich ia dem Geſetze der Gemeinnützigkeit den Vorzug geben; werde ich es aber immer können, ausdaurend können? Und —

wozu alsdann das Selbsterhaltungsgeſetz, das doch iedes lebendige Weſen befolgt, und das doch in der That die Grundlage der Möglichkeit der Haltung ienes Geſetzes iſt? Hier, hier iſts dann alſo, wo mir der Gottesglaube aus der Verwirrung hilft, mir wenigſtens allein nur hilft, und auch mir wenigſtens allein nur Stärke genug gibt, nicht nur auf Gewinn bei meinen Pflichterfüllungen Verzicht zu thun, ſondern auch den gröſſeſten Verluſt ihrentwegen zu ertragen. Nun iſts irgend ein Höchſtes, deſſen Stimme beide Geſetze ſind: nun erkenne ich nicht nur deutlich, daß das Sittengeſetz dennoch unter Beiden das höhere ſei, nun darf ich auch hoffen, daß irgend einmahl beide Geſetze ſich mehr vereinbaren werden, und daß ein Zuſtand bevorſtehe, in welchem die Befolgung des höheren Geſetzes auch Befolgung des niedereren Geſetzes iederzeit ſein werde, oder kurz, wo das Widerſprechende in meinem Weſen gehoben werden werde. Und nun — leide ich unerſchütterlich für die Pflicht.

Wollte Jemand ſagen — ſo ſei meine Tugend noch nicht ächt, wenn ſie dieſer Hofnung bedürfe: ſo erwiedere ich ihm mit gleichem Rechte, daß mir ſeine Tugend, wenn ſie derſelben nicht bedarf, romanhaft vorkomme. Ein vernünftiges Weſen, das den groſſen Widerſpruch an ſich erblickt, bedarf, wie ich glaube, einer ſolchen Hofnung ſchlechterdings. Eine harte Beſchuldigung aber wär's, die ich nicht auf mir behalten kann, wenn man ſagte, ich glaubte alſo darum nur an Gott, weil ich nach ſeinen Himmeln verlangte; wie, wenn auf den Fall, daß ein Gott iſt, mir ſein Beifall ſchon Himmels genug wäre? Soll ich denn etwa auch nach dieſem nicht einmahl verlangen können, ohne dadurch hab- und gewinnſüchtig zu erſcheinen? Ueberhaupt — ſollte es nicht ein Widerſpruch ſein, wenn man auf der einen Seite den Menſchen für ein Weſen anerkennt, das nach Wohlſein ſtreben mus, und auf der andern von ihm fordert, nur immer rechtſchaffen zu ſein, ohne daran zu denken, daß ſeine Rechtſchaffenheit auch ihn ſegnen möge?

Verkehrt die Ehre des Sittengesetzes nicht selbst hierbei? Wird dieses nicht vollkommener, wenn es dem Rechtschaffenen, der unablässig das allgemeine Wohlsein beförderte, dadurch, daß er dis befördert, am Ende selbst auch Wohlsein verschafft? Der Irthum steckt doch wohl nur darin, daß man dem Menschen eine über alle Sinnlichkeit erhabene Bestimmung zutheilt, womit man dann den Begrif des Wohlseins nicht recht vereinigen zu können glaubt; versteht man sich aber auch wirklich wohl selbst, indem man so spricht? Was sollte das für ein Zustand für uns sein, in welchem wir nicht sinnlich wären? Wenn es wahr ist, daß keine Kraft ohne Organ ist, und daß kein Geist ohne Körper wirken kann, so werden wir, wenn wir ewig fortdauren, auch ewig sinnlich fortdauren. Wo könnten wir denn auch wohl anders wirken, als in einer Sinnenwelt? Wird diese aber, sie sei von welcher Art sie wolle, nicht ebenso auf uns zurück wirken, wie die gegenwärtige? Und — wird sie dadurch etwa vollkommener, als diese, wenn sie so auf uns

zurück

zurück wirkt, daß sie kein Wohlsein für uns hat? Dennoch beschreibt man auch den Zustand im Reiche Gottes so — daß es Jedem darin nach Wunsch und Willen gehen werde; und so gestehe ich aufrichtig, daß ich dis so wenig mit einer über alle Sinnlichkeit erhabenen Bestimmung zusammenreimen könne, als ich das gegenwärtige Verschreien alles Genusses, also auch des unschuldigsten, für natürlich zu finden vermag. Gott wird dadurch gewis nicht zu einem Gott, der der Begier dient, wenn man bei treuer Befolgung des Sittengesetzes die Befriedigung seines Strebens und Strebenmüssens nach Wohlsein von ihm erwartet. Warum mus denn gleich der grellste Ausdruck gewählt werden, um auch das Natürlichste und Unschuldigste zugleich herabzuwürdigen? Begier zeigt Zügellosigkeit in Wünschen und Verdienstlosigkeit zugleich an, kurz — Genusverlangen ohne Pflichttrieb; warum denn nun aber auch gerade Pflichttrieb ohne Genusverlangen? Sind beides nicht die

Extremen, zwiſchen welchen, wie immer, die Wahrheit liegt? Doch — ich eile zur Hauptſache zurück.

Bei der Ausübung meiner Pflichten kommt oft noch dazu, daß die Geſellſchaft mir ſelbige ſehr erſchwert. So unglaublich dis klingt, weil dieſe doch um ſo gröſſeren Nutzen davon hat, je eifriger ich iene erfülle: ſo macht doch jeder Rechtſchaffene mit mir die traurigſten Erfarungen der Art. Es iſt oft, als wollte die Welt das Gute nicht, das man für ſie ſtiften will. Nun weis ich zwar ſehr wohl, daß ich um ſo vernunftmäſſiger handle, wenn ich auch die mir ſchwergemachten Pflichterfüllungen leiſte; ich weis auch, daß mich der ſchwärzeſte Undank der Welt nicht abhalten müſſe, mein Gutes zu ſtiften, ſobald ich nur weis, daß ich Gutes dadurch ſtifte; — wenn nun aber der Fall eintritt, daß ich offenbar ſehe, daß ſchon Mächtigere, als ich, auflauren, um das Gute, das ich ſtifte, gleich wieder zu vernichten, ſo, daß ich völligvergebliche Arbeit damit thäte — wenn der Fall eintritt, daß ich offenbar ſehe, daß Andere

mein Gutes ſogar in Böſes verwandeln werden, daß ich alſo ſtatt des Guten gleichſam Böſes ſtiften, und durch meine Pflichterfüllungen nicht nur nicht nützlich, ſondern vielmehr ſchädlich, wohl gar gemeinſchädlich, werden würde — — werden mir da nicht meine Pflichten etwas Unbegreifliches, und mus mich dieſe ihre Unbegreiflichkeit nicht von ihrer Erfüllung zurückhalten?

Auch hier weis ich für mein Theil nichts, das mich ſtark genug machen könnte, die Pflicht dennoch zu thun, als — den Gottesglauben. Nur die Vorſtellung, daß ein Höchſtes ſei, dem ich, wie Alles, ſubordinirt bin, deſſen Werkzeug ich bin, unter dem und mit dem ich für das Beſte der Welt arbeiten, und nur durch Erfüllung meiner Pflichten arbeiten, ſolle — daß alſo auch iede noch ſo verunglückt ſcheinende Pflichterfüllung wenigſtens eine verrichtete Mitarbeit von meiner Seite ſei, daß ſie aber auch als eine ſolche ſchlechterdings nicht vergeblich, noch weniger verderblich, ſein könne, wenn ſie auch ſo ſchiene, oder doch nicht bleiben könne, wenn ſie auch ſo

wäre — nur dieſe Vorſtellung gibt mir Herz und Muth, iede Pflicht auch alsdann freudig zu vollbringen, wenn ich nicht nur keinen Nutzen, ſondern ſogar Schaden, für Andere und für die Welt davon ſehe. Nun ſteht der Erfolg meiner edlen Thätigkeit unter höherer Gewalt, und wird alſo auf keinen Fall ganz fehlſchlagen.

Aber wie? geht mich denn der Erfolg etwas an, daß mir ihn ein Gott erſt ſichern müſſe? Arbeiten iſt ia wohl nur meine Sache, aber das Gelingen nicht? Jenes fordert ia wohl das Sittengeſetz ſchlechterdings, und ohne mir frei zu laſſen, vorher erſt guten Erfolg davon garantirt wiſſen zu wollen? — Auch dieſe Fragen können mich nicht irre machen; es liegt nur ein täuſchender Doppelſinn in ihnen, den ich entwickeln mus. Ein Anderes wäre es, wenn ich gerade dieſen oder ienen gewiſſen Erfolg einer Pflichterfüllung erſt garantirt wiſſen wollte, ehe ich an ſelbige ginge, z. E. den ich verabzweckte, oder der gewünſcht würde, oder der ſonſt der gewöhnliche davon wäre, u. ſ. w. So meine

ich,

ichs aber auch nicht; ſondern auf guten Erfolg überhaupt, auf irgend einen guten Erfolg davon, es ſei wie, wo und wann es ſei, mus ich rechnen dürfen. Dieſes kann ich aber in dem vorhin erwähnten Falle nicht, ohne ein Höchſtes anzunehmen, welches mir durch die Subordination, in der nicht nur ich unter ihm ſtehe, ſondern in der auch Alles unter ihm ſteht, die Gewähr dafür leiſtet.

Soll ich denn wirklich ganz aufs Ungewiſſe mich anſtrengen? Soll ich nur arbeiten, um zu arbeiten? Ich fordere getroſt die edelſten Menſchen auf, zu ſagen, ob ſie an ſo etwas genug haben. Es kann vermöge der Einrichtung unſeres Herzens nicht anders ſein, als daß wir ſchlaff und träge zum groſſen und guten Wirken werden, ſobald uns auch nicht einmahl der Glaube übrig bleibt, auch nur den geringſten Nutzen dadurch zu ſtiften. Wozu ſoll ich denn wirken? fragt da auch der beſte Menſch, und mus, weil er nur vernunftmäſſig handeln ſoll, ſo fragen. Ich für meine Perſon möchte nicht einmahl den Mund aufthun, und nur reden, um zu reden. Das Trachtenſollen

nach

nach dem Reiche Gottes, unbekümmert darum, ob am Ende so ein Reich komme, oder trotz des Trachtens der ganzen Christenheit dennoch ausbleibe, kommt mir gar seltsam vor. Zu hoch für mich vollends ists, wie ein Mensch, der wirklich wüste, daß ein solches Reich Gottes eine wahre Unmöglichkeit sei und bleibe, dennoch, ohne den Karakter der Vernunftmässigkeit zu verleugnen, fortfaren könne, so zu handeln, als wenn er es möglich machen wollte. Sollte ein solcher Mensch nicht wirklich Aehnlichkeit mit einem Kinde haben, das nach seinem eigenen Schatten läuft? Garve sprach — es ist ein grosser Bewegungsgrund, an einer Sache zu arbeiten, wenn man weis, oder glaubt, es werde etwas daraus; hier würde er sprechen — es ist der grösseste Bewegungsgrund, an einer Sache nicht zu arbeiten, wenn die reale Unmöglichkeit derselben erwiesen werden kann. Ich will des Spiels nicht erwähnen, welches auf solche Weise, wie mit dem Menschen, so mit Gott, getrieben werde — es soll ja nun einmahl von Fähigkeit zum Philosophiren zeugen, wenn man auch über das Heiligste zuweilen

laden

lachen könne; ausgemacht iſts dann aber doch, daß man, wenn man erſt von einem Reiche Gottes ſpricht, und dann wieder das Kommen dieſes Reichs in Zweifel ſtellt, Gott mit der einen Hand uns nur geben wolle, um ihn mit der andern wieder zu nehmen. Vielmehr liegt mir's an, die unverantwortliche Erklärung zu rügen, welche man bei dieſer Gelegenheit der Stelle gibt, in welcher der Weiſe, der nur menſchliche Tugend lehrte, vom Trachten nach dem Reiche Gottes ſprach. Das Reich Gottes, welches er meinte, war kein anderes, als dasjenige, wovon er einſt ſagte, daß es im Menſchen ſelbſt ſein müſſe; es wird gleich von ihm mit der göttlichen Gerechtigkeit verwechſelt, und bedeutet alſo herrſchende gute Geſinnung. Seid gute Menſchen, wollte Jeſus ſagen, und nichts weiter. Hätte er aber auch wirklich von dem Reiche Gottes, welches man meint, oder von einem Weltzuſtande, in welchem das Gute völlig das Böſe beſiegen werde, geredet: ſo iſts doch unbegreiflich, wie man ihn ſagen laſſen könne — man ſoll nur trachten nach

dieſem

dieſem Reiche, ohne darnach zu fragen, ob es kommen werde, wenn es kommen ſolle, werde es wohl von ſelbſt zufallen. In der That, dieſer Verſtos gegen die Exegeſe kann nicht anders, als durch eine unzubezwingende Vorliebe zu einer Hipotheſe, die nun auch der Prophet von Nazaret ſchon gehabt haben ſollte — der aber, im Vorbeigehen geſagt, zu innig dazu an Gott glaubte, und zu viel Ehrfurcht dazu gegen Gott hatte — entſchuldigt werden. Trachtet nach dem Reiche Gottes, ſprach er; ſo wird euch — ſolches alles zufallen. Vorher hatte er von den Erhaltungsmitteln des menſchlichen Lebens geredet; dieſe, alſo nicht das Reich Gottes ſelbſt, ſondern Nahrung und Kleidung, ſollten dem, der nach dieſem Reiche trachten würde, zufallen. Summa — ſeid gute Menſchen, hies es, über eure Pflichten insgeſamt wacker aus, ſo könnet ihr um des Leibes Nahrung und Nothdurft unbekümmert ſein; dieſe ſind an ſich ſchon im Gefolge eines thätigen und wirkſamen Lebens. Dis iſt der ſonnenklare Sinn jener Worte, und — ſo dürfte dieſe Stelle wohl

viel.

vielmehr ein Beweis dafür ſein, daß Jeſus der Tugend auch ſinnliches Glück und Genus, den iezt ſo unnatürlich verſchrieenen Genus, verheiſſen habe.

Von gleichem Gelichter iſt die Erklärung iener Stelle — „wer ſeine Hand an den Pflug legt, und ſieht zurück, der iſt nicht geſchickt zum Reiche Gottes“ — wenn man durch ſie beweiſen will, daß vom Erfolge unſerer Pflichtleiſtungen nicht die Rede ſein dürfe. Dachte man denn gar nicht daran, daß der Erfolg noch vor uns ſei, und daß er alſo unmöglich mit dem zurück- oder hinter ſich ſehen gemeint ſein könne? Die zurückgelaſſene Familie war es, von welcher der, zu dem dis geſagt ward, erſt noch Abſchied nehmen wollte, ehe er ſich ganz an Jeſum anſchlöſſe; und wie wahr war es da, daß man damals ohne Vergeſſen aller weltlichen Verbindungen ſchlechterdings nicht die Beſchäftigung, das Reich Gottes unter den Menſchen bekannt zu machen, geſchickt übernehmen konnte! — —

Doch wie, wenn es dennoch nicht unvernünftig wäre, zu ſtreben und zu wirken, obgleich

gleich an gar keine Bürgschaft für Erfolg davon zu denken wäre? Wie, wenn das Streben und Wirken an sich selbst der Zweck wäre — wenn nicht gegangen würde des Ziels wegen, sondern wenn das Ziel gesetzt wäre des Gehens wegen — oder wenn wohl ganz und gar kein Ziel wirklich da wäre, sondern ein solches blos von uns gedacht werden sollte??? Ich gestehe es, daß ich, indem ich dis nidergeschrieben habe, es auch gleich wieder wegstreichen wollte; so etwas heißt — die Tugend tief herabwürdigen, mit sich selbst Spott treiben, und das Bild der verkehrten Welt skizziren, in der ich das Bürgerrecht nicht mag, und wenn das ganze Directorium darin aus den ersten Philosophen meines Zeitalters bestände. Nur dem, der einmahl schlechterdings will, daß kein Gott sein solle, sieht es meinem Gefühle nach an, zu dergleichen schlüpfrigen Raisonnement über die Bestimmung des Menschen seine letzte Zuflucht zu nehmen, und sich dabei über die offenbar widerstreitende Einrichtung aller übrigen Naturwesen wegzusetzen.

Daß es bei allem dem, was ich bisher gesagt, keineswegs meine Meinung sei, als sei

der

der Glaube an ein Höchſtes, dem ich und Alles ſubordinirt ſind, das Fundament aller Moralität, oder gar das einzigmögliche Fundament derſelben, brauche ich ſonach kaum noch hinzuzuſetzen. Nein, ich ſchlieſſe keineswegs ſo — es iſt ein Gott, darum, und darum allein muſt du tugendhaft ſein; ſo wenig, als ich iemals ſchlieſſen würde — du ſollſt tugendhaft ſein, darum, und darum allein muſt du glauben, daß ein Gott ſei. Und nie, nie wird es mir einfallen, daß es nicht auch tugendhafte Atheiſten geben könne; nur glaube ich, daß es mit den wirklichen Beiſpielen, welche in dieſer Hinſicht aufgeſtellt werden, nicht immer ſo klar ſei, wie man denkt. Nicht, als wenn ich an der Tugend dieſer Atheiſten zweifelte; ſondern ich zweifle an dem Atheiſmus dieſer Tugendhaften. Sie wurden ihrer ſingulären Meinungen über Gott wegen vieleicht misverſtanden, und waren ſo gut Theiſten, wie ihre Misverſteher; oder ſie misverſtanden ſich wohl gar ſelbſt, und hielten ſich für Atheiſten, ohne es zu ſein. Meine Meinung iſt nur dieſe — wie ich gern zugebe, daß

ein

ein moraliſchguter Menſch Gott ſich nicht lange erſt weitläuftig beweiſen laſſe, ſondern ihn gern glaube und habe: ſo behaupte ich auch, daß der Gottesglaube erſt vollkommene und unerſchütterliche Pflichttreue in allen Lagen gewähre. Mein Herz zwingt mir dieſe Behauptung ab, und, da es ſolchergeſtalt in ſeiner eigenen Sache wider ſich zeugt, was könnte ich ſeinem Zeugniſſe entgegenſetzen? So alſo, ſo iſt mir der Gottesglaube für meine Rechtſchaffenheit unentbehrlich. „Wer fällt, wenn er Gott verlichrt, der hat noch nie geſtanden“ — ſchreibt man zwar, und es klingt heroiſch; ich aber kann mich nicht enthalten, dabei zu ſchreiben — „wer ſich läſſt dünken, er ſtehe, mag wohl zuſehen, daß er nicht falle.“ Wie es mir nun geht, ſo glaube ich auch, daß es vielen Andern gehe. Es liegt mir ſogar Alles daran, ſo zu glauben, und nie würde ich mich in eine bürgerliche Geſellſchaft von Atheiſten begeben, wenn dergleichen wirklich exiſtirte, und wenn ichs wüſte, daß ſie eine ſolche wäre. Nicht darum alſo würde ich mich nicht in ſie begeben, weil ſie mir

nicht

nicht Treue ſchwören könnte — die geſchworne Treue iſt ia auch oft mitten unter Chriſten nicht weit her; ſondern darum, weil es ihrer Treue meinen Gedanken nach an der feſteſten Stütze fehlte, und ich alſo nicht ganz unumſchränkten Verlas auf ſie nehmen konnte. Meine Anwort könnte alſo auch nicht anders, als verneinend, ausfallen, wenn mich Jemand fragte, ob ichs für erlaubt hielte, daß Atheiſmus öffentlich gelehrt würde. Wohl aber würde ſie beiahend ausfallen müſſen, wenn ich gefragt würde, ob ichs für recht hielte, daß der Staat dis nicht dulden wolle. Ich habe auch bemerkt, daß man bei aller noch ſo liberalen heutigen Denkart über die Sache des Gottesglaubens in dieſem Punkte dennoch meiner Meinung ſei. Man will zwar nicht, daß die Religion ein Werkzeug des Staats, ſondern vielmehr, daß der Staat ein Werkzeug der Religion ſei; man geſteht doch aber dem Staate das vollkommene Recht zu, von ſeinen Lehrern zu fordern, daß ſie in ihrem Unterrichte von theiſtiſchen, und nicht etwa von atheiſtiſchen Principien

aus-

ausgingen. Freilich will man hierunter nur die Lehrer in Kirchen und Schulen verstanden wissen; ich sollte aber glauben, daß die Lehrer auf Universitäten, weil sie die Lehrer an Kirchen und Schulen bilden, noch weit mehr dazu gehörten, und daß auch die Schriftsteller, welche das mündige und unmündige Volk lieset, keinesweges davon auszuschliessen wären. — —

Ich komme nun von meinen Pflichten auf meine Schicksale. Ein grosser Theil derselben hangt offenbar mit meinem Thun und Lassen gar nicht zusammen. Was nun die guten und erfreulichen Schicksale dieser Art betrift, so kanns wohl sein, daß Viele sich darüber wegsetzen, wenn sie keinen für sich ehrenvollen Zusammenhang des Guten, das ihnen widerfährt, einsehen, sondern sehr zufriden sind, wenn sie es nur haben und geniessen. Mir aber ist dis nicht gleich. Ich schäme mich vor mir selbst, wenn ich auch nur das geringste Gute geniesse, das ich nicht verdient habe, und weis vollends nicht, wie mir werde, wenn Andere mich es geniessen sehen. Den Eindruck macht es dann freilich

freilich bald auf mich, daß ich, wenn es Gutes von Belang iſt, den Vorſatz faſſe, es wenigſtens nun noch zu verdienen zu ſuchen. Wird dieſer Eindruck aber nicht unendlich ſtärker, wenn ich es nicht für eine bloſſe Folge des Weltlaufs, deſſen erwieſene Regel ja Unvernunft ſein ſoll, ſondern für eine höhere Schickung, halte, durch welche derſelbe ausdrücklich auf mich gemacht werden ſollte? Wer wäre ich, wenn ich nun nicht auf das ehrfurchtvollſte auf ihn achtete? Wer wäre ich, wenn ich nun nicht allemahl dann beſonders ihn von neuem auf das tiefſte empfände, ſo oft ich Gutes, das mit Gefar, oder mit wirklichem Verluſt, verknüpft iſt, bewirken ſoll? Daß ich aber wirklich ſo thun, und mein unverdientes Glück noch vollkommen zu verdienen ſuchen möge, daran liegt mir zur Ehre, oder zur Ruhe meines Herzens — Beides iſt hier Eins — Alles. Mithin empfängt auch hierdurch der Gottesglaube eine hohe Wichtigkeit für mich. Wie gut wäre es doch für die Welt, wenn ihn alle diejenigen recht innig hätten, welche vom Schickſale ſo ganz auſſerordentlich begünſtigt

und ausgeſtattet wurden, ehe ſie ſich auch nur das geringſte Verdienſt erworben hatten! Wie würden ſie ſich beſtreben, lebenslang ſich beſtreben, die gemeinnützigſten und zu Aufopferungen bereiteſten Menſchen zu ſein; ſtatt, daß ſie ietzt oft nichts, als Verzehrer, Unthätige, Wollüſtlinge, und wohl gar Grauſame noch obendrein ſind!

Bei widrigen und traurigen Schickſalen aber, die mit meinem Thun und Laſſen in gar keiner Verbindung ſtehen, wird die Sache noch unweit wichtiger. Daß ſie keine Folgen meiner Pflichtübertretungen ſind, darüber bin ich dann freilich ſehr zufriden; wenn ſie aber nur doch Folgen meiner Pflichterfüllungen wären! So ſähe ich, der ich die Welt kenne, doch wenigſtens Zuſammenhang, ſo ungerecht er auch wäre. Was ſoll ich aber ſagen, wenn ſie blos feindſelige Anſtalten der Natur und des Laufs der Dinge ſind? Wie ohnmächtig bin ich gegen Beide! wie noch ohnmächtiger gegen ſie werde ich, ie älter ich werde! Der Lauf der Dinge reiſſt mich immer unaufhaltſamer mit ſich fort; die Natur rafft mich am Ende gar hin.

Nur

Nur der Glaube an ein Höchſtes, das der Natur gebietet und über den Lauf der Dinge waltet, kann mich da tröſten. Er läſſet mich ahnen, daß nach denſelben Regeln, nach welchen ich ihrer Vernunftmäſſigkeit wegen in meiner kleinen Welt handle, auch die groſſe Welt, und in derſelben auch der von meinen Handlungen ganz unabhängige und doch bei weitem beträchtlichſte Theil meines Schickſals regirt werde. Er reicht mir die Hofnung dar, daß ich auch in dem allerungleichſten Kampfe, ſei es mit Menſchen, oder mit Elementen, nicht ganz verlaſſen ſei, nicht ohne Zweck unterliege, wenn ich unterliegen muß, und nie bis zur völligen Zerſtörung unterliegen werde. Er weiſet mich auf ein Steuerruder hin, durch das ich aus dem ungeheuren und ungeſtümen Ocean endlich doch in einen ſichern Hafen gelangen werde. Ohne dieſen Glauben — womit ſoll ich mich beruhigen? Mit dem Gedanken an ſchlichte Nothwendigkeit etwa? mit dem Gedanken — es kann nicht anders ſein —? O ihr, die ihr ſo ſprechet, kommet doch erſt in äuſerſtpeinliche Lagen, die ihr nicht verdientet,

kommet erſt in die Lage des Vergangs Himmels und der Erde für euch, und dann ſaget uns, ob das „es mus ſchlechthin ſo ſein“ euch den geringſten Troſt gewähre. Wie, wenn ihr dann ſprächet — Verdammt, daß es ſchlechthin ſo ſein mus!? Ginget ihr gar ſo weit, daß ihr ietzt ſchon zugäbet, daß ihr nicht für euch ſtändet, daß dis geſchähe: ſo müſte man denken, daß ihr ietzt ſchon nicht mehr bei euch wäret. — —

Daß ich, der ich um mich her und an mir ſelbſt nichts, als Veränderlichkeit und Hinfälligkeit, erblicke, gar keine Raſt eher habe, bis ich mir irgend Etwas denke, das bei der allgemeinen Veränderlichkeit und Hinfälligkeit aller Dinge bleibt, und bleibt, wie es iſt — daß der ganze Proſpekt der Welt mit allen ihren Ereigniſſen nicht anders die gehörige Wirkung auf mich thun könne, bis ich einen gewiſſen Augenpunkt, den doch für alle Proſpekte die Perſpektiſe vorſchreibt, gefaſſt habe — — will ich nicht einmahl erwähnen. Erwähnenswerth wäre es aber doch gewis; ein vernünftiges Weſen läuft ia in der That in der Welt wie

in

in einem Irrgarten umher, wenn es nicht in der Totaleitelkeit der Dinge etwas findet, das beſtändig iſt, und ſieht nichts, als abgeriſſene Stücke, die noch dazu nicht einmahl zuſammen zu gehören ſcheinen, wenn es nicht auf ein gewiſſes Centrum ſein Augenmerk richten kann. — Genug, mir iſt der Gottesglaube unausſprechlichwichtig, und ſo kann ich die ganze Frage über Gott unmöglich auf ſich beruhen laſſen.

# Zweite Betrachtung.

## Einige Einwürfe, die ich mir selbst noch vorher mache, ehe ich meine grosse Untersuchung anfange.

Werde ich aber nicht eben dadurch, daß es so mit mir steht, zur Untersuchung darüber, ob ein Gott sei, oder ob meiner Idee von etwas Höchstem ein wirklicher Gegenstand entspreche, ungeschickt? Kann man mir nicht sagen, mus ich mir nicht selbst sagen — du wünschest, daß ein Gott sei, weil er dir so wichtig ist, du wünschest es sehr, du hast also schon Parthei ergriffen — was du sehr wünschest, bist du auch geneigt zu glauben — dein Wunsch nach Gott wird sich also allenthalben bei der Untersuchung einmischen, und auch dem blos scheinbaren Beweise eine überzeugende Stärke geben . . . . ?

Leugnen

Leugnen kann ichs freilich vermöge der Einrichtung des menſchlichen Herzens nicht, daß in dieſer Obiektion viel Wahres enthalten ſei; auch zeugt im Geſchichtbuche der Unterſuchungen, welche für das Herz Intereſſe haben, faſt iedes Blat davon. Getroſt darf ich aber doch auch wohl fragen, ob ich, wenn der Gottesglaube mir nicht wichtig wäre, es der Mühe werth halten würde, die geringſte Unterſuchung über ihn anzuſtellen. Ein Thor wäre ich ia, wenn ich mich mit Unterſuchungen abgeben wollte, die kein Intereſſe für mich haben. Die Wichtigkeit an ſich alſo, welche der Gottesglaube für mich hat, kann mich zu ſeiner Unterſuchung nicht ungeſchickt machen; oder, wenn dis ſein ſollte, ſo kann mir der Beweis nicht ſchwer fallen, daß derienige, welchem er entbehrlich iſt, und der ihn blos für Etwas hält, woran ſich die Spekulation üben möge, ebenſo ungeſchickt dazu ſei. So dürfte dann alſo gar keine Unterſuchung darüber Statt finden; denn, wenn ein Theil dazu ſo ungeſchickt iſt, als der andere, warum ſollte der Eine von ihnen nur das Recht dazu haben? Wie, wenn ich obige Obiektion

gegen

gegen mich umkehrte und spräche — „dir ist Gott entbehrlich, du schämest dich sogar seiner zu bedürfen, du hast also schon Parthei ergriffen — wessen du nicht zu bedürfen meinst, wessen zu bedürfen du dich sogar schämst, das zu glauben bist du auch abgeneigt — deine Abgeneigtheit gegen Gott wird sich also allenthalben bei der Untersuchung einmischen; du wirst die Beweise nicht gehörig würdigen, und auch den stärksten durch Sophisterei zu entkräften suchen, oder durch die kleinlichsten Einwürfe sogar vernichtet zu haben meinen“ —? Was wollte, was konnte man mir hierauf erwiedern? Also — auf meiner Hut mus ich freilich immer sein, daß sich die Wichtigkeit, welche der Gottesglaube für mich hat, mich bei der Untersuchung nicht voreingenommen für seine Wahrheit mache; weiter sehe ich doch aber in der That nichts, was für Ungeschicktheit zur Untersuchung über ihn daraus für mich folge.

Doch — ich stosse auf eine neue Schwierigkeit. Ich will also wissen, ob ein Gott sei; wie wird mir dabei? Auf dem Wege des Wissens soll ja hier gar nichts zu erlangen,

und

und Gott nur ein Gegenſtand ſein, deſſen Daſein ſich nicht wiſſen, ſondern einzig und allein nur glauben laſſe. Ich könnte ganz ruhig antworten, daß ich auch nur vom Gottesglauben ſeither geſprochen hätte; ich ſehe aber doch nicht ein, warum man nicht auch noch vom Gotteswiſſen ſolle reden dürfen. Beider Ausdrücke bediente man ſich wenigſtens ohne Scheu in der erſten Kirche; man mus glauben, daß ein Gott ſei, hies es, vielleicht aber war es derſelbe Mann, welcher auch ſchrieb, weil ſie wuſten, daß ein Gott ſei und haben ihn nicht gepreiſet als einen Gott, darum u. ſ. w. Es freuet mich daher, wenn ſich auch Reinhold nicht irre machen läſſet, ſondern kräftig ausruft — Der Glaube, der das Wiſſen verſchmäht und verwirft, iſt ſicher nicht aus Gott; er iſt nichts beſſer, als dasienige Wiſſen, welches Unglauben gebieret — wer die Vernunft läſtert, der läſtert Gott. Unſtreitig iſt es doch nur iene willkührliche Definition des Wiſſens, vermöge welcher es ſich blos auf äuſere Erfarung einſchränken ſoll, die hier eine Art von bloſſem Wortſtreit veranlaſſet.

Ich

Ich laſſe gern Jeden definiren, wie er will; es mus mir aber auch erlaubt ſein, an die Bedeutung zu erinnern, welche das Wiſſen von jeher hatte. Man dachte dabei in der That nicht immer an das Nihil eſt in intellectu, quod prius non fuerit in ſenſu, ſondern man brauchte es von Allem, was man mit Gewisheit anerkannte, und wovon man überzeugt war. In dieſem Verſtande will ich alſo Gott wiſſen; ich will überzeugt ſein, ich verlange nach einer Art von Gewisheit darüber, ob ein Gott ſei, oder nicht. Iſt dis noch anſtöſſig, nun ſo nehme ich das Wiſſen im Sprachgebrauche des alltäglichen Lebens, und ſpreche — ich will wiſſen, ob der Gottesglaube Wahrheit ſei, oder nicht. Ein Glaube, er betreffe, was er wolle, ohne ein ſolches Wiſſen, ohne ſolche Ueberzeugung ganz und gar — was wäre er? Aberglaube — antwortet Reinhold, und das mit Recht.

Sobald nun aber die Rede von Ueberzeugung iſt, mus ia auch die Rede von Beweiſen ſein? Freilich, nicht anders! Dieſe ſind ia der Grund der Ueberzeugung;

ſind

ſind dergleichen nicht da, ſo findet auch gar keine Ueberzeugung Statt, und, wenn dieſe nicht Statt findet, auch kein Glaube — wenn man nicht mit dem Glauben ſpielen will. Der Begrif des Glaubens kann nicht richtiger feſtgeſetzt werden, als er dort feſtgeſetzt iſt — daß man nicht zweifle an dem, was man nicht ſiehet, oder was nicht angeſchaut und empfunden werden kann; wodurch wirds denn aber bewirkt, daß man nicht daran zweifle? Ich weis keine andere Antwort, als — durch Beweiſe; dieſe geben ein intellektuelles Anſchauen.

„Du kannſt aber in Anſehung Gottes doch eine Ausnahme machen, ſagt man mir; es iſt nicht Pflicht für dich, zu glauben, daß ein Gott ſei, ſondern nur ſo zu handeln, als wenn du's glaubteſt.“ Hierauf laſſe ich mich auf keinen Fall ein; wollen es Andere verſuchen, ich habe nichts dagegen — ich aber käme mir dabei gerade ſo vor, als wenn ich mich auf ein Rohr lehnen wollte.

„Die Bibel, heiſſt es wohl weiter, beweiſe Gott auch nicht, ſondern ſetze die Ueber-

zeugung

zeugung von ihm als etwas voraus, für deſſen Mangel es „keine Entſchuldigung gebe.“ Warum gibts dann aber nach der Meinung des Paulus, dem man dieſe Worte, wie ein abgeriſſenes Stück vom Ganzen, entlehnt, dafür keine Entſchuldigung? Weil man Gott, ſetzt er ja ſelbſt hinzu, wahrnehme in der Natur, als welche allenthalben ſei.

„Aus einem grundguten Leben, heißt es endlich, gehe der Glaube an Gott hervor — durch einen herzlichguten Wandel könne man ihn bewähren — durch ein göttliches Leben werde man Gottes inne.“ Ja, für Andere geht mein Glaube an Gott aus meinem grundguten Leben hervor; Andern kann ich durch einen herzlich guten Wandel bewähren, daß ich ihn habe. Und — ehe ich inne werde, ob ich ein göttliches Leben führe, mus ich doch wohl Gottes ſchon inne ſein; wie könnte ich denn ſonſt mein Leben ein göttliches nennen? Ich mus es ja erſt, um dis zu thun, entweder mit Gottes Leben ſelbſt, oder doch

mit

mit Gottes Geſetzen für mein Leben, zuſammengehalten haben.

Läſſet ſich denn aber Gott auch beweiſen? — Nun, das will ich eben ietzt ſehen; iſt dis nicht, ſo mus ich den Glauben an ihn aufgeben, ſo beſeligend er für mich auch ſein würde. Dadurch aber laſſe ich mich nicht abſchrecken, daß man mir vorhalte, die Bibel ſelbſt neme den Glauben an Gott einen Glauben, der höher ſei, als alle Vernunft, und daß man dann ſpöttiſch mir zurufe — der Bibel wirſt du doch glauben? Wo ſteht denn das in der Bibel, daß der Glaube an Gott höher ſei, als alle Vernunft? Müſte man nicht allmählich wirklich unwillig über die Manier werden, auf welche ietzt die Bibel citirt und zur Alliirten gemacht wird? Von einem Frieden Gottes leſe ich wohl, der höher ſei, als alle Vernunft, und auch hier bedeutet höher ſchätzbarer, und Vernunft Einſicht; ſo, daß der ganze Sinn iſt — weihet euch iener himmliſchen Eintracht, ienen gottgefälligen, friedfertigen Geſinnungen, welche mehr Werth haben, als aller Verſtand

und

und alle Wiſſenſchaft — welches ich dann auch von ganzem Herzen unterſchreibe. Beſſere Ausſichten gewährt es mir gleich in voraus, wenn man zugeſteht, daß durch die Einrichtung der Vernunft dafür geſorgt ſei, daß alle Zweifel gegen das Daſein Gottes auſſer den wenigen Augenblicken der Spekulation nur als unnatürliche Grübeleien ſpitzfündiger Schulphiloſophen erſchienen. Von einer ſolchen Einrichtung der Vernunft läſſet ſich dann alſo doch etwas erwarten, und ich ſähe nicht ein, was ich darunter anders, als die Beweisbarkeit Gottes für ſie, verſtehen ſollte. Am allerwenigſten aber ſoll es mich irre machen, daß es ietzt Mode wird, Gott nur zu poſtuliren, und daß man dann, wenn man erſt verſichert, daß man auf dieſem Wege die Gottheit gefunden habe, hernach wieder behauptet, daß der Beweis für ſie freilich fehle und ewig fehlen werde. Vielmehr beſtärkt mich dis darin, daß der Glaube an Gott doch wohl zu beweiſen ſein möge; weil die ganze Anleitung zum Poſtuliren Gottes, oder die Auseinander-

ſetzung davon, daß es moraliſchnothwendig ſei, Gott anzunehmen, an ſich ſelbſt ein Beweis, und noch dazu ein ſehr weitläuftiger Beweis, iſt. Oder iſt es etwa auch nicht mehr Einerlei, ob ich ſage — dis dringt mich, Gott anzunehmen — oder ob ich ſpreche — dis beweiſet mir Gott —? Laſſen wir doch die Spitzfündigkeiten und verwickeln uns nicht ſelbſt durch Abweichung vom Sprachgebrauche in Widerſprüche!

Ob Gott ſich aber ſtreng beweiſen laſſe — dis iſt freilich eine andere Frage. Nicht, als wenn ich unter einem ſtrengen Beweiſe einen ſolchen Beweis verſtände, welchem ſich alle mögliche vernünftige Weſen, und wenn ſie auf der Leiter der Weſen um tauſend Stufen über dem Menſchen ſtänden, ergeben müſten; wohin verſchwindelte ich mich, wenn ich ſo etwas dabei dächte? Von Menſchen iſt ia die Rede, die den Beweis führen, und ſo könnten ſie ihn auch höchſtens nur ſtreng für Menſchen führen. Jede andere Intelligenzenart führt ihn nach ihrer Weiſe; und, um für die Seraphim ihn zu führen, müſte man erſt Seraph

werden.

werden. Hier fallen mir die älteren Juden ein, welche dieſe das Antlitz Gottes ſehen lieſſen. Dis wäre freilich ein ſehr ſtrenger Beweis Gottes für alle mögliche Intelligenzen, wenn ſie nehmlich — wohlgemerkt — auch Augen hätten; auſſer ihm wüſte ich keinen, der ſtrenger ſein könnte, als den, daß Gott, wenn er iſt, ſein eigenes Selbſtbewuſtſein ihnen mittheilte. Ich ſage es mir ſelbſt, daß ich nun Nonſenſe ſchreibe; möchte nur aber Jeder, der von einem ſtrengen Beweiſe für das Daſein Gottes ſpricht, auf ſeiner Hut ſein, daß er nicht den Anſchein gewinne, als — wolle er auch das Antlitz Gottes ſehen. Hintennach ſollte ja Moſes nur Gott ſehen; wer ihn aber in einer Wolken- oder Feuerſäule ſehen will, der kann ihn vieleicht immer noch zu Zeiten darin ſehen. Geſetzt nun alſo auch, Gott lieſſe ſich nicht ſtreng beweiſen, ſo wäre es doch ſchon genug, wenn er ſich dem Glauben ſtreng empföhle. Wenn er ſo bewieſen werden könnte, daß es offenbar vernunftmäſſiger ſei, ihn zu glauben, als ihn nicht zu glauben: ſo

müſten alle die, welche auf bidern Gebrauch der Menſchenvernunft Anſpruch machen wollen, ihn zu glauben ſich gedrungen fühlen; und dann wären ſie ebenſoweit, als wenn er ihnen ſogenanntſtreng bewieſen worden wäre.

Noch gerathe ich an einen wichtigen Stein des Anſtoſſes, der dis wenigſtens für mehrere Philoſophen meines Zeitalters geworden iſt. Ich habe bis iezt nur immer von Gott, oder von der Gottheit ſchlechthin geſprochen, und habe ſo das Höchſte benannt, dem Alles ſubordinirt ſei; dis iſt nun in der Folge nicht mehr genug. Ich mus mir nun deutlicher ſagen, wie ich mir dieſes Höchſte denke.

Habe ich denn aber nicht geleſen, und ſollte ichs mir nicht gleich wieder vorleſen, was Moſes ſchon ſprach, und worauf man neuerlich ſo viel Gewicht legt — „du ſollſt dir kein Bild, noch Gleichnis, machen“? Ja, aber auch kein Verſtandesbild, kein Gedankengleichnis, keine Vorſtellung, keinen Begrif? Wie? dis wäre auch Götzenweſen? So war's in der That nicht gemeint; ſo konnte es auch nicht gemeint ſein. Es war

nicht so gemeint; denn der Zusammenhang zeigt klar, daß nur verboten ward, eine wirkliche Gestalt zu formen, die man für Gott halte. „Bete sie nicht an, heissts ia ausdrücklich, und dient ihnen nicht; denn Ich bin der Herr, dein Gott.“ Vorstellungen von Gott aber hat ia Moses selbst gegeben, wie z. E. hier gleich — ich bin der Herr, Jehova. Es kann auch nicht so gemeint sein: denn wie könnte vom Glauben an Etwas für mich die Rede sein, das ich mir gar nicht denken soll? Ist es nicht völlig unbegreiflich, so eine sogenannte geistige Deutung den nosanden Worten zu geben? All das gegenwärtige Verwirrung anrichtende Fordern, daß Gott nicht gedacht werden solle, daß man sich keinen Begrif, keine Vorstellung von ihm machen solle — woher kommt es oft anders, als blos von der willkürlichen Behauptung, daß Gott dadurch zu einem Gegenstande der Anschauung, oder Empfindung, mithin zu einem sinnlichen Wesen, werde? Wer unterschreibt denn diese Behauptung aber? Und — widersprechen sich ihre Häupter nicht selbst? Geben sie nicht auch

unsinn-

unſinnliche Anſchauung zu? Reden ſie nicht ſelbſt von einem Begriffe der Gottheit? Geben ſie nicht ſogar an, was die Gottheit der Materie nach ſei? Thäten ſie aber auch dis nicht, ſo lehrt doch der ſchlichte Menſchenverſtand ſchon, daß man nicht eher eine Unterſuchung über das Daſein Gottes anſtellen könne, bis man ſich gegen ſich ſelbſt und gegen andere über das, was man bei Gott denkt, erklärt habe. Wovon ſprechet ihr denn ſonſt, wenn ihr von Gott ſprechet? Worüber ſtreitet ihr eigentlich, wenn ihr über ihn pro und kontra diſputirt? Ihr verſtehet ja ſolchergeſtalt einander nicht; ihr verſtehet euch ſelbſt nicht.

Weis ich denn aber nicht, daß alles Denken ein Beſchränken ſei, und daß alſo Gott, wenn ich mir einen Begrif von ihm bilde, aufhöre, der Unendliche zu ſein, der er doch wohl ſein ſoll? Dis kommt mir bald ſo vor, als wenn ich die alten Scholaſtiker wieder hörte, welche Gott deshalb nicht definiren wollten, weil Definiren von Finis abſtamme.

Mus ich iedoch nicht, wenn ein Gott iſt, ſelbſt zugeſtehen, daß er der Unbegreifliche ſei? wie will ich den Unbegreiflichen begreifen? . . . Dis will ich ia auch nicht; ich will ihn nicht begreifen, ſondern mir nur einen Begrif von ihm bilden. Ja, wenn ich einen vollſtändigen Begrif von ihm zu bilden verſuchen wollte, dann träfe mich der Vorwurf mit Recht; dis kommt mir aber nicht in den Sinn. Irgend einen Begrif mus ich iedoch von ihm haben; oder ich käme mir ſelbſt lächerlich vor. Es kümmert mich nicht, wenn man mit Fingern auf die Grenzen meines Verſtandes weiſet, ich erkenne dieſe ia an, eben darum will ich mir aber in ſelbigen Gott wenigſtens denken, ſo gut ich kann. Gott, wenn er iſt, verliehrt nichts dabei; ich aber gewinne. Der Unendliche wird dadurch nur für mich endlich, an und für ſich ſelbſt bleibt er doch unendlich.

Wird aber die Vorſtellung, welche ich mir von Gott mache, wohl anders, als menſchlich, ausfallen? — Nun, ſo ſei dis! Wie ſoll ſie denn anders ausfallen können? Ich bin

ia ein Menſch; ſo wird freilich meine Vorſtellung von Gott keine andre ſein, als wie ſie ſich ein Menſch machen kann. Sollts eine andere ſein, ſo müſte ich erſt ein anderes Weſen werden. So lange ich aber Menſch bin, kann mir auch keine andere Vorſtellung von Gott etwas nützen, als die, welche ich mir als Menſch von ihm mache. Dem Tadel der menſchlichen Vorſtellung liegt doch nur eine Zweideutigkeit zum Grunde. Es iſt ia ganz etwas Anderes, als ein Menſch ſich Gott vorſtellen, und etwas Anderes, Gott ſich als einen Menſchen vorſtellen. Das letztere wäre unrecht, und das will ich auch nicht; das Erſtere aber mus ich, und, wollte mir Jemand dis verargen, ſo ſehe ich ihn wirklich darauf an, ob er blos in der ernſthafteſten Sache mit mir ſpielen wolle, oder ob er ſelbſt Gottesglauben nur affektire. Doch — die Wahrheit hiervon wird auch tiefer gefühlt, als man ſichs oft geſtehen will. „Daß ich mich bemühe, das Unbegreifliche auszudrücken, ſo gut ich kann“ — heiſſts dann doch am Ende wohl; was heiſſt aber dis anders?

Werde ich mir aber dennoch nicht unvermerkt Gott als einen Menschen vorstellen, und ihm nur so etwas zueignen, was ich selbst bin und habe? Werde ich sein Bild nicht von mir abzeichnen? Und — kann ich im Grunde auch wohl anders? — Nun, wenn dis letztere wäre, brauchte ich wohl noch Mehr zu meiner Rechtfertigung darüber? Wenn ich nicht anders kann, nun, so mus ich so, wie ich nur kann. Liesse ich mich dadurch abhalten, bei Gott etwas zu denken — wollte ich also lieber gar nichts bei ihm denken, so würde er ja zu einem Undinge für mich. Doch, so gar übel stehts nicht mit mir. Eigentlich denkt sich derjenige Gott nur als einen Menschen, welcher ihm das, was der Mensch ist und hat, ebenso eingeschränkt, und ebenso in Unvollkommenheit, beilegt, wie es der Mensch ist und hat. Daß ich hier nur von der höheren Natur des Menschen rede, versteht sich von selbst; die neuerlich wieder gegebene Erlaubnis, mir Gott auf antheidnisch auch mit überlangen Armen und Füssen zu denken, weise ich von der Hand — es war nicht nöthig, daß sie mir gegeben

wirde,

würde, ich bedarf ihrer nicht. Iſt es denn aber nicht ſchon möglich, ſolche Weſen zu denken, die alles das Höhere, was der Menſch iſt und hat, in weiteren Schranken, und mit geringerer Unvollkommenheit begleitet, haben? Warum ſollte ich mir denn nun nicht auch ſo ein Weſen denken können, das dis Alles iſt und hat ohne alle Schranken und ohne alle Unvollkommenheit? Involvirt etwa dieſer Gedanke an ſich einen Widerſpruch? Wenn ich doch in Gedanken die Schranken immer erweitern, die Unvollkommenheiten immer unmerklicher machen kann, ſo kann ich beide auch in Gedanken endlich ganz verſchwinden laſſen. Ich will ietzt noch nicht einmahl ſagen, daß meine Vernunft ſelbſt vielleicht mich hierzu antreibe, wenn ich mich etwa in meinen Schranken gar nicht denken könnte, ohne ein Unbeſchränktes zugleich zu denken.

Was ſollte aber daraus werden, wenn ich in den Begrif Gottes gar nichts bringen dürfte, was der Menſch iſt und hat? Den Fetiſchismus erklärt man ia ſelbſt für eine Verirrung des menſchlichen Verſtandes; ich ſehe aber nicht ein,

was mir dann auſſer ihm weiter übrig bliebe, als — Gott als ein Nichts zu denken. „Das wird er auch für dich, ruft man mir zu, wenn du von ſeinen Eigenſchaften alles Beſchränkte und Endliche abſonderſt; das Nichts, das dann übrig bleibt, iſt dein Unendliches, das du zu denken wähnſt.“ Wie war es möglich, daß ein Philoſoph ſo ſprechen konnte!!! Ich höre einen andern ſprechen — „ich habe das Bewuſtſein Gottes geleugnet, aber nur in Rückſicht der Schranken, welche unſer Bewuſtſein hat, habe ichs geleugnet, Gott iſt lauter Bewuſtſein —“ nun, dabei wird mir dann doch wieder beſſer zu Muthe, und ſo bin ich wieder auf dem Wege, wo ich war. Genug, wenn in den Begrif der Gottheit nichts, gar nichts kommen ſollte, was der Menſch iſt und hat: ſo müſte, ſo oft wir über Gott ſprechen wollten, unſere Sprache darin beſtehen, daß wir einander blos anſähen und ſchwiegen. Ja, das Wort „Gott“ ſelbſt würde ein ſinnloſer Ausdruck, ein bloſſer leerer Schall. — Ich ſchreite alſo getroſt zur Sache.

---

# Dritte Betrachtung.

## Begrif der Gottheit.

Das Höchſte, dem Alles ſubordinirt ſei, mus ich mir als etwas für ſich Beſtehendes denken. Hiermit mus ich ſchlechterdings anfangen, oder ich gerathe in ein Labirint, woraus für mich kein Rückkommen iſt. Sollte ich mir es nicht ſo denken, ſo müſte ich mir es als die Beſtimmung eines andern Dinges denken; denn etwas Drittes iſt nicht zu denken. Wie? ein bloſſes Accidens, ein bloſſes Adhärens, und doch — das Höchſte? Dis iſt für mich Unſinn. Mag der edle Johannes immer ſagen — Gott iſt die Liebe; er meinte damit nicht, daß wir unter der Eigenſchaft, welche wir Liebe nennen, Gott verſtehen ſollten, ſondern deutete damit auf ein Subiekt hin, dem die Liebe weſent-

wesentlicheigen sei. In der neuesten Sprache würde er sagen — Gott ist der Materie nach lauter Liebe. Setzte er denn nicht hinzu — Lasset uns Ihn lieben, Er hat uns erst geliebt —? So könnte man auch sagen — Gott ist die Ordnung; Paulus aber sprach dafür lieber gleich — Gott ist ein Gott der Ordnung. Und so ist dann auch beim Johannes der Gott der Liebe gemeint. Dichter mögen Prädikate zu Subiekten, Eigenschaften zu Substanzen machen, und Tugenden personificiren — man versteht sie; das Höchste aber entsubstanziiren — wer vermag dis zu verstehen? Einen nichtsubstantiellen Gott annehmen ist so viel, als keinen Gott annehmen.

Spinoza sprach — Gott ist die einzige Substanz; iezt spricht man — Gott ist keine Substanz. Auffallender können sich doch wohl die beiden Extremen in Meinungen nicht darzeigen, als hier. Von der Behauptung des verschrieenen und wieder ehrengeretteten Erisraeliten, in dem kein Falsch war, lasset sich iedoch eine Erklärung geben, bei der sich

der

der gesunde Menschenverstand vollkommen beruhigt. Warum soll denn nun aber Gott nicht als Substanz gedacht werden? Darum, weil er dadurch zu einem materiellen Dinge, zu einem im Raume ausgedehnten Körper, kurz, zu Etwas würde, das sich hören, sehen, fühlen lasse. Warum aber dis wieder? weil Substanz nichts Anderes, als so etwas, bedeute!!! Hiermit solls abgethan sein. Es würde auch damit abgethan sein, wenn alle Philosophen sich dem willkürlichen Sprachgebrauche eines Einzelnen gleich gutwillig unterwürfen; und dann könnten sie sich über den ganzen Streit, den sie über die Substantialität Gottes geführt, allerseits satt lachen. Da dis aber nicht zu erwarten steht, auch gar nicht zu wünschen ist, weil sonst morgen vielleicht wieder ein Einzelner einen neuen Sprachgebrauch ebenfals möchte eingeführt wissen wollen, und am Ende Jeder das Recht haben würde, sich seinen eigenen Sprachgebrauch zu wählen — woraus dann gar lustige Disputationen entstehen müsten: so lassen wir es lieber beim Alten, und definiren die Subsienz so, daß sie ein

Ding

Ding sei, das sein kann, ohne eine Bestimmung eines andern Dinges zu sein: so fallen alle Einwürfe dagegen, daß das Höchste eine Substanz sei, weg. Und — in diesem Sinne, aber auch nur in diesem Sinne denke ich mir Gott als Substanz. Uebrigens ist der ganze Hader nichts Neues. Die Scholastiker wollten auch Gott nicht als Substanz gedacht wissen, weil Gott der Einfachste sei; obgleich Einige unter ihnen fühlten, daß sie am Ende an Gott nicht Viel hätten, wenn er nicht wenigstens eine Substanz largo modo genannt würde. Man sieht also einenbar, daß sie auch den Begriff der Substanz verengten und ihn mit der ausgedehnten Materie verwechselten.

Die Scholastiker gingen in ihren seltsamen Verirrungen wohl noch weiter. Duns Skotus war unter ihnen doch noch so liberal gewesen, zuzugeben, daß man sich Gott als ein Ding denken könne; seine Nachfolger aber liessen auch dis nur insofern gelten, wenn es nicht sensu stricto geschähe. C'est tout comme chés nous, darf man hier wohl sagen; eine solche

Grille

Grille mus Jeden, der ſie annimmt, auch zu allen den übrigen führen. Wie wird aber dem Philoſophen, der das Verſtändliche liebt, dabei zu Muthe? Das heißt doch wohl — ſich überſpekuliren? Es iſt iedoch gleich zu präſumiren, daß ſo ſcharfſinnige Männer, wie die Scholaſtiker waren, nur durch Etwas von Belang in einen philoſophiſchen Irrgarten von ſolcher Art gelangen konnten. Und — ſo iſts dann auch in der That; die Urſache davon liegt am Tage. Sie gingen von dem Grundſatze aus, daß dem, was das Höchſte ſei, und dem Uebrigen, oder der Gottheit und dem Endlichen, kein conceptus univocus zukomme, oder daß man Gott durch nichts bezeichnen könne, was eine Bezeichnung des Endlichen ſei. Ja freilich, dann darf ich mir Gott auch nicht einmahl als ein Ding denken; denn auch alles Endliche nenne ich Ding. Dann ſind wir aber, wie ich vorhin ſagte, wirklich ſo weit, daß wir, wenn wir uns mit einander über Gott unterhalten wollen, nur einander anſehen und ſchweigen müſſen, und daß wir, wenn wir vor uns an Gott denken wollen,

Nichts

Nichts denken mögen, welches aber der gröſſeſte Philoſoph erſt noch zu denken verſuchen mag.

Der enge Begrif, welchen man von der Subſtanz annahm, konnte nicht anders, als auch dazu führen, daß Gott nicht einmahl als exiſtirend gedacht werden könne. Alles, was exiſtirt, hies es, exiſtirt im Raume; von Exiſtenz gibt es nur einen allein möglichen — ſinnlichen — Begrif. Allerdings, wenn dis wieder ſich ſo verhielte, dürfte auch von Exiſtenz Gottes nicht weiter die Rede ſein, und aller Streit über ſie wäre entſchieden; wer unterwirft ſich aber auch wohl dieſem abermahligen willkürlichen Sprachgebrauche? Dennoch wird von einem Unendlichen geredet; fühlte man alſo die Limitation nicht, welche dem Satze — Alles, was exiſtirt, exiſtirt im Raume — wenn er Wahrheit enthalten ſoll, gehöre, die aber auch den Sillogiſmus offenbar zum Vierfüsler macht? Wenn von einem Unendlichen geredet wird, ſo fällts wohl Jedem gleich von ſelbſt ein, daß es mit dem Sein des Unendlichen eine andere Beſchaffenheit haben müſſe,

müſſe, als mit dem Sein endlicher Weſen; ohne deß iedoch der Ausdruck „Exiſtenz“ bei dem Unendlichen unſtatthaft würde. Man gebe uns einen andern Ausdruck, wenn man kann! Ja, hier iſt er — Gott iſt kein Sein, ſondern ein Handeln ... Aber um Alles in der Welt — kennen wir denn auch ein anderes Handeln, als im Raume? Gibt Handeln nicht wenigſtens einen weit ſinnlicheren Begrif, als Sein? Kann man ſich aber dennoch wirklich ein Handeln denken, das nicht Handeln im Raume iſt, ſo mus man ſich ia noch weit leichter eine Exiſtenz denken können, die nicht Exiſtenz im Raume iſt.

Inzwiſchen hat es ſo ſein ſollen, daß diejenigen, welche Gott nicht mehr als exiſtirend gedacht wiſſen wollten, die Irrung der Gemüther, welche dadurch leicht hätte entſtehen mögen, ſelbſt verhinderten. Sie lieſſen nehmlich den nicht exiſtirenden Gott doch von ſeinem Weltenthrone herabſteigen; ſie lieſſen den Rechtſchaffenen Gott gegenüber ſtehen... Ohne des gröſſeſten aller Selbſtwiderſprüche, deſſen ſie ſich hierdurch

ſchuldig

ſchuldig machten, zu gedenken — ſo ſind dis doch wohl weit unſtatthaftere Ausdrücke über Gott, als wenn man nur ſagt, daß Gott exiſtire. Dadurch ſchlieſſt man ihn doch wohl recht in Raum und Zeit ein, wenn man einſt den Rechtſchaffenen Gott gegenüber treten, und Gott ſelbſt in gewiſſen Augenblicken von ſeinem Weltenthrone herabſteigen läſſet? Wird Gott hier nicht wirklich zur ausgedehnten Materie? wird er nicht ein völligverkörperter Gott? Gut aber, daß es ſo kam! So haben dann dieſe Philoſophen wider ſich ſelbſt gezeugt; ſie haben das Zeugnis abgelegt, daß nicht nur auch ſie, als Menſchen, vom Göttlichen nicht anders, als menſchlich, reden können, ſondern daß man auch ſogar von dem über Zeit und Raum Erhabenen, als von einem in Zeit und Raum exiſtirenden Weſen, ſprechen dürfe, ohne daß er dadurch nothwendig ein ſolches werde. Alle gute Menſchen, die, wie billig, etwas Verſtändliches bei Gott denken wollen, können nun zufriden ſein; und ich ſelbſt darf mir nun Gott wenigſtens ebenſogut als exiſtirend und als Subſtanz denken, wie man ihn

ſich

ſich zu denken erlaubt, daß er von ſeinem Throne herabſteige, und daß man ihm gegenüber ſtehen könne. Jene Vorſtellung, welche meinem Denken die angemeſſenſte iſt, führt mich dann auch gleich in die Nächte; nun kann ich doch weiter über Gott denken. Sollte ich mir ihn aber als bloſſe Beſtimmung anderer Dinge denken, ſo müſte ich gleich die Feder niederlegen; und, daß ich ihn nicht ſo denke, dis will ich eben nur damit ſagen, daß ich ihn mir als Subſtanz denke. Doch — man fängt auch ſchon an, wieder einzulenken; ein Ereignis, das in der philoſophiſchen Welt leicht vorauszuſehen war. Ueberhaupt gewährt es ſchon viel Genugthuung iedem ehrlichen Manne, dem ſeither der Verſtand abgeſprochen ward, oder der lieber in die Kirche gehen und da beten ſollte, wenn er nun, wie es gleich zu vermuthen ſtand, gewahr wird, wie die neueren Philoſophen unter ſich ſelbſt nicht eins ſind. Der Eine z. E. ſpricht — „ieder vorgebliche Begrif von Gott iſt nothwendig der eines Abgotts“ — der Andere ſpricht — „da aber mit einem unbekannten Gott ſich Niemand be-

gnügen mag, so bleibt nichts übrig, als ein Schema zu entwerfen, um sich in Ermangelung näherer Kentnis damit zu behelfen; so etwas, wenn es nur auf gehörige Art geschieht, besteht unfehlbar vor dem Richterstuhle der strengsten Vernunft.“ Oder der Eine sagt — „wer Gott das Prädikat der Substantialität beilegt, der verfährt vernunftwidrig“ — und der Andere sagt — „ich kenne überall keinen andern Gott, als einen substantiellen.“ Oder der Eine meint — „sobald der Mensch die Idee des Selbstständigen zu dem Begriffe eines Wesens bilden will, liege, wie sie der seinem Geiste zu einem in sich grundlosen Undinge sich entstellt“ — und der Andere meint — „der Unendliche nimmt für uns die Prädikate der Selbstständigkeit, Persönlichkeit u. s. w. an.“ — —

Das Höchste, dem Alles subordinirt sei, denke ich mir ferner **als einen Geist**. Dabei denke ich mir aber nicht einen bloßen Sinn, oder eine bloße Ueberzeugung, die mir Muth und Kraft gäbe, zum Guten thätig zu sein; das hieße nicht nur mit Worten spielen, sondern

so

ſo dächte ich ia Gott ebenfals nur als eine bloſſe Beſtimmung eines andern Dinges, und dieſes andere Ding wäre gar ich ſelbſt. Ich weis wohl, daß das Wort „Geiſt“ hebraiſirend eine ſolche Bedeutung zulaſſe, wie z. E. — wer Chriſtus Geiſt nicht hat, der iſt nicht ſein; aber nein, bei Geiſt denke ich mir ſo etwas, was Jeſus damit meinte, wenn er ſprach — Gott iſt ein Geiſt. Im Vorbeigehen geſagt — Jeſus ſprach alſo nicht — denket euch, weil ihr einmahl ein Schema von Gott haben wollet, Gott als einen Geiſt — ſondern — Gott iſt ein Geiſt. Brauche ich aber wohl erſt zu beweiſen, daß ich mir Gott nicht anders, denn als einen Geiſt, denken könne? Soll ich ihn mir denn etwa als Körper denken? Ich will mir ia das Höchſte denken; und ſo ware ich ia ſchon höher, als er. Uebrigens will ich mit Gerhard nicht ſtreiten, der den Ausdruck „Geiſt“, wie den Ausdruck „Subſtanz“, nicht richtig für Gott findet; macht er ihn am Ende doch zum Spiritus ſpiritualiſſimus — worauf ich auch in gewiſſem Verſtande hernach ſelbſt kommen

werde. Ebenſo höre ichs auch ganz ruhig an, wenn ein neuerer Philoſoph ſpricht — „Gott iſt weder Einer, noch Viele, weder ein Menſch, noch ein Geiſt“; gibt er doch auch zu, daß man in demſelben Zuſammenhange des Denkens, in welchem man von der Menſchenſeele als von einem Geiſte, ſpreche, auch ſage — Gott iſt ein Geiſt, und definirt doch einer ſeiner Freunde die Gottheit ausdrücklich durch den erhabenen Geiſt, der die Welt nach moraliſchen Geſetzen regiere.

Was denke ich mir nun aber bei Gott, wenn ich mir ihn als einen Geiſt denke? Wie fange ich es überhaupt an, wenn ich mir einen Geiſt denken will? Wird nicht Alles auf negatiſe Begriffe hinaus laufen, ſo, bis am Ende Nichtkörper als Totalbegriff von ihm da ſteht? Und — weis ich dann im geringſten von einem Dinge, was es ſei, wenn ich weis, was es Alles nicht ſei? Freilich weis ich dadurch im Grunde alsdann nichts von ihm; bezeichnet man denn aber mit dem Ausdruck „Geiſt“ blos etwas Nichtſinnliches, oder auch etwas Ueberſinnliches? Jenes gebe

alſo immerhin nur einen negatiſen Begriſ; ſo gibt doch dieſes einen poſitiſen. Intelligenz — ſpricht man ia ietzt durchgängig ſelbſt; iſt denn nun das Intelligente nichts poſitiſes? Nein, fährt man deſſen ungeachtet fort, ein Geiſt iſt nicht — warum iſt er nicht? weil er kein Gegenſtand der Erfarung iſt, und auſſer der Erfarung iſt nichts. Dis kann nur in dem Verſtande zugegeben werden, daß man ſich von irgend einem Sein. nicht ohne Erfarung ſinnlich überzeugen könne. Schlieſſt ſich denn aber nicht an das Gebiet der Erfarung das Gebiet der Folgerung aus der Erfarung unmittelbar an? Alle Sinnenweſen ſelbſt ſind ia nur Gegenſtände unſerer Erfarung, können wir die in ihnen wirkenden Kräfte dazu machen? Sind aber dieſe nicht das eigentliche Beharrliche und Beſtehende, welches ienen, als Erſcheinungen, zum Grunde liegt? Wenn nun Sein ein Beſtehen, Beharren, bedeuten ſoll, ſo ſind ia die Kräfte im eigentlichen Verſtande, ohne im geringſten und ie Gegenſtand unſerer Erfarung werden zu können. Aber nein — wir ſollen bei Geiſt nicht an

Sein, sondern an reines Handeln, denken, und der ganze Begrif „Geist“ soll nur ein Nothbehelf unserer Schwäche sein, vermöge welcher wir das Handeln doch auf etwas, zwar nicht im Raume, aber doch in der Zeit, Ausgedehntes, auf eine fixirte Zeitlinie, übertragen, und diese fixirte Zeitlinie werde blos Geist genannt. Welcher unbefangene Mensch erwiedert nicht hierauf — daß das Handeln während einer gewissen Zeitlinie geschehen, und eine fixirte Zeitlinie ausmachen müsse, sehe ich wohl ein, was handelt denn aber während derselben? Es sind doch Aeusserungen von Kraft da; und, wenn ich mir auch die Kraft als das Subiekt selbst denke, muß sie, wenn sie sich wirklich äußert, nicht auch ein wirkliches Subiekt sein? Kann sie ein blos logisches sein? In der That, solche seltsame Hinstellungen der Sachen können es nicht dahin bringen, daß ich nicht nach, wie vor, etwas wirkliches Kraftäußerndes, oder eine Kraft in selbstständigem Verstande, denken sollte. Scheinbarer klingt

aller

allerdings folgender Einwurf — was für einen Begrif willſt du dir aber von einer Intelligenz machen — einen rein nichtſinnlichen, oder nicht? Der letztere würde für deinen Gott, den du dir denken willſt, nicht paſſen; willſt du aber den Erſteren entwerfen, ſo wirſt du mit allem Sinnlichen zugleich auch alles das aus dem Begriffe einer Intelligenz verſchwinden ſehen, was die Intelligenz ſelbſt erſt zu einer Intelligenz macht. Dieſer Einwurf dienet iedoch auch nur blos dazu, daß er mich nur zu der Frage führet, wie fange ichs an, wenn ich mir Gott als überſinnliches Weſen, als Intelligenz, als Geiſt, denken will?

Da weis ich freilich keinen andern Rath, als daß ich mich, als Intelligenz, mir ſelbſt denke — denn ich kenne weiter keine andere Intelligenzen, als die, welche man Menſch nennt — und daß ich dann alles das, was überſinnlich an mir iſt, in Gedanken auf Gott übertrage.

Iſt denn nicht aber alles Ueberſinnliche am Menſchen in ſein Sinnliches aufs innigſte eingewebt? Hier — ich geſtehe es frei — iſt

der

der gordiſche Knote. Doch, nun — und ich glaube dis mit Recht zu thun — beruſe ich mich auf das, was man mir zum Vorwurfe machte, wenn ich mir einen Begrif von Gott bilden wolle; Gott iſt der Unbegreifliche — ſprach man, ſo erwiedere ich nun — hier, hier iſts, wo wir eigentlich von ſeiner Unbegreiflichkeit zu reden anfangen ſollen, hier trete ſie uns zur Hülfe ein und heiſſe alle unſere Zweifel verſtummen! Ausgemacht iſt mir's, daß ieder andere Geiſt auſſer Gott einen Körper haben müſſe, und — ſo iſt Gott am Ende der einzigreine Geiſt — Spiritus ſpiritualiſſimus, wenn's anders Gerhard ſo gemeint hat.

Dis iedoch nun bei Seite — kopire ich denn, wenn ich ienen Weg einſchlage nicht blos mich, und nenne meine Kopie hernach Gott? Dis nun wohl nicht; denn es könnte ia am Ende doch wohl ein in ſeiner Art ganz einziges Original herauskommen, wenn meine Kopie nur das wäre, womit ich anfinge; aber das kann ich freilich nicht läugnen, daß ich mit ihr anfangen mus. Gebt einen

beſſern

beſſern Rath, ſpreche ich da, wenn ihr ihn wiſſet; ich nehme ihn mit Dank an. Wenn ihr aber, wie ich ſehe, keinen beſſeren wiſſet, ſo mus ich entweder ganz aufhören, über Gott zu denken, oder ich mus den Anfang, über ihn als Geiſt zu denken, ſo machen, wie ich ihn mache. Nun bin ich meines Bewuſtſeins, meines Verſtandes, meines Willens, meiner Selbſtthätigkeit vollkommengewis; ſo eigne ich dis Alles auch Gott zu.

Sind denn dis Alles aber nicht menſchliche Vorſtellungsarten? Ja doch, ia, das ſind ſie; ich kann mir nun aber einmahl keine andere Verſtellungen machen, als menſchliche, oder, wenn ich dieſe nicht haben ſoll, ſo habe ich gar keine. Warum ſoll ich denn aber gar keine haben? Warum ſoll ich nach dem alten Athen zurück und den unbekannten Gott wieder verehren? Man geſteht ia ſelbſt zu, daß man ſich mit etwas Unbekanntem nicht genügen laſſen könne, und wenn es zehnmahl das Höchſte, dem Alles ſubordinirt iſt, oder das Princip des Weltlaufs, genannt würde.

Iſt

Ist denn nicht aber Alles, was ich an mir finde, beschränkt? Mache ich also nicht dadurch Gott, wenn ich es auf ihn übertrage, auch zu einem beschränkten Wesen? Daß dis folge, leugne ich, und, wie mich dünkt, mit Recht. Hier tritt der Fall ein, von dem ich vorhin sprach, daß die Kopie vielleicht zum Originale werden könnte. Kann ich mir denn Bewußtsein, Verstand, Wille und Selbstthätigkeit, wenn dis Alles bei mir auch noch so beschränkt ist, nicht weniger beschränkt, nicht immer weniger beschränkt, und endlich auch völlig unbeschränkt denken?

Dis thue ich dann auch, und denke mir endlich das Höchste, dem Alles subordinirt sei, als den vollkommensten Geist. Dann, eben dann wird mir erst so, als wenn ich mir dieses Höchste dächte. Wie ich es anfange, mir Gott als den vollkommensten Geist zu denken? Ich weis wieder keinen andern Rath dazu, als daß ich bei ieder Schranke, und bei iedem daher entstehenden Mangel für mich, denke — diese Schranke, dieser Mangel findet bei Gott nicht Statt. So oft ich solchergestalt

geſtalt einen Mangel, der eine Negation iſt, bei Gott negire, aſſirmire ich dadurch etwas für ihn und theile ihm dadurch die entgegengeſetzte Vollkommenheit zu. Die Abweſenheit aller ſolcher Mängel, oder welches Einerlei iſt, die Anweſenheit aller entgegengeſetzten Vollkommenheiten bei Gott kann ich freilich nicht ſo umfaſſen, als die Abweſenheit einzelner Mängel, oder die Anweſenheit einzelner entgegengeſetzten Vollkommenheiten; aber — daher wird ja auch Gott abermals der Unbegreifliche, wofür ihn auch ſelbſt die neueſte Philoſophie erklärt. Einen Begrif, wie ſchon geſagt, kann ich mir wohl von ihm machen, aber begreifen kann ich ihn nicht; das heißt mit andern Worten — ſo einen Begrif, der für mich zureichend iſt, Gott von allen andern Dingen zu unterſcheiden, kann ich mir wohl von ihm machen, ſo einen Begrif aber, der ihn umfaſſte, oder erſchöpfte, einen vollſtändigen Begrif kann ich mir nicht von ihm machen. Wollte ich Alles das, was ich Gott beilege, etwa mit einem einzigen Ausdrucke, wie z. E. Allgenugſamkeit, Allfülle, Allkraft, bezeichnen:

ſo

so hätte ich doch nur einen dunkeln Totalbegriff, den ich als Mensch mir durch mehrere Theilbegriffe erst wieder zu erhellen suchen müste. Ich suche mir also lieber auf andere Art zu helfen — und warum sollte ich dis nicht? — ich setze nehmlich allen dem, was ich Gott beilege, das Wörtlein All vor. Und so stehe vor mir die Idee eines Allbewusten, eines Allweisen, eines Allheiligen und eines Allmächtigen da. Ja, auch als Allseiender erscheint mir Gott, und seine Existenz wird mir eine unabhängige, nicht blos für sich bestehende, sondern selbstständige, ia, die einzigselbstständige Existenz.

Und — so brauche ich dann auch auf die Einwürfe nicht zu antworten, daß ich nun einen Gott hingestellt hätte, der dächte und nicht dächte, der wollte und nicht wollte, der wäre, und nirgends und niemals wäre, u. s. w. Alle die Mängel, welche mein Sein, mein Wille und mein Verstand haben, denke ich ia bei Gott ausdrücklich hinweg. Ja, ich will noch nachgebender sein und gern zugestehen, daß alle meine Eigenschaften, die ich Gott beilege,

lege, nicht allein dem Grade nach, sondern auch ihrer inneren Beſchaffenheit und ihrem Grunde nach — weil Gott meiner Ueberzeugung nach als vollkommenſter Geiſt auch der einzigreine Geiſt iſt — gänzlich von der allumfaſſenden ſelbſtſtändigen Kraft der Gottheit verſchieden ſind. Genug, daß ſich die Aeuſerungen dieſer göttlichen Kraft zu dem, was da iſt und geſchieht, ſo verhalten, als das, was ich an Menſchen Verſtand, Wille und Thätigkeit nenne. Mag doch auch ſogar Denken, Wollen und Thun bei Gott Eins ſein — ia doch, ia; ſo, ſo ſehe ich erſt ganz ein, warum er der Unbegreiflichſte ſei. Und nun mag meinetwegen der Eine ſagen — wenn Gott denke, ſo müſſe er ohne Verſtand denken, weil der Verſtand erſt Merkmale von den Obiekten abſtrahire und dann vermittelſt der Vernunft zur Einheit bringe — und der Andere — Gott könne noch weniger einen Begrif von ſich ſelbſt haben, als ich von ihm, weil er ſonſt auſſer ſich ſelbſt ſein müſſe — und noch ein Anderer — Gott könne nicht überall ſein, weil für die Welt ſonſt

kein

kein Platz bliebe — und noch ein Anderer wer weis was; ich höre nicht mehr darauf.

Ich hätte nun also meinen Begrif von Gott, und ich mag denken, so lange ich will, so kann ich mir keinen andern, als diesen Begrif, von ihm bilden, wenn er Gott, oder das Höchste, sein soll. Oberster Geist — vollkommenste Intelligenz — und was ist dis anders, als was schon Anaxagoras lehrte?

Diesem Höchsten sei Alles subordinirt? was meine ich hiermit? auch hierüber muß ich mich gegen mich selbst deutlicher erklären. Es kann keinen andern Sinn haben, als den, daß Gott — von nun an nenne ich jenes Höchste schlechthin so — das Princip der Welteinrichtung und des Weltlaufs sei; nicht blos das Princip der Welteinrichtung, sondern auch des Weltlaufs, aber auch nicht blos das Princip des Weltlaufs, sondern auch der Welteinrichtung. Unter Welt verstehe ich die sinnliche und die übersinnliche Welt zugleich.

Ich denke mir die Existenz aller Wesen oder Formen, als abhängig von Gott, und

in der unabhängigen Exiſtenz Gottes gegründet, ſo, daß ſie alle nicht wären, wenn Gott nicht wäre. Dieſes Verhältnis Gottes zur Welt ſtelle ich mir unter dem Begriffe der Kauſalität vor. Ich denke mir aber wie das Entſtehen, ſo auch das Beſtehen aller Weltweſen, oder Formen, als abhängig von Gott. Von den Arten iſt dis nach jener Vorausſetzung gleich entſchieden; denn was iſt das Beſtehen der Art anders, als das fortdauernde Entſtehen neuer Individuen, die ſie ausmachen? Aber auch von jedem Individuum denke ich ſo. Kein Sperling fällt auch nach meinem Glauben ohne Gott vom Dache. Das Beſtehen oder Fortſein empfindender Weſen, wenn es vollkommen ſein ſoll, heißt Wohlſein, und ſo denke ich mir auch alles Wohlſein in der Welt als abhängig von Gott. In der überſinnlichen Welt denke ich mir vollends Gott als Alles in Allem. Ich denke ihn mir nicht nur als die Quelle des Sittengeſetzes und alles Moraliſchen überhaupt; ſondern ich denke mir ihn auch, wie er dieſes Geſetz, das allgemein gültig iſt,

auch

auch allgemeingeltend machen werde, wie durch ihn sein wahres Reich endlich doch zu Stande kommen und blühend werden werde, und wie das Gute durch ihn endlich überall doch gelingen, und das Böse überall endlich doch zu Grunde gehen werde, so, daß Heiligkeit und Seligkeit, allgemein und vollkommen miteinander verbunden, sichtbar sein werden. Dieses fortdaurende Verhältnis Gottes zur Welt stelle ich mir unter dem Begriffe der Direktion vor. Ich habe keine andere Begriffe, als die der Kausalität und der Direktion, um mir faslich zu machen, wie Gott das Prinzip der Welteinrichtung und des Weltlaufs sei, oder — wie ihm Alles subordinirt sei. Mögen es doch abermals menschliche Begriffe heissen! Ich Mensch habe nur die Wahl, ob ich mir menschliche Begriffe davon machen will, oder gar keine. Ich wähle auf den kategorischen Imperatif meiner Vernunft das Erstere. — —

Indem ich diese Betrachtung schliesse, wird mir nicht anders, als wenn alle Menschen, welche Gott interessirt, und die zugleich das

Ver-

Verſtändliche lieben, ſie unterſchreiben müſten. Doch — ich habe ſie ja nur für mich ſelbſt angeſtellt; mit mir ſelbſt muſte ich erſt über Alles, was meinen Gottesglauben betraf, einig ſein, ehe ich zu den Beweiſen für Gott fortginge. Mögen Andere darüber anders denken! Es ſteht freilich Jedem frei, zu denken, wie er will; nur mus das, was er ſich bei Gott denkt, nicht offenbar unfähig ſein, irgend ſo ein Höchſtes anzuzeigen, dem Alles ſubordinirt ſein könne, als welches doch die ganze Welt, die von Gott ſpricht, durch Gott andeuten will.

# Vierte Betrachtung.

## Digreſſion auf einige neuerlichſt aufgeſtellte Vorſtellungsarten von Gott.

Man ſagt z. E., das letzte Princip, dem der Naturforſcher Alles unterwerfe, ſei die Attraktions- und Repulſionskraft; nicht nur die Formen der Materie, ſogar der Organismus des Menſchen, ſondern auch die Materie ſelbſt, würden daher abgeleitet, und nichts nöthige mich, dieſes Princip noch einem höheren zu unterwerfen. Sonach waren dieſe Kräfte das Höchſte, dem alles ſubordinirt iſt; und, da ich dieſes Gott nenne, ſo müſte ich mir Gott als die Attraktions- und Repulſionskraft denken. Niemand kann mich der Inkonſequenz hierbei beſchuldigen; will man es aber inkonſequent finden, ſo geſtände man ja ſelbſt dadurch, daß man Gott

geradezu

geradezu ableugne. Wenn über dieſen Kräften nichts Höheres iſt, und ſie doch nicht Gott ſein ſollen, ſo iſt überall kein Gott.

Es iſt hier der Ort noch nicht, zu unterſuchen, ob ſich dieſe Kräfte, wenn ſich mit ihnen auch die Fabrik der Welt ſchlöſſe, dadurch zum letzten Princip qualificiren; wenn entgeht nemlich auf der Stelle der Doppelſinn des Ausdrucks „letztes Princip“? Hier will ich nur bemerken, daß ich, wenn ich mir Gott als die Attraktions- und Repulſionskraft denken ſoll, ſolchergeſtalt zwei Götter hätte, deren ieden ich mir noch dazu ganz entgegengeſetzt vorſtellen müſte. Wie? alſo ein zweifaches Höchſtes? Das Höchſte kann nur Eins ſein; nähme ich nun aber eine Kraft an, aus welcher dieſe beiden Kräfte entſprängen, dann, dann hätte ich das Höchſte. Und — wie könnten Attraktions- und Repulſionskraft auch das Höchſte ſein, dem ich, wie Alles, ſubordinirt wäre? Bin ich denn nicht eine Intelligenz? Nun, ſo kann ich auch nur einer oberſten Intelligenz ſubordinirt ſein.

Man ſagt ferner, Gott ſei ein Handeln, und man habe nicht nöthig, dem Handeln noch ein Handelndes vorauszuſetzen, ſondern das Handelnde ſei das Handeln ſelbſt. Hier darf ich doch wohl mit Recht fragen, ob nicht durch eine ſolche Vorſtellungsweiſe der Unbegreifliche noch unbegreiflicher gemacht werde. Wie? der Akt wäre auch der Agent? Dis iſt wider alle menſchliche Denkweiſe. Selbſt, wenn etwas durch Umſtände geſchieht, denken wir uns dieſe Umſtände als die Agenten, und ſetzen ſie dem, was durch ſie geſchieht, voraus. Handeln iſt Wirkſamkeit einer Kraft; iſt denn aber die Wirkſamkeit der Kraft und die Kraft ſelbſt nicht zweierlei? wird der Wirkſamkeit nicht die wirkende Kraft vorausgeſetzt? bin ich im Stande, iene ohne dieſe zu denken? So wäre es dann Gott allein, bei deſſen Vorſtellung wirklich Grund und Boden aller menſchlichen Vorſtellungsweiſe umgekehrt würde; was hätte ich aber für Verpflichtung, einen Begriff von Gott, der wider meine, mir nothwendige Vorſtellungsweiſe iſt, gegen einen andern zu vertauſchen, der mit dieſer übereinſtimmt? Möch-

ten alſo die ſcholaſtiſchen Dogmatiker auch immerhin Gott auf ſolche Weiſe als ein Handeln gedacht haben, ohne dem Handeln ein Handelndes vorauszuſetzen; ſie haben mehr Abentheuerliches gedacht, und wir waren froh darüber, daß ihre Spitzfindigkeiten aus der Mode gekommen waren. Es iſt aber kaum zu glauben, daß ſie es ſo verſtanden haben mögen, und man beruft ſich vielleicht nur auf ſie, um für eine der ſonderbarſten und Verwirrung anrichtendſten Meinungen alte Gewährsmänner hinzuſtellen. Gott iſt blos Handeln — dis kann auch heiſſen ſollen, daß Gott in immerwährender Wirkſamkeit ſei, und dann iſts daſſelbe, was Jeſus ſagte — mein Vater wirkt bisher. Gott iſt blos Handeln — dis kann auch bedeuten ſollen, daß Macht und Thätigkeit bei Gott, bei dem keine Succeſſion iſt, Eins ſei, ob wir gleich iene uns nicht anders, als vor dieſer, denken können, ſo, wie Wille und Willensausführung bei ihm Eins ſind, ob wir uns gleich ienen auch vor dieſer denken müſſen: und dann iſts eben daſſelbe, was der Pſalmiſt ſagt — Er

spricht, so geschiehts; er gebeut, so steht's da. Aber auch bei Jesu ists doch der Vater, welcher wirkt, und auch beim Psalmisten ist ein Sprecher, ein Gebieter, auf dessen Spruch und Gebot Alles geschieht und da steht — also nicht blos ein Handeln, sondern auch ein Handelnder, und das Handeln ist nicht der Handelnde selbst, sondern das Handeln geschieht durch ihn. Und — so wollten dann die alten Dogmatiker auch gewis verstanden sein. Sie nannten Gott ausdrücklich ein Wesen, und zwar das erste und höchste Wesen: schon dis allein rechtfertigt sie. Dieses höchste Wesen stellten sie sich bald als reinen actus, bald als immerwährenden actus bald als lauter actus vor. Wer hört nicht gleich, daß sie dasselbe gesagt, was ich vorhin sagte? Und — so konnte auch Thomas von Aquino sprechen, der actus sei an keine potentia zu knüpfen, sondern sei das primum, ohne damit etwas Sinnloses zu sprechen. So etwas hätte er aber gesprochen, wenn er gesagt, der actus sei Gott selbst. Es ist zweierlei, zu sagen — Gott ist reiner actus —

und

und — der actus iſt Gott. Das letztere hat er nicht geſagt; das Erſtere aber verſtand er, wie Hutter, der es darum für unſchicklich hielt, von einer bloſſen Potenz Gottes, als ſolcher, zu ſprechen, weil Gott ein immerwährender actus ſei. Auf gleiche Weiſe dachte ſich auch Schrezer den göttlichen Verſtand als den reinſten actus; und ſo ſieht man offenbar, daß ſie nur der Vorſtellung des Succeſſiſen bei Gott auszuweichen geſucht. Ein redender Beweis bleibt indeſſen dis Alles davon, daß man leicht Wirwar anrichten könne, wenn man ſich von der gewöhnlichen menſchlichen Vorſtellungsweiſe entfernt, und ſchlechterdings unbeſchränkt über Gott denken will. Mögen wir doch, da wir nicht anders können, immerhin beſchränkt über ihn denken; es geht davon nichts in ihn über.

Man ſagt auch auf eine andere Weiſe, Gott ſei die moraliſche Weltordnung. Ob dieſe nicht zu Gott führe, iſt eine andere Frage, die hieher noch nicht gehört; daß man ſie aber als Gott ſelbſt ſich denken ſolle, klingt Jedem, der das

Ver-

Verſtändliche liebt, auf der Stelle wenigſtens ſonderbar. Und — warum denn nur die überſinnliche, moraliſche Ordnung, und nicht lieber gleich die Ordnung überhaupt? Was hat die ſinnliche, phyſiſche verbrochen, ohne welche jene gar nicht einmahl denkbar iſt? Verſteht man unter Ordnung die Geſetze, nach welchen der Weltlauf beſtimmt wird, wer vermag den erhabenen Geſetzen der Natur ſeine Ehrfurcht zu verſagen? Verſteht man aber unter Ordnung den Weltlauf nach den Geſetzen, die ihn beſtimmen: ſo bedarfs wohl keines Beweiſes weiter, daß auf den heutigen Tag noch mehr phyſiſche, als moraliſche, Weltordnung anzutreffen ſei. Es iſt dis auch kein Wunder, weil bei der letzteren die Menſchen zu ſehr mitagiren; und ſo müſſen dieſe erſt in Maſſe **göttlich** denken lernen, ehe ſich die moraliſche mit der phyſiſchen meſſen darf. Klagen denn nicht unſere Philoſophen ſelbſt auf das bitterſte darüber, daß die böſe Sache weit öfter über die gute Sache triumfire, als umgekehrt? Ich unterſchreibe dis nun zwar nicht; denn hierüber ein richtiges Urtheil zu fällen, iſt keine Sache

von

von funfzig Jahren, welche wir höchſtens bei wahrer Vernunft verleben. Auch fühle ich keinen Beruf in mir, die Menſchen, meine Brüder, zu verſchreien; ich verſchriee mich ia dadurch ſelbſt mit, oder — wollte ich damit etwa eben ſagen, daß ich der Heilige unter ihnen wäre? Ich glaube, wie ſchon geſagt, daß die Menſchen noch mehr in Maſſe göttlich denken lernen müſſen; ſie aber ſchwärzer zu machen, als ſie ſind, halte ich für Verrath, den ich an der Menſchheit beginge. Es thut nichts, daß man mir zurufe — Lies, was geſchrieben ſteht — die ganze Welt liegt im Argen; ia, aber welche Welt? Dieſelbe, welche Paulus die gegenwärtige arge Welt nannte. Das damalige höchſtverdorbene Zeitalter war's, worüber Johannes, wie Paulus, klagte. Ein abermahliger Beweis, wie man in den gegenwärtigen Philoſophenfehden die Schrift citire, ohne der Schrift Meiſter zu ſein. Doch — die bitteren Klagen über die Welt ſind nun einmahl geführt; und ſo hat man ſelbſt den Beweis erleichtert, daß die phiſiſche Ordnung einſtweilig

weilig und vor der Hand in höherem Grade da sei, als die moralische.

Nun aber — wie soll ich mir diese moralische Ordnung als Gott denken? Versteht man unter ihr das Ganze aller sittlichen Gesetze — wie könnte ich einen Inbegrif von Gesetzen, ein Sistem, Gott nennen? Ist es nicht vernünftiger, einen allweisen Geist so zu nennen, der der Urheber dieses Sistems ist? Versteht man aber unter ihr den Lauf der moralischen Welt nach diesen Gesetzen — wie könnte ich auch den Gang der Sittlichkeit mir als Gott denken? Ist es nicht wiederum vernünftiger, einen allheiligen Geist lieber so zu nennen, der den Gang der moralischen Welt leitet? Gott — eine Ordnung von Begebenheiten — wie? das wäre dann nun also die summa entitas Gerhards, auf den man sich beruft? Und dann — ich, als Intelligenz, wieder ein Glied dieser Ordnung — — und dann Gott auch wieder Princip dieser Ordnung, reine Intelligenz, der Materie nach lauter Bewustsein — — wer dis Alles fassen kann, der fasse es!

Das

Das ſonderbarſte iſt, daß man die Vollkommenheit der moraliſchen Ordnung erſt noch erwartet; wenn ſie alſo Gott iſt, ſo wartet man noch auf die Ergänzung und Vollendung Gottes. Ein Anderer gibt wohl gar die Hofnung auf die Vollkommenheit der Ordnung auf; ſo gibt ia dieſer auch gar die Hofnung auf einen vollkommenen Gott auf. Nun, und ſo iſt mir's dann plattunmöglich, die moraliſche Weltordnung als Gott zu denken.

Wie aber? ſpreche ich nicht auch oft von der Vorſehung und von ihren Anſtalten, wenn ich eigentlich von Gottes Anſtalten ſpreche? Verwechſele ich dieſe nicht auch oft mit Gott ſelbſt? „Die Vorſehung hat's ſo beſchloſſen — die Vorſehung wird Alles wohl machen“ — was iſt gebräuchlicher, als dieſe Redensarten? Kann ich alſo nicht auch ſagen — die moraliſche Ordnung iſt Gott, und Gott iſt die moraliſche Ordnung? Dieſer Einwurf paſſt nicht. Zuförderſt ſage ich, wenn ich ſo ſpreche, damit nicht, daß die Vorſehung Gott ſelbſt ſei; wohl aber denke ich mir dabei Gott als den, der ſie, oder die Aufſicht, führt.

Ich

Ich spreche auch oft — die göttliche Vorsehung, oder Gottes Vorsehung; spreche ich also blos Vorsehung, so meine ichs doch ebenso, und denke dabei immer, undeutlich wenigstens, an ein Wesen, das sie führt. Sodann gebe ich ja auch nicht zu, daß Vorsehung und moralische Ordnung Einerlei sind; ich behaupte, daß sie, wie Ursache und Wirkung, verschieden sind. Wenn ich mich also auch des Ausdrucks „Vorsehung“ statt des Ausdrucks „Gott“ bediene: wie könnte ich mich statt des Ausdrucks „Gott“ des Ausdrucks „moralische Weltordnung“ bedienen? Uebrigens spricht man wohl auch — der Himmel hat so gewollt; wem braucht aber wohl erst gesagt zu werden, daß auch hierbei Gott, der nach Judenbegriffen im Himmel wohnt, nach einer sehr bekannten Redensart verstanden werde?

Doch — die moralische Ordnung soll ja eine lebendige und wirkende Ordnung sein... Eigentlich besagt eine lebendige und wirkende Ordnung nichts weiter, als eine so wohlangelegte Ordnung, daß sie auf das schönste fortdauert, Nutzen über Nutzen stiftet, und zu

noch

noch immer neuer Ordnung der Grund wird. Dann ſetzt man aber doch auch wohl irgend Einen voraus, der ſie ſo wohl anlegte? Soll aber ordo ordinans damit gemeint ſein, ſo ſind darunter entweder die Regeln der Ordnung zu verſtehen, wie unter natura naturans die wirkenden Kräfte; da wir uns dann wieder nach einer Quelle der Regeln, wie nach einer Quelle der wirkenden Kräfte, umſehen — oder wir bekommen dadurch wirklich Gott, und nennen ihn nur anders. Es iſt wahr, wir haben ähnliche Redensarten im gemeinen Leben, wir ſprechen — die Regirung hat's befohlen — das Amt hat's gethan — die Polizei hat's verfügt. Verſtehen wir aber unter Regirung nicht das Regirungskollegium, unter Amt nicht den Amtsrath, und unter Polizei nicht den Polizeiinſpektor? Wir ſagen auch wohl gar — ich bin heute in der Regirung geweſen — ich komme eben aus dem Amte; da ſind gar die Zimmer gemeint, in welcher die Regirungsräthe zuſammenkommen, oder wo der Amtstag gehalten wird. Vielleicht hat das Wort „Ordnung“ auch irgendwo eine ähnliche Bedeutung; man

man ſagt z. E. wohl, die erſte Ordnung iſt eben beiſammen, d. h. die Herren von der erſten Ordnung ſind beiſammen. Wollten wir alſo vermöge der Analogie die moraliſche Weltordnung Gott nennen, ſo wäre die ordnende Ordnung doch nur in demſelben Verſtande Gott, in welcher die Regirung das Regirungscollegium, das Amt den Amtsrath, und die Polizei den Polizeiinſpektor, bedeutet. Und — ſo hätten wir, wie geſagt, Gott doch wieder als ein wirkliches Weſen. Wozu aber ſolche Verwirrung in religiöſen Begriffen, aus der ſich das Volk ewig nicht herausfinden?

Es iſt allerdings auffallend, daß man, indem man die moraliſche Ordnung für Gott ausgibt, Gott doch auch zugleich einen Geiſt nennt. Man würde gern hierdurch auf die Vermuthung kommen, daß das Wort „Ordnung“ wirklich ſo gebraucht werde, wie wir Ungeweihten die Wörter „Regirung, Amt und Polizei“ zu gebrauchen pflegen, wenn nicht dieſelben Philoſophen zugleich mit dürren Worten ſagten, daß es auſſer dieſer Ordnung keines beſondern Weſens noch, als Urhebers derſelben, bedürfe:

bedürfe; wodurch ſie dann iene Vermuthung völlig niederſchlagen. Uebrigens kann man dieſe mit Grund und Recht der gröſſeſten Inkonſequenzen zeihen. Sie ſprechen von Verfügungen der moraliſchen Weltordnung; ſie ſprechen von einem Plane, daß einem Jeden von uns ſeine Stelle angewieſen, und auf ſeine Arbeit gerechnet ſei, und daß unſere Schickſale Reſultate dieſes Plans ſind. Die eine Inkonſequenz, deren ſie ſich dadurch ſchuldig machen, iſt, daß ihre Ordnung dadurch wirklich zu einer ordnenden Ordnung im beſten Verſtande wird, und daß ſie, indem ſie auf der einen Seite ein beſonderes Weſen, als Urheber davon, wegräumen, durch die Ausdrücke — verfügen, anweiſen, Planmachen — daſſelbe auf der andern wiederhinſtellen; weil es unmöglich iſt, dieſe Ausdrücke anders, als auf ein beſonderes Weſen, zu deuten, das verfügen, anweiſen und Plane machen kann. Die andere Inkonſequenz beſteht darin, daß ſie, die durchaus nicht wollen, daß wir Gott von uns kopiren, oder uns nach menſchlicher Vorſtellungsweiſe ihn denken,

durch

durch dieſe Ausdrücke ſich ſelbſt ſehr menſchlicher Vorſtellungsweiſen bedienen. Räumen ſie alſo hierdurch nur wenigſtens ein, daß wir ſchlechterdings ohne menſchliche Vorſtellungen uber Gott nicht fortkommen, warum ſollen denn gerade die menſchlichen Vorſtellungen von Gott, daß er eine Subſtanz, ein Geiſt, der vollkommenſte Geiſt, ſei — dieſe Vorſtellungen, welche unſerem Denken die angemeſſenſten ſind, unſtatthaft ſein?

# Fünfte Betrachtung.

## Uebereinkunft des aufgeſtellten Begriffs von Gott mit der Bibel.

Nicht zum Beweiſe für das Daſein Gottes, ſondern zum Beweiſe dafür, daß man in frühern, und in den allerfrüheſten Zeiten, ſobald man ſich von Dyngötterei und Vielgötterei zu Gott erhob, ebenſo über Gott gedacht habe, wie ich, führe ich die Bibel an. Mein Urtheil über dieſes Buch, oder über dieſe Sammlung von religiöſen Urkunden, iſt zwar nicht das Urtheil des Thomas von Aquino, oder das Urtheil der Hutter, Gerhards, Scherzer und Chemnitze, auf die man ſich ſo gern beruft, wenn Gott keine Subſtanz, ſondern ein bloſſer actus ſein ſoll; aber es ſind und bleiben mir immer ehrwürdige Urkunden, theils, weil ſie ſo alt und mitunter ſo uralt ſind, theils, weil

ich von keinen andern Urkunden, mögen sein religiöse, oder nichtreligiöse, ie gehört habe, daß sie mit solcher sorgfältigen Achtung ver- und aufbewahrt worden wären, als diese. Ich bin mir auch bewust, daß ich sie nicht blos anführe, um absonderlichen und ungewöhnlichen Meinungen über Gott durch willkürliche Exegese derselben ein göttliches Ansehen zu geben; ich führe die Bibel an, wo sie am deutlichsten spricht, und wie sie offenbar verstanden sein will.

„So wahr ich lebe, spricht der Herr“ — steht schon beim Moses; ebenso war die Betheurung „so wahr der Herr lebt“ eine der ältesten, welche Menschen gebrauchten. Auf gleiche Weise nennen Moses und alle Propheten Gott, um ihn als das Höchste, und als den alleinwahren Gott zu bezeichnen, den lebendigen Gott. Sei es immerhin, daß dis im Gegensatze der leblosen und unwirksamen Götzenbilder gesagt worden sei; so ist doch ein Gott, der nur subjectiv und in der Idee besteht — ein Gott, den man nur nennt, um sich kurz und rund über die

Bezie-

Beziehungen der moraliſchen Weltordnung auf ſich und ſein Handeln auszudrücken — ein Gott, der nichts, als die perſonificirte moraliſche Weltordnung ſelbſt, iſt, eben auch eine Art von Götze, ja, eine noch elendere Art, als jene Götzenbilder, die doch noch wirklich exiſtirten, wenn ſie auch nur als Holz, oder Stein, exiſtirten. Ein lebendiger Gott ſchlieſſt Exiſtenz, Exiſtenz für ſich, Selbſtbeſtehen, Subſtantialität ebenſo unmittelbar in ſich, wie er immerwährende Wirkſamkeit anzeigt.

„Ich werde ſein, der ich ſein werde“ — ſo nannte Moſes gegen ſich ſelbſt Gott. „Ich werde ſein, der hat mich zu euch geſandt“ — ſo nannte er ihn ſeinem Volke. Ero, überſetzt Kaſtellio, hat mich zu euch geſandt. Die Septuaginta gibt beide Stellen ſo — „ich bin der On“ — „der On hat mich geſandt“. Dieſe Ueberſetzung gibt einen herrlichen Sinn, auf den ſich Spinoza getroſt berufen kann, wenn er Gott die einzige Subſtanz, oder das einzige ſelbſtſtändige Weſen nennt. Auf jeden Fall liegt

aber in dem „Ich werde ſein“, wie im Jehova, die Idee des Unendlichen, des Unabhängigen, des Unvergänglichen und Unveränderlichen, das bei der Veränderlichkeit und Hinfälligkeit aller Dinge bleibt, und bleibt, was es iſt. In der That — eine ganz unausſprechlichſchöne Stelle, die dem philoſophiſchen Genie des Moſes jetzt noch Ehre macht!

„Ehe denn die Berge worden, und die Erde und die Welt geſchaffen worden, biſt du Gott von Ewigkeit zu Ewigkeit.“ „Ich bin eher, denn nie kein Tag ward“ — Hier iſt daſſelbe geſagt.

„Machet euch kein Bild von mir, das gleich ſei einem Manne, oder Weibe, oder einem Vieh auf Erden, oder einem Vogel unter dem Himmel, oder einem Gewürme auf dem Lande, oder einem Fiſche im Waſſer; ſehet auch nicht die Sonne, oder den Mond, oder einen Stern, oder das ganze Sternenheer darauf an, daß Ich es ſei“ — alſo Gott gehört weder zur Sinnenwelt, noch iſt in der ganzen Sinnenwelt etwas, das ſein Gleichnis ſein könnte. „Den Menſchen ſchuf Gott ſich zum Bilde,

Bilde, zum Bilde Gottes ſchuf er ihn“ — wie? und der Menſch ſollte alſo ſeine höhere Natur, ſein Geiſtiges, das hiermit doch offenbar nur gemeint ſein kann, nicht zum Grunde legen dürfen, wenn er über Gott denken will? „Meineſt du auch, daß Gott auf Erden wohne? Siehe, der Himmel und aller Himmel Himmel mögen ihn nicht faſſen“ — Hier iſt Gott nicht nur als überſinnliches Weſen, ſondern auch als höchſtes überſinnliches Weſen.

„Ich bin der Allmächtige — wandle vor mir und ſei fromm!“ „Es iſt kein Wort auf meiner Zunge, das du, Herr, nicht wiſſeſt.“ „Du ſieheſt meine Gedanken von fern.“ „Wohin ſoll ich fliehen vor dir? Führe ich gen Himmel, ſo biſt du da; bettete ich mich in die Erde, ſo biſt du auch da; flüchtete ich mich an das äuſerſte Meer, ſo ergriffeſt du mich ſchon da.“ „Dir, Herr, iſt Niemand gleich, und du kannſts mit der That beweiſen; es iſt unter allen Weiſen deinesgleichen nicht.“ „Unter ſeinen Heiligen iſt keiner ohne Tadel vor ihm; die Himmel ſind nicht rein vor ihm; der Mond

ſcheint nicht rein vor ihm, und die Sterne ſind nicht rein vor ſeinen Augen.“ „Gott iſt ein gerechter Richter.“ „Gott iſt barmherzig und gnädig und geduldig, von groſſer Gnade und Treue.“ „Wenn wir noch ſo hoch rühmen, was iſt das? Er iſt doch noch viel höher. Der Herr iſt unausſprechlichgros. Kurz — **er iſts gar — eſt** *Omnia* “ — — Wie viel Stellen müſte ich noch abſchreiben, wenn ich Alles, was die ältere Bibel über Gott, als den Allervollkommenſten, ſpricht, abſchreiben wollte!

Und ebenſo ginge es mir, wenn ich Alles abſchreiben wollte, was das alte Teſtament darüber ſagt, wie dieſem Höchſten Alles ſubordiniet ſei. Es ſei genug an Folgendem — „Gott ſprach — **es werde Licht!** — und es ward Licht.“ „Der Himmel iſt durch das Wort des Herrn gemacht, und das ganze Sternenheer auch.“ „Du wolleſt deine Barmherzigkeit noch gröſſer machen, die du ſchon an mir gethan haſt, betete Abraham, und mich noch beim Leben erhalten.“ „Leben und Wohlthat haſt du an mir gethan, dankſagte Hiob, und

dein

dein Aufſehen bewahrt noch meinen Odem.“ „Alle Menſchen hat er in der Hand, ſprach ein Freund Hiobs, und verſchloſſen, daß die Leute lernen ſollen, was er thun kann.“ „Weiſſeſt du, wie der Himmel zu regieren iſt, oder kannſt du ihn meiſtern auf Erden?“ „Des Menſchen Herz ſchlägt ſeinen Weg an; der Herr aber allein gibt, daß er fortgehe.“ „Wenn ich daran denke, wie du von der Welt her gerichtet haſt, ſo werde ich getröſtet.“ „Gerechtigkeit ſoll wie ein Same aufgehen, und zu ſeiner Zeit ſoll die ewige Gerechtigkeit gebracht werden. Alle Thäler ſollen erhöhet, alle Berge ſollen erniedrigt werden; der Herr wird ein Reich aufrichten, in welchem Friede wohnt.“

So die ältere Bibel über Gott. Wie nun die neuere?

„Mich hat geſandt der lebendige Vater.“ „Ihr ſeid bekehrt zu Gott von den Abgöttern, zu dienen dem lebendigen und wahren Gott.“ „Ihr ſeid der Empfehlungsbrief Chriſti, geſchrieben von uns nicht mit Dinte, ſondern mit dem Geiſte des lebendigen Gottes.“

„Gott

„Gott ist ein Geist.“ „Gott wohnt nicht in Tempeln mit Händen gemacht; sein wird auch nicht von Menschenhänden gepflegt, als wenn er Jemands bedürfe.“ „Wisset ihr nicht, daß ihr Gottes Tempel seid?“

„Niemand ist gut, als der Einzige, Gott.“ „Seid vollkommen, wie euer Vater vollkommen ist.“ „Der Selige und allein Gewaltige, der König aller Könige, der Herr aller Herren, der allein Unsterblichkeit hat, der da wohnt in einem Lichte, zu welchem Niemand kommen kann, welchen kein Mensch gesehen hat, noch sehen kann.“ „Tausend Jahre sind vor ihm wie ein Tag.“ „Gott kennt unser Herz.“ „Wer hat des Herrn Sinn erkannt, oder wer will ihn unterweisen?“ „Dem Gott, der allein weise ist, sei Ehre in Ewigkeit!“ „Wir rufen — Abba! lieber Vater!“ „Gott ist nicht ein Gott der Unordnung.“ „Der euch berufen hat, ist heilig, und richtet ohne Ansehen der Person.“

„Ich

„Ich danke dir, Vater und Herr Himmels und der Erden.“ „Der in Anfang den Menschen machte.“ „Er lässet seine Sonne aufgehen — er lässet regnen.“ „Der die Vögel ernährt und die Blumen kleidet, weis auch Alles, wessen ihr bedürfet; trachtet nach seiner Gerechtigkeit, so fällt euch alles Solches zu.“ „Fürchtet euch nicht vor Menschen! Kauft man nicht zwei Sperlinge für einen Pfennig? Doch fällt keiner derselben auf die Erde ohne euren Vater. Nun aber sind auch eure Haare auf dem Haupte alle gezählet.“ „Dis ist eure Stunde, und die Macht der Finsternis.“ „Du hättest keine Macht über mich, wäre sie dir nicht von oben gegeben.“ „Von oben herab kommt alle gute und alle vollkommene Gabe, vom Vater des Lichts.“ „Nun verkündige ich euch den unbekannten Gott — Gott, der die Welt gemacht hat, und Alles, was drinnen ist, sintemahl er ein Herr ist Himmels und der Erden, gibt Jedermann Leben und Odem allenthalben, und hat gemacht, daß von einem Blute alle Menschengeschlechter auf dem ganzen

Erdbo-

Erdboden wohnen, und hat Ziel geſetzt, zuvor verſehen, wie lange und wie weit ſie wohnen ſollen. In ihm leben, weben und ſind wir.“ „Von ihm, und durch ihn, und zu ihm ſind alle Dinge.“ „Wie unbegreiflich und unerforſchlich iſt ſeine ganze Weltregierung!“ „Das Geheimnis, welches von der Welt her verſchwiegen geweſen iſt, iſt nun offenbaret aus Befehl des ewigen Gottes, den Gehorſam des Glaubens aufzurichten auch unter den Heiden.“ „Der wahrhaftige Anbeter Gottes muß glauben, daß Gott ſeinen wahren Verehrern ein Vergelter ſein werde.“ „Gott wird geben einem Jeglichen nach ſeinen Werken — Trübſal und Angſt über alle Seelen, die Böſes thun; Preis aber, Ehre, Friede und unvergängliches Heil allen denen, die durch Ausharrung im Guten trachten nach dem ewigen Leben.“ „Wir warten eines neuen Himmels und einer neuen Erde nach ſeiner Verheiſſung, in welchen Gerechtigkeit wohnt.“

Bibliſch iſt alſo meine Vorſtellung über das Höchſte, dem Alles unterworfen ſei, gewiß,

und

und überall ſteht Gott in der heiligen Schrift als Subſtanz, als Geiſt und als vollkommenſter Geiſt da, und iſt nach Ausſage derſelben als ein ſolcher das Princip ſo wohl der ſinnlichen, als der überſinnlichen Welt, iſt Erhalter und Regirer überall, und iſt nicht die Ordnung ſelbſt, oder auch nur die perſonificirte Ordnung, ſondern der Gott der Ordnung, der Stifter der Ordnung allenthalben, wo Ordnung iſt und Ordnung noch werden wird.

# Sechste Betrachtung.

## Untersuchung darüber, ob sich die Allgemeinheit des Glaubens an Gott zu einem Beweise für das Daseyn Gottes eigne.

Von nun an wage ich mich getrost in das Feld der Beweise für Gott. Entzückend ist es für mich, den Gottesglauben unter der Menschheit so herrschend zu finden, wenn es auch übrigens noch so unendlichvielerlei Arten desselben gibt. Wie? sollte dis allein nicht schon hinreichend sein, Jeden, der nach Gott fragt, über sein Daseyn vergewissern zu können?

„Was alle Menschen glauben und von jeher glaubten, ist wahr — atqui — ergo.“

Ich will mit Beleuchtung des atqui den Anfang machen. An dem Ausdruck „alle Menschen“ will ich nun zwar nicht nagen; alle und jede, oder alle einzelne Individuen, sind gewis

gewis auch damit nicht gemeint — wie könnte man ſich einfallen laſſen, etwas, das offenbar falſch iſt, für Wahrheit auszugeben? Alle Menſchen — d. h. die Menſchheit im Ganzen, ſo, daß damit das Prädominante des Theismus vor dem Atheismus überall auf dem Erdboden angezeigt werden ſoll. Wohl aber ſtoſſe ich mich daran, daß man behauptet — alle Menſchen glauben und glaubten von jeher an Gott, oder an Göttliches. Wie ſoll das Letztere bewieſen werden können? Von lange her, und von ſo lange her, als wir glaubwürdige Nachrichten haben — dis lieſſe ich noch eher gelten.

Laſſen wir alſo den Gottesglauben der Menſchheit von jeher, und reden lieber davon, daß die Menſchheit, ſo lange man ſie kennt, und ſo weit man ſie jetzt kennt, dem Glauben an Gott zugethan erſcheine! — Iſt aber auch dis wohl wahr? Wie kann ich mich dieſer Frage enthalten, da man noch in neueren Zeiten mehr als ein Volk antraf, das in ſeiner Sprache noch kein Wort hatte, welches die Idee „Gott“ ausdrückte. Die Erzählungen

hiervon

hiervon verdienen doch wenigſtens eben den Glauben, welchen wir den übrigen Nachrichten unſerer Seefahrer geben. Den Wenigſten unſerer Weltumſegler aber fällt es ein, die Völker und Völklein, welche ſie entdecken, auf dieſer Seite zu unterſuchen. Bei denen, von welchen nichts zu erbeuten iſt, verweilen ſie ohnehin nicht lange; bei den übrigen iſts ihnen ia hauptſächlich um das zu thun, was von ihnen zu erbeuten iſt. Ich für mein Theil aber glaube feſt, daß, wenn einmahl eine Religionsreiſe über die ganze Erde gemacht würde, oder wenn ein Miſſionair allenthalben mit ans Land ſtiege, oder mitankäme, wo zum erſten mahle ausgeſtiegen, oder angekommen wird, ſich noch weit mehr Völker finden würden, die noch auf den heutigen Tag im Punkte des Gottesglaubens Grönlander, oder Abiponer, ſind.

Wie, wenn dieſe Völker, welche vor der Ankunft eines Mannes, der ihnen den Nahmen des Herrn predigte, nicht bis auf Gott hinaus dachten, und noch auf einer nidrigen Stufe der Kultur ſtanden, das

Bild

Bild der Menſchheit überhaupt in ihren Anfängen wären? So hätte es dann wohl eine Zeit gegeben, wo noch nirgends auf dem Erdboden ein Gottesgedanke von irgend einer Art gedacht werden wäre? Ich ſehe nicht ein, was man hiergegen erwiedern könnte; die Analogie ſchon iſt wenigſtens mit ihren Schlüſſen gleich zur Seite.

Doch, geſetzt auch, die Menſchheit im Ganzen jetzt und von jeher erſchiene als dem Glauben an Gott zugethan, und der Unterſatz jenes Schluſſes wäre richtig, iſt die Folge im Oberſatze richtig — was alle Menſchen glauben, iſt wahr —? Alle Menſchen glaubten auch einſt, und glaubten's lange, daß ſie die Beſchaffenheit der ſie umgebenden Dinge an ſich wirklich empfanden; jetzt würde man die Achſeln über den zucken, welcher Mehr, als nur die Beſchaffenheit, die, ſeiner organiſchen Einrichtung gemäs, die Dinge für ihn haben, empfinden wollte. Noch ein treffenderes Beiſpiel! Alle Menſchen glaubten einſt, und glaubtens lange, daß die Sonne um die Erde ſich bewege. Hier kann man im ſtrengſten

Ver-

Verſtande „alle“ ſagen; alle und iede glaubten dis wirklich. Der ſo ganz und gar allgemeine Glaube betraf ſogar etwas Sinnliches, etwas, das in die Augen fiel. Alle Menſchen fühlten nicht, daß die Erde ſich bewege, auf der ſie feſt ſtanden; alle Menſchen ſahen aber mit ihren eigenen Augen, daß die Sonne ihnen erſt linker Hand, und dann rechter Hand, bald über ihnen, bald gar nicht da ſei; ſie konnten alſo nicht anders glauben, als daß, da ſich eins von beiden ſchlechterdings bewegen müſſe, die Sonne ſich um die Erde bewege. Im gemeinen Sprachgebrauche drückt man ſich durchgehends noch ſo aus, als wäre dis der Fall, und alle Welt ſpricht noch vom Aufgange und Untergange der Sonne: unſtreitig wird dis auch ſo bleiben und der ſpäteſten Nachwelt noch den Glauben verkündigen, welchem die graue Vorwelt zugethan war. Hier habe ich dann alſo einen Fall aller Fälle, daß es nicht folge — was alle Menſchen glauben, oder glaubten, iſt wahr. Wie lachte man, als vor einigen Jahren ein Schwärmer auftrat, der auſſer der Meinung, daß die Sonne wirklich

nicht

nicht gröſſer ſei, als ſie uns laſſe, auch von neuem behauptete, die Sonne bewege ſich um die Erde! Es bleibt aber dabei — Joſua ſprach: Sonne, ſtehe ſtill; ietzt müſte er ſprechen — Erde, ſtehe ſtill!

Alſo — die Allgemeinheit des Glaubens an Gott eignet ſich auf keinen Fall zum Beweiſe für das Daſein Gottes ſelbſt. Das aber iſt wahr, daß man, wenn man ſieht, daß die Menſchheit im Ganzen auf Gott kam, und immer wieder auf ihn kam, auf die Vermuthung ſich hingetrieben fühle, daß der Gedanke an Gott auf irgend eine Art der Menſchheit ſehr nahe liegen müſſe; und — dis führt mich nun weiter.

# Siebente Betrachtung.

## Wie steht es um das, was man *notitia Dei insita, s. ingenita*, nennt?

Diese Vermuthung war es unstreitig auch, welche die Meinung erzeugte, daß der Gottesglaube, oder der Gedanke an Gott, oder irgend etwas von Notiz Gottes, den Menschen von Natur eigen und angeboren sei.

Freilich — wenn dis wäre, näher könnte der Gedanke an Gott den Menschen nicht liegen, als so. Sollte aber der Knote der Herrschaft des Gottesglaubens auf dem Erdboden hierdurch nicht vielmehr aufgehauen, als aufgelöset, werden? Ich bescheide mich gern, daß die Sache so zu verstehen sei, daß sich eine solche angeborne Gottesnotiz nicht eher an den Menschen zeigen könne, bis sie das dazu gehörige

rige Alter erreicht haben, aber — die Grönländer! die Grönländer! — die Abiponer! die Abiponer — — warum kamen denn dieſe nicht auf Gott? warum geſtanden die Aelteſten und Klügſten unter ihnen, daß ſie nie ſo weit hinaus gedacht hätten? Dis kann dann freilich nicht anders, als mich mistrauiſch auf die Sache machen.

Wäre die Rede nicht von einer angebornen Notiz Gottes, durch die es ſogleich ausgemacht ſein ſoll, wie die Menſchheit zur Notiz Gottes komme, ſondern wäre die Rede blos davon, wie die Menſchheit zur Notiz Gottes komme und kommen müſſe: ſo wüſte ich gleich, was ich zu anworten hätte. Ich würde ſagen — ſie kommt zur Notiz, daß ein Gott ſei, ebenſo, wie ſie zur Notiz alles Andern kommt, was ſie nicht ſieht, hört, fühlt u. ſ. w. Ich würde ſagen — der Karakter der Menſchheit iſt Vernunftanlage — hebet eure Hände freudig auf, ſchlaget ſie unter Entzückungen zuſammen, ſo oft ihr dis Wort ausſprechet — Vernunftanlage, ſetzet da die Anlage zur geſamten Notiz des Ueberſinnlichen — Ver-

nunftanlage, ſehet auch da die Anlage zur Gottesnotiz — und wenn ihr hierbei die notitia Dei ingenita beruhen laſſet, ſo verſtehe ich euch wenigſtens doch.

Und — was könnte ich nicht gleich zur Unterſtützung dieſer meiner Meinung aus der Geſchichte der Religion auf dem Erdboden ſelbſt ſagen? Ich könnte ſagen — wenn es nicht ſo um die Gottesnotiz und um ihre Entſtehung ſtände, woher käme denn die ungeheure Verſchiedenheit unter den Vorſtellungen von Gott? Gäbe es eine angeborne Notiz Gottes im eigentlichen Verſtande, ſo müſte es nicht nur kein Volk geben, das ohne Gottesnotiz wäre, ſondern die Gottesnotiz müſte auch unter allen Völkern dieſelbe ſein. Nun aber — von der erhabenſten Vorſtellung an — Gott iſt ein Geiſt, Spiritus ſpiritualiſſimus — bis zu der korzigſten — Gott iſt ein Stück Holz, dem wir eine Naſe gedrechſelt haben — welch eine unüberſehbare Reihe von Vorſtellungen über Gott! Dieſe Verſchiedenheit aber, woher anders kann ſie kommen, als von dem höheren, oder geringeren Grade von Kultur der Vernunft,

bei

bei welchen man ſich ſeine Vorſtellung von Gott bildet? Lehrt denn nicht auch die Geſchichte aller Völker wirklich, daß die Reinigung der Vorſtellung von Gott mit der Kultur der Vernunft immer gleichen Schritt unter ihnen hielt? Wollte man, da man dis ſchlechterdings zugeſtehen mus, ſich damit helfen, daß man ſagte, die Vorſtellungsart Gottes beruhe zwar auf den verſchidenen Graden der Vernunftkultur, der Gedanke an ein Göttliches überhaupt aber ſei den Menſchen angeboren: ſo gibt man ſich ja ſelbſt gefangen. Wenn die richtigere Vorſtellung von Gott einen hohen Grad von Vernunftkultur erfordert, ſo erfordert auch der bloſſe allerdunkelſte Gedanke an ein Göttliches überhaupt wenigſtens ſchon einen gewiſſen Grad von Vernunftkultur. Daher eben, weil dieſer noch ganzen Völkern fehlt, unter ſolchen Völkern auch aller Mangel an Notiz Gottes, der ſonſt völlig unerklärbar bliebe. Ueberlegt man denn auch nicht, daß, wenn es einmahl eine angeborne Gotteskunde gäbe, dieſe nicht nur überall dieſelbe, ſondern auch — die rechte ſein müſſe? War eine angeborne einmahl

möglich, so muste auch eine angeborne rechte möglich sein. Warum empfingen wir also diese nicht? Darum dann doch wohl nur, daß — Gott ein ewiger Zankapfel der Menschheit bleiben sollte! Hilf Himmel, welch ein unübersehbares Heil wäre doch der Menschheit dadurch gestiftet worden, wenn der menschlichen Natur gleich die rechte Gotteskunde mitgegeben worden wäre! Versteht man nun vollends, wie ich voraussetzen darf, unter der angebornen eine angeschaffene — in welches Licht wird der Schöpfer gestellt, wenn er, da er einmahl so Viel that, und seine Notitz der menschlichen Natur einwebte, nicht lieber noch ein wenig Mehr that, und ihr gleich die rechte einwebte!

Ich setze hier noch Folgendes hinzu — — Kam auch unter hunderttausend Menschen, welche auf Gott kamen, allemahl nur Einer blos aus sich und durch sich auf Gott? Ward nicht blos die Fähigkeit der Uebrigen, Gott aufzunehmen, oder ihre Vernunftanlage, von ihren Erziehern benutzt? Leiteten diese sie nicht erst auf Gott, und predigten

ihnen

ihnen den Nahmen des Herrn? Die Allgemeinheit eines beſtimmten Begriffs von Gott in ganzen Familien nicht nur, ſondern auch unter ganzen Nationen, legt dis ia auch ſchon hell und klar an den Tag. Alle Menſchen haben alſo wohl die Fähigkeit, Gott aufzunehmen; aber — welchen Gott nehmen ſie auf? Den, der ihnen gereicht wird. Von wem gereicht? Von ihren Erziehern! Es iſt alſo gar nicht einzuſehen, wie man noch von angeborner Gottesnotiz auch nur reden könne, da man ihr, wenn ſie auch da wäre, nicht einmahl Zeit läſſet, ſich zu zeigen, und alſo gar nicht beweiſen kann, daß ſie wirklich da ſei. Woher aber, da doch einmahl Gotteskunde da iſt, die erſte gekommen ſei — auf dieſe Frage werde ich hernach antworten.

Deſſen ungeachtet wird in unſern Tagen die angeborne und eingepflanzte Gotteskunde wieder ſehr urgirt; ich mus alſo noch ausführlicher mich darauf einlaſſen. Es gibt zweierlei Vorſtellungsarten von ſelbiger. Die Eine iſt — daß Gott wirklich der Menſchenſeele eingedrückt ſei, d. h. daß ieder Menſch ohne fremden

Unter-

Unterricht ſich ſelbſt ſagen müſſe, daß ein Gott ſei, daß nur ein Gott ſei, und — ich weis ſelbſt nicht, was weiter. Es wird mir ewig unbegreiflich bleiben, wie Gerhard und Konſorten ſo etwas behaupten konnten; denn wenn ſie auch von Grönländern und Abiponern nichts gewuſt: ſo wuſten ſie doch von Griechen und Römern. Wenn alſo der Menſch ſich ſelbſt ſagen müſte, daß nur ein Gott ſei, woher denn die Vielgötterei? Ich will iedoch nur dabei ſtehen bleiben, daß es der Menſchenſeele überhaupt eingedrückt ſei, daß ein Gott ſei. Hier kann ich ein Wort Mehr mitſprechen, als viel tauſend Andere.

Ich mache gewis eine groſſe Ausnahme von der gewöhnlichen Erziehungsart, und gehöre zu den Wenigen, bei welchen die ſogenannte notitia Dei ingenita, ganz ſich ſelbſt überlaſſen ward. Mein Vater war neugierig, zu erfaren, was für Anlage zur Gottesnotiz eigentlich im Menſchen liege, ob es irgend mehr ſei, als die Anlage zu allen andern Notizen, die Vernunftanlage; darum erzog er mich ſo, wie er mich erzog. Er war

in einer ächt protestantischen Schule erzogen worden, und hatte unter der Firma von Hutter, Gerhard, Melanchthon u. s. w. gehört, daß es eine vom Mutterleibe an iedem Menschen eingesäete, eingepflanzte, eingedrückte und eingegrabene Gottesnotiz gebe, oder, daß iedem Menschen angeboren sei, zu glauben, daß Gott sei, daß er einzig, gut, gros, zu verehren sei u. s. w. Nach den Anstalten, welche er für mich traf, muste es herauskommen, ob dis alles Wahrheit, oder blos frommes Geschwätz, sei. Bei mir aber hat sich von dem Allen nicht das Geringste gezeigt. Alles, was geschehen ist, hat meine Vernunft gethan, nachdem sie von aussenher durch meine Erfarungen und durch allerlei Kentnisse, die mir mein Vater mittheilte, erst zu einem beträchtlichen Grade ausgebildet worden war. Das Verlangen nach Grund ist es offenbar gewesen, das mir in dieser Hinsicht den ersten elektrischen Schlag gegeben hat; denn ich weis noch sehr genau, daß ich von allem dem, was kein Mensch bewirkte, und das doch geschah, die Sonne für die Ursache hielt. Sobald

ich

ich etwas nicht meinem Vater, oder andern Menschen, zuschreiben konnte, schrieb ichs ohne Weiteres der Sonne zu. Dis kann von nichts Anderem hergekommen sein, als daß ich bei Allem, was geschah, irgend etwas haben zu müssen glaubte, dem ichs zuschriebe. Hume würde freilich über mich lachen, wenn er dis hörte; man hat ihn ia aber auch, wie mich dünkt, schon gründlich genung zurückgewiesen, und das Verlangen nach Ursache und Grund als ein eingeprägtes Bedürfnis unserer Denkkraft, und als ein nothwendiges Vernunftgesetz, dargestellt, ob ich gleich nicht in Abrede sein will, daß bei mir die tausendmahltausend Erfarungen, welche ich, wenn etwas geschah, von einer Ursache davon machte, allerdings sehr mit im Spiele gewesen sein mögen. Genug — die Sonne ward mir daher Unaussprechlichmehr, als alle Menschen zusammen; weil ich Unendlichmehr von Menschen nicht bewirkt werden, als bewirkt werden, sah. In der That war mir also die Sonne Gott, ohne daß ich das Wort „Gott" wuste. Alles auch, was bei Nacht geschah, und wovon ich

Univ. Bibl. München

ich die Urſache nicht kannte, ſchrieb ich ihr zu, und glaubte, daß es noch eine Nachfolge davon ſei, daß ſie am Tage geſchienen habe. Es iſt mir unmöglich, zu glauben, daß es im ganzen Sonnendienſte eine Sonnenjungfrau gegeben habe, die die Sonne höher und reiner verehrt habe, als ich. Mein Vater merkte dis und — freuete ſich. Aus dem Burſchen, dachte er, kann etwas werden. Er lies mich lange ſo mir ſelbſt über, bis er endlich mich einmahl belauſchte, als ich auf meinen Knieen im Garten lag und meine Hände gegen die aufgehende Sonne hocherhoben hielt. Nun, dachte er, ſei es Zeit, meinem braven Unweſen ein Ende zu machen. So hat er mir wenigſtens ſelbſt nachher, und eſt noch lange nachher, geſagt, und er kann mich nicht damit belogen haben, weil ich ſchon alt genug war, um ſelbſt zu wiſſen, was ich that, und es nicht zu vergeſſen. Was that er nun? Er benutzte eine ſehr heitere Nacht zur Neumondszeit, lies mich den majeſtätiſchen Sternhimmel ſehen, und ſagte vor der Hand weiter nichts, als — daß alle die unzählichen Sterne, welche

ich

ich da ſähe, einige wenige ausgenommen, eben ſolche Sonnen, und vieleicht noch gröſſere Sonnen wären, als — meine Sonne. Da war's, als ſollte mich der Schlag rühren — ich weis es noch, wie heute. Um alle meine Ehrfurcht für die Sonne war's nun gethan; ich wuſte nun aber auch mit der Ehrfurcht, welche ich ihr ſeither gezollt hatte, nicht, wohin. Das natürlichſte wäre wohl geweſen, daß ich ſie unter alle die Sonnen vertheilt hätte; dis ſchlug aber nicht in mein Fach — ich hatte meine ganze Ehrfurcht ſchon ſo lange nur einer Sonne gezollt. Diese war mir nun äuſerſt degradirt worden; ſo verlohr ich meine immer gehabte Heiterkeit. Mein Vater that, als merkte er dis nicht, ſondern brachte mir nun wirkliche aſtronomiſche Kentniſſe bei. Ich horchte auf ihn, wie ich nur auf Gott ſelbſt hätte horchen können; ich horchte auch wirklich auf dieſen, ohne es deutlich zu wiſſen. Die erſtaunenerregende Verbindung des unermeslichen Univerſums zu einem Eins machte die tiefſten Eindrücke auf mich, und bereitete eine Frage vor, die ich, als ich

von der zahlloſen Menge von Sonnen hörte, darum noch nicht thun konnte, weil ich von ihrer allerſeitigen Verbindung zu einem einzigen All noch nicht wuſte. Was geſchah alſo endlich? In einer äuſerſt hellen Neumondsnacht, als mich mein Vater wieder in den Garten führte und mir die ganze Himmelslektion, welche ich ſchon inne hatte, abermals abfragte und noch Mehr dazu beifügte, preſſte ſich die Frage aus meinem Innerſten an ihn — „Vater, lieber Vater, die Sonne haſt du mir heruntergeſetzt — ſie war's, an die ich mich hielt, und von der ich glaubte, daß ſie mich, wie Alles, belebe, erfreue, ſegne — alle die Millionen und Miriaden Sonnen da oben ſtehen nun in der unausſprechlichſten Verbindung, ſo mus ia wohl eine von ihnen es ſein, die — ſag mir, o ſag mir, welche unter allen den Sonnen iſts, die — die — die — oder — —?“ Da fiel mein Vater ein, und lehrte mich die Sonne aller Sonnen, die Urſonne, den unſichtbaren Ewigen und Einzigen, als den Grund der Verbindung aller jener Sonnen, der in

keiner

keiner von den verbundenen Sonnen selbst liegen könne, und — kaum hatte er geredet, so sank ich ihm um den Hals, und er mit mir auf die Kniee — — und von dem Augenblick an war ich so froh wieder, wie vorher, und noch froher, als ie, und schien mir so klug, wie ich noch nie gewesen war, und glaubte auch nicht, daß ich klüger werden könnte.

Dis ist mein Weg, auf welchem ich zu Gott gekommen bin. Ich danke meinem Vater im Grabe noch dafür, daß er mich auf diesem Wege zu Gott leitete. „Mit mir haben sie's dummer angefangen" pflegte er oft noch nachher mir zu sagen. Kann ich denn aber nun wohl zugeben, daß bei diesem Allen etwas Angebornes, Eingedrücktes und Eingegrabenes von Notiz Gottes in mir gewesen sei? Alles, Alles hat meine Vernunft gethan, der mein Vater zuletzt die Hand bot. Die ganze Anlage zur Gotteskunde ist also gewis keine andere, als die, welche der Mensch zur Kunde alles Uebersinnlichen hat — die Anlage zur Vernunft, welche er freilich

als

als Menſch mitbringt. Ich glaube auch, daß ich, wenn mein Vater noch angeſtanden hätte, vielleicht Tags drauf die Sonne aller Sonnen, Gott, ſelbſt gefunden haben würde — mit dem Oder war ich ſchon nahe daran; die unnennbare Weisheit, deren Stempel die Verbindung des Univerſums trägt, gab es mir ein — hätte ich Gott aber wohl gefunden, wenn meine Vernunft nicht durch ſo viel nützliche Kenntniſſe, beſonders durch die aſtronomiſchen, welche mir mein Vater mittheilte, dazu ausgebildet worden wäre? Und — ebenſo hat ſichs dann auch gewis mit denjenigen Menſchen, welche unter allen zuerſt auf Gott kamen, verhalten; als ſie ſo glücklich geweſen waren, ſo viel andere Notizen zu acquiriren, daß die Gottesnotiz bei ihnen Platz finden konnte, da acquirirten ſie auch dieſe. Nun konnte es freilich geſchehen, daß unter verſchidenen Himmelsſtrichen, oder auch nur unter verſchidenen Nationen, Einzelne zu gleicher Zeit zuerſt auf Gott kamen, ohne daß Einer von dem Andern etwas wuſte; ſo, wie es gewis iſt, daß Einzelne

unter

unter verschidenen Himmelsstrichen und Nationen, zu verschidenen Zeiten zuerst auf Gott kamen, ohne daß der Spätere wuste, daß es schon irgendwo einen früheren gegeben habe — der Gedanke an Gott entsprang allenthalben, wo er zuerst gedacht ward, aus der Vernunft. Wie lange es da mit ihm für ieden Theil der Menschheit, der abgesondert lebte, geworden sein möge, ist nicht anders zu bestimmen, als daß es so lange gewährt haben müsse, bis wenigstens Einer unter selbigem den Grad von Vernunftcultur erreichte, welcher dazu gehört. Der Fund, welchen der Mensch an Gott that, ist der wichtigste, den er thun kann; kein Wunder also, wenn ihn Jeder, der ihn unter seinem Volke zuerst that, entweder selbst für eine Offenbarung ansah, oder doch seiner Nation dafür ausgeben zu können glaubte. Daher, daher so viel Offenbarungen, Bibeln und heilige Bücher auf dem Erdboden!

Es ist also gar nicht thöricht, zu sagen, daß durch Demonstration erst der Glaube an die Gottheit in den Menschen hineingebracht

werde;

werde; es iſt vielmehr nichts gewiſſer, als dieſes. Der Menſch, wenn er ohne Andere auf Gott kommt, demonſtrirt ſich ihn ſelbſt, ohne ſich bewuſt zu ſein, daß er demonſtrire — ſobald ihm ſchon viel Anderes demonſtrirt worden iſt. Ja, es kann auch wirklich ein Philoſoph Gott geradezu Andern erſt andemonſtriren, weil Menſchen vermöge ihrer Vernunft die Fähigkeit haben, Gott anzunehmen; und es iſt ein ſeltſamer Ausruf — „arme Philoſophie! wenn es nicht ſchon im Menſchen iſt, Gott zu glauben, woher nehmen denn deine Repräſentanten, die doch auch nur Menſchen ſind, das ſelbſt, was ſie durch die Kraft ihrer Beweiſe uns geben wollen?“ Der Philoſoph, welcher Gott demonſtrirt, braucht gar kein Weſen von höherer Natur zu ſein, als die, denen er ihn demonſtrirt. Er hat ſeine Vernunft nur mehr geübt, und ſo kann er nun auch Ungeübte anleiten. Freilich mus der Philoſoph ſeinem Gottesglauben etwas Analoges in Andern vorausſetzen, weil er ſonſt nicht Eingang bei ihnen finden und ihnen verſtändlich werden könnte; aber das Analoge liegt in der Fähigkeit, Gott

aufzunehmen, in der allgemeinen Menſchenvernunft. Wäre Mehr Analoges und etwas im eigentlichen Verſtande Analoges urſprünglich im Menſchen, ſo begreife ich ebenſowenig, warum noch ganze Völker ohne Gott ſind, als ich, wenn der Glaube an Gott Andern nicht andemonſtrirt werden können ſoll, begreifen mag, wie dieſe Völker noch iemals auf Gott kommen ſollen. Entweder ein fremder Apoſtel der Religion geräth unter ein ſolches Volk, und ſo demonſtrirt er ihm auf irgend eine Art, es ſei nun auf welche es wolle, Gott erſt an, indem er ſelbigen Gott predigt; oder die Vernunft eines Einzelnen unter dieſem Volke ſelbſt erſteigt den Grad von Ausbildung, daß ſie ihm Gott demonſtrirt, und ſo ſagt er ſeiner Nation das, was ihm ſeine gebildetere Vernunft ſagte, oder demonſtrirt ihn auch ihr an. Wenn aber in einem Lande, wo ſchon Religion iſt, der Philoſoph Gott demonſtrirt, ſo will er ia Gott den Menſchen nicht erſt andemonſtriren, oder ihnen Erkentnis Gottes überall erſt beibringen, ſondern er will nur das, was ſie ſeither blos obenhin, oder undeutlich erkannten,

erkannten, dadurch, daß er die Glieder des Zuſammenhangs entwickelt, und Schritt vor Schritt geht, zur deutlichen Erkentnis bringen. Da iſt dann freilich das undeutlich Erkannte das gröſſeſte Analoge, das er bei den Menſchen antrift; iſt dis aber dieſen urſprünglich-eigen, oder wards ihnen nicht erſt durch Erziehung und Schulunterricht gegeben?

Die erſtere Art von angeborner Gottesnotiz iſt alſo offenbar eine acquirirte, ſobald man nicht iede andere Notiz, zu welcher der Menſch durch ſein Vernunftvermögen gelangt, mit gleichem Rechte auch eine angeborne nennen darf. Dann wäre ia aber Alles, was wir von Erkentnis haben, uns angeboren; wer würde aber wohl dieſen Sprachgebrauch gelten laſſen? Nein, es iſt uns auch nicht eine einzige Notiz angeboren, wohl aber das Vermögen, Notizen bis ins Unendliche uns zu erwerben und aufzunehmen, und die erworbenen und aufgenommenen zu berichtigen, zu erweitern und zu vervollkommen. Durch äuſere Erfarung bringt uns unſer Verſtand zur Notiz des Sinnlichen; durch Schlusfolgen aus den Erfarungen führt

uns unſere Vernunft zur Notiz des Ueberſinnlichen; ſo wenig die Menſchheit ohne Verſtand iene erhalten könnte, ſo wenig kann ſie auch dieſe ohne Vernunft erhalten. — —

Man redet aber auch noch von einer andern Art von notitia Dei ingenita, und dieſe iſt es, auf die ietzt vorzüglich ſo viel gebauet wird. Communes notiones nobis innatae practicae, ſ. diſcrimen honeſtorum et turpium attinentes — ein angebornes ſittliches Gefühl; und da dis nichts Anderes ſei, als das Gefühl von Gott ſelbſt, ſo ſei die Gottesnotiz den Menſchen angeboren.

Ob nun ſittliches Gefühl und Gottesgefühl Einerlei ſei, davon ſoll hier die Rede noch nicht ſein; die Frage iſt ietzt nur, ob das ſittliche Gefühl, das man mit dem Gottesgefühl für Einerlei hält, den Menſchen wirklich angeboren ſei, ſo, daß alſo, wenn beide Einerlei wären, eine notitia Dei ingenita dadurch beſtätigt würde.

Wie will man darthun können, daß dem Menſchen auch nur das geringſte ſittliche Gefühl angeboren ſei? Ich halte es für platter-

dings

dings unmöglich, und erſtaune darüber, daß die Behaupter davon ſich dis nicht ſelbſt ſagen. Daraus doch wohl nicht, daß man es an allen Menſchen bemerke? Geſetzt, dis wäre — können nicht alle Menſchen in der Regel auch ſprechen? Wird ihnen aber die Sprache angeboren, oder nur das Vermögen, ſprechen zu lernen? Wie müſte man Menſchen erziehen, wenn man auch nur dahinter kommen wollte, ob ihnen auch nur ein bloſſes diſcrimen honeſtorum et turpium angeboren ſei? Und — iſt man im Stande, auch nur Einen ſo zu erziehen? Völligthieriſch müſte man ſo einen Menſchen, an dem man einen einzelnen Verſuch machen wollte, erziehen; ſollte man ſo etwas nicht aber gleich darum für überflüſſig halten, weil man doch häufig genug vor Augen hat, was aus einer halbthieriſchen Erziehung werde? Doch — ſo müſte man dann einen ſolchen Menſchen einſperren, und ihn keinen andern Menſchen auch nur ſehen laſſen. Es wäre nicht genug, daß Keiner mit ihm redete — auch ſehen müſte er Keinen; denn ſobald er Menſchen ſähe, ſähe er ſie auch handeln,

und würde ihre Handlungsweiſe annehmen, die man hernach fälſchlich für ihm angeboren erklärte. So einſperren aber könnte man ihn doch nicht eher, als bis er ſich körperlich ſelbſt behelfen könnte; er käme ſonſt um, und ſo ſcheiterte der ganze Verſuch. Wie lange aber mus der Menſch, ehe er dis kann, von Andern verpflegt werden! Beobachtet er denn nun während der Verpflegungszeit, wenigſtens ſpäterhin, nicht ſeine Verpfleger, und nimmt das, was er von Sitte an ihnen ſieht, von ihnen an? Es iſt alſo gar nicht möglich, dahinter zu kommen, ob das geringſte ſittliche Gefühl angeboren und Mitgabe der menſchlichen Natur ſei. Doch — es ſoll ja ein ſolcher Verſuch einmahl von ungefär gemacht worden ſein; wie fiel er für die Hipotheſe des angebornen ſittlichen Gefühl aus? Wenn die Erzählung von dem Knaben, der von Bären erzogen ward, wahr iſt, ſo liegt die ganze Hipotheſe ſchon längſt übern Haufen.

Dieſe Art von Verſuch konnte mein Vater alſo an mir nicht machen, und ich ſegne mein Geſchick dafür, daß er ihn, wenn er ihn

auch

auch hätte machen können, nicht gemacht hätte; was für ein dummes und reiſſendes Geſchöpf, was für ein Bär dürfte ich vielleicht jetzt ſein! Da der Verſuch nun nicht an mir gemacht worden iſt, ſo bin ich auch nicht im Stande, einzuſehen, daß mir das geringſte ſittliche Gefühl angeboren ſei. Das weis ich aber, daß mein Vater ein ſehr ſittlicher Mann war, und daß ich mit Keinem Umgang hatte, als mit ihm; auch erinnere ich mich noch an manche Unart, die er mir abgewöhnte. An nützlichen Kentniſſen und Wiſſenſchaften lies er mir es auch nicht fehlen, und dieſe verſittlichen ia alle, theils unmittelbar, theils mittelbar, den Menſchen. Ich mus alſo vielmehr glauben, daß mein ganzes ſittliches Gefühl acquirirt ſei. Die Fähigkeit dazu muſte freilich in mir liegen, es aufzunehmen.

Wie es nun mir gegangen iſt, ſo iſts allen Menſchen gegangen, und ſo gehts noch allen Menſchen. Jeder Menſch wird erzogen, weil er erzogen werden mus, und kein Raupenei iſt, das die Sonne ausbrütet. Jeder Menſch wird lange erzogen, weil er lange erzogen

werden

werden mus, und weil es mit ihm ein ganz anderes Ding iſt, als mit dem Küchen, oder auch mit dem Kalbe. Während ſeiner Erziehung nun ſieht er ſeine Erzieher handeln und hört ſie Urtheile fällen. Er ſieht und hört oft ſchon weit früher auf ſie, als ſie meinen; — o daß die Erzieher alle hieran oft dächten! — wenigſtens im zweiten Jahre gewis ſchon, und dann mit iedem Monat ſchärfer. Wie er nun ihre Sprache, ihre Gebräuche und Gewohnheiten im Aeuſerlichen annimmt, ſo nimmt er auch ihre Handlungsweiſe und ihre Urtheile über fremde Handlungen an. Das müſten ia aber doch wohl wahre Abſchaume von Erziehern ſein, die nicht über äuſerſtſchändliche Handlungen und Geſinnungen Abſcheu äuſerten. Der Zögling ſieht und hört dis, und lernt auch Abſcheu dagegen. Nicht einmahl alſo von dem nidrigſten ſittlichem Gefühle, von Abſcheu gegen Mord und Raub, läſſet es ſich beweiſen, daß es dem Menſchen angeboren ſei, wie viel weniger vom übrigen! Man möchte den Verſuch ia nicht machen, ein Kind bei Räubern und Mördern in Penſion zu geben; ich ſtehe

dafür,

dafür, es ſollte ſtehlen und morden, und ſo mit kaltem Blute ſtehlen und morden lernen, daß man darauf ſchwören würde, Stehlen und Morden müſſe ihm angeboren ſein. Ewig und immer mus man alſo, ſo oft von irgend etwas Sittlichem, das an allen Menſchen im Ganzen erblickt wird, behauptet würde, daß es dem Menſchen angeboren ſei, erwiedern — wie wollet ihr beweiſen, daß er es nicht vielmehr durch Unterricht erſt acquirirt habe? Der moraliſche Unterricht iſt ia tauſendfältig, oft ganz unwillkürlich und unbemerkt; durch ein bloſſes Achſelzucken, durch ein bloſſes Kopfſchütteln oder Kopfnicken bei gewiſſen Gelegenheiten, wird er gegeben.

Aber — ſagt man nun, haben nicht Böſewichter, die im Rauben und Morden grau geworden waren, im Gefängnis hernach noch ſelbſt geſtanden, daß ihnen vor Ausübung ihrer Greuelthaten immer ſo geweſen ſei, als wenn ſie etwas davon zurückzöge, daß ſie vor- und nachher eine Bangigkeit empfunden, über die ſie ſich ſelbſt geärgert — ? Wenn nun auch die längſte Gewohnheit im Handeln gegen

alles

alles menſchliche Gefühl dieſes Gefühl nicht ganz zerſtören kann, was mus es anders ſein, als Natur ſelbſt, die einzig und allein über alle Gewohnheit geht? — Ich will nicht einmahl hierauf erwiedern, ob nicht die ganze Bangigkeit ſolcher Unholde blos eine Folge der Furcht vor der ſchrecklichen Strafe geweſen ſei, die auf ihre Verbrechen geſetzt iſt; ſind denn die jugendlichen Eindrücke, welche auf uns gemacht werden, nicht die ſtärkſten? ſind ſie nicht unauslöſchlich? kehren ſie nicht, und wenn man noch ſo oft ihnen entgegengehandelt hat, immer wieder zurück? So meldete ſich auch bei dieſen Böſewichtern der in der Jugend empfangene moraliſche Unterricht wieder an, und dann vorzüglich wieder an, wenn ſie ihm fürchterlich entgegen handelten; und ſo bedarf es keiner weiteren Erklärung ihrer Bangigkeit. Hatten ſie denn aber auch nicht Vernunft? Muſte es dieſe ihnen nicht ſagen, daß ſie abſcheulich handelten? Kann auch im Herzen des abgehärtetſten Böſewichts neben dem Bewuſtſein, daß er abſcheulich handle, Ruhe beſtehen? Dieſelbe Vernunft, welche uns etwas

für

für Verbrechen erklärt, iſt es auch, die uns verdammt, wenn wir es deſſen ungeachtet begehen.

Nun — ſpricht man ferner, ſo nimm auch nur ein dreijähriges Kind, und erzähle ihm, oder lies ihm vor die Geſchichte einer edlen Menſchenthat, z. E. wie Jemand eine ganz unglückliche Familie glücklich gemacht, oder eine wirkliche Lebensrettung vollbracht habe; ſo wirſt du dich an dem natürlichen, herzlichen Beifalle ergötzen, welchen dir Kind deiner Erzählung, oder Vorleſung, gibt. Lies ihm dagegen vor, oder erzähle ihm eine ausgeübte ſchändliche Grauſamkeit; ſo wirſt du dich freuen, wie es deine Erzählung, oder Vorleſung, verabſcheuet. Hier, hier haſt du doch wohl das dem Menſchen eingepflanzte ſittliche Gefühl? . . . Ich mag nicht erwiedern — ändere einmahl den Ton ab, in welchem du erzählſt, oder vorlieſeſt, ändere einmahl deine Geberden dabei ab, nimm entgegengeſetzten Ton, entgegengeſetzte Geberden, an — thu einmahl, als wenn du die rühmliche Handlung unrühmlich, die ſchändliche Handlung rühmlich, fändeſt,

fändeſt, und dann ſieh, wie ſich das Kind dabei habe — — ſondern es iſt genug zur Antwort, daß ein Kind von drei Jahren ſchon zu viel Unterricht von auſſen über rühmliche und ſchändliche Handlungen empfangen habe, als daß man auch die richtigſten Eindrücke, welche Leſer und Erzähler davon auf ſelbiges machen, für Aeuſerungen eines dem Menſchen angeſtammten, und nicht für Aeuſerungen eines unter Menſchen bereits erſt erworbenen, ſittlichen Gefühls halten könne.

So nimm — ſpricht man endlich, ein Kind, welches noch kein Jahr alt iſt, auf deinen Arm, und verziehe keine Mine; es ſieht dich an und verzieht auch keine Mine. Werde dann vergnügt und lache — das Kind wird mitvergnügt und lacht mit. Höre auf zu lachen, werde traurig und weine — das Kind wird mittraurig und weint mit. Da haſt du eine Theilnehmung aus der erſten Hand der Natur, die angeborne Grundlage alles ſittlichen Gefühls. Ja, aber unter lachenden Schadenfreuden lacht ſo ein Kind auch mit, und unter weinenden Neidern weint es auch mit. Sind etwa

Schaden-

Schadenfreude und Neid dem Menſchen ebenſo angeboren, wie Mitfreude und Mitleid? Iſt es etwas Sittliches an ſich, mitzulachen und mitzuweinen? Nein, was ich an einem ſolchen Kinde ſehe, iſt nichts, als Körperſimpathie, phiſiſche Nachahmung; ſollte dis das ſittliche Gefühl ſein, ſo beſtände das ganze ſittliche Gefühl in einem bloſſen Affenweſen.

Ich mag alſo die Sache betrachten, wie ich will, ſo beſteht das ganze ſogenannte angeborne und dem Menſchen urſprünglicheigene moraliſche Gefühl in nichts Anderem, als ebenfals in der bloſſen Fähigkeit, ein ſittliches Gefühl aufzunehmen. Die vielgerühmte moraliſche Stimmung von Natur iſt weiter nichts, als das Vermögen, moraliſch werden zu können. Hält man ſie für Mehr, ſo ſei Gott mit der Menſchheit, wenn aus ihr die Ueberzeugung von unſerer moraliſchen Beſtimmung hervorgehen ſoll. Umgekehrt alsdann — ſo lehrt es die Erfarung und die Natur der Sache. Die Ueberzeugung von meiner moraliſchen Beſtimmung, oder die Einſicht davon, daß ich zur moraliſchen Welt gehöre, und alſo

mora-

moraliſch gut zu werden ſuchen müſſe, bewirkt es erſt, daß ich mich moraliſch gut ſtimme. Alle Sittlichkeit, die nicht blos Nachahmung Anderer von Kindesgebeinen an und Gewohnheit iſt, iſt ſchlechterdings von der Vernunft abhängig. Wird dieſe nicht ausgebildet — o wehe dem Herzen! Wird ſie aber ausgebildet, ſo erhält der Menſch, ohne auf Beiſpiele zu achten, blos aus ſich, ein hohes ſittliches Gefühl. Worauf gründet ſich denn aber auch dis ſein eigenthümliches Vermögen, nicht nur moraliſch, ſondern auch moraliſch gut, zu werden, ebenfals anders, als auf dem allgemeinen Vernunftvermögen?

Tugend, ſprach ein unlängſt verſtorbener Philoſoph, der die Mittelſtraße liebte, iſt der natürliche Zuſtand eines genugſam entwickelten menſchlichen Geiſtes — etwas Vollkommeneres konnte über das ſittliche Gefühl kaum geſagt werden. Geſetzt nehmlich auch, daß dieſes mir angeboren wäre, ſo könnte es mir doch höchſtens nur überhaupt gebieten, in jeder Lage des Lebens honeſt, oder ſittlichgut, zu handeln; könnte

nur

mir denn auch zugleich angeboren ſein, wie ich in ieder eintretenden Lage handeln mus, wenn ich in ihr heneſt, oder ſittlichgut, handeln will? Hierüber mus ich mich ia ſchlechterdings erſt bei meiner Vernunft erkundigen, denn dieſe iſts, welche, weil ſie über meine Verhältniſſe mit den Dingen, urtheilt, auch nur über die Schicklichkeit meiner Handlungen urtheilen kann. Ich will mir die Sache noch auf eine andere Weiſe vorſtellen — — Man ſagt, daß Etwas eine Art ſei, das allgemeine Beſte zu befördern, mache den Beweis aus, daß es eine Pflicht ſei; wenn ich nun auch annähme, es ſei mir angeboren, daß ich das allgemeine Beſte befördern ſolle, mus ich denn nicht in einzelnen Fällen erſt darüber urtheilen, durch welche Handlungsweiſe ich das allgemeine Beſte befördere, und wie zu thun mir alsdann Pflicht ſei? Ich will einmahl annehmen, daß ich ietzt in eine Lage gerieth, in der ich noch nie war, und zwar in eine äuſerſt bedenkliche Lage; was würde ich da thun, um auch in ihr brav zu handeln? würde ich nicht meine Vernunft zu Rathe ziehen? wer

ſoll

ſoll mich denn ſonſt darüber belehren, als ſie? „Dis iſt das Maximum,“ ſagt man vielleicht; ich antworte aber, woher das Maximum kommt, daher kommt auch das Minimum. Wie die Vernunft mir allein ſagt, wie ich in dem wichtigſten Falle handeln müſſe, um brav zu handeln, ſo iſt ſie's auch allein nur, die mir überhaupt ſagt, daß ich brav handeln müſſe. Es iſt dis daſſelbe, als wenn ich vorhin ſprach — wenn die richtigere Vorſtellung von Gott einen höheren Grad von Vernunftkultur erfordert, ſo erfordert auch der bloſſe allerdunkelſte Gedanke an ein Göttliches überhaupt wenigſtens ſchon einen gewiſſen Grad von Vernunftkultur. Worauf wird alſo am Ende Alles, was man moraliſches Gefühl nennt, hinauslaufen, als — auf eine Maſſe von übriggebliebenen Eindrücken, welche eigene und fremde Belehrungen aller Art auf das Herz machten — oder auf Routine in einer für richtig befundenen Art von Afficirtwerden, von Selbſtbeſtimmung und von Handeln? Wie verſchwindet hier auch der letzte Gedanke an ein angebornes ſittliches Gefühl!

Die

Die gegenwärtige Betrachtung iſt mir ſo wichtig, daß ich ſie noch nicht verlaſſen kann. — Wäre das ſittliche Gefühl dem Menſchen angeboren und von ſeiner Natur unzertrennlich: ſo müſte es doch wenigſtens eine von allen den uns ſchändlichen Handlungen geben, welche in dem Anſehen und Rufe der Schändlichkeit bei allen Völkern ohne Ausnahme ſtände. Aber — man nenne eine ſolche, ja, man nenne eine ſolche; man nenne irgend eine Handlung, vor der nur Gebildetere zurückſchaudern, die nicht unter irgend einem Himmelsſtriche, wo nicht für löblich, doch für erlaubt, gehalten würde. Was braucht es Mehr zu ſagen, als daß es Völker gibt, unter denen Elternmord die letzte Kindespflicht iſt, und daß es groſſe öffentliche Märkte gibt, wo Menſchenfleiſch feil iſt? ? ? Es gibt kein angebornes Schönheitsgefühl; und eben darum gibt es auch kein angebornes ſittliches Gefühl, welches im Grunde das überſinnliche Schönheitsgefühl iſt. Wie die Nationen über das, was formoſum und deforme iſt, nicht übereinſtimmen, ſo ſtimmen ſie auch über

das, was honeſtum und turpe iſt, nicht überein. Beide Gefühle ſind Kinder der Vernunft. Wenn dieſe die Begriffe von Schönheit erſt feſtgeſetzt hat, dann empfängt der Menſch Schönheitsgefühl; und ebenſo, wenn ſie die Begriffe von Löblichkeit feſtgeſetzt hat, dann empfängt der Menſch erſt ſittliches Gefühl.

Wollte man hier den Einwurf machen — ſo könnte alſo die Vernunft ebenſowenig die Quelle des ſittlichen Gefühls ſein, als zugegeben würde, daß dieſes Gefühl, wie das phiſiſche, dem Menſchen angeboren ſei, weil die Vernunft allgemein, und doch keine Uebereinſtimmung der Völker über das honeſtum und turpe ſei: ſo liegt die Antwort in dem Mehr und Weniger der Vernunftkultur, welches unter den Völkern Statt findet. Es gehört ein beträchtlicher Grad von Ausbildung, den die Vernunft erreichen mus, dazu, wenn das wahre ſittliche Gefühl, wie das wahre Schönheitsgefühl, erſcheinen ſoll. Auch dis beſtätigt die Völkerkunde; und in der Maſſe, in welcher eine Nation jenem Grade nahe oder

fern

fern ſteht, in derſelben Maſſe ſind auch dieſe ihre Gefühle immer richtiger, oder unrichtiger. Hat die Vernunft aber ſolchen Ausbildungsgrad unter zehen Völkern erreicht, ſo findet ſichs, daß alle dieſe zehen, ſo abſtimmend ſie ſonſt von einander waren, auch in dem Gefühle des wahren Schönen und des wahren Löblichen übereinſtimmen, oder daß Jedes von ihnen das hübſch und recht nennt, was die übrigen neun hübſch und recht nennen. Man braucht aber in der That auch nicht einmahl die Erde zu umſegeln, oder die Reiſebeſchreibungen zu ſtudiren, um erſt auf dieſe Gedanken zu gerathen; man kann getroſt im Lande bleiben, und darf nur die einzelnen Familien daſelbſt betrachten. Findet ſich nicht auch in dem geſittetſten Staate manche Menſchenfamilie, die gegen eine andere ſo grell abſticht, wie die Hottentotten gegen unſere ſchönen Geiſter und gegen die wahren Chriſten? Man unterſuche die Vernunftkultur in Beiden; ſo gibt die auffallendſte Differenz derſelben den Schlüſſel dazu.

Warum wird denn auch in unſern Tagen ſo Viel über eine vernünftigere Erziehung

und über beſſere ſittliche Bildung geſchrieben? Liegt dabei nicht ſtillſchweigends der Glaube zum Grunde, daß das ſittliche Gefühl dem Menſchen nicht von Natur gegeben ſei, ſondern daß es ihm erſt gegeben werden müſſe? Verſteht man aber unter der würdigeren Edukation auch wohl blos die mechaniſche Bildung durch die Einflüſſe des Beiſpiels, oder nicht auch eine vollkommenere Ausbildung des Vernunftvermögens des Zöglings? Und — wollte man dann endlich auch zugeben, daß die Edukation freilich erſt hinzukommen müſſe, um das angeborne ſittliche Gefühl zu entwickeln, weiter aber nichts: ſo wäre dis doch auch nichts weiter geſagt, als — eine vernünftige Erziehung mus den Menſchen, der die Fähigkeit hat, moraliſch zu werden, erſt moraliſch machen. Und dis iſts ia, was ich behaupte. Vernunftkultur macht Alles aus; denn die Vernunft lehrt uns nicht nur honeſtum und turpe unterſcheiden, ſondern weiſet uns auch auf honeſtum hin. Gut handeln iſt vernunftmäſſig handeln; kann man wiſſen, was

vernunft-

vernunftmäſſig ſei, ohne daß erſt gebildete Vernunft da ſei?

Ich glaube von Herzen, daß die Lehrer des angebornen ſittlichen Gefühls es mit der menſchlichen Natur gut meinen; ich meine es aber auch gewis nicht böſe mit ihr. Sie ſoll nicht ſchlechter gemacht werden, als ſie iſt — dis iſt mein Grundſatz; der Teufel wohnt nicht in ihr. Sie ſoll aber auch nicht beſſer gemacht werden, als ſie iſt; Gott regirt auch nicht gleich anfangs in ihr, ſondern ſein Regiment hebt erſt in ihr an, wenn die Vernunft anhebt. Der ganze Trugſchlus vom angebornen ſittlichen Gefühl ſteckt darin, daß kein Menſch eigentlich anzugeben weis, wie er allmählich dazu gekommen ſei. Er übte ſein Erkenntisvermögen an der Welt um ſich her, ehe er es wuſte; er bildete ſich Begriffe, und lernte Urtheile fällen, ohne daß er es wuſte; er ging mit Menſchen um und bekam auch dadurch Begriffe und Urtheile, ohne es zu wiſſen. Ward ihm vom Schickſale wohl gerathen, ſo ging er mit guten Menſchen um, und bekam dadurch gute

Begriffe und richtige Urtheile, ebenfals ohne es zu wiſſen. Hernach, als er ganz zu ſich kam, hatte er dieſe ſchon; ſo dachte er, ſie kämen aus ihm ſelbſt. Sie waren ihm ſchon Gefühl geworden; ſo glaubte er, das Gefühl ſei ihm angeboren. Nun fing er an, die Begriffe und Urtheile, welche das Gefühl gebildet hatten, zu zergliedern, und dachte, ſie wären aus ſeinem Gefühle gekommen, das Gefühl aber hatte ſich aus ihnen gebildet, ehe er ſich ſelbſt zugehörte.

Und nun noch zuletzt die Frage — bei welchem ſittlichen Gefühle iſt denn wohl für mich, als Menſch, mehr Ehre? Bei dem angebornen, oder bei dem erworbenen? Es kommt mir mit dem ſittlichen Gefühle, welches der wahre Adel der Menſchheit iſt, ebenſo vor, wie mit dem Adel in der bürgerlichen Geſelſchaft. Jeder iſt doch wohl iezt der Meinung, daß auch der, welcher dieſen ſich ſelbſt erwirbt, mehr Ehre davon habe, als der, dem er angeboren ward; ia, daß dieſer ſogar Schande davon habe, wenn er ſich nicht

ſo

ſo zeigt, als wollte er ihn erſt noch erwerben, oder daß er noch geadelt zu werden verdiene.

Mag es auch ſein, daß bei der Art, wie ich das Entſtehen des ſittlichen Gefühls, es ſei nun blos noch Unterſcheidung des Guten und Böſen, oder ſchon Empfehlung der Wahl des unterſchidenen Guten, beſchreibe, Andere erſt an die Stelle des Menſchen, in dem es entſtehen ſoll, treten, und die Fähigkeit, welche er blos hat, es aufzunehmen, benutzen, ſo, daß es lieſſe, als wenn er es ſich nicht ſelbſt erwürbe, ſondern als wenn es ihm blos zugereicht würde; es zeigt ſich aber doch bald, ob der Menſch ſelbſt Luſt habe, die Ausbildung dieſer ſeiner Fähigkeit von Andern zu geſtatten. Es iſt dis daſſelbe, als, daß es ſich auch bald zeigt, ob er Luſt habe, etwas Solides zu lernen. Dieſe Luſt kann ihm freilich kein Anderer geben, ſondern er mus ſie ſich ſelbſt geben. Es heiſſt ia nicht bei ihm — du muſt ſittlichgut handeln — ſondern — du ſollſt ſittlichgut handeln. Daß er nun daraus, daß er einſieht, daß er ſittlichgut handeln ſolle, ſchlieſſt, daß er ſittlichgut handeln müſſe, dis iſt ſeine Menſchheit.

heit. Jenes Einsehen also ist sein Erwerben; woraus besteht selbiges aber anders, als aus Urtheilen seiner Vernunft? Wer noch so gut in den Augen anderer Menschen handelt, und nicht durch die Einsicht davon, daß er dadurch gut handle, dazu bestimmt wird, oder diese Einsicht gar nicht einmahl hat: der handelt im Grunde nicht sittlich gut. Er höre auf, von seinem sittlichen Gefühle zu sprechen; sonst könnte man auch sagen, die Thiere hätten sittliches Gefühl. Man sehe unsere dankbare Hauskatze an — lässet sie nicht oft dankbarer, als Mancher unserer Hausgenossen? Man sehe jenen treuen Haushund an, der neben dem Bette seines kranken Herrn winselt und hungert — bezeigt er sich nicht oft theilnehmender, als die Söhne seines Herrn? Katze und Hund sind hier in der That manchem Menschen nicht nur an Aeuserungen eines sittlichen Gefühls gleich, sondern übertreffen ihn gar auch. Warum schreibt man ihnen denn aber ein solches Gefühl nicht zu? Darum, weil sie nicht wissen, was sie thun. Also — man mus wissen, was man thue; oder mit andern

Worten

Worten — ſittliches Gefühl beruhet auf Begriffen von Sittlichkeit, und, wo dieſe nicht ſind, da iſt auch jenes nicht; ſonſt will ich beweiſen, daß Hauskatze und Haushund auch ein angebornes ſittliches Gefühl haben. — — —

So kann dann alſo auf keinen Fall von einer angebornen Gotteskunde, für mich weiter die Rede ſein, man mag nun darunter notiones communes innatas theoreticas, oder practicas, wirklich angeborne Ideen von Gott, oder blos ein angebornes ſittliches Gefühl, welches ein Gottesgefühl ſei, verſtehen. Alle Anlage im Menſchen, auf Gott zu kommen, liegt in ſeiner Anlage zur Vernunft, welche auch die Grundlage zu ſeiner Sittlichkeit iſt. Er komme nun ohne Sittlichkeit, oder durch Sittlichkeit, auf Gott, ſo kommt er doch in beiden Fällen durch ſeine Vernunft auf Gott, in dem erſteren Falle unmittelbar durch die Vernunft, im letzteren mittelbar durch die Vernunft.

---

# Achte Betrachtung.

## Einleitung zu allen folgenden.

Die Alten ſetzten die acquirirte Notitz Gottes der revelirten entgegen, und begriffen iene und die angeborne unter dem gemeinſchaftlichen Nahmen natürliche Notitz. Es iſt aber etwas ganz Anderes zu ſagen — der Menſch weis von Natur von Gott — und — der Menſch weis durch die Natur von Gott. Wenn nun ihrem eigenen Geſtändniſſe nach das Wiſſen von Gott durch die Natur ein acquirirtes war, ſo hätten ſie dieſes nicht der revelirten, ſondern der angebornen Gottesnotitz entgegenſetzen müſſen; denn die revelirte iſt ebenfals eine acquirirte. Richtiger wenigſtens hätten ſie ſo eingetheilt — Alle Notitz Gottes iſt entweder angeboren oder acquirirt, und die

acqui-

acquirirte iſt entweder natürlich oder revelirt. Das, wodurch beide erſt acquirirt werden, iſt die Vernunft; welche auch ſelbſt eine unmittelbare göttliche Offenbarung als eine ſolche erſt anerkennen, und ſie alsdann ebenſo, wie iede mittelbare, erſt dollmetſchen müſte. Die revelirte Notiz der Alten will ich auf ſich beruhen laſſen; mir liegt nur daran, zu wiſſen, wie der Menſch ohne unmittelbare Offenbarung, aber auch ohne Schulmeiſter, blos durch ſeine Vernunft auf Gott komme.

Daß iezt unter einer Million vieleicht oft kaum Einer blos durch ſeine Vernunft auf Gott komme, ſondern daß Gott durchgängig gleichſam revelirt, oder mit der Erziehung zugleich gegeben werde, kümmert mich nicht; genug, die erſten Gläubigen an Gott müſſen auf ſolche Art auf ihn gekommen ſein, und ieder heutige Gläubige mus es der Mühe werth halten, zu fragen — würde ich auf Gott gekommen ſein, und wie würde ich auf ihn gekommen ſein, wenn ich nicht von ihm gehört, ſo früh von ihm gehört hätte, daß

ich

ich ſelbſt mir nicht anzugeben weis, wann zum erſten mahle? Nur dadurch auch, daß er ſich durch Nachdenken über dieſe Frage einläſſet, lernet er erſt einſehen, ob ſein Gottesglaube gegründet, oder ein bloſſes Vorurtheil der Erziehung, ſei; und, was wäre ſein Glaube ohne dieſe Einſicht? Er wäre ebenſowenig ein wahrer Glaube, als ſein ſittliches Gefühl ohne ſittliche Einſicht ein wahres ſittliches Gefühl ſein würde. Gewis, ſchwerlich wird der Vorſchlag denen, die es mit gerader Menſchenvernunft halten, behagen, Gott nur für eine Maxime zu halten, d. h. im aktiſen und paſſiſen Zuſtande nur immer ſich ſo zu benehmen, als wenn ein Gott wäre, ohne es bewieſen wiſſen zu wollen, daß ein Gott ſei. „Nein, — und dis iſt Menſchenſprache — wenn ich auch Gott aufs Wort Anderer glauben gelernt habe, ſo will ich doch nun wiſſen, ob mein Glaube Wahrheit ſei; ward mir dis nicht vorher bewieſen, ſo mus es mir nachher bewieſen werden. Nur ſo laſſe ichs gut ſein, daß man mich an Gott glauben lehrte, ohne zu ſagen, warum? ſo,

wie

wie man mich auch Manches thun lehrte, ohne zu ſagen, warum? nachher aber erfur ich doch auch hiervon den Grund.

Alles nun, wodurch die Vernunft auf Gott kommt, eignet ſich auch zu einem Beweiſe für Gott. Daher mancherlei Beweiſe für Gott, weil die Vernunft auf mancherlei Wegen auf Gott kommen konnte. Ob ſie nun auf dem Wege, welchen ſie als individuelle Vernunft betrat, wirklich auf Gott gekommen ſei, oder nur gekommen zu ſein gemeint habe — ob der Beweis, welchen ſie, als ſolche, für Gott führte, ein richtiger Beweis ſei — dis iſt eine andere Frage, und es ſteht ieder andern Menſchenvernunft frei, Unterſuchung darüber anzuſtellen. Gehört aber mus ieder Beweis werden; gehört nicht nur, ſondern auch nach Gebür gewürdigt. Bloſſes Abſprechen darüber ziemt dem Philoſophen nicht; Spötteln darüber noch weniger.

Einige haben ſich darüber gefreuet, daß mehrere Beweiſe für Gott geführt worden, und ſonach den Gottesglauben als ein Haus betrachtet, das um ſo feſter ſtehe, auf ie mehre-

ren

ren Stützen es stehe; Andere haben sich daran gestossen und aus der Mehrheit der Beweise die Unzulänglichkeit Aller bewiesen, weil es sonst an Einem genug sein müste. Wie aber, wenn es doch etwa so um uns stände, daß auch hierbei, wie sonst bei Wahrheitssachen oft, das vis unita fortior gölte, daß ein Beweis den andern stärker machte, und daß mehrere Beweise zusammen erst so stark wären, daß sie wahre Ueberzeugung in uns wirkten, oder wenigstens uns sonnenklar darthäten, daß es vernunftmässiger sei, an Gott zu glauben, als nicht an ihn zu glauben? Oder wie, wenn ein Beweis zum andern geführt hätte, und wenn wir nun den stärkeren, oder uns doch stärker scheinenden, nicht hätten, wenn der schwächere, oder uns nur schwächer scheinende, nicht vorangegangen wäre? Hier sei es, wo der Philosoph Respekt gegen die allgemeine Menschenvernunft bezeige, wie er verlangt, daß man Achtung für seine individuelle Vernunft haben solle! Dank der Vernunft, daß sie auf allen möglichen Wegen nach Gott hinstrebte, weil eine

Welt

Welt ohne Gott eine öde Welt ſein würde. Dis braucht uns in der That nicht erſt Leibnitz, oder Leſſing, oder ſonſt ein Weltweiſer von Uebergewicht, zu ſagen — ieder wahrhaftig-vernünftige Menſch ſagt es ſich ſelbſt. — — —

„Die Himmel erzählen die Ehre Gottes, und die Feſte verkündigt ſeiner Hände Werk; ihr Schall geht aus in alle Lande, und es iſt keine Sprache, da man ihre Stimme nicht höre.“

„Der aller Schöne Meiſter iſt, hat ſolches Alles geſchaffen, und kann an der groſſen Schöne, als Schöpfer im Bilde, erkannt werden.“

„Gottes unſichtbares Weſen, ſeine ewige Kraft und Gottheit wird erſehen an der Welt, ſo, daß kein Menſch Entſchuldigung hat.“

Wie? darf man in unſern Tagen noch mit dieſer Sprache auftreten? — Warum denn nicht? — Sie hat ia das höchſte Alterthum für ſich, und, ſo weit die Geſchichte der Menſch-

heit

heit reicht, kam man unter allen Himmelsstrichen auf diesem Wege zuerst auf Gott. Und — wie Viel baueten die Weisesten unter allen Völkern von jeher auf diesen Beweis für Gott! Mus es also nicht gleich in dieser Hinsicht äuserst auffallend sein, ihn in unsern Tagen plötzlich nicht nur zurückgesetzt, sondern sogar völligverworfen, zu sehen? Man konnte doch wohl genug daran haben, zu sagen, dieser Beweis sei nicht zureichend; muste man sagen, daß er gar nichts beweise, daß er den Satan so gut, wie Gott, beweise, und daß er nur die Frucht einer irregeleiteten Vernunft sei? Wie mus das einem geradedenkenden Manne vorkommen, wenn Philosophen die Menschenvernunft in einer solchen Angelegenheit für von Anbegin an und durch alle Jahrtausende bis auf ihr Hervortreten irregeleitet erklären, und sich sonach das Ansehen geben, als wären sie Diejenigen, welche nun endlich Barmherzigkeit an der Menschheit auszuüben, und ihre Vernunft zurechtzuführen, bestimmt wären? Ist diese ihre Anmassung auch wohl ein geschicktes

Mittel

Mittel, die Welt zur Annahme ihres neu- und allein nur richtigseinsollenden Beweises für Gott geneigt zu machen? Jeder billige und dankbare Philosophy mus doch auch wirklich die Frage an sich thun, ob er, wenn er auch iezt erst den höchsten Beweis für Gott gefunden hätte, ihn ie gefunden haben würde, wenn der, der aller Schöne Meister ist, nicht vorher schon aus der Schöne erkannt worden wäre.

Von allen sogenannten Beweisen a priori ists doch wohl gleich klar, daß sie nie hätten geführt werden können, wenn Gott nicht schon auf andere Weise der Vernunft eingeleuchtet hätte. Sind sie denn nicht auch im Grunde ebenfals Beweise a posteriori, und unterscheiden sie sich von den eigentlichsogenannten Beweisen a posteriori weiter, als dadurch, daß sie Beweise a posteriori mittelbar und diese es unmittelbar sind? Musten die unmittelbaren nicht den mittelbaren vorhergehen? Wirklich sind auch die Beweise a posteriori den Beweisen a priori lange vorhergegangen, und der erstgeführte der letzteren ist kaum siebenhundert

Jahre alt, wenn wir auch annehmen wollten, daß Anselmus ihn schon geführt habe.

So wäre dann nun noch die Frage, ob die Vernunft eher dadurch, daß sie sich an der Sinnenwelt übte, oder dadurch, daß sie sich an der übersinnlichen Welt übte, auf Gott gekommen sei. . . Welche von beiden ist ihr denn aber wohl die nächste? Und — existirt die übersinnliche Welt nicht mitten in der sinnlichen? Schwingt sich der Mensch nicht erst aus dieser zu jener empor?

Wer fängt nicht gern, sobald die Rede von etwas ist, das Menschen betrift, bei sich selbst an? Mir hat sich Gott früher durch seinen Himmel geoffenbaret, als durch irgend etwas Anderes. Doch, ob ich mich gleich, wenn ich nun hier von mir auf Andere schliessen wollte, getrost auf das homo sum berufen könnte, und ob ich dis gleich um so mehr thun könnte, weil ich mit jenen Menschen, welche zuerst auf Gott kämen, und die Gott auch nicht durch den Schulmeister empfingen, ganz in einerlei Lage gewesen bin: so will ich dis doch nicht weiter urgiren. Um aber z. E.

durch

durch ſeine Stimmung zur Sittlichkeit auf Gott zu kommen, dazu gehört ſchon ein hoher Grad dieſer Stimmung — hatten dieſen die erſten Gottesgläubigen, welche uns bekannt ſind, wirklich erſtiegen? Ich mag der nicht ſein, der in ihre Aſche rührt; aber — — u. ſ. w. Das Bild, welches man uns ietzt von der moraliſchen Höhe entwirft, auf welcher Gott ſo gefunden werde, daß man darüber lächeln könne, daß man ihn in der Natur noch vergeblich ſuchen ſolle — dis Bild gegen ſie gehalten — — o wehe, ich laſſe lieber den Vorhang vor Beiden niderfallen. Ich finde es alſo für unmöglich, zu glauben, daß ſie durch Rückſprache mit ihrem Gewiſſen auf Gott gekommen ſind. Sittliches Gefühl entſteht erſt durch Ausbildung der Vernunft; einem ſehr ausgebildeten ſittlichen Gefühle mus alſo eine ſehr ausgebildete Vernunft erſt vorangehen. Um aber durch die Natur auf Gott zu kommen, dazu gehört ein ſo hoher Grad von Vernunftausbildung nicht. Hat denn nun wohl die Vernunft den höheren Grad von Ausbildung eher erſtie-

gen, oder den niedereren? Wodurch hat ſich Gott ihr alſo wohl auch früher offenbaren können — durch das Gewiſſen, oder durch die Sinnenwelt? Welchen unter beiden Beweiſen hat ſie früher gefunden — den phiſikotheologiſchen, oder den ethikotheologiſchen? O wie leicht iſt doch die Antwort hierauf!

Indeſſen will ich keineswegs hiermit ſagen, daß man dieſen in unſern Tagen erſt entdeckt habe; nein, man hat ietzt nur das Verdienſt, ihn völlig entwickelt und philoſophiſch aufgeſtellt zu haben. Er war in ieder Menſchenbruſt, in welcher ſich das ſittliche Gefühl bis zu ihm entwickelt hatte, gewis auch da — war er auch nur als leiſe Ahnung da. Der Schlus — wo ein Sittengeſetz iſt, da iſt ein Sittengeſetzgeber — war er nicht im Grund ganz derſelbe, als ienes — wo Naturgeſetze ſind, da iſt ein Naturgeſetzgeber —? Nur war dieſer, wie geſagt, leichter, darum ward er auch der frühere. Ehe man alſo die Stimme Gottes in ſeinem Inneren vernahm, hatte man ſchon

die

die Stimme Gottes im Garten vernommen. Ja, man würde die Stimme Gottes in ſeinem Inneren nicht vernommen haben, wenn man nicht erſt die Stimme Gottes im Garten vernommen hätte. Man wende hier nicht ein, daß Adam ſich doch eher vor Gott verſteckt haben ſolle, ehe Gott gerufen — Adam, wo biſt du? Steht nicht ausdrücklich dabei — ich hörte deine Stimme im Garten, darum verſteckte ich mich —? Durch Moralität, zu der er durch ſeine Vernunft gelangt, ia, fühlt ſich der Menſch als Bild Gottes, mus er aber nicht vorher ſchon von Gott wiſſen, ehe er ſich als ein Bild Gottes fühlen kann?

Alle Ehre und Würde dem Beweiſe Gottes aus dem Gewiſſen; man mache ihn aber ia nicht zu dem einziggültigen! Am allerwenigſten berufe man ſich dabei auf Jeſum, und erkläre dahin ſeine Worte — Selig ſind, die reines Herzens ſind, denn ſie werden Gott ſchauen. Der Iſraelit ſchauete Gott, wenn er ſein Angeſicht gegen die Bun-

deslade kehrte, und dis durfte er nicht thun ohne äuſerliche Reinigung; ebenſo ſoll nun der, welcher die innere Reinigung, die Reinigung des Herzens, liebt, allein ſo glücklich ſein, daß er Gott froh ſich vergegenwärtigen, und in froher Anbetung ſich zu ihm erheben könne. Dis liegt in jenem Ausſpruche; alſo nicht — der moraliſchgute Menſch findet Gott allein, ſondern, der moraliſchgute Menſch allein kann ſich des gefundenen Gottes freuen und tröſten.

Iſt denn auch die moraliſche Seite des Menſchen die einzige höhere, von der er ſich betrachten und durch deren Betrachtung er Gott finden kann? Wenn ſeine Stimmung für das Gute ihm Bürgſchaft für Gott ſtellt, warum nicht auch ſeine Stimmung für das Wahre? Seine ganze Geiſtigkeit verbürgt ihm Gott doch wohl mehr, als die Hälfte derſelben? Läſſet er ſich alſo durch ſein Streben nach Sittlichkeit auf ein Urbild aller Sittlichkeit hinweiſen, ſo laſſe er ſich auch durch ſein Streben nach Erkentnis auf ein Urbild

aller

aller Erkentnis hinweiſen; ſo wird er auf ein Urbild aller Vollkommenheit hingewieſen.

Wer den Beweis Gottes aus dem Gewiſſen für den einzigzuführenden erklärt, der ſetzt auch voraus, daß alle Menſchen — denn es mus ihm doch wohl darum zu thun ſein, daß alle Menſchen an Gott glauben? — nicht nur ein Gewiſſen, ſondern auch ſo ein Gewiſſen haben, wie dasienige ſein mus, das ihn führen ſoll. Wie ſtimmt dis aber zu den Klagen auf der andern Seite, daß die Welt im Argen liege? Ja, wer auch nur vorſchlüge, dieſem Beweiſe in Zukunft bei dem Volksunterrichte den Vorzug zu geben, und den alten Beweis Gottes aus der Natur auf die Seite zu legen, der kennt das Volk nicht, und ſchlägt das gröſſeſte Wageſtück vor, von dem doch nicht zu rathen ſteht, daß es gewagt werde. Nie wird iener Beweis ſo kurz und ſo allgemeinfaslich vorgetragen werden können, als dieſer. Die Ueberzeugung von Gott aus der Natur wird immer dieienige ſein und bleiben, welche ſich am beſten für die Menſchheit im Ganzen, oder für das Volk, ſchickt.

ſchickt. Eine Art von Verklärung müſte in der That mit den Meyxeſten erſt vorgehen, wenn es anders ſein ſollte. Diejenigen haben daher gewis nicht Unrecht, welche fürchten, daß der Glaube an Gott an der bloſſen Moral nur eine ſchwache Stütze habe, und daß, wenn vollends erſt das Volk auf die Spöttelei über den Beweis Gottes aus der Welt hören und ihr Beifall geben würde, es um allen Glauben an Gott bei Millionen und abermahl Millionen zugleich geſchehen ſein dürfte. Das Volk begreift den neuen Gott noch weniger, als den alten, und iſt auch nicht im Stande, den neuen Beweis für den alten Gott zu faſſen.

Doch — ſteht es denn im Ernſt um den alten Beweis Gottes ſo mislich, oder gar ſo elend, wie vorgegeben wird?

---

# Neunte Betrachtung.

## Beweis für Gott aus der Sinnenwelt.

Daß der Schlus von der Welt auf ein höchstes Princip derselben, auf einen Urheber und Regirer derselben nicht anfangs gleich so vollständig geführt worden sein werde, als späterhin Wolf und Reimarus etwa ihn führten, ist sehr begreiflich; im Ganzen aber hatte man ihn doch immer vor Augen und kam durch ihn auf Gott. Man pflegt ihn auf zweierlei Weise zu führen, und schliesst entweder vom Sein der Welt überhaupt, oder von der bewunderungswürdigen Einrichtung der Welt besonders, auf Gott.

Jetzt nun fertigt man beide Arten, ihn vorzutragen, oder ihn selbst in seinem ganzen Umfange, also ab — die Welt ist schlechthin, weil sie ist; weg wäre also der kosmolo-

mologiſche Beweis — die Welt iſt ſchlechthin ſo, weil ſie ſo iſt; weg wäre alſo auch der teleologiſche Beweis.

Stelle ich die beiden Gedankenweiſen — die Welt iſt, und iſt, wie ſie iſt, ſchlechthin — und — die Welt hat ein Princip, und dieſes Princip iſt ein höchſter Geiſt — gegen einander, und frage meinen bloſſen unbefangenen Menſchenſinn, zu welcher er ſich neige: ſo neigt er ſich offenbar zu der letztern. Ja, ich kann nicht anders, als ich mus geſtehen, daß die erſtere gar keinen Sinn für mich habe. Ich kann durchaus nichts dabei denken; bei der letztern denke ich doch etwas, und das, was ich dabei denke, iſt völlig den Geſetzen meines Denkens gemäs.

Doch — wie werde ich auf eine ganz ſonderbare Weiſe aufgehalten, indem ich hierauf weiter eingehen will! „Die Sinnenwelt, ruft man mir zu, exiſtirt gar nicht an ſich, iſt nichts Wirkliches“ — ia freilich, wenn das iſt, ſo wär's thöricht, wenn ich den Beweis aus ihr für Gott weiter unter-

ſuchen

ſuchen wollte. Was nicht iſt, hat auch keinen Grund. Was hat es denn nun aber ſonſt für eine Bewandnis mit dem, was man Sinnenwelt nennt? „Sie iſt ein bloſſes Produkt deines Vorſtellens, ein bloſſes für dich und durch dich Erſcheinendes, Wiederſchein des Ueberſinnlichen an dir, welches dich zwingt, dem Wiederſcheine Realität beizumeſſen; dis iſt das wahre an ſich, das ieder Erſcheinung zum Grunde liegt, ſo, daß dieſe keine andere Realität hat, als blos eine moraliſche.“ Ich wäre ſchon neugierig, zu wiſſen, welchen Eindruck dieſe Hinſtellung der Sache auf einen Menſchen, der geſunden Verſtand hat, und der dabei von Idealiſten bis ietzt noch nichts wiſte, machen, und ob dieſer darüber ein lautes Gelächter aufſchlagen, oder böſe werden, würde. Ein bloſſes Schauſpiel wär's alſo nun einmahl, müſte er doch denken; ia, aber welch ein wunderliches Schauſpiel — ich gebe es mir auf meine eigene Hand, bin Akteur und Zuſchauer zugleich — zu ſo einer Poſſe finde ich keine Neigung, führe ſie auf, wer will.

Sollte

Sollte es wohl schwer sein, aufzufinden, wie man auf diese seltsamste, kühnste und unser innerstes Gefühl empörende Meinung gerathen sei? ich glaube es nicht. Die alte gordische Frage — wie geht es mit den Eindrücken von aussenher zu? wie wirken äuserliche Gegenstände auf uns? wie ist ein Uebergang der Körperwelt in die Seele zu denken? — konnte es allein schon sein, welche dazu die Veranlassung gab, und die man, weil sie nicht gelöset werden könne, dadurch lieber beseitigen wollte; allerdings ist sie auch völlig beseitigt, wenn man alle Obiekte in die Seele selbst versetzt. Man hätte aber meines Erachtens diese Frage immer stehen lassen können, wenn sie auch unauflösbar sein sollte; es gibt ja wohl mehr dergleichen Fragen für uns. Wir können die Eindrücke der Aussenwelt auf uns nicht erklären — so mags wohl gar keine geben? — welch eine Art, fragend zu schliessen! — und so war dann nun eine Hipothese bei der Hand, welche dergleichen Eindrücke auch wirklich unnöthig machte. Wir können aber auch die Einflüsse des Uebersinnlichen auf unsern Körper

nicht

nicht erklären — ſo mags auch wohl gar keine geben? — iſt dis nicht derſelbe fragende Schlus? Iſt dieſer etwa auch richtig? Ich höre ia aber doch, daß die Sinnenwelt das Materiale unſerer Pflicht ſein ſolle; woraus ohnehin wohl ſchon folgen dürfte, daß die Sinnenwelt wirklich exiſtiren müſſe, wenn nehmlich das ganze Pflichtweſen nicht auf ein Pflichtſpiel hinauslaufen ſoll. Uebrigens iſt doch auch in der That ſchon Manches, was zur Erklärung der Eindrücke von auſſenher auf uns führt, geſagt.

Ich kann mit allem meinem Nachdenken nicht erforſchen, was man ſich eigentlich bei dem Ueberſinnlichen an uns, worauf nun einmahl Alles in Allem geſtellt wird, denken möge, ſobald man Alles nur darauf ſtellt. Hält man es denn für Etwas, das vor und auſſer dem, was ſinnlich an uns iſt, exiſtirt? Das mus ſein; wie könnte man ſonſt die Frage thun — warum findet ſich der Menſch in das Gebiet der Sinnlichkeit verſetzt? In der That — eine drolligte Frage! Wenn man noch ſo

fragte

fragte — warum findet ſich das Ueberſinnliche an uns in das Gebiet der Sinnlichkeit verſetzt? Der Ausdruck „Menſch“ enthält ja ſchon das Sinnliche an uns mit in ſich; und ſo iſts ebenſo, als fragte man — warum findet ſich das Sinnliche in das Gebiet der Sinnlichkeit verſetzt? Auf die Frage aber, warum ſich das Ueberſinnliche an uns in das Gebiet der Sinnlichkeit verſetzt finde, möchte wohl die richtigſte Antwort dieſe ſein — weil es ſonſt als das, was es iſt, gar nicht exiſtiren könnte. Gott macht, wie ſchon geſagt, in dieſer Hinſicht als Unbegreiflicher in der ganzen überſinnlichen Welt die einzige Ausnahme. Wollen wir etwa auch Unbegreifliche ſein? Soll dis aber nicht ſein, wie denkt man ſich dann das Ueberſinnliche vor und auſſer dem Sinnlichen an uns? Ich mag mir von dem Ueberſinnlichen, das an mir iſt, vorſtellen, was ich will, ſo iſt es immer am Ende etwas, das durch mein Sinnliches erſt zu Stande gekommen iſt. So ſcheint mir's wenigſtens. Daraus folgt aber keineswegs, daß es zuletzt auch wieder verſchwin-

ſchwinden müſſe. Wenn der gegenwärtige ſinnliche Körper den Grundſtof eines künftigen ſinnlichen Körpers ſchon in ſich trägt, ſo dauert beim Vergange des erſteren das Ueberſinnliche an mir in dem ſich entwickelnden letzteren fort; wär's aber nicht ſo — o grauſenerregender Gedanke — nun, ſo mus das Ueberſinnliche an mir auch wieder verſchwinden, und ich bin verlohren, auf ewig verlohren. Im Ernſt — wozu wäre dann auch das Ueberſinnliche an uns da, wenn es auſſer dem Sinnlichen, und als etwas Iſolirtes, exiſtiren könnte? Wiſſenſchaft vom Sinnlichen könnte es alſo gar nicht erhalten; wodurch ſoll es denn aber wiſſen, daß es doch wenigſtens noch Mehr Ueberſinnliches, noch mehr Ichs gebe? Durch ſich ſelbſt etwa? und wie das? oder ſoll es auch hiervon nichts wiſſen? Nun, ſo lobe ich mir mein Ueberſinnliches im Sinnlichen; dieſes weis dann doch Beides. Und — wo und wie ſoll das Ueberſinnliche, das iſolirt exiſtirt, thätig werden? Gibt es eine andere Vorſtellung von Thätigkeit des Ueberſinnlichen, als in der Sinnenwelt und

durch

durch die Sinnenwelt? oder ſoll es etwa auch nicht thätig ſein? So etwas zu ſein, das nichts wüſte und nichts thäte, darnach hat doch wohl ſchwerlich Jemand ein Verlangen. Soll es aber nicht ſo gemeint ſein, ſoll das Ueberſinnliche ohne Sinnliches, wie exiſtiren, ſo auch wiſſen und wirken können, nun, ſo eignet man ihm nicht nur Unbegreiflichkeit, ſondern auch Allwiſſenheit und Allmacht zu. Ha, welch eine Menge von Göttern kommt da zum Vorſchein, und zwar, indem man noch über die Frage diſputirt, ob ein Gott ſei!

Die allgemeine Erfarung, welche wir an allen neugebornen Kindern machen, lehrt aber auch wenigſtens ſo viel, daß der Menſch zuerſt „blos als ſinnliches Weſen exiſtirend“ von uns erkannt und befunden werde. Nach und nach entwickelt ſich offenbar erſt das Ueberſinnliche an ihm — und welch eine hohe Freude iſt die Bemerkung hiervon für Eltern und Erzieher! Stände es alſo auch um das Ueberſinnliche, oder um unſere geiſtigen Kräfte, wie es wollte, ſo wär's doch wahr, daß dieſe

ewig

ewig an uns ſchlummern würden, wenn die Sinnenwelt ſie nicht weckte, und ihnen Uebungsſtof darböte. Wie kann denn nun wohl unſere ganze Erfarung ein bloſſes Produkt unſeres eigenen Vorſtellens ſein — wie kann die geſamte Sinnenwelt ein bloſſer Wiederſchein des Ueberſinnlichen an uns ſein? Wie, wenn Jemand dieſe beiden Sätze gerade umkehrte? Doch, dis will ich auch nicht thun; aber — unſer ganzes eigenes Vorſtellen beruhet wenigſtens auf Erfarung, und das Ueberſinnliche an uns muſte erſt von der Sinnenwelt angeſchienen werden, ehe es zu einiger Perfektion kommen konnte — dis darf und mus ich behaupten. Hätten wir auch wohl nur die geringſte Vorſtellung, wenn wir nie etwas empfunden hätten? Man nehme uns nur einen Sinn, ſo fehlt uns die ganze Klaſſe von Begriffen, welche in dieſen Sinn einſchlagen, weil uns die ganze Klaſſe von Erfarungen fehlt, welche durch dieſen Sinn gemacht werden. Warum hat der Blindgeborne keine Begriffe von Farben — der Taubgeborne keine Begriffe von Tönen?

Ja, den zugleich blind und taub Gebornen laſſet uns betrachten! in welch einer elenden Figur erſcheint das Ueberſinnliche an ihm! Wirklich lebt hier und da ſo ein erbärmliches Geſchäpf, und noch neuerlich habe ich von dergleichen in Zeitungen geleſen; warum beobachtet man ſie nicht mehr und macht mehr Verſuche mit ihnen? Dieſe ſollte man hernach öffentlich drucken laſſen; dann, dann würden wir Alle ſehen, wie es eigentlich um das Ueberſinnliche im Menſchen ſtehe; ſo aber begnügt man ſich lieber daran, daß man — blos für iene Elenden öffentlich bettelt. Bloſſes Erfarungsvermögen iſt ein armſeliges Ding, wenn es an Erfarungsgegenſtänden fehlt. Die ganze Sinnenwelt wäre uns freilich nur Wenig, wenn nichts Ueberſinnliches, oder wenigſtens nicht Anlage dazu, in uns wäre; dieſes aber ohne iene wäre vollends gar nichts. So, wie ich z. E. etwas zum erſten mahle ſehe, bekomme ich erſt einen Begrif davon; warum producirte ich dieſen denn nicht vorher ſchon aus mir ſelbſt? Es mus doch alſo ſchlechterdings etwas auſſer mir dazu gehören.

Den

Den Begrif drücke ich mir dann ein, und ſo kann ich dann freilich hernach, ſo oft ich will, an ihn mich erinnern, und durch ihn bilden; dadurch aber, daß ich durch ihn bilde, ſteht das Ding doch nicht ſo, wie damals, als ichs wirklich ſah, vor mir da — es ſteht nur in mir da, ich denke es blos.

Wie ſollte ich demnach an der Unabhängigkeit der Obiekte von meinen Vorſtellungen zweifeln können? Geſetzt, es fehlte mir der Sinn des Geſichts, ſo wären alle Sterne für mich nicht da; würden mir aber Andere, die ſehen könnten, nicht verſichern, daß ſelbige da wären? Wenn Alles, was ich für auſſer mir halte, nur in meiner Vorſtellung exiſtirt — ſollte das Gefühl nicht wirklich der Sinn ſein, der dieſe Grille vertriebe? — ſo bin ich das Einzige, was da iſt. Jeder andere Menſch ſogar iſt alsdann auch ein bloſſes Produkt meines Vorſtellens. Ja, mein eigener Körper wäre ebenfals daſſelbe nur; dis wäre dann freilich ſehr poſſirlich, weil ich mir doch im Körper und durch den Körper die Vorſtellung vom Körper mache, und ſo wäre die Vorſtellung

Körper ohne Körper zugleich unmöglich und doch auch wirklich. Iſt aber ieder andere Menſch auch ein Ich, wie komme ich denn zur Notiz eines andern Ichs anders, als durch meine Sinnlichkeit? Daraus, daß ich es ſinnlich gewahr werde, ſchlieſſe ich erſt auf ſein wirkliches Daſein; warum ſoll ich denn nun nicht auch in Anſehung aller andern Gegenſtände von ihrem Gewahrwerden auf ihr wirkliches Daſein ſchlieſſen?

Ich will einmahl annehmen, daß es nie Menſchen gegeben hätte, oder daß die Menſchheit heute ausſtürbe, wäre darum die Erde nicht da, und der Sternhimmel um ſie her? Auf die beliebte Weiſe nicht. Das kommt mir aber ebenſo vor, als wenn ich den alten Thurm da mitnähme, wenn ich ſtürbe; er bleibt aber noch nach, wie vor, und ſo lange, bis er einfällt, wie er vieleicht vor achthundert Jahren vor mir ſchon da war, und in allen alten Chroniken meines Orts ſteht. Mir erſchien er nur nicht eher, als ich da war, und ſo erſcheint er mir auch nicht mehr, wenn

ich

ich nicht mehr da bin. Wenn ich iezt in finſtrer Nacht ihn nicht ſehe, ſo darf ich nur hingehen und ihn betaſten, ſo fühle ich, daß er da iſt. Für mein Geſicht iſt er zwar alsdann weg, aber doch für mein Gefühl nicht; ſo mus dann doch alſo ſeiner Erſcheinung für mein Geſicht etwas zum Grunde liegen. Wenn nun alſo die Zeit kommt, wo ich weder ſehen, noch fühlen, kann, und der alte Thurm für mich gar nicht mehr erſcheint, ſoll darum auch das weg ſein, was ſeiner Erſcheinung für mein Gefühl zum Grunde lag? Ebenſowenig! er erſcheint mir dann nur nicht mehr, auf keine Weiſe mehr, aber nicht darum, weil er nicht mehr da iſt, ſondern weil ich nicht mehr da bin. Jede Vorſtellung, die ich von Gegenſtänden auſſer mir habe, iſt ein Zuſammengeſetztes, wozu ſowohl der Gegenſtand ſelbſt, als auch mein Vorſtellungsvermögen, beigetragen haben. Jener wirkte auf dieſes, dieſes nahm die Wirkung auf, und ſo war die Vorſtellung ſelbſt da. Iſt kein Gegenſtand da, ſo iſt alles Vorſtellungsvermögen umſonſt da, und es

ſteht ganz damit, wie es mit uns ſteht, wenn wir einen leeren Guckkaſten vor uns haben; wäre aber auch kein einziges menſchliches Vorſtellungsvermögen da, ſind darum die Gegenſtände auch nicht da, oder ſind ſie nicht einem vollen Guckkaſten gleich, der auf der Seite ſteht, und in den blos ietzt Niemand hinein ſieht?

Erſcheinungen ſind alſo die äuſerlichen Gegenſtände gewis für mich; ia, ſie müſſen mir erſt erſcheinen, wenn ich etwas von ihnen wiſſen ſoll. Das iſt aber etwas ganz Anderes, als wenn man ſie in dem Verſtande Erſcheinungen nennt, daß ſie nur Wiederſchein des Ueberſinnlichen an mir wären, welches mich zwänge, ſeinem Wiederſcheine Realität beizumeſſen. Iſt es iedoch mit den Erſcheinungen nur ſo gemeint, daß wir nicht eigentlich wüſten, was die Dinge an ſich wären, ſondern nur, was ſie uns wären, oder was ſie zu ſein ſchienen — ſo neigt ſich der Streit unter Lächeln zum Ende. Was verliehre ich denn dabei, wenn ich nicht weis, was die Dinge an ſich ſind, und wie iſt denn die

nun

nun noch erſt etwas Neues? So iſt ihr immerwährender Schein ihr Sein für mich — ſprach längſt ſchon ein Weiſer. Wie begreiflich mus es Jedem gleich ſein, daß die Dinge auſſer uns nur nach den in uns liegenden Geſetzen uns erſcheinen können; was hülfen aber die in uns liegenden Geſetze, wenn nichts da wäre, das uns nach ihnen erſchiene? Der Erſcheinung mus doch etwas zum Grunde liegen; warum hätten wir denn ſonſt nicht immer Erſcheinungen? Ja, der verſchidenen Erſcheinung durch einen und denſelben Sinn mus etwas Verſchidenes zum Grunde liegen; warum hätten wir denn ſonſt nicht immer dieſelben Erſcheinungen? Sagt nicht auch Kant ſelbſt, daß Raum und Zeit auſſer den ſubiektiſen Gründen auch obiektiſe hätten, und daß dieſe obiektiſen Gründe keine Erſcheinungen, ſondern erkennbare Dinge, wären? So ſind ia auch nach ſeiner Meinung die letzten Gründe doch Dinge an ſich, etwas Wirkliches. Uebrigens mus die Sache mit den in uns liegenden Geſetzen doch auch nicht zu weit getrieben werden, ſo, daß wir etwa ſprächen,

wenn

wenn andere Geſetze in uns lägen, ſo würden wir auch andere Erſcheinungen haben; gewis gäbe es dann gar keine für uns, weil alsdann keine Harmonie oder Korreſpondenz zwiſchen der Auſſenwelt und uns Statt fände. Selbſt die falſchen und verkehrten Erſcheinungen, welche bei fehlerhaften Sinneswerkzeugen, oder in Krankheiten, oder durch Unvollkommenheit des Vehikels, oder ſonſt aus irgend einer Urſache, Statt finden, finden doch nach denſelben in uns liegenden Geſetzen Statt. Und ebenſo ſteht es um das Schwatzwerk, daß die Erſcheinungen noch vielfältiger für uns ſein würden, wenn wir noch mehr Sinne hätten. Nicht einmahl zu gedenken, daß, wenn wir auch nur noch einen einzigen Sinn mehr haben ſollten, unſer ganzer Körper anders eingerichtet ſein müßte, denn das Werkzeug, das ein ſolcher Sinn erforderte, lieſſe ſich warlich nicht in das gegenwärtige Siſtem des Körpers blos hineinſchieben, noch weniger an daſſelbe blos ankitten — kennt man denn gar nicht den Bau ſeines eigenen Leibes? — ſondern für die mehreren Sinne,

welche

welche wir dann noch hätten, würde die Welt nichts haben. Hätte ſie für mehrere Sinne etwas, ſo hätten wir auch mehrere Sinne. Das Beiſpiel von Blind- oder Taubgebornen würde hier ein unrecht angebrachter Einwurf ſein; denn die Rede iſt von vollkommen-organiſirten Menſchen, und Jeder weis, was er hierunter zu verſtehen habe. Auch hier liegt vielleicht die ganze Täuſchung in dem Wahne, daß das Ueberſinnliche an uns etwas ſei, das auſſer oder gar ſchon vor dem Sinnlichen beſtehen könne, und daß es mithin noch einmahl ſo viel gewinnen müſte, wenn es ſtatt fünf Sinne zehen hätte. Wie paſſt dis aber wieder dazu, daß die Sinnenwelt ein bloſſes Produkt unſeres Vorſtellens, ein bloſſer Wiederſchein des Ueberſinnlichen in uns, ſei? So producirt doch, möchte ich ſchier ſagen, durch euer Vorſtellen noch eine vielfachere Sinnenwelt; ſo laſſt doch das Ueberſinnliche an euch noch auf mannigfaltigere Art wiederſcheinen!

Die Sinnenwelt an ſich, d. h. die Materie mit den in ihr wirkenden Kräften, exiſtirt alſo wirklich

wirklich, und von unſerer Vorſtellung unabhängig: die Wahrnehmung aber, welche wir von ihr machen, oder ihr Bild in uns, beruhet allerdings auf unſerer Organiſation. Doch war dieſe die einzigmögliche für die Sinnenwelt, und ſie iſt dieſer ebenſo gemäs eingerichtet, wie dieſe ihr. Auf dieſen Satz beſtehe ich unbeweglich. So ſei immerhin Alles Erſcheinung; nehmen wir es doch in der Erſcheinung wahr, und hat doch die Erſcheinung ihren Grund! Was wollen wir denn auch weiter von den Dingen an ſich wiſſen? Ihren Grundſtof, die Materie, etwa? Nun, da ſind uns ja wohl die vier Elemente bekannt genug; oder wollen wir etwa wieder die vier Elemente von iedem dieſer vier Elemente wiſſen? Meinetwegen, ſpreche ich, geht noch durch tauſend Stufen ſo in den Grund hinein; wenn ihr aber dann das, was ihr auf der erſten Stufe habet, noch feſthalten könnet, ſo ſagt mir's wieder, damit ich ſehe, ob ſichs der Mühe verlohne. Doch nein, wir wollen das Ganze der die Erſcheinung bewirkenden Kräfte in der Materie wiſſen. Nun aber, dieſes nehmt ihr ja

eben

eben in der Erſcheinung ſelbſt wahr; iſt es nicht ſonderbar, es anders wahrnehmen zu wollen? Wenn ihr — o laſſet mich ſprechen, und höret — euch die Kräfte vorſtellen wollet, welche eine Erſcheinung bewirken, und wie ſie ſie bewirken: ſo habt ihr die Erſcheinung ſelbſt euch vorgeſtellt. Habt ihr dann etwas Anderes, als ietzt, da ihr die Erſcheinung wirklich habet? Wolltet ihr euch aber gern iede der wirkenden Kräfte und ihren Beitrag zur Erſcheinung beſonders vorſtellen, ſo, daß ihr dann aus allen dieſen einzelnen Beiträgen, wie aus ſo vielen Ingredienzen, die Erſcheinung ſelbſt zuſammenſetzen könntet: ſo erwäget doch, daß die Kräfte theils in Verbindung mit einander, theils im Streite gegen einander, wirken, daß ſie alsdann gleichſam zu andern Kräften werden, und daß ihr dann gar nicht mehr von ihren einzelnen Beiträgen ſprechen könnet. Jeder euch einzeln ſcheinende Beitrag wäre dann wieder ein Beitrag Aller; wie viel gedenket ihr davon auf die Rechnung ieder einzelnen Kraft zu ſchreiben? Gewis, es würde euch auch an Worten bei einer ſolchen Analiſe fehlen; oder

ihr

ihr würdet nichts, als leere Worte, aufbringen. — —

Wenn ich nun aber doch selbst die Sinnenwelt im gemässigteren Verstande für Erscheinung gelten lasse, wird denn nicht alsdann der Beweis, welchen man aus ihr für Gott zu führen gedenkt, auch zu einem Erscheinungsbeweise? Allerdings wird er das — was ist denn aber dis weiter? ich mus nur nicht „Erscheinungsbeweis“ mit „Scheinbeweis“, worunter man einen unrichtigen Beweis versteht, verwechseln. D. Erscheinung der Welt wird nun ihr Sein für uns; man führt also den Beweis aus ihrem Sein für uns, und führet ihn am Ende doch aus ihrem Sein an sich, weil dann doch ihr Sein an sich so beschaffen sein mus, daß so ein Sein derselben für uns, wie wirklich ist, wirklich werden konnte. Wenn z. E. der Beweis für Gott aus der Ordnung der Welt nur sonst seine Richtigkeit hat — wird dadurch die bewundernswürdige Ordnung weniger bewundernswürdig, daß sie nicht Ordnung der Dinge an sich, sondern nur erscheinende

Ord-

Ordnung, oder Ordnung ſo iſt, wie uns die Dinge in die Sinne fallen? Ich dächte vielmehr, nun würde ſie durch die korreſpondirende Einrichtung unſerer Sinne doppelt bewundernswürdig.

Doch — was fällt mir endlich noch ein? „Wie, die Welt, welche ich anſchaue, ſoll der Grund meines Glaubens an Gott werden — das Sinnliche ſoll mir das Ueberſinnliche verbürgen können?“ Sobald doch Spuren des Ueberſinnlichen im Sinnlichen wären, wohl gar überall wären, warum denn nicht? Ja, ich wüſte ſogar nicht, wie es anders ſein könnte. Wie ſoll mir denn das Ueberſinnliche anders verbürgt werden, als durch das Sinnliche? Wie verbürge ich denn mein Ueberſinnliches Andern anders, als durch mein Sinnliches, durch mein in ihre Sinne fallendes Thun und Wirken? — —

Nun kann ich auf den Beweis ſelbſt für Gott aus der Sinnenwelt zurückkehren.

„Die Welt iſt ſchlechthin, heiſſts, weil ſie iſt“; alſo — ich ſoll beim abſoluten Sein der Welt ſtehen bleiben. . .

Kann

Kann ich dis? dis iſt die groſſe Frage. „Ja, ich kann's“ ruft hier Jemand; „ich kann's auch“ ruft dort noch ein Anderer — — dis mag ſein, daß ihr's Beide könnet, was ihr könnet, hilft mir nichts, ich mus wiſſen, ob ich es kann.

Ich verſtehe unter Welt nicht den Weltſtof, ſondern die Weltform, oder die aus dem Urſtof gebildete Welt. Daß der Welturſtof ſchlechthin ſei, weil er iſt, oder mit andern Worten, daß dieſer ewig ſei, glaube ich ſelbſt; man mus ihn ſich nur ohne alle Form denken, und nicht z. E. Erde ſchon darunter verſtehen, als zu welcher allerdings am Ende Alles, was auf unſerem Planeten iſt, wieder wird — denn auch Erde iſt ſchon eine Form. Aber — die Weltform, oder die Welteinrichtung, blos auch nur als Form, oder Einrichtung, betrachtet, wäre auch ſchlechthin, weil ſie iſt?

„Warum denn nicht? kann ich mir den Welturſtof ſchlechthin ſeiend denken, weil er ſei, warum nicht auch die Welteinrichtung?“ Meine Antwort hierauf iſt — den

Welt-

Welturſtof kann ich mir als weiter nicht begründet denken, die Weltform aber mus ich mir ſchlechterdings als begründet denken. Nichts kann nicht ſein — dis iſt der Grund davon, daß der Welturſtof keines Grundes bedarf; ſobald aber von Form die Rede wird, mus ich fragen — warum dieſe, und keine andere? Ich kenne das, was man von Nothwendigkeit beim Entſtehen der Formen ſpricht, recht gut, und werde mich auch weiterhin ausführlicher darüber gegen mich auslaſſen müſſen; hier bemerke ich blos, daß auch dieſe Nothwendigkeit eine bedingte ſei, und ſo wird das Bedingte an ihr doch wieder das Begründete, auf deſſen Grund ich ſchlieſſen mus. Das Schlieſſenmüſſen auf Grund, oder das Verlangen nach Grund bei Allem, was wir gewahr werden, oder was Andere wahrnehmen, iſt ein nothwendiges Vernunftgeſetz, wenn nehmlich Vernunft Vernunft ſein ſoll; Hume mag darüber lachen, wie er will.

Daß Alles, wovon wir Erfarung haben, in dem Verſtande wenigſtens zufällig ſei, daß

es

es irgendeinmahl erſt werde, kann doch kein Menſch leugnen. Daß etwas nun werde, ſetzt etwas voraus, wodurch es werde — denn warum war es vorher nicht? — und dis heiſſt ſein Grund. Wirklich finden wir es auch in unſerem ganzen Leben ſo. Alles hangt in der Welt zuſammen als Urſache und Wirkung. Beweiſe hiervon zu geben hieſſe nur — das Papier verſchwenden. Wenn dis nun aber von dem geringſten Theile der Welt gilt, mus es nicht vom Weltganzen auch gelten? Was kann ich hiergegen erwiedern? Ich weis nichts, ich mag nachdenken, wie ich will. Wollte ich ja, wie ich die Urſachen von einzelnen Dingen ſehe, eine immer rückwärts fortſchreitende Reihe von Urſachen der einzelnen Dinge annehmen, ſo ſträubt ſich meine Vernunft gegen eine ſolche bis ins Unendliche rückwärts fortſchreitende Reihe; ſie wird aber ruhig, wenn ich eine erſte Urſache des Ganzen annähme. Wie? eine unendliche Zahl von Wirkungen ohne eine erſte Urſache? eine Kette, deren Schwere mit der unendlichen Zahl ihrer Glieder nur unendlich zunähme,

ohne

ohne daß eine Kraft wäre, welche ſie halten könnte? Nicht alſo, um das Ganze über-ganz zu machen, ſondern um es begreifen zu können, bildet ſich die Vernunft die Idee einer Gottheit, eines Einzigſelbſtſtändigen, das der Urſprung alles Andern iſt, und hält dafür, daß dieſer Idee ein wirklicher Gegenſtand entſpreche. Sollte ſie dis nicht thun, ſo müſte ſie dafür halten, daß iedes Ding, iede Form, auf die geringſte, ſelbſtſtändig wäre. Dann hörte ſie aber auch auf, Vernunft zu ſein, und würde Unvernunft; weil ſie ſieht, daß alle dieſe Dinge, oder Formen, zu irgend einer Zeit erſt werden, und zu irgend einer Zeit auch wieder aufhören, zu ſein. — Hier iſts dann alſo, wo ich mir ſelbſt ſagen darf, daß der Gottesglaube doch wohl gegründet ſein dürfte.

Ich höre aber folgende Sprache — „Du kannſt mit dieſem Beweiſe nicht weiter kommen, als daß du damit beweiſeſt, daß du ohne eine ſolche Beziehung auf ein ſelbſtſtändiges, nothwendiges Weſen die Exiſtenz des Zufälligen gar nicht begreifen könneſt; folgt aber daraus, daß ebendieſelbe Beziehung auch die Bezie-

hung der Möglichkeit der Dinge selbst sei?“ Ich erwiedere darauf — Ums Begreifenkönnen mus es meiner Vernunft doch einmahl schlechterdings zu thun sein; gibt man also wirklich zu, daß ohne eine solche Beziehung das Zufällige nicht begriffen werden könne, warum soll ich denn das Zufällige nun schlechterdings als mir unbegreiflich lassen, da es mir doch durch eine solche Beziehung gleich begreiflich wird? Dis war es dann auch wohl, wodurch man sich endlich genöthigt sah, zu erlauben, daß die Idee eines solchen höchsten Wesens vorausgesetzt würde, um nur die Vernunft abzufinden — iedoch, ohne die wirkliche Existenz desselben zugleich vorauszusetzen; die Vernunft aber ist zu schlau, als daß sie den Betrug nicht merken sollte, den man ihr hier spielt, und mag lieber gar keinen Gott, als so einen Gott Fantom.

Auch sagt man mir wohl noch — wenn dein Gott aus der Zufälligkeit der Welt bewiesen werden soll, so wird er als Ursache des Zufälligen selbst zufällig. Bei dieser Gelegenheit werden dann ganz originale Fragen gethan, z. E. warum

gab

gab dieſe Urſache, wenn ſie immer vorhanden war, dem Zufälligen ſein Daſein nicht eher? Konnte ſie nicht? aber was machte die Hinderniſſe, die ihr im Wege ſtanden, eben ietzt verſchwinden? Wollte ſie nicht? was ging vor, ihren Willen zu ändern? . . . Dennoch ſpricht man auch, daß Gott die gute Sache über die böſe ſiegen laſſen werde, wenn ſeine Zeit käme, und daß das Reich Gottes ſchon noch fertig werden werde. Könnte man da nicht auf iene Fragen am beſten dadurch antworten, daß man gegenfragte — warum kommt denn ſeine Zeit nicht eher? warum macht er ſein Reich nicht eher fertig? kann er nicht? will er nicht? was geht vor, um u. ſ. w.? In der That, ſteht es mit allen dergleichen Fragen nicht ebenſo, als wenn man fragen wollte — warum war der Uranus zu Cicero's Zeiten noch nicht da? warum war Cicero ſelbſt nicht tauſend Jahre früher da u. ſ. w.? Das Zufällige iſt ia nur für uns zufällig, das Succeſſife nur für uns ſucceſſif; ein unendlicher Geiſt, wenn nur übrigens ein ſolcher iſt, weis davon nichts.

Was endlich die Attraktions- und Repulsionskraft betrift, welche man als den Grund der Weltform, ia sogar des Welturstofs, hinstellen will: so wiederhole ich auch hier nur das schon Gesagte. Es sind zwei Kräfte, und noch dazu entgegengesetzte, und Herder hat Recht, wenn er sagt, daß aus ihnen nie eine Welt gezimmert werden dürfte. Weit natürlicher ists da gleich, eine oberste Kraft anzunehmen, die der Ursprung Beider ist. Hierbei beruhigt sich wenigstens die Vernunft eher, welche, wenn sie zurückgeht, bei 2 unmöglich stillstehen kann. Ueber 2 hinaus ist ia doch noch 1 zu denken. Lieber doch also bei 1 stillstehen, als bei 2!

Nun aber — wenn das Sein der Welt auf ein Sein Gottes, als der höchsten Weltursache, hinweisen sollte, wie hat es Gott angefangen, die Welt zu schaffen, oder den Welturstof zur Welt zu formen? . . Frage ich im Ernst so? Was wollte ich sagen, wenn Jemand, der mir darauf antworten sollte, spräche — Frag ihn selbst!? Wozu will ich denn dis auch so genau

nau wiſſen? Will ich etwa auch ein Weltmacher werden? „Du ſtellſt ia aber doch ſonſt Alles aufs Begreifenkönnen und aufs Begreifliche — warum hier nicht? — ſag alſo, wie ſoll eine Intelligenz ihre bloſſen Begriffe in Weltſtof verwandeln, oder, wenn dieſer auch ſchon da wäre, durch bloſſe Begriffe ihn modificiren können? Iſt dis nicht völlig unbegreiflich?“ — Geſetzt, es wäre dis, ſo nimmt man ia doch auch andere Unbegreiflichkeiten an, z. E. daß der Zuſammenhang der Welt mit der Beſtimmung des Menſchen unbegreiflich ſei, oder daß die uns geſetzten Schranken unbegreiflich waren — ob mir gleich Beides gar nichts Unbegreifliches iſt — warum wollte man denn alſo die Unbegreiflichkeit der Schöpfung nicht auch ruhig annehmen? Man mus etwas Unbegreifliches gelten laſſen, wenn es eine andere klare Einſicht erfordert — ſprach einſt einer unſerer wackerſten Männer. Kann ich es denn auch weniger unbegreiflich finden, wie die Welt ſchlechthin ſei, weil ſie ſei? Warum nun

eine Unbegreiflichkeit gegen die andere vertauschen, und gar gegen eine noch gröſſere? Sobald nur erwieſen wäre, daß die Welt das Werk einer höchſten Intelligenz ſein müſſe, ſo dächte ich, käme es gar nicht weiter in Betracht, daß wir das Wie davon nicht angeben könnten. Indeſſen ſieht es doch auch um die Sache gar nicht ſo elend, daß ſich gar kein verſtändliches Wort darüber ſagen lieſſe.

Eine Intelligenz, ſpricht man, habe nichts als Begriffe und Gedanken; aus Gedanken hätte alſo die höchſte Intelligenz die Welt geſchaffen. — Ich erwiedere hierauf zuförderſt, daß meiner Meinung nach der Urſtof der Welt ewig ſei, daß die Schöpfung der Welt nur die Formung des Urſtofs zur Welt betreffe, und daß alſo die höchſte Intelligenz die Welt nicht aus Gedanken, ſondern durch Gedanken geſchaffen hätte. Daß nun ein bloſſer Gedanke in der That wirken, oft viel wirken könne, ſehen wir ja, wie überall bei Menſchen, ſo auch bei uns ſelbſt, ohne es erklären zu können. Wirkt denn nicht mein bloſſer Wille unaufhörlich auf meinen Körper?

Körper? Wie macht er dis aber? Wäre es möglich, daß wir die Thatſache, von der wir uns in iedem Augenblick überzeugen, bezweifeln könnten, weil wir ihr Wie nicht einſehen? Kant ſpricht iedoch hierüber ein treffliches Wort — „vieleicht iſt das, was der Materie, als Dinge an ſich, zum Grunde liegt, ſo ungleichartig nicht unſerer Denkkraft, ſo, daß die Schwierigkeit bei der Gemeinſchaft der Seele mit dem Körper wohl verſchwinden dürfte.“ Wenn nun unſere Gedanken, die Gedanken einer beſchränkten Intelligenz, ſchon mit einer Art von Macht begleitet ſind, wem könnte es befremdend vorkommen, daß die Gedanken einer unbeſchränkten, unendlichen und höchſten Intelligenz mit Allmacht begleitet würden? So hätte dann der Pſalmiſt ſchon Recht gehabt — er denkt, und es wird, er will, ſo ſtehts da; und ſo hätte Spinoza ſich ehrlich an dieſen angeſchloſſen, wenn er die Gedanken Gottes höchſt wirkſame nannte. Wer nimmt denn wohl an, daß die höchſte Intelligenz unmittelbar auf die Materie wirke?

In

In der Materie wirken Kräfte; dis ſehen wir, ohne ſagen zu können, wie ſie wirken, oder auch nur, was Wirken überhaupt ſei. Wir ſehen aber nur untergeordnete Kräfte wirken; es gibt höhere, welche durch ſie wirken; dieſe haben vielleicht wieder höhere, welche durch ſie wirken; ie höher die Kräfte werden, deſto geiſtiger ſind ſie; wie, wenn die höchſten unter allen der höchſten Intelligenz, daß ich mich ſo ausdrücke, beinahe gleichartig wären, oder mit andern Worten, das Organ ihrer Begriffe und Gedanken wären? So wirkte ſie auf dieſe nur unmittelbar, durch ſie auf die blos höheren mittelbar, durch dieſe wieder auf die nidereren noch mittelbarer, und ebenfals durch dieſe wieder auf die untergeordneteſten, die nun in der Materie ſelbſt wirkten, am allermittelbarſten, und — ſo ſtünde die Welt doch durch Gedanken der höchſten Intelligenz geſchaffen da, und würde auch durch bloſſe Gedanken derſelben erhalten und regirt. — —

# Zehnte Betrachtung.

## Fortſetzung des Beweiſes für Gott aus der Sinnenwelt.

Es iſt mir alſo, wenn auch nur vom Sein der Welt überhaupt die Rede iſt, ſchon unmöglich, beim abſoluten Sein der Welt ſtehen zu bleiben, und ich kann's nicht unterſchreiben, daß die Welt ſchlechthin ſei, weil ſie iſt. Wie nun aber vollends, wenns gar heiſſt — die Welt iſt auch, wie ſie iſt, ſchlechthin ſo, weil ſie ſo iſt? Kann ich bei dem abſoluten So-ſein der Welt ſtehen bleiben? — — Hier bekomme ichs nun mit Ordnung und Zweckfülle der Welt zu thun; wie? alſo die Ordnung der Welt erſtlich wäre auch ſchlechthin blos, weil ſie iſt? — —

Was

Was höre ich? Indem ich den Beweis für Gott aus der Ordnung der Sinnenwelt unterſuchen will, geht's mir mit der Ordnung der Sinnenwelt gerade wieder ſo, wie mit der Exiſtenz der Sinnenwelt. Man beſtreitet auch ſie; beſtreitet man ſie aber mit Grund, nun, ſo müſte ich auch hier wieder die Feder niederlegen.

Ich geſtehe aufrichtig, daß der Spott über die Ordnung der Sinnenwelt einen weit traurigeren Eindruck auf mich mache, als der Spott über ihre wirkliche Exiſtenz; dieſer kann, als bloſſe Folge einer zu weit getriebenen Spekulation, noch immer mit einem guten Herzen beſtehen — iener aber auch? ich weis nicht — mir will es nicht in den Kopf. Ich entſetze mich vielmehr, wenn ich höre, daß Jemand von dieſer Seite — wenn nehmlich über Ordnung der Welt verhandelt wird — ebenſogut zu beweiſen ſich getraue, daß die Welt ein Werk des Satans ſei, wie Andere beweiſen wollten, daß ſie ein Werk Gottes ſein müſſe. Dennoch hat der, welcher neuerlich ſo ſchrieb, wenigſtens das traurige Ver-

dienſt

dienſt nicht, dieſen heilloſen Gedanken zuerſt geäuſert zu haben; ſchon Maupertuis verging ſich ſo.

„Es ſei nicht Naturgeſetz, ſpricht man, daſs es dem Guten gelinge — Moralität ſei durchaus nicht die Regel des Ganges der Dinge in der Welt.“ — — Werden hier aber nicht in der That die Ausdrücke „Welt“ und „Natur“ doppelſinnig? Ein Anderes iſts doch wohl, wenn man von Sinnenwelt und Natur überhaupt, und ein Anderes, wenn man blos von Menſchenwelt und Menſchheit ſpricht? Freilich gehören die Menſchen zur Welt und zur Natur; ſind ſie aber nicht ein bloſſer Theil derſelben? Und — wenn dann in ihrer Welt es dem Guten nicht immer gelingt — wenn Moralität nicht die Regel des Ganges der Dinge in ihrer Welt iſt — ſind ſie als freie Weſen dabei nicht mitwirkend? Kann das auf die Rechnung der Einrichtung der Welt überhaupt kommen, was ſie an ihr verderben? Man unterſcheide doch die Sinnenwelt, in welcher Alles blos nach den Geſetzen der Natur geht, von derienigen

Sinnen-

Sinnenwelt, in welcher die Menſchen nach Willkür mitagiren. Wenn die Menſchen nur wollen, iſts dann nicht Naturgeſetz, daß es dem Guten gelinge? Wie, es wäre nicht Naturgeſetz, daß, ie vernünftiger ein Menſch etwas anfange, deſto beſſer es ihm auch von Statten geye? nicht Naturgeſetz, daß der Arbeitſame es gut habe? nicht Naturgeſetz, daß Verdienſte allein wahre Ehre gewähren? nicht Naturgeſetz, daß man bei Mäſſigkeit länger lebe, als bei Unmäſſigkeit? was für offenbar falſche Behauptungen erlaubt man ſich doch!

Aber nicht genug hieran; man geht noch weiter. „Woher der ewige Streit in der Natur? warum zerſchlägt der Donner die Bäume? warum friſſt der Tiger den ſchuldloſen Wanderer? Hieran iſt die Menſchheit doch wohl nicht Schuld?“ — — Dieſe und hundert ähnliche Fragen ſind aber doch ſeit den Zeiten des Epikur und des Lukretz ſchon tauſendmahl gethan und auch tauſendmahl beantwortet worden; wie iſt es möglich, ſie immer wieder so hervorzubringen, als wenn ſie etwas Neues wären,

wären, oder als wenn noch nicht auf sie geantwortet worden wäre? So etwas, ich gestehe es frei, ist ekelhaft. Lukretz beschwerte sich nicht blos darüber, daß es Tiger und Gewitter gäbe; er rechnete es auch der Natur zum Fehler an, daß es Berge und Meere gäbe, daß er keinen Pelz mit auf die Welt gebracht, daß ihm nicht Alles in den Mund wachse, ohne es erst erzeugen und bearbeiten zu müssen; u. s. w. Ob die Erde wohl von uns bewohnbar wäre, wenn sie keine Berge und Meere hätte? ob wir nicht eben dadurch, daß uns der Pelz von Natur fehlt, geschickt werden, auch in den schönsten Erdstrichen zu leben? ob die geringste Kunst oder Wissenschaft unter uns sein würde, wenn uns die Befriedigung unserer Bedürfnisse nicht Sorgen machte? Gerade diese und ähnliche Fehler also, welche man der Natur vorwirft, zeigen vielmehr von der Vollkommenheit ihrer Einrichtung für den Menschen. Und — ebenso verhält sichs auch in der That mit allen grösseren sogenannten Naturübeln. Sie ereignen sich alle nach denselben Regeln der Ordnung, welche die Basis

des

des Beſtandes der Natur ſind, und aus aller einſtweiligen Unordnung, welche ſie anrichten, geht bald früher, bald ſpäter, ebenfals aber nach denſelben Geſetzen, auch wieder eine noch vollkommenere Ordnung hervor, ſo, daß ſie nur den Tranſitus zu dieſer machten. Der unſterbliche Reimarus hat hier unſtreitig das Nonplusultra zur Vertheidigung der Natur geleiſtet; und man kann alle Spötter der Ordnung der Natur nur getroſt zu ihm in die Schule ſchicken, ohne nöthig zu haben, ſich ſelbſt weiter mit ihnen einzulaſſen.

Warum bleibe ich denn aber auch ſo lange bei der Erde ſtehen, wenn von Ordnung in der Welt die Rede iſt? Hinauf von unſerem unbedeutenden Planeten zu ſeiner Sonne! Hinauf von der einzelnen Sonne zu ganzen Siſtemen von Sonnen, zu Milchſtraſſen und Nebelſternen! welch ein nicht nur Unermesliches, ſondern auch Unermeslichverbundenes! Warlich, unſere Pflanzenwelt, unſere Thierwelt aus den Augen verlohren — und nur einen Blick, nur einen Blick zur Sonnenwelt, zum geſtirnten Himmel —

und,

und, wer dann, ſtatt die Ordnung in der Natur anzuſtaunen, Ordnung in ihr noch ableugnet, mit dem iſt nicht weiter zu reden. Alles dortoben in Bewegung, und dieſe unermeßliche Bewegung in ſolcher Stellung und nach ſo beſtimmten Geſetzen, daß Alles ſich die Wage hält, und daß Alles ebenſo, wie es nach den älteſten Nachrichten, die wir haben, ſo geweſen iſt, wie es ietzt iſt, auch nach uns in den tiefſten Tiefen der Nachwelt noch ſo ſein wird — — ach Aſtronomie, welch ein Studium biſt du! wie zwingſt du Jeden, wenn er auch an der kleinen irdiſchen Natur hie und da Unordnung erblickt — ob er ſie gleich nur zu erblicken glaubt, weil er nur einzelne Theile derſelben, und nicht ihr Ganzes, zu umfaſſen vermag — ſein Glaubensbekentnis an die höchſte und über alle Faſſung menſchlicher Vorſtellungskraft gehende phiſiſche Ordnung abzulegen! O daß du eifriger betrieben würdeſt! daß endlich die Tage kämen, wo die, welche ſich vom Pöbel unterſcheiden wollen, Mehr thäten, als daß ſie blos, wie der Pferdewäter aus ſeiner Hainicht, zuweilen den Sternhimmel anſähen,

anſähen, oder wo dieſer nicht gar noch öfter hinaufſähe, wie ſie!

Dieſe Ordnung in der Sinnenwelt nun — ſchlechthin blos, weil ſie iſt? — o laſſt mich nachdenken! — — Ich lebe in bürgerlicher Geſelſchaft; gottlob, ich ſehe auch viel Ordnung in ihr — ſo allgemeine Sitte es auch zu werden ſcheint, die Ordnung in ihr, wie die Ordnung in der Natur, zu verſchreien. Die geringſte Ordnung aber auch, oder die geringſte Verbindung des Mannigfaltigen zum Eins nach Regeln, in ihr rührt von Menſchen her, welche ſie als Intelligenzen gemacht. Man kann oft ſogar diejenigen noch nennen, welche ſie geſtiftet, oder verbeſſert; und, wenn dieſe auch nicht mehr genannt werden können, ſo zweifelt doch Niemand daran, daß es dergleichen gegeben haben müſſe, und Niemand läſſets ſich einfallen, zu glauben, daß irgend eine noch ſo uralte bürgerliche Ordnung blos durch den Zuſammentritt Mehrerer in eine Art von Geſelſchaft entſtanden ſei. Wo daher noch gar keine bürgerliche Ordnung iſt, und wo noch ganze Völker

ohne

ohne ſie leben, da ſpricht auch Jeder von uns das Urtheil, daß es unter ihnen noch an ſolchen Köpfen fehlen müſſe, die dergleichen machen könnten. Kurz — ich bin lebendig überzeugt, daß iede bürgerliche Ordnung, welche da iſt, einen Kopf vorausſetzte, der ſie zu machen im Stande war. Was heiſſt dis aber anders, als — daß Jemand ſie hinſtellte, und daß der, welcher ſie hinſtellte, ſie erſt ſich ſelbſt vorſtellen, oder denken, muſte? Hatte er ſie dann gedacht, ſo konnte er ſie erſt wollen, und wollte er ſie dann, und hatte Kraft, ſie hinzuſtellen, ſo ſtellte er ſie hin. Ich ſehe auch gar keine andere Möglichkeit, wie Ordnung entſtehen und werden könne, als ſo. Was iſt denn nun aber alle bürgerliche Ordnung gegen die Ordnung in der Natur! Was iſt alle Ordnung, die Menſchen machten, gegen die, welche ſie offenbar nicht machten! Das wird doch wohl nicht etwa auch geglaubt werden ſollen, daß Menſchen die Ordnung in der Natur gemacht haben? Doch ia, es iſt ia ſchon geſagt, durch den tranſcendirenden Idealiſmus ſchon geſagt,

mit dem ich mich aber ein- für allemahl abgefunden habe. Sehe ich mich denn nun nicht gezwungen, anzunehmen, daß so, wie die allergeringste bürgerliche Ordnung nur das Produkt einer Intelligenz, eines Verstandes, sein kann, auch die phisische Ordnung nur ein solches sein könne? Sehe ich mich nicht gezwungen, zu glauben, daß diese, weil sie unermeslich ist, auch nur das Produkt einer höchsten Intelligenz, eines unendlichen Verstandes, sein könne? Gedacht — spreche ich da — muste auch diese erst sein, ehe sie werden konnte; gesetzt auch, daß für einen solchen Unendlichen, dessen Gedanken allwirksam sind, sie denken und sie bewirken Eins war.

Was Malebranche hiergegen sagt, kann mich nicht verlegen machen. „Es gibt keinen Grund der Welt weiter, daß sie so ist, wie sie ist, als — weil sie sich nach den einfachsten, allgemeinsten Gesetzen erhalten kann.“ Dis kann ia vollkommen damit bestehen, daß sie ein Produkt der höchsten Intelligenz sei, welche diese Gesetze eben für die einfachsten und allgemeinsten erkannte; und wenn das Grund

der

der Welt heiſſen ſoll, daß die Einfachheit und Allgemeinheit dieſer Geſetze der Grund war, aus welchem der höchſte Verſtand ſie zu Weltgeſetzen machte, ſo habe ich gar nichts dagegen.

Aber — etwas Anderes mus ich hören, das von gröſſerem Belange zu ſein ſcheint — „Du ſprichſt, Ordnung ſei ohne einen ordnenden Geiſt nicht möglich; und warum nicht? Darum, weil du kein anderes Princip der Ordnung kennſt, als den Verſtand? Aber ſeit wann iſt die Grenze unſerer Erkentnis die Grenze des Möglichen geworden?“ — Kann ich iedoch nicht getroſt hierauf antworten — eben darum, weil ich kein anderes Princip der Ordnung kenne, als den Verſtand, ſo mus ich mir bei der Ordnung in der Natur auch einen ordnendenden Geiſt denken —? Wenn auch die Grenze unſerer Erkentnis nicht die Grenze des Möglichen iſt: ſo mus doch auch unſere Nichtkentnis nicht zum Beweiſe des Willkürlichen dienen ſollen. Gern will ich zugeben, daß auſſer dem, was ich von exiſtirender Ordnung weis, für einen unendlichen Verſtand noch

Unendlichmehr möglich ſei; wie kann ich aber zugeben, daß nicht nur Alles, was ich von exiſtirender Ordnung weis, ſondern was ich auch nicht von ihr weis, die ganze unendliche exiſtirende Ordnung, das Werk keines, gar keines Verſtandes ſei? Unvergeslich bleibt mir hier, was Cicero ſchon ſagte — „Glauben, daß die ſo herrlichgeordnete Welt aus bloſſer Konkurſion unendlichvieler Körpertheile entſtanden ſei, iſt ebenſoviel, als glauben, daß dadurch, wenn unzählige Formen aller Buchſtaben des ganzen Alphabets unter einander gerüttelt und dann hingeſchüttet würden, die Annalen des Ennius entſtänden, ſo, daß ſie wirklich lesbar wären; ich zweifle aber ſehr, daß dis dem Zufalle auch nur in Anſehung eines einzigen Verſes derſelben glücken dürfte.“

Braver Cicero, ſo ſchütteltest du ſchon dein Haupt über die unüberſehbare Weltordnung ohne einen erhabenſten Geiſt, der ſie aufgeſtellt hätte. Und — ſo würde dichs auch wohl nicht befriedigt haben, wenn man dir geſagt, daß die unausſprechliche Ordnung in der Natur ſich

ſchon

ſchon blos aus den Geſetzen der Natur erklären laſſe. Das gebe ich ia gern zu, daß iede Ordnung auf Regeln beruhe, und daß nicht dieſe, ſondern eine andere Ordnung ſein müſte, wenn ſie nicht gerade dieſe, ſondern andere Regeln hätte; bin ich denn nun aber hierdurch beim letzten Schritte, den ich doch offenbar thun mus? Würde ich mich bei Erklärung der Entſtehung irgend einer Ordnung in der bürgerlichen Geſelſchaft blos durch die Regeln, nach welchen ſie beſtehe, abfertigen laſſen? So wenig eine ſolche Ordnung ohne dieſe Regeln wäre, ſo wenig wären dieſe Regeln ohne einen Verſtand, der ſie traf. Kann ich denn alſo bei den Regeln der unausſprechlichen Naturordnung blos ſtehen bleiben, und wenn ich ſie auch alle wüſte, oder mus ich mich nicht auch nach einem unendlichen Verſtande umſehen, der ſie traf?

Wenn nun aber dieſe Regeln der phiſiſchen Ordnung in ſich ſelbſt begründet wären? Bedürfte es dann noch auſſer ihnen einer beſonderen Urſache dieſer Ordnung? — — Ich

weis, wie viel Gewicht man auf dieſen Einwurf lege, und wie man wohl gar die mathematiſche Nothwendigkeit zu ſeinem Illuſtrans mache, welche doch blos ſpekulatif iſt, und durch die keine einzige von den Vorſtellungen, welche ſie betrift, wenn nicht eine Kraft noch hinzutritt, die ſelbige wirklich macht, zur Wirklichkeit kommt. Sollte hierbei nicht Alles auf die Frage ankommen, ob keine andere Weltordnung, als die, die wirklich iſt, denkbar und möglich ſei? Wer wird es aber wohl wagen, mit Nein hierauf zu antworten? Könnte man ihm nicht auf der Stelle das Gegentheil an den verſchidenen Zuſammenſetzungen mehrerer Maſchinen, die zu einerlei Art gehören, zeigen? Ja, wenn er hieran noch nicht genug hätte, könnte man ihm nicht ſogar eine andere Weltordnung ſkizziren? Waren nun alſo vielleicht unzählige andere Weltordnungen möglich, ſo ſind auch die Regeln der gegenwärtigen Weltordnung nicht in ſich ſelbſt begründet, ſondern ſie ſind darin begründet, daß gerade dieſe, und keine andere Weltordnung, zur Wirklichkeit kommen ſollte. Die

Regeln

Regeln ſind nicht nothwendig an ſich, ſondern blos nothwendig in Bezug auf diejenige Welt, welche nach ihnen entſtehen und beſtehen ſollte. Die Welt, welche wirklich iſt, iſt nicht der Regeln wegen da, ſondern die Regeln ſind ihrentwegen da, ebenſo, wie iede Einrichtung, welche wir machen, und die allerdings auch auf Geſetzen, oder Regeln, beruhet, nicht der Geſetze wegen da iſt, ſondern die Geſetze ihrentwegen da ſind — als wovon doch wohl kein vernünftiger Menſch iemals das Gegentheil behaupten würde. Stehe ich nun aber nicht abermals bei einer Urſache, welche gerade dieſe Weltordnung, und keine andere, beſtimmte, und die alſo auch gerade dieſe, und keine andere Regeln, für ſie feſtſetzte? Ich darf mich hier getroſt auf die gröſſeſten Weltweiſen berufen, denen es ebenſo ging — auf Leibnitz, Newton, Kant. Der Letztere ſprach — „was aus den allgemeinen Geſetzen der Natur flieſſt, iſt keine Wirkung der unvernünftigen Nothwendigkeit. Es gründet ſich zuletzt doch Alles in der höchſten Weisheit, aus welcher die Einrichtung und Uebereinſ-

einſtimmung der allgemeinen Beſchaffenheiten entſpringt.“

Ich weis nicht, wie diejenigen fortkommen wollen, welche Gott aus der moraliſchen Ordnung, die uns ins Herz geprägt ſei, beweiſen wollen, wenn ſie nicht zugleich dem Beweiſe für Gott aus der phiſiſchen Ordnung ſeinen Werth zugeſtehen. Entweder keine von beiden Ordnungen führt auf Gott, oder Beide führen auf ihn. Führen die Geſetze der Natur, weil ſie nothwendig wären, nicht auf Gott, ſo iſt das Geſetz in uns ebenſo nothwendig, und führt auch nicht auf ihn. Wenn aber das Geſetz in uns ſeiner Nothwendigkeit ungeachtet auf Gott führt, warum nicht auch die Geſetze auſſer uns? Im Menſchen vereinigt ſich die ſinnliche und die überſinnliche Welt; warum ſoll er denn die erhabenen Geſetze, nach welchen ſein Körper beſteht, nicht ebenſo hoch ehren, und ſie ebenſo als etwas Göttliches finden, wie das Geſetz, das in ſeinem Gewiſſen zu ihm ſpricht? Wäre die phiſiſche Ordnung ſelbſtſtändig, ſo wäre es die moraliſche noch weit mehr.

Warum

Warum geſteht man denn auch zu, daß ſich keine moraliſche Weltordnung ohne moraliſchen Weltplan denken laſſe? Soll ſich denn gerade nur die phiſiſche Weltordnung ohne phiſiſchen Weltplan denken laſſen? Iſt denn dieſe ſo ganz und gar nichtswürdig? Iſt nicht vielmehr iene ohne dieſe völlig undenkbar?

Am allerauffallendſten aber war es, daß diejenigen, welche Gott für den Regenten der moraliſchen Welt feierlich anerkannten, ihn von der phiſiſchen Welt völlig ausſchloſſen, und dieſe ſich blos ſelbſt überlieſſen. Wie ſoll es denn möglich werden, daß Gott Vollkommenheit in der moraliſchen Welt bewirken könne, wenn ihm die Natur nicht auch unterworfen iſt? Da dieſes völlig unbegreiflich bleibt; da vielmehr Gott ſchlechterdings in die Natur einflieſſen mus, um das Moralgeſetz zu befördern: ſo muſte man ſich endlich auch zu der ſonderbaren Aeuſerung entſchlieſſen — „darauf zu antworten, wie dis möglich ſei, wäre unphiloſophiſch — es werde dieſer Einflus blos abſolut poſtulirt.“ Nun, ſo kämen wir ia doch

durch

durch abſolutes Poſtuliren doch wieder dahin, wo wir ſchon waren, wenn wir nach unſerer Denkweiſe von der Ordnung in der Sinnenwelt auf einen höchſten Geiſt, als das Princip derſelben, ſchlieſſen zu müſſen glaubten. Warum ſollen wir denn aber Gott durch Poſtuliren erhalten, und nicht lieber durch Schlüſſe unſerer Vernunft? Und — iſt abſolutes Poſtuliren am Ende etwas Anderes, als wirkliches Schlieſſen?

Heil mir! die Ordnung der Sinnenwelt iſt nicht ſchlechthin, weil ſie iſt. Schon fängt alſo dieſe an, mir Gott zu verbürgen, wie mich die bloſſe Exiſtenz der Sinnenwelt ſchon auf ihn hinwies. — Nun will ich zur Zweckfülle der Welt übergehen; wie? dieſe wäre auch ſchlechthin, weil ſie iſt?

Ich hab's nun erwartet, daß es mir mit der Zweckfülle der Welt wieder ſo gehen werde, wie erſt mit der Exiſtenz, und dann mit der Ordnung der Sinnenwelt. Auch ſie wird beſtritten; ich bin nun aber auch ſchon ſo abgehärtet, daß ich die Feder niderlegen zu müſſen deshalb nicht weiter fürchte. Wenn

auch

auch ſelbſt Hume und Voltaire geſtanden, daß man ſich Gewalt anthun müſſe, wie aus der ſichtbaren Ordnung in der Welt, ſo noch mehr aus den Verhältniſſen in der Welt, nicht Abſichten zu erkennen, ſo hilft dis doch alles iezt einmahl wieder nichts; vielmehr geht der Spott über Zwecke in der Natur, und über einen Hauptzweck in derſelben, gegenwärtig vielleicht weiter, als iemals. „Wenn viel Thiere um des Menſchen willen da wären, heiſſts z. E., ſo gäbe es auch Thiere genug, um derentwillen der Menſch da zu ſein ſchiene.“ Den Beweis hiervon möchte ich ſchon hören; man fühlte dis auch und ſagte deshalb blos — da zu ſein ſchiene. „Auch alle lebendige Weſen zuſammen, heiſſts ferner, könnten nicht als letzter Zweck der Natur angeſehen werden, weil die Erfarung lehre, daß es mit ihrer geſamten Glückſeligkeit oft auch traurig genug ſtehe.“ Vermuthlich ſind hiermit die Erdbeben gemeint. Als wenn die gegenwärtige innere Einrichtung der Erde, die ſo iſt, wie ſie ſein muſte, wenn die lebendigen Weſen, und beſonders die Menſchen, auf ihr es ſo gut

haben

haben ſollten, wie ſie es haben, nicht Erdbeben zuweilen unvermeidlich machte, und als wenn nicht nur ſo viel Glückſeligkeit für die empfindenden Weſen ſein ſollte, als möglich! Ich habe den armen Martinet ſehr verſpottet darüber geleſen, daß er es bewunderte, daß die Menſchen zwei Augen hätten, und nicht eins nur. „Wie alſo, wenn der Menſch vier Augen hätte, ſo bewunderteſt du wohl Gott noch mehr? Du bewunderſt Alles, was da iſt, es ſei, wie es wolle.“ Ich habe ſogar Folgendes geleſen — „Welche erbauliche Gedanken! wie gütig iſt doch Gott! er hat uns nicht nur Nahrung gegeben, um unſer Leben zu erhalten, er hat derſelben auch einen beſondern Wohlgeſchmack mitgetheilt. Nun, ſo ſchmecke doch recht hin, andächtige Seele, wie ſüs dieſe Traube, wie würzhaft dieſer Apfel ſei, damit du die Güte Gottes recht ſchätzen lerneſt. Alle dieſe Annehmlichkeiten ſind nicht dazu da, daß du über denſelben andächtig brüteſt, ſondern daß du durch ſie zum Guten geſtärkt werdeſt, u. ſ. w.“ Nun, weiter wollen wir ja auch nichts davon; heiſſt denn das aber

andächtig

andächtig über etwas brüten, wenn man die uns ſtärkende gütige Weisheit Gottes auch in einer Traube, oder in einem Apfel, erkennt? Und warum mus denn gleich eine Traube, oder ein Apfel, zum Beiſpiele genommen werden? Vermuthlich doch wohl nur, um die Zwecke in der Natur lächerlich zu machen!

Dieſer Spott iſts dann auch wohl geweſen, welcher ſelbſt Philoſophen aus andern Schulen, und unter ihnen die wackerſten Männer, verleitet hat, das Zweckweſen der Natur wenigſtens geringer zu würdigen. Man hat offenbar ohne Noth und zur Ungebür eingelenkt, wenn man ſich nur mit der Unterſuchung beſchäftigen will, welche Kräfte in der Natur, und nach welchen Geſetzen ſie wirken. Warum denn aber auch nicht mehr unterſuchen, wozu ſie wirken? Mus nicht Beides beiſammen ſein, wenn wir wahre und vollkommene Naturkentnis haben wollen? Wirklich traurig für mich war es, ſelbſt Herder ſagen zu hören — „Reine Naturgeſetze zu entwickeln, ohne ſich um partikuläre Abſichten Gottes zu bekümmern, dis iſt der rechte Weg. Wer mir die Naturgeſetze

gesetze zeigen konnte, wie nach innerer Nothwendigkeit aus Verbindung wirkender Kräfte in solchen und keinen anderen Organen unsere Erscheinungen der sogenannt todten und lebendigen Schöpfung, Salze, Pflanzen, Thiere und Menschen, erschienen, wirken, leben, handeln, der hätte die schönste Bewunderung, Liebe und Verehrung Gottes weit mehr befördert, als der mir aus der Kammer des göttlichen Raths predigt, daß wir Füsse zum Gehen, Augen zum Sehen haben, u. s. w." Was wäre das für eine Bewundrung, Liebe und Verehrung Gottes, wenn wir blos wüsten das Wie, und nicht auch das Wozu? Wann empfängt das grösseste Kunstwerk eines Menschen vollen Werth — nicht wahr, erst alsdann, wenn wir auch einsehen, daß es den grössesten Nutzen habe? Wann wird also die Ordnung der Welt erst aufs höchste bewundernswürdig? gewis auch dann, wenn wir sie auch überall als die zweckmässigste erblicken? Wir kennen ia in der That nicht einmahl die Dinge eher recht, geschweige daß wir sie sollten gehörig schätzen können, bis wir ihre

Absich-

Absichten einsehen. Warum sollten wir denn also nicht doch wenigstens die Betrachtung der Endursachen mit der Naturlehre, oder mit der Betrachtung der wirkenden Ursachen, verknüpfen? Verknüpfung des Wie und des Wozu, oder Verknüpfung der Einsicht der Endursachen mit der Einsicht der wirkenden Ursachen, gibt erst menschliche und wahre Naturkentnis.

Wer beschäftigt sich nicht wenigstens auch lieber mit Untersuchung solcher Dinge, die er für nützlich erkennt, als mit Untersuchung anderer, von deren Nutzen er gar nichts einsieht? Da es nun so erstaunendviel Dinge zu untersuchen gibt, so ists um so begreiflicher, daß wir uns nicht eher zur Untersuchung eines Dinges entschliessen, bis wir es für ein Ding der ersteren Art ansehen. Was hilft es denn, blos die phisischen Ursachen irgend einer Einrichtung einzusehen, wenn wir nicht die Einstimmung aller Theile dieser Einrichtung zum wohlthätigen Zwecke derselben einsehen? Zum Spekuliren über Dinge, deren Nutzen uns nicht einleuchtet, sind wir nicht da; wenigstens ist unsere Zeit zu

kurz

kurz dazu, und wir können dieſe beſſer anwenden. Wirklich haben auch die Menſchen eher den Nutzen, oder die Abſichten der Dinge, eingeſehen, als ihre Fabrikation; wirklich führte iene Einſicht ſie erſt zur Unterſuchung ihrer Fabrikation; wirklich machte es die frühere Einſicht des Nutzens, daß ſie hernach ähnlich ſcheinende Dinge zu demſelben Nutzen zu verwenden verſuchten; wirklich war es die Erfarung davon, daß von Allem, was ſie erkannten, nichts ohne Nutzen ſei, welche den Glauben in ihnen erregte, daß nichts, gar nichts in der Natur vergeblich da ſei; und dieſer Glaube verurſachte dann wieder, daß ſie, wenn ſie etwas Neues entdeckten, nicht eher zufriden waren, bis ſie auch den Zweck deſſelben aufgefunden hatten. Hume macht daher Viel wieder gut, wenn er am Ende eingeſteht, daß die Ueberzeugung von Endurſachen, oder von weiſen Abſichten der Natur, uns überall in unſerem Nachdenken leite.

Ich halte es alſo getroſt nach, wie vor, auch mit den Zwecken in der Natur, wenn dergleichen nur da ſind. „Es iſt aber

ein

ein Grundſatz aller Schulen, daß die Natur nichts umſonſt wirke“ — ſo konſtirt ſogar Hume hierüber. Dasjenige nun, woraus erhellet, daß etwas nicht umſonſt da ſei, nenne ich ſeinen Zweck. Wenn ich nun auch nicht immer den Hauptzweck dadurch erkennte, ſo iſts doch ſchon genug für mich, zu wiſſen, daß es nicht zwecklos da ſei. Ha, welch eine nicht nur über alle Bewunderung, ſondern auch über alles Staunen gehende neue Anſicht bekommt hier die Welt, welche uns ſchon durch ihre Ordnung ſo entzückte! Ein unermeslichverbundenes Ganzes nach ewigen und unwandelbaren Geſetzen nun nicht nur, ſondern dieſes auch in die Verbindung, in welche es geſetzt ward, ſo geſetzt, daß ſich Alles wie Mittel und Zweck gegen einander verhalte, daß die Zwecke wieder Mittel werden zu höheren Zwecken, dieſe wieder, u. ſ. f. So der ganze Sternhimmel im Groſſen; ſo unſer einzelner Planet im Kleinen! Dieſer von auſſen her und auf ſeiner Oberfläche, in ſeinem Innern und in ſeinem innerſten Innern ſo eingerichtet, daß alle mögliche Arten von lebendigen

Erdenwesen seine Bewohner sein können. Jedes von diesen wieder so eingerichtet an sich, daß es sich völlig zu der Einrichtung um sich her schickt — vom Menschen an bis zum kleinsten Insekt. Nichts Mangelndes daran, was es zu seiner besondern Lebensweise brauchte, an keinem derselben, aber auch nichts Ueberflüssiges, nichts der Art, dessen es nicht dazu bedurfte, wenn es uns auch wirklich zuweilen so schiene. Die ganze grosse Oekonomie der irdischen Natur bis in ihre untersten und kleinsten Theile absicht- und zweckvoll — — ist es möglich, daß ich mir dis abstreiten lassen könne?

Freilich — wenn ich behaupte, daß sich Alles wie Mittel und Zweck gegen einander verhalte, daß die Zwecke wieder Mittel werden zu höheren Zwecken, diese wieder, u. s. f.: so weise ich mich am Ende selbst auf einen Hauptzweck hin, und so werde ich auch verbindlich, diesen mir anzugeben. Leibnitz zagte zu seiner Zeit schon, seine Meinung hierüber zu sagen; wie vielmehr würde er jetzt damit anstehen! Er nannte zwar die Glückselig-

ſeligkeit aller vernünftigen Weſen einen von den höheren Zwecken, er wollte doch aber auch nicht, daß dieſe der einzige höhere Zweck, ia auch nicht einmahl der letzte Zweck, genannt wurde. Daß er hierdurch nicht etwa der Meinung des Reimarus geweſen ſei, der das Wohl aller Lebendigen zum Zweck des Weltalls machte, erhellet daraus, daß er ausdrücklich auch erklärte, dis klinge zwar glaublich, ſei aber doch im ſtrengen Verſtande nicht wahr. Ich wünſchte alſo, daß er über ſeinen letzten Zweck ſich näher erklärt hätte. Zu glauben, daß die lebloſe Welt für ſich ſelbſt da ſei, wäre thöricht, und Reimarus hat Recht, wenn er ſagt, daß es dieſer gleichviel ſein könne, ſie exiſtire ſo, oder ſo, ſie exiſtire, oder exiſtire nicht. Sie kann alſo nur für die Lebendigen da ſein. Unter den Lebendigen auf Erden iſt der Menſch unwiderleglich das Höchſte; denn er iſt zugleich Glied der überſinnlichen Welt, auſſer ihm aber hat die Erde keine Intelligenzen weiter aufzuweiſen. Ohne Zweifel iedoch ſteht auch auf iedem andren bewohnten Sterne eine Art von Intelli-

genzen an der Spitze der dortigen Lebendigenreihe, wie hier. Alle diese Intelligenzenarten zusammen machen die übersinnliche, mitten in der Sinnenwelt existirende, Welt aus, und so glaube ich, daß die sinnliche Welt in ihrem ganzen Umfange für die übersinnliche Welt da sei. Zur übersinnlichen Welt gehörende Wesen sind dann vollkommen, wenn sie moralischgut sind. Moralität würde also der letzte Zweck der gesamten Sinnenwelt sein; an der Ordnung in der Sinnenwelt sollten die Intelligenzen ihr Gefühl für höhere sittliche Ordnung stärken, und mit diesem ihrem moralischen Gefühle sollten sie in der Sinnenwelt thätig sein. Wenigstens weis ich weiter keine Art, auf welche eine Intelligenz thätig werden könnte, als in der Sinnenwelt; so wie ich aus eigener Erfarung gewis weis, daß das moralische Gefühl, oder das geistige Schönheitsgefühl, durch das phisische Schönheitsgefühl, oder durch Gefühl für das Schöne in der Natur, auf das herrlichste gestärkt werde. Komme ich nun wieder darauf zurück, daß es auf der Erde keine Intelligenzen weiter gebe, als die

die Menſchen: ſo ſehe ich nicht ein, warum ich nicht die Menſchheit als den Hauptzweck der irdiſchen Sinnenwelt anſehen ſollte. Dabei kann immerhin die Erde den Mondintelligenzen das ſein, was der Mond uns iſt; ſo wenig wir uns als den Hauptzweck des Mondes anſehen werden, ſo wenig können ſich iene dadurch für den Hauptzweck der Erde anſehen.

Kann ich aber auch wohl beweiſen, daß alles das, was ich Zweckfülle und Zweckmäſſigkeit in der Natur nenne, nicht durch den bloſſen in der Natur gegründeten Mechaniſmus möglich ſei? — — Daß ſie durch den Mechaniſmus der Natur allerdings begründet werde, daß dieſer es ſei, durch den ſie bewirkt werde, gebe ich von ganzem Herzen zu. Das iſt ſo ganz meine Meinung, daß in der Welt Alles natürlich zugehe; ohne daß gerade deshalb noch eine Zeit für die Menſchheit kommen müſte, wo ſich die geſamte Möglichkeit des Organiſmus in allen ſeinen Erſcheinungen aus mechaniſchen und chemiſchen Principien augenſcheinlich darthun laſſen werde. Doch —

dis bei Seite; was ſoll das aber heiſſen, daß dieſer Mechaniſmus der Natur in der Natur ſelbſt gegründet ſei? Komme ich hier nicht wieder zu einer Nothwendigkeit an ſich, die ich ſchon vorhin nicht anerkennen konnte?

Ich will mir einmahl die Sache deutlicher hinſtellen. Alſo — nicht darum, daß die Formen, und zwar gerade dieſe, und keine andere, aus der Materie würden, wirkten die Kräfte in der Materie ſo, wie wir ſie wirken ſehen, ſondern darum, weil die Kräfte in der Materie ſchlechterdings ſo wirken muſten, entſtanden die Formen, und zwar gerade die, welche entſtehen — — welche Meinung unter dieſen beiden iſt wohl die vernunftmäſſigere? Sind es denn nicht dieſelben Kräfte, welche überall in der Materie wirken? Warum wirken ſie nicht nur einerlei Formen? Warum wirken ſie hier gerade dieſe, und nicht iene? Waren dieſe Fragen es nicht, welche die Scholaſtiker verführten, ſelbſtſtändige Formen anzunehmen? Was denkt man ſich aber dabei, und iſt es Mehr, als leerer Wortſchall? Müſte

man

man es nicht lieber dafür mit den Kainiten halten, welche die Körper durch Schutzgeister bilden lieſſen, um doch eine verſtändige Urſache derſelben zu haben? Müſte man nicht lieber an Naiaden, Oreaden und Hamadryaden wieder glauben?

Noch auf eine andere Weiſe will ich mir die Sache hinſtellen. Alſo — nicht darum, weil dieſes oder ienes Thier dieſe oder iene Lebensweiſe führen ſollte, ward es ſo eingerichtet, wie es eingerichtet iſt, ſondern darum, weil die organiſche und chemiſche Anziehung, blos als ſolche, ihm dieſe oder iene Einrichtung gab, führt es nun auch dieſe oder iene Lebensweiſe — — welche auch unter dieſen beiden Meinungen kann auf den höheren Beifall meiner Vernunft rechnen? Dringt ſich mir nicht ebenfals ſofort die Frage auf — warum bringt die Anziehung, durch welche alle Organiſationen ſchlechthin entſtehen ſollen, hier gerade dieſe Organiſation hervor, und keine andere? Iſt der bloſſe Bildungstrieb, wenn mit ihm die Sache abgethan ſein ſoll, ebenfals Mehr, als ein leerer Wortſchall?

Wäre

Wäre die Organiſation nicht für eine beſtimmte Lebensweiſe eingerichtet, ſondern würde die Lebensweiſe erſt zufälligerweiſe blos durch die Organiſation beſtimmt: ſo frage ich mit Recht — wer lehrt das Thier, ſeiner Organiſation gemäs zu leben? Deutliche Einſicht derſelben etwa? Doch nein, die Organiſation ſelbſt. Ja, das kann ſie dann nur, wenn eine gewiſſe Lebensweiſe ihr Zweck war; dann, nur dann wird die Organiſation auch gewis dahin angelegt ſein, daß das Thier ſeine Lebensweiſe darnach nicht verfehlen kann.

Herrlich ſprach daher Kant — „An **Entbehrung teleologiſcher Erklärungsgründe**, um ſie durch phiſiſche zu erſetzen, iſt bei **organiſirten** Weſen gar nicht zu denken, ſondern wir müſſen hier lediglich dem **Princip der Zwecke** folgen. Ein organiſches Weſen iſt nur durch die Beziehung alles deſſen, was in ihm enthalten iſt, auf einander, als Zweck und Mittel, möglich. Die Grundkraft alſo, durch welche eine Organiſation gewirkt wird, mus als eine nach Zwecken wirkende Urſache gedacht werden, und

zwar

zwar so, daß dieſe Zwecke der Möglichkeit der Wirkung zum Grunde gelegt werden.“

Reimarus fand das Zweckweſen in der Einrichtung der Organiſationen vorzüglich darin, daß allenthalben Abweichungen von der Einförmigkeit in der Zuſammenfügung ihrer verſchidenen Theile bemerkt wurden, die gerade ſo beſchaffen wären, daß eben auf dieſe Weiſe ein Nutzen daraus erfolgte. Er berief ſich dabei z. E. auf die Verſchidenheit der Augen, die genau der verſchidenen Lebensweiſe der Thiere angemeſſen ſei, und die durchaus nicht blos durch gemeine Anziehungskräfte bewirkt werden könne; er berief ſich auf die äuſerſt verſchidene Richtung, Befeſtigung und Beſchaffenheit der Muskelfaſern, Gefäſſe u. ſ. w., die aber immer ſo wären, wie ſie ſein muſten, wenn ſie dieſem oder jenem Bedürfniſſe dienen ſollten; er ſetzte hinzu — zu ſagen, daß Gefäſſe ſich nur erweitern, verengern, ausbreiten, oder vereinigen dürften, um den organiſchen Bau von Pflanzen oder Thieren natürlich hervorzubringen, gibt keinen Aufſchlus,

ſchlus, woher ſie ſich eben an dieſem Orte, auf dieſe Weiſe, ſo oder ſo ſchicken muſten; und — ich ſtimme ihm von ganzem Herzen bei. — —

Iſt nun die Zweckfülle in der Natur überall offenbar; verbürgt mir ſie beſonders iedes organiſche Weſen auf das unwiderleglichſte: was ſpräche ich damit, wenn ich ſpräche, daß ſie ſchlechthin ſei, weil ſie ſei? Ich thue dieſe Frage auf das gewiſſenhafteſte an mich — ich vergeſſe dabei alles deſſen, was ſchon aus der Exiſtenz und aus der Ordnung der Welt für mich reſultirte — — wie? Zwecke und die weiſeſte Zweckmäſſigkeit überall und überall in der ganzen Sinnenwelt — und nichts weiter? — nichts, gar nichts da, das die Zwecke ſetzte, die Zweckmäſſigkeit bewirkte? Müſte mir nicht warlich daran gelegen ſein, daß nichts der Art da ſein ſollte, wenn mein inneres Auge dergleichen nicht entdeckte?

Nein, ich ſchlieſſe mich hier an die Weiſeſten der Vorzeit und meines Zeitalters an. Kant, als er geſagt, daß die Grundkraft,

durch

durch welche eine Organiſation gewirkt werde, als eine nach Zwecken wirkende Urſache gedacht werden müſſe, ſetzte hinzu — „Solche Kräfte kennen wir nicht weiter, als Verſtand und Wille, deren letzterer, ſo fern er durch erſteren beſtimmt wird, ein Vermögen iſt, etwas gemäs einer Idee, die Zweck genannt wird, hervorzubringen.“ Reimarus ſpricht — „daß überall zuſammenſtimmende Wirkungen aus den Bewegungsgeſetzen ſo unzählicher und verſchidener unwiſſenden Theile erfolgen müſſen, deutet klärlich auf eine abſichtliche Anordnung und auf die Weisheit deſſen hin, der ſie entworfen hat.“ „Auch die kleinſte Organiſation entſteht durch Uebereinſtimmung vieler und mannigfaltiger Theile, ohne welche ſie ſolche durchaus nicht werden kann. Nun mögen wir uns ſo viel Naturkräfte, die ſie bewirken ſollen, denken, als wir wollen, ſo richten ſie ſich alle nach Regeln, welche dieſer Uebereinſtimmung ſo lange zuwiderlaufen müſſen, als ſie ſich ſelbſt überlaſſen ſind. Nur, wenn eine Art des Lebens, zu welcher eine

Organi-

Organisation bestimmt ist, als die Absicht derselben angenommen wird, und wenn ein Verstand die Kräfte nach dieser Absicht leitet — dann erst ist Erklärung davon da.“ Und — wozu mehrere Zeugnisse! Lese ich doch von dem Urheber der gegenwärtigen Fehde über Gott am Ende selbst folgendes Bekentnis — „Die blosse Analise eines organisirten Wesens, als eines solchen, dessen Theile nicht blos neben einander, sondern auch für einander, da sind, leitet zum Glauben an die Möglichkeit eines Princips solcher Wesen, das man sich als Weltschöpfer denken kann.“

Gesetzt aber endlich auch, die gegenwärtige Fortdauer der Arten organischer Wesen, oder die Generation derselben, liesse sich durch einen blossen Bildungstrieb, gleichsam polypenartig, erklären; ist es möglich, daß ich, da ich doch endlich bei ersten Individuen stehen bleiben mus, wenn ich vernünftig über das, was Reihe heisst, denken will, mir einfallen lassen könne, auch das Entstehen dieser

ebenso

ebenſo erklären zu wollen? Auf ieden Fall müſſen dieſe freilich durch Aufeinanderwirken von Kräften entſtanden ſein; dieſe Kräfte waren ia aber nicht gleich in einem Keime, der, wie der iunge Polyp, nur ausſproſſen durfte, bei einander, ſondern waren zerſtreut, wie fanden ſie ſich zuſammen? auch kannten ſie einander nicht, wie trafen ſie einander gerade ſo, daß organiſche Weſen, und ſo unendlichverſchidene organiſche Weſen, die noch dazu alle in ihrer Art ſo vollkommen ſind, daraus entſtanden? Ja, wenn auch endlich der Keim zu dieſen ohne Mutter entſproſſen wäre — ein wahrer Ungedanke — woher bekam der Keim ohne Mutter ſeine Nahrung? Und — wenn alle dieſe Fragen nur Kleinigkeiten ſein ſollen, ſo entſteht für mich die groſſe Frage — warum entſteht iezt kein einziges organiſches Weſen mehr ſo? — — Ich mag mich alſo drehen und wenden, wie ich will, ſo bleibt mir nichts übrig, als — daß ich ein allüberſehendes, allwirkendes Weſen, von welchem alle Kräfte abhangen, als die Grundurſache

der

der ſchicklichen Austheilung und Beziehung der Kräfte beim Entſtehen und Ausbilden der erſten Individuen aller Arten von organiſchen Weſen annehmen mus. Dieſes, dieſes hat dann auch ihrer Organiſation zugleich den Bildungstrieb, die Kraft ſich fortzupflanzen, einweben können.

| Wie könnte ich alle dieſe Betrachtungen beſſer ſchlieſſen, als mit einer Stelle Kants, die ihm allein ſchon Unſterblichkeit ſichert — „Die gegenwärtige Welt eröfnet uns einen ſo unermeslichen Schauplatz von Ordnung und Zweckmäſſigkeit, daß alle Sprache über ſo viele und ſo unabſehlichgroſſe Wunder ihren Nachdruck, alle Zahlen ihre Kraft zu meſſen, und ſelbſt unſere Gedanken alle Begrenzung, vermiſſen, ſo, daß ſich unſer Urtheil vom Ganzen in ein ſprachloſes, aber deſto beredteres Erſtaunen auflöſen mus. Allerwärts ſehen wir eine Kette von Wirkungen und Urſachen, von Zwecken und Mitteln, Regelmäſſigkeit im Entſtehen und Vergehen, und, indem nichts von ſelbſt in den Zuſtand getreten iſt, darin es ſich befindet, ſo weiſet es immer weiter hin nach

einem

einem andern Dinge, als ſeiner Urſache, welche gerade eben dieſelbe weitere Nachfrage nothwendig macht, ſo, daß auf ſolche Weiſe das ganze All im Abgrunde des Nichts verſinken müſte, nähme man nicht Etwas an, das auſſerhalb dieſem unendlichen Zufälligen, für ſich ſelbſt urſprünglich und unabhängig beſtehend, daſſelbe hielte, und als die Urſache ſeines Urſprungs ihm zugleich ſeine Fortdauer ſicherte.“

So rufe ich dann getroſt nochmals aus — Gottes unſichtbares Weſen, ſeine ewige Kraft und Gottheit wird erſehen an der Welt, ſo daß kein Menſch Entſchuldigung hat. Und — ſo ſteht mir Gott ſchon durch die Sinnenwelt unbeſtreitbar da. Weder beim abſoluten Sein, noch beim abſoluten Soſein der Welt, kann ich ſtehen bleiben, wenn ich nicht gegen alle menſchliche Denkweiſe denken will. Was ſollte mich denn aber bewegen, ſo zu denken, und gerade über dieſen Gegenſtand einzig und allein ſo zu denken? oder was ſollte mich entſchuldigen können, wenn ich über ihn ſo dächte?

Unſtrei-

Unſtreitig war es auch dieſe Vorſtellung, welche machte, daß unter denen, die den Beweis für Gott aus der Natur verdrängen wollten, Mancher wieder einlenkte. Daß kein Menſch Entſchuldigung habe, wenn er über die Welt wider alle menſchliche Denkweiſe dächte — dis, dis ward gefühlt. „Wohlan dann, heiſſts, ſo wird dann Gottes unſichtbares Weſen, ſeine ewige Kraft und Gottheit aus der Welt erſehen — weiter aber auch nichts, als dis. In der Sinnenwelt ſteht Gott blos als ein geſchickter Baumeiſter und Künſtler da — das iſt aber noch lange kein Gott. Zu den moraliſchen Eigenſchaften Gottes ſich zu erheben, falle der Phiſikotheologie nicht ein!“ Dis iſts, worauf man auſſerordentlich viel Gewicht legt, und wodurch man wenigſtens dem Beweiſe für Gott aus der Natur nur den unterſten Platz einräumen will; ich weis aber nicht, wie man auch dis verantworten wolle.

Iſts wahr, daß uns die Welt blos dadurch, daß ſie iſt, auf Gott hinweiſe, oder

nicht?

nicht? Iſts wahr, daß ſie uns dadurch, daß ſie ſo iſt, wie ſie iſt, auf Gott, als auf einen allmächtigen Weiſen, hinweiſe, oder nicht? — Solls nicht wahr ſein, warum gibt man es denn erſt zu? ich denke ja, die Rede ſolle nun nur davon ſein, daß der Beweis für Gott aus der Natur nicht der oberſte ſei — ſo aber wäre er ja gar kein Beweis. Solls alſo wahr ſein — ſtrahlt uns alſo in der ganzen Natur die höchſte Weisheit in Ordnung und Zweckmäßigkeit, wodurch überall das höchſtmöglichſte Gute geſchaft wird, entgegen: ſo ſtrahlt uns ja auch dadurch zugleich die Heiligkeit Gottes entgegen, wie ſie uns aus der Sinnenwelt entgegenſtrahlen kann. Wie? ein ſolches Weſen ſollte nicht höchſtmoraliſchgut ſein, das überall die höchſtmöglichſte Vollkommenheit bewirkt, und dadurch bezeugt, daß es nur an Vollkommenheit Wohlgefallen habe? Iſt das Pflichtgebot in der moraliſchen Welt etwas Anderes, als das Gleichgewichtsgebot in der phiſiſchen Welt? Iſt dieſes nicht das verſinnlichte Pflichtgebot? Be-

kommt das Sittengeſetz nicht dadurch eine ganz eigene Unverletzlichkeit in unſern Augen, wenn wir ſehen, daß ſchlechterdings kein Beſtand, keine Ordnung, keine Vollkommenheit, kein Heil in der Natur wäre, wenn die Geſetze der Natur nicht unwandelbar befolgt würden, und wenn wir daraus ſchlieſſen, daß alſo auch an Beſtand, Ordnung, Vollkommenheit und Heil in der moraliſchen Welt nicht zu denken ſei, wenn das Pflichtgeſetz nicht unverbrüchlich befolgt wird? Gott iſt heilig, d. h. er liebt nur das Vollkommene; hat er dies nicht in der Sinnenwelt genug bewieſen? O laſſet uns die Spuren dieſer ſeiner Vollkommenheitsliebe in ſelbiger aufſuchen; wie wird dann das Geſetzbuch der Sittlichkeit ſich uns erſt recht entfalten — wie ehrwürdig wird es uns dann erſt recht in allen ſeinen Forderungen werden!

# Eilfte Betrachtung.

## Uebergang zum Beweiſe für Gott aus der überſinnlichen Welt.

Nun bin ich ſo weit, daß ich von der Sinnenwelt zur überſinnlichen Welt übergehen kann, um den Beweis ebenfals zu unterſuchen, welcher aus dieſer für Gott geführt zu werden pflegt. — —

Die überſinnliche Welt iſt die Welt des Wahren und des Guten. Die Kräfte, welche in ihr wirken, ſind die Denkkraft und die Willenskraft. Sie exiſtirt, wie ſchon geſagt, mitten in der Sinnenwelt; denn das Wahre wird durch die Denkkraft in der Sinnenwelt erkannt, und das Gute wird durch die Willenskraft in der Sinnenwelt bewirkt. Ein Weſen, welches dieſe Kräfte beſitzt, tritt eben dadurch, daß es ſie beſitzt, in den Reihen der überſinnlichen

Weſen, oder in den Reihen der Intelligenzen, ein. Ich beſitze dieſe Kräfte; unbekümmert alſo darüber, daß ſelbige doch in denienigen Kräften, welche ich mit den übrigen organiſchen Weſen gemein habe, ihren Grund haben, und daß ich nicht angeben kann, wie ſie aus dieſen entſpringen — rechne ich mich, wenn ich mich von ihrer Seite betrachte, zu ienem erhabeneren Reihen. Jeden andern Menſchen mus ich mir ebenſo vorſtellen, wie mich ſelbſt; auch überzeugt mich ieder andere Menſch bald davon, daß er ſo gut denke und wolle, wie ich. Weiter ſind mir aber auch keine Weſen, welche ich zu ienem Reihen zählen könnte, mit Gewisheit bekannt. Ich ahne zwar dergleichen auf iedem bewohnten Stern; ich kann mich aber aus Mangel an Erfarung von ſelbigen hier nicht auf ſie einlaſſen. Die Rede iſt und bleibt alſo nur vom Menſchen, und ſo verwandelt ſich der Beweis für Gott aus der überſinnlichen Welt, in den Beweis aus der höheren Beſtimmung des Menſchen. Durch ſeine Denkkraft iſt der Menſch zur Wahrheit beſtimmt — durch ſeine

Willens-

Willenskraft zur Tugend; mithin zerfällt dieſer Beweis in zwei Beweiſe — in den Beweis aus der Beſtimmung des Menſchen zur Wahrheit, und in den Beweis aus der Beſtimmung des Menſchen zur Tugend. Ich begreife wenigſtens nicht, warum, ſobald dieſer doch geführt wird, iener nicht auch geführt werden ſollte; ich begreife es um ſo weniger, da ohne Einſicht moraliſcher Wahrheit, oder ohne Einſicht des Guten, kein Wollen des Guten Statt finden kann. — —

Man klagt über die Schranken, welche dem Menſchen, von dieſer ſeiner höheren, überſinnlichen Seite betrachtet, geſetzt wären, und findet ſie unbegreiflich. Ich nehme dis Geſtändnis zwar an, ſtimme aber nicht darin ein. Dieſe Schranken folgen ia offenbar daraus, daß unſere Organiſation ſo iſt, wie ſie iſt; aus ihr ſind ſie vollkommen begreiflich. Fragt man aber weiter, warum unſere Organiſation ſo ſei, wie ſie iſt: ſo iſt die allernatürlichſte Antwort darauf — weil ſie eine menſchliche ſein ſollte. So eine Organiſation, wie die

unſrige, iſt eine menſchliche; welch eine Frage alſo — warum iſt das Ueberſinnliche an mir in dieſe Schranken eingeſchloſſen?! Hier, hier wirds dann doch ganz offenbar, daß man das Ueberſinnliche oder Geiſtige am Menſchen ſeinem Sinnlichen immer ſchon vorausſetze; da man dann natürlich darauf fällt, zu glauben, daß es dadurch ſchrankenlos werden würde, wenn es vom ſinnlichen, oder vom Körper, befreiet würde. Ich aber für mein Theil glaube, wie ſchon geſagt, daß es ohne allen Körper ſchlechthin um Selbiges geſchehen ſein würde. Die Sache mit dem Ich, als dem einzigen Dinge an ſich, wird offenbar übertrieben, und es iſt daher kein Wunder, wenn Leute von geradem Menſchenſinn zu bekennen anfangen, daß ihnen der moderate Materialiſt lieber ſei, als der exaltirte Idealiſt.

Wer die Schranken unbegreiflich findet, welche dem Menſchen geſetzt ſind, der mus auch die Schranken, welche allen organiſchen Weſen geſetzt ſind, unbegreiflich, ia, die ganze Welt, unbegreiflich finden. Es iſt ebenſo,

als

als fragte er — warum iſt ein Ding das Ding, welches es iſt? Was ſoll man darauf antworten? Wenn es nun ein anderes Ding wäre, ſo gäbs ja dieſelbe Frage wieder. Es müſte alſo gar kein Ding ſein; nur dann erſt hätte das ſeltſame Fragen ein Ende. Immer iſts, als ſetzte man das Ding ſchon voraus, und fragte dann, warum es dieſe, und keine andere Form bekommen hätte; wird denn nicht aber durch die Form iedes Ding das erſt, welches es iſt? Indeſſen iſts gut, daß man auf ſolche Weiſe das Unbegreifliche aller Formen einſieht; und darum iſts wahr, was ich gleich anfangs ſagte, daß ohne Gott die ganze Welt unverſtändlich und öde ſei. Nur dann, wenn ein Weſen exiſtirt, welches alle mögliche Formen zur Wirklichkeit zu bringen gedachte, ſind die Grenzen und Schranken, welche ieder Form geſetzt ſind, begreiflich. Wie ſollten dieſelben Kräfte an ſich blos alle mögliche Formen hervorgebracht haben? Es muſte ein unendlicher Verſtand da ſein, dem alle mögliche Formen vorſchwebten, und der ſie durch ſein allkräftiges „Es werde“ zur Wirklichkeit brachte.

Ich

Ich will dis nur auf die organiſchen Weſen, welche man Thiere nennt, anwenden. Einem Dinge alſo, das Schnecke ſein ſollte, wurden durch die Schneckenform Schneckenſchranken geſetzt; dadurch wards Schnecke. Einem Dinge, das Adler ſein ſollte, wurden durch die Adlerform Adlerſchranken geſetzt; dadurch wards Adler. Einem Dinge, das Elefant ſein ſollte, wurden durch die Elefantenform Elefantenſchranken geſetzt; dadurch wards Elefant. Es ſollte aber auch eine Organiſation ſein, die die Krone aller irdiſchen Organiſationen wäre, die Ueberſinnliches im Sinnlichen einſchlöſſe; dieſe heiſſt Menſch, und ſo wurden ihr durch die Menſchenform die Menſchenſchranken geſetzt. So oft wir alſo unſere Schranken fühlen, haben wir ein dunkles Gefühl von Gott, der ſie uns ſetzte, und eben das Unbegreifliche derſelben verbürgt uns das Daſein Gottes, durch welches ſie uns völlig begreiflich werden. So, wie wir uns als endliche Intelligenzen denken, müſſen wir auch eine unendliche Intelligenz vorausſetzen. Unſer Eingeſchränktes iſt das, was aus dem

Unein-

Uneingeſchränkten reſultirt, und ohne dieſes gar nicht da ſein könnte. Wie komme ich hier wieder auf Gott! Ja, ia, Mendelsſohn hat Recht, wenn er das Argument des Pſalmiſten ſchlicht und kunſtlos nennt — „Der das Ohr gepflanzt hat, mus doch wohl hören? der das Auge gepflanzt hat, mus doch wohl ſehen? der dem Menſchen Erkentnis lehrt, erkennt auch des Menſchen Gedanken.“ — —

Nun will ich zu ienem doppelten Beweiſe für Gott aus der höheren Beſtimmung des Menſchen zurückkehren.

# Zwölfte Betrachtung.

## Beweis für Gott aus der Bestimmung des Menschen zur Wahrheit.

Die Tendenz der Denkkraft geht ihrer Natur nach aufs Erkennen, und der Mensch ist auf allen Seiten so gesetzt, daß sein gesamtes Wohlsein, von dem nidrigsten an bis zum höchsten, von Richtigkeit seiner Erkentnisse abhangt. Ob etwas das sei, wofür er es hält, ob etwas sich wirklich so verhalte, wie er meint, daß es sich verhalte, darauf kommt für ihn Alles an. Dis ist seine Bestimmung zur Wahrheit, über die, wie ich glaube, gar kein Zweifel übrig bleiben kann.

So hört ia der Wilde, der es blos noch mit Befridigung seiner thierischen Bedürfnisse zu thun hat, in seinem Innern schon das Ge-

bet

bot — ſuche richtig zu erkennen — und befolgt es. Die Noth zwingt ihn dazu; denn der Menſch iſt bei Befridigung ſeiner Bedürfniſſe übler daran, als die Thiere. Man darf nur gleich den erſten Punkt — die Nahrung — nehmen. Wo iſt ein Thier, das nicht aus ſich gleich ſeine Speiſe wüſte? Das kleinſte Inſekt legt ſogar ſeine Eier dahin, wo die auskriechenden Jungen die ihnen gehörige Nahrung ſofort für ſich bereit finden. Der Menſch aber, wenn wir auch nur die Früchte nehmen, findet eine ganze Welt von dem Anſcheine nach geniesbaren und ſeinen Hunger ſtillenden Dingen vor ſich, ohne aus ſich zu wiſſen, nach welchen er greifen ſolle. Nicht nur koſten mus er ſie der Reihe nach erſt, ob ſie wirklich für ihn geniesbar ſind, ſondern — welches noch weit Mehr iſt — ausprobiren mus er erſt auch ſelbſt die für ihn geniesbaren Früchte, ob ſie ihm bekommen, oder nicht. Oft denke ich mich daher an die Stelle der erſten Menſchen, wie ſie mitten unter allem Reichthum, den die Natur für ſie auftiſchte, wie Arme da ſtanden — wie ſie ſich nicht eher an etwas

wagten

wagten, bis der höchste Hunger sie trieb — und wie sie nach vielen Misgriffen es erst so weit brachten, daß sie auch nur eine äuserstein-fache sichere Weise, sich zu erhalten, wusten.

Aber auch das Thier befridigt seine Bedürfnisse gern besser, wenn es dis haben kann. Mein Haushund lässet das Brodt liegen, wenn er Fleisch hat; meine Hauskatze liegt lieber auf dem weichen Stuhle, als auf der harten Erde. Der Bequemlichkeitstrieb erwachte also auch im Menschen, und da hörte er von neuem das Gebot in seinem Innern — suche richtig zu erkennen. Dieser Trieb war kaum gestillt, so ging er in den Trieb nach sinnlichem Vergnügen, nach wirklichem Wohlleben, über. Hatte er aber das Gebot in seinem Innern — suche richtig zu erkennen — ie laut gehört, so geschah es hier; denn nirgends hatte ihn der Schein so getäuscht, als hier. Die reitzendsten Vergnügungen fand er als Gift für sich; so kam Alles für ihn darauf an, die an sich ihm schädlichen von den an sich ihm unschädlichen zu unterscheiden, und das Maas zu erkennen, in welchem er die an

sich

ſich ihm unſchädlichen genieſſen müſſe, wenn ſie ihm nicht ſchädlich werden ſollten. Hier kam er ſchon auf die erſten moraliſchen Wahrheiten, ohne ſie für dergleichen zu halten.

Menſchliches Wohlleben konnte nur durch Zuſammentritt in gröſſere Geſellſchaften geſichert und befeſtigt werden; kaum aber befanden ſich die Menſchen in gröſſern Geſellſchaften, als ſie auch ſchon wieder einſahen, daß die Sicherung ihres Wohllebens ein leerer Traum ſei, wenn ſie nicht unter gewiſſen Bedingungen und nach gewiſſen Vorſchriften beiſammen lebten. So hörten ſie auch bald in Hinſicht dieſer das erſte Gebot in ihrem Innern — ſuche richtig zu erkennen. Hier, hier kamen ſie nach und nach auf eine ganze Menge von moraliſchen Wahrheiten, wenn ſie ſelbige auch nicht gleich anfangs dafür anerkannten.

In dieſem gröſſeren geſellſchaftlichen Beiſammenſein entſtanden und gediehen Künſte und Wiſſenſchaften; ſie gediehen aber allerſeits nur dadurch, daß man das groſſe Gebot in ſeinem Innern — ſuche richtig zu erkennen — ebenſo, wie die erſten Menſchen bei

bloſſer

bloſſer Befriedigung der thieriſchen Bedürfniſſe, befolgte. Der Menſch ſelbſt machte ſich zum Gegenſtande einer beſonderen Wiſſenſchaft, kam aber auch gleich hier beim erſten Verſuche nicht weiter, wenn er jenes Gebot nicht befolgte. Man befolgte es aber wacker, und ſo ward die Moral als Moral herrlich bearbeitet, und man fand alle die praktiſchen Wahrheiten, welche der Menſch, wenn er Menſch ſein und als Menſch glücklich ſein wolle, anzunehmen und auszuüben habe. Von ſich erhub ſich der Menſch zum Univerſum; er konnte ſich nicht enthalten, über den Zuſammenhang und Urſprung deſſelben nachzudenken, und ruhete nicht eher, bis er wenigſtens etwas darüber herausgebracht hätte; das Gebot — ſuche richtig zu erkennen — behauptete ſich nun ſchon in einer Art von Souverainetät über ihn.

Und ſo ward dis Gebot endlich die Loſung des Menſchen. Man nahm einzelne abſtrakte Wahrheiten, die man gefunden, ſetzte ſie zuſammen, fand dadurch neue, folgerte aus dieſen wieder andere, und ſah nun ein, daß für Erkennen und Forſchen keine Grenze ſei.

Weil

Weit entfernt aber, daß dis den Muth der Weisen hätte niderschlagen sollen, so erhub es ihn vielmehr. Je mehr sie zu erkennen fanden, desto mehr strebten sie zu erkennen, und ie öfter sie im Erkennen sich irrten, desto heiliger klang ihnen das Gebot — suche richtig zu erkennen. So oft es ihnen nun noch gelingt, ihre Erkentnisse mehr zu berichtigen, oder auch der Wahrheit sich nur mehr zu nähern, so oft geniessen sie eine der höchsten Seligkeiten ihres Daseins. Sie, sie sind es, die das allertiefste Gefühl von Bestimmung des Menschen zur Wahrheit haben. Wenn sich aber auch nur Wenige zu dieser Höhe der Spekulation aufschwingen können — wenn es auch sogar für die Gesellschaft äuserstmislich stehen würde, falls Alle und Jede sich zu ihr aufschwingen wollten — so ist es doch nun ausgemacht, daß alles und iedes menschliche Wohlsein, nicht blos das höchste geistige des tiefsinnigen Philosophen, sondern auch das nidrigste physische des Holzhackers, von Richtigkeit der Erkentnisse abhange; woraus dann doch wohl sonnenklar hervorleuchtet, daß der Mensch zur Wahrheit bestimmt

ſtimmt ſei, wenn es ſich nicht auch ſchon aus der Tendenz der Denkkraft ſelbſt zum Erkennen ergäbe, als welche doch unmöglich anders, als auf richtiges Erkennen, gehen kann, weil ſonſt unter allen uns bekannten Kräften die höchſte Kraft es allein wäre, welche eine unvollkommene Tendenz hätte.

Angenommen nun alſo, daß der Menſch zur Wahrheit beſtimmt ſei — folgt aus dieſer ſeiner Beſtimmung etwas für das Daſein eines Gottes? — — „Du haſt ſelbſt bewieſen, ſagt man mir, daß es die Noth ſei, welche zu allererſt den Menſchen antreibt, ſeine Denkkraft zu richtiger Erkentnis anzuwenden; ſo iſts ja alſo die Noth, welche ihn zur Wahrheit beſtimmt. Hernach haſt du vom Triebe nach Wohlleben daſſelbe behauptet; nun, es gibt auch ein höheres Wohlleben, ein Wohlleben im Beſitze höherer Wahrheiten, ſo iſts alſo auch die Wohllebeſucht, welche den tiefſdenkendſten Philoſophen zur höchſten Spekulation beſtimmt. Offenbar folgt alſo von hieraus nichts für Gott; ſoll auch eine Beſtimmung ſchlechterdings etwas Beſtimmendes vorausſetzen, ſo iſt hier, wenn

auch

auch nicht an der Noth mehr, doch an der Wohllebesucht, die nicht blos körperlich, sondern auch geistig, da ist, Bestimmendes genug.“

Getrost könnte ich doch wohl hier gleich jeden Wahrheitsfreund, jeden Forscher nach höherer Wahrheit, d. h. nach solcher, die geistiges Wohlsein bewirkt — und von nun an nehme ich das Wort „Wahrheit“ in diesem Verstande — fragen, ob er der Meinung auch sei, daß ihn nichts, als geistige Wohllebesucht, zu seinem unermüdeten Forschen bestimme, oder ob es ihm nicht, wenn ihn sein Trieb zum Nachdenken ergreift, vorkomme, als wenn ihn ein höherer Hauch anwehe, und ob er nicht bei Befolgung des Gebots — suche richtig zu erkennen — unwillkürlich ein höchstes Wesen ahne, das im Besitze der Wahrheit ist, das auch ihm durch dieses Gebot den Eingang zur Wahrheit öfnete, und dessen schwacher Abdruck er durch Empfänglichkeit für Wahrheit, durch Trieb nach Wahrheit und durch Freude an der Wahrheit ist. . . Ich bin überzeugt, daß die Antwort für die

Sache der Gottheit günſtig ausfallen würde. Wenn es ein ſittliches Gefühl gibt, ſo gibt es auch ein Wahrheitsgefühl; mit demſelben Rechte alſo, mit welchem man ienes ein Gottesgefühl nennt, könnte man auch dieſes ein Gottesgefühl nennen. Ich will mich aber hierbei nicht weiter aufhalten, ſondern zu etwas Wichtigerem fortgehen.

Der durch ſeine Denkkraft zur Wahrheit beſtimmte Menſch erblickt ſich bei ſeinem Forſchen nach Wahrheit an gewiſſe Geſetze gebunden, nach welchen er ſchlechterdings denken mus. Es iſt ihm unmöglich, gegen ſie zu denken, und die höchſte äuſerliche und fremde Gewalt vermag dis nicht in ihm zu bewirken. Dergleichen Geſetze ſind z. E., daß er nichts für möglich halten kann, was ſich ſelbſt widerſpricht — daß er Alles, was wirklich iſt, auch für möglich halten mus — daß er zwei kontradiktoriſche Sätze nicht zugleich für wahr annehmen kann — daß er bei Allem, was iſt oder geſchieht, nach Grund fragen mus — daß er der höheren unter zwei Wahrſcheinlichkeiten ſeine ſtärkere Zuneigung zu verſagen nicht

vermag.

vermag, u. ſ. w. Wer gab ihm dieſe Geſetze ſeines Denkens? — „Setze ich denn nicht, wie die erſte Erziehung Alles in Allem verrichtet? Dieſe gibt die Geſetze der Tracht, des Geſchmacks, der Sitten; ſo gibt ſie auch die Vernunftgeſetze, wie am Ende die Vernunft ſelbſt.“ — Nun, nehmen möchte ſie wohl eher die Vernunft können, als geben, und darauf arbeiten auch leider die erſten Erzieher oft hin. Ebenſo leiten dieſe ihre Zöglinge auch oft vielmehr an, gegen die Denkgeſetze zu denken; arbeiten ſich aber nicht dennoch die Zöglinge mit der Zeit wieder aus der Misleitung hervor? Geben die erſten Erzieher etwa auch ihren Zöglingen die Empfindungsgeſetze? — „So ſind vielleicht die Empfindungsgeſetze der Grund der Denkgeſetze? Bin ich denn nicht ſelbſt der Meinung, daß das Ueberſinnliche am Menſchen ſich aus ſeinem Sinnlichen erſt entwickele?“ — Dis iſt allerdings wahr, wenn aber das Ueberſinnliche erſt aus dem Sinnlichen ſich entwickelt hat, ſo hat es auch ſeine eigene Sphäre, und behauptet ſich darin. O wie oft mus dann der Menſch ſeine Denkkraft

erſt anwenden, um ſeine Empfindungen zu berichtigen! Und — ſobald er ſich in das Reich der abſtrakten Wahrheiten begibt, was hat er dann weiter mit Empfindungen und Empfindungsgeſetzen zu thun? — „Nun, ſo gibt ſich die Vernunft ihre Geſetze ſelbſt.“ — Gründen ſich denn aber ihre Geſetze blos auf Vernunft, oder ſind ſie nicht an ſich ſelbſt ſchon Vernunft? Wie kann ſich die Vernunft ſich ſelbſt geben? Bemerken kann ſie wohl ihre Geſetze, ihrer inne werden kann ſie; die Geſetze ſelbſt aber können ihren Grund nur in einer höchſten Vernunft haben, welche auch als ſolche die Quelle aller Geſetze iſt. Fühle ich mich alſo nicht hier ſchon gedrungen, auszurufen — ſo wahr ich durch meine Denkkraft zur Wahrheit beſtimmt bin, ſo wahr mus es einen Gott der Wahrheit geben, der mich durch ſie zur Wahrheit beſtimmte?

Dieſer Gedanke findet ſich auch, ie mehr man über ihn nachdenkt, immer wieder. — Wir erkennen doch in der That ausgemachte Wahrheiten; ſollten wir alſo nicht auf ein Weſen ſchlieſſen, deſſen ganze Erkentnis nichts, als

als ausgemachte Wahrheit, ſei? Sollten wir nicht vollends auf ein Weſen ſchlieſſen, dem das, was uns ausgemachte Wahrheit iſt, ſchon ausgemachte Wahrheit war, ehe es noch ein Weſen unſerer Art gab? Das Letztere wollte vielleicht Eberhard ſagen, wenn er aus ewigen Wahrheiten den Beweis für einen ewigen Verſtand führte.

Je mehr wir auch nach Wahrheit forſchen, je tiefer wir in das Gebiet der Wahrheit eindringen, deſto mehr überzeugen wir uns davon, daß alle Wahrheiten im Zuſammenhange ſtehen. Die älteſten Weiſen ſahen dis ſchon ein, und fanden darin ſchon die erhabenſte Ausſicht. Wo iſt aber der, welcher den Zuſammenhang aller Wahrheiten zu überſehen vermag? — Doch, vielleicht ſollte nur die Mannigfaltigkeit, welche allenthalben in der Welt ſichtbar iſt, dadurch vollkommen werden, daß auch vom Zuſammenhange aller Wahrheiten eine endliche Intelligenz immer Mehr überſähe, als die andere, und vielleicht iſt es mit dieſer unendlichen Mannigfaltigkeit der Ueberſicht aller endlichen Intelligenzen abgethan, ſo, daß dieſe zuſammen mit ihren Ueberſichten die Ueberſicht einer

unendlichen Intelligenz rápräſentiren? — Könnte aber auch wohl eine ſolche und ſo äuſerſt bewundernswürdige Mannigfaltigkeit als das Werk eines bloſſen Zufalls anzuſehen ſein, oder verbürgt ſie nicht ſelbſt ſchon das Daſein einer höchſten Intelligenz, welche ſie beliebte? Und was iſt vernünftiger anzunehmen — daß es damit abgethan ſei, daß die Ueberſicht aller endlichen Verſtande zuſammen die vollkommene Ueberſicht ausmache, oder daß alle endliche Verſtande zuſammen mit ihrer unendlich vertheilten und zerſplitterten Ueberſicht nur der Abdruck eines einzigen unendlichen Verſtandes ſind, der den Zuſammenhang aller Wahrheiten wirklich ganz und gar überſieht? Dringt ſich uns nicht der Glaube auf, daß gleichſam die Kette aller Wahrheiten mit ihrem letzten Ringe am Throne eines Ewigen befeſtigt ſein möge? Wird uns nicht bei ieder neuen Einſicht in den Zuſammenhang der Wahrheiten, als wenn wir uns durch ſie dieſem Höchſten, dem Alles überſehbar iſt, mehr näherten? Fühlen wir nicht, ſo oft wir dieſes Gefühl unſerer Annäherung an ihn haben, zugleich, daß er uns durch den Trieb

nach

nach Wahrheit zu ſich ziehen wollen, und daß er uns alſo die Beſtimmung zur Wahrheit gegeben habe?

Steht es denn aber auch wirklich mit der Einſicht ſämtlicher endlichen Intelligenzen in den Zuſammenhang der Wahrheiten ſo, daß es damit abgethan ſein könne? kann man ſagen, daß alle ihre Einſichten zuſammen eine vollkommene Ueberſicht ausmachen? Ich weis doch gar nicht, wie man darauf komme, hier etwas vorauszuſetzen, das bei der erſten näheren Prüfung gleich grundfalſch erſcheint. Nicht einmahl von der Sinnenwelt machen alle menſchliche Kentniſſe zuſammen eine vollkommene Kentnis aus; vielmehr — wie unendlichwenig erkennt die ganze Menſchheit von ihr! Mit iedem neuen Aufblick zum Himmel mus man dieſen Ausruf noch herzlicher wiederholen. Wer lehrt uns erkennen, was auf ienen zahlloſen Sternen iſt? Hier könnte man freilich erwidern — wenn auf iedem Stern auch Intelligenzen ſind, ſo erkennt iede Art derſelben das auf ihrem Stern Erkennbare, und ſo wird doch Alles erkannt; — ich frage aber mit

Recht

Recht zurück — wie viel erkennen wir Erdintelligenzen denn auch wohl von dem, was auf unſerem Stern Erde erkennbar iſt? Wird es den Intelligenzen auf andern Sternen mit Erkentnis des Erkennbaren auf ſelbigen anders gehen, als uns? Wozu wäre nun das übrige Erkennbare da? Ganz und gar wäre doch z. E. kein Verhältnis zwiſchen dem, was auf der Erde erkennbar iſt, und zwiſchen dem, was auf ihr wirklich erkannt wird, wenn keine höchſte Intelligenz da wäre, welche ſich im Beſitze aller der uns unzugänglichen Erkentniſſe befände. Und — ſoll denn das höchſte Erkennbare, die Verbindung aller Sterne, vergeblich da ſein? Dis iſt undenkbar, ebenſo undenkbar, als daß es eine endliche Intelligenzenart auf irgend einem Stern geben könne, welche dis höchſte Erkennbare wirklich erkennte. Nun aber, ſo mus es ein Weſen geben, welches das Ganze überſchaut. Wie alles Uebrige, was hier in kleinen einzelnen Theilen anzutreffen iſt, ſelbſt die Elemente mitgerechnet, irgendwo im Groſſen da iſt: ſo mus auch Erkentnis, die unter uns überall im

Kleinen

Kleinen da iſt, bei einem Weſen im höchſten Groſſen anzutreffen ſein. Das Daſein ieder endlichen Intelligenz weiſet auf das Daſein einer unendlichen Intelligenz, auf ein Urbild aller Erkentnis, Wiſſenſchaft und Weisheit hin, von dem alle menſchliche und alle übrige endliche Erkentnis, Wiſſenſchaft und Weisheit nur ein ſchwacher Abglanz iſt.

Die Beſtimmung des Menſchen zur Wahrheit blos an ſich führt mich alſo allerdings ſchon auf Gott hin; nun will ich auch einen Blick auf den Gang werfen, welchen es mit dieſer Menſchenbeſtimmung auf dem Erdboden bis iezt genommen hat. — — Wer bei einzelnen Theilen der Geſchichte ſtehen bliebe, der müſte in der That auf den Gedanken gerathen, daß die Menſchen ihre Beſtimmung zur Wahrheit von ſich würfen, und daß ſie aus der Ehre, Intelligenzen zu ſein, wenig oder gar nichts machten. Man mus aber die ganze Geſchichte, ſo weit wir ſie kennen, zuſammenhalten; ſo ergibt ſichs klärlich, daß ſich die Wahrheit doch von Zeit zu Zeit mehr auf der Erde ausgebreitet habe. Harte, fürchterliche Kämpfe

ſind zwar zwiſchen Wahrheit und Irthum geführt worden; wer könnte aber, ſo verſchieden auch oft der Ausgang der einzelnen Kämpfe war, in Abrede ſein, daß die Wahrheit am Ende doch, alle Kämpfe zuſammengerechnet, die Siegerin geweſen ſei? Warum wären wir denn ſonſt ietzt in unſern wichtigſten Erkentniſſen wirklich weiter, als ie? Würde dis aber geſchehen ſein, wenn nicht ein erhabener Genius der Wahrheit über die Menſchheit wachte?

„Doch — warum nicht? Die Zeit vertritt die Stelle eines ſolchen Genius. Die Zeit allein bewirkte dis; denn ſie iſt die Feuerprobe aller Meinungen, und am Ende, wenn alle Meinungen dieſe Probe durchgegangen ſind, beſtehen nur die wahren unter ihnen. Die Menſchen rücken in ihren Erkentniſſen unaufhörlich fort; denn iede Generation fängt nicht immer wieder von vorn an, ſondern findet ſchon den hinterlaſſenen Erkentnisvorrath der vorhergegangenen Generationen, nimmt ihn in Empfang, ſichtet ihn und kann nun auf ihm fortbauen. So müſſen die Menſchen an der Hand der Zeit blos ſchon durch Irthümer zur

Wahr-

Wahrheit gelangen. Auch finden die Vertheidiger des Irthums in der Zeit ihr Grab, wie Alles; sind sie also dahin, was kann die Wahrheit, welche dem Tode nicht unterworfen ist, weiter verhindern, ihr Haupt emporzuheben?“

So scheinbar dis klingt, so reichts doch zur völligen Erklärung des Siegs der Wahrheit über den Irthum nicht hin. Die Zeit mag dadurch, daß die Menschen an ihrer Hand in ihren Erkenntnissen fortschreiten, wohl solche Irthümer zu Boden stürzen, die für die Leidenschaften gleichgültig sind; sobald aber das Herz beim Irthum ein starkes Interesse findet, biete sie alle ihre Kräfte gegen ihn auf — es hilft ihr nichts, denn die Menschen sind sich von Seiten des Herzens zu allen Zeiten gleich. Was war es denn, das von jeher und bis jetzt die eifrigsten und hartnäckigsten Vertheidiger des Irthums schuf? war es nicht der Eigennutz? Fanden nicht immer einzelne Menschen, oder auch ganze einzelne Stände, ihr Konto auf das reichlichste dabei, daß das Volk in Vorurtheil, Aberglauben, Unwissenheit und Blindheit gelassen würde? Hat dieser

nidrige

nidrige Eigennutz nicht auch in der That von Anbegin an der Aufklärung und Erleuchtung der grösseren Masse der Menschheit allen möglichen Eintrag geleistet? Was half es, daß die Verfinsterer der ablebenden Generation mitablebten? Mit der neuauflebenden Generation lebten auch neue Verfinsterer wieder auf; und so ists durch alle Generationen gegangen. Dennoch ward es nach und nach auf dem Erdboden lichter; dennoch siegte die Wahrheit immer mehr, und oft muste der Eigennutz gleichsam darum nur seine abscheulichste Höhe ersteigen, um ihr den Sieg zu erleichtern. Noch mehr; ein Freund und Verbreiter der Wahrheit stand oft gegen Tausende von Verfechtern des Irthums, die einzelne Verblender in ihren verdammlichen Bund gezogen hatten, auf; wer machte den Einen stark gegen Tausende? Es war oft schon schier um ihn geschehen, als plötzlich Umstände sich ereigneten, die ihn wie allmächtig in Schutz nahmen. Er selbst hatte diese nicht geschaffen; hätte sie aber das Ungefähr geschaffen, so ist nicht einzusehen, wie dieses gerade den einzigrechten Augenblick dazu

gesun-

gefunden hätte. Erwäge ich dis Alles, und bedenke ich, wie weit wir ſind: ſo glaube ich mit Recht ausrufen zu dürfen — Es mus ein Gott ſein — ſonſt wären wir ſo weit nicht. O daß wir eine zuſammenhangende und vollſtändige Geſchichte der Ausbreitung der Wahrheit auf dem Erdboden hätten! wer uns dieſe liefern körnte, der hätte uns gewis einen der ſtärkſten Beweiſe für Gott geliefert. — —

Doch — ich komme nun noch auf das Wichtigſte bei der Beſtimmung des Menſchen zur Wahrheit. Viel iſt allerdings ſchon in Hinſicht derſelben auf der Erde geſchehen; wie Wenig iſt aber das, was geſchehen iſt, gegen das, was noch geſchehen mus, wenn ſie nicht an ſich zwecklos ſein und die Menſchheit nicht mit ihrer eigenen Beſtimmung im Widerſpruche bleiben ſoll! Betrachte ich den Theil der Erde, wo Wahrheit ia iſt — wie klein iſt er gegen das Uebrige der Erde, wo noch der ſinnloſeſte Irthum und Aberglaube herrſcht! Sehe ich mich auch ſelbſt da um, wo Wahrheit zu Hauſe zu ſein ſcheint, wie hält man auch da mit All-

gemein-

gemeinmachung der Wahrheit noch häufig so an sich! Doch, dis Alles ist noch zu wenig gesagt; vollendete Bestimmung der Menschheit zur Wahrheit wird dann erst da sein, wenn alle Menschen in allen ihren Urtheilen übereinstimmen, und wenn es nur eine Stimme unter der ganzen Menschheit, die Stimme des Wahren, gibt.

Hier fällt mir Jemand gleich ins Wort — „Ich setze, wohin du willst; du hättest auch Recht, wenn du erst beweisen könntest, daß ein solches Reich der Wahrheit nicht etwa ein bloßer schöner Traum sei — dis kannst du aber nicht.“

Ich antworte dem Gegner unter der ehrlichen Voraussetzung, daß er selbst ein Freund und Beförderer der Wahrheit sei — — Wie? du kannst zweifeln, daß die Menschheit zu einem Reiche der Wahrheit bestimmt sei, und handelst doch selbst nach dieser ihrer Bestimmung, und so, als wenn du sie fest vor Augen hättest? Warum theilst du denn deine Meinung, welche du für Wahrheit hältst, Andern so gern mit? Warum bekämpfst und betriegst

du

du allenthalben den Irthum, wo er dir in den Weg tritt? Thuſt du denn dis etwa aus Stolz, aus Ruhmſucht, aus Rechthaberei? Dis wirſt du dir doch wohl nicht nachſagen laſſen wollen? Du arbeiteſt alſo ſelbſt auf ein Reich der Wahrheit hin; ſeine Beförderung iſt dein Zweck; wie? und du machteſt dir eine bloſſe Schimäre zum Zweck? Thu dir doch nicht ſelbſt Unrecht damit, daß du dir ſo etwas vorſpiegelſt; das, was in deinem Innern dich unwiderſtehlich drängt, für ein Reich der Wahrheit zu arbeiten, iſt auch das, was dir ein ſolches künftiges Reich der Wahrheit verbürgt. Dis fühlſt du auch — dunkel wenigſtens; und darum, nur darum arbeiteſt du auf daſſelbe hin, ſo entfernt es dir auch noch ſcheint. Wie du nun thuſt, ſo thun andere wackere denkende Männer auch. Eine ganze groſſe unüberſehbare Geſelſchaft von Weiſen arbeitet gemeinſchaftlich auf Eins hin. Dieſe kennen einander gröſtentheils gar nicht; ſie haben alſo keine Abrede getroffen, und ſtehen doch, ohne im geringſten äuſerlich verbunden zu ſein, in dem engſten Geheimbunde unter einander. Für das Reich der Wahrheit ſtreben

und

und ringen ſie Alle; dis iſt ihr allerſeitiger Zweck — wie? und alle Weiſen der Erde ſollten auf die unbegreiflichſte Weiſe darauf fallen, eine und dieſelbe Schimäre ſich zum Zweck zu machen? Iſt es nicht vernünftiger, zu denken, daß dasienige keine bloſſe Schimäre ſein könne, was ſich alle Weiſen zum Zweck machen? Es mus doch etwas ſein, das ſie dazu dringt; es mus bei allen daſſelbe ſein. Was kann dis aber anders ſein, als das Gefühl, welches Jeder von ihnen von ſeiner Beſtimmung zur Wahrheit hat? Dieſes verbürgt Jedem von ihnen die Beſtimmung der Menſchheit zu einem Reiche der Wahrheit; weil die **Beſtimmungen aller einzelnen Menſchen zuſammen zur Wahrheit** im Grunde nichts Anderes ſind, als die Beſtimmung der Menſchheit zum Reiche der Wahrheit; und ſo, nur ſo fühlen ſie ſich gedrungen, für daſſelbe zu arbeiten, weil ſie dafür arbeiten können. Geſetzt nun auch, daß es übrigens erſt nach Jahrtauſenden erſchiene, ſo glauben ſie doch, daß zur endlichen Erſcheinung deſſelben auch auf ihren entfernteſten Beitrag gerechnet ſei.

So

So wahr es alſo iſt, daß ieder einzelne Menſch durch ſeine Denkkraft zur Wahrheitbeſtimmt ſei: ſo gewis mus auch ein Reich der Wahrheit für die Menſchheit im Ganzen beſtimmt ſein — ein Zuſtand, worin Jeder nach Wahrheit ſtrebt, Jeder die Warheit erhält, und Jeder bei der Wahrheit ſeine Ruhe findet. Ich gebe übrigens gern zu, daß das Bild hiervon nicht überzeichnet werden müſſe. Es gibt nothwendige Wahrheit, Wahrheit, die alle Menſchen brauchen; es gibt aber auch Wahrheit in Menge, die immerhin nur Sache Weniger bleiben kann, welche die Spekulation lieben. Und ſo kann auch mitten in einem Reiche der Wahrheit dennoch die gröſſeſte Mannigfaltigkeit und Verſchidenheit der Menſchen in Anſehung des Reichthums an Erkentnis des Wahren Statt finden. Nur für das, was ieder Menſch als Menſch an Wahrheit braucht, mus auch ieder Menſch Sinn haben, und es mus ihm ſolches wahrhaftig zu Theile werden. Ebenſo mus auch in Anſehung aller Erkentniſſe, welche im Reiche der Wahrheit wirklich da ſind, unter denen, die ſie beſitzen, Uebereinkunft

Statt finden; damit man mit Wahrheit sagen könne, daß die Wahrheit herrsche.

Wann und wie nun ein solches Reich der Wahrheit für die Menschheit kommen solle, ist auf der andern Seite gar nicht abzusehen, wenn — kein Gott ist. Was ists denn, das selbiges noch immer zurückhält? Dis, daß die Menschen in Masse noch zu nidergedrückt leben, als daß sie sich weiter um richtige Erkentnis bekümmern sollten, als in so fern es ihren sinnlichen Zustand betrift, und daß denen, welche sich weiter um sie bekümmern, in Masse noch die Wahrheit vorenthalten wird. Jene drückt die Natur und der Lauf der Dinge nider; wer kann hier helfen, als ein Wesen, das über die Natur und über den Lauf der Dinge gebietet? Ich sehe nicht ein, wie iene Millionen in den untersten Ständen allerwärts sich mit ihrer Denkkraft an weiter etwas, als an grobe Sinnlichkeit und an blosse Befridigung ihrer thierischen Bedürfnisse, machen sollen, so lange sie die halbthierische Erziehung bekommen, welche sie bekommen, und so lange ihnen die oft nur kümmerliche Befridigung ihrer Bedürfnisse lebenslang vollauf zu denken macht.

Das

Das Schickſal mus warlich erſt nach ganz anderen Regeln zu handeln anfangen, ehe hier eine verbeſſernde Veranderung von Belang zu erwarten ſteht. Iſt Keiner, der das Schickſal regirt, o wehe der armen Menſchheit! ſo geht die Sache ewig in dem empörenden Gleiſe fort. Noch weniger ſehe ich ein, wie jene ebenfals groſſe Menſchenmenge, die in den traurigſten Zonen lebt, und deren Denkkraft daſelbſt faſt ganz verbuttet, iemals auch nur die geringſte Empfänglichkeit für höhere Wahrheit erhalten ſolle. Iſt keine andere Natur für die Menſchheit zu erwarten, ſo bleibts ihr auf immer unmöglich, im Ganzen als nur einigermaſſen aufgeklärte Intelligenzenrace zu erſcheinen; was iſts aber mit dieſer Erwartung, wenn es keinen Herrn des Univerſums gibt, der vielleicht noch einen andern Stern für uns hat? Was aber die gleichfals zahlloſen Menſchen betrift, welchen die Wahrheit, nach der ſie wirklich Verlangen haben, noch immer vorenthalten wird — wie kann man darauf rechnen, daß der Verfinſterungsſucht, die von ieher gewütet hat, ohne höheren Beiſtand ie

ein Ende gemacht werden werde? Ihre schändlichen Triebfedern werden immer bleiben, und so wird sie auch, wie sie immer zu herrschen gesucht hat, immer zu herrschen suchen. Nur, wenn ein allmächtiger Weiser über die Menschheit waltet, ists zu hoffen, daß, wie alle Hindernisse der Wahrheit, so auch dieses, welches unter ihnen das abscheulichste ist, beseitigt werden werde, wenn seine Zeit erst kommen ist. Eben dasselbe gilt auch von der nothwendigen allgemeinen Uebereinkunft in den Erkentnissen unter denen, welche sie besitzen. Es ist gleichfals nicht einzusehen, wie bei der Verschidenheit der Geistesfähigkeiten, die durchgängig angetroffen wird, ie ein Einverständnis in den Meinungen Statt finden werde, wenn nicht auch ein höchster Geist noch durch irgend eine vollkommenere Anstalt es bewirkt, daß Jeder in Betref dessen, was er weis, das Wahre wisse, und daß es sonach nur eine Stimme, die Stimme des Wahren, gebe, die die ganze Menschheit bei ihren Urtheilen über eins und dasselbe leitet.

Wie mir also die Bestimmung des Menschen zur Wahrheit ein Reich der Wahrheit ver-

verbürgt, ſo verbürgt mir das Reich der Wahrheit auch Gott. Nun denke ich an iene geheime, ſich unter ſich ſelbſt nicht einmahl kennende Geſellſchaft der Weiſen, die für das Reich der Wahrheit arbeiten, noch einmahl zurück, und finde es ſehr natürlich, daß ſie unter einem gemeinſchaftlichen Oberhaupte ſtehe. Nun ſtelle ich mir ienen oberſten Geiſt vor, wie er die Arbeiten aller dieſer groſſen Geiſter unter allen Himmelsſtrichen und in allen Jahrhunderten zu ihrem erhabenen Ziele hinleitet. Der Beweis für Gott aus der Sinnenwelt kommt mit ſeiner Kraft, die ſchon auf mich wirkte, dazu, und ſo wird mein Glaube an Gott aus der Beſtimmung des Menſchen zur Wahrheit noch ſtärker. Ich finde hier in der überſinnlichen Welt, in ſo fern ſie die Welt des Wahren iſt, Alles wieder ſo, wie dort. „Suche richtig zu erkennen“ — dieſe gebietende Stimme in meinem Innern iſt dieſelbe Stimme, welche das groſſe „Es werde“ überall in der Natur ſpricht. Denkgeſetze, wie Naturgeſetze — wer dieſe gab, gab auch iene. Ausgemachte Wahrheiten, wie allgemeine Naturkräfte — weſſen urſprüngli-

ches Eigenthum dieſe ſind, dem ſind auch iene von Ewigkeit her ausgemacht. Und — Zweckmäſſigkeit in den Anſtalten für das Reich der Wahrheit, wie in allen Anſtalten im Reiche der Natur; Zweckmäſſigkeit ſogar in der Verſchidenheit der Meinungen und im Streite über ſie, weil hierdurch, nur hierdurch die Menſchen auf das menſchlichſte zur Wahrheit vorgeleitet werden konnten. Derſelbe unendliche Verſtand, welcher die Zwecke in der Natur ſetzte und ihnen Alles gemäs einrichtete, ſetzte auch den groſſen Zweck des Reichs der Wahrheit und dirigirt die Erreichung deſſelben. An der Sinnenwelt konnten die Menſchen nicht mitſchaffen — darum ward ſie ohne ſie vollkommen; an der Wahrheitswelt aber ſollten ſie als Intelligenzen mitſchaffen — darum iſt dieſe noch nicht vollkommen, ſie wird aber unter der Leitung der höchſten Intelligenz auch einſt vollkommen werden, wie iene. — Heil mir am Schluſſe dieſer Betrachtung! Ich bin durch meine Denkkraft zur Wahrheit beſtimmt, und ſo wahr dis iſt, ſo wahr iſt ein Gott.

# Dreizehnte Betrachtung.

## Beweis für Gott aus der Beſtimmung des Menſchen zur Tugend.

Die überſinnliche Welt iſt aber auch die Welt des Guten. In dieſer wirkt die Willenskraft, wenn die Denkkraft vorher geübt worden iſt, oder der Wille, in ſo fern er durch den Verſtand beſtimmt wird. Es kann nicht ſein, daß eine Intelligenz ihre eingeſammleten Erkentniſſe todt aufbewahre; die praktiſchen unter ſelbigen werden durch ſich ſelbſt lebendig und verwandeln ſich in Geſinnung. Geſinntſein heiſſt Wollen, und die Tendenz des Wollens, oder der Willenskraft, geht auf Wirken, auf freies Wirken, auf Selbſtthätigkeit. Der Wille ſtrebt hervorzubringen, und zwar den Ideen gemäs, die der Verſtand ihm reicht, und die man alſo Zwecke nennen kann.

Man

Man nennt es freilich wohl auch ein Wollen, wenn das Kind ſchon nach Allerlei verlangt; eigentlich ſollte man dis aber nur ſinnliches Begehren nennen, das es in ſeinem blos noch thieriſchen Zuſtande mit allen Thieren gemein hat. Die Grundlage davon ſind die ſinnlichen Triebe, und der Reitz, welchen die ſinnlichen Gegenſtände für dieſe haben. Wille im eigentlichen Verſtande iſt nur Eigenthum des Menſchen und ruhet auf Uebung der Denkkraft. Ihm kommt daher auch Unabhängigkeit von den ſinnlichen Trieben und vom ganzen Zudrange der äuſerlichen Sinnenwelt zu. Nach Erkentniſſen richtet er ſich, und ſo ſoll er ſeine Freiheit dadurch behaupten, daß er ſich nur auf das erkannte Gute richte. Dis iſt die Beſtimmung des Menſchen zur Tugend. Es iſt ein und daſſelbe Gebot — ſei rechtſchaffen — und — ſuche richtig zu erkennen; denn was heiſſt — ſei rechtſchaffen — anders, als — neige dich zum Richtigerkannten —? Mithin hört ieder Menſch auch dieſes Gebot, ſobald er zu moraliſchen Erkentniſſen gelangt. Wie er die erkannten

ſpekula-

ſpekulatiſen Wahrheiten glauben ſoll, ſo ſoll er die erkannten praktiſchen Wahrheiten thun.

Ich habe ſchon geſagt, daß die ſinnliche Welt für die überſinnliche da ſei, daß eine Intelligenz erſt durch Moralität vollkommen werde, u. ſ. w. So behaupte ich auch hier wieder, daß das bloſſe Intelligente am Menſchen für ſein Moraliſches da ſei. Das höchſte Ueberſinnliche am Menſchen iſt ſein Sittliches; Moralität iſt die Krone des Univerſums. Nur mus ich hier bemerken, daß es zweierlei ſei, blos ein moraliſches Weſen zu ſein, und moraliſchgut zu ſein; moraliſch ſein heiſſt ſeinen Willen ſelbſt richten können, moraliſchgut ſein aber, ſeinen Willen auf das Gute richten. In beiden Bedeutungen pflegt es genommen zu werden, wenn man von Moralität ſpricht, und daher viel Irrung; ich nehme dieſes Wort in der letzteren. Kein Wunder alſo, wenn auch aus der Beſtimmung des Menſchen zur Moralität, oder zur Tugend, ein Beweis für Gott geführt wird; und da in unſern Tagen Alles auf dieſen Beweis gebauet wird, ſo will ich ihn ſorgfältigſt unterſuchen. Die Hauptſache

ſache dabei iſt, daß ich ſeine eigene Kraft nicht mit der Kraft, welche die vorigen Beweiſe ſchon auf mich ausgeübt haben, verwechſele, und daß ich nicht die Ueberzeugung, welche dieſe ſchon bei mir gewirkt haben, ihm etwa zuſchreibe; wie dis offenbar ietzt bei Vielen der Fall zu ſein ſcheint.

Ich habe Viel über den Beweis für Gott aus einer moraliſchen Weltordnung geleſen; ich habe aber auch gefunden, daß man über den Begrif derſelben nichts weniger, als einig, ſei. Ohne hier weiter derer zu erwähnen, welche die moraliſche Welterdnung für Gott ſelbſt halten — als worüber ich mich ſchon oben erklärt habe, und wovon hier, da es blos auf den Beweis aus dieſer Ordnung für Gott angeſehen iſt, nicht weiter die Rede ſein kann — ſo verſteht man unter ihr bald das Sittengeſetz ſelbſt, das iedem Menſchen ins Herz geſchrieben ſei, und nach welchem ieder Menſch zu handeln ſich gedrungen fühle, bald die Veranſtaltung, daß der Zweck des Sittengeſetzes gewis erreicht werde, und daß endlich doch überall das Gute gelinge, bald auch den

Plan

Plan in ſeiner Ausführung, daß Jeder die ſeiner Befolgung des Sittengeſetzes, oder ſeiner Tugend, angemeſſene Glückſeligkeit genieſſe. Ich umfaſſe dis Alles mit der Beſtimmung des Menſchen zur Tugend, und will Jedes davon beſonders durchgehen.

Zuförderſt alſo das dem Menſchen ins Herz geſchriebene Sittengeſetz ſelbſt, nach welchem zu handeln er ſich gedrungen fühlen ſoll — oder das moraliſche Gefühl — oder das Gewiſſen — wie man es nennen will. — Steht es denn auch um dis Alles wirklich ſo, wie gemeinhin ohne Weiteres für wahr angenommen wird, nehmlich ſo, daß es als ſeparat von der Vernunft, und als für ſich beſtehend, gedacht wird?

Es iſt ia doch ein eigener Ausdruck, daß uns ein Geſetz ins Herz geſchrieben ſei; geſchrieben iſt im Grunde gar nichts in uns. Ich würde dieſe Bemerkung, die man kaum einem Kinde erſt machen darf, auch gar nicht einmahl machen, wenn nicht bei Gelegenheit des Sittengeſetzes auf das Geſchriebenſein deſſelben in uns ein ganz beſonderes Gewicht gelegt

gelegt würde. Es iſt etwas in den Menſchen geſchrieben — dis ſoll nichts Anderes ſagen, als daß der Menſch als Intelligenz darauf kommen müſſe. Auf ſolche Art iſt dann auch das Sittengeſetz allerdings in uns geſchrieben, aber — ins Herz? „Aus dem Herzen kommen arge Gedanken“ — wie ſtimmt dis damit? Man ſollte doch alſo lieber ſagen, daß das Geſetz in unſer Inneres geſchrieben ſei; und da heiſſt dann dis wieder weiter nichts, als daß der Menſch, der als Intelligenz durch Anwendung ſeiner Denkkraft auf Wahrheit überhaupt kommt, auf moraliſche Wahrheit vorzüglich kommen mus, die alsdann vermöge ihrer eigenen Natur und ohne ſein Zuthun in ihm lebendig wird, auf ſeinen Willen wirkt und ihm Geſinnung vorſchreibt, ſo, daß es ihm vorkommt, als ſei die vorgeſchriebene Geſinnung etwas unmittelbar ihm Gegebenes und in ſein Herz Geſchriebenes; es iſt aber blos die Vernunft, die ihm ſolches ins Herz ſchreibt. So bediente ſich dann auch zwar Paulus des Ausdrucks, daß das Geſetz den Heiden ins Herz geſchrieben ſei, er that dis aber nur in

Hinſicht

Hinſicht auf das geſchriebene Judengeſetz, und wollte damit blos anzeigen, daß ienes ſo deutlich und ſo leſerlich ſei, wie dieſes; und was er unter dem Herzen, wohin es geſchrieben ſei, verſtanden, iſt dadurch ſehr klar, wenn er von Gedanken, die ſich unter einander verklagen, oder entſchuldigen, d. h. von Urtheilen der Vernunft über Recht und Unrecht, redet. Alſo auch Paulus gab die Vernunft als die Quelle des Sittengeſetzes an. Man mag auch dieſes Geſetz unter einer Formel ausdrücken, unter welcher man will, ſo mus man ſich überzeugen, daß man nicht durch das Herz, ſondern durch den Kopf, darauf komme. Lautet die Formel ſo — „Handle vernunftmäſſig“ — mus uns alsdann die Vernunft nicht erſt ſagen, wie wir handeln müſſen, wenn wir ihr gemäs handeln wollen? mus ſie uns nicht ſogar erſt ſagen, warum wir ihr überhaupt gemäs zu handeln haben? Lautet die Formel ſo — „Setze dir das allgemeine Beſte zum Zweck“ — mus uns nicht da die Vernunft ebenfals erſt Unterricht darüber geben, wie wir das allgemeine

gemeine Beſte befördern? mus ſie uns nicht auch ſogar erſt davon überzeugen, daß wir dieſes befördern müſſen? Lautet die Formel ſo — „Thu das Gute, weil es Gutes iſt“ — ſo weis ich ja auch im geringſten nicht eher, was gut ſei, bis mich die Vernunft über den Unterſchied des Guten und Böſen belehrt hat.

Nicht anders verhält es ſich mit dem Ausdrucke — ſittliches Gefühl. Seine Pflichten fühlen — nun, das mag ſein; aber — ſeine Pflichten durch das Gefühl bekommen — was denkt man ſich hierbei? Wie können wir eher etwas als Pflicht fühlen, als wir es für Pflicht erkannt haben? Alſo — blos durch die Vernunft bekommen wir Unterricht über unſere Pflichten — durch ſonſt nichts. Sollte das Gefühl als Gefühl die unmittelbare Quelle ſein, aus der wir unſere Pflichten zu ſchöpfen hätten, worauf könnten Schwärmer nicht verfallen! Und, wenn ſie dann vollends ihr Gefühl für Stimme Gottes erklärten, zu welchen Thor- und Tollheiten gegen ſich und gegen Andere könnten ſie dadurch verleitet werden! Hat denn die Geſchichte

ſchichte der Schwärmer nicht auch in der That unzählige Beiſpiele hiervon aufzuweiſen? Man wirft es denen, welche Gott in der Natur hören wollen, wohl vor, daß ſie ſtatt der Stimme Gottes in ſelbiger die Neigungen in ihrer Bruſt hören könnten; würde dis aber nicht noch weit mehr geſchehen, wenn wir die Stimme Gottes blos in unſerem Herzen, oder Gemüthe, hören wollten? Man baue noch ſo viel auf das moraliſche Gefühl, man nenne es ſogar unwandelbar; ſo kann es doch nur unwandelbar durch die davon unzertrennliche Vernunft, durch die unwandelbaren Wahrheiten, ſein, welche die Vernunft dem Gefühle erſt anzuſchauen gibt. Keine von allen moraliſchen Wahrheiten kann ſich dem Gefühle unmittelbar offenbaren; ſie müſſen Alle erſt in der Vernunft ſein, ehe ſie ſich dem Gefühle ankündigen; ſie haben mit allen ſpekulatiſen Wahrheiten einerlei Urſprung, und unterſcheiden ſich blos dadurch von dieſen, daß ſie in Gefühl übergehen, lebendig werden, und dem Willen Geſinnungsarten vorſchreiben.

Sogar

Sogar der Ausdruck — Gewiſſen — weiſet auf Vernunft zurück. Er deutet auf Bewuſtſein deſſen, was man weis; kann man denn auch Bewuſtſein von dem haben, was man nicht weis? Erkentnis von etwas mus erſt vorhergehen, ehe man ſich daran erinnern kann. Alſo — auch Gewiſſen gäbe es nicht ohne Vernunft; Gewiſſen iſt an ſich ſelbſt nichts Anderes, als Anwendung der erkannten moraliſchen Wahrheiten zum Urtheile über unſere eigene Handlungsweiſe.

Ich ſtelle mir daher die Sache mit dem ins Herz geſchriebenen Geſetze, mit dem ſittlichen Gefühle und mit dem Gewiſſen ſo vor — — — Die Tendenz der Denkkraft geht auf Erkennen; ſuche richtig zu erkennen, forſche nach Wahrheit, iſt und bleibt unſer erſtes Gebot. Da iſt es dann nun begreiflich, daß ſich die Vernunft bald vorzüglich mit dem praktiſchen Erkennen, mit Erkennen der Wahrheit für's Leben, beſchäftigen werde. Das praktiſche Wahre heiſſt — Gutes; die Vernunft lehrt uns alſo bald Gutes vom Böſen unterſcheiden. Hat ſie dis gethan, ſo weiſet ſie uns auf das

unter-

unterſchiedene Gute hin, ermahnt uns dazu, und wiederholt ihre Ermahnungen ſo oft, daß wir bald nur den erſten Ton davon hören dürfen, um das Ganze gehört zu haben. Endlich zieht ſie uns auch zur Verantwortung darüber, ob wir das Gute wählen, oder nicht, und fällt, je nachdem ſie es findet, entweder ein Belobungs- oder ein Misbilligungsurtheil über uns. Es iſt immer eine und dieſelbe Vernunft, welche die drei Akte verrichtet. Beim erſten Akt kann man ſie das ins Herz geſchriebene Geſetz nennen — beim zweiten das moraliſche Gefühl — beim dritten das Gewiſſen.

Will man ſich beſonders das moraliſche Gefühl recht vorſtellen, ſo ſtehts ſo damit — — Wenn wir die Anweiſungen und Ermahnungen der Vernunft ſchon oft gehört haben, es mag ſie übrigens uns unſere eigene, oder eine fremde Vernunft geben, ſo denken wir uns ſelbige in vorkommenden ähnlichen Fällen nicht mehr deutlich, ſondern nur dunkel; wir erklären uns aber aus Routine ebenſo verbunden, darnach zu handeln, als wenn wir ſie auf das

deutlichſte und zum erſten mahle hörten. Wer weiter etwas unter dem moraliſchen Gefühle verſteht, der mus ſein eigenes moraliſches Gefühl noch nie recht analiſirt haben; wer vollends die ganze menſchliche Moralitätsſache mit dem Gefühle anfängt, der verkehrt gar die ganze überſinnliche Natur des Menſchen.

Ich habe daher auch bemerkt, daß einige neuere Philoſophen, ſtatt von einem Gefühle des Sittengeſetzes auszugehen, lieber von einer Anerkennung deſſelben ausgegangen ſind; welches auch gewis der einzigrechte Weg iſt. Auffallend aber iſts, wenn dieſelben Philoſophen hernach dem Sittengeſetze ſelbſt wieder eine der unleidlichſten Deutungen geben. Das Geſetz, heiſſts, laute eigentlich ſo — „Handle ſiſtematiſch;“ dis ſei das Geſetz rein und in der höchſten Abſtraktion. Daß wir Menſchen gerade ſiſtematiſch zum allgemeinen Beſten handeln ſollen, ſei dabei blos etwas Zufälliges. Bei vernünftigen Weſen von anderer Natur würde auch ein anderes Siſtem herauskommen; genug, wenn nur die ſiſtematiſche Einheit bliebe.

Wenn

Wenn alſo ſolche Naturen möglich wären, deren Triebe nicht durch Luſt, ſondern durch Unluſt, befridigt würden, und die nach Uebelſein ſtrebten, ſtatt daß wir nach Wohlſein ſtreben, ſo würde die Beförderung des allgemeinen Elends für ſie Geſetz ſein, wie für uns die Beförderung des allgemeinen Wohls. Dis ſoll dann die Urſache ſein, warum wir das Sittengeſetz kein materiales, ſondern ein formales nennen müſten. . . . Der Urheber dieſer Sätze nennt ſie nun zwar ſelbſt wunderlich, ſpricht ſie aber doch von Widerſpruch frei; zum Beweiſe, daß ſie dis wären, ſoll ein noch wunderlicherer Satz dienen, nehmlich, daß ſich doch wohl Niemand rühmen werde, a priori einzuſehen, warum eben mit dem Hunger Schmerz, und mit der Sättigung Vergnügen, verbunden ſei, und warum die Verbindung nicht gerade umgekehrt ſei. . . . Difficile eſt, Satyram non ſcribere — möchte man doch hier warlich ausrufen. Ich will nicht in Erwähnung bringen, wie inkonſequent gehandelt es ſei, wenn man erſt nicht einmahl vom Wohlſein überhaupt bei der Tugend gere-

bet haben will, und hernach doch auf das grob-sinnlichste Wohlsein, auf Essen, provocirt, um nur einen wunderlichen Begrif von der Tugend zu behaupten; sondern — sieht denn nicht ieder Mensch, der nicht blos Hunger fühlt, sondern auch zu erklären weis, was Hunger sei, a priori ein, warum Hunger Schmerz machen müsse? Und — welche Widersprüche, nach Uebelsein streben — allgemeines Uebelsein aus Pflicht befördern sollen, u. s. w.! In der That, wenn Alles, was aus der höchsten Abstraktion herauskommt, von ähnlichem Gelichter ist, wem müste nicht die höchste Abstraktion als das Entbehrlichste, Unnützeste, ia, Verwirrteste, vorkommen, sobald er noch auf Menschenvernunft Anspruch machen will?

Nach Masgabe dessen, wie ich nun über das moralische Gefühl urtheilen mus, mus auch mein Urtheil über dasselbe, als Gottesgefühl, ausfallen. Es sei ein Gottesgefühl, wie das Wahrheitsgefühl, ia; aber nur ist es nicht die Quelle, noch weniger die einzige Quelle unseres

unſeres Gottesglaubens. Nimmermehr kann ich unterſchreiben, daß die Beziehung der Gottheit auf unſer ſittliches Gefühl das erſte ſchlechthin unmittelbare ſei, und daß es Schwäche ſei, das Gefühl der Gottheit erſt von Begriffen der Gottheit abhängig machen zu wollen. Es ſei genug an dem, was hierauf ſchon geantwortet iſt — „Wenn, ſpricht ein ächter Philoſoph, der Glaube an Gott auf dem Gefühle ſeiner Beziehung zu unſerer Sittlichkeit beruhen ſoll, kann dis Gefühl richtig ſein, wenn nicht ein richtiger Begrif von Gott vorhergeht? Muß man nicht die Gottheit erſt kennen, ehe ihre Beziehung auf unſer ſittliches Gefühl ſich offenbaren ſoll?“ — Und, ſo iſts dann auch, man kommt erſt auf den Gottesgedanken, es ſei auf welche Art es wolle — dann fühlt man die Beziehung Gottes zu ſeiner Sittlichkeit — und dann, dann drückt man den Gottesgedanken noch feſter an ſein Herz und noch tiefer in ſein Herz. Menſchen, die in hohem Grade moraliſchgut ſind — Edlen, die von Enthuſiasmus für die Tugend

glühen, kann es so vorkommen, als wenn sie durch ihr moralisches Gefühl Gott erst gefunden hätten — sie täuschen sich aber selbst; eigentlich wollen sie nur sagen, daß Gott, an den sie schon glaubten, sich durch ihr moralisches Gefühl ihnen gleichfals offenbare.

Hierdurch verliehrt iedoch der Beweis für Gott aus der übersinnlichen Welt, insofern diese die Welt des Guten ist, gar nichts an seinem Werthe; er erscheint nur in einer andern Gestalt, und nicht als der erste, noch weniger als der einzige. So viel aber ist gewis — wenn die Sinnenwelt für die übersinnliche Welt da ist, wenn in der übersinnlichen Welt das Intelligente wieder für das Moralische da ist, wenn Moralität die Krone des Universums ist: so setzt auch der Beweis für Gott aus der Bestimmung des Menschen zur Tugend allen anderen Beweisen für Gott die Krone auf. Nur, wie es keine moralische Welt ohne intelligente Welt gäbe: so gäbe es auch keinen Beweis für Gott aus dem in uns geschriebenen Gesetze, wenn es keine Vernunft gäbe, die dis Gesetz erst schriebe; und, wie es keine übersinnliche

Welt

Welt gäbe, wenn es keine Sinnenwelt gäbe: ſo würde auch kein Beweis für Gott aus der überſinnlichen Welt geführet werden, wenn nicht der Beweis für Gott aus der Sinnenwelt erſt geführt worden wäre. — —

Und nun zur Sache! — Ich nehme das in uns gebietende Sittengeſetz, oder das Geſetz, richtig zu handeln, wie wir richtig zu erkennen ſuchen ſollen, unter der Formel an — Setze dir bei allen deinen Willensbeſtimmungen das allgemeine Wohl zum Zweck. Anzunehmen aber auch, daß dieſes Gebot das höchſte Princip ſelbſt ſei, oder daß es uns unmittelbar gegeben ſei, kann ich mich durchaus nicht entſchlieſſen; denn ich kann zeigen, wie es uns durch die Vernunft gegeben werde, und wie es alſo wieder ein Princip habe. Unſere Denkkraft, deren natürliche Tendenz auf Erkennen geht, läſſet uns ſehr bald auch erkennen, daß wir zu einer Weſenart gehören, welche geſelſchaftlich lebt; daß hieraus auch ein geſelſchaftliches Intereſſe entſtehe, ohne das ſie nicht beſtehen kann; und daß dieſes ebenfals

ſchlech-

ſchlechterdings nicht wohl beſtehen könne, wenn nicht Jeder zu ſeinem Theile Alles thut, was er kann, um daſſelbe zu befördern. Man nennt das geſellſchaftliche Intereſſe auch das allgemeine Wohl; und ſo, ſo dringt ſich uns das Gebot, uns überall das allgemeine Beſte zum Zweck zu ſetzen, erſt auf — ſo dringt ſichs uns aber auch ſchlechterdings auf. Kaum hören wir dis heilige Gebot, ſo fühlen wir uns auch ſchon als eine höhere Art von Weſen, die auf der Erde ihresgleichen nicht weiter hat. Was bei den Thieren die Liebe der Alten zu ihren Jungen betrift, ſo iſt dis nichts, als Inſtinkt, der bald vorüber geht; und was die in wirklicher fortdauernder gröſſeren Geſellſchaft lebende Thierarten anbelangt, ſo iſt Alles, was wir von Arbeiten für das allgemeine Wohl an ihnen bemerken, ebenfals nichts weiter, als Inſtinkt. Der Zweck, für das allgemeine Wohl zu arbeiten, iſt ihnen von der Natur geſetzt, wie dem Safte im Baume, das allgemeine Beſte aller Zweige zu befördern; wir aber ſetzen uns ihn erſt nach Erkentnis der Lage unſerer Weſenart ſelbſt.

Wir

Wie Viele, wie Unzählichviele von uns arbeiten nicht zu dieſem Zweck! Wäre er uns von der Natur geſetzt, ſo müſten dieſe Alle auch nach Bienenart zu demſelben arbeiten. So aber ſetzt ſich der Menſch ihn ſelbſt, und ſie — ſie wollen ihn ſich nicht ſetzen. Indem wir nun das heilige Gebot befolgen wollen, ereignet ſichs zehenmahl für einmahl, daß wir Schaden davon für unſere eigene Perſon erblicken, und daß wir unſer Privatbeſtes hintenanſetzen, oder gar aufopfern ſollen. Da entſtehen die härteſten Kämpfe zwiſchen unſerer ſinnlichen und ſittlichen Natur. Dennoch verliehrt das heilige Gebot dadurch an ſeiner Heiligkeit nichts, und wir müſſen eingeſtehen, daß wir es bei dem Allen doch zu befolgen haben. Ja, wir müſſen, wenn wir es auch übertraten, zugeben, daß wir falſch dadurch gehandelt. Mus der Menſch hier nicht ebenfals fühlen, daß ihn durch das moraliſche Geſetz ein höherer Hauch anwehe? Mus er, da ihn ſeine ſittliche Beſtimmung, ſein Gefühl davon, das er ſchlechterdings nicht zerſtören kann, ſo lange ſeine Vernunft nicht zerſtört wird, in eine weit erha-

benere

höhere Klasse von Wesen setzen, als die übrigen sind, nicht ein höchstes Wesen ahnen, das im Besitze der Tugend, wie im Besitze der Wahrheit, ist, dem er ähnlich zu werden bestimmt ist, das ihn auf solche Weise zu sich hinzieht, und dessen schwacher Abdruck er durch Anerkennung des Werths der Tugend, durch Wunsch, tugendhaft zu sein, und durch Freude darüber, wenn er tugendhaft wird, ist? — — Wie noch weit schneller aber wird er auf alle diese Vorstellungen kommen, wenn er schon zur Erkentnis Gottes anderweit gelangt ist! Nun ists derselbe Gott, der die Naturgesetze und die Denkgesetze gab, welcher auch der Urheber des Sittengesetzes ist. Er findet den unendlichen Verstand, welchen er in der Sinnenwelt und in der übersinnlichen inteiligenten Welt antraf, auch in der übersinnlichen moralischen Welt wieder, und zwar im höchsten Glanze wieder, und — glaubt nun noch weit herzlicher an ihn, als zuvor. Dabei kann es dann auch nicht fehlen, daß uns in Ansehung der Tugend ähnliche Betrachtungen sich aufdringen, wie in Ansehung der Wahrheit. Alle moralische Gesinnungen

ſinnungen ſtehen ebenfals im Zuſammenhange; wo iſt der, der ſie alle an ſich aufnieſet? Sollten alle endliche Tugendſinne zuſammen nicht der Abdruck eines unendlichen Tugendſinnes ſein? Sollte Tugend, die überall in kleinen Portionen da iſt, nicht irgendwo in gröſſeſter Maſſe anzutreffen ſein? Sollte, da ſchon ein Menſch ſittlich vollkommener iſt, als der andere, nicht auch ein Weſen ſein, das die höchſte moraliſche Vollkommenheit hätte, und das das Urbild aller Tugenden wäre? Sollte, da es der Erde nicht an Beförderern des allgemeinen Wohls auf ihr gebricht, wie es dann auch in dem andern einzelnen von Intelligenzen bewohnten Sterne nicht daran gebrechen wird, es nicht auch eine oberſte Intelligenz geben, die an der Spitze des allgemeinen Wohls des Univerſums ſtände?

So die Sache hingeſtellt, glaube ich, daß der Beweis für Gott aus der Beſtimmung des Menſchen zur Tugend durch das Pflichtgebot ſo eingeleitet ſei, daß Niemand mit Grund etwas dagegen einwenden könne; freilich aber wird er weiterhin nur ſtärker. — —

Ich

Ich lese in einer der Schriften, welche mir mein Freund mitgetheilt, die schönen Worte — „Es gibt eine moralische Weltordnung, und eine Gottheit, welche die Welt nach moralischen Gesetzen leitet.“ Jeder hört gleich, daß hier unter moralischer Ordnung nicht das Moralgesetz selbst, sondern vielmehr die Beförderung desselben, oder die Anstalt, daß es dem durch das Gesetz vorgeschriebenen Guten auch gelinge, gemeint sei. Noch einmahl nenne ich dieses Glaubensbekentnis schön; so, wie ich überhaupt gestehe, daß mich die neuere Auseinandersetzung der moralischen Weltordnung oft himmlisch entzückt habe. So ins Klare war diese allergrösseste Sache der Menschheit noch nicht gebracht; dis müssen auch die blindesten Zeloten, welche schon mit Steinen in der Hand da standen, bei abgekühlterem Blute zugestehen. Nur zweierlei habe ich oft bei meiner neuesten Lektüre gewünscht. Das Eine ist, daß man sich aus Manchem unserer Philosophen besser möchte vernehmen können, ob er annehme, daß iezt schon moralische Weltordnung gehandhabt

habt werde, oder nicht. Alles erst bei Beweisfang Gottes auf sie stellen, und hernach wieder sagen, daß uns in der Welt zehen Werke des Satans gegen ein gelungenes Gutes begegneten, macht doch wirklich über den auf solche Art bewiesenen Gott irre. Das Andere ist, daß diejenigen, welche erst von einer vollkommenen moralischen Weltordnung zu seiner Zeit, oder von einem noch bevorstehenden Reiche Gottes, so hinreissend reden, nicht am Ende wieder an der wirklichen Erscheinung eines solchen Reichs zweifeln, und weiter nichts zu hoffen übrig lassen möchten, als, daß es allenfals ebensogut möglich sei, daß es komme, als, daß es nicht komme. Hier schüttelt der Rechtschaffene, welcher doch aufgefordert ward, den einzighaltbaren Beweis für Gott zu hören, mit Recht sein Haupt. Doch — hernach Mehr hierüber! Jetzt weiter zur Sache!

Der Mensch ist zur Tugend bestimmt — dis kann nicht blos heissen, daß er sich das allgemeine Beste zum Zweck setzen müsse, sondern es mus auch anzeigen, daß dieser Zweck durch

Besol-

Befolgung des Sittengesetzes, das ihn dazu auffordert, für ihn erreichbar sei. Sonst würde er ein Geck durch seine Tugend, und es käme ebenso heraus, als wenn es Pflicht für ihn wäre, ohne Kopf zu handeln. Da es aber die Vernunft ist, welche ihm dieses Gesetz diktirt, so kann diese auch nicht zugleich Unvernunft sein. Wie steht es nun aber in der Welt um die Erreichung des grossen Zwecks des Sittengesetzes? wie steht es um den Erfolg solcher Handlungen, welche ausdrücklich auf Beförderung des allgemeinen Wohls abzielen? Hiervon hat man in den neuesten Zeiten die traurigsten Schilderungen entworfen, und das Allertraurigste dabei ist, daß die neuesten Zeiten selbst so viel Wahrheitsbelege dazu liefern. Ob denn denen, welche diese Schilderungen entwarfen, gar nicht dabei einfiel, daß sie um so mehr die Ordnung in der Sinnenwelt hochschätzen müsten, ie weniger nach ihrer Meinung noch moralische Weltordnung da sei? Ich habe diese Frage schon einmahl gethan; aber hier ist sie doch wohl der Wiederholung dreifach werth. Mich wenigstens haben diese tragischen Beschreibungen der moralischen Welt in meiner

alten

alten Bewunderung der Ordnung in der Natur aufs neue geſtärkt; ia, ſie haben mich zugleich aufs neue überzeugt, daß man den Beweis aus dieſer für Gott doch ia nach, wie vor, bei Erweiſung der Gottheit zum Grunde legen möge. Ebenſo habe ich mich auch ſchon darüber erklärt, daß ich, ſtatt daß ſonſt unſere Mahler gern zu ſchmeicheln pflegen, das entworfene Weltgemählde ſehr verhäslicht finde. Wie empörend iſt es, wenn von dem moraliſchguten Menſchen geredet wird, die Frage zu leſen — „was ſoll nun Er, der Einzelne, gegen eine unmoraliſche Welt?“ Dis iſt doch gewis nicht der Ton, in welchem der ächte Weltreformator ſprechen wird; der Weiſe von Nazaret gefällt mir beſſer, der doch immer noch Gerechte, die der Buſſe nicht bedürfen, zu neun und neunzig antreffen zu können glaubte. Dadurch wird gewis die Welt nicht beſſer, daß man ſie ſchlechter hinſtellt als ſie iſt; und man erweckt zugleich immer den Verdacht gegen ſich, daß man unter dem Ihm, unter dem Einzelnen, der gegen eine ganze unmoraliſche Welt ſtehe, ſein werthes Ich verſtanden wiſſen wolle.

Die

Die wahre und eigentliche Frage bei der moraliſchen Welttaxe würde ſein — ob das Gute öfter gelinge, oder das Böſe . . . Welcher Sterbliche aber iſt im Stande, dieſe Berechnung anzuſtellen? Allwiſſend müſte er ia ſein; und, ſobald Jemand dis wäre, ſo wäre der ganze Streit darüber, ob es einen moraliſchen Weltregenten gäbe, entſchiden — er ſelbſt wäre der moraliſche Weltregent . . . Blos abſprechen aber über die Sache, und gar behaupten, Tugend und Laſter wären dem Schickſale völlig gleichgültig — wie entehrt dis den, der ſich ſo weit vergeſſen, und alle Zeugniſſe der Geſchichte, welche er bei dieſer Behauptung wider ſich hat, geradezu mit Füſſen treten kann! Man hat zuweilen ein Lieblingsproiekt, das man ſchlechterdings durchſetzen wollte, und ſchlechterdings nicht durchſetzen kann; ſogleich verfällt man aus Mismuth über den geſcheiterten Plan auf Verdammung der Welt überall, ſtatt, das man blos aus Scheiterung des Plans ſchlieſſen ſollte, daß es wenigſtens noch nicht Zeit zu ihm geweſen ſei,

und

und klagt darüber, daß das Gute immer seltener gelinge, und daß die Welt eher schlimmer, als besser, werde. Nein, so ists nicht; ich will bei mir selbst anfangen — mir ist schon viel Gutes gelungen. Ich habe oft gerade dasjenige Gute wirklich gestiftet, welches ich stiften wollte; und zu andern Zeiten sprang, wenn ich auch das eigentlich abgezweckte Gute nicht stiftete, doch anderes und wohl noch grösseres Gutes heraus. Sollte ich mich nun für den Einzigen halten, welchen das Schicksal so begünstigte? Nein, ich habe ja auch viel Andere, die es mit der Menschheit gut meinten, wirken gesehen, und ihre Wirksamkeit ward gleichfals oft mit glücklichem Erfolge gekrönt. Ich schlage nun die Geschichte auf, und — wie unzählich viel grosses Gutes sehe ich da von Menschen für die Menschheit bewirkt! Wenn ich die Anstalten der Menschenliebe für Leidende aller Art betrachte — wenn ich die blühendsten Manufakturen sehe, die Tausende ernähren — wenn ich alle die Künste und Wissenschaften in ihren unzuschätzenden Segnungen erwäge — wenn ich die Einrichtung der bürgerlichen Gesellschaft

ſelbſt bei allen ihren Mängeln, dergleichen iede menſchliche Einrichtung hat, beherzige — — wie könnte ich das Gelingen der guten Sache im Ganzen, und das noch immer beſſere Gelingen derſelben bezweifeln? Oft ſahen die Thäter des Guten wirklich noch ſelbſt den guten Erfolg; oft aber freilich erblickten ihn die Nachkommen erſt. Dis iſts eben, was oft die Urtheile über das Gelingen der guten Sache ſo falſch macht. Manches Korn liegt länger in der Erde, ehe es aufgeht, als andere. Wenn dann die Nachwelt, welche von dem guten Werke ſelbſt nichts weis, vielleicht nach Jahrhunderten erſt, den Nutzen davon einerndtet, ſo hält ſie ihn für zufällig; wie der Thäter des Werks es für unbegreiflich hielt, daß er auch nicht den geringſten Anſchein von künftigem Nutzen deſſelben erblickte. Die Barbarei der Kriege — ia freilich, welcher Menſchenfreund wünſchte ſie nicht weg? Dennoch iſt ia Krieg ietzt immer nur groſſer Krieg auf eine Zeitlang hier und da; wenn er beendigt iſt, iſt doch ietzt Landfriede, da in älteren Zeiten immerwährender kleiner Krieg allenthalben

halben war. . . Indem ich dis über den Krieg nidergeschrieben habe, lese ichs noch einmahl durch — und so sage ich mir selbst, daß ich in wenig Zeilen Alles geschrieben habe, was sich zum Troste der Menschheit über das Kriegswesen unseres sich so brüstenden Jahrhunderts sagen lässet. — Uebrigens aber warte man als Privatmann zu dem Guten, das man stiften will, nur den rechten Zeitpunkt ab; man überlege den Plan dazu recht genau; man gehe im Vertrauen auf seine gute Sache zwar, aber doch auch vorsichtig, dabei zu Werke; man kenne seine Lokale; man schicke sich in die Verschidenheit der menschlichen Meinungen, Gesinnungen und Temperamente, und lasse bei aufstossenden Hindernissen den Muth nicht gleich sinken — so wird das Gute noch viel öfter gelingen, als es wirklich gelingt. Voreiligkeit und Ungestüm auf der einen Seite, Mangel an Welttentnis und Zaghaftigkeit auf der andern Seite verdarben nur gar zu oft schon die gute Sache.

Hiermit sollen aber keineswegs die Vorwürfe insgesamt widerlegt sein, welche man der Welt

macht; nein, nein, viele derſelben tragen den Stempel der Wahrheit nur zu ſichtbar an ſich. Ich gebe es ia gern zu, daß der Bewirkung der guten Sache oft alle mögliche Hinderniſſe in den Weg gelegt werden und in den Weg treten. Eigennützige Böſewichter haben nicht genug daran, daß ſie Böſes thun; ihr Eigennutz treibt ſie auch an, guten Menſchen die Stiftung ihres Guten unmöglich zu machen. Ungünſtige Umſtände vereiteln nicht weniger oft das vorhabende Gute des Rechtſchaffenen. Ja, die Natur ſelbſt empört ſich wohl oft gegen das zu ſtiftende Gute, oder zerſtört es doch wieder, wenn es kaum geſtiftet iſt. Dis Alles iſt nicht abzuleugnen; und — wie ſchlägt dieſes Geſtändnis den moraliſchguten Menſchen nider! Es geht auf der Erde der Tugend nicht beſſer, als der Wahrheit — hiermit ſei Alles geſagt. Warlich, es brauchts mir Niemand erſt zuzurufen, ich rufe es mir ſelbſt zu — du willſt gern die moraliſche Weltordnung in deiner Welt vertheidigen — du thuſt Alles, um ſie zu vertheidigen, und — deine Vertheidigung langt und reicht nicht zu.

So

So sei dann dis! wie soll sich nun aber der gute Mensch benehmen? Auf der einen Seite legt ihm das Sittengesetz die Pflicht auf, sich das allgemeine Beste zum Zweck zu setzen; auf der andern wirds ihm oft unmöglich gemacht, diesen Zweck zu erreichen. Ist es genug, daß er es nur gut meine? Für seine eigene Moralität wäre dis freilich genug; ists aber auch genug in Ansehung des Zwecks aller Moralität überhaupt? Hier wird dann in unsern Tagen gar absonderlich gepredigt. „Um diesen lasse sich der Mensch weiter unbekümmert, als daß er sich ihn blos setze; ob er ihn erreiche, dis geht ihn nichts an. Er thue seine Schuldigkeit, und wie das Gesetz ihm gebietet; er verlange aber nicht einmahl, wissen zu wollen, ob er dadurch das geringste Gute, oder statt des Guten gar Böses, effektuire.“

Ich habe schon oben gesagt, daß so etwas eine zu unstatthafte Zumuthung für ein vernünftiges Wesen sei; aber nicht allein dis ist wahr, sondern das Sittengesetz, dessen Zweck doch Gutesstiften sein soll, verliehrt auch schlechterdings dadurch an seiner Ehrwürdigkeit, wenn

es einen ſo ungewiſſen Zweck, oder einen Zweck und keinen Zweck zugleich, hinſtellt. Dis bewog dann auch wohl die neueren Philoſophen, zu ſagen, daß Jeder nur thun ſolle, was von ihm abhange; das, was nicht in unſerer Gewalt ſtehe, werde ſich von ſelbſt einfinden. Und dis ſoll dann die moraliſche Weltordnung ſein. Man gibt alſo zu, daß wir dem Endzwecke der Vernunft nicht mit Vernunft nachſtreben können, ohne die Erreichbarkeit dieſes Endzwecks vorauszuſetzen; worin ſollen wir denn aber die Gewährleiſtung dafür finden, daß dieſer Endzweck erreichbar ſei, und daß das, was nicht in unſerer Gewalt iſt, ſich von ſelbſt einfinden werde? Geſetzt auch, daß wir uns beſcheiden, nicht wiſſen zu wollen, wie dis geſchehen werde; ſo müſſen wir doch wohl wiſſen wollen dürfen, daß es geſchehen werde. Da verweiſet mich dann der Eine auf die Natur, und ſetzt hinzu, daß es mir gleichviel ſein könne, ob mein Glaube mir durch eine Gottheit, oder durch die Natur, garantirt ſei, wenn er nur

garan-

garantirt ſei; dis wäre nun zwar ganz gut, wenn nur nicht derſelbe Philoſoph auch geradezu die Natur vernunftlos nennte, woraus dann doch wohl folgt, daß ſie keine Garantie dafür leiſten könne. Ein Anderer verweiſet mich auf das Schickſal, ſagt aber auch dazu, daß ſich das Schickſal weder um Böſes, noch um Gutes, bekümmere — wo iſt alſo auch bei dieſem nur der geringſte Schimmer von Gewährleiſtung für das Gelingen des Guten und für das Mislingen des Böſen? Soll ich denn etwa an der Menſchenwelt ſelbſt dieſe Gewährleiſtung finden? Sie iſt es ja, gegen welche ich ſie ganz beſonders haben will. Da die Menſchen immer frei bleiben, mithin auch immer Handlungen derſelben möglich bleiben, welche dem Sittengeſetze zuwider laufen, wie kann ich da auf eine moraliſche Ordnung hoffen, in welcher dennoch Alles zu dem Zwecke des Sittengeſetzes hinführe? Ich mag alſo nachdenken, wie ich will, wenn ich kein höchſtes, von Allem unabhängiges und über Alles gebietendes Weſen annehme, das allmächtig und allweiſe, Herr, wie der Natur, ſo auch des Schickſals, iſt,

das

das die Folgen der freien Handlungen der moraliſchen Weſen in ſeiner Gewalt hat, und die Welt nach unbegreiflichen Geſetzen ſo regirt, daß das Gute gelinge und das Böſe mislinge: ſo habe ich durchaus keine beruhigende Gewährleiſtung, und ſo wird mir der ganze Zweck des Sittengeſetzes eine Schimäre.

Dis iſt aber noch lange nicht Alles. Iſt ieder Menſch durch das Sittengeſetz der Vernunft zur Tugend, wie durch das Forſchungsgeſetz zur Wahrheit, beſtimmt: ſo iſt die ganze Menſchheit auch ebenſo zur Tugend, wie zur Wahrheit, beſtimmt, und es mus ein Reich der Tugend kommen, wie ein Reich der Wahrheit kommen mus, weil die Beſtimmung aller einzelnen Menſchen zuſammen zur Tugend im Grunde nichts Anderes ſind, als die Beſtimmung der Menſchheit zum Reiche der Tugend. Es mus dahin kommen, daß ieder Menſch das Sittengeſetz in ſich auf das deutlichſte höre und auf das redlichſte befolge, und daß kein Böſes nicht nur nicht mehr gelinge, ſondern auch nicht einmahl gewollt werde, ſo, wie lauter Gutes gewollt werde,

und

und auch iede gute That gelinge. — Hier ist der Ort, wo ich meinen innigsten Unwillen darüber ausschütten mus, daß man erst aus der Ankunft eines solchen Reichs der Tugend ausdrücklich Gott nur beweisen zu können vorgibt, und es hernach so aufs Ungewisse stellt, ob ein solches Reich kommen werde, daß man sein Nichtkommen ebenso möglich erklärt, als sein Kommen. Ich mag nicht fragen — sehet ihr nicht, wohinaus es am Ende solle? Dis aber wünschte ich, daß Philosophen, die es mit der Menschheit so gut zu meinen vorgeben, doch nicht so in die Nacht hinein philosophiren möchten. Ob unter tausend Menschen Einer so ein Philosophiren verträgt, ohne die Gottheit nun geradezu aufzugeben? Wie handelt man nun dadurch gegen die übrigen neunhundert und neunundneunzig, wenn man ihnen erst den alten Beweis für Gott verdächtig macht, sie aber durch den neuen Beweis zu entschädigen verspricht, und dann am Ende selbst diesen als Nichtbeweis hinstellt? Heisst das redlich zu Werke gegangen? Kann man so etwas vor irgend einem

Richter

Richterſtuhle — wärs auch nur vor dem Richterſtuhle des Sittengeſetzes ſelbſt — verantworten?

Bürgſchaft, Bürgſchaft verlange ich für das Reich der Tugend, wie für das Reich der Wahrheit. Dieſe iſt vollends nirgend zu finden, wenn kein Gott iſt. Wenn die vollkommene moraliſche Ordnung auf den ſämmtlichen moraliſchen Weſen ſelbſt, und auf Wechſelwirkung unter ihnen, beruhen ſoll — o wehe, warum iſt ſie denn nicht ſchon da? Frei ſind und bleiben die Menſchen; wodurch ſoll es geſchehen, daß ſie ihren Willen nur immer auf das Gute, und auf Beförderung des fremden Guten, richten? Wodurch ſoll es geſchehen, daß ſie Alle auch nur die dazu gehörige vollſtändige und deutliche Kentnis des Sittengeſetzes erhalten? Welch eine uns völlig unmöglich ſcheinende Veränderung der Lage der Menſchheit mus vorgehen, wenn dis zu erwarten ſein ſoll! Nur, wenn ein Allmächtiger und Allweiſer den Plan zu ſo einem Tugendreiche entworfen hat, iſt es zu glauben, daß derſelbe auch ausgeführt werden werde. Dann, dann dürfen

ſen wir auf eine Welt rechnen, wo die Tugend, wie die Wahrheit, den oberſten Thron hat. Veranſtalten, wären es auch nur die entfernteſten, zu ſo einem Reiche ſind da; dieſe Anſtalten verbürgen mir das Reich; das Reich aber verbürgt mir Gott. Mein Glaube an Gott aus der Sinnenwelt kommt nun wieder dazu und macht dieſe Bürgſchaft feſt. Nun iſt das Sittengeſetz mir gleichſam durch das Gleichgewichtsgeſetz in der Natur verſinnlicht. Wie die vernunftloſe Natur ihr Geſetz heilig befolgt, ſo wird auch die Intelligenzenwelt das moraliſche Geſetz einſt heilig befolgen, und wie dort in der Natur dadurch die ſchönſte Ordnung herrſcht, ſo wird auch hier in der moraliſchen Welt einſt die ſchönſte Ordnung Statt finden. Und — wie iſt es nun, als ſtärkte mich der moraliſche Gang der Menſchheit bisher ſelbſt in dieſem Glauben ſchon, und als erblickte ich Gott ſchon als moraliſchen Weltregenten nun allenthalben in der Geſchichte! Nun iſt mir's erklärbar, wie ſo viele gute Plane mislangen; ſie waren nur Vorarbeiten zu ähnlichen beſſern, die einſt gelingen ſollten und wirklich gelangen; ienes zu

ſein

ſein nur hatte ſie Gott beſtimmt. Ebenſo iſt mir's auch erklärbar, wie das abſcheulichſte Böſe oft erſt gelang, und dann doch zum allgemeinen Weltbeſten geleitet ward; ein heiliger Allmächtiger regirte die Folgen jenes Böſen, und brachte die heilloſeſte Disharmonie in der moraliſchen Welt zur Harmonie, wie in der Natur den fürchterlichſten Kampf der Elemente zur wohlthätigſten Ruhe. — —

Ich komme nun zum Schluſſe des Beweiſes für Gott aus der Beſtimmung des Menſchen zur Tugend. Es iſt Pflicht für Jeden, das allgemeine Wohl zu befördern, ſo viel er kann; aus dieſer Pflicht entſteht aber auch für Jeden das Recht, an dem allgemeinen Wohle wieder Antheil zu nehmen, ſo viel als ihm nach Proportion ſeiner Beförderung deſſelben gebührt. Wozu würde denn auch ſonſt allgemeines Wohl befördert? Für die etwa, welche es nicht befördern? Der Tugendhafte darf alſo Glückſeligkeit fordern, er darf ſie in der Maſſe fordern, in welcher er ſie verdient; und die moraliſche Weltordnung iſt dann erſt vollkommen, wenn auch Jeder empfängt, was

ſeine

ſeine Thaten werth ſind. Das Weſen aller Glückſeligkeit iſt und bleibt Genus; es iſt alſo Einerlei, zu ſagen — der Tugendhafte darf Glückſeligkeit fordern — und — der Tugendhafte darf Genus fordern.

Hier iſts, wo einige unſerer neueren Philoſophen ihre ſo ſchöne geſchilderte moraliſche Weltordnung ſelbſt wieder zerſtörten, und wo ſie ſich zugleich am weiteſten von der menſchlichen Natur verirrten. „Wer Glückſeligkeit erwartet, iſt ein mit ſich ſelbſt und mit ſeiner ganzen Anlage unbekannter Thor“ — wie? wenn die Vernunft hier reſſorquiren wollte? — „es gibt keine Glückſeligkeit, es iſt keine Glückſeligkeit möglich. Wer Genus will, iſt ein ſinnlicher, fleiſchlicher Menſch, der keine Religion hat und keiner Religion fähig iſt; die erſte wahrhaftreligiöſe Empfindung ertödtet auf immer in uns die Begierde.“ Fehlt hier noch weiter etwas, als daß man den Glückſeligkeitstrieb geradezu für die Erbſünde erkläre?

Arme Menſchheit, was wollten doch einige deiner Kinder aus dir machen! Erſt ſoll der

Zweck

Zweck des Sittengeſetzes Beförderung deines allgemeinen Wohls ſein, und dann ſoll es gar kein Wohl geben; nun, ſo gäbe es auch kein Sittengeſetz? Oder — wenn das allgemeine Wohl zwar befördert, aber nicht genoſſen werden ſoll, wozu wäre dann der ganze Zweck des Sittengeſetzes geſetzt? — — Wenn ich auch den Unterſchied wohl bemerkte, welchen man zwiſchen Seligkeit und Glückſeligkeit machte, ſo blieb mir's doch völlig unbegreiflich, was auch Seligkeit ohne Genus vorſtellen ſolle; und wenn ich mich auch des Unterſchiedes erinnerte, welchen unſere Alten zwiſchen innerlicher und äuſerlicher, oder zwiſchen geiſtiger und ſinnlicher Glückſeligkeit gemacht — als wobei man es immer hätte laſſen können — ſo ſah ich doch ein, daß, wenn auch der ſinnliche Genus nicht ſein ſollte, doch der geiſtige ſein müſſe, ſobald der Menſch nicht ein ganzer Thor ſein ſoll. Das Geſchrei gegen die Eudämoniſten aller Art ward mir daher wirklich lächerlich. Segar den ſinnlichen Genus muſte ich in Schutz nehmen, weil der Menſch ebenfals zur Sinnenwelt gehört, und, wenn er ewig fortdauert,

auch

auch ewig zu irgend einer Art von Sinnenwelt gehören mus, Das reine Ich ohne Körper war und blieb mir ein unbegreifliches Ding; und ebenso unbegreiflich war mir es, wie Seligkeit mit Unglück bestehen, oder wie Zufriedenheit mit sich selbst bei völliger Unzufriedenheit mit seinem äuserlichen Zustande Viel werth sein könne.

Ich glaubte deshalb gleich anfangs, daß man auf dieser Seite wieder einlenken werde; und so ists dann auch geschehen. Man erklärt den Menschen wieder für ein Wesen, das nach Wohlsein streben mus; man lässets wieder für Maxime der Moralität überhaupt gelten, sein Privatbestes nur als Theil des allgemeinen Besten zu befördern; man beschreibt das Reich Gottes so, daß es iedem guten Menschen darin nach Wunsch und Willen gehen werde. Nun steht die Sache doch wieder auf einem vernünftigeren Fusse. Es gibt ein allgemeines Wohl, und dieses sollen wir aus allen Kräften befördern, damit so viel menschlicher Lebensgenus Statt finde, als möglich. Das allgemeine

Beste

Beſte aber beſteht aus allen einzelnen Privatbeſten zuſammen; warum ſoll ich denn dabei gerade an mein eigenes Privatbeſtes nicht denken? Darum, weil es dadurch ſchon befördert wird, wenn alle Andere auch ſo, wie ich, das allgemeine Beſte befördern? Nun, dann kann man freilich ſein Privatbeſtes getroſt Andern überlaſſen, wie dieſe das ihrige uns wieder überlaſſen. Rechnet man aber alſo nicht hierauf, und iſts alſo nicht bloſſe Ziererei, daß man nicht ſagen will, man ſuche durch Beförderung des allgemeinen Beſten auch ſein eigenes Beſtes zu befördern? Warum ſoll ich denn auch, wenn ich Andere leben laſſe und froh leben mache, nicht ſagen, daß ich mitleben will? Ich ſage es ia doch dadurch ſtillſchweigends, wenn ich verlange, daß Jeder auch ſo, wie ich, denken, und Andere leben laſſen und froh leben machen ſolle. Und dis verlange ich ia dadurch eben, wenn ich verlange, daß allen Menſchen das Sittengeſetz heilig ſein ſoll. Frage auch nur Jeder ſich ſelbſt, ob er nicht mitleben wolle. Die widernatürliche Unterdrückung oder Verleugnung des Glückſeligkeitstriebes hält

nicht

nicht lange vor; man fühlt bald, daß man mit ſeiner eigenen Natur Spott treibe. Und — die Tugend vollends nur auf Koſten dieſes Triebes befördern wollen, iſt der Weg, die Tugend aus der Welt zu verbannen. „Einem Jeglichen wird vergolten werden nach ſeinen Werken“ — wer dieſen Satz umſtößt, ſtößt die ganze moraliſche Weltordnung ein.

Die Sache iſt ia doch wohl nur, daß wir den von unſerer Natur unzertrennlichen Glückſeligkeitstrieb mit dem Sittengeſetze in Harmonie bringen, daß wir nicht auf Koſten der Tugend glücklich ſein wollen, ſondern daß wir lieber tugendhaft auf Koſten unſeres Glückſeligkeitstriebes ſind. Sollten wir aber nicht noch lieber tugendhaft und glückſelig zugleich ſein wollen? Dann iſt ia erſt volle Harmonie unſeres Weſens da. Wir müſſen nur nie vergeſſen, daß ſo, wie das Ueberſinnliche an uns hier nur im Sinnlichen exiſtirt, ſelbiges auch, wenn es ewig exiſtirt, auch nur ewig im Sinnlichen exiſtiren könne. Es wird alſo auch in ieder Welt für uns einen äuſerlichen Zuſtand geben, und wie wäre es möglich, daß wir die Seligkeit, welche die

Tugend gewährt, wahrhaftig als das finden sollten, was sie sein soll, wenn es uns bei ihr an Glückseligkeit gebräche, und wenn unser äußerlicher Zustand mit ihr kontrastirte?

Wie sieht es nun aber mit der Befriedigung der Forderungen, welche der Tugendhafte auf Glückseligkeit mit Recht macht, in der Welt aus? — Es wäre auch in dieser Hinsicht zu hart gesprochen, daß Tugend und Laster dem Schicksale völlig gleichgültig wären. Noch immer ist die Tugend, wie sie der einzige Weg zur Seligkeit ist, auch an sich der gerade-ste Weg zur Glückseligkeit. Daß sie nicht immer auch gewis zur Glückseligkeit führt, liegt nicht an ihr, sondern an andern bösen und feindseliggesinnten Menschen, an der Lage der gesellschaftlichen Verfassung, an zufälligen Umständen und an der Natur selbst. Leider entsteht, wenn gar alle diese Ursachen, deren eine allein schon Unglück genug bereiten kann, zusammenwirken, oft ein fürchterliches Misverhältnis zwischen dem, was ein Mensch verdient, und zwischen dem, was er empfängt und hat. Es ist dis zwar eine alte Klage; darf es aber auch wohl eine ewige Klage bleiben? Nun

warlich

warlich, dann müste man glauben, daß ein Satan die Welt regire, der sein Wohlgefallen an den Seufzern und Thränen der Gerechten hätte; warum nun aber lieber an einen Welt-regirer Satan glauben, als an einen Weltregirer Gott? Wenn es nothwendig iſt, zu glauben, daß es noch dahin kommen müſſe, daß nichts, als Gutes, gelinge, alles Böſe aber mislinge, ia, daß kein Böſes mehr gewollt werde: ſo mus es auch noch dahin kommen, daß Jeder in der Maſſe glücklich ſei, in der er glücklich zu ſein verdient. Nur dann erſt hört die moraliſche Weltordnung völlig auf eine Schimäre zu ſein. Wodurch ſoll aber der Glaube hieran begründet werden?

Freilich könnte man ſich ſchon Viel davon verſprechen, wenn alle Menſchen erſt das Sittengeſetz befolgen, tugendhaft ſein und zum allgemeinen Wohl beitragen werden. Wenn dann die Leiden wegfallen, welche iezt noch Tugendfeinde und Menſchenfeinde bewirken, ſo wird ſchon ein weit richtigeres Verhältnis zwiſchen Würdigkeit und Glückſeligkeit Statt finden. Ich will aber nicht einmahl in Erwähnung bringen, daß auch dis ſchon, wie ich erwieſen habe,

ohne Gott nicht denkbar sei, und daß also Gott schon hierdurch vorausgesetzt werde; sondern ich finde, daß auch bis zum vollkommenen Verhältnis zwischen Verdienst und Schicksal noch lange nicht hinreichend sei. Wie viel zufällige Umstände gibt es nicht, die den Tugendhaften unglücklich machen können! Wie so offenbar schliesst sich die Natur in ihren Anstalten nicht immer an die Tugend an! Welch eine Quelle von unsäglichen Leiden ist oft für den Rechtschaffensten sein eigener Körper! Ich sehe nicht ein, wie die unermeslichen Veränderungen, welche in diesen Hinsichten geschehen müssen, zu Stande kommen sollen, wenn kein Gott, kein Allmächtiger und Allweiser ist. Schlechterdings ist vollkommene moralische Weltordnung auch in Ansehung der Schicksale und des äuserlichen Zustandes auf unserer Erde unmöglich; gibt es keinen Gott, der noch einen andern Stern für seine Menschheit hat, so gebet die Hofnung auf sie bei Zeiten auf. Ich glaube also auch dieserhalb von Herzen an Gott, der durch Erfüllung des Sittengesetzes die Menschen zu dem glückseligsten Zustande leiten, und ihr Schicksal ihrer Würdig-

keit

keit vollkommen angemeſſen machen wird. Und nun empfängt mein vergangenes Leben noch einen heiligeren Anblick für mich. Mit wie manchem ſonderbaren Verhängniſſe hatte ich zu kämpfen! Wie ſo manches Misgeſchick hatte für mich den beſten Ausgang! So will ich dann in meinen gehabten Schickſalen ebenſo Spuren der göttlichen Weltregirung erblicken, wie allenthalben in der Sinnenwelt. Und ſo ſollen mir dieſe einzelnen Spuren ſchon Vorzeichen von jenem vollendeten Reiche Gottes ſein, wo der ganze Weg des Weltregenten lichthell für mich ſein wird. — Summa nun auch hier — Ich bin durch meine Willenskraft zur Tugend beſtimmt, und ſo wahr dis iſt, ſo wahr iſt ein Gott. — —

Gott ſteht alſo durch die überſinnliche Welt ebenſo ausgemacht für mich da, wie durch die Sinnenwelt. Die Natur verbürgt dem Menſchen Gott; der Menſch mit ſeinen geiſtigen Kräften verbürgt ſich ſelbſt Gott. Ein Beweis hebt den andern noch mehr. Wer in der Sinnenwelt Gott ſchon fand, findet ihn in der überſinnlichen noch leichter wieder; und wer ihn in der überſinnlichen Welt findet, der wird dadurch

beſtärkt,

beſtärke, die Sinnenwelt als ein Werk Gottes zu betrachten. Wie? ich wäre zur Wahrheit und Tugend beſtimmt, und die innere Stimme, welche zu mir ſpricht — ſuche wahrig zu erkennen und richtig zu handeln — wäre die Stimme eines Gottes, und die Sinnenwelt wäre nicht dieſes Gottes Werk? Weſſen jene Stimme iſt, deſſen muß dis Werk ſein. Iſt denn die Sinnenwelt nicht die Welt, in welcher ich meine Erkentniſſe ſammle? iſt ſie nicht die Welt, in der ich das erkannte Gute nur thun kann? Und — welche Korreſpondenz zwiſchen der Sinnenwelt und mir! Wie verbürgt mir dieſe Korreſpondenz Gott erſt ganz! Ich will alſo beide Beweiſe verbinden, und wünſche, daß Alle, denen ihre Vernunft und Ruhe lieb ſind, es ebenſo machen mögen. Beſonders wünſche ich, daß die Volkslehrer ſich durch die Herabwürdigung, welche in unſern Tagen dem Beweiſe aus der Sinnenwelt widerfährt, ſich nicht abſchrecken laſſen mögen, ihn ferner ihren Gemeinen vorzutragen, ihn zuerſt vorzutragen, ja, ihn in den Beweis aus der überſinnlichen Welt ſelbſt zu verweben. Natur und Menſchengeiſt

müſſen

müſſen es ſein, auf die ſie ſich immer zugleich berufen, wenn ſie von Gott reden; und, wenn ſie den moraliſchen Beweis führen, werden ſie wohl thun, wenn ſie eins ihrer Hauptaugenmerke auf die Schickſale des Menſchen richten. Dann fällt dieſer Beweis ebenfalls ins Sinnliche; und überhaupt korreſpondirt er am meiſten mit dem Beweiſe aus der Sinnenwelt. Nicht nur bei weitem der gröſſeſte Theil der Menſchen iſt aber für verſinnlichte Beweiſe am beſten geſtimmt, ſondern auch Philoſophen haben ſich nicht geſcheuet, dis von ſich einzugeſtehen. „Man denkt am beſten an Gott, ſprach Garve, wenn man von den Eindrücken der Natur ungewöhnlich belebt und erheitert, und durch Ueberſchauung ſeiner Schickſale lebhaft gerührt wird.“ Die Herabwürdigung der Sinnenwelt und die Verſchreiung der Glückſeligkeit, oder des Genuſſes, ſind die beiden bodenloſen Irthümer, in welche eine falſche Philoſophie unſeres Zeitalters gerathen iſt. Kein Volkslehrer ſtimme in ihren Ton ein; er laſſe ſich auch nicht irre und ſcheu machen, wenn man ihn blos darum, weil er Gott aus der Natur

beweiſet

beweiſet, und Glückſeligkeit als Lohn der Tugend predigt, für einen Thoren erklärt. Es iſt leicht einzuſehen, auf welcher Seite eigentlich die Thorheit ſei. Die Tage des philoſophiſchen Schwindels werden vergehen; wer ſich dann nicht von ihm befallen lies, wird hernach nicht nöthig haben, über ſich ſelbſt zu ſpotten. Die Vernunft müſte ia in der That nicht Vernunft ſein, wenn ſie es lange zugeben könnte, daß man ſie ſo widernatürlich verſchraubte. Daß man ſich aber in dieſem Stücke feſt auf ſie verlaſſen könne, dis zeigt die Geſchichte aller Hipotheſen, Theoricen und Siſteme, welche iemals in der philoſophiſchen Welt erſchienen ſind.

Die Fortſetzung folgt.

# Elpizon

an

## ſeine Freunde

vor und nach

der wichtigſten Epoche ſeines Lebens.

Leipzig, bei Gerhard Fleiſcher, dem Jüngern.
1808.

Elpizons Tod machte auf Alle, die ihn näher gekannt hatten, sehr schmerzhafte Eindrücke. Der Edle hatte dis vorhergesehen, und es zu verhindern gesucht; weil er bei seinem felsenfesten Glauben an Fortdauer nach dem Tode es nicht billigte, daß ein Sterblicher um den andern sehr traure. Je mehr er es aber zu verhindern gesucht hatte, desto mehr hatte er's befördert. So geht's wahrhaftigguten Menschen; iedoch — wohl der Tugend dabei, daß es ihnen so geht!

Luise und ihre Söhne waren von dem Ritter, der zu einer höheren Ritterwelt gehörte, männlichst und väterlichst auf seinen Tod vorbereitet, und zum stillen Hinterbleiben angewiesen worden; was geschah aber, als sie seinen Leichnam begraben, und ihn so ganz für sich verschwinden sehen sollten? Untröstbar waren sie. Der wackere

Prediger des Orts, ſein allervertrauteſter Freund, mochte ſprechen zu ihnen, was er wollte; er ſprach am Beerdigungstage vergeblich, und — es befremdete ihn nicht, daß er vergeblich ſpreche; denn er ſelbſt bedurfte faſt an dieſem Tage des Troſtes.

Die Gemeine zu Heiligenhain war ebenfals durch ihren humanen Herrn herrichſt und väterlichherrichſt auf ſeinen Tod vorbereitet; was geſchah aber auch, als ſeine irdiſchen Ueberreſte eingeſenkt werden ſollten? Er hatte ein Begräbnis in aller Stille verlangt, und iede fremde Begleitung verbeten; die ganze Gemeine aber wollte dabei ſein, und that nicht anders, als wenn ſie mit ihm zugleich begraben werden müſte. Der wackere Ortsprediger trat dazwiſchen, verbot ausdrücklich den Mitgang zum offenen Grabe, und verlas in ſeiner erſten nachherigen Predigt eine Erklärung der Hinterlaſſenen Elpizons, daß für Heiligenhain unabläſſig ſo gedacht und gethan werden ſolle, als wenn Elpizon noch da wäre. Da fühlte ſich die Gemeine getröſtet.

Elpizon hatte auch noch zwei alte weit entfernte Freunde, R. und S. zu G. Auch dieſe hatte er zu ſeinem Tode vorbereitet, und ſchriftlich von ihnen förmlichen Abſchied genommen. Er

überraſchte ſie aber doch bei der Anmeldung, welche ihnen Luiſe von ſeinem wirklich erfolgten Tode machte, durch ſein ihm allerähnlichſtes Portrait, das er ihnen dabei mitzuſchicken befohlen, und mit dem Zuſatze mitzuſchicken befohlen hatte, daß ſie es in Zukunft eben ſo gemeinſchaftlich beſitzen möchten, wie ſie die wichtigſten Briefe, welche er in ſeinem Leben geſchrieben hätte, gemeinſchaftlich beſäſſen. Auch hierdurch wurden R. und S. nur noch tiefer gerührt; ſie ſtanden aber keinen Augenblick an, die Briefe, welche ſie gemeinſchaftlich beſaſſen, gemeinſchaftlich an Elpizons Hinterlaſſene zurückzuſenden. Dabei ſchrieben ſie ſelbſt alſo — —

„„Edle Hinterlaſſene eines ſehr edlen Mannes! Wir beklagen den Tod Ihres Gatten und Vaters, wie Sie ihn nur beklagen können. Dieſer Herrliche hätte ein längeres Leben verdient. So gehts aber in der Welt. Die inhumanſten Rittergutsbeſitzer werden alt und grau oft — gleichſam, als ſollten ſie die Geiſſel ihrer Bauern nur recht lange ſein — und die humanſten ſterben oft in der Mitte des Lebens. Die Providenz wird ſich zu rechter Zeit hierüber rechtfertigen — ſo glaubte unſer Vollendeter, und wir glau-

ben ſo mit ihm. Selig Sie, Luiſe, Karl, und wie Sie zuſammen heiſſen, wenn Sie diesmal gleich die Werkzeuge der Vorſehung dazu werden! Werden, ach, werden Sie es ia! Wir haben noch Mehr bekommen, als wir hatten — das lebendigſte Bild unſeres Unvergeslichen haben Sie uns nach ſeiner Verordnung geſchickt; ſo glauben wir nicht dankbarer dafür ſein zu können, als daß wir Ihnen ohne ſeine Verordnung die Briefe zurückſchicken, welche er uns in Bezug auf die wichtigſte Epoche ſeines Lebens, ſchrieb. Bewahren Sie ſie im Original als ein Heiligthum bei der Familie zu Heiligenhain auf ewige Zeiten!""

Es iſt zu glauben, daß auch Alle, die nicht zur Familie des Elpizon gehören, die ihn aber doch lieb haben, und Beſitzer ſeines bereits edirten ſchriftlichen Nachlaſſes ſind, eine Kopie von dieſen ſeinen Briefen gern beſitzen und zu ſeinem Andenken aufbewahren werden wollen; es iſt um ſo mehr zu glauben, da dieſe Briefe als die Ergänzung ſeiner Lebensgeſchichte, die dem zweiten Theile beigefügt ward, mit Recht zu betrachten ſind. Man hat ſie alſo dem leſenden Publikum nicht vorenthalten wollen.

## Erſter Brief.

### An R. und S. zugleich.

Männer! Ihr waret ſchon Männer, als Ihr mich, da ich noch erſt Jüngling ward, eurer Freundſchaft würdigtet. Das Schickſal trennte uns wieder, wie es uns auf einige Zeit zu verbinden beliebt hatte. Ich war aber ſeitdem doch oft, recht oft, im Geiſte bei euch, und — wäre die Reiſe nicht zu weit, ſo empfinget Ihr mich ſelbſt ſtatt dieſes Briefs. Laſſet euch an dem Tage, an welchem Ihr ihn leſet, ſo ſein, als ſtände ich vor euch, und als hörtet ihr aus meinem Munde die flehentliche Bitte — „Helfet mir in der allergröſſeſten Verlegenheit meines Lebens!“

Ich habe Alles, was man gemeinhin zur Glückseligkeit rechnet — ich hab's in vollem Masse; mir fehlt aber doch das Beste — Einigkeit mit mir selbst in Betref des allerwichtigsten Glaubenspunkts, Ueberzeugung deshalb, Gewisheit darüber. Einst besas ich sie, und zwar im affirmativen Verstande; lasset euch von mir erzählen, wie ich erst sie empfing, und hernach wieder um sie kam!

Daß ich ein geborner Ritter und Rittergutsbesitzer sei, wisset Ihr; so erfaret nun auch aus meiner früheren Lebensgeschichte, was Ihr noch nicht wisset! Ich verlohr meine Mutter sehr bald, und war und blieb das einzige Kind meines Vaters. Nie hatte er seine Gattin so vergessen können, daß er zu einer zweiten Ehe geschritten wäre; ihre Gebeine modern weit von Heiligenhain, und dis ists, was mich auch sehr schmerzt. Er liebte also in mir mich und sie zugleich, und mir war dabei hochwohl gerathen. Er behielt mich immer um und bei sich, nahm mich, wenn er oft auf lange Zeit von Heiligenhain wegreisete, mit, und brachte mich, wenn er dahin zurückkehrte, auch wieder dahin mit. Ein treflicher Mensch, ein wahrer Rittersmann war er dabei zugleich, und

ſo lies er ſich vor allen Dingen die Bildung meines Herzens angelegen ſein.

Ihm — dem braven Vater — hab' ichs zu danken, daß ich den gewöhnlichen Stolz auf vornehmere und reichere Geburt, und auf die hergebrachten — vielleicht bald abgebrachten — geſelſchaftlichen Vorrechte derſelben nicht einſog. Ach, daß ich's euch recht ausführlich ſagen könnte, wie er ſich ſo oft über dieſe inhumane Thorheit mit mir unterhielt! „Ritter hin, Ritter her — bis mag als Extrakt davon euch zukommen — wenn es einmal noch ſogenannte Ritter geben ſoll, ſo ſollte doch Jeden nur ſeine eigene ritterliche Aufführung erſt dazu machen. Dieſe beſteht aber nicht darin, daß er ſich am beſten raufen könne, ſondern darin, daß er am großmüthigſten handle. Nur der, der ſo durch wahre Selbſtverdienſte Ritter wird, iſt ein Ritter, und eines Rittergutes werth. Jeder Andere, der blos durch Abſtammung von Rittern ſein Recht zur Ritterſchaft und zum Rittergute beweiſen will, verdiente vom Rittergute verwieſen, und aus der Ritterſchaft verbannt zu werden."

Ihm — dem braven Vater — hab' ichs zu danken, daß ich, wie frei vom Ahnenſtolze, ſo

auch frei von früher Wollust, blieb. In der That haben sich diese Jugendgreuel erst seit der letzteren Hälfte dieses Jahrhunderts in Deutschland verbreitet; der Edle kannte diese im Finstern schleichende Pest der Nachwelt, und säumte nicht, Alles zu thun, daß sie mich nicht ergreifen möchte. Durchaus entzog er mich, sobald meine Mutter todt war, aller weiblichen Bedienung. Sein Kammerdiener ward auch der meinige; iedoch so, daß ich ihn als den Mann betrachten muste, der nicht zu meiner unnöthigen Bedienung, sondern zur Mitaufsicht über mich, bestimmt wäre. Er wählte einen sehr geprüften und sittlichen Menschen dazu, und belohnte ihn hernach wacker für seine Treue. Bald übergab er mich einem Hofmeister, den er aber nur meinen Hauslehrer nannte, und wählte ihn von Seiten der Sittlichkeit noch strenger. Als die Zeit für mich kam, daß über den grossen moralischen Gegenstand mit mir gesprochen werden konnte, sprach er selbst zu mir mit dem zärtlichsten Anstande darüber. Er erregte Ekel vor thierischer Grobsinnlichkeit in mir, und erreichte dadurch seinen Zweck. Ich blieb rein und unbefleckt von ieder unnatürlichen Jugendsünde. Er vollendete sein schönes angefangenes Werk, und

warnte mich, als er mich an euren Ort ſchickte; auch vor den natürlicheren Sünden der Art. Auch damit erreichte er ſeinen Zweck, und ich beſudelte mich auch mit dieſen nicht. Ihr wiſſet, wie ich damals gelebt habe, und der, der ich damals war, bin ich noch. Freuet euch mit mir! Liebe, innige Liebe wohnt gewis in meinem Buſen — Liebe, wie ſie nur in einem menſchlichen Buſen wohnen mag; todt aber werde ich ſo lange für ſie ſein, als meine gegenwärtige höhere Seelenunruhe dauren wird.

Ihm — dem braven Vater — hab' ichs zu danken, daß ich Theilnehmung an fremden Leiden, Behülflichkeit, Erfreuungsluſt, die die ſchöne Mitgabe der menſchlichen Natur ſind, beibehielt. Nicht nur, daß er ſelbſt mich nichts ſehen und hören lies, was mich darin hätte ſtören, als väterliches Beiſpiel ſehr ſtören, können; er machte mich auch zum ſtillen Austheiler ſeiner Wohlthaten oft, und ſah nichts lieber, als wenn ich aus mir ſelbſt auf Wohlthätigkeit gerieth, und Fürbitten bei ihm einlegte. Sobald er dann fand, daß ich dabei auf dem rechten Wege war, gab er Alles, was dazu nöthig war, her, und bewies mir nachher noch gröſſere Liebe dafür. So kenne ich nun den Egois-

mus gar nicht, und fühle mich nie glücklicher, als wenn ich Andere glücklich gemacht habe. Ach, welche Gelegenheiten hätte ich ietzt dazu — welche Kräfte dazu zugleich! Wie halbtodt bin ich aber auch dafür, weil es mir an dem schönsten Theile meiner Seelenruhe gebricht.

Auch trug mein braver Vater viel dazu bei, daß ich dem Leben in der grossen Welt und an den Höfen abgeneigt ward. Er unterhielt mich oft mit den Unannehmlichkeiten, welche ihm selbiges verursache, und wünschte sich aus den geräuschvollen Verbindungen, in welchen er stand. Ich bin auch gewis überzeugt, daß er sie mit Gewalt zerrissen haben würde, wenn er von der Krankheit, die ihn so früh wegrafte, genesen wäre. Er sah es gern, daß ich zu Heiligenhain immer am liebsten war, und reisete zuweilen blos meintwegen dahin. In der schönen Natur mich noch vergnügter, als sonst, zu finden, dis war so ganz für ihn, und zu Landpartheien, die ich machen wollte, war er mir iederzeit äuserst behülflich. Unerträglich war mir daher bei euch, wie ihr wisset, das Leben in steifen Zirkeln und in blossen Schmaus- oder Spielgesellschaften; o wie gut könnt' ichs ietzt also

zu Heiligenhain haben, wenn mein Gemüth nur ruhiger wäre!

So, ſo bildete mein Vater mein Herz — Gott lohne ihn ewig dafür! Mein Kopf blieb dabei nicht ungebildet von ihm. Ich bekam allen mir nützlichen und nöthigen Unterricht, und Ihr wiſſet, was er auch bei euch noch darauf verwendete. Er war ſelbſt Freund der beſſeren Wiſſenſchaften, und weihete auch mich zu ihrem Freunde ein. Nur — und hier entſprang die Quelle meiner gegenwärtigen Seelenleiden, und nun leſet recht andächtig, was kommen wird — —

In dem religiöſen Wiſſen, das man Glauben nennt, lies er es bei dem alten Weſen, das damals noch herrſchte. Männer ſeines Standes pflegten zu ſeiner Zeit noch nicht über die erſten Wahrheiten ſelbſt nachzudenken, ſondern nahmen ſie auf guten Glauben an die Bibel an, in der ſie ſtanden, und mit deren Sprüchen, die man dicta probantia, oder Beweisſprüche, nennt, ſie ihnen einzig und allein be- und erwieſen worden waren; ſie beobachteten dabei devot die Aeuſerlichkeiten der Religion, und lieſſen's damit gut ſein. Mein Vater war ganz von dieſer Art, dabei aber doch ein wahrhaftigreligiöſer Mann. Niemand konnte

ein frommerer Anbeter Gottes — Niemand ein festerer Gläubiger an ein künftiges Leben sein, als Er. Eben so gebildet, mithin auch eben so gewöhnt, würde ich auch gewis so geblieben sein, und mich dabei immer auch so wohl und selig befunden haben, wie Er — wenn nicht ein Zufall dazwischen gekommen wäre. Diesen, diesen vernehmet, und lasst ihn euch zu Herzen gehen!

Durch ein gewisses Journal, das keineswegs zu den gelehrten gehörte, und worin also eigentlich dergleichen Ankündigungen gar nicht zu erwarten waren, auch wirklich sonst nicht vorkamen, ward ich auf ein Buch sehr aufmerksam gemacht, das so eben über den Glauben an Offenbarung herausgekommen war. Die Ankündigung davon war zwar kurz, aber erhebend — ohne iedoch anzuzeigen, ob es für, oder wider, laute. Es ward blos gesagt, daß es Jedem, der auf Geistesbildung Ansprüche mache, höchlich zu rathen sei, das Buch zu lesen. Ich las es, und fand bald, daß es wider ienen Glauben geschrieben sei. Als ich's durchgelesen hatte, sah ich mich gezwungen, dem Verfasser Recht zu geben. Schnell erschienen darauf mehrere Flugschriften, die theils

für, theils gegen ihn, waren; ich las auch dieſe insgeſamt, und er bekam dadurch in meinen Augen vollkommen Recht. Dahin war nun mein Glaube an Offenbarung.

Dahin war aber auch zugleich mein Glaube an Gott und Ewigkeit, den ich blos aus Glauben an Offenbarung gehabt hatte. Niemand hatte mir andere Beweiſe für beide Gegenſtände gegeben, als bibliſche Sprüche, die ſie blos enthielten und lehrten — mein Vater nicht, mein Hofmeiſter nicht, auch der Prediger nicht, der mich konfirmirte. Dieſe Beweiſe hatten nun keine Beweiskraft mehr für mich; ohne allen Beweis aber das Geglaubte ferner zu glauben, fand ich zu verächtlich für mich. Ich wendete mich an einen Edlen, der mir nahe war, und klagte ihm meine Glaubensnoth, nebſt ihrem Zuſammenhange. War er unwillig über den Journaliſten, der mich in meiner Ruhe geſtört hatte, oder nicht — ganz konnte ich mich nicht aus ihm vernehmen; doch ſchien es mir, als wenn er das Erſtere wäre. Er ſprach mir Muth zu, und empfohl mir zuförderſt einige Schriften über das Daſein Gottes, die ich mit groſſer Emſigkeit ſtudirte. Ich ward durch ſie zum Gottesglauben von neuem bewegt,

und ſtellte mir hernach eine Gedankenreihe zuſammen, die ich mir noch auf den heutigen Tag blos vorhalten darf, um in dieſem Glauben unerſchütterlichfeſt zu bleiben. Der Edle freute ſich darüber, und nannte mir dann auch einige Schriften über die Fortdauer im Tode; mit dieſen gings mir nicht ſo. Ich ſtudirte ſie faſt mit noch gröſſerer Emſigkeit, blieb aber am Ende noch unſchlüſſiger, als vorher, zu welchem Glauben ich mich ſchlagen ſolle — ob zum Glauben an Fortdauer, oder zum Glauben an Nichtfortdauer. Eben war ich im Begrif, dem Edlen die Entdeckung hiervon zu machen, als ich die Nachricht von ſeinem plötzlichen Ableben erhielt.

Die Lage, in der ich mich ſeitdem befinde, iſt unbeſchreiblich, und wird mir mit iedem Tage gräßlicher und unerträglicher. Welch ein Leben iſt das — bald glauben, daß man fortdauern werde, bald nicht daran glauben! Für ſo ein Leben lieber gar kein Leben — bei Gott, an den ich auf das herzlichſte glaube, ich ſchwöre euch, ich halt's auf die Länge nicht aus. Auf allen Seiten werde ich dadurch in Widerſprüche mit mir ſelbſt verwickelt. Was ich heute mir vornehme, dem ſage ich morgen wieder ab; was ich geſtern anfing das laſſe ich

heute wieder liegen. Mögen Andere immerhin es über ſich vermögen, in einer ſolchen heilloſen Ungewisheit zu beharren, und ein ganzes ſich widerſprechendes Leben zu führen; mir iſts nicht möglich. Ich mus aus der Ungewisheit, und mag nicht eher auf das Geringſte von Belang mich wieder einlaſſen, bis dis geſchehen iſt.

So bitte ich euch, ehrwürdige Männer, auf das inſtändigſte bitte ich euch — helfet mir! ia, eilet, mir zu helfen! Aus der Beilage erſehet ihr, welche Schriften ich bereits über meinen mich marternden Gegenſtand geleſen habe; beſprechet euch, welche ich etwa noch weiter zu leſen haben möge, und nennet ſie mir! Traget kein Bedenken, mir auch ſolche zu nennen — wenn's dergleichen gibt — die mich zum Glauben an Nichtfortdauer beſtimmen könnten, oder gar beſtimmen müſten! Aus der Ungewisheit will ich ia nur. Ich mag nun durch euch kommen aus ihr ſo, oder ſo, rechts, oder links; rechnet auf meinen wärmſten Dank dafür!

## Zweiter Brief.

### An R.

Hochgeehrter R.! Deine und meines S. Theilnehmung an meinem verzweifelten Gemüthszuſtande hat mich ſehr gerührt, und ich liebe euch Beide für ſie noch mehr, als vorher. Nehmet dieſe Aeuſerung für theure Wahrheit an! erlaubet mir aber auch, euch zu ſagen, daß eure Verwunderung darüber, daß ich durch das Leſen der euch genannten Schriften noch zu keiner feſten Beſtimmung meines Glaubens gekommen ſei, mich ſtutzig machte. Nicht, als hätte ich vermuthet, dadurch einen Vorwurf von euch zu erhalten, daß ich nicht alle Hofnung aufs Weitere bereits aufgegeben hätte; ſondern — es war mir dabei, als würde ich mir von den Schriften, welche Ihr mir noch empfohlet, auch nicht Mehr zu verſprechen haben, als von jenen, und als hättet Ihr dis mir zu verſtehen geben wollen. Doch — ich wehrte dieſem Verdachte, welchen Ihr in mir erregt, vielleicht ohne eüren Willen erregt hattet, und habe im eigentlichen Verſtande Alles geleſen. Daß dis geſchehen ſein müſſe, dafür bürgt Euch ſchon die lange Verzögerung meiner Antwort. Las Dir

aber ſagen, theurer R., und ſag's unſerem S., daß ich auch nach Leſung aller eurer Bücher nicht weiter gekommen bin, als ich vorher war! Ich habe blos dieſelbe Erfarung nochmals gemacht, welche ich ſchon einſt gemacht hatte. Was der eine Autor für einen ſehr ſtarken, ia, faſt unwiderleglichen Einwurf gegen unſere Fortdauer erklärte, und auch als einen ſolchen hinzuſtellen wuſte, das hielt der andere für ganz und gar keinen Einwurf, und entkräftete ihn auch wirklich ſo, daß man ſeiner Meinung werden muſte. Womit der Eine unſere Fortdauer äuſerſt, ia, faſt unumſtöslich, bewieſen zu haben glaubte, und auch bewieſen zu haben ſchien, das fand der Andere ohne alle Beweiskraft, und rechtfertigte ſich wohl ebenfals beim Leſer vollkommen.

Ich will keineswegs an der allerſeitigen Redlichkeit dieſer Männer zweifeln; aber — wenn's ſo hergeht, wozu lieſet man Bücher? Höret alſo meinen Entſchlus! Von nun an mag ich gar nichts mehr leſen, was über die groſſe Sache geſchrieben iſt; ſelbſt will ich über ſie nachdenken, und nicht eher aufhören damit, bis ich fertig bin. Alsdann will ich euch ſagen, auf welche Seite ich mich gewendet habe. Nützliche Dienſte wird mir

allerdings meine seitherige Lektüre dabei leiſten, wenn ich ſo auf dem Gedankenmeere umherſchiffe; das Steuerruder aber ſoll meine Vernunft dabei einzig und allein führen, und keineswegs ſoll es ihr die Vorliebe zur Fortdauer etwa aus den Händen winden dürfen. Bis dahin, daß ich vollendet habe, erwartet keinen Brief wieder von mir! Schreibet auch Ihr nicht eher wieder an mich! Noch weniger komme Einer von euch auf den Gedanken, mir mein Vorhaben etwa widerrathen zu wollen! Ihr ehret ia die Vernunft, und trauet mir zu, daß ich Vernunft habe; iſt das nicht der höchſte Gebrauch, den ich von ihr machen will? Das Schlimmſte, was Ihr für mich davon beſorgen könntet, wäre doch nur, daß Ihr fürchtetet, ſie möchte mich zum Gläubigen an Nichtfortdauer machen; darauf gebe ich euch dann aber blos nochmals zu bedenken, daß ich ia nur aus meiner Ungewisheit will, und daß ich nur Ueberzeugung von der Einen der zwei entgegengeſetzteſten Meinungen begehre. Wolltet Ihr mir aber das Vermögen abſprechen, aus mir ſelbſt ſo weit zu kommen, ſo kann ich weiter nichts thun, als euch bitten, den Ausgang meines Nachdenkens abzuwarten. Mir iſts unmöglich, zu glauben, daß

ich nicht durch eigenes Nachdenken, woran ich doch überall gewieſen bin, über den für mich allerwichtigſten Gegenſtand zur Gewisheit kommen könnte. Stellet euch doch nur nicht vor, daß ich Andere, oder gar die ganze Welt, zur Gewisheit darüber bringen wolle; nein, nur mich — und dis werde ich doch wohl können? Mag immerhin das, was mich überzeugt, Andere nicht überzeugen; wenns nur mich überzeugt! Jeder Andere mags dann auch ſo anfangen, wie ich, um zu der einen, oder zu der andern Ueberzeugung zu gelangen! Und nun — ſo lebet wohl, und ſeid im Geiſte oft bei mir!

---

## Dritter Brief.

### An R. und S. zugleich.

Da habet mich wieder — weiſe, gute Männer! Nehmet mich hold und herzlich auf! als Elpizon falle ich im Geiſte euch in die Arme.

Ja, dis bin ich geworden — dis bin ich geworden. Ich habe Parthei genommen in der groſſen Haupt- und Allſache der Menſchheit — genommen die ſchönere Parthei. Das dacht' ich

doch wohl, daß ich über das Wichtigste von Allem durch mich selbst zu irgend einer Art von Ueberzeugung kommen müste, sobald ich nur ernstlich wollte, ausharrend wollte. Ich verkenne iedoch nicht die grossen Dienste, welche mir sowohl das frühere, als auch das spätere Bücherlesen dabei geleistet hat, segne mich aber dennoch tausendmal dafür, daß ich den Selbstüberzeugungsweg einschlug, und erkläre die Minute, in der ich mich dazu entschlos, für die seligste und seligmachendste meines ganzen Lebens.

Sollt's nun etwa eure Verwunderung schon erregen können, daß ich glücklich mein Ziel erreicht habe, so verwundert euch darüber doch noch weit mehr, daß ich es erreicht habe, ohne Gott dabei einzumischen. Ja, auch dis ist mir gelungen, ohne daß ich dadurch dem Ewigen zu nahe getreten wäre, für den mein Herz auf das heiligste schlägt, und für den es auch noch den letzten Schlag thun soll. Verzeihet meiner scheinbaren Zudringlichkeit, wenn ich euch meinen ganzen Weg, wie ich ihn zum Ziele ging, ausführlich beschrieben schicke! Ich beschrieb ihn eigentlich für mich. Nicht aus Eitelkeit also schicke ich euch meine Schrift — wer hat vielleicht weniger Anlage zum

Autor, als ich? — ſondern ich rechne blos auf eure Neugier, welche zu ſtillen mir doch wohl Pflicht iſt. Daß Ihr mir ſie zurückſchicket, darf ich nicht erſt bitten; darum aber bitte ich euch — ſaget mir dabei euer Urtheil über ſie zugleich, und thut dis recht bald!

Heute, heute erreichte ich mein Ziel bei Sonnenaufgang, und ſo konnte ich auch nicht einmal bis morgen anſtehen, euch zu ſagen, daß ichs erreicht hätte. Gewis nehmet Ihr meine Eile auch mit demſelben Herzen auf, mit dem ich ſie treibe. Aber das hätt' ich gewünſcht, daß ihr neben mir auf meiner Lieblingsanhöhe geſtanden hättet, als ich erſt hinter dem Felſen meine Argumente rekapitulirte, immer gedrängter rekapitulirte, und wie ich dann hervortrat, und die aufgehende Sonne begrüſſte. Sehen hättet ihr mich ſollen, wie ihre erſten Strahlen auf mein Antlitz fielen, und es gleichſam verklärten, und wie ich in dieſem Verklärungsmoment die Verſinnlichung aller meiner nun feſten, unerſchütterlichfeſten Erwartungen empfand. Sehenswerther bin ich gewis nie geweſen, als da; ich gäbe viel darum, wenn ich mich ſelbſt hätte ſehen können. Meiner Seligkeitsgefühle dabei aber war ich bewuſt, und ihrer blei-

be ich ewig bewuſt. O daß ich dieſe euch auch durch Beſchreibung mittheilen könnte! aber — hier, hier iſts, wo alle Sprache ein Ende hat. Vergebet, vergebet eurem Schwärmer! er iſt ja doch ein guter Schwärmer. Wer ſo durch Ungewisheit gelitten hat, wie ich, und dann auf eine ſo tröſtende Weiſe zur Gewisheit gelangt, wie ich, dem mus wohl ſo ſein, als wenn er ſchon im Himmel wäre.

Jeder meiner Gründe, den ich als einen ſolchen für den Glauben an Fortdauer befand, hat ſeine eigene Beweiskraft; der Eine von ihnen hat mehr Beweiskraft, als der Andere — Beides gebe ich gern zu. Alle zuſammen gereihet und zuſammen gedacht, bekommen ſie allerdings erſt die höchſte Beweiskraft; auch dis gebe ich zu. Iſts denn aber nicht überall ſo mit den Kräften? Wirken vereinigte Kräfte nicht immer Mehr, als ſie würden gewirkt haben, wenn ſie ſämtlich iede für ſich und einzeln gewirkt hätten? Sollt's denn nicht mit den Beweiskräften auch ſo ſein? Warum ſollte man aber ihre Vereinkraft nicht benutzen? Oder ſollte ich ſie nur etwa nicht für die höchſte Menſchenſache, für Fortdauer im Tode, benutzen dürfen? Ich wüſte doch in der That nicht,

warum? Wer mir bis zum Vorwurfe machen, und deshalb Schuld geben könnte, daß ich auf meine Selbsttäuschung ausgegangen wäre, dem würde ichs ins Geſicht ſagen, daß es ihm um ſeine Fortdauer nicht zu thun wäre, und zwar, wer weis, warum nicht? — Ihr, edle Männer, werdet mir gewis jenen Vorwurf nicht machen; unendlich freue ich mich vielmehr ſchon darauf, daß ihr mich für mein Verfahren lieben, und in Gedanken an euer Herz drücken werdet.

---

## Vierter Brief.

### An S.

Iſt R. ſchon von ſeiner Reiſe zurückgekehrt? Statte ihm auf dieſen Fall meine Glückwünſche dazu ab! Da ich es aber nicht wiſſen kann, ſo ſchreibe ich heute blos an dich. Ich verlaſſe mich überhaupt darauf, daß Ihr alle meine Briefe als gemeinſchaftlich empfangen betrachtet.

Das hätte R. wohl nicht gedacht, daß ich zu der Zeit, als er mir antwortete, ſchon thäte, was er mir damals zu thun rieth. Ja, geliebter S., ſo iſts. Gleich Tags drauf, als ich mein groſſes

Ziel erreicht hatte, ohne Gott dabei einzumiſchen, entſchlos ich mich ſchon in aller Frühe, denſelben Weg noch einmal zurückzulegen, und nun die Gottesidee dabei ausdrücklich zum Führer zu nehmen. Die aufgehende Sonne war's, was mich hierzu beſtimmte. Ihr hatte ich alſo binnen zwei Tagen Viel zu danken. Geſtern verſinnlichte ſie mir mein Leben nach dem Tode — heute verbürgte ſie mir es als Gleichnis Gottes. Lieb war mir von ieher der Aufgang des prächtigen und die Stelle der Gottheit für die Erde vertretenden Geſtirns; ſeit den beiden Tagen aber ward er mir unendlich lieb . . .

Alles, was mir R. auf den Fall, daß ich Gott in mein Nachdenken über meine Fortdauer einmiſchen würde, vorherſagte, hat ſich bewahrheitet. Wie ich ehemals, als ich blos auf Bibelwort an die Zukunft glaubte, gar nicht wirklich an ſie glaubte, ſondern nur an ſie zu glauben meinte: ſo hatte ich auch nachher meinen Glauben an ſie durch Beweiſe für ſie ohne Gott für vollendeter gehalten, als er eigentlich war. Nun erſt iſt er wirklich vollendet. Dennoch iſt mirs gar nicht leid, den erſteren Weg zum groſſen Ziele gewandelt zu ſein; vielmehr ſehe ich ein, daß dis die beſte

Vorbereitung für mich dazu war, wenn ich auf dem letzteren Wege die Ueberzeugung finden wollte, welche ich nun eine hinreiſſende im eigentlichen Verſtande nennen mag... Ich habe euch meine erſte Schrift geſchickt, und Ihr habt ſie mit Lehrergüte aufgenommen; ſollt ich euch nicht auch meine zweite mittheilen? Gleichſam geboten habt Ihr mir dis durch die gütige Aufnahme der erſten; ſo erfülle ich euer Gebot um ſo williger, da es mir mein eigenes Herz ſchon gab.

Zuweilen ſtellt ſich mir ietzt die Frage dar, wie mir nun wohl zu Muthe ſein würde, wenn ich durch meine eigenen Unterſuchungen zum Glauben an Nichtfortdauer gekommen wäre. Doch — ich verſcheuche dieſe Frage gleich wieder durch die Vorſtellung, daß ich damit etwas Unmögliches ponire; warum alſo weiter fragen, wie mir in einem unmöglichen Falle zu Muthe geweſen ſein würde? Als ich mich zu eigenen Unterſuchungen entſchloß, fand ich es ſchon für nicht möglich, daß ich in Ungewisheit bleiben könnte — wer wäre ich, wenn ich es ietzt für möglich hielte, daß ich zur Gewisheit von Nein hätte kommen können? Widerſpräche ich nicht mir ſelbſt?

Darüber aber habe ich ietzt, nachdem ich alle die Drangsale kenne, und überstanden habe, welche damit verbunden sind, wenn man durch eigenes Nachdenken zum Glauben an Fortdauer gelangen soll, doch auch zuweilen meine Gedanken, obs nicht besser wäre, man liesse die Sache beim Alten — daß nehmlich die Menschen lieber ferner, wie sonst, aus Glauben an Offenbarung an ihre Zukunft glaubten. Wahr ists — wer ihnen den Offenbarungsglauben nimmt, der nimmt ihnen gleichsam ihr Obdach, und es ist die Frage, ob sie den Drangsalsweg des eigenen Nachdenkens so lange aushalten, bis sie ein neues Obdach gefunden haben, wie ich, oder ob sie nicht unter freiem Himmel liegen bleiben ... Jedoch auch diese Vorstellung hat, so bald ich sie weiter erwäge, blos ein scheinbares Gewicht. Wozu nützt Menschen ein Obdach, das ihnen mit iedem Augenblick über den Kopf zusammen stürzen kann, wenn Jemand kommt und daran stößt? Wenn's so wäre, daß sie bei dem Glauben an Offenbarung bleiben sollten, um Glauben an die Zukunft zu haben, so müste über den ersteren Glauben gar nichts geschrieben, auch nicht einmal gesprochen werden, das auch nur das geringste Bedenken erregte. In welch einer be-

drängten und unwürdigen Lage befände ſich aber dann die Menſchheit! Und — was iſt am Ende ein Glaube an Zukunft, der ſich blos auf Glauben an Offenbarung gründet? Ein eingebildeter Glaube, und nichts weiter. Schickt ſich ein ſolcher auch wohl für Vernunftweſen? Weg alſo auch mit der Idee, daß man die Sache lieber beim Alten laſſen ſollte!

Las Dich, ehrwürdiger S., lieber mit etwas Beſſerem von mir unterhalten — mit der unendlichen Freude, welche ich darüber empfinde, daß ich mein altes baufälliges Obdach verlaſſen, und ein neues unzerſtörbares bezogen habe, und daß ich nun überall ſo weit bin, als ich bin! Ein Friede Gottes iſt in mir, der mit nichts verglichen werden mag, was Menſchen wünſchen, beſitzen, lobpreiſen und ſegnen. Alles, was ich bin und habe, iſt mir nun erhabener, weil ſich ihm gleichſam der Stempel der Unſterblichkeit aufdrückt. Meine ſittliche Natur — ach, was iſt ſie mir nun! mein flüchtiges Erdenleben — was iſt es mir nun! mein Rittergut — was iſt's mir nun! meine Lieblingsfreuden, ſchöne Gotteswelt, Freundſchaft und Liebe — was ſind ſie mir nun! Und — alle Leiden der Erde — — wie ſind auch ſie ſogar mir

nun vom heiligſten Belange! Nun will ich leben als Menſch, und mit raſtloſer Thätigkeit Gutes wirken; nun will ich menſchlichfroh genieſſen, und menſchlichruhig dulden. Ich werde euch noch oft hiermit unterhalten; vergönnet es mir! Heute, heute ſimpathiſirt nur im Ganzen mit meinem Jubel darüber, daß ich ſo weit bin, als ich bin!

---

## Fünfter Brief.

### An R.

Alſo — gleich den dritten Tag nach Deiner Zurückkunft wendeteſt Du dazu an, mir euren beiderſeitigen Einklang in meinen Unſterblichkeitsjubel zu verſichern? Deutlicher, als ſo, konnteſt du mir es doch wohl nicht machen, wie allherzlich er ſei. Ihr könnet euch auch in der That keine Vorſtellung davon bilden, wie ſelig ich mich ietzt fühle.

Aber — verehrteſter R.! wenn ich nicht irre, ſo ſimpathiſiret Ihr eigentlich mehr aus Freundſchaft mit mir, und als mit einem Menſchen, den man, weil man ihn einmal lieb hat, ſo nehmen müſſe, wie er iſt; denn Du ſchienſt mir einen Wink zu

geben, daß ich den eigenthümlichen Werth von Allem, was ich bin und habe, (wie ich mich ausdrückte) aus Enthusiasmus für meinen Glauben an Fortdauer auch nicht zu sehr herabsetzen möchte. Ich habe Alles gefühlt, was dieser Wink mir sagen sollte. Zu meiner Rechtfertigung deshalb möchte ich euch wohl bitten, den Schlus meines letzten Briefs noch einmal zu lesen. Ich sagte ja blos: „Alles, was ich bin und habe, ist mir nun erhabener; meine sittliche Natur — was ist sie mir nun! u. s. w.“ Daran werde ich doch wohl Recht haben, daß solch Meiniges, was an sich schon Werth hat, durch meine Fortdauer im Tode noch erhabeneren Werth erhalte, und daß besonders meine sittliche Natur noch Unendlichmehr mir sein müsse, wenn sie auch zugleich unsterblich ist? Ich glaube iedoch, daß ich mir ienen Wink eigentlich dadurch zugezogen habe, daß ich endlich ausrief — „Nun will ich leben als Mensch u. s. w.“ Dis klingt allerdings so, als wenn ich gesagt hätte — „sonst würde ich nicht gelebt haben als Mensch, u. s. w.“; aber auch hierüber will ich mich rechtfertigen.

Als ich mich entschlos, die grosse Sache — ob Fortdauer für mich sei, oder nicht — nicht auf sich beruhen zu lassen, ward ich durch die Vorstellung dazu bestimmt, daß ich sonst keinen gewissen Lebensplan für mich machen könnte; weil ich anders leben müste, wenn ich blos für diese Welt bestimmt wäre, und anders, wenn ich nicht blos für sie bestimmt wäre. Ihr werdet euch erinnern, wie ich diese beiden einander ganz entgegengesetzten Arten zu leben beschrieb; in Folge dieser Beschreibungen also geschah es, daß ich, nachdem ich nun von meiner Fortdauer im Tode auf das höchste überzeugt worden bin, ausrief — „Nun will ich leben als Mensch." Ich weis Alles, was mir darüber gesagt werden kann, daß ich diesen Entschlus nun erst fassen wollte; es reicht aber meiner Meinung nach nicht zu, mich deshalb schamroth vor mir selbst zu machen. Erlaubet mir nur, daß ich mich darüber näher erkläre!

So wenig ich glaube, daß ich durch Fortdauer im Tode erst eine sittliche Natur erhielte, so wenig glaube ich auch, daß diese durch Fortdauer erst zur höheren Natur an mir würde. Nein, wie ich ein sittliches Wesen wäre, wenn ich auch kein unsterbliches Wesen wäre, so würde ich auch,

ohne unſterblich zu ſein, mehr Achtung für meine ſittliche Natur haben müſſen, als für meine ſinnliche Natur. Mit dieſem meinen Bekenntniſſe ſeid Ihr doch wohl zufriden — ehrwürdige Männer — ? . . Offenbar aber iſts ia doch auch, daß die Beſchickung und Beſorgung beider Naturen faſt unaufhörlich im Streite ſei. Die höchſte Beſchikkung der ſittlichen Natur beſteht ſogar allemal darin, daß man die ſinnliche ganz und gar vernachläſſige. Sagt, was wäre das, und wohinaus ſollte es damit, daß man die ſittliche Natur immer auf Koſten der ſinnlichen zu beſchicken hätte, wenn iene eben ſo vergänglich wäre, wie dieſe? Im Leben hätte man dann für ſeine Sinnlichkeit nichts, und im Tode hätte man von ſeiner Sittlichkeit auch nichts. Welch eine Beſtimmung wäre dis für Menſchen — für die erſten Erdenweſen! Diejenigen, welche ienen bemerkten Streit nicht finden, oder ihn doch nicht für ſo gros, als er angegeben wird, halten, ſondern es für ſehr leicht erklären, beide Naturen an ſich zugleich zu beſchicken und zu beſorgen, mögen ſich ia nicht rühmen, daß ſie ihre ſittliche Natur gehörig würdigen; ſie beſchikken offenbar ſelbige nur beizu, wenn die ſinnliche etwa zuweilen nichts für ſich begehrt.

Werther R.! ich ſchätze gewis die Freude an uns ſelbſt, welche die Sittlichkeit, wenn wir ſie wohl beſchicken, gewährt, und auf die man den Tugendhaften auch nur zu verweiſen pflegt, hoch; iſts aber in unſerem menſchlichen Zuſtande ſo, wie er ietzt iſt, an ihr auch wohl genug zum frohen Sein? Für Weſen, die halb zur ſinnlichen, und halb zur ſittlichen Welt gehören, iſt dis unmöglich, und wer von ihnen ſo etwas fordert, der fordert etwas, das das Allerunnatürlichſte iſt, und widerlegt ſich durch ſeine eigenen Erfarungen in ieder Stunde ſelbſt. Ja, wie ſteht es auch oft um iene Freude? Wird ſie nicht oft genug durch das Schickſal vergällt? O wie ſchwer hält's, ſie recht zu genieſſen, wenn es der ſinnlichen Natur ganz an Wohlbefinden gebricht! .. Ich berufe mich bei dieſer Behauptung getroſt auf die Zeugniſſe der edelſten Menſchen; ia, wenn es einen Mann aus dem Himmel gäbe, der eine Zeitlang auf Erden hauſen müſte — ich bin überzeugt, er verſagte mir ſolch Zeugnis nicht ... Warlich alſo, nur dann erſt verdient die ſittliche Natur immer auf Koſten der ſinnlichen beſchickt zu werden, wenn ſie auch zugleich eine unvergängliche Natur iſt. Dann iſts etwas Anderes; dann iſt der, der ſie mit dem

gröſſeſten Nachtheile für die Sinnlichkeit beſchickt, einem klugen Manne gleich, der auf die Zukunft zurücklegt, damit er in ihr nicht darben möge. Ja, dann mag ſie ſogar durch völlige Aufopferung der ſinnlichen Natur, durch Märtirertod für Wahrheit und Recht, beſchickt werden; eine ſolche Beſchikkung derſelben geht alsdann über alle Klugheiten des Lebens ... Man ſage nicht, daß der Tugendhafte, wenn er Uneigennützigkeit, Grosmuth, Selbſtverleugnung ausübt, ſich doch nicht immer dabei ſeiner Unſterblichkeit bewuſt ſei! Iſt er ſich denn dabei auch immer ſeiner Sittlichkeit bewuſt? Er handelt vielleicht blos aus moraliſchem Gefühle. Wie es aber ein moraliſches Gefühl gibt, ſo gibts auch ein Unſterblichkeitsgefühl; kann er alſo nicht vielleicht aus beiden Gefühlen zugleich handeln? Sobald ihm aber ſeine erhabenen Tugenden ſchwerer zu werden beginnen, blickt er wohl über die Gräberwelt hinauf, und ſtärkt ſich durch den höheren Aufblick im Guten. Vielmehr darf ich behaupten, daß es ietzt ſchon bei allem Glauben an Fortdauer nicht immer der ſittlichen Natur gelinge, die ſinnliche zu beherrſchen; was würde alſo vollends geſchehen, wenn dieſer Glaube nicht wäre?! — —

Dis sei meine Rechtfertigung darüber, daß ich nach erlangtem Glauben an Fortdauer ausrief — „Nun will ich leben als Mensch!" Dis reinige mich auch zugleich in euren Augen von dem Verdachte, als wenn ich den eigenthümlichen Werth meiner sittlichen Natur — die bei Allem, was ich bin und habe, an der Spitze steht — aus Enthusiasmus für jenen Glauben zu sehr herabsetzte. Ich bin begierig, zu erfahren, ob ihr es genugsam hierzu gefunden haben werdet; benachrichtiget mich doch recht bald hiervon!

## Sechster Brief.

### An E.

Meine Rechtfertigung hat euch also nicht genugt? Dis thut mir leid; weil es mir immer leid thun muß, wenn ich über irgend etwas, es sei, was es wolle, eurem Beifall nicht erhalte.

Edler E.! ich habe nie etwas Schöneres gelesen, als was Du mir mit der Dir eigenen Kraft über den eigenthümlichen Werth unserer sittlichen Natur geschrieben hast; hier war auch in der That

das Feld, in welchem ſo ein Mann, wie Du, ſeinen herrlichen Karakter am herrlichſten zeigen konnte. Fiel Dir aber nicht zuweilen dabei ein, daß ich, wenn ich es geleſen, vielleicht retorquiren dürfte? Ihr gabet mir den Wink, den eigenthümlichen Werth meiner ſittlichen Natur nicht aus Enthuſiasmus für meinen Glauben an Fortdauer zu ſehr herabzuſetzen; wie? wenn ich gegenwinkte, daß ihr die Kraft dieſes Glaubens nicht aus Enthuſiasmus für den eigenthümlichen Werth unſerer ſittlichen Natur zu ſehr herabſetzen möchtet? .. Genug. Ihr habt mich nicht anderer Meinung gemacht, als der, der ich war; ich will euch aber einen Vorſchlag zur Güte thun. Leſet in meinem vorletzteren Briefe ſtatt der Worte, nun will ich leben als Menſch — „nun will ich erſt recht leben als Menſch" —!

Dis iſt ia doch wohl ausgemachtwahr, daß der Rechtſchaffene, wenn er ſchon blos aus Achtung für ſeine ſittliche Natur ſchön und gros handelt, noch lieber ſo handeln werde, ſobald ihm der Glaube an Fortdauer dabei zur Seite tritt? .. Wie? er beſchickte ſchon ſeine ſittliche Natur blos als die höhere ohne Widerrede und willig auf Koſten ſeiner ſinnlichen Natur, und er ſollte ſie nicht

noch weit bereitwilliger so beschicken, wenn er weiß, daß er dadurch nicht ein Vergängliches dem andern, sondern das Vergängliche dem Unvergänglichen, nachsetze? Ich halts schlechthin für unmöglich, daß es sich nicht so mit ihm verhalten müsse. Nun findet er ja seine sittliche Natur in doppeltem Verstande als die höhere. Er muß also, wenn er schon blos als ein sittliches Wesen zu edlem Sinn und Thun sich angetrieben fühlte, als ein unsterblichsittliches Wesen sich noch weit mehr dazu angetrieben fühlen.

Indem ich mich so über die Kraft, im Guten zu stärken, erkläre, welche ich dem Glauben an Fortdauer zueigne, darf ich doch wohl nicht befürchten, daß Ihr mir etwa wieder einen Wink geben möchtet, und zwar den — daß ich den eigenthümlichen Werth meiner sittlichen Natur nicht aus Durst nach Vergelt und Lohn des Guten, das hier so oft unvergolten und unbelohnt bleibt, zu sehr herabsetzen möchte? Inzwischen — was wär's denn weiter, wenn ich auch in der That den Glauben an Fortdauer darum stärkend zum Guten fände, weil er Vergeltung, die sich hier nicht einstellt, anderswo mit Zuversicht erwarten liesse? .. Weisere, als ich, ihr seid doch Menschen; so

bitte ich euch — leget die Hand aufs Herz, und ſaget mir, ob es euch im Ernſt ganz gleichgültig ſei, Gutes zu wirken, und immer ohne allen Vergelt dafür zu bleiben? Das bloſſe ganz uneigennützige Gefühl für Recht und Ordnung müſte euch ia ſchon dagegen empören, daß ihr als ſittliche Weſen euch in einer Welt befindet, die eine ſo unſittliche Verfaſſung hätte. Was wäre denn das, daß der Rechtſchaffene nur immer an dem Lohne ſich begnügen ſollte, den ihm ſein eigenes Herz für das Gute gibt? Es wird ſich gewis aber auch noch ein anderes Gefühl in euch regen, das euch ſelbſt betrift, und das von der menſchlichen Natur nun einmal unzertrennlich iſt... Weiſere, als ich! ihr ſeid doch Menſchen; ich bitte euch, leget die Hand aufs Herz, und ſaget mir, ob Ihr nicht wenigſtens, wenn Ihr ſchon ohne alle Rückſicht auf Vergelt, der euch doch gebürte, Segen ſtiftet, und ihn ſtiftet, blos um ihn zu ſtiften, ihn nicht noch weit zufridener mit der moraliſchen Weltordnung ſtiften werdet, wenn euch dabei auch künftige gehörige Vergeltung dafür in einem höheren Zuſtande zugewinkt, ia, zugeſichert, wird? Ich kann es mir, ſo weit ich den Menſchen kenne, nicht bergen, daß die Erklärung, wenn ſie Jemand von

ſich thut, es ſtehe nicht mit ihm ſo, nichts, als affektirter Stoicismus, ſei. Egoismus im groben Verſtande und nach dem üblichen Sprachgebrauche entehrt allerdings den Menſchen; aber ein gewiſſer Egoismus liegt im Weſen des Menſchen, wie im Weſen aller vernünftigen Exiſtenzen, und — irgend ein Ding, das vernünftig exiſtirt, ſich ganz ohne ihn zu denken, kommt mir gerade ſo vor, als ſich ein vernünftiges Stück Holz, oder einen vernünftigen Dammſtein, zu denken.

Doch — abgeſehen hiervon, und den Vorwurf, als ſchätzte ich den Glauben an Fortdauer blos aus Durſt nach Vergeltung, und als ſetzte ich ſeine Kraft im Guten zu ſtärken, nur darin, daß er einſt nachkommenden Lohn für das Gute verſpräche, ein- für allemal hiermit von mir abgelehnt — — gibt es denn nicht auch noch andere Erklärungen der zum Guten ſtärkenden Kraft, welche ich ihm beimeſſe?

So mags dann immerhin ſein, daß Gutes nicht gerade für den, der es thut, gute Folgen haben müſſe; kann ſein Thäter ohne den Wunſch dabei bleiben, daß es überhaupt gute Folgen, und daß es doch wenigſtens gute Folgen um ihn her-

oder für Andere, haben möge? Dieſer Wunſch muß ihn ja vielmehr, als ein vernünftiges Weſen, innigſt ergreifen. Mag er nun auch immerhin die Erfüllung deſſelben der Vorſehung anvertrauen ſollen, wird er ſie ihr nicht weit herzlicher und weit zuverſichtlicher anvertrauen, wenn es mehr, als eine Welt, für ſie gibt? So darf er nicht nur erwarten, daß ſein Gutes, wenn es auch hier ohne gute Folgen bliebe, doch anderswo gute Folgen haben werde; ſondern er darf ſich auch mit der Hofnung ſchmeicheln, daß die hier ſchon eingetretenen guten Folgen davon ſich noch auf dorthin erſtrecken, und dort erſt recht vollkommen werden werden. Ach ſo, ſo wird das menſchliche Herz doch wohl recht ſtark zum Guten, wenn es unüberſehbare, unzuberechnende, unendliche Folgen davon ahnen darf??? Ehrwürdiger S.! ich frage Dich auf Dein Gewiſſen, obs Dir nicht ſo gehe, wie mir. Thue ich ſchon Gutes, wenn's ſcheint, Jahre lang zu ſegnen, lieber, als ich's thue, wenn es blos heute und morgen ſegnet, ſo thue ich's noch tauſendmal lieber, wenn ich denke, daß es ewig ſegnen könne. Ja, ich will Dir noch ein hieher gehöriges Wort ſagen, das wenigſtens für mich ſehr viel

Kraft hat. Sobald ich von meiner Fortdauer überzeugt bin, muß ich auch überzeugt sein von der Fortdauer aller Menschen; so stifte ich dann auch Segen für Andere weit eifriger, weil sie unvergängliche Wesen sind, als ich ihn stiften würde, wenn sie blos vergängliche Wesen wären.

Hiermit gab ich schon eine Erklärung der im Guten stärkenden Kraft des Glaubens an Fortdauer, die mit sogenanntem Vergelt für den Thäter des Guten selbst nichts zu thun hat; ich weis aber auch noch eine andere der Art ... Betrachte einmal den Reichen! Jetzt schon macht ihn der bloße Besitz seiner Schätze so glücklich; ietzt schon sucht er sie deshalb noch immer zu vergrössern — da er doch weis, daß er sie im Tode gänzlich verliehre; was würde er vollends thun, wenn er sie ewig besitzen könnte? Dem Rechtschaffenen ist die schöne Gemüthsstimmung, in der er sich beim edlen Wollen und Thun befindet, sein Schatz, und er fühlt sich ietzt schon im Besitze derselben selig; wie wird er sie also vollends noch immer eifriger zu vermehren suchen, wenn er weis, daß sie ihm auch der Tod nicht raube, sondern daß sie, weil er

ewig fortdauert, als ein Seelenſchatz auch ewig die ſeinige bleibe!

So will ich die Kraft, im Guten zu ſtärken, welche ich dem Glauben an Fortdauer nachrühme, verſtanden wiſſen, und ſo meinte ich's damit, wenn ich ſagte, Ihr möchtet am Ende meines vorletzteren Briefs leſen — „nun will ich erſt recht leben als Menſch.“ Hiergegen könnet ihr doch gewis nichts einwenden. Ich wünſche eure Zuſtimmung hierzu nächſtens zu vernehmen.

---

## Siebenter Brief.

### An R.

Wir ſind alſo in den Hauptſachen einig — einig nehmlich darin, daß unſere höhere Natur, das Geiſtige an uns, dadurch erſt im erhabenſten Verſtande zur höheren Natur werde, wenn der Glaube an ihre immerwährende Fortdauer dazu kommt, und daß dieſer Glaube den Entſchlus erzeugen müſſe — nun will ich erſt recht leben als Menſch. Wie ich mich aber über eure Uebereinſtimmung mit mir freue, ſo freue ich mich

Euch darüber, daß ihr euch von meinem seligen Zustande gern noch Viel erzählen lassen wollet.

Theuerster R.! Es ist völlig Einerlei, ob ich sage — nun will ich erst recht leben als Mensch — oder ob ich spreche — nun will ich meine höhere Natur erst recht beschicken. Ich beschicke diese aber zuförderst dann, wenn ich nach Wahrheit strebe. Wie ehrwürdig und angelegen wird mir nun durch meinen Glauben an Fortdauer das Streben nach schönem Wissen! Alles, was ich nun lerne, erkenne und begreife, begreife, erkenne und lerne ich nicht blos für diese kurze, flüchtige Erdenzeit, sondern für immer; wie sollte ich nun nicht erst recht gern lernen? Wie sollte ich nun nicht lieber die Zeit, welche Andere auf leere Zeitvertreibe und auf übermüthige Sinnengenüsse, besonders auf Jagd und Spiel, verwenden, zur Erweiterung meiner Einsichten verwenden? Mögen doch nun immerhin enge Schranken für mein Wissen gesetzt sein! es ist ja die erste Welt blos, in der ich jetzt bin. In der zweiten werden diese Schranken weiter von mir gestellt werden. In der zweiten wird das Licht, welches mir hier nur schwach leuchtet, unweit heller mir leuchten. In der zweiten wird das Licht, welches

jetzt nur hierhin und dorthin für mich fällt, reichlicher sich für mich verbreiten. Glücklicher, schneller werde ich in meinem Wissen fortgehen. So sollen mich also die engen Schranken, welche mir jetzt dabei gesetzt sind, nicht davon zurückhalten; es sind die Schulschranken, in welche so ein Geist, wie der menschliche Geist ist, erst gebracht werden muste, wenn er je ein uneingeschränkteres Feld der Erkenntnisse mit Nutzen beziehen sollte. Traun, der allerhöchste Pädagog des Menschengeschlechts wird gewis diese Schranken recht meisterhaft angelegt haben! Mit wahrer Achtung betrachte ich daher vielmehr die Fortschritte, welche ich hier schon im Wissen mache, denn sie sind's, die jene künftigen stärkeren Fortschritte vorbereiten. Die Erkenntnisse, welche ich jetzt erlange, wenn sie auch noch so mangelhaft bleiben, sind doch die Grundlagen, auf denen ich einst die vollkommenere Erkentnis fortbauen werde, und ohne welche ich diese nie erhalten könnte. Wäre ich hier in meinen engen Einsichtsschranken nicht recht zu Hause gewesen, wie würde ich mich dort in der Einsichtsweite verirren! Hätte ich mich hier nicht an blos erst aufgehendes Licht gewöhnt, würde mich dort das vollere Licht nicht blenden? Was

ſoll doch alſo der Spott über das menſchliche Wiſſensſtückwerk? Mus denn nicht erſt das Stückwerk ſein, ehe das Vollkommene kommen kann? Wird das Vollkommene nicht aus Stückwerken zuſammen geſetzt? Warlich, ſo möchte man ſagen, daß ieder Irthum, ieder Trugſchlus, iede in ſich ſelbſt zurückfallende Hipotheſe eine höhere Anſicht gewinne! Sie verwahrſcheinlichen, ſie öfnen geradezu die Ausſicht auf gründlichere Erklärungen, auf richtigere Schlüſſe, auf Wahrheit. Kurz, das Stückwerk des Wiſſens verbürgt das einſtige vollkommene Wiſſen. Ja, es mag ſogar ſein, daß unter meinen ietzigen Erkentniſſen manche ſei, die ich dort nicht weiter brauchen kann, und mit der mir es dort gehen wird, wie es mir hier ſchon mit manchen erſten Erkentniſſen geht, mit denen man mich in meiner Kindheit ſpielend beſchäftigte. War dieſes Verſtandes ſpiel nicht doch eine Verſtandesübung? Machte dieſe kindiſche Uebung nicht meinen Verſtand ſtärker, daß ich ihn heruach zur Erwerbung weſentlicherer Erkentniſſe gebrauchen konnte? Wenn ich alſo auch ſolche Kentniſſe, die mich dort nicht weiter intereſſiren möchten, nur als wahre Uebungen meines Verſtandes betrachte, verdienen ſie dann nicht doch meine Achtung, und

meinen Eifer, nach ihnen zu ſtreben? Erhielt ich durch ſie nur Fertigkeit im Nachdenken, und bringe ich dann nur dieſe Fertigkeit gleich in iene Welt mit, o wie wird ſie mein Fortſchreiten zu höherer Erkentnis dort beſchleunigen! So bleibe es dann — von allen Seiten die Sache betrachtet — dabei, daß ich nun recht unermüdet nach Wiſſen ſtreben, recht unerſättlich im Erkennen ſein will! Wiſſen iſt das Erſte für den Geiſt; dann folgt das Wollen. Ihn, meine höhere Natur, beſchicke ich alſo ferner alsdann, wenn ich, wie nach Weisheit, ſo auch nach Heiligkeit, ſtrebe. Wie ehrwürdig, wie angelegen wird mir nun auch durch meinen Glauben an Fortdauer dies Streben nach ſchönem Wollen! Alles, was ich dadurch für mein Herz leiſte, leiſte ich nun auch auf immer dafür. Jede dauerhaftgute Richtung, welche ich meinem Willen gebe, wird eine ewigdauernde ſein. Wie ſollte ich nun nicht noch eifriger die gröberen Begierden bezähmen, und darauf dringen, daß mein Sinn ſich nach der Vernunft richte, und ſich dem Sittengeſetze anſchmiege? Wie ſollte ich nun nicht die ſchnell überhingehenden, blos Empfindungstaumel abwerfenden Annehmlichkeiten, welche die Befriedigung der Leidenſchaften aller Art

gewährt, und aus denen Andere so unendlichviel machen, mit Verachtung von mir weisen, und nach der Freude, welche der Heilige an sich selbst hat, recht greifen, da sie noch dazu Unvergänglichkeit für mich an sich trägt? Mögen mir doch immerhin euch bei meinem Streben nach Heiligkeit so enge Grenzen gesetzt sein, wie bei meinem Streben nach Erkenntnis! ich bin ja nur noch in der ersten Welt. In den zweiten werden auch diese Grenzen herrlich erweitert werden. Da wird mein moralisches Gefühl stärker und lebendiger sein; da wird es hinblicken nicht nur auf diese und jene Seite meines Herzens, sondern auf alle Seiten desselben. Da wird zugleich der Kampf mit den gröberen Begierden ein Ende haben; welch einer vollkommeneren Erfüllung des Sittengesetzes werde ich also fähig sein! Keineswegs sollen daher die Schranken, welche auch meiner Heiligkeit jetzt gesetzt sind, mich abhalten, für diese zu leisten, was ich kann. Unstreitig musten sie für mich, als ein sittliches Wesen, anfangs so sein, damit gleich die erste Güte, welche ich aufzeigte, wahrhaftigsittliche Güte, von mir selbst erworbene und errungene Güte, wäre. Mit wahrer Achtung will ich daher vielmehr jede herrschende gute Gesinnung, zu der ich es hier

bringe, betrachten; auch ſie zuſammen ſind die Grundlagen, auf welchen ich einſt meine höhere Heiligkeit fortbauen werde, und ohne die ich dieſe nie erhalten könnte. Wozu wirft man denn alſo dem Menſchen ſeine Herzensſchwäche ſo vor? Dazu etwa, daß er auf Heiligkeit ganz Verzicht thun ſolle? Kann denn Herzensſtärke eher eintreten, als Herzensſchwäche da geweſen iſt? Mus ſich iene nicht aus dieſer hervorarbeiten? In der That, ſo möchte man auch ſagen, daß ieder Uebereilungsfehler, ieder fehlgeſchlagene Kampf mit der Hauptleidenſchaft, ieder unvorſätzliche und durch Umſtände faſt abgedrungene Uebertritt des Sittengeſetzes eine höhere Anſicht erhalte. Sie verwahrſcheinlichen, ſie öfnen geradezu die Ausſicht auf Sicherheit vor Uebereilungen, auf Befreiung von den Leidenſchaften, auf treuere Haltung des Sittengeſetzes. Kurz, das Stückwerk im Wollen verbürgt eben ſo das einſtige Vollkommene in der Heiligkeit, wie das Stückwerk im Wiſſen das einſtige Vollkommene in der Erkenntnis verbürgt. Wo nur erſt Anfang in den groſſen Sachen des unſterblichen Geiſtes iſt, da iſt mit Zuverläſſigkeit, und eben darum, weil er unſterblich iſt, auf Wachsthum, auf unendliches Wachsthum, zu rechnen.

Das gebe ich aber nicht zu, daß es unter meinen sittlichen Willensrichtungen solche gäbe, welche mich in meinem künftigen Zustande nicht mehr interessiren würden, wie es unter meinen Erkentnissen, welche ich ietzt erlange, dergleichen gibt; was sich mir ietzt als sittlichgut beweiset, das wird sich mir ewig so beweisen. Keine Ueberwindung meiner Leidenschaften, welche es auch sei, darf ich also als eine überflüssige Kleinigkeit betrachten, über welche einst weggesehen werden werde. Was könnte man nicht auch sonst unter diese Kleinigkeiten rechnen? und welch eine schlüpfrige Sittenlehre würde hieraus entspringen! Wohl aber will ich gern zugeben, daß mir mancher Kampf mit den Leidenschaften mislinge, und also vergeblich von mir unternommen werde; dennoch verdient auch ein solcher misgelungener Kampf blos als geführter Kampf meine Achtung. Ich habe doch wenigstens durch ihn mich im Gegenstreben gegen das Unsittliche geübt und fertiger gemacht, und, je mehr ich dergleichen Fertigkeit in iene Welt mitbringe, desto mehr wird sie dort mein Streben nach Heiligkeit, und mein schnelles Fortschreiten in dieser, befördern. So bleibe es dann auch — von allen Seiten die Sache betrachtet — dabei,

daß ich nun recht unermüdet nach ſchönem Wollen trachten, recht unerſättlich in Veredlung meines Gemüths ſein will!

Auf Wiſſen folgte für den Geiſt Wollen; auf das Wollen folgt nun auch noch das Wirken. Wirken iſt das wahre Leben des Geiſtes. Ihn, die höhere Natur, beſchicke ich alſo dann erſt ganz gehörig, wenn ich, wie nach Wahrheit und Heiligkeit, ſo auch nach Nützlichkeit, ſtrebe. Wie ehrwürdig, wie angelegen wird mir nun auch durch meinen Glauben an Fortdauer dis Streben nach ſchönem Wirken! Erſcheint mir ſelbiges nun nicht als die eigentliche Vorbereitung auf iene Welt? O wie könnte ich es nun, wie Andere, machen, die blos als müſſige Zuſchauer ihr Erdenleben verleben, und ſich nicht eher in nützliche Thätigkeit verſetzen, als bis man ſie für ihre Trägheit ſchwerverantwortlich macht? Mögen mir doch immerhin auch bei meinem Streben nach Wirkſamkeit enge Grenzen geſetzt ſein! Ja, ia, es ſind mir dabei die engſten Grenzen geſetzt — ich gebe es zu. Zum Wirken gehören Kräfte, ach, was wollte ich leiſten, wenn ich ſtark genug dazu wäre! Das Heil der ganzen Welt würde ich dann bewirken. So aber weis ich zwar oft

recht gut, wie etwas sehr Nützliches anzufangen wäre, und brenne zwar auch für Begierde, es bewirkt zu sehen; doch — nicht einmal die Hand dazu kann ich regen. Habe ich dann aber auch wirklich zu etwas Heilsamen die gehörige Kraft, und gebrauche ich sie, so kommts wieder darauf an, daß keine fremde stärkere Kraft mir dabei entgegenwirke. Kaum habe ich aber oft nur Mine gemacht, daß ich wirken wolle, so werde ich gleich behindert, und muß erst mit der entgegenwirkenden Kraft ringen; wo ich dann wohl den Sieg verliehre, und so mit meinem besten Vorsatze das Kampffeld räumen mus. Setze ich aber auch in der That zuweilen etwas von Belang ins Werk, so fällt wohl etwas Anderes vor, wodurch es noch schneller wieder vergeht, als ich's bewerkstelligt hatte. Dis Alles ist wahr; bin ich denn aber nun nicht blos in der ersten Welt ietzt? In der zweiten werde ich grössere Kräfte haben; in der zweiten werden die Hindernisse nicht mehr sein, welche hier waren; in der zweiten wird bewerkstelligtes Gutes ungestörter fortsegnen. Mit nichten also sollen die Schranken, welche meiner Wirksamkeit ietzt gesetzt sind, mich abhalten, zu bewirken, was ich bewirken kann. Mit wahrer Achtung will ich

vielmehr alle nützlichen Thaten betrachten, die ich verrichte; sie sind die Grundlagen, auf welchen ich meine höhere Nützlichkeit fortbauen werde, und ohne die ich nie zu dieser gelangen würde. Wie? ich sollte mich deshalb zu schämen haben, daß mein Einwirken auf die Welt so unbedeutend wäre? Wer ist Schuld daran? Nicht ich! Ich glaube aber auch, daß die grösseren Einflüsse auf Weltwohl durch vorhergehende kleinere erst zubereitet werden müssen, und daß das Vollkommene im Wirken sich eben so aus Stückwerk entwickeln müsse, wie das Vollkommene im Wissen und im Wollen. Fürwahr, so möchte man auch sagen, daß die misgelungenste gute Handlung eine höhere Ansicht erhalte. Sie verwahrscheinlicht, sie öfnet geradezu die Aussicht auf vollkommenes Nutzenstiften; sie verbürgt eben so einstiges ganzes Wirken, wie der Irthum einstiges ganzes Wissen, und der Fehltritt einstiges ganzes Wollen verbürgt. Ich räume so wenig ein, daß es eine nützliche That, die ich verrichte, gebe, welche mich in dem künftigen Zustande nicht interessiren werde, als ich einräumte, daß es eine meiner sittlichen Willensrichtungen gebe, die mich dort nicht interessiren sollte; was der Welt einmal nützt, das wird mir ewig

als nützlich für sie gewesen vorkommen. Keinen Segen also, den ich hier stiften kann, darf ich für eine überflüssige Kleinigkeit halten, über die man dort hinwegsehen würde. Was könnte man nicht sonst auch unter dergleichen Kleinigkeiten rechnen? und wie noch unthätiger würden dann unsere Müssiggänger werden! Weis ich denn auch, wie weit nun, da es eine Zukunft ienseits der Gräberwelt gibt, meine kleinste nützliche That in das Weltwohl eingreifen könne? Fängt nicht alles klein an? Kann sie also nicht auch das Erste von Allem haben sein sollen, das kommen sollte, das aber nur aus ihr und durch sie kommen konnte? Einbilden will ich mir zwar deshalb nicht Mehr auf sie; aber eine höhere Ansicht gewinnt sie doch unstreitig hierdurch. Das aber will ich gern einräumen, daß mir Nutzenstiften so oft mislinge, als der Kampf mit meinen Leidenschaften, und daß also mein Wirken oft vergeblich unternommen werde; dennoch aber verdient auch das fehlgeschlagenste Wirken blos als Wirken meine Achtung. Ja, auch das allervergeblichste Wirken erhält durch meinen Glauben an Fortdauer eine höhere Ansicht. Es ist eine schöne Uebung meiner Kräfte gewesen — wie es dann überhaupt hier nur auf

Uebung mit uns angesehen zu sein scheint — und komme ich, so im schönen Wirken geübt, in iene Welt hinüber, wo das schöne Wirken besser von statten gehen wird, so kann ich versichert sein, daß meine höhere Wirksamkeit dadurch dort herrlich ins Grosse getrieben werden werde. Es bleibe also auch — von allen Seiten die Sache betrachtet — dabei, daß ich unermüdet nach menschenfreundlichem Wirken streben, recht unersättlich im Segenstiften, sein will!

Tief durchdrungen von Allem, was ich dir, o R.! ietzt schrieb, und im süssesten Zauber, den mir mein Glaube an Fortdauer gewährt, lege ich heute die Feder nider. Küsse unsern S. für mich, und liebet Beide euren Elpizon noch mehr dafür, daß er nun erst recht leben will als Mensch.

---

## Achter Brief.

### An R. und S. zugleich.

Zum ersten male feiere ich heute meinen Geburtstag als Elpizon; wie könnte ich ihn verleben, ohne an euch zu schreiben, und euch Bericht

davon zu erstatten? Ach, verehrteste Männer! wie ist es doch so ganz etwas Anderes für mich, ihn an der Hand meines Glaubens an Fortdauer zu feiern! So erhaben schien mir dieser Tag noch nie, als dismal. Er war's nun also einst, der mir nicht nur das kurze, flüchtige Erdenleben öfnete, sondern der mir auch eine Ewigkeit aufthat. Mit ihm zugleich bekam ich die hohe Anwartschaft, die göttlichen Gerechtsame auf immerwährendes Sein. Das grosse, heilige, Alles besagende Eins war er, an welches sich nicht nur, sobald es da war, mehrere Zahlen anschliessen konnten, sondern an das sich nun auch Zahlen ins Unendliche hin anreihen werden — — welch eine Vorstellung aller Vorstellungen für mich! Wie segne ich ihn nun! wie werde ich ihn ewig segnen! Nie habe ich auch Gott so für ihn gepriesen, als heute. Als die Stunde kam, in der ich einst an ihm zur Welt gebracht ward, wanderte ich zum Grabe meines Vaters, und verknieete sie da unter frohen Anbetungen des Ewigen, der mich vor Jahren in ihr völlig und feierlich zur Existenz rief, und dadurch zur Existenz ohne Aufhören rief.

Es ist ganz Dasselbe, ob ich meinen Geburtstag so segne, oder ob ich den Werth des Lebens

über alle Maſſe erhübe. Was wär's denn um das Leben, geſetzt auch, daß es mehrere Jahrhunderte dauerte, am Ende geweſen, wenn der Tag des Todes anbräche, um es zu nichten? Die Jahrhunderte wären dann auch verſtrichen, und, obs Jahrhunderte, oder Jahrzehende, geweſen wären, würde alsdann gleichviel gelten. Ja, es könnte mir gleichviel gelten, ob ich überhaupt gelebt hätte, oder nicht. Dis müſte ich dann jetzt ſchon mir vorſtellen, und ſo ſchrumpfte der Werth des Lebens auch ietzt ſchon, während daß ich es noch führte, und wenn's noch ſo lang werden könnte, auf das jämmerlichſte zuſammen. Keineswegs aber enthält das Leben Jahrhunderte; allgemein ward daher auch von ieher über Lebens k ü r z e geklagt. Ja, die bitterſten Klagen über Lebens flüchtigkeit kamen noch dazu. „Eine Handvoll Jahre nur, ſeufzte man, und, ſetzte man noch tiefer ſeufzend hinzu, wie eilen ſie ſo ſchnell vorüber, daß man ihrer kaum mächtig werden mag!" Die Weiſen, als ſie ſahen, daß ſie das Leben an ſich nicht verlängern könnten, verſuchten, es wenigſtens ſtäter zu machen, und anzuhalten. Sie verwendeten iede Stunde zu edler Thätigkeit; dis Mittel aber ſchlug ihnen fehl. Während des edlen

Wirkens konnten ſie die Minuten nicht zählen, und ſo ſchien ihnen nachher die Zeit noch ſchneller entflohen zu ſein. Traun, ein richtigeres Mittel dazu wäre vielmehr der Müſſiggang. Er gibt Langeweile; bei dieſer zählt man iede Minute, und ſo hält man die Zeit recht auf und an. Auch wär's ein richtigeres Mittel dazu, wenn man ſich weitentfernte Hofnungen machte, und groſſe Sehnſucht nach ihrer Erfüllung in ſich erregte. Da würde es dann ſcheinen, als ſchliche nur die Zeit, oder als ſtände ſie gar ſtill zuweilen, ehe die Erfüllungsſtunde käme. Für mich bedarf es nun ſolcher Mittel nicht, die das Leben anhielten, und gleichſam mehr fixirten; es bedarf ihrer ſo wenig für mich, als des Wunſches, daß ich es an ſich ſelbſt und im eigentlichen Verſtande möchte verlängern können. Es ſei ſo kurz, als es wolle, und ſo flüchtig, als es wolle — es erſcheine mir noch flüchtiger durch meine wackere Thätigkeit; iſt es nun doch blos der Anfang meines Seins. Ja, es iſt nur die kleine Vorrede zum groſſen Buche des Lebens für mich — die Einleitung nur in das unermeßliche Werk meiner Exiſtenz. Nun beruhet nur Alles darauf, daß ich es gehörig anwende; alsdann iſt, wie für mein ewiges Sein ſchon ohne mich, ſo auch für mein

ewiges Fortschreiten im seligen Sein, gewis gesorgt.

Dis ists eben, was nun dem flüchtigen Erdenleben in meinen Augen den höchsten Werth gibt, daß ich es als die Zeit betrachten soll, in der ich mich zu höheren Zuständen zuzubereiten habe. Wie ich nicht fortdauern könnte, wenn ich nicht wäre, so wird auch meine Fortdauer im Tode dann nur wünschenswerth ausfallen, wenn ich mich ietzt darnach einrichte. Wie sich mein künftiges Leben aus dem gegenwärtigen entwickelt, so entwickelt sich auch die Beschaffenheit meines künftigen Befindens aus meiner ietzigen sittlichen Beschaffenheit.

Das ist Viel, könnte man sagen, daß auf eine Handvoll Tage so viel beruhen soll; ists denn aber nicht die erste Handvoll? Mus also in der Beschaffenheit ihrer Verwendung nicht schon der Keim zur Beschaffenheit des Befindens in den übrigen Zukünften liegen? Ich sehe ia, wie es hier schon mit denen stehe, welche in der Jugend nicht gehörig gebildet wurden, wer sind sie im männlichen Alter? Menschen sind's, die die Hände über den Kopf darüber zusammenschlagen möchten, daß sie so roh erwuchsen. Was nun die Jugend für

das männliche Alter hier iſt, das iſt das ganze gegenwärtige Leben gegen die Zukunft über daſſelbe hinaus. Schwerlich, ach, ſchwerlich holt der roh aufgewachſene Jüngling als Mann die ihm fehlende Bildung nach; ich fürchte, ich fürchte, daß der rohe Lebemenſch in ienerWelt die ihm fehlende Bildung zu ihr auch nicht möchte nachholen können. Was ſoll man alſo von ſolchen Menſchen urtheilen? Dis, daß ſie entweder gar nicht an Fortdauer glauben, oder daß ſie doch nicht ganz und lebendig an ſie glauben. Wenn ſie es dann vollends ſind, die die Klagen über Lebenskürze und Lebensflüchtigkeit erheben — o wie verachtenswerth werden ſie dadurch! Alſo — darum nur möchten ſie ſo gern ſo viele Jahrhunderte haben, als ſie Jahrzehende erhalten — darum nur ſollte iede Stunde ſo langſam verſtreichen, ſo lange dauern, als wenn's zehen Stunden wären — damit ſie zehenmal länger, und zehenmal ſtäter ſich auf gutthieriſch im Daſein fühlen könnten? Ich entſetze mich vor ihrem Bilde; ich will anders leben, als ſie — ich will mit raſtloſer Thätigkeit Gutes wirken. So bilde ich mich gehörig zu meinen höheren Zukünften vor, und ſo können dieſe nicht anders, als ſelig, für mich ſein. Welch ein

Gedanke für mich, daß ſolchergeſtalt ein vergängliches Leben zu unvergänglichem Heile den Grund lege! Kann es denn aber auch wohl anders ſein? Entwickelt ſich das unvergängliche Sein aus dem vergänglichen Sein, ſo mus ſich auch die Seligkeit im unvergänglichen Sein aus der Rechtſchaffenheit im vergänglichen Sein entwickeln.

Wenn ich ſo den Werth des Lebens tief empfinde, könnte man leicht glauben, daß ſich der Wunſch in mir wohl regen dürfte, daß es ſich wenigſtens mit dem höchſten Alter erſt ſchlieſſen möchte. „Da du, könnte man ſagen, es für deine Vorbildungszeit zu höheren Zukünften hältſt, wie ſollteſt du nicht darnach verlangen, daß dieſe Zeit ſo lang, als möglich, würde? Laſſet euch aber geſagt ſein, ehrwürdige Männer, daß iener Wunſch nicht in mein Herz komme. Ich gebe zu, daß eine längere Vorbildungszeit an ſich eine vollkommenere Vorbildung gewähren könne; ich weis aber auch, daß, ie näher das wirklichhohe Alter tritt, deſto mehr das Leben die Kraft verliehre, Vorbildungszeit für die Zukunft ienſeits des Grabes zu ſein. Ich habe alſo vielmehr gar nichts dagegen, wenn ich kein hohes Alter erreiche. Dieſe meine Gemüthsſtimmung iſt mir um ſo lieber, da ich

gewis glaube, daß ich's nicht erreichen werde. Es iſt auch in der That genug, wenn man als Mann ſeine Vorbildungs- und Vorbereitungskarriere gemacht hat; es läſſt ſich vom Eintritte in das männliche Alter an, bis zum Wiederaustritte aus ſelbigem für die höheren Zukünfte Alles recht wohl beſorgen. Wenn man zwei, und, wenn's ſein kann, allenfals drei Jahrzehende hindurch Feuer und Flamme für Wahrheit, heiligen Sinn und thätige Menſchenliebe geweſen iſt, dann kann man getroſt und ſeiner Sache gewis ins Höhere gehen. Es wird ſich dann da in einer Stunde Mehr Gutes erkennen, wollen und wirken laſſen, als hierniden im ganzen Jahrzehend des hohen, und im ganzen Jahrzehend des höchſten Alters.

Die Rechnung auf ein hohes Alter hält auch oft ſogar ſolche Menſchen, die an Fortdauer glauben, nur hin, daß ſie nicht gehörig eilen, ſich zu ihren überirdiſchen Zukünften vorzubereiten. Deſto beſſer für mich, daß ich dergleichen Rechnung nicht mache. Mein Leben erhält alſo durch ſeine ſpecifiſche Kürze, die ich mir auſſer der allgemeinen Menſchenlebenskürze noch als ausgemacht denke, nur noch höheren Werth in meinen Augen.

„Nun ſoll gewis auch nicht einmal aufgeſchoben von mir etwas werden, das mich weiſer, beſſer und nützlicher machen kann.“ Mit dieſem Entſchluſſe beſchlieſſe ich heute meine Geburtstagsfeier, wie ich ſie mit ihm anfing. Laſſt mich meinen Geburtstag nur erſt noch zwanzigmal erleben und erlebt haben; dann ſollet Ihr Briefe von mir leſen, deren Inhalt euch unausſprechlich erfreuen wird. Daß Ihr dann noch da ſein mögt, wünſche ich; daß Ihr dann noch da ſein werdet, glaube ich — ich kenne euch als lebensſtarke Männer. Heute, heute, Vielgeliebteſte, ſegne ich alle brave Deutſche — wie vielmehr Euch!

---

## Neunter Brief.

### An S.

Erinnerſt du dich noch meines Ausrufs: „mein Rittergut — was iſts mir nun?“ Ja, ſo könnte ich jetzt im gewöhnlichen Verſtande erſt recht ausrufen, und ich zweifle auch nicht, daß Tauſende in dieſem Verſtande ſo ausrufen würden, wenn ſie ſich an meiner Stelle befän-

den. Bisher hatte ich nehmlich Heiligenhain nur oberflächlich gekannt, und wuste blos, daß es Eins der schönsten Rittergüter im ganzen Herzogthum sei, und daß ich es völlig schuldenfrei ererbt hätte; nun aber kenne ich's genauer, und weis, daß ich auf selbigem in meiner Art noch besser leben könne, wie unser Herzog. Wer an meiner Stelle würde also nicht ausrufen: „mein Rittergut — was ists mir nun?“ Daß ich's aber mit diesem Ausrufe nicht in einem so niedrigen Verstande meine, davon bist du gewis lebendig überzeugt. Durch meinen Glauben an Fortdauer zu edler Wirksamkeit hoch aufgestimmt, betrachte ich nun Heiligenhain als den Bezirk, in welchem ich nicht nur mich herrlichst zum künftigen Leben vorbereiten, sondern auch meinen Vorhimmel auf Erden schon finden soll. Viel Gutes kann ich da wirken, viel Gutes werde ich da wirken.

Wenn ich's auf der einen Seite meinen Vorfaren sehr verargen mus, daß sie das Wohl ihrer Bauern so ganz vernachlässigten: so möchte ich ihnen auf der andern schier dafür danken, daß sie so thaten. Himmelschreiend freilich, ja, himmelschreiend ists, daß sie funfzig Familien viele Generationen hindurch an Leib und Seele verderben

lieſſen, denen doch an Leib und Seele hätte Heil widerfaren können; aber — habe ich denn nicht dadurch, daß ſie ſo handelten, nun auch recht viel zu wirken? Kann ich mich nun nicht zur höheren Wirkſamkeit ienes Lebens noch vollkommener vorbilden? kann ich durch mir gelungenes Wirken nun nicht noch mehr des Himmels Vorgenus haben?

Die Anlage zu meiner allerherrlichſten Vorbildung auf ienes Leben iſt da, ganz da. Es iſt nicht nur hier zu Heiligenhain ſehr viel Gutes zu wirken, ſondern ich finde auch nun in ſeinem Beſitze alle die Kräfte, welche dazu gehören, daß ich es bewirken könne. Meine Vorfaren über meinen Vater hinaus kannten ihr Rittergut gar nicht; ſie zogen, entfernt davon lebend, ihren alten hergebrachten Pacht, und lieſſen ihre Pachter insgeſamt ſich nach und nach ein Rittergut daranf verdienen. Als mein Vater in den eigentlichen Werth ſeines Beſitzes tiefer hineingeſehen haben mochte, übereilte ihn der Tod. Ich kenne nun ganz meine Kräfte; ſo ſollen ſie auch gehörig von mir angewendet werden. Mich ſcheidet nun nichts weiter von Heiligenhain, als das allgemeine Loos der Sterblichkeit, in der Stunde, in der es von oben herab mir gezogen werden wird. Was nun bis

dahin die Kräfte, welche ich vorfinde, Gutes hier zu bewirken, hier bewirken können, das ſollen ſie auch bewirken.

Daß ich aber dieſe meine Kräfte auch mit glücklichem Erfolge anwenden, und ſo zu Heiligenhain nicht nur mich zum künftigen Leben herrlichſt vorbilden, ſondern auch den Vorgenuß davon, den Vorhimmel auf Erden ſchon, haben werde — deſſen bin ich nun auch überzeugt. Ich habe meine Bauern geſprochen, und, als ich's ihnen herzlich zu erkennen gab, wie gut ich's mit ihnen meinte, da gaben ſie auch mir zu erkennen, daß mein Gutvorhaben in Gutesſtiften verwandelt werden würde. Warum ſollte ich denn an ihnen zweifeln, da ſie an mir nicht zu zweifeln ſchienen?

Meinen Beifall haben überhaupt nie diejenigen erhalten, welche ihre Bauern ſo tief herabſetzen, und Alles, was zu ihrem Beſten geſchehen ſolle, für vergeblich gethan erklären. Wenn man dieſen Verſchreiern eines ſo beträchtlichen Theils der Menſchheit Glauben beimeſſen wollte, ſo wäre ſelbiger gar keiner vernünftigeren Denkweiſe und gar keiner geſitteteren Handlungsweiſe empfänglich, und hätte auch ſogar nicht einmal Sinn für

menſchlichere Lebensgenüſſe. Entſetzlich genug, wenn ſich's ſo verhielte! wer wäre dann auch wohl weiter daran Schuld, als ihre eigenen Herren gros und klein? Dazu müſten doch wohl Jahrhunderte von abſichtlicher Vernachläſſigung und Bedrückung gehört haben, ehe die Menſchen in einer gewiſſen Klaſſe ſo weit verthierten, daß ſie im Stande wären, nicht nur Kopf und Herz, ſondern auch ſogar den Glückſeligkeitstrieb, zu verleugnen? Ich halt's aber für ein bloſſes Vorgeben, hinter das ſich nur der gröbſte Ritteregoismus zu verſtecken ſucht. Man will die Bauern nicht vernünftiger haben, damit ſie über ihre bedrückte Lage nicht nachdenken möchten; ſo ſpricht man ihnen die Fähigkeit, vernünftiger zu werden, ab. Man achtet ſie nicht als moraliſche Weſen, und ſetzt ihre ganze Sittlichkeit darin, daß ſie die Frohne pünktlich leiſten; ſo erklärt man ſie für Thiermenſchen, deren höhere Verſittlichung unmöglich iſt. Man gönnt ihnen menſchlicheren Daſeinsgenus nicht; ſo ſagt man, daß ſie nicht nach ihm verlangten. Iſt aber ein Gutsherr von humanerer Art, und führt er doch ähnliche Klagen über ſeine Bauern, ſo fängt er gewis die Sache nicht recht mit ihnen an. Behandelt wollen dieſe Menſchen freilich auch

dann, wenn man es noch so gut mit ihnen meint, ihrem Standeskarakter nach dabei sein; wen könnte dis aber auch wohl befremden? Man mus es ihnen verzeihen, wenn sie am alten Herkommen, wie am alten Glauben, hangen, und wenn sie, aus Routine blos arbeitend, und ans Denken auch beim Arbeiten, woraus doch ihr ganzes Leben besteht, nicht einmal gewöhnt, bei den klarsten Vorstellungen, die ihnen gemacht werden, mit ihrem Nachdenken nicht folgen, und sich nicht schnell zur Einsicht des Gutmeinens, welches man für sie hegt, erheben können. Man mus es ihnen sogar verzeihen, wenn sie das alte gegründete Mistrauen gegen ihre Herren nur sehr langsam aufgeben wollen. Ich will's mit meinen Bauern so anfangen, wie es mit solchen Leuten angefangen werden mus. Die drückendsten Lasten, solche Lasten, deren Druck sie wirklich noch fühlen und beseufzen, sollen ihnen zuerst und sofort abgenommen werden; durch dergleichen handgreifliche Thatbeweise meines Wohlmeinens werden sie für mich gewonnen, und so auch für das weitere Gute, welches ich mit ihnen vorhabe, gestimmt werden. Freie Menschen müssen sie erst sein; das süsse Freiheitsgefühl wird dann nach und nach jedes andere Men-

ſchengefühl in ihrem Buſen wecken, und ſo kann mir zu ſeiner Zeit auch von allem dem nichts fehlſchlagen, was ich in höheren Hinſichten für ſie thun will. Fahre ich nur zugleich immer dabei fort, ſie zu unterſtützen, und ihren äuſerlichen Wohlſtand zu vermehren — wie bereitwillig werden ſie ſein, ſich auch geiſtig kultiviren, ſich aufklären und veredeln zu laſſen!

Werde ich auf ſolche Weiſe nicht in der That zu Heiligenhain meinen Vorhimmel auf Erden ſchon finden? Ach, wie unſchätzbar wird mir durch dieſe Vorſtellung erſt mein Rittergut! wie erkenne ich's nun erſt recht als eine mich vor vielen Tauſenden auszeichnende Gnade Gottes, daß er mich damit belieh! Auf Befreiung, Beglückung, Geiſtes- und Herzenskultur Anderer um ſich her ausgehen und hinarbeiten — kann es eine ſchönere Vorbereitung auf iene Welt geben, als dieſe? Und — dieſe Befreiung, dieſe Beglückung, dieſe Geiſtes- und Herzenskultur an mehreren Hunderten glücklich zu Stande bringen — kann man ſich in iene Welt ſchon ietzt entrückter, verſetzter fühlen, als ſo? Während daß man dis Alles zu Stande zu bringen ſucht, iſt man ſchon wie im Himmel; wie aber vollends dann, wenn's zu Stande gebracht

iſt? Und dis ſoll nach zwanzig Jahren mit mir der Fall ſein. Ja, mein S., nur zwanzig Jahre gehören dazu; nur zwanzig Jahre erbitte ich mir deshalb noch von Gott, und ich hoffe, er werde ſie mir ſchenken. Dann will ich gern ſterben als ein ächter Ritter, der auch vor dem Tode nicht den geringſten Scheu hat. Von Heiligenhain will ich dann meinen Aufſchwung zum Himmel haiten — von Heiligenhain, wo ich mich durch Thun im Glauben an ihn zu ihm recht vorbereitete.

---

## Zehnter Brief.

### An R.

Ich komme ſo eben von meiner Lieblingsanhöhe; ach, welch ein wunderſchönes Weilen iſt nun das Weilen auf ihr für mich bei meinem Glauben an Fortdauer! Heiligenhain liegt nun auf der einen Seite vor mir da nicht blos als mein reiches Erbgut, auf dem ich die froheſten Tage haben kann, ſondern auch als das kleine Erdgefilde, in welchem ich mich durch edles Wirken zu künftigen höheren Zuſtänden vorbilden ſoll. Ganz überſehe ich es da mit einem einzigen Blick, und ſo erhebt ſeine

vollſtändige Ueberſicht dieſe Idee in mir zur höchſten Klarheit, zu einer Klarheit, zu der ich ſie, wenn ich in meiner alten Burg ſitze, durch alle Anſtrengung meiner Fantaſie nicht zu bringen vermag. Die vierhundert Menſchen, welche meiner Fürſorge anvertrauet ſind, ſtehen da gleichſam in Maſſe vor mir, und ſtehen nun auch als Unſterbliche vor mir. Mache ich mich alſo um ſie verdient, ſo mache ich mich auf ewig um ſie verdient, und ewig werden ſie mich dafür ſegnen. Ihre ſpäteſten Nachkommen noch werden auf dieſen Fall, wenn ſie von mir hören, lebend nicht nur mich ſegnen — auch ſie werden mich ewig ſegnen. Müſſen mich dieſe Vorſtellungen zu ritterlicher Thätigkeit nicht recht begeiſtern? So oft alſo ein neuer Theil meines Plans für mein Dorf an die Reihe kommt, ausgeführt werden zu ſollen, will ich auf meinen Berg gehen, um, durch ſie da recht ergriffen, Feuer und Flamme dafür zu werden.

Du kennſt aber auch, edler R., meinen enthuſiaſtiſchen Hang zur ſchönen Natur; du weiſſeſt, daß ich darin ſo weit gehe, daß ich den für keinen guten Menſchen halte, der ihre einfachen, ſchuldloſen und ſanften Freuden nicht liebt. So denke dir, wie mir ietzt ſein müſſe, wenn ich als felſen-

feſter Gläubiger an Unſterblichkeit auf meinem Berge bin, von wannen ich auf der andern Seite einen ſo weitumfaſſenden Blick in ihre Herrlichkeit werfe! Ehedem, als ich zwar auch ſo ein Gläubiger, aber ohne eigene Ueberzeugung, war, genoß ich allerdings auch ſchon die Einflüſſe dieſes Glaubens bei ihrer Betrachtung; aber wie ſind dieſe Einflüſſe nun unendlichſtärker, da ich mich von meiner Fortdauer ſo überwieſen habe, als von meinem gegenwärtigen Sein! Ja, nun, nun iſt mir die ſchöne Natur erſt recht ſchön; denn nun weis ich zwar, daß ich durch den Tod um ſie kommen werde, ich weis aber auch, daß ſich alsdann eine andere Naturausſicht mir öfnen werde, die noch weit wunderſchöner ſein wird, als die gegenwärtige. Ach, wie ſehe ich die Erdennatur nun in aller ihrer Pracht und Maieſtät darauf an, daß ſie nur ein ſchwaches Vorbild ſei von dem, was ich einſt ſchauen werde. Auch iſt ſie mir ein Gotteswerk; in ihr erſcheint mir der groſſe Unſichtbare mit ſeinen unermeslichen Kräften und mit ſeiner unermeslichen Liebe. In höheren Werken ſeiner Gotteskraft und ſeiner Gottesliebe wird er mir noch ſtärker erſcheinen. O wie will ich nun meinen Sinn für die ſchöne Erdennatur recht pfle-

gen, damit ich die noch ſchönere Natur in überirdiſchen Regionen einſt zu ſchätzen wiſſe! Wie will ich Gott mir in der erſteren recht erſcheinen laſſen, damit ich ſeiner ſtärkern Erſcheinungen in der letzteren würdig werden möge! Ruhig, recht ruhig kann ich nun aber auch auf meiner Lieblingshöhe in voraus ſchon von dem herrlichen Schauplatze vor mir daſelbſt Abſchied nehmen; weil ich, wenn er mir verſchwinden wird, auf einem weit herrlicheren wieder Schauer ſein werde.

Ja, mein R., das Schauen laſſe ich mir für iene Welt nicht nehmen, wenn auch mancher exaltirte Philoſoph darüber ſpötteln möchte. Mit künftiger bloſſer reiner Geiſtigkeit amüſire ſich, wer will; mir iſt ſie undenkbar. Ich ſoll ia fortdauren; ſo mus ich auch bleiben, was ich bin — ein ſinnlichgeiſtiges Weſen. In einer feineren Organiſation wird ſich allerdings das Geiſtige befinden; dieſe iſt ia aber ſchon da, und wird blos durch die gröbere noch umhüllt, und ihre Enthüllung von der letzteren heiſſt ia eben Tod. Welcher Sinn gleicht nun wohl ietzt ſchon, und im gröberen Organiſationszuſtande, dem Sehe ſinne? Wodurch werden reinere ſinnliche Reitze mir gewährt, ſchönere Empfindungen in mir erregt, hö-

here Gedanken mir zugeführt, als durch das Schauen? Unvergeslich iſt mir daher der Ausſpruch ienes heiligen Weiſen — „Das Auge iſt des Körpers Licht — ohne Auge wäre der ganze Körper im Dunkeln.“ Wie? und mit dem gröberen Organiſationszuſtande ſollte einſt der Sehesinn wegfallen? So fiele ia der herrlichſte Sinn weg. Es kann aber gar kein Sinn mit ihr untergehen, weil unſere Sinne nicht in ihr, ſondern in der feineren, gegründet ſind. Feiner vielmehr alſo werden alle unſere Sinne ſein, ſobald ſie von ihr nicht mehr beſchwert werden, und ſo wird auch mein Schauen einſt, ſtatt wegzufallen, vielmehr geläuterter, ſicherer und vollkommener ſein.

Freilich ſprach aber auch ienes heilige Weiſe von einem Lichte in uns, und es gibt ein inneres Schauen, ein tieferes Eindringen in die Schönheiten, welche wir durch das Auge entdecken, ein Blicken in ihr Weſen, in ihren Urſprung, in ihren Zuſammenhang, in ihre Zwecke. Von dieſem geiſtigen Schauen verſpreche ich mir für mein Leben nach dem Tode auch Unendlichviel. Was weis ich denn ietzt im Grunde von der Welt? Stehe ich auf meiner Lieblingshöhe am Tage, ſo ergötze ich

mich da zwar an den bewundernswürdigſten Wirkungen der geſamten Naturkräfte um mich her; ich verſtehe aber nichts davon, was dieſe Kräfte ſind, und wie ſie ſo wirken. Bin ich in einer ſternvollen Nacht auf jener Höhe, und erhebe meine Augen zum Himmel, ſo entzücke ich mich zwar auf das unausſprechlichſte am grenzenloſen Univerſum — ich ahne über den unzähligen Prachtgeſtirnen noch unzähligere andere, und mus glauben, daß ſie alle ein Ganzes ausmachen, das auf das wunderbarſte zuſammenhangt; was weis ich aber von dieſem Zuſammenhange? was weis ich von ihnen ſelbſt? „Sei getroſt, rufe ich mir dann zu; der Knabe, der ſchon fertig leſen kann, verglichen mit dem Kinde, das die erſten Buchſtaben des Alphabets erſt kennt, iſt das ſchwache Bild davon, wie deine künftige Weltbuchswiſſenſchaft gegen die ietzige abſtechen werde.“ Sieh, trauter R., mit ſolchen Vorſtellungen ſtehe ich ietzt auf meiner Anhöhe, und darum weile ich nun ſo gern auf ihr.

Ich erwähne aber auch nochmals, daß die Ausſicht von ihr auf der einen Seite äuſerſt ausgedehnt iſt. Mag ich nun auf dieſer Seite unter mir auch gar nicht wirken können, weil ich da nichts zu befehlen habe, ſo verſinnlicht mir doch

der Blick über sie weg meine grenzenlose Zukunft, an die ich glaube. Wie sich mein Auge da in den grossen Fernen verliehrt, so verliehrt sich dann auch bald freudig mein Geist in dem Gedanken an seine Fortdauer. Ich habe von demselben heiligen Weisen, dessen ich vorhin gedachte, gelesen, daß er so gern auf Bergen war — ich habe aber auch von ihm gelesen, daß er so unerschütterlichfest an Unsterblichkeit glaubte; — sollte er nicht etwa auch darum die Berge so gern bestiegen haben, um sich auf ihnen durch die unbegrenzten Aussichten in die Erdengefilde seine Aussichten in unbegrenzte Zukünfte zu versinnlichen? .. Mag es immerhin sein, daß sich, wenn ich auf meiner Anhöhe stehe, meine Blicke doch unten am Horizont schliessen; weis ich doch auch, daß, wenn ich gleich da wäre, wo sie sich schliessen, wieder so ein weit entfernter Horizont sein würde, wo sie sich wieder schlössen, u. s. f. So denke ich mir dann auf meiner Anhöhe auch erst mehrere nähere Jahrtausende meines Fortlebens im Tode, und dann wieder noch entferntere Jahrtausende, in die ich alsdann wieder hinblicken werde, wenn ich iene verlebt habe.

Ach, R.! so gewährt mir nun mein Weilen auf dem kleinen Berge, der mir zugehört, ganz un-

ausſprechliche Wonnen. Denke mich dir, ſo oft ein ſchöner Morgen iſt, auf ihm — denke dir mich, wenn's eine allerſchönſte Nachtſtunde gibt, auf ihm — — und dann denke immer dazu: iezt mag ſich E. einmal wieder recht ſelig fühlen.

---

## Eilfter Brief.

### An R. und S. zugleich.

In dieſen Tagen hatte ich die Ueberraſchung, daß mich ein Freund beſuchte, den ich aus einer Perſonenverwechſelung, zu der mich eine auswärtige Zeitung verleitet hatte, für längſt todt hielt. Daß dis ſo etwas für mich war, könnet Ihr, brave Männer, wohl denken. Mir ward, indem ich ihn erblickte, als wäre ich ſchon da, wo die Freunde insgeſamt einander wiederfinden werden. Nachher aber auch noch, als er in meine Arme geſunken war, und ich mich beſann, daß wir Beide noch auf der Unterwelt wären, machte er doch tiefere Eindrücke auf mich, als ie, und dis dauerte fort, ſo lange er bei mir war. Verſuchet nicht, auch dis noch immer aus ſeinem mir ſo ganz unerwar-

ter gewesenen Erscheinen zu erklären — die Eindrücke hiervon wurden gewis in der ersten Nacht verschlafen; ich will's euch richtiger erklären. Als ein Gläubiger an Unsterblichkeit umarmte ich ihn, so oft ich ihn umarmte, und, wenn ich von ihm umarmt ward, so regte sich das Bewustsein in mir, daß ich von einem Unsterblichen umarmt würde; — dis war's. Ach gewis, gewis hat der Glaube an Fortdauer im Tode auch auf das ganze Freundschaftswesen die erhöhendsten Einflüsse; erlaubet mir, mich heute gegen euch über diesen heiligen Punkt reichlicher auszuschütten!

Schon die freundschaftlichen Gefühle an sich selbst haben, überhaupt betrachtet, ietzt weit mehr inneren Gehalt und Werth für mich, da ich Elpizon geworden bin. Ich sehe sie nun für einen Haupttheil derienigen Stimmung meines Gemüths an, in welcher ich künftighin in höheren Regionen nur meine Seligkeit finden werde. Wie ist es nun so wichtig für mich, daß ich sie zärtlichst pflege, und in ihrer Unterhaltung mich recht übe! Ist nicht Jeder, wer kein freundschaftliches Herz hat, hier schon in höherem Verstande arm? Mag ihn doch immerhin sein kleinlicher Egoismus die Armut, wel-

che ihn drückt, nicht fühlen laſſen — mag er immerhin für die ihm mangelnde Trautheit mit wakkern Menſchen, ſich durch Trautheit mit Thieren, Blumen, Antiken und Dukaten, oder gar mit Weinbechern und Freudemädgen, ſchadlos halten zu können glauben; das Schönſte des Lebens geht ihm doch ab. Und — wie arm wird er dort ſein, und ſich auch fühlen, wo der Egoismus nicht weiter Spielraum hat, wo ſeine abgeſchmackten Trautheiten ihre Gegenſtände nicht mehr finden, und wo ohne Freundſchaft kein Himmel für ihn iſt! O wie wacker gegen mich ſelbſt handle ich alſo, wenn ich mein Herz recht zur Trautheit mit Menſchen ſtimme! Wie überſchwenglich reich werde ich dann dort ſein, und dort mich fühlen, wo alle Weiſen und Guten ſich gleich erkennen, gleich an einander hangen, und gleich Alles mit einander theilen werden, was es an Erkentnisfreuden, an Tugendfreuden und an Verdienſtfreuden gibt! So mögen die freundſchaftlichen Gefühle auch immerhin zuweilen mir ſimpathetiſche Leiden verurſachen, mich in verdrüsliche Händel verwikkeln, Aufopferungen mir koſten, ja, wohl gar unverſöhnliche Feindſchaften mir zuziehen; ſie ſind es werth, daß ich ihrentwegen dis Alles trage —

ſie verſprechen mir künftigen allgenugſamen Erſatz dafür.

Daß ich nun meine freundſchaftlichen Gefühle noch weit gehöriger richte — daß ich ſie nur auf ſolche Menſchen richte, deren Freundſchaft mich dort einzig und allein beſeligen kann, verſteht ſich von ſelbſt. Wenn ich dergleichen Menſchen dann aber wirklich finde — o wie weit inniger zieht und feſſelt mich mein Glaube an Fortdauer an ſie! Nun einige ich mich mit ihnen ia nicht blos für dieſe Welt, ſondern lege dadurch den Grund zu ewiger Freundſchaft unter uns. Je herzlicher ich es alſo mit ihnen ietzt ſchon meinen kann, deſto empfänglicher werde ich einſt ieuer noch höheren Herzlichkeit für ſie ſein. Wie ſollten nun kleine Schwächen, welche ich an ihnen finde, mich in Anhänglichkeit an ſie ſtören? Finden ſie nicht dergleichen auch an mir? Werden ſie und ich nicht ſelbige, Jeder die ſeinigen, dort abgelegt haben? Wird die Liebe, mit der wir ſie gegenſeitig an einander hier trugen, uns dort nicht im dankbarſten Andenken ſein, und ſo noch ein Band mehr werden, das uns ewig umſchlingt? Das Schickſal vereinigte mich überhaupt nicht abſichtlos mit meinen Freunden. Sie ſollten unter allen meinen

Zeitgenoſſen diejenigen Menſchen ſein, welche zu meiner ſittlichen Ausbildung vorzüglich beitrügen; ſie ſollten die Perſonen ſein, mit denen ich gemeinſchaftlich das meiſte Gute bewirkte. Nun aber bekommt unſere Freundſchaft, als eine über den Tod hinaus fortdauernde, eine noch weit höhere Tendenz. Nicht nur werden ſie es auch in jener Welt noch ſein, an deren Seite beſonders ich mich ferner, und noch weit vollkommener, ausbilde; ſondern das erhabenere Wirken, welches mir dort angewieſen werden ſoll, wird mir auch im Verein mit ihnen am ſchönſten gelingen. Wie? und ich ſollte nun nicht noch eifriger mit ihnen harmoniren und ſimpathiſiren für Wahrheit, Rechtſchaffenheit, Schönheitsgefühl und Großmuth? Ich ſollte nun nicht mit ihnen noch thätiger ſein zur Beförderung des Guten aller Art? Ach, wie ſteigt ſo auf allen Seiten der Werth meiner Freunde für mich in meinen Augen! wie danke ich nun dem Regirer meines Schickſals erſt recht innigſt dafür, daß er mich mit ihnen verband! — — Deutet dies auch auf euch, liebe Männer! Ihr truget Viel zu meiner höheren Ausbildung bei, und, wenn wir auch zu entfernt von einander leben, als daß wir mit vereinigten Kräften Viel wirken könnten,

ſo habt Ihr mich doch zu der Wirkſamkeit, welche ich auf meinem Gute betreibe, gar herrlich angeſpornt. Ich ſah euch einſt in eurem Kreiſe ſo eifrig und mit Segen wirken; ich höre und leſe noch immer von eurem fortdaurenden Eifer; euer Beiſpiel reitzt mich auf das ſtärkſte, nach meiner Art in der glücklichen Lage, in die mich Gott verſetzt hat, euch nachzuahmen. O daß ich euch in meine Gegend verpflanzen könnte! wie wohl würde mir in eurer Nähe ſein! Es hat aber nicht ſein ſollen, daß wir beiſammen lebten. Nun, ſo freue ich mich auf ienſeits, wo wir gewis einander näher ſein werden. Unterdeſſen wirket Ihr auf eure Weiſe fort; ich will auf die meinige wirken. Trift unſere Wirkſamkeit hier nicht zuſammen — vielleicht dort deſto mehr. Gönnet mir auch, ſo lange wir leben, die einzigmögliche Unterhaltung — die ſchriftliche — mit euch; mit den wärmſten Freundſchaftsgefühlen empfange ich ieden Brief von euch. Die erſteren Briefe aber, die ich euch ſchrieb, werden für uns alle Drei in den höheren Zukünften gewis noch ſehr viel Intereſſe haben.

Wie könnte ich, wenn ich von den erhöhenden Einflüſſen, welche mein Glaube an Fortdauer auf das ganze Freundſchaftsweſen hat, rede, der

Ruhe nicht auch noch gedenken, in der ich nun als Freund lebe? Iſts denn nicht wahr, daß man einander oft kaum recht kennen, und alſo auch recht lieb haben gelernt hat, wenn ſchon der Tod dazwiſchen tritt, und die noch ganz neue Freundſchaft zerſtört? Und, wenn's auch nicht ſo gar arg hergeht, weis man nicht doch mit Zuverläſſigkeit, daß zu einer gewiſſen Zeit durch ihn dieſe Zerſtörung erfolgen, und daß ſie alsdann um ſo ſchmerzhafter ſein werde, ie länger man einander lieb gehabt hat? Was iſts nun aber weiter, daß ich das Letztere weis, und wenn das Erſtere ſich zutrüge? Die Freundſchaftszerſtörung, welche der Tod anrichtet, iſt nur eine ſcheinbare Zerſtörung; denn die Trennung, die er bewirkt, iſt blos einſtweilig. Getroſt verbinde ich mich nun mit Edlen; getroſt lebe ich in Verbindung mit ihnen, und der Gedanke an bevorſtehende Scheidung kümmert mich ſo wenig, daß er gar nicht einmal mehr zu beſonderer Lebhaftigkeit in mir gedeihet. Und — laſſt die Scheidungsſtunde wirklich ſchlagen; Freundſchaft, die ſonſt Sterben und Sterbenſehen äuſerſt ſchwer machen würde, macht nun Beides leicht. Liebend und geliebt ſehnen ſich die, welche verlaſſen werden, ihren Verlaſſern ſanft

und ſtill nach; liebend und geliebt ſehnen die Verlaſſer die, welche ſie verlaſſen müſſen, auch ſanft und ſtill ſich nach. So thun nun beide Theile, weil ſie glauben, feſt glauben, daß ihre Sehnſuchten erfüllt werden werden.

Ach ja, und nun noch ein Wort über die ſchöne Menſchheitsangelegenheit — Freundſchaft! Vernehmet's von mir, Ihr Lieben, wenn es auch auf euch, ſo Gott will, keinen Bezug haben ſoll!.. Mit herzerhebender Wonne laſſe ich nun meine ſchon verblichenen Freunde ietzt im Bilde vor mir vorübergehen. „Ihr, rede ich ſie dann an, ihr exiſtiret nach, wie vor, und liebet mich noch nach, wie vor. Als bereits Verklärte wünſchet ihr mir zu meiner erſt noch bevorſtehenden Verklärung ſchon in voraus Glück, und winket mir zu, daß ich eilen möge, zu Heiligenhain alle mein vorhabendes Gutes zu bewirken, und dann zu euch zurück zu kommen. Ja, ich will eilen — ich will recht eilen mit allem meinem Thun. Nehmet mich dann, wenn ich vollbracht habe, mit alter und mit neuer Liebe, mit ewiger Liebe, wieder auf!" — — R. und S., mir gleich ſchätzbare Freunde, bin ich einſt dahin, und Ihr läſſet auch ſo eure Todten in ihren Bildern euch vorüberge-

hen, ſo zweifle ich nicht daran, daß auch mein Bild unter ihnen ſein werde. Hohe Freudigkeit gewährt mir, da ich meinen Brief an euch ſchlieſſe, dieſe Vorſtellung.

---

## Zwölfter Brief.

### An S.

Du haſt geleſen, was mir meine Lieblingsfreuden — ſchöne Gotteswelt und Freundſchaft — nun vollends ſind; was mir die Liebe geworden ſei, davon gedenke ich dir bald etwas ſehr Ausführliches zu ſchreiben. Aber auch alle übrige unſchuldige Freuden, gros und klein, die ich genieſſe, gewinnen ietzt eine höhere Anſicht für mich. Ich betrachte ſie darauf, wie ſie ienen ſanften Frohſinn in mir befördern, den ich einſt auch noch ienſeits hin mitbringen mus, wenn ich mich da ſo ſelig fühlen will, wie ich da mich fühlen können ſoll. Auch mus ich's ihnen nun zugeſtehen, daß ſie, wenn ich ſie recht lauter, und zugleich doch auch recht herzlich, ſchöpfe, mir wenigſtens einen Vorſchmack von den höheren Freuden gewähren, die mich dort erwarten; ganz ſo, wie mir meine ehe-

maligen Kindheitsfreuden dergleichen von meinen gegenwärtigen Manneskreuden gewährten. Mögen sie also immerhin dieselbe Bestimmung zum einstigen Aufhören haben, wie meine Knabenfreuden, haben sie dann doch ihre guten Dienste gethan.

Doch — hiervon heute eigentlich nicht! Daß nun auch sogar die Leiden des Lebens eine höhere Ansicht für mich bekommen haben — davon will ich dir Bericht erstatten.

Mein Leben war seither sehr leidenleer gewesen — abgerechnet den tiefen kindlichen Gram, welchen mir anfangs der frühe Tod meines Vaters verursachte. Jetzt aber fangen meine übrigen nächsten Verwandten an, auf Gram von allen Seiten her für mich bedacht zu sein. Daß ich ihnen die Veranlassung dazu selbst gebe, gestehe ich gern; ich mus sie ihnen aber geben, wenn ich in jeder Hinsicht ächtritterlicher handeln will, als sie. Dir dieses weitläuftiger aus einander zu setzen, würde für mich zu lästig, und für dich zu klein, sein. Du würdest mir auch gewis deshalb den Rath geben, welchen ich mir schon selbst gegeben habe, nehmlich — mich über meine ganze Familie, wenn sie einmal unedel denkt, und mich dar-

über anfeindet, wohl gar verfolgt, daß ich in ihre Denkweiſe nicht einſtimmen will, philoſophiſch hinwegzuſetzen. Ich kam dann aber doch bei dieſer Gelegenheit dazu, Alles, was Leiden heiſſt, darauf näher zu betrachten, ob es durch meinen Glauben an Fortdauer im Tode nicht auch von wichtigerem Belange für mich werde, und — ſo hat ſichs nun in der That befunden. Der bloſſe Gottesglaube und der aus ihm folgende Gedanke — Gott will es ſo — ſchien mir zwar ſonſt zureichend, mich auch über meine höchſten Leiden beruhigen zu können; nun aber ſehe ich, daß dieſe Leidensruhe durch den Unſterblichkeitsglauben erſt vollkommen werde.

Fand ichs ſchon, und zwar, wie ich feſt überzeugt bin, mit Recht, ſehr ſonderbar, daß ich meine ſittliche Natur, wenn ſie auch gleich die höhere iſt, immer auf Koſten meiner ſinnlichen beſchicken ſollte, falls ſie unter beiden Naturen nicht auch die unvergängliche wäre, oder mit andern Worten, daß ich auf dieſen eintretenden Fall Leiden über Leiden für das Gute mir ſelbſt bereiten ſollte: ſo müſte ichs eben ſo ſonderbar finden, daß der Gang der Dinge, oder das Schickſal, geſetzt auch, daß ein Allerhöchſter darüber walte, mir

Leiden über Leiden veranstalten könne, oder dürfe, wenn meine Existenz sich mit Jetzt und Hier schlösse. Mag es immerhin wahr sein, daß auch Leiden ein Ausbildungsmittel für die sittliche Natur sind — wozu denn am Ende diese ganze Ausbildung, wenn nicht Fortdauer im Tode wäre? Wäre sie nicht vergeblich gewesen? Wären also auch die sie befördernden Leiden nicht vergeblich ausgestanden worden? Nun aber, da ich weiß, wie es eigentlich um die grosse Existenzsache mit mir stehe, wird mir auch die Leidenssache von sehr heiligem Belange. Nun sind Noth und Elend kein Mittel zu etwas Vergeblichem, sondern zu etwas sehr Segensreichem auf immer.

Gelingts denn auch den Leiden wohl stets, die sittliche Ausbildung zu befördern? Ach, Menschenbeobachter S., bist du nicht auch meiner Meinung, daß sie weit öfter moralische Verbildung, als moralische Herrlichkeit, stiften? Wie? das wäre sittliche Ausbildung, wenn die Verarmten, statt sich mehr einzuschränken, und genügsamer zu werden, auf Neid, Betrug und Raub verfallen? Das wäre sittliche Ausbildung, wenn die Unheilbarkranken, statt sich unter Gott zu demüthigen, an ihm und an seiner Vorsehung verzweifeln, und in Selbst-

mordssucht gerathen? Und — wie mag's gemeiniglich im Herzen der Hartverfolgten aussehen? Mögen sie nicht Tod und Verderben ihren Verfolgern wünschen? Wie? und das wäre sittliche Ausbildung? Ist irgend noch eine Möglichkeit, daß es den Leiden öfter gelingen, als mislingen, solle, die Menschen zu veredeln, so kann sie sich nur in der Vorstellung begründen, daß dieser höhere Zweck der Leiden, die menschliche Veredlung, ein ewigdaurender Zweck sei. Ich gehe aber in meinen Behauptungen noch weiter, und gestehe, daß diese Vorstellung meinen Leiden, auch solchen Leiden, die die höchste Niderdrückungskraft gegen mich wirken liessen, die höchste Veredlungskraft auf mich geben würde. Wenn ich mir dann, als Jämmerlichleidender, zuriefe — „leide nur wacker und brav — du bekommst dadurch den gottergebenen Sinn, den Sinn, ganz mit Gott Eins zu sein, den du in iene Welt mitbringen must, wenn du hochselig in ihr sein willst" — o wie sollte ich nicht auf der Stelle wirklich brav und wacker leiden?!

Mein Glaube an Fortdauer öfnet mir aber auch noch eine andere sehr wichtige Seite der Lebensleiden, sobald sie als eine Art von Irrgang

des Schicksals erscheinen. Wenn ein Wesen für mehr, als eine Welt, bestimmt ist, so kann ja auch sein Schicksal in der ersten Welt kein besonderes Ganzes für sich ausmachen; vielmehr muß sich erst sein Schicksalsganzes in der zweiten Welt bilden und runden. Daraus folgt also unmittelbar, daß manches Schicksal, das mich hier trift, eine bloße Präparatorie zu meinen Schicksalen dort sein müsse. Wenn dis aber ist, so folgt auch wieder unmittelbar daraus, daß manches ietzige Schicksal ietzt dunkel und verworren nicht nur mir scheinen, sondern auch wirklich sein und bleiben müsse — bis an meinen Tod. Weis ich denn hier schon, was für eine Tendenz es auf dorthin habe, und welchen Ausgang es dort gewinnen werde? Grundlage ist mir nun Alles hier blos für dort; mein Schicksal auch nur Grundlage zu meinem dortigen Schicksale, das darauf erbauet werden soll. Je mehr der Bau einst fortrücken wird, desto heller wird mir Alles werden, was mir ietzt widerfährt. Ich werde einsehen, warum mir's widerfahren muste; ich werde einsehen, daß es mir schlechterdings widerfahren muste. Der gegenwärtige Irrgang meiner Lebensereignisse wird dann in meinen Augen als der voll-

kommenſte Recht- und Geradegang erſcheinen, und ich würde mich alsdann ieder Moquerie über ihn, auch der allerſtillſten und allergeheimſten, vor mir ſelbſt zu ſchämen haben. Wenn dieſe Gedanken mich nun nicht über alle meine Leiden, ſelbſt über die drückendſten, beruhigen könnten — was ſollte mich dann über ſie beruhigen, und wer wäre ich, wenn ich mich nicht dadurch beruhigen lieſſe? Nicht werth wäre ich, daß ich durch meine eigene Vernunft Elpizon wärd. Nein, kommet her, ihr Leiden, von welchen Gott will, daß ſie über mich ergehen ſollen, und ſeid mir ſogar willkommen! Ihr ſeid Präparatorien, mir gewis einſt ewig unvergeßliche Präparatorien zu meinem künftigen Heile. Eine allerliebevollſte Anſtalt ſeid ihr, welche der groſſe unſichtbare Ewige für meine Ewigkeit trift ... Zu meinem höheren Beſten leide ich nun nicht nur, ſondern auch zu meinem unvergänglichen Beſten; wie ſollte ich nun nicht gern leiden? Alles, was ich nun in der groſſen Leidensſache zu thun habe, beſteht blos darin, daß ich mir nicht ſelbſt aus Leichtſinn und ohne Noth Leiden zuziehe; dieienigen, welche mir die Pflicht, oder das Schickſal, d. h. am Ende, Gott, macht, ſind Unterpfänder, welche ich auf ein gerechteres Geſchick erhalte, das mir ienſeits bevorſteht.

Las dieſen Gedanken vor dir geſchrieben ſtehen, ächtfrommer S.; ich beuge auf einige Augenblicke von ihm ab, um dann enthuſiaſtiſch zu ihm zurückzukehren. Meiner Meinung nach nehmlich müſſen auch die Leiden, welche ſich der Menſch aus Unweisheit ſelbſt macht, eine höhere Anſicht für ihn gewinnen, ſobald er an Fortdauer im Tode glaubt. Er mus ſie alsdann gleichſam für das letzte Veredlungs- oder vielmehr Korrektionsmittel halten, welches Gott für ihn in Bewegung ſetzt. Freilich hätte er dieſes Mittels nicht bedürfen ſollen; er hat aber ſeiner einmal bedurft — ſo verleihe ihm Gott die Gnade, daß er es recht zweckmäſſig anwenden möge!

Nun kehre ich zu jenem Gedanken zurück. Er iſts, der ſich zu ſo einer Klarheit und zu ſo einem Leben erheben kann, daß man, wenn man ihn mitten in den gröſſeſten Leiden denkt, ſich ſchon im voraus in dem beſſeren Geſchick fühlt, das auf ſie folgen wird. Ich erkläre mir ſo die hohe Freudigkeit aller Märtirer für das Wahre und Gute während des Ausſtehens ihres Märtirerthums. Ach ia, ach ia, ſolche Vorgenüſſe des durch brave Leiden der Erde verdienten Himmels müſſen ſchon Vorgenus des Himmels geben, müſſen ſchon wäh-

rend des fürchterlichsten Leidensdrucks den frommen Dulder über alle Leiden dieser Welt erheben. So mag mir Gott Leiden zuschicken, welche er will; als bloßer Gläubiger an ihn hätte ich sie schon ruhig getragen — als Gläubiger aber auch an meine Fortdauer im Tode will ich sie noch viel ruhiger tragen.

Schließlich wünsche ich dir weit weniger Erdenleiden, als mir. Lebe du, mein S., nicht nur noch recht lange, sondern auch immer recht glücklich!

---

## Dreizehnter Brief.

### An S.

Ich hatte kaum meinen letzteren Brief an dich geschlossen, so hub sich mein Herz vom Kleinen zum Grossen. Ein Gang auf meine liebe Anhöhe kam dazu, und, als ich da in die weite Welt hinblickte, hörte ich eine Stimme in mir sprechen — „wie's mit dir ist, so ists mit ihr; wie's um deine Leiden, du Einzelner, steht, so stehts auch um die Leiden deines ganzen Geschlechts.“ Ja, S., diese Stimme sprach

Wahrheit. Auch der Geschichtsgang der Menschheit auf Erden gewinnt nun durch meinen Glauben an Fortdauer im Tode eine höhere Ansicht.

Sag nur selbst, du gefühlvoller Zuschauer auf dem grossen Schauplatze der Menschheitsereignisse, ists nicht oft, als wenn nicht ein gutes Urwesen, sondern ein böses Urwesen die Welt regirte? Dis ist aber vielleicht noch das Geringste, was sich über den Weltlauf aussprechen lässt. Sag nur auch selbst, du grosser Historiker, war's nicht etwa gar öfter so, als wenn nicht ein gutes, sondern ein böses Urwesen die Welt regirte? Du must vermöge deiner grösseren Geschichtskunde darüber hinreichendere Auskunft geben können; ich, bei meiner unbedeutenden Erkentnis dessen, was auf Erden vorgefallen ist, will mich gern des Urtheils enthalten. Aber — die arme Menschheit! Hat sie denn in der That von jeher so viel verbrochen, daß sie allen den Jammer, der sie traf, für verdiente Strafgerichte anzusehen hatte? „Die Gottheit, sagt man wohl, bekümmert sich weniger um das Phisische, als um das Moralische, unsers Geschlechts; auf Letzteres sei es besonders von ihr angesehen.“ Recht schön! ich glaube auch, daß man am Ende schlechterdings sich an diese

Meinung anſchlieſſen müſſe; was iſt aber auch damit geſagt, wenn ſich für die Menſchheit Alles nur auf dieſe Welt beſchränkte? Wenn dann auch allgemeine Leiden zur allgemeinen ſittlichen Ausbildung erfordert würden, wie individuelle Leiden zu individueller Ausbildung, würden ſie nicht ebenfals, wie dieſe, vergeblich ausgeſtanden? Nur alsdann erſt, wenn es für die Menſchheit noch eine zweite Welt gibt, ſind die ſchweren Drangſale, welche zu ihrer Veredlung, die nun etwas Ewigdaurendes iſt, ſie treffen ſollen, wahrhaftig gerechtfertigt.

Fragen darf ich aber doch auch wohl, ob allgemeine Noth, auch wirklich oft allgemeine Veredlung ſtifte? Ich wünſchte es, habe aber kein rechtes Zutrauen dazu. Die Volksmaſſe beſteht aus Einzelnen; es geht ihr alſo bei Volksleiden, wie Einzelnen bei ihren beſondern Leiden — ſie wird in drei Fällen gegen einen noch unſittlicher und wilder durch ſelbige. Ich habe ja ſogenannte Landplagen ſelbſt erlebt, habe aber auch erlebt, daß dis wirklich die Folge davon war. Die Gottesfurcht verfiel noch mehr, wie vorher — man leugnete haufenweiſe Gott ſogar ab, weil es ſo jämmerlich für die Menſchheit hergehen dürfte; und an die

Stelle der ſchon ſchwach gewordenen Menſchen- und Bruderliebe trat der gröbſte Egoismus, zu dem ſich Jeder durch die Noth, die Jeden drücke, für berechtigt, ja, für aufgefordert, hielt. Nur dann iſts mir denkbar, daß Volksjammer Volksveredlungsmittel werden möge, wenn der Glaube an Fortdauer im Tode Volksglaube iſt. Je lebendiger dann ein ſolcher Volksglaube iſt, deſto mehr wird er auch allgemeine ſittlichere Ausbildung bewirken. Den Religionslehrern liegts ob, bei allgemeintraurigen Ereigniſſen ihm dieſe Lebendigkeit zu geben, und es kann ihnen gar nicht ſchwer fallen, dis zu leiſten; weil die Menſchheit, wenn ſie ſehr leiden muß, nach der Ausſicht in eine beſſere Welt gern zugreift, ſobald ſie ihr herzlich gebſnet wird.

Ich verlaſſe die Volksveredlungsſeite, welche Volksleiden haben, und wende mich auf eine andere Seite, welche dergleichen Leiden eben ſo haben, wie meine eigenen beſondern; ich meine die Seite, von der ſie als Irrgang des Schickſals erſcheinen. Erlaube mir, freundlicher S., alles das, was ich dir in dieſem Betracht über meine individuellen Leiden ſchrieb — angewendet auf allgemeine Leiden — noch einmal zu ſchreiben!

Wenn die Menſchheit für mehr, als eine Welt beſtimmt iſt, ſo kann ſich auch das Ganze ihres Schickſals in dieſer Welt noch nicht zeigen. Vieles vielmehr, was ſich für ſie ereignet, mus als bloſſe Präparatorie zu dem, was ſich einſt für ſie ereignen wird, erſcheinen, und mithin dunkel und räthſelhaft hier ſein und bleiben. Grundlage, nur Grundlage iſt ihr Schickſal hier zu ihrem dortigen Schickſale, das darauf erbauet werden ſoll. Je mehr der Bau einſt fortrücken wird, deſto heller wird ihr Alles werden, was ihr ietzt widerfährt, u. ſ. w. u. ſ. w. Wie? wenn alſo auch das Allerböſeſte, was ihr hier geſchah, ſich dort als etwas zu ihrem Heile Geſchehenes zeigte? Ich glaube dis feſt, und wende dieſen meinen Glauben ſogar auf Peſtilenz und Krieg an, wenn Gott nicht nur ihr Entſtehen, ſondern auch ihr Wüten, zuläſſt. Sprich, biderer S., mus nicht Jedem, der ein Gottes- und Menſchenfreund iſt, bei einer ſolchen Vorſtellung freudiger zu Muthe werden? Wer kann die groſſen Hofnungen verkennen, welche der Menſchheit, als der herrlichſten Weſenart auf Erden, gemacht ſind? Wer ſollte alſo die Achſeln nicht über ihren Urheber zucken, wenn es mit allen dieſen Hofnungen offenbar auf bloſſe Täuſchung

angelegt wäre? O Seligkeit für mein Herz! — so ists nun nicht. Alle die Schöpfer- und Vaterwidersprüche, in die sich Gott in Ansehung meines mir so theuren Geschlechts hier zu verwickeln scheint, sehe ich schon anderswo aufgelöset werden und übergehen in hohe Harmonie. So ein Moment, wie der, in dem ich dis niderschreibe — ach G., was ist er für mich!!!

So mag dann die Geschichte nicht nur die schrecklichsten Jammerzustände berichten, in welchen sich von Zeit zu Zeit die Menschheit befinden muste; sie mag auch bis zur Sonnenklarheit den niderschlagenden Satz bringen, daß mein Geschlecht auf seiner Laufbahn nur immer bald hin, bald her, gehe! Ja, ia, anders ists nicht. Das herrliche Ziel von intellektueller, moralischer und phisischer Totalvervollkommnung, vom Wahrheits- Tugend- und Glückseligkeitsallgemeinwerden, steht gleichsam nur da, um die Menschheit zu necken. Jetzt kommt sie einmal näher hinan, dann mus sie wieder zurück; dann nähert sie sich ihm wieder, und zwar dem Anscheine nach mehr, als vorher, und dann mus sie wieder zurück, und zwar nicht blos dem Anscheine nach, sondern wirklich, noch weiter zurück, als vormals. Daß ihr nicht längst

ſchon die Luſt vergangen ſei, auf der ihr geöfneten Rennbahn auch nur einen Schritt noch zu thun, macht mir blos ihr Generationenwechſel begreiflich. Jede Generation tritt den Lauf für ſich zum erſtenmaſe an, und ſo hoft iede neue Generation, daß ihr der Lauf beſſer gelingen werde, als allen vorher geweſenen. Was iſts nun aber weiter mit dem bald hin, bald her Gehen der Menſchheit auf der Bahn zu ihrem Ziele, wenn ſie noch eine zweite Welt für ſich hat? So paſſts ia recht eigentlich für ihre erſte Welt, daß ſie in dieſer bald vor- bald rückwärts gehe; die zweite höhere mus ia etwas haben, wodurch ſie ſich vor der erſten auszeichnet — in iener alſo ſoll und wird erſt immer nur vorwärts von ihr gegangen werden. Sieh, mein S., ſo bekommt auch das anſcheinende Tändelweſen der Menſchheitskultur und Menſchheitsbeglückung, das auf dem Erdball von Anbegin bis auf mein Zeitalter getrieben wird, durch meinen Glauben an Fortdauer im Tode eine höhere Anſicht für mich.

O daß ich auf der Stelle bei dir wäre! Wir würden gewis heute einen recht ſeligen Tag zuſammen haben; denn du reichſt mir doch wohl zu dem, was ich ietzt ſchrieb, die Hand? und unſer

R. reicht sie mir dazu doch wohl auch? Es kann aber nicht sein; vielmehr nehme ich auf einige Zeit von euch Abschied. Ich bin in Begrif, eine sehr wichtige Reise zu machen, und hoffe euch nach meiner Wiederkehr einen Brief wie aus dem Himmel zu schreiben. Daß ihr nun den Zweck meiner Reise ahnet, glaube ich zuverlässig; daß ich aber weit, weit reise, ahnet ihr gewis nicht. Lebet wohl, und begleitet mich nach Süden hin mit euren freundschaftlichen Segnungen! Ich will stündlich an euch denken; sollt's aber in einer gewissen Stunde nicht geschehen, so verzeihet es mir schon in voraus!

---

## Vierzehnter Brief.

### An R. und S. zugleich.

Freunde! Traute! Männer von Sinn für hohe Mitfreude! nun, ia, nun schreibe ich euch wirklich wie aus dem Himmel. Ich habe gefunden, was ich suchte, hab's gefunden, fast ohne es zu suchen. Luisen hab' ich gefunden — Luisen, die Schöne an Geist, wie an Körper — Luisen, aus deren blauen Augen ihr Unsterblichkeits-

glaube leuchtet, und die die Stille des ländlichen Lebens dem thörichten Weltgeräusche vorzieht. So etwas, nein, so etwas wäre meinem alten hoftrunkenen Grosonkel doch wohl nicht eingefallen, daß er dadurch, daß er auf sie schelte, der Werber für sie bei meinem Herzen würde. Ich wollte euch diesen grauen Höfling wohl näher schildern; er verdient's aber nicht, und es könnte euch auch gar nicht interessiren. Genug, bei ihm fand ich Luisens Bild, das mich gleich für sie einnahm, und er tadelte das bitter an ihr, was mich, sobald er es nur rügte, auch nur noch mehr an sie fesselte. Mit dem Gedanken an sie trug ich mich seit dem Tage immer umher, und so konnt's auch wohl nicht fehlen, daß ich endlich von ihr träumte. Diesen Traum lasst euch erzählen! verzeihet dabei einem liebenden Schwätzer; ihr wisset ja, die Liebenden schwatzen so gern vom Gegenstande ihrer Liebe.

Nicht Veilchen etwa suchend — nicht mit ihrer Toilette etwa beschäftigt, oder gar nachlässig aufs Sofa hingestreckt — sah ich Luisen; nein, über ein Grab hingebreitet sah ich sie. Ich ließ sie ungestört. Sie stand auf, und erhub Haupt und Arme gen Himmel. Da störte ich sie bald; denn sie rief zugleich aus — o schön, schön! „Was

willst du damit sagen?“ fragte ich sie; „meine Mutter, erwiederte sie, sollte mir ihren Segen dazu ertheilen, wenn ich die Deinige werden wollte, und hat ihn mir ertheilt.“ „Also — du willst die Meinige werden?“ fragte ich weiter hastig; „ja doch, ja, versetzte sie, komm doch nur!“ Da verschwand sie, und ich erwachte.

Nicht wahr, weise Männer, so mag's wohl zugegangen sein, wenn die Alten an einen Gott der Träume glaubten? Ich meines Theils bin nun fest überzeugt, daß es Liebende waren, die diesen Gott erfanden. Mir ist mein ganzer Traum ohne einen besondern Traumgott erklärbar. Ich sehnte mich nach Luisens Besitze, und so versprach ich mir im Traume durch sie selbst ihren Besitz; mir ist mein Vatergrab heilig, und so that sie mir im Traume die Einladung zu sich auch an einem ihr gleich heiligen Grabe. Daß sie mich nun wirklich, als ich zu ihr kam, an das Grab ihrer Mutter führte, und sich da recht feierlich mit mir verband, mag wohl unter die bloßen Spiele des Zutreffens gehören, dergleichen es auch bei Wahrsagungen gibt ... Alles also, was meinen Traum betrift, nicht weiter betrachtend, sondern auf sich beruhen lassend, sehe ich doch Luisen als

von Himmel herab mir geſchenkt und gegeben an; denn ich glaube, daß ſogenannte Zufälle ihr Belang weit mehr unter einer höheren Direktion ſtehen, als alles Andere, was ſich ganz gewöhnlicherweiſe ereignet, gleich als etwas, das ſo habe kommen müſſen, erſcheint, und daher auch gröſtentheils ſchon vorherzuſehen iſt. Ein ſolcher Zufall aber war es doch wohl, daß ich Luiſens Portrait auf dem Gartenhauſe meines Großonkels fand? Ohnedis wäre ſie ia nie die Meinige geworden.

Wir ſahen bald nach dem Traume einander von Angeſicht zu Angeſicht, wir ſprachen einander, und wurden Eins; in der erſten Stunde gleich wurden wir's, und dieſe Stunde war's, in der ich an euch, Ehe, nicht dachte. Ohne alle Zögerung nahm ich Luiſen mit nach Heiligenhain. Unſer Hochzeittag ward auch gleich beſtimmt, aber nicht zu nahe; weil ich an ſelbigem einen groſſen ſolemnen Schmaus geben will, der mehr, als gewöhnliche, Veranſtalten erfordert. Doch — ihn mag die freundliche Wirthin beſchicken; ich kehre zu meinem Satze zurück, daß ich dieſen Brief wie aus dem Himmel ſchreibe.

Ach, mein R. und mein S., was ist die Liebe mir nun, da ich aus lebendiger Ueberzeugung Elpizon bin!!! „Sie war dir immer Wigl“. — werdet Ihr sagen; ich bitte euch aber, leset erst weiter!.. Allerdings wisset Ihr, wie bei aller meiner Abgeneigtheit gegen grosse steife Assemblees doch ein mächtiger Hang zur Liebe, wie zur Freundschaft, in mir war. Ihr erinnert euch nehmlich gewis noch daran, wie selig ich die Stunden gegen euch pries, die ich mit den schönen Töchtern eurer Brüder verlebte. Ja doch, ja, ich gestehe es, daß Freundschaft mit Edlen des andern Geschlechts mir noch über die Freundschaft mit Edlen des meinigen gehe; wie? wäret Ihr darüber eifersüchtig? Ihr seid zu grosse Menschenkenner, und liebet Recht und Billigkeit zu sehr, als daß ich so etwas von euch befürchten könnte. Der erhabene Urheber unseres Wesens hat es so gewollt, daß Anhänglichkeit an Personen des andern Geschlechts uns Mehr sein sollte, als Anhänglichkeit an Personen unseres eigenen Geschlechts — oder mit andern Worten — daß Liebe uns Mehr sein sollte, als Freundschaft; so ists mit den Weibern, wie mit uns Männern. Seine phisischen Absichten dabei lasse ich nicht unverehrt —

ſie ſind ſo nothwendig, als wahr; die moraliſchen Abſichten aber, welche er dabei hatte, verehre ich noch weit mehr. Ich glaube nehmlich, daß der vollkommene Menſchenkarakter ſich erſt durch Zuſammenflieſſung der Karaktere beider Geſchlechter bilde. Feſtheit und Sanftheit ſind zuſammen die vollkommene Menſchheit; die eine aber hebt die andere auf, und ſo können ſie in einem und demſelben menſchlichen Subiekt nicht urſprünglich beiſammen ſein. Der Mann bekam die Anlagen zur Feſtheit — das Weib die Anlagen zur Sanftheit. So finden wir's in der Regel wenigſtens, welche die Erfarung auſſer Zweifel ſetzt; daß es einzelne Ausnahmen von der Regel gebe, die die Erfarung auch bewahrheitet, thut nichts zur Sache. Genug, ieder weibiſche Mann und iedes männiſche Weib, oder ieder Weibmann und iedes Mannweib, verleugnet den eigentlichen Karakter ſeines Geſchlechts. So war dann kein anderes Mittel übrig, den vollkommenen Menſchenkarakter zu bilden, als daß beide Geſchlechter, von welchen das Eine die Feſtheit, und das Andere die Sanftheit, zur ſchöpferiſchen Ausſtattung empfing, einander ſich ganz beſonders anzögen, und einander ſich vor-

züglichgern näherten. In dieser Nähe an einander nur konnten ihre Geschlechtskaraktere zusammenfliessen, und das sanfte Weib konnte dem festen Manne von seiner Sanftheit, und, der feste Mann dem sanften Weibe von seiner Festheit, mittheilen. Beide Geschlechter wurden also auch so eingerichtet, daß jedes weit inniger am andern, als an sich selbst, hangen konnte, und hangen wollte. Was heisst dis anders, als — Gott wollte, daß Liebe uns Mehr sein sollte, als Freundschaft? Unwiderstehlichkeit bekam die Liebe zur Eigenschaft; dennoch hat ia der Mensch Vernunft, um den Gegenstand seiner Liebe gehörig zu wählen und zu treffen. So, so, brave Männer, erkläret euch meinen Hang zur Liebe, der euch nicht entgehen konnte! Alleinliebe aber, Liebe im höchsten Verstande, Liebe, einzig auf ein gewisses weibliches Menschenwesen gerichtet, konnte dermalen, als ich bei euch lebte, sobald ich vernünftig handeln wollte, meine Sache noch nicht sein; und da berufe ich mich auch auf euch, daß Ihr wisset, daß ich auf so etwas meine Liebe nicht anlegte.

Ob nun in jenen Zeiten, und ehemals, als ich noch den Glauben an Fortdauer blos als Bibel-

und Katechismusglauben hegte, dieſer Glaube ſchon bei der Liebe auf mein Herz gewirkt habe, weiß ich ſelbſt nicht mehr. Daß er, wenn zu gehöriger Zeit aus Liebe Alleinliebe für mich geworden wäre, auf mein Herz gewirkt haben würde, daran zweifle ich keineswegs. Von dem Augenblick an aber, da mir mein Katechismus- und Bibelglaube verdächtig gemacht ward, und ich ihn aufgab, bekam ich Abneigung zu aller Liebe, und die höchſte Abneigung zur Alleinliebe vollends. Wäre ich da nicht, wie ich aus einem blinden Gläubigen an höhere Zukünfte in einen Zweifler an ſelbigen verwandelt ward, wieder in einen vernünftigen Gläubigen an ſie verwandelt worden — —, o ſo hätte mich Gott vor Alleinliebe bewahren ſollen. Wie? ich hätte ſollen zu einer weiblichen Seele ſagen können — „nun ſei mein, ganz mein — ich bin dein, ganz dein" —? Es wäre ja nicht wahr geweſen, und, wenn ich recht darüber nachgedacht hätte, daß es nicht wahr wäre, und daß, wenn ſie mir auch ſo erwiederte, wir uns beide nur täuſchten, wie hätte mir werden müſſen? Hätte aber auch Keiner von uns die Täuſchung empfunden, und wären wir ſo in unſerer Unbekümmernis und freudig hingehalten worden,

wie dann, wenn der Tod sich dem Einen, oder dem Andern von uns genähert, und dadurch die Täuschung plötzlich offenbart hätte? Ach — Donnerschlag für Beide! — überhingehender Donnerschlag für den Sterbenden — immer fortrollender Donnerschlag für den Hinterbleibenden! Ich jedoch hätte die Täuschung gewis vorher empfunden, und so hätte mich Gott nicht nur vor Alleinliebe, sondern auch vor aller Liebe, bewahren sollen. Nun aber, da ich wieder Gläubiger an Fortdauer geworden bin, sieht die Sache der Liebe wieder anders; nun, da ich ein solcher Gläubiger aus eigener, wahrer, lebendigster Ueberzeugung bin, steht sie unendlich schöner für mich, als vor Zeiten, da ich blos blind an Unsterblichkeit glaubte. Ich täusche nun die weibliche Seele, welche ich zum Gegenstande meiner Alleinliebe mache, nicht, und täusche mich selbst nicht, sondern rede Wahrheit, allerhöchste Wahrheit, wenn ich zu ihr spreche — „ich bin dein, ganz dein — du bist mein, ganz mein" — denn ich bin ewig der Ihre, und sie ist ewig die Meine. Ach, mein R. und mein S., so rufe ich nochmals aus — was ist die Liebe mir nun, da ich aus Selbstüberzeugung Elpizon bin!!!

O, ſo denket noch dazu, daß eine der herrlichſten weiblichen Seelen der Gegenſtand meiner Alleinliebe und die Meine ward! Und dann, dann verſuchet's, euch vorzuſtellen, wie ſelig ich mich neben ihr nun fühlen möge! Luiſe, die Herrliche, ward mir von Gott geſchenkt. Mit ihr ſollte ich mich allereinzig höchſt verbinden; damit ſie einſt mein Himmelleben mir noch überſchwenglich verſchönern möchte, nachdem ſie mir mein Erdenleben ſchon zum Vorleben des Himmels gemacht hätte. Sage ich alſo wohl zu viel damit, wenn ich ſage, daß ich euch heute wie aus dem Himmel ſchon ſchreibe?

Nun geſchehe es auch früher, oder ſpäter, daß ich Luiſen ſterbe, oder daß Luiſe mir ſterbe — Eins von Beiden muß ſein — ich weiſſage mir das Erſtere; es komme aber, wie es ſoll und wie es will — genug, Luiſe und ich ſind ienſeits, mag auch ſein früher, oder ſpäter, doch einſt gewis, wieder beiſammen, ſind in Liebe und in Alleinliebe wieder beiſammen, und Luiſe bleibt mir ewig der nächſte Menſch, der von mir unzertrennlichſte Menſch. Ihr ſeid Edle, und gönnet ihr dis — nicht wahr? O, Ihr ſollet mir auch ewig theuer und werth ſein, und theuer und werth ſo-

len mir ewig auch meine schon verblichenen Freunde sein, und ieder wahre Freund, den ich noch erhalte; ich rechne aber darauf, daß alle meine gewesenen Erdenfreunde, wie sie meine Zuneigung im Himmel unter sich brüderlich theilen werden, Luisen auch alsdann den höchsten Grad derselben vorzugsweise überlassen werden. — — Machet euch nun hochfreundschaftlich zu Segenswünschen für euren in die Arme der Liebe und der Alleinliebe hinsinkenden E. auf! er erwiedert sie schon in voraus mit den innigsten Wünschen für eure beiderseitige Zufriedenheit.

---

## Funfzehnter Brief.

### An R. und S. zugleich.

O Ihr mir Hochtheuren und Hochwerthen — wenn nun gleich auch Luise mir der höchst theure und höchstwerthe Mensch ist — wie danke ich euch für eure bidere Gratulation zu meinem Tage der Tage! Also — Ihr sahet kommen, was gekommen ist — aber — daß Ihr so willig und gern den höchsten Grad meiner Anhänglichkeit Luisen abtretet, dis hat mich sehr beruhigt;

auch ſie ſelbſt hat's tief empfunden, und läſſt euch durch mich recht viel Schönes dafür ſagen. Gott ſegne euch für alles Gute, das Ihr mir thatet, und das Ihr mir wünſchet!

Geſtern war mein Tag der Tage — geſtern; er iſt nun vorüber, er iſt dahin. Vor Männern, wie Ihr ſeid, brauche ich nicht zu erröthen, wenn ich euch geſtehe, daß ich den Schöpfer deshalb bewundert habe, daß er der Befolgung ſeines Befehls — „ſeid fruchtbar, und mehret euch!“ — die höchſten phiſiſchen Wonnegefühle zugeſellt hat. Wenn dis nicht geſchah — ich glaube, die Menſchheit hätte längſt aufgehört. Was iſt dis Leben überhaupt, wenn es recht betrachtet wird? Was iſts vollends in ſchrecklichen Zeiten, die ſo oft die Menſchen überfielen? Wie? vernünftige Weſen, die nichts, als heilloſes Elend, für ſich ſahen, hätten ſich nicht entſchlieſſen ſollen, lieber ohne Nachkommen zu bleiben, als Ihresgleichen doch wohl auch nur zur Erduldung gleich heilloſen Elends ins Daſein zu rufen? Gott ſah dis voraus, und darum that er das, wovon ich ſprach. Ich bin nun aber auch lebendig überzeugt, daß der Menſch in der That ein bloſſes Thier ſein müſſe, wenn er iene höchſten phiſiſchen Wonnefühle wandernd,

bald hier, bald da, und irgend anderswo, als im Schoſſe der Alleinliebe, genieſſen kann. Ja, Männer von hoher Moralität, dis iſt mein ächtes Glaubensbekentnis, das ich vor euch über einen Gegenſtand ablege, der von ſo äuſerſter Wichtigkeit für die Sittenlehre iſt. Luiſe, die Schöne, hat ſich als Weib und als künftige Mutter ganz an mich hingegeben, und ich danke es ihr; hätte ich aber eine ſolche Hingabe an mich ohne Alleinliebe zu ihr von ihr begehren können, oder hätte ſie ſelbige ohne Alleinliebe zu mir ausüben können, wie müſte ich mich nun ſchämen vor ihr — wie müſte ſie ſich ſchämen vor mir! Wir ſehen einander aber noch ſo unbefangen an, als vorher; wir ſind noch herzlicher gegen einander, als ſonſt. Nicht wahr — ſo habe ich junger Ehemann euren Beifall?

Ich gedachte letzthin eines groſſen ungewöhnlichen Schmauſes gegen euch, den ich an meinem Hochzeittage geben wollte; er iſt nun gegeben, und darum nenne ich auch den geſtrigen Tag einen Tag der Tage für mich. Alle meine ſogenannten Unterthanen — ich kann ſelbſt dieſen Ausdruck nicht leiden, aber hier ſprechen die Rittergutsbeſitzer noch ſo — habe ich unter Luiſens Beiſtande be-

wirthet; ach, wie oft habe ich euch her gewünscht, daß Ihr dabei sein, und die Wirthsfreuden, welche ich genos, mit mir theilen möchtet! Ich kanns euch nicht beschreiben, wie wohl mir dabei war, als ich sah, daß an drei hundert Menschen sich so wohl durch mich befanden, wie sie sich in ihrem ganzen Leben noch nicht befunden haben mochten. Meine Verwandten werden die Nase recht über mich rümpfen, wenn sie davon hören, und werden sich meiner schämen; ich gebe ihnen das Spotten frei, und schäme mich ihrer.

Vorüber, dahin ist nun dieser Tag der Tage, wie gesagt, für mich; aber — doch nur dem bloßen Scheine nach. In seinen herrlichen Folgen währet er fort, und erneuert sich täglich. Nicht nur mit Luisen bin ich durch ihn auf immer noch fester verbunden, und so hat er, als das sinnliche Fest unserer gegenseitigen Alleinliebe für einander, den Grund zu unserem höchsten Einssein auf ewig gelegt; sondern auch alle Einwohner zu Heiligenhain sind nun ganz mein, und ich kann mir von allem dem Guten, welches ich für sie vorhabe, den besten Ausgang versprechen. Als ihr letzter Trinkspruch ertönte — „wir wollen Alle recht folgen" — da hub sich

mein Herz, wie es ſich noch nie gehoben hatte. O ſo freuet euch doch recht mit mir — freuet euch recht mit mir! Einen glücklicheren, einen ſeligeren Menſchen kanns unter dem Himmel nicht geben, als euer Elpizon iſt.

Die Blicke, die Blicke, welche ich nun erſt in meine Luiſe thue, kommen beſonders noch dazu, und geben mir über Alles. Daß ſie geſtern, als an unſerem Tage der Tage, auf das alte Herkommen Verzicht that, im Ritterſaale an einer prachtvollen Rittertafel die Erſte zu ſein, und lieber immer mit mir auf den Füſſen war, um ihre und meine Bauern, alt und jung, recht zu ihrer allerſeitigen Zufriedenheit zu bewirthen — iſt mir noch das Geringſte; daß ſie aber in meinen Plan, unſer Paradis zu Heiligenhain, das Gott uns ohne ihr und mein Verdienſt anwies, auch in eine Art von Paradis für dieſe unſere geſtrigen Gäſte — in ein Bauernparadis — zu verwandeln, ſo ganz uniſoniſch einſtimmt — — dis, dis, Ihr Hochtheuren und Hochwerthen, macht ſie mir nicht nur vorzüglich zum höchſttheuren und höchſtwerthen Menſchen, ſondern auch mich zugleich zum höchſtglücklichen und höchſtſeligen Menſchen. Seit geſtern erſt habe ich ſie mit den einzelnen Theilen

des humanen Ganzen, das ich hier — so Gott will! — binnen zwanzig Jahren aufzuführen und hinzustellen gedenke, näher bekannt gemacht; o — wie war sie da immer gleich ein Herz und eine Seele mit mir! wie versprach sie mir heute früh, als wir das erste Erwachen aus dem Schlafe der Liebe feierten, meinen bei weitem nicht vollständigen Ritterplan zu rechter Zeit ihrerseits noch zu ergänzen! Was fehlt mir nun weiter? Kräfte habe ich, mein ganzes Dorf zu beglücken — die Leute im Dorfe wollen sich beglücken lassen — Luise will mir dabei helfen, und das dazu thun, was ich nicht thun kann — — o so freuet euch, Freunde, R. und S., doch recht hoch mit mir — freuet euch recht hoch mit mir!

---

## Sechzehnter Brief.

### An R.

Du warfst, der den Gedanken fallen ließ, ob nicht meine Luise, die mir durch ihren Mitglauben an Fortdauer gleich so unschätzbar ward, etwa auch nur eine Gläubige auf bloßes Bibel- und Lehrerwort sein möchte. Du hast Recht gehabt;

und, wie konnt's auch wohl anders sein, da sie eben so erzogen worden war, als ich? Ich hatte es ihr aber gleich am ersten Tage ihres Hierseins beim Grabe meines Vaters gesagt, daß ich mir meinen Glauben an Unsterblichkeit selbst vordemonstrirt hätte. Sie hat nachher meine beiden Manuskripte, die ich euch mittheilte, eifrig gelesen, und wir haben viel darüber gesprochen; so ist sie nun ganz so Elpizon, wie ich es bin.

Es geschah daher auch in diesen Tagen, daß sie eine Aeuserung that, welche mich sehr frapirte, und die ich dir nicht vorenthalten kann. Sie hatte mich eben recht lange angesehen, dann mich schnell ergriffen, und fest an sich gedrückt. (So macht sie's jetzt oft, und ich glaube sie dabei zu verstehen; denn sie fühlt sich als werdende Mutter.) Da seufzte sie freudig auf, und rief aus — „ach, es wäre doch ein holder Gedanke, daß Menschen, die uns liebten, und von uns geliebt wurden, nach ihrem Absterben noch auf uns wirken und Einflüsse haben könnten!" Ich staunte sie an. Sie fuhr fort — „Wenn's so wäre, wie noch ruhiger könnte man von seinen Lieben gehen, weil man dann nicht nur wüste, daß man mit ihnen einst wieder vereinigt

werden würde, ſondern auch hoffen könnte, daß man bis dahin, und alſo während der Trennung ſchon, ihnen noch nützlich ſein, ia, wohl gar noch nützlicher ſein möge, als beim Leben.“ Ich ſchwieg tief; ſie durchblickte vermuthlich die Urſache meines Schweigens, und nahm ſchnell eine Seitenwendung. „Auch gäb's dann, hub ſie wieder an, eine Erklärung mehr von manchen ſehr ſonderbaren Ereigniſſen für uns.“ Dis erweckte meine Neugier, die ſie auch gleich ſtillte, und ſo geriethen wir in eine wenigſtens ſehr angenehme Unterhaltung, die ich dir in einigen Auszügen ietzt mittheilen will.

„Wie oft überfällt uns eine plötzliche Bangigkeit, ohne daß wir auch nur die geringſte Gefar für uns erblicken! Wir pflegen dann wohl zu ſagen — es ſteht mir gewis etwas ſehr Widriges bevor — ich weis nicht, wie mir iſt. In der That widerfährt uns dann auch wohl dergleichen; ſo wär's wohl ein lieber Todter geweſen, der die dunkle Ahnung davon in uns erregt hätte, und wir hätten ihm auf ſolche Weiſe die beſſere Gefaſſtheit zu danken, mit der wir das Widrige, als es ſich wirklich einſtellte, in Empfang nahmen?“

„Wie oft haben wir einen Vorsatz fest gefaſſt, ſind dicht an der Ausführung, und, indem wir ihn ſchon ausführen wollen, iſts nicht anders, als zöge uns Jemand mit Gewalt davon ab; wir geben ihn auf, ohne deutlich uns bewuſt zu ſein, warum, und ſind nachher wohl äuſerſt froh darüber, daß wir ihn aufgaben. So wär's auch wohl ein lieber Todter geweſen, der uns von ihm zurückgehalten hätte, und wir hätten es ihm zu danken, daß wir nicht thaten, was wir hernach ſehr bereuet haben würden?"

„Wie oft ſind wir mit Enthuſiasmus für etwas eingenommen, thun's und laſſen nicht nach, aller Anſtrengungen, die es uns verurſacht, ungeachtet, und aller Aufopferungen, die es uns ſogar koſtet, ungeachtet, und haben doch gar keine auſſerordentlichen Beweggründe dazu! Die Sache hat hernach den preiswürdigſten Erfolg auf die unerwarteteſte Weiſe. So wär's auch wohl ein lieber Todter geweſen, der uns dazu ohne all unſer Wiſſen angetrieben hätte, und wir hätten ihm alſo das geſtiftete Gute, und unſere hohe Freude darüber, zu danken?"

„Wie oft ſind wir ganz verzagt und muthlos über unſere Lage! Plötzlich aber geht uns durch

eine uns ergreifende Vorstellung, die uns gleich in höchster Klarheit erscheint, Trost, und dadurch Ruhe, zu. So wär's auch wohl ein lieber Todter gewesen, der die tröstende Vorstellung in uns erweckt hätte, und wir hätten ihm also die Beruhigung zu danken, welche sie uns in unserer gröfsesten Verlegenheit gewährte?"

„Wie oft ist uns ein Unbekannter, der in Verbindung mit uns zu treten wünscht, bei seinem ersten Anblick gleich unerträglich, ein Anderer hingegen, der diesen Wunsch auch äusert, auf der Stelle gleich willkommen, ob gleich die höchste Wahrscheinlichkeit da ist, daß wir bei dem Ersteren viel gewinnen, beim Letzteren aber viel verliehren würden! Wir setzen uns dennoch über alle Hofnung und Furcht weg, halten Jenen von uns auf immer ab, ziehen Diesen schnell und fest an uns, und bekommen hernach alle Ursache, mit unserem Verhalten zufriden zu sein. So wär's auch wohl ein lieber Todter gewesen, der uns zu so einer sonderbaren Wahl bestimmt hätte, und wir hätten ihm die glücklichen Folgen derselben zu danken?"

Nun hast du, mein R., einen vollkommenen Begrif davon, was Luise unter den sonderbaren Ereignissen für uns verstand, von welchen es ihrer

Meinung nach eine Erklärung mehr gäbe, wenn unsere Todten noch auf uns wirken könnten. Mich verlangt sehr, dein Urtheil über die Sache zu hören. Was mich betrift, so hat sie mir nicht nur, wie schon erwähnt, eine sehr angenehme Unterhaltung gewährt, sondern mir ist auch, als müste ich über sie hin und her wanken. Ich weis zwar wohl, daß ich sonst fest der Meinung war, daß es mit ihr — nichts sei, und daß man, so wenig man aus der Oberwelt wieder zur Unterwelt kommen möge, auch noch weniger aus iener auf diese her wirken könne. Läßt sich's aber auch wohl über Gegenstände von solcher Art so geradezu absprechen, und bin ich in meiner Dreustigkeit nicht vielleicht zu weit gegangen? Wir wissen ia nicht einmal, was der Menschengeist sei; so wissen wir auch nicht, was für neue Kräfte sich in ihm durch den Tod entwickeln können, und ob und in wie fern es Gott gefällig sein könne, die Abgeschiedenen noch zum Besten ihrer Verlassenen zu gebrauchen. Wie? wenn es eben so wenig nöthig wäre, daß unsere Todten, um auf uns zu wirken, wirklich bei uns wären, als es nöthig wäre, sie gerade zu sehen, wenn sie wirklich bei uns sein sollten? Könnten sie nicht vielleicht doch von oben her-

eb auf uns wirken? Mich hat wohl nur der Satz irre geführt, daß man in der Welt, auf die man wirken will, auch in der That sein müsse; von noch Grobkörperlichen mag dis aber immerhin wahr sein — ists darum auch wahr von Verklärten? — Philosoph nicht blos für Kopf, sondern auch für Herz, erfreue mich recht bald mit deiner Antwort!

---

## Siebenzehnter Brief.

### An S.

Heute ists gleichviel, an wen ich schreibe — an R., oder an dich; denn du hast seiner Antwort auf mein Letzteres ein Postskript beigefügt, das mir sehr wichtig ist.

Ich dacht's, ich dacht's, daß ich unserem R. die Waffen selbst gegen mich in die Hände gegeben haben würde. Der Philosoph für Kopf nicht nur, sondern auch für Herz, den ich ihn am Ende nannte, hat dann auch noch Alles erst recht komplet gemacht. Eben mein Herz sei es, gibt er mir zurück, das meinen Kopf verleitet habe, meinen alten Glauben, zu dem ich mich sogar am Grabe meines Vaters bekannt hätte, aufs Spiel

zu ſetzen. Ich würde dieſem noch ganz getreu ſein, behauptet er, wenn Luiſe nicht unter ihren Umſtänden, und als werdende Mutter, mit mir ſüß und zärtlich über das Fortwirken der Abgeſchiedenen auf die Verlaſſenen geſchwärmt hätte. Er mag Recht haben, und ich geſtehe es zu, daß Luiſens Mutterwerden die einzige Möglichkeit in meinen Augen geworden ſei, daß ſie nicht mich, ſondern daß ich ſie überleben möchte. Als ſie alſo nach mir ſehr verſtändlichen herzlichen Umarmungen ihren rührenden Sermon anfing, war ich freilich für ſeinen Inhalt gleich ſehr geſtimmt. Wie? wenn es geſchehen ſollte, daß ich durch ihr Mutterwerden ſie verlöhre, ſie ſo früh verlöhre — müſſte mich's da nicht bis nach oben hin ſchon entzücken, daß ſie, ehe ich droben wieder mit ihr wäre, ſchon von dort nach hieher noch auf mich wirken könne? Eben ſo geſtehe ich auch gern zu, daß der Menſchenkenner R. alle die ſonderbaren Ereigniſſe, welche Luiſe nach *ihrer* Art erklärte, auf *andere* Weiſe mir ſehr erklärbar gemacht habe; Luiſe ſprach ja aber auch nur von einer Erklärung *mehr*, die auf den Fall des Fortwirkens der Todten auf die Lebendigen für ſolche Ereigniſſe Statt finden würde. Alles jedoch, was ich

Univ.-Bibl. München

am Schluſſe meines Briefs fallen lies — dis Alles bis auf die letzte Silbe — wie es der liebe und weiſe R. verlangt — ſo zu betrachten, als hätte ich's nur hingeworfen — — dazu verſtehe ich mich nicht. Bitte ihn deshalb um Verzeihung für mich; er weis ia doch auch in der That nicht, was der Geiſt des Menſchen ſei, und welche Keime zu höheren Kräften in ihm liegen mögen, die durch Abſtreifung der gröberen Organiſation, der Hülle aus Töpferthon, zur Entwickelung gebracht werden dürften. Dein Poſtſkript, mein S., kommt nun bei mir feierlich zur Sprache.

Ja wohl, du haſt gros und heilig Recht, wenn du mich daran erinnerſt, daß wir unſere lieben Todten, wenn ſie auch an ſich ſelbſt nicht mehr auf uns wirken könnten, doch durch uns gewiſſermaſſen in den Stand zu ſetzen vermöchten, noch immer auf uns zu wirken — dadurch nehmlich, daß wir recht lebhaft an ſie dächten. Dis war ia auch mein Glaube, zu dem ich mich in denſelben Minuten, an welche mich R. erinnert, am Grabe meines Vaters bekannte, und bei ihm will ich beharren — ihn will ich recht ausüben und thun; denn ihn kann man Jedem,

der Weisheit, Tugend und Ruhe lieb hat, nicht genug empfehlen.

Unſern lieben Verſtorbenen geht es gröſtentheils ſo, daß von uns im erſten Anfange zu viel, und mit der Zeit zu wenig, an ſie gedacht wird. Beides läſſt ſich freilich ſehr natürlich erklären. Wenn ihr Verluſt erſt eingetreten, alſo noch ganz neu, iſt, dann iſt uns Alles leer und öde ohne ſie. Wir vermiſſen ſie an iedem Orte, wo wir oft mit ihnen waren, und bei ieder Gelegenheit, die uns an ihre Seite ſchlos; ſo müſſen wir auch faſt unaufhörlich an ſie denken. Nach und nach verwiſcht und verlöſcht die Zeit ihre Spuren. Wir betreten dann ieue Oerter, ohne ſie da noch zu vermiſſen; wir kommen in dieſe Gelegenheiten, ohne ſie ebenfalls zu vermiſſen. Wir gewöhnen uns an ihre Abweſenheit; andere Verbindungen kommen dazu und dazwiſchen — ach, und dann, dann wird ihrer wohl ganz vergeſſen. So ſollen wir aber nicht thun; vielmehr, wenn's ſo weit ſchon zu kommen ſchiene, ſollen wir recht abſichtlich, recht feierlich das Andenken an ſie in uns zurückrufen. Verdienen ſie [illegible]s denn nicht? Sind wir ihnen keinen Dank ſchuldig? O wie gut meinten ſie es mit uns! Müſten wir uns nicht

ſonſt vor iedem Gedanken ſchämen, den wir an Wiedervereinigung mit ihnen dächten? Wären wir dieſer wohl werth? Und — wie würde uns zu Muthe ſein, wenn ſie einſt erfolgte? ... Würden wir nicht auch ſelbſt weit beklommener von den Unſrigen gehen, wenn wir ſo ein Schickſal — von ihnen vergeſſen zu werden — zu befürchten hätten? Iſts nicht die letzte Bitte aller guten Sterbenden, daß die Ihrigen ſie in liebevollem Angedenken behalten möchten? wird's nicht auch die unſrige letzte Bitte einſt ſein? Ach, wenn wir ein rechtſchaffenes Gemüth haben, ſo macht es uns gewis auch ganz beſondere Freude, an unſere lieben Todten zu denken. Mag das frühere Andenken an ſie, das die Natur erzwingt, immerhin mit tiefem Schmerz verbunden ſein; nach Jahren gehet dieſer Schmerz ab und aus, und verwandelt ſich in ſüſſe Melancholie. Wir denken dann an Menſchen, die uns liebten; wer denkt nicht gern an ſolche Menſchen? Wer wäre nicht gern wieder gleich bei ſolchen Menſchen? Wer ſollte alſo nicht wenigſtens gern im Geiſte noch bei ihnen ſein? Sie ſind Verklärte — welch ein heiliger Gedanke iſt auch dis! Ihre Fehler haben ſie abgelegt — ihr Gutes beſitzen ſie noch voll-

kommener. Wahrhaftigheilige Gefühle müſſen uns alſo ergreifen, ſo oft wir an ſie denken, und — wie thut dis unſerem Herzen auf der Sittlichkeitsſeite ſo wohl!

Beſonders ſollen wir das Andenken an unſere lieben Todten an gewiſſe Vorgänge und Lagen unſeres Lebens aſſociiren. Hiedurch, hiedurch können wir ſie ganz vorzüglich in den Stand ſetzen, auf uns durch uns nach ihrem Tode noch herrlich zu wirken. Mein vielgeliebter S., du haſt mich nun einmal durch dein Poſtſkript auf dieſes Kapitel gebracht; ſo erlaube mir auch, daß ich es recht ausführe.

Ich aſſociire den Gedanken an meine lieben Todten an Zweifellagen ... Sobald ich aus Unruhe darüber, daß mir etwas Glaubwürdiges nicht mathematiſch bewieſen werden könne, oder daß ich es nicht recht deutlich denken könne, mistrauiſch darauf werden, oder es gar in Verdacht nehmen will, als wär's eine bloſſe Erdichtung, ſo höre ich meine Abgeſchiedenen zu mir ſprechen — „Es ging uns einſt auch ſo, wie dir — nun aber nicht mehr. Glaube du nur, wie wir glaubten; du glaubſt richtig. Wir leben nun ſchon im Schauen; die zweite Welt, an die du freilich nur

noch glauben kannſt, ſchauen wir bereits wirklich, und Gott, der nie geſchauet werden kann, iſt uns doch ſo deutlich geoffenbart, als wenn wir ihn ſchauten. Verlange auf der Unterwelt nicht, was erſt in der Oberwelt gewährt werden kann; es wird dir aber gewährt werden, wie uns, wenn du erſt hier ſein wirſt, wo wir nun ſind. Glaube alſo, und ſtehe feſt im Glauben!"

Ich aſſociire den Gedanken an meine lieben Todten an Eitelkeitslagen ... Wenn mich dieſe und iene Güter und Freuden der Erde zu ſehr für ſich einnehmen, mich ganz bezaubern wollen, ſo wird mir, als rieſen mir meine Abgeſchiedenen zu — „Hier oben bei uns ſind uns eure flüchtigen, unbefridigenden Erdenherrlichkeiten und Erdenſeligkeiten erſt recht kleinlich; hier ſchämt man ſich erſt recht, ſo viel aus ihnen gemacht zu haben. Vergehe dich alſo ia nicht an dir ſelbſt durch zu groſſe Werthſchätzung der irdiſchen Güter und Genüſſe! Halte dort unten ſchon mehr auf das Weſentlichere, auf die Güter und Freuden des Herzens! Dieſe, dieſe beſitzen wir hier überſchwenglich, und um ſo überſchwenglicher, ie mehr wir ſie dort ſchon ſchätzten."

Ich assoziire den Gedanken an meine lieben Todten an Feindschaftsklagen . . . Wenn Jemand mich sehr beleidigt, und ich mich dadurch zur Rache gegen ihn aufgefordert fühle, oder wenn er gar durch mein Nachgeben noch kecker in Fortsetzung seiner Beleidigungen wird, so, daß Unversöhnlichkeit gegen ihn in mir aufkeimen möchte, so erschallt von meinen Abgeschiedenen die Stimme an mich — „Wie wolltest du dich durch solche geringfügige Vorgänge entrüsten lassen? Bei uns sieht man auch auf die wichtigstgeschienenen Feindschaften auf Erden mit Verachtung zurück, und findet's unbegreiflich, wie Menschen einander fortdauernd hassen, oder gar verfolgen, können. Nur Wohlwollen, Sanftmuth und Liebe athmet man hier, und zwar um so herzlicher, ie mehr man bei euch schon sein wahres Leben darin fand. So vergib doch gern, und las nicht nach, bis aller Zorn über sei; du verdirbst dir sonst warlich den Himmel."

Ich assoziire den Gedanken an meine lieben Todten an Wohlthätigkeitsklagen... Wenn ich aus vorgefasster Meinung gegen Andere, aus Verdrus darüber, daß ich immer thätig sein sollte, oder aus Mismuth über erfarnen Undank Unbe-

reitwilligkeit in mir ſpüre, zu helfen und zu dienen, wo ich doch helfen und dienen könnte, dann treten meine Abgeſchidenen gleich dazwiſchen, und ſprechen — „Wie? du könnteſt noch anſtehen, zu helfen, da dir Gott doch die Ehre erzeigt, dich zum Werkzeuge ſeiner Gnade machen zu wollen? Du wollteſt dir die Freude, Thränen zu trocknen, und Seufzer zu ſtillen, nicht gönnen, da ſie dir doch von höherer Hand bereitet ward? Ach wiſſe, wir denken hier oben am liebſten an die Augenblicke zurück, in welchen wir unten Wohlthäter, Beglücker, Segenſtifter wurden. Schaffe dir doch ia recht viel ſolche Augenblicke; ſie bereiten Ewigkeiten von Wonne.“

Ich aſſociire den Gedanken an meine lieben Todten an Schwermuthslagen ... Wenn harte Leiden mich ie drücken, anhaltend wohl gar drücken ſollten, und meine Traurigkeit darüber mich ſchier zu Boden zu werfen verſuchte, dann wollte ich mich ſchnell an meine Abgeſchidenen wenden, und ſie ſprechen hören — „Es iſt ia nur noch um eine kurze Zeit zu thun, ſo haſt du ausgelitten, wie wir. Wir, wir ſind nun recht ſelig, und ſinds beſonders durch unſere wacker überſtandenen Leiden,

für die uns die Vaterliebe Gottes so überschwenglich lohnt. So dulde doch ergeben und getrost; bald werden auch deine Thränen getrocknet, auch deine Seufzer gestillt sein, und dann, und dann Seligkeit für dich, wie für uns."

Sieh, geliebtester S., so reichhaltig war für mich dein Postskript, dessen Inhalt von ieher meine ganze Seele hub! Ich halt's recht mit dem Andenken an meine lieben Todten, ob mich gleich der Besitz Luisens — der Krone aller Lebendigen — so himmlischhoch erfreut, entzückt und beseligt. Ja, ich bin im Stande, mich aus ihren Armen zu winden, wenn ich mich gerade so hoch erfreut, entzückt und beseligt fühle, mich dann zu isoliren; und die Bilder Aller, die mich liebend verliessen, um mich her zu versammeln. Willst du's hören, wie ich dann spreche? Hier ists — — — „Ach, ihr Lieben, wie hange ich noch an euch mit alter Herzlichkeit! wie finde ich in dem Gedanken an euch noch hohe Stärkung zum Guten! Bald habt ihr mich wieder — bald habe ich wieder euch. Erwartet mich traut droben, wo keine Trennung wieder erfolgt, und seid da die Ersten, in deren Arme ich Luisen führe — ia, meine Luise, die ihr gewis

mit zärtlicher Hochachtung empfangen werdet. Gemeinſchaftlich wollen wir dann Alle das hohe Danklied dem Ewigen anſtimmen, der uns zur Unſterblichkeit ſchuf — gemeinſchaftlich Allé anſtimmen das hohe Siegeslied über Jammer und Grab."

---

## Achtzehnter Brief.

### An R. und S. zugleich.

Es hat eine Pauſe in unſerer Korreſpondenz gegeben; ietzt hat ſie ein Ende. Ich bin in voller Thätigkeit für meine Hunderte von Menſchenſeelen, und damit ſchon herrlich fortgerückt; aber — was höre ich? Krieg ſoll wieder werden — Krieg? Welch eine Schreckenspoſt für mich! Müſte ich da nicht lieber gleich Alles ſtehen und liegen laſſen, wie es ſteht und liegt? Was kann ein Gutsbeſitzer bei ſeinem beſten Willen ſchaffen, wenn Krieg dazwiſchen kommt? und wozu hat er's am Ende geſchaft? Zwar iſt mein Troſt noch immer der, daß mehr Kriege angeſponnen und gedrohet, als abgeſponnen und wirklich geführt worden ſind; wer ſteht aber hinter dem Vorhange, der vor der Zu-

kunft schwebt, oder wer vermag ihn auch nur um eine Hand breit aufzuheben, um knieend etwas von dem, was hinter ihm ist, zu erblicken? Kommts jetzt wirklich zum Kriege, so wird meine Meinung, die Ihr kennet, von neuem bewahrheitet, daß die immerwährende Schlagbereitschaft, in der die gröss-ern Staaten durch ihre stehenden ungeheuren Heere sich befinden, daran Schuld sei. Müste man sich erst lange gegen einander rüsten, so gäb's auch längere Zeit zu Unterhandlungen, die wenigstens einmal ums andere einen für die armen Völker glücklichen Ausgang hätten; so aber sind die Unterhandlungen bald abgebrochen, weil ieder Theil gegen den andern sich auf der Stelle stark genug fühlt, oder doch stark genug glaubt.

Ach, ehrwürdige Männer, wären die Gröss-ren unter unsern Grossen und ihre ersten Minister Elpizons, wie ich, so gäb's gar keinen Krieg — dieses Gedankens kann ich mich ietzt durchaus nicht erwehren. Wie könnten sie Hunderttausende mor-den lassen, wenn sie der Glaube auch nur blos an-wandelte, daß eine Zukunft bevorstehe, in der die gemordeten Hunderttausende sie eben so mit Vor-würfen überschütten würden, wie sie sie mit Kar-

tätſchen überſchütteten? Unmöglich könnten ſie dann doch wohl der Meinung ſein, daß ſie mit Lob und Preis von ihnen überſchüttet werden würden. Geſetzt auch, daß iene Hunderttauſende in dem künftigen Leben darüber wegſähen, daß ihnen die Genüſſe der Erde weit früher geraubt worden wären, als die Natur es wollte; könnten ſie gleichgültig dabei ſein, daß ihnen die Zeit zu ihrer höheren Ausbildung auf Erden gegen allen Willen der Natur ſo heillos abgekürzt worden wäre? Ich beſtehe alſo auf meinen Satz, daß in den Seelen derer, welche ſie morden lieſſen, nie Glaube an Fortdauer im Tode aufſchwebte, ob ſie es gleich ſehr gern ſehen mögen, daß ihre zahlloſen Schlachtopfer recht inbrünſtig an Fortdauer glauben, damit ſelbige nur recht willig ſich zur Schlachtbank führen laſſen. Wären ſie auch wirklich im Stande, zu denken, daß ſie nie Vorwürfe darüber von dieſen hören würden, daß ſie ihnen die Ausbildungszeit ſo abgekürzt hätten: ſo müſte ſie doch die bloſſe Humanität abhalten, ſo zu thun. Ihr lächelt vielleicht, wenn ich an ihre Humanität appellire, und ich fühle es leider ſelbſt gleich, daß Ihr Recht habet; ich gehe aber auch noch weiter, und behaupte,

daß sie nicht nur nicht glauben an höhere Zukünfte des Menschen, sondern auch sogar nicht einmal an den Beruf des Menschen, sich sittlich auszubilden. Würden sie sonst wohl Ihresgleichen in der vollkommeneren Erfüllung dieses Berufs so gewaltsam stören? Oder denken sie etwa auch — wozu nützts, ob die Menschen, welche das Grab verschlingt, mehr oder weniger ausgebildete Menschen waren?? Da bin ich dann freilich gleich ihrer Meinung, wie Ihr wisset — iedoch, ohne die gräßliche Anwendung, welche sie davon machen, zu billigen; aber auch dis dienet dazu, meiner Ueberzeugung das Siegel der Richtigkeit aufzudrükken, daß unsere sittliche Ausbildung nur dann erst etwas Recht's auf sich habe, wenn wir im Tode fortdauren.

Verzeihet mir diese Digression, auf welche ich als Elpizon bei Erwähnung des Kriegs gerieth, und gerathen muste! Ich komme nun wieder auf den Krieg selbst. Es ist wahr, daß die Natur Theile für das Ganze aufopfere; ia, dis ist sogar ihr Sistem, nach welchem sie waltet. Immerhin möchte also auch in der Menschenwelt dieses Sistem zum Grunde gelegt werden; man könnte we-

nigſtens gleich ſagen, daß es nichts weiter, als bloſſe Nachahmung der Natur, wäre. Wo iſt aber wohl ein Beiſpiel davon da, daß die Natur das Ganze für Theile aufopfere? Eigentlich iſt die Annahme ſolcher Beiſpiele etwas Ungereimtes gleich an ſich ſelbſt; denn, wenn die Natur auch nur einmal ſo gehandelt hätte, ſo wäre nichts mehr da, weil die Theile, für die ſie das Ganze aufopferte, in dem Ganzen enthalten ſind, und alſo auch mit ihm zugleich aufgeopfert worden wären. Der Krieg nun aber eignet ſich völlig dazu, ein Maneuver genannt zu werden, wodurch nicht Theile fürs Ganze aufgeopfert werden, ſondern das Ganze für Theile aufgeopfert wird. Der Einwurf hiergegen, daß bei allen den unzähligen Kriegen, die geführt worden ſind, das Ganze — die Menſchheit — doch immer noch da ſei, beſagt nichts. Hier hat man unter dem Ganzen die Völker, und unter den Theilen die Völkerbeherrſcher, zu verſtehen. Dieſe, die Beherrſcher, werden ſich doch wohl nicht einbilden, daß ſie das Ganze der Menſchheit ausmachen, oder daß die Menſchheit für ſie, und nur ihrentwegen, da ſei? So denken nur Sultane, Moguls und Deis; Friedrich

der Groſſe und Katharine die Groſſe dachten humaner und vernünftiger. Unſere Völker, ſprachen ſie, ſind nicht für uns da, ſondern wir ſind für ſie da. Kann es unter dem Sternhimmel auch wohl eine ſonnenklarere Wahrheit geben, als dieſe iſt? Mir fällt hierbei iener erleuchtete Weiſe ein, welcher auch einſt den Ausſpruch that, daß nicht der Menſch für den Sabbat, ſondern der Sabbat für den Menſchen, da ſei. Die Völker, welche alſo eigentlich das Ganze ausmachen, verlangen aber keinen Krieg; die einzelnen Groſſen, oder ihre Kabineter, beſchlieſſen, führen ihn — iſts nun nicht erwieſen, daß durch den Krieg das Ganze den Theilen aufgeopfert werde?

Man vertheidigt den Defenſivkrieg aus dem Grunde, daß ieder Staat eben ſo, wie ieder einzelne Menſch, ſich zu wehren berechtigt ſei, wenn er angegriffen wird. Freilich iſt die Nothwehr Rechtens im Groſſen, wie im Kleinen; es ſollte aber keiner Nothwehr bedürfen, es ſollte keinen Angreifer geben, und unendlich weniger noch ſollte ein Staat den andern angreifen, als ein Bürger den andern. Und — wie ſchwer iſts oft, zu ent-

ſcheiden, wer eigentlich der angreifende Theil ſei! Keinesweges iſts immer der, der wirklich angreift. Schon ein einzelner Menſch kanns dem andern ſo nahe legen, daß dieſer aus einer Art von zuvorkommender Wehr ihn angreifen muß — wie vielmehr ein Staat dem andern! Wenn nun ein Fall der letzteren Art eintritt, ſo rühmen es wohl beide kriegführende Staaten von ſich, daß ſie blos einen Defenſivkrieg führten. O wie treibt man doch auf ſolche Weiſe mit der armen Menſchheit nur Spott!

Wozu, müſte man doch auch wohl allmählich fragen, nützt nun das Chriſtenthum — wozu alle Kultur und Aufklärung — wenn die Kriege noch kein Ende nehmen ſollen? Daß Götzendiener, die an Menſchenopfer gewöhnt ſind, daß Barbaren, denen es an aller geiſtigen und ſittlichen Bildung gebricht, gegen einander auf Schlachtfelder ziehen, mag ſein; daß aber Nationen den Mord- oder gar Vernichtungskampf unter ſich beginnen können, die ſchon ſeit vielen Jahrhunderten zur Verehrung des wahren Gottes durch Humanität eingeweihet wurden, und unter welchen Künſte und Wiſſenſchaften den ſchönſten Flor erreicht haben — wer

müſte dis nicht unbegreiflich finden? Ich geſtehe es — ſo oft ich hierüber nachdenke, ekelt mich vor den häslichen Widerſprüchen, in die ſich mein Zeitalter verwickelt.

Die Erzählungen von dem Guten, welches die Kriege am Ende doch immer ſtifteten, können mich mit dieſen Widerſprüchen auf keinen Fall ausſöhnen. So weit müſten wir denn doch wohl nun endlich gekommen ſein, daß wir einſähen, daß wir all dergleichen Gutes ohne Krieg noch weit gewiſſer, noch weit reichlicher, ſchaffen könnten. Ueberhaupt rechtfertigen die heilſamen Folgen, welche etwa ein Krieg über lang oder kurz für das Ganze hat, keineswegs die, welche ihn führen, ſondern blos den oberſten Weltregirer, der ihn zuläſſt. Ihm gereichts zur Ehre, nicht ihnen, wenn ſich der Fluch, den ſie über die arme Menſchheit bringen, unter ſeinem unſichtbaren Walten mit der Zeit in eine Art von Segen verwandelt. Daß aber Einzelne auf der Stelle ſogar durch den Krieg gewinnen, während daß eben ſo viel Hunderttauſende durch ihn Alles verliehren, wird ihn doch wohl nicht an ſich ſelbſt unter die preiswürdigen Anſtalten erheben? Dieſe Einzelnen ſind es eben, welche ihn

auch als bloſſe Bürger oft gar wünſchen, um nur ihre Wucherſucht recht befridigen zu können — welche Baſtarte der Menſchheit! Wer noch das geringſte menſchliche Gefühl hat, der verwünſcht den Krieg, und ein menſchenfreundlichdenkender Rittergutsbeſitzer verwünſcht ihn auf das höchſte. O daß es der Gottheit gefallen möge, die Gewitterwolken, welche ſich ietzt am politiſchen Himmel zuſammenzieben, durch irgend einen Sturm ihrer Gnade wieder zu zerſtreuen!

---

## Neunzehnter Brief.

### An R. und S. zugleich.

Wahre Propheten! S. nenne ich Euch mit Recht, weiſe Männer! Diſmal habt Ihr richtig geweiſſagt, und ich geſteh's, eure Weiſſagung tröſtete mich ſchon. Nur kam ich immer wieder auf mein — „wer ſteht hinter dem Vorhange, der vor der Zukunft ſchwebt, oder wer vermag ihn auch nur um eine Hand breit aufzuheben, um tiefgebückt etwas von dem, was hinter ihm iſt, zu erblik-

ken?" — und so gleitete auch euer Trost immer wieder von meinem Herzen ab. Nun aber, da der Vorhang wenigstens vor der nächsten Zukunft aufgezogen worden ist — was soll ich euch sagen? Ihr müsset die Kraft haben, nicht nur euch tief zu bücken — diese habe ich auch — sondern auch den Zukunftsvorhang wenigstens um eine Hand breit aufzuheben, und dann knieend durch die kleine Schluft hinter ihn hin zu schauen. Lächelt nicht, wenn ich's mir bildlich vorstelle, wie Ihr die Prophetensache angefangen habt. Eurer sind zwei, und Ihr knieetet Beide; während daß da der Eine den Vorhang um eine Hand breit lüftete, und ihn so gelüftet festhielt, legte der Andere sein Haupt bis auf die Erde, lauschte so durch die Schluft, und erlauschte das Simbol des bleibenden Friedens. Lächelt nicht, ich bitte euch nochmals, über diese meine Vorstellung eures Prophetenwesens! Stimmet vielmehr in meinen Dank ein, den ich der Gottheit dafür bringe, daß sie die Gewitterwolken, welche sich am politischen Himmel zusammenzogen, durch einen Sturm ihrer Gnade wieder zerstreut hat! Dieser mein gebrauchter Ausdruck konnte euch auffallen? Das

begreif' ich nicht. Iſts denn nicht Gnade, was die Gottheit uns erzeigte, dadurch erzeigte, daß kein Krieg ward? Iſt das nicht Sturmgnade, wenn ſie nun die Fortdauer des Friedens dadurch bewirkte, daß ſich wider alles Erwarten ein Paar Menſchenaugen ſchloſſen, deren Offenbleiben zuverläſſig Krieg geſchaft hätte? Ach, noch, noch waltet Gott über die arme Menſchenwelt. Und nun, nun ſchreite ich in meinen wohlthätigen Anſtalten für mein liebes Heiligenhain mit Freuden fort, und will nicht eher ruhen, als bis ich ſie vollbracht habe. Jetzt aber bin ich doch wenigſtens auch in meiner Meinung beſtärkt worden, daß die Furcht, Gutes auch nur aufs Ungewiſſe hin zu wirken, die Wirkſamkeit ſchon lähmen müſſe; wie vielmehr müſte alle Wirkſamkeit in ſich ſelbſt zerfallen, wenn die Gewißheit einträte, daß man ganz vergeblich wirken würde!

Daß Ihr, Verehrteſte, euren Weiſſagungsbrief, der ſo tröſtend anfing, weniger tröſtlich ſchloſſet, und mir zu überlegen gabt, daß ich, obgleich diesmal meine Kriegsfurcht unnöthig geweſen ſein würde, doch nicht auf immerwährenden Frieden hoffen dürfe, hat mich weiter

nicht erſchüttert; habt Ihr denn vergeſſen, wie ich über ewigen Frieden denke? Wohl aber ſetzten eure letzten Worte — „ewiger Friede auf Erden iſt eben ſo ein bloſſer goldener Traum, als allgemeine Religion auf Erden" — meine ganze Seele in Bewegung. Ich dachte über euren Vergleich nach; ihr brachtet mich durch einen einzigen Perioden auf eine Reihe von Betrachtungen, die ich noch nie angeſtellt hatte, und bei denen ich mich als Elpizon am Ende recht in meinem Element befand. Ich will ſie iezt noch einmal mir vorübergehen laſſen, ſo, daß ſie auch euch vorübergehen; berichtiget ſie, wenn und wo ſie der Berichtigung bedürfen! — —

Ich bin Chriſt. Bei meinem Jugendunterrichte ward mir geſagt, daß das Chriſtenthum von ſeinem Stifter ausdrücklich dazu beſtimmt worden ſei, die allgemeine Religion des Erdbodens zu werden; wenn ich dis auch iezt aus guten Gründen nicht mehr glauben kann, ſo wünſchte ich doch wenigſtens, daß, wenn irgend eine Religion die allgemeine Religion der Menſchheit werden ſollte, die chriſtliche es ſein möchte. Bei ieder an-

dern, die es würde, käme die Menschheit — wie ich glaube — sehr zu kurz. Ist denn nun aber wohl in dem Schosse dieser Religion selbst Einigkeit? Wie kann sie also Hofnung dazu erregen, daß sie die allgemeine Menschenreligion werden würde? Ich schaue an die Christenheit — selbst die protestantische, die noch nicht seit drei hundert Jahren existirt; wie oft sind Versuche gemacht worden, auch nur Lutheraner und Kalvinianer zu vereinigen! Aber — so wenig sich Luther und Kalvin vereinigten, so wenig wollten sich auch ihre Anhänger und Nachbeter vereinigen. Vollends nun die Vereinigung der protestantischen und katholischen Christenheit anbelangend — wie steht die Sache der Jesusreligion? Beide christliche Sisteme sind völlig unvereinbar; dis war Luthers Meinung, und ich bin der seinigen. Melanchthon mags wohl gut gemeint haben, wenn er die Vereinigung vorschlug, und einleiten wollte; Luther aber meinte es besser, wenn er die Vereinigung abschlug. Welcher Theil soll nachgeben? Beide etwa? Wer so spricht, der ist weder ächter Katholik, noch ächter Protestant. Wenn nun im Schosse der christlichen Religion selbst keine

Einigkeit iſt, ſo frage ich nochmals — wie ſoll ſie die allgemeine Weltreligion werden können? und, wenn ſie es nicht werden kann, ſo iſt zu wünſchen, daß gar keine es werde.

Eine Univerſalkirche und eine Univerſalmonarchie — ſollt's nicht um die eine ſtehen, wie um die andere? In der That, ſo iſts. Ein allgemeiner Staat und eine allgemeine Religion — beide ſcheinen auf der Erde gar nicht möglich zu ſein. Alle Völker können nicht nach einerlei Geſetzen regirt werden; alle Völker können auch nicht durch einerlei Glauben geleitet werden. Man nehme den Morgenländer mit ſeiner glühenden Fantaſie, und den Abendländer mit ſeiner kaltblütigen Vernunft — wie mögen ſie zur Einheit in ihren religiöſen Vorſtellungen gebracht werden? Entſteht aber vollends die Rede vom äuſerlichen Kultus, vom Cerimonienweſen, wie iſt da an Vereinigung aller Nationen zu denken, da eine Nation immer mehr an der Sinnlichkeit hangt, als die andere, und alſo auch mehr religiöſen Pomp verlangt, als die andere? Hangt denn nicht auch unter jeder Nation ſogar das Volk wieder mehr am heiligen Sinnlichen, als ſeine Weiſen? Angenommen alſo auch

den unglaublichen Fall, daß iemals eine allgemeine Religion zu Stande käme, wie lange würde ſie vorhalten? Bald würde ſie auf mancherlei Weiſe modificirt werden, und ſo wäre die vorige unüberſehbare Theilung wieder da. Iſt nicht das Chriſtenthum ſelbſt, welches man für beſtimmt zu ihr hielt, mit ſeinen verſchidenen Modifikationen, die es empfing, der deutlichſte Beweis hiervon?

Eine allgemeine Religion ſcheint auch gar nicht in dem Plane Gottes für die Erde zu liegen. Nur die vernünftigſte Religion würde es doch wohl verdienen, daß ſie zu einer ſolchen erhoben würde; ſo wäre dann aber auch ein allgemeiner hoher Grad von Kultur dazu erforderlich, wenn die Menſchheit im Ganzen ihrer empfänglich ſein ſollte. Dieſer iſt nun für viele Völker des unglücklichen Himmelsſtrichs wegen, unter welchem ſie leben, und der derſelbe bleiben wird, auf immer verlohren; folglich liegts wohl nicht im Plane der Gottheit, daß ie eine allgemeine Religion auf der Erde Statt finden ſolle.

Euer Etpizon, hochgeehrte Männer, iſt hierüber ganz ruhig. Auch die Verſchidenheit der Religionen gewinnt für ihn ein wichtigeres Anſehen. Das Reich Gottes, ſpricht er, ſoll hier nur anbre-

schen, um anderswo erst Vollendung zu erhalten.
Freilich hat die kirchliche Verschidenheit oft Krieg unter den Völkern veranlaßt; ja, die Religionskriege waren sogar immer die blutigsten, und so könnte es scheinen, als läge auch Krieg im Plane Gottes für die Erdenwelt. Ich glaube fast, daß diese Vorstellungen es waren, durch die Ihr auf euren Vergleich kamet, daß ewiger Friede eben so ein bloßer goldener Traum wäre, wie allgemeine Religion. Können sich denn aber nicht die verschidenen Religionen neben einander dulden? Was geht das mich an, wie sich ein Anderer das Höchste vorstellt, und wie er es verehrt? Was geht es also auch ganze Völker an, wie andere Völker über Gott denken und ihn verehren? Nicht in einer allgemeinen Religion zu leben, sondern bei aller Religionsverschidenheit doch ruhig beisammen zu leben — dis ist die Bestimmung der Menschheit auf der Erdenwelt. Eine allgemeine Religion wird ihr eben so, wie allgemeine höhere Verstandeskultur, erst in einer andern dazu geschikteren Welt zu Theile werden. Doch ists herzerhebend, zu sehen, wie sich auch hier schon die Grundlage dazu, wie zu allen ihren künftigen vollkommenern Zuständen, bildet und

zeigt. Waren nicht von ieher die Weisen, so bald es dergleichen irgendwo gab, über die Religion unter sich einverstanden, ohne daß sie sich deshalb verabredet hätten? An Zeit und Ort auf das weiteste oft von einander entfernt, hielten sie es insgesamt mit dem Glauben an eine höchste Vernunft, an einen obersten Geist, und verehrten ihn blos geistig. Dis ist mir ein schöner Vorschein von dem, was sich einst an der Menschheit im Ganzen zeigen wird. Jene Weisen, sie mochten sein Hindostaner, oder Egipter, oder Griechen, oder Römer, liessen die Volksreligion in ihren Vaterländern auf sich beruhen, und ungestört ihr Wesen treiben; sie liessen sich aber auch durch sie in ihrem lichteren Glauben nicht stören. Von Vielen derselben kann man dis noch aus ihren Schriften beweisen, und mit allen übrigen stand's gewis eben so. O meine Hochgeehrtesten, wie leistet mir diese in die Augen fallende Glaubensübereinkunft aller Ausgebildeten in allen Jahrhunderten und Jahrtausenden unter den verschidensten Himmelsstrichen eine Art von heiliger Gewähr dafür, daß die Menschheit, welche hier zwar nur bestimmt ist, Religionsverschidenheit unter sich zu toleriren, doch anderswo zu einer allgemeinen Religion bestimmt

ſein werde! Ich danke euch auf das herzlichſte dafür, daß Ihr mich auf dieſe Ideen geleitet habt; in der That hatt' ich, ich wiederhole es, über einen Gegenſtand noch nie recht nachgedacht, der doch ſo ganz für mich gehörte. — In Kurzem hoffe ich euch etwas ſehr Angenehmes zu ſchreiben.

## Zwanzigſter Brief.

### An N.

Du warſt's, dem ich von den Momenten erzählte, in welchen mich meine Luiſe ſo ſtier anſehe, und dann ſo ſchnell ergreife, und ſo feſt an ſich drücke; las dir alſo auch erzählen, was weiter erfolgt iſt. Ganz ungegründet waren ihre Ahnungen nicht geweſen; aber — der Vorſehung ſei ewig Preis dafür, daß ſie auch nicht ganz gegründet waren! Sonſt ſchriebe heute der Unglücklichſten Einer an dich, oder wohl gar hätten du und S. nie wieder einen Brief von mir erhalten.

Noch, mein geliebteſter N., wechſeln immer Freude über die überſtandene Angſt und Schaudern bei der Rückerinnerung an ſie, als ſie da war, in meiner Seele ab. Freude, ach ja, Freude, die

ihresgleichen nicht hat — theile ſie mit mir — Luiſe hat mich mit einem vollkommenen Knäblein beſchenkt, und ſich dadurch um mich und um Heiligenhain höchſtverdient gemacht. Aber — wie war ſie auch ganz nahe, ſo nahe, wie nur eine Gebärerin ſein kann, daran, über das unſchätzbare Geſchenk, das ſie mir brachte, ſelbſt mir entnommen zu werden! Schaudern alſo, gräsliches Schaudern noch immer für mich, ſo oft ich daran zurückdenke. Rechne du es mit dem lieben S. blos hierauf, daß ich mich als gewordener Vater bei euch nicht eher anmeldete, als heute. Heute, heute erſt, habe ich wieder eine Wanderung zum Grabe meines Vaters mit ihr gemacht. Da ſprach ſie zu mir — „nun bleibe ich gewis noch bei dir, und nicht wahr, ſo iſts beſſer? Nach Jahren wären wir zwar wohl wieder beiſammen geweſen, aber — nicht wahr, ſo iſts doch noch beſſer?" Ich ſank an ſie hin, und rief, wie halb erſtickt, aber doch ſelig, aus — ia, ſo iſts noch beſſer. Sofort beſtimmte ich in meinem Herzen die heutige Mitternachtsſtunde dazu, an dich zu ſchreiben.

Ich verdenke es weder dir, noch unſerem S., wenn Ihr Beide zugleich mir Vorwürfe darüber machet, daß ich als Elpizon über den Tod

meiner Luiſe in eine Art von Untröſtlichkeit hätte verſinken wollen; ich verdenke es euch um ſo weniger, weil ich, als ich euch meldete, daß ich ſie gefunden, mich auf den Trennungsfall, er komme früher, oder ſpäter, der gewiſſen Wiedervereinigung wegen ſo gefaſſt zeigte. Höre nun aber auch meine Selbſtentſchuldigungen darüber, beſter R.! Ein Anderes iſt doch blos früher, oder ſpäter, ein Anderes — zu früh. Zu früh hätte ich doch wohl Luiſen, mein halbes Ich, verlohren, wenn ich ſie ietzt ſchon verlohren hätte? Wie lange ſind wir denn beiſammen? Handle nicht zu ſtreng, ſprich nicht — Elpizon hätte ſeine Luiſe auch nach Jahr und Tag gleich wieder ruhig verliehren können müſſen; dein Elpizon iſt auch Menſch. Nun hatte ich Luiſen erſt recht unſchätzbar befunden; nun hatte ſie es dahin gebracht, daß ihre Exiſtenz zu meiner Exiſtenz mir ſchlechterdings nothwendig ſchien —, was hätte aus mir werden müſſen, wenn ſie mir entriſſen ward? Klingt dir dieſe Sprache etwa zu egoiſtiſch, ſo höre mich weiter! Ich verlange ja keineswegs noch ein halbes Jahrhundert von Erdenleben für mich; ich wünſche mir blos noch ein kleines Vierteljahrhundert — und bis auch nicht

etwa darum, daß ich das Wohlleben, welches Heiligenhain mir darbietet, ſo lange genieſſen möge, ſondern damit ich Heiligenhain zu einem kleinen Paradiſe für Menſchen umſchaffen möge. Hierzu muß ich wenigſtens zwanzig Jahre haben, und deshalb wünſche ich mir dieſe zwanzig Jahre noch. Was würden mir aber dieſe zwanzig Jahre ohne Luiſen geholfen haben? Sei nicht voreilig, ehrwürdiger R., und wirf wieder ein — ich hätte während der Zeit auch ohne ſie meinen Paradiesplan für Heiligenhain ausführen müſſen; denn wenn ich's auch gewollt hätte, ſo hätte ich's doch nicht gekonnt. Luiſe hat ja auch einen wichtigen, vielleicht den wichtigſten Theil dieſes Plans auszuführen; ihn konnte ich an ihrer Stelle nicht übernehmen — ihr; nur ihr war die Ausführung davon möglich. Daß ſie ihr ganzes Vermögen dazu aufwendete, unſer Dorf mit neuen ſchönen Heerden von Rindern und Pferden zu begaben, gehört nicht hieher; ich meine die Verſittlichung des weiblichen Geſchlechts hier, ohne die ich mit der menſchlicheren Ausbildung überhaupt, die ich hier vorhabe, nicht weit kommen würde, und die ſie als Weib ſelbſt nur zu bewirken vermag. O wie ſchön hat ſie am Vatergrabe heute mit mir dar-

über gesprochen, und was darf ich mir nicht sonst noch von den Einflüssen, die sie vermöge der herrlichen Geistes- und Herzensgaben, welche sie bei sich, auf das ganze Dorf haben wird, versprechen?! Wenn sie es am Ende nur nicht weiter mit der Verparadiserung Heiligenhains bringt, als ich? Doch — Gott gebe ihr Glück und Segen dazu! ich will ihr dann das Hervorragen über mich gern gönnen. Verdenkt's mir also nicht weiter, wenn ich auf Untröstlichkeit auch als Elpizon hindeutete, welche ich über ihren Tod gehabt haben würde; die Humanität spricht ja für mich. Wehe dem braven Ritter, dem die brave Ritterin überfrüh stirbt! sein ganzer Paradisplan für sein Dorf scheitert mit ihrem Tode.

Ich kanns nicht glauben, daß du mir hierauf erwiedern möchtest — „durch eine andere brave Ritterin wäre dein Paradisplan vor Scheiterung gesichert worden;" wäre es aber möglich, daß du mir so etwas erwiedern könntest, so höre, was Luise am Vatergrabe heute zu mir sprach! — — „Nichts von Allem, was ich an deiner Seite für unsere funfzig Menschenfamilien vorhabe, wollte ich eher anfangen, als bis ich der Gefar, den Märtirertod der Mütter zu sterben, entgangen wäre.

Wer, dacht' ich, ſetzte, wenn du dieſen Tod ſterben müſteſt, dein angefangenes Gutes fort? So fang's lieber nicht eher an!" — — Wie erklärſt du dieſe ihre Worte? Meinte ſie, es gebe ſo eine Ritterin nicht mehr, wie ſie iſt, oder meinte ſie, der Ritter würde ſich nie entſchlieſſen, eine Ritterin ſich wieder zuzugeſellen? Ich gebe ihr in beiden Meinungsarten Recht. Nie hätte ich ſo eine Gattin, wie ſie iſt, wieder bekommen können, und nie würde ich im Stande geweſen ſein, mir wieder eine Gattin zu ſuchen. Das Erſtere muſt du mir freilich blos auf mein Wort glauben — denn du kennſt ſie nicht; aber könnteſt du auch wohl am Letzteren im Geringſten noch zweifeln, da du weiſſeſt, wie ich über Liebe und Alleinliebe denke? O mein R.! wie fühle ich mich daher in demſelben hohen Grade nun ſelig, da Luiſe an meiner Seite blieb, in welchem ich untröſtbar geweſen ſein würde, wenn ſie mir entnommen worden wäre!

## Ein und zwanzigster Brief.

### An R.

Diesmal kann ich nicht anders, als dir auf der Stelle antworten. Für den hohen Antheil, welchen du an meinen häuslichen überstandenen Leiden und darauf gefolgten Freuden nimmst, und dessen gleichfalls Erwähnung mir der liebe S. durch dich versichern lässt, danke ich euch Beiden auf das höchste; wie könnte ich aber mit dir zufrieden sein, wenn du es misbilligst, daß ich, wenn Luise mir entnommen worden wäre, nie im Stande gewesen sein würde, mir wieder eine Gattin zuzugesellen? So etwas, hochgeehrter und hochgeliebter M., hätte ich mir von dir nie vorgestellt. Ich habe Alles wohl erwogen, was du darüber theologisirst und moralisirst; allein mein allerinnigstes Gefühl für Alleinliebe und meine allerlebendigste Ueberzeugung von der Richtigkeit dieses Gefühls haben es weit, weit überwogen, und werden es ewig weit, weit überwiegen.

Alleinliebe ist ja nicht blos so zu verstehen, daß man nicht mehrere Personen des andern Geschlechts *neben* einander liebe, sondern daß man sie auch nicht *nach* einander liebe. Ist denn hier *nach*

einander nicht eben ſo viel, als neben einander? Steht das Bild des abgeſchiedenen Gatten nicht neben dem zweiten? Wie mag alſo der von Alleinliebe reden, der zur zweiten Vermählung ſchreitet? Geſetzt aber, dieſe Vorſtellung würde für eine bloſſe Träumerei der Fantaſie erklärt; ſoll etwa die Alleinliebe von dem erſten Gatten nach ſeinem Tode auf den zweiten übergehen? Anders könnt's doch wohl nicht ſein? Aber — o wie bebt mein Herz vor dieſem Gedanken zurück! Alſo — ſo hätt' ich's gemeint, als ich zu Luiſen ſprach: „ſei mein, ganz mein — ich bin dein, ganz dein?" Ach, wie hätt' ich ſie mit dieſen Worten getäuſcht, wenn ich nach ihrem Tode mich wieder zu vermählen im Stande geweſen wäre! Schrieb ich nicht dir, mein R., und unſerem S., daß ich nie ſo zu einer weiblichen Seele hätte ſprechen können, wenn ich nicht Elpizon geworden wäre, weil mir ſonſt mein Herz hätte ſagen müſſen, daß ich nicht Wahrheit damit ſpräche? So hätte ich mich ja, auch ohne Elpizon zu ſein, vor mir ſelbſt auf das höchſte ſchämen müſſen, erſt zu Luiſen ſo geſprochen zu haben, und dann wieder zu einer Andern ſo ſprechen zu können. Ich hätte dich aber auch nicht gekannt; oder es hätte erſt eine gänzliche Vertilgung

des Bewuſtſeins meines Lebens von da an, als ich Luiſen kennen lernte, bis dahin, als ich ſie begrub, in mir vorgehen müſſen; oder mit andern Worten, es hätte mir ſo vorkommen müſſen, als hätte ich noch nie eine Gattin gehabt, und als wäre meine zweite Gattin meine erſte Gattin. Die Erfahrung hat mich freilich belehrt, daß ſich Viele auf die Kunſt verſtehen, ſo eine Lebensbewuſtſeinsvertilgung bei dem Vorſchreiten zur zweiten Ehe in ſich zu bewirken; aber ich beneide ſie dieſes Kunſtſtücks wegen nicht, und mag es nicht von ihnen lernen. Ich möcht's nicht von ihnen lernen, wenn ich auch nicht Elpizon wäre; aber — ich bin Elpizon, und ſo werde ich Feuer und Flamme, ſobald mir's verargt wird, daß ich nach Luiſens Tode nicht im Stande geweſen wäre, mich wieder zu vermählen.

Erinnere du mich, ſo viel du willſt, an den Ausſpruch jenes Weiſen, daß wir, was den Eheſtand betrift, in unſerem künftigen Leben den Engeln gleich ſein würden; ich verehre dieſen groſſen Menſchenlehrer gewis von ganzem Herzen, es iſt mir aber eben darum, weil ich ihn ſo verehre, nicht möglich, zu glauben, daß er ſich dadurch gegen Alleinliebe habe erklären wollen.

Er hatte mit Menſchen zu thun, die nur das Phiſiſche an der Liebe ſchätzen — dis hört man gleich; unter dieſe Art von Menſchen gehöre ich nicht. Seeleneinigung, nicht Körpereinigung, iſt mir bei der Liebe die Hauptſache; dieſe iſt in meinen Augen ſogar ſchändlich ohne iene. Nun will ich nicht einmal Erwähnung davon thun, was Luiſe, wenn wir einſt wieder zuſammenkämen, zu mir geſagt haben würde, falls ich nach ihrem Tode zu einer Andern, wie zu ihr hätte ſprechen können — nun bin ich dein, ganz dein; ſondern es iſt auch ſchlechthin unmöglich, daß, wenn einmal wahrhaftig Seeleneinigung geſchehen iſt, eine andere Seeleneinigung Statt finden könne. Dis iſts, was ich damit meinte, wenn ich ſchrieb — „Luiſe bleibt mir ewig der nächſte Menſch, der von mir unzertrennlichſte Menſch.“ Wie? zwei ſolche Menſchen hätte es für mich geben können? So wäre Keiner von Beiden mir der nächſte, der von mir unzertrennlichſte Menſch. Laß mich ia bei dieſem meinen Glauben, verehrteſter R.! Du bringſt mich auch durch nichts von ihm ab, und habe ich nicht Recht, wenn ich wünſche, daß er der allgemeine Glaube ſein möchte? O wie würden alsdann Eheſtand und Gattenleben

ganz das ehrwürdige Ansehen gewinnen, das sie von Rechtswegen unter Menschen haben sollten! So aber, da dieser Glaube für Schwärmerei erklärt wird — wie gehts grösstentheils im Gattenleben der Menschen her? Um wenig besser, als im Gattenleben der Thiere. Man läuft zusammen — man läuft wieder aus einander; trennt vollends der Tod, so hält sich gar der Hinterbleibende durch ihn für berechtigt, des Abgeschiedenen bald zu vergessen, ganz zu vergessen. Alleinliebe kommt mehr auf, gedeihe mehr, werde herrschender Sinn! so ist der Sittlichkeit in der Menschenwelt, und der Menschenwelt selbst, geholfen.

— Sprich du auch, so viel du willst, von allem dem Guten, das ich auch auf den Fall, daß Luise mir gestorben wäre, für Heiligenbain an der Hand einer andern Gattin zu stiften mich für verpflichtet hätte halten müssen; du bekehrst mich dadurch nicht. Rechne es auf die Hochachtung, welche ich gegen dich hege und ewig hegen werde, daß ich blos spreche — „du bekehrst mich dadurch nicht;“ eigentlich müßte ich sprechen — „du verkehrst mich dadurch nicht.“ Sobald ich Gutes nicht stiften darf, so muß es ungestiftet von mir blei-

den an wenn ichs auch ſtiften könnte. Als Menſch fühle ich mich ſchon an Alleinliebe gewieſen — als Elyſäer Menſch noch unendlich mehr. Wer ſo an ein künftiges Leben glaubt, wie ich, der muß auch glauben, daß auf der Seite der Liebe eben ſo, wie auf allen andern geiſtigen und ſittlichen Seiten, hier die Grundlage gelegt werde, auf der dort ewig fortgebauet werden ſoll. Luiſen liebe ich, ſo bin ich zur ewigen Liebe Luiſens berufen; heißt dis etwas Anderes, als — daß es bei der Alleinliebe für mich bleiben müſſe? So kann ich dann aber auch zu ſolchem Gutesſtiften nicht zugleich berufen ſein, das ich nicht anders betreiben könnte, als wenn ich den Beruf zur Alleinliebe übertrüte. Sieh, mein N., ſo hätte ich geſchloſſen, lebenslang geſchloſſen, wenn Luiſe mir geſtorben wäre, und nie, nie hätte ich mich wieder vermählt — mit Helligenthal hätte es gehen mögen, wie es gewollt.

Alles, was du darüber ſagſt, wie es oft bei frühen Gattentrennungen um Haushaltung, Wirthſchaft, Kindererziehung u. ſ. w. ſtehen würde, wenn der verlaſſene Gatte nicht zur zweiten Ehe ſchritte, hätteſt du — verzeihe mir meinen Ausdruck — mir ungeſagt laſſen mögen. Du wuſteſt, daß du

es mit einem Menschen zu thun hättest, dem Alleinliebe heilig ist. Zur Haushaltung und Wirthschaft bedarf man ja auch nur einer Haushälterin und Wirthschafterin; muß denn die Person, welche diese Funktion bekommt, gerade auch Gattin sein? Wie es aber mit der Kinderzucht an der Hand einer Stiefmutter größtentheils hergehe, weissest du vielleicht besser, als ich. Väterlicher — so glaub' ich wenigstens — würde jeder Vater handeln, wenn er als Witwer lebte und stürbe. Die abgeschiedene Seele seiner ersten Frau kehrt nicht in den Leib seiner zweiten Frau ein, und kann nicht in ihn einkehren, weil schon eine andere Seele in ihm wohnt. Halte also, ehrwürdiger R., von mir, was du willst — hier ist mein schlichtes Urtheil über alle zweite Ehen — „man hält es blos mit dem Phisischen bei der Liebe — nur einen andern Körper her, heisst's, mit dem sich mein Körper einige! Seelenvereinigung ist Posse — Elpizon muß erbeben, wenn er so etwas denkt."

## Zwei und zwanzigster Brief.

### An S.

Warum sagst du denn nicht lieber gerade heraus, daß mich R. einen Schwärmer genannt habe? Glaubst du etwa, daß es mich verdrossen haben würde? Ich versichere dir, daß ichs erwartet habe; ich habe aber auch zugleich erwartet, daß er zum Schwärmer ein gefälliges Epitheton gesellen würde — z. B. guter, oder wackerer. Warum sollte ich also den Titel eines guten, oder wackern Schwärmers nicht ganz gelassen von ihm hinnehmen? Nur, daß er nicht ungehalten auf mich sei, wenn ich mich etwa hier und da zu lebhaft gegen ihn ausgedrückt habe — darum lasse ich ihn bitten. Ich will in Zukunft mehr auf meiner Hut deshalb sein, und lege jetzt sogleich die erste Probe davon ab, wenn ich blos sage, daß auch du durch Alles, was du mir über meinen vermeinten Beruf zur Alleinliebe, und über die Folgerungen, welche ich als Elpizon aus ihm mache, geschrieben hast, mich nicht bekehrest — vom verkehren soll ja gern nicht die Rede wieder sein. Im Grunde, edler S. — nimms aber ja auch nicht übel, wenn ich dir's nicht verhehle — hast

du fast nur wiederholst, was Freund R. mir zu Gemüthe führte; das Einzigauffallende war mir aber freilich deine Frage, ob ich nicht etwa auch, wie Lavater, wähnte, daß ich mit Luisen in der Welt der Unsterblichen noch Kinder zeugen werde.

Ich weis erstlich nicht genau mehr, ob Lavater so etwas geschrieben habe; hätte er's gethan, so hätte er doch wenigstens etwas für die Sittlichkeit weit Unschädlicheres damit gesagt, als wenn er gesagt hätte, daß man gegen sein Weib, das man hier gehabt hätte, dort so gleichgültig sein werde, als wenn man es nicht zum Weibe gehabt hätte. Wie du aber mich in den Verdacht nehmen konntest, daß ich auf solche Weise wohl gar zu lavaters sinnen Lust haben möchte — dis ist mir doch bald etwas zu Starkes. Habe ich mich denn über das Phisische bei der Liebe nicht deutlich genug erklärt? Wahr ists, daß ich sagte, wie könne ich dis genießen, ganz als in den Armen der Alleinliebe — und habe ich nicht auch Recht daran, wenn ich Körpervereinigung ohne Seelenvereinigung als etwas höchst Unwürdiges für Menschen erkläre? Wahr ists iedoch auch, daß ich das Phisische auch bei der Alleinliebe sogar für Neben-

ſache, Seeleneinigung aber für die Hauptſache, erklärte; — wie konnteſt du alſo die Frage an mich thun, welche du gethan haſt? Leg die Hand aufs Herz, weiſer S., und nimm ſie ſelbſt zurück!

Ich habe mich nach Eingang deines Briefs, weiterer Belehrung über den Gegenſtand wegen, den ich mit dir und R. jetzt verhandle, aus eurer beiderſeitigen Schule in eine andere Schule begeben — in Luiſens Schule. Zürne weder S. noch R., darüber! Luiſe ſchien mir der kompetenteſte Lehrer bei der für mich und ſie gleichgroſſen Sache zu ſein. Der Unterricht, welchen ſie mir gab, klingt ganz anders, als der, den meine zwei ehrwürdigſten Freunde mir geben wollen. Hier will ich ihn, ſo vollkommen ich kann, hinſchreiben; las dir ſein, höchgeſchätzter S., als wenn du dabei wäreſt, indem ſie ihn mir gäbe!

„Was wäre das, wenn man nach dem Ableben ſeines Gatten einen andern Gatten ſich zugeſellen könnte? Was heiſſt denn Gatte? Ich bin blos ein Weib — ſollten edle Männer Weibern in Sachen der Sittlichkeit den Vorſprung vor ſich einräumen wollen? Vielleicht könnte es ſcheinen, als legte ich die weibliche Schamhaftigkeit jetzt ab, wenn ich ſo ſpreche, wie ich ſpre-

che; ich glaube aber vielmehr, daß ich sie damit recht behaupte. Durch dich bin ich Mutter geworden; wie wäre ich im Stande, ie durch einen Andern, als durch dich, wieder Mutter zu werden? Durch mich bist du Vater geworden; hättest du im Stande sein können, ie durch eine Andere, als durch mich, wieder Vater zu werden? Mögen wir doch immerhin verpflichtet sein, uns fortzupflanzen; dispensiren denn nicht oft schon blos äuserliche Umstände und Lagen von dieser Pflicht ganz und gar? Wie vielmehr mus sie also cessiren, sobald sie mit der höhern Sittlichkeit in Kollision geräth! Der Mensch, als zur moralischen Welt gehörig, soll an Vater- und Mutterwerden nur an der Hand der höchsten Liebe denken. Höchste Liebe und Alleinliebe sind Eins; stirbt ihm also der Gegenstand seiner Alleinliebe, wie könnte er einen Beruf haben, sich weiter fortzupflanzen? Will er sich diesen Beruf selbst geben, so rühme er sich ja nicht, daß er mit Alleinliebe dabei etwas zu thun habe; Alleinliebe ist vermöge ihres Nahmens, wie ihres Wesens, auch unvergänglich und unaufhörlich. Gesezt auch, der Tod schiede Gatten auf immer; wollte der Hinterbleibende sich als wirklich geschieden vom Fortgegangenen betrach-

ten? So hätte ers nur mit Körpereinigung, und keineswegs mit Seeleneinigung, zu schaffen gehabt. Seeleneinigung kann nicht wieder getrennt werden. Man nenne es also immerhin den äuſersten und höchsten Grad von ehelicher Treue, wenn der hinterlaſſene Gatte in ſeinem verwittweten Zuſtande beharrt; meiner Meinung nach hat er gar kein eigenes ſittliches Verdienſt dabei, denn es iſt unmöglich, daß er, eine einzige Seele, ſich mit mehr als einer andern Menſchenſeele einigen könne. Wir glauben aber, daß der Tod auch ſogar die Scheidung, welche er dem Anſcheine nach verrichtet, nicht auf immer verrichte; wie könnte alſo vollends Einer von uns, wenn der Andere ihn früh verlieſſe, auf den Gedanken kommen, ſeine Stelle durch einen Dritten wieder zu beſetzen? Ich könnt's nicht, wenn du mich verlaſſen müſteſt; könnt'ſt du's denn, wenn ich dich verlaſſen müſte? Wie würde dir ſein, wenn du mich dort wiederfändeſt, und ich nach deinem Tode Gattin eines Andern geworden wäre? Ach, mir würde der ganze Himmel zum Unhimmel geworden ſein, wenn ich dich dort wiedergefunden hätte, und du nach meinem Tode Gatte einer Andern geworden wärſt. Iſt dir noch Alles gegenwärtig, was du, als du

mich zum erſten male an das Grab deines Vaters führteſt, von Ewigkeit unſerer Liebe ſagteſt? Ach, wie horchte ich da auf dich! wie glaubte ich dir, und wie ſtimmte ich meinerſeits ſo herzlich in Alles ein! Denk' an deine mir unvergeslichen Worte — „wenn der Eine von uns dem Andern die Augen zugedrückt haben wird — wenn dem Andern hernach wieder von einem Freunde, oder von einer Freundin, die Augen zugedrückt worden ſind — — dann ſind wir wieder beiſammen, ſind nach, wie vor, in einander geſchmolzen auf immerdar, exiſtiren nach, wie vor, nur in einander auf immerdar" —! Ich gab dir Recht, als du ſo ſprachſt, weil mein ſittliches Gefühl mir ſagte, daß du Recht hätteſt. Da du nun ſo aus dir ſelbſt ſprachſt, und ich dir dabei aus mir ſelbſt Recht gab — wer wäre ich, wenn ich nach deinem Tode Gattin eines Andern werden könnte, und wer wäreſt du geweſen, wenn du nach meinem Tode dir eine andere Gattin zugeſellt hätteſt?""

So ungefär, mein geliebteſter S., lautete Luiſens Unterricht, und er war mir ſo aus dem Innerſten geſprochen, daß ich ihn auf das bereitwilligſte annahm. Das Liebſte dabei war mir noch, daß ſie hinzuſetzte — „man wird vielleicht uns Beide

der Schwärmerei beſchuldigen, wenn wir ſo über das Gattenweſen denken; aber immerhin! ſorgen wir doch dadurch für den höheren Adel unſeres Herzens, und fühlen wir uns doch ſelig dabei.“ Hat alſo unſer lieber R. mich einen Schwärmer genannt, ſo hat meine Luiſe, ohne es zu wiſſen, ihm die Freiheit zugeſtanden, ſie auch eine Schwärmerin zu nennen. Sag ihm dis! bezeuge ihm zugleich meinen Glauben, daß er ſchon aus Galanterie blos ein gefälliges Beiwort hinzufügen werde, und bitte ihn dreimal in meinem Nahmen, doch ja nicht böſe auf mich zu ſein!

---

## Drei und zwanzigſter Brief.

### An S.

Was für ein Geheimnis ſteckt denn hinter der ſo plötzlich eingetretenen Abweſenheit unſeres R. von dir, daß du mir blos ſagſt, ſie könne lange währen, und die Weite gebe der Länge nichts nach? Dennoch freuet es mich unendlich, daß er dir noch in aller Eil den Auftrag zurückließ, mir ſeine noch immer gleichherzliche und ewiggleichfortdauernde Freundſchaft zu verſichern, und ich bin dir ſehr

verbunden für die mir gegebene Nachricht davon. Von nun an kann ich also nur an dich schreiben, wenn ich an Euch schreiben will, und — zurückgenommen hast du die Erlaubnis dazu nicht; folglich korrespondire ich fort, und so lange fort, bis auch du nicht mehr antworten kannst, oder nicht mehr antworten magst. Auf das Aussenbleiben einer Antwort soll mir's nicht ankommen; denn die Korrespondenz von Heiligenhain nach G. ward ursprünglich zwischen einem Manne einerseits, und zwischen zwei Männern andernseits angesponnen. Auch kenne ich den Umfang deiner Geschäfte, der dir nicht immer verstatten wird, den zweiten Mann beim Antwortswesen zugleich zu machen.

Du S., der du selbst so gern Gutes stiftest, bist auch hoher Freund des Guten, welches Andere stiften — las dir erzählen, wie mir's geht; vielleicht trbstet es dich einigermassen für die Trennung deines sonst von dir so unzertrennlichen R. Mir gelingt zu Heiligenhain alles Gute, das ich beschlos und begann; von Zeit zu Zeit gelingt es mir herrlicher. Ehe ich dir erzähle, wie dis geschehe, las mich erst meine Freude darüber recht ausgiessen, daß

es geſchieht. Du muſt mich immer als Elpizon betrachten.

Ich glaube, du warſts, an den ich ſchrieb, daß ich Segen für Andere weit eifriger ſtiftete, weil ſie unvergängliche Weſen ſind, als ich ihn ſtiften würde, wenn ſie blos vergängliche Weſen wären — und wer könnte mich hierüber misbilligen? Hat es denn nun nicht Unendlichmehr mit ihnen zu ſagen? Bekommen ſie ſelbſt, als Gegenſtände der Segnung, dadurch nicht das höchſte Gewicht, daß ſie Unſterbliche ſind? Müſſen nun nicht die Folgen des für ſie geſtifteten Segens oft weit tiefer, als man glaubt, in ihre ewigen Zukünfte reichen? Wie? und dieſe Vorſtellungen ſollten den Eifer zu heilſamer Thätigkeit für ſie nicht auf das höchſte anflammen? Eben darum aber mus dann auch die Freude darüber, wenn ſolcher Eifer herrlich gelingt, von der allerhöchſten Art ſein. Das Heil mit uns zugleich immer dauernder Weſen glücklich zu betreiben, und es dadurch auch auf immer zu betreiben — welche Herzenswonnen quillen aus dieſen Gedanken! Dis iſt das Geringſte, daß ſie, die ſich ietzt durch uns glücklich fühlen, und dafür das dankbarſte und liebevollſte Herz für uns zeigen, ewig uns nicht ver-

gessen, ewig ihre Herzen uns treu entgegenschlagen lassen werden; von unaussprechlichem Werthe wird aber einst für uns die Wahrnehmung ihres nicht nur immer fortwährenden, sondern auch noch immer fortzunehmenden Heils sein, wenn sich das Bewusstsein dazu gesellt, daß wir in niederen Erdengefilden dazu den Grund gelegt haben. Sieh, mein hochgeliebter S., dis ist nun eben die Freude, welche ich iezt als Elpizon geniesse, daß ich so etwas mir mit voller Gewisheit von iener Welt versprechen darf. Meine Bauern sind, wie ich dir auch schon gemeldet habe, ein gutherziger, dankbarer Schlag von Menschen; wie gewis auch alle Ritterbauern sind, sobald die Ritter selbst nur ein gutherziger, wohlthätiger Schlag von Menschen sind. Ihr Herz schlägt nun ganz für mich, nachdem sie ganz eingesehen haben, wie gut ich's mit ihnen meine; ihr Herz wird also auch gewis, da sie Unsterbliche sind, wie ich, ewig so für mich schlagen. Ich schätze ihre Dankbarkeit, und muss sie schätzen, wenn ich derselben werth und selbst ein sittlichguter Mensch sein will; nicht meintwegen schätze ich sie, sondern ihrentwegen. Ihr sittliches Gefühl, das sie als Bauern dadurch zu erkennen geben, ist mir lieb; daß ich aber der bin,

der es aufgeregt hat, iſt mir freilich noch lieber — und dieſer Egoismus verdient doch wohl, o mein S., deine Nachſicht? In dieſem Augenblick iſt mir, als hörte ich dich mir zurufen — „ach, wären doch alle Ritter, wie du!“ Du haſt auch Recht, Edler, und ich wünſchte es ſelbſt. Schimpflich und ſchändlich handeln noch ſo viele geborne Rittergutsbeſitzer an ihren gebornen ſogenannten Unterthanen; doch, es wird eine Zeit kommen, und kommt vielleicht bald, wo der Ritterplack ein Ende mit Gewalt nimmt. Ich habe dieſen Zeitpunkt nicht abwarten wollen, ſondern bin ihm freiwillig und ſelbſtſtändig vorgeeilt. Nun wieder zurück zur Sache! Ich rechne alſo auf die ewige Dankbarkeit meiner Bauern — welch ein Gedanke ſchon für mich! aber nun — welche Dinge wird denn ihre Dankbarkeit in jenem Leben beſonders betreffen? Daß ich ſie von der Frohne erlöſet habe? Dort gibts keine Frohne mehr. Daß ſie Aecker und Wieſen mit mir getheilt haben? Dort iſt von Erdenäckern und Erdenwieſen nicht mehr die Rede. Daß ihnen neue Heerden geſchenkt worden ſind? Daß ihnen neue Scheunen gebauet werden? Daß ihnen neue Wohnhäuſer gebauet werden ſollen? O welch ein Erdenland werden ih-

men dort Rinder, Pferde, Scheunen und Häuser sein! Daß ich sie aber zu Menschen bilde, daß sie vernünftiger, besser neben den neuen Aeckern, Wiesen, Heerden, Scheunen, Ställen und Häusern werden — daß sie selbst neu werden — dis wird ihnen ewig unvergeslich sein, weil es sie ewig beglückt, oder vielmehr beseligt. Und — wenn ich sie dann in der Oberwelt so beseligt wiederfinde, und sie noch immer seliger werden — sollte ich ihres Danks noch bedürfen? Das bloße Bewußtsein, daß ich's war, der ihre Seligkeit begründete, wird mir selbst die höchste Seligkeit gewähren.

Nun, mein hochgeschätzter S., nimm meine Erzählung davon an, wie es geschehe, daß mir hier zu Heiligenhain all das Gute, das ich beschloß und begann, immer herrlicher gelingt! Ueber das nidrigere Gute, welches nur auf das Erdenleben meiner Bauern Bezug hat, sehe ich in diesen Augenblicken völlig weg, und habe es blos mit dem höheren Guten zu thun, das ich ihnen, als Mitunsterblichen, stifte. Ganz so, wie ihr äuserlicher Wohlstand zunimmt, nehmen auch ihre Aufklärung und Veredlung zu. Wer bewirkt dis? Du meinst doch wohl nicht etwa — ich? Nein, mei-

ne Luiſe, mein Prediger und Ich, — dieſe Drei bewirken's gemeinſchaftlich. Ich eigne mir aber nicht einmal den dritten Theil davon ganz zu; ich habe nun geſehen, was die Frau eines Rittergutsbeſitzers und ſein Pfarrer zu thun vermögen, und allein nur thun können, und habe allen Reſpekt für meine Luiſe und für meinen nicht wohlehrwürdigen, ſondern hochwürdigen Paſtor Funk.

Von mir ſei alſo nun gar nicht die Rede weiter! von meinem Prediger will ich anfangen, und bei Luiſen will ich aufhören. — Ach, wie verdank' ichs ewig dem braven Generalſuperintendenten des hieſigen Herzogthums, daß er mir ſo einen Kandidatus Theologiä, wie Funk, vorſchlug! Ich verdank's ihm beinahe eben ſo, wie ich's meinem Grosonkel verdanke, daß er mir durch das weibliche Portrait, welches ich auf ſeinem Gartenhauſe ganz von ungefähr erblickte, Luiſen vorſchlug. Funk iſt nicht, wie die Mehreſten ſeiner ländlichen Amtsbrüder, eine Art von Pachter, ſondern ein wirklicher Geiſtlicher, ein wahrer Seelſorger für ſeine Gemeine. Er verſteht ſich auf ſein heiliges Amt, und betreibt es mit raſtloſem Eifer. Ich habe ihm die gehörige Muſſe dazu verſchaft.

und er bekommt von den Pfarrgrundstücken ein reichliches Pachtgeld, so, daß er mit der Oekonomie ganz und gar nichts zu thun hat. Er fühlt sich dabei selbst mehr in seiner Standeswürde, und ist dafür so dankbar, daß er den Umkreis seiner Amtsgeschäfte weit über die gewöhnlichsten Grenzen ausdehnt. Seine Kentnisse und Talente, sein offener und humaner Karakter haben das ganze Dorf gleichsam an ihn gebannt. Was er sagt, das glauben alle meine Bauern; was er ihnen rathet, das thun sie. Die ältesten Greise heilt er von ihren grausten Vorurtheilen, und die wildesten Jünglinge bessern sich unter seinen Händen. Er ist wie allgegenwärtig im Dorfe, und so, wie er in der Nähe erblickt wird, eilen ihm Kleine und Grosse herzlich entgegen. Wenn's nicht einmal so Herkommens wäre, einen Gerichtshalter zu haben, so könnte ich den meinigen füglich entlassen, der ohnehin über die in der Gemeine herrschende und seine Einkünfte so sehr schmälernde Ruhe bitter Klagen führt.

Luise hat's so weit gebracht, wie Funk, und in Ansehung der Einflüsse auf ihr Geschlecht im Dorfe noch weiter, als er. Damals, als sich meine Bauern für die neuen Heerden bei ihr bedankten,

verſprach ſie, ihnen noch weit nützlicher zu werden, und hat Wort gehalten. Sie entſchuldigte ſich zur ſelbigen Zeit über die Verzögerung zwar damit, daß ich nur erſt mit meinen allernothwendigſten Anſtalten hätte fertig werden ſollen; ſie wollte aber blos erſt ihre bevorſtehende Niderkunft abwarten, um nichts anzufangen, was mit ihrem Tode gleich wieder ein Ende haben würde. Nun, als der Tod ihr blos gedrohet hatte, bei den Drohungen es aber bewenden lies, hat ſie, wie ich ſage, Wort, Ueberwort gehalten, und damit ganz ihren Zweck erreicht, und ganz meinen Wünſchen entſprochen. Ihre Töchterſchule, ihre Hebammenanſtalt, ihre Krankenfürſorge haben das ganze Dorf nicht nur auch gleichſam an ſie gebannt, wie an meinen Prediger, ſondern alle Weiber und Töchter im Dorfe verehren ſie faſt wie eine Göttin, und es iſt, um dieſen Ausdruck zu bewahrheiten, nichts weiter übrig, als daß ſie ihr noch einen ſogenannten Altar bauten; den wirklichen Altar hat ſie ſich ſchon in allen ihren Herzen ſelbſt erbaut. Ach, was dis mir bei meinem höhern Paradisplane für Heiligenhain an Hülfe leiſte, fühle ich tief, mit Reſpekt für Luiſen tief. Beinahe Nichts wird geſchaft für die Ausbildung!

einer Bauerngemeine, wenn das weibliche Geſchlecht in ihr nicht ausgebildet wird, und gerade dieſes Geſchlecht will ſich nur wirklich ausbilden laſſen durch eine Perſon, die zu ihm gehört. Erſcheint aber ſo eine Perſon mit den dazu gehörigen Eigenſchaften, ſo wird für die Ausbildung der Gemeine Alles geſchaft. Luiſe iſts, die an meiner Seite für Heiligenhain die Erſcheinung ward; ſie, ja, ſie iſts, die den gröſſeſten Antheil an der Aufklärung und Veredlung hat, die jetzt in meinem Ritterdorfe ſchon bewirkt iſt, und immer vollkommener bewirkt werden wird. Noch mehr verdanke ichs deshalb meinem garſtigen Gredonkel, daß er zufälligerweiſe mir zu ihr verhalf, als ichs dem lieben Generalſuperintendenten verdanke, daß er mir zu Junk verhalf. An der Mutterbruſt ſaugen hier die Kinder nun keine Vorurtheile mehr ein, weil die Mütter aus Liebe und Achtung für Luiſen ihre Vorurtheile gutwillig ablegen, und die heranwachſenden Töchter verführen nun nicht mehr die heranwachſenden Söhne, und laſſen ſich von ihnen auch nicht mehr verführen, weil Liebe und Achtung für Luiſen ſie davon abhält.

Hochgeehrter E. I indem ich jetzt wieder durchleſe, was ich dir geſchrieben habe, fällt mir etwas

ſehr aufs Herz, das ich ſchlechterdings anders modificiren mus. „Meine Luiſe, mein Prediger und Ich — ſo ſprach ich — dieſe Drei bewirken gemeinſchaftlich das höhere Gute zu Heiligenhain“ — — hierzu gehört noch der Beiſatz — „in Geſelſchaft meines Kantors.“ Ich will dieſen begangenen Fehler nächſtens wieder gut machen. Die hier durchgehende Poſt kommt eben ſchon an; alſo — für heute nur noch das Einzige — gehab dich wohl auch ohne deinen und meinen N.!

---

## Vier und zwanzigſter Brief.

### An S.

Du haſt mir nicht geantwortet, und es iſt doch ſchon ſo lange her, daß ich dir ſchrieb. Fuſſeſt du darauf, daß ich dir ſagte, auf das Auſſenbleiben einer Antwort ſolle mir's nicht ankommen, ſo muß ich mich durch mich ſelbſt beruhigen; haſt du aber erſt abwarten wollen, was ich dir noch über den Beiſatz — „in Geſelſchaft meines Kantors“ — ſchreiben würde, ſo folgt ſolches nun hiermit.

Demſelben bieſigen Oberſtgeiſtlichen, welchem ich meinen unvergleichlichen Kirchenlehrer zu danken habe, verdanke ich auch meinen wackern Schullehrer. Es iſt ein gebildeter junger Mann, der unter der Leitung des hochwürdigen Funk noch dazu viel gewonnen hat, und den eine längere Reihe von Amtsjahren unſtreitig zu einem der erſten deutſchen Dorfſchulmeiſter machen wird. Ich habe dafür geſorgt, daß er nicht nur ohne wirkliche Nahrungsſorgen, ſondern auch anſtändiggemächlich, leben könne, ohne irgend etwas Anderes im eigentlichen Verſtande betreiben zu müſſen, als ſeinen Dienſt. Was er blos zu ſeinem Vergnügen vornimmt, das geht mich nichts an; wie er aber kein Profeſſioniſt iſt, ſo hat er auch ebenfalls, wie der Prediger, mit Oekonomie gar nichts zu thun. Er fühlt ſich dabei auch, wie Funk, ganz in ſeiner Amtswürde, und ich laſſe mir's ſehr angelegen ſein, dis Gefühl ſeiner Würde nicht nur in ihm, ſondern auch in der ganzen Gemeine, zu ſtärken. Anfangs thaten die Bauern, als hätten ſie immer noch ſeinen Vorgänger, der ein Schneider war, vor ſich; als ſie aber ſahen, wie ihn Funk behandle, und wie er auf der Ritterburg behandelt werde, fingen ſie auch bald an, ihn höher zu würdigen,

und er iſt nun auſſer der Schule bei ihnen nicht weniger in Anſehen, als er ſich in der Schule bei ihren Kindern darin zu erhalten weis. Er lebt und webt dafür auch ganz für ſein Amt, und ſtiftet dadurch unbezahlbares Gutes. Ein ganz anderer Geiſt iſt ſchon in die hieſige Schuljugend eingedrungen, als der war, den ich fand, und ich ſehe dem männlichen Alter der heranwachſenden Generation zu Heiligenhain mit hoher Rittervorwonne entgegen. O wie wahr iſts doch, was ſchon ſo viele Weiſe, die es mit der Menſchheit gut meinten, laut und überlaut geſagt haben, daß gute Dorfſchulen das erſte Erforderniß eines Staats ſind, ſobald er nicht zur Hälfte aus bloſſen Thiermenſchen beſtehen ſoll! Und — würden ſie nicht bald da ſein, wenn dafür geſorgt würde, daß die Dorfſchulmeiſter ſo anſtändig leben könnten, wie der Schulmeiſter jetzt zu Heiligenhain? An fähigen Subjekten, die ſich dazu bildeten, würde es dann gewis nicht fehlen; auch könnte ja eine öffentliche Bildungsanſtalt derſelben dem Lande nicht viel koſten. Mit jeder Univerſität ſogar könnte ſie füglich verbunden werden, ſo, daß ſie den Ländern, gros und klein, gar nichts koſtete, ſobald die offenbar zu überhäufte Zahl der Lehrer in den

sogenannten vier Fakultäten nur um einen Mann verringert würde, und die Stipendien und Freitische nicht blos an künftige Dorfprediger, die oft gar arg damit als Studenten wirthschaften, sondern auch an künftige Dorfschulmeister, vertheilt würden. Was soll man also — die Sache ist doch wohl von mir klar genug hingestellt? — von solchen Staaten sagen, in welchen nicht für gute Dorfschulen gesorgt wird? Man kann nichts Anderes sagen, als daß es dergleichen Staaten darum zu thun sein müsse, daß sie zur Hälfte aus bloßen Thiermenschen bestehen wollen. Sollten die Thiermenschen etwa bessere Klingenträger sein??? In der That, bei offenbaren Widersprüchen, die Staatseinrichtungen und Staatsverwaltungen sich zu Schulden kommen lassen, darf man, um sie sich nur einigermassen zu erklären, jede Frage thun; mir kommts aber so vor, als müsste man über den Gegenstand, mit welchem ich es zu schaffen habe, die Frage, welche ich that, jetzt ganz besonders und energisch thun. Ich weiche nun ab von den Anstalten, welche ein ganzer Staat für bessere Dorfschulen treffen sollte, und will es nur damit zu schaffen haben, was jeder Rittergutsbesitzer, der das Recht

hat, seinen Dorfschulmeister anzustellen, für sein Dorf leisten sollte. Sollte so ein Mensch sich von der Vorsehung nicht hoch geehrt dadurch fühlen, daß ihm, wenn auch nicht funfzig Familien, wie mir, doch dreissig, oder zwanzig, oder auch gar nur zehen, anvertrauet und übergeben wurden, um nach seinem Gefallen sie zu wirklichen Menschen, oder zu blossen Thiermenschen, zu machen? Sollte er die ihm widerfarne Ehre von Gott nicht dadurch zu verdienen suchen, daß er keine blosse Thiermenschen, sondern wirkliche Menschen, aus ihnen machte? O die Ritter, die Ritter, welche nicht so denken und handeln, wie ich — wie erkenne ich sie nicht für ächte Ritter! Ein halbes Dutzend unnützer Schmäuse jährlich weniger, oder andere Ritterpossen weggelassen, so wäre die Schulsache abgethan; ganz so, wie in den Staaten diese Sache abgethan wäre, wenn die Fürsten und Könige — — fülle diesen Perioden selbst aus, erfarnerer S. — deine höheren Jahre berechtigen dich dazu mehr, als mich.

Luise, die Rittersfrau zu Heiligenhain, ist auch in Hinsicht des Schulmeisterwesens dem Rittersmanne daselbst an Eifer nicht nachgeblieben. Sie that zwar nichts weiter dabei, als daß sie meinem

geschickten Kantor eine geschickte Frau verschaffte; wie viel that sie aber hierdurch! Sie machte es auf solche Weise möglich, die schöne Töchterschule zu errichten, welche jetzt auf meiner alten Burg in vollem Flore ist. So ward mein Kantor ein Dorfschulmeister, wie seinesgleichen im ganzen Herzogthum, und vielleicht weit und breit, nicht ist. Nach denselben vernünftigen und sittlichen Grundsätzen, welche er in seiner allgemeinen Schule vorträgt, wird auch unter Anleitung seiner Gattin in der besonderen weiblichen Schule gedacht, gearbeitet und gelebt; o mein T., wie rasch vorwärts muß es hier in Vernunftgebrauch und in Sittlichkeit gehen!

Nun laß mich nochmals als Elpizon bei allen diesen Erzählungen auftreten! Ich bin dis einmal, ich bleibe, und du siehest gewis Beides sehr gern. Daß mir das höhere Gute hier zu Heiligenbaum so herrlich gelingt, beruht im Grunde doch allervorzüglichst die ausdauernde Kraft des Glaubens an immerwährende menschliche Fortdauer. Wie nehmlich dieser Glaube der meinige ist, so ist er auch der Glaube aller derer, die dabei meine Mitarbeiter sind; und, wie er besonders meinen Arbeitseifer anflammt, so flammt er auch be-

sonders ihren Mitarbeitereifer an. Wir alle zusammen sind lebendig überzeugt, daß wir, als Selbstunsterbliche, das höhere Heil Mitunsterblicher betreiben; so betreiben wir's mit gleichem Enthusiasmus. Auch dis aber würde zum erwünschtesten Erfolge unseres Betreibens noch nicht hinreichend sein, wenn nicht die, auf welche es gerichtet ist, sich selbst auch für Unsterbliche hielten. Meine Bauern also auch halten sich dafür, und dis ist die Hauptsache; denn nun lassen sie sich gern durch uns aufklären und veredlen. Bauern haben auch die Kraft, zu schliessen — sie sind ja Vernunftwesen, wie alle andere Menschen; wenn sie sie nun auch nicht so geübt haben, wie Andere, so müssen sie doch schlechterdings auf den Schluss kommen, daß sie, wenn sie im Tode fortdauren, es sich noch mehr angelegen sein zu lassen haben, recht vernünftig und gesittet zu werden. Wenn sie schon darum ihren äuserlichen Wohlstand gern vermehrt sehen, weil sie ihn doch lebenslang besitzen und geniessen können, sollten sie nicht auch darum nach den Gütern des Geistes und Herzens, welche ihnen gereicht werden, gern greifen, weil sie sie ewig besitzen und geniessen können? Sie müssen nur zu einer wahren und le-

lendigen Ueberzeugung von ihrer Fortdauer im Tode gebracht werden; und — so fing es Hauk mit meinen Bauern an. Er setzte mit Recht voraus, daß es um sie, wie um alle Landleute, die in elenden Dorfschulen gebildet worden sind, stehen werde, und, daß sie nur eine dunkle Idee von einem künftigen Leben durch Hülfe der ihnen beigebrachten Ausdrücke „Himmel und Hölle" hätten. Gleich vom ersten Tage an also gebrauchte er seine Kanzel dazu, daß er sie zu klaren Ideen von höheren Zukünften, und zu wahrem und innigem Glauben an selbige, wie zur Achtung für ihre höhere Natur und zur Anerkennung des höchsten Werths der Güter derselben, der Güter des Geistes und des Herzens, brächte, und noch bis auf den heutigen Tag hält er keine Predigt, die nicht in der Mitte oder doch am Schlusse, auf jenes Leben hinweise. Wie er es macht, so machts auch der Kantor. Auch in der Schule wird an den sittlichen Unterricht der Glaube an Fortdauer im Tode allemal angeschlossen; so erwachsen die Kleinen im Dorfe gleich im Glauben an ihre Unsterblichkeit, wie in Achtung für ihre menschlichen Pflichten. Auf solche Weise hat's dann aber auch die allernatürlichste Bewandnis

damit, daß es zu Heiligenhain in Vernunftgebrauch und in Sittlichkeit so rasch vorwärts geht. — — Nun, mein E., habe ich mich über das, was ich dir schreiben wollte, ausgeschrieben; wirst du mir auch bald darauf antworten?

---

## Fünf und zwanzigster Brief.

### An E.

Was ist denn das, daß du mir nach langer Zeit endlich einmal nur mit zwölf Zeilen antwortest? Sie sind indeß zu herzlich geschrieben, als daß ich durch sie einen Verlust bekommen zu haben glauben sollte, mein Schreiben an dich einzustellen; was ist dir also sonst etwa? Deine Glückwünsche zu allem dem Guten, das ich auf meinem Muttergute stifte, weis ich zu schätzen, und es ist mir besonders lieb, daß du die ausbündige Kraft des Glaubens an Fortdauer im Tode als meine beste Mitwirkerin dabei anerkennst. Mehr aber wünschte ich, daß du dich deutlicher darüber erklärt haben möchtest, warum du meinst, daß ich in Anlehnung der Frage — „sollten die Thiermenschen etwa bessere Flintenträger

sein?" — wohl Recht haben möchte. Ich warf diese Frage nur hin, um einen Erklärungsgrund davon auszumitteln, warum ein Staat zur Hälfte aus dergleichen Menschen bestehen wollen möge. Man glaubt vielleicht — so dachte ich dabei — daß Thiermenschen, Menschen ohne alle wahre menschliche Ausbildung, sich am besten zu Soldaten schicken, und, weil man nun nicht Soldaten genug haben kann, so glaubt man auch nicht Menschen genug als bloße Thiermenschen aufwachsen lassen zu können. Soll ich dich also so verstehen, daß du mir blos hierin Recht gibst, oder hast du auch zugleich andeuten wollen, daß du selbst dafür halteſt, Thiermenschen schickten sich am besten zu Soldaten? Die Ungewisheit, in der du mich über deinen eigentlichen Sinn gelassen hast, hat mich veranlaßt, über meine Frage, die ich, aufrichtig gestanden, nur skoptisch hinwarf, ernstlicher nachzudenken.

Flintenträger — dis war der Ausdruck, dessen ich mich bediente. In der That denkt man sich unter Soldaten eſt nichts weiter, als solche, und, sobald man sich vom Soldaten blos diesen Begriff macht, ist auch nichts ausgemachter, als daß Thiermenschen sich am besten dazu schicken.

Dieſe gingen wohl mit der Flinte zu Bette, lieſſen ſie an ſich anwachſen, und hielten ſie am Ende gar für ihren dritten weſentlichen Theil. Die Erfarung hat aber gelehrt, was mit ſolchen Soldaten, die nichts, als Flintenträger, ſind, im Kriege ausgerichtet werde. Die gröſſeſten Armeen derſelben wurden von einem kleinen Korps geſchlagen, unter dem ieder Gemeine ein ſo ausgebildeter Menſch war, wie Viele ihrer Officiere kaum, die man auch faſt bleſſe Thierſavaliere hätte nennen mögen.

Oft verſteht man unter Soldaten auch nur ſolche Waffenmänner, die, wenn's zum Kriege kommt, nicht darnach zu fragen ſich unterſtehen dürfen, ob ſie auch wirklich für das Vaterland zu fechten haben, oder nicht, ſondern die ſich's gefallen laſſen müſſen, an fremde Mächte verkauft, oder verliehen zu werden, um für die Sache derſelben zu kämpfen und zu bluten, oder die wenigſtens auf ieden Wink bereit ſein müſſen, zu marſchiren, ohne zu hören, wohin, und warum dahin, und einzufallen in iedes noch ſo unſchuldige Volk. Wenn's ſo gemeint iſt, leidet es ebenfals keinen Zweifel, daß Thiermenſchen ſich am beſten zu Soldaten ſchicken; ſie kommen gar nicht auf die Frage,

ob der Krieg für's Vaterland geführt werde, schmiegen sich unter die Leibeigenschaft, und lassen mit sich machen, was man will. Was leistet aber wohl auch das grösseste Heer solcher Krieger? Wahre Tapferkeit zeigt es gewis nicht; denn diese besteht nur bei Enthusiasmus für die Sache des Vaterlandes, von welchem beseelt der Soldat gleichsam freiwillig siegt. Daher kommts dann auch, daß eine Handvoll solcher Tapfern fast immer ganze grosse Haufen von Miethlingen, oder doch von Sklaven, schlägt, die in der ausländischen Gefangenschaft ein besseres Schicksal erwarten können, als sie in der einheimischen haben.

Will man vollends, daß der Soldat, um ein vollkommener Soldat zu sein, sich ohne alles menschliche Gefühl zeige, allenthalben, wohin man ihn führt, plündere, senge und brenne, auf dem Schlachtfelde, wenn der Sieg ihm gelingt, noch wüthender gegen Entwaffnete und Wehrlose verfahre, und, wenn er vom Kampfplatze retiriren muß, auf der Retirade dafür noch die grausamere grösste Rache an jedem Dorfe nehme, durch welches er flüchtet, so schicken sich ohne alle Widerrede Leibeigene am besten zu Soldaten. Diese haben gar kein menschliches Gefühl; folglich brau-

chen sie es nicht erst abzulegen, oder zu verleugnen. Kann man sich jedoch auch wohl etwas Schaudererregenderes denken, als — daß ganze Heere solcher Unmenschen gehalten würden?

Denkt man sich aber — so, wie man eigentlich sollte — unter Soldaten wirkliche Landeskinder, die Waffen nicht nur tragen, sondern sie auch mit Verstand und Geistesgegenwart zu führen wissen, die nur im Nothfalle für das Vaterland zu Felde ziehen, dann aber auch muthig für dasselbe fechten sollen, und die mit ihrer Tapferkeit und mit dem ganzen kriegerischen Wesen doch jede Humanität zu verbinden haben, die sich damit verbinden läßt: so schicken sich Thiermenschen am allerwenigsten dazu. Der wahre Soldat muß an Geist und Herz so gut ausgebildet sein, wie jeder andere Staatsbürger, und, je mehr er dis ist, ein desto vollkommenerer Soldat ist er. Vernunftgebrauch und Sittlichkeit müssen sich schön an ihm zeigen; das Vaterland muß ihm theuer und werth gemacht worden sein, und, wenn ihn das Loos trift, für dasselbe sterben zu sollen, so muß er zu sterben dafür bereit sein; Heldenmuth muß in ihm angebauet werden, mensch-

liches Gefühl aber vorher schon in ihm angebauet worden sein, damit sein Heldenmuth sich iederzeit nicht nur von Tollkühnheit, sondern auch von Wildheit und von Barbarei, zum Segen für die Menschheit unterscheide. Der gebildetere Soldat vergißt sich nicht in Friedenszeiten, und begeht keine Excesse im Lande selbst gegen seine Mitbürger; der gebildetere Soldat subordinirt sich seinem Chef von freien Stücken; der gebildetere Soldat versteht und befolgt in der Kampagne iedes Kommando besser, das er hört; der gebildetere Soldat kommt, wenn er in allen Kugelregen wohlbehalten geblieben ist, als ein unter allen Kriegsgreueln auch verbliebener Mensch zurück.

O daß doch also ieder Staat, der das Vorurtheil noch hegt, daß Menschen ohne alle menschliche Ausbildung sich am besten zu Soldaten schickten, es fahren lassen möchte! Wäre es möglich, daß ein Staat, von dieser irrigen Meinung ausgehend, sein Dorfschulwesen darum vernachlässigt hätte, weil der grösseste Theil seiner Rekruten Bauernsöhne sind, so würde er dann um so mehr sich das Dorfschulverbesserungswesen angelegen sein lassen. Wenn er dann auch nur dis thäte, weil er etwa nicht Soldaten genug auf den Beinen ha-

ben zu können glaubte, so wollte ich ihm doch Gottes Segen dazu anwünschen; denn es wäre dann auch zugleich den übrigen Bauerntindern auf Zeit und Ewigkeit geholfen, die keine Soldaten würden. Diese Unzähligen litten ja in der That auf eine noch weit unverantwortlichere Weise seither nur beizu.

Erinnerst du dich noch wohl daran, hochtheurer E., daß ich wünschte, alle Grossere unter den Grossen möchten Spitzen's sein, wie ich, weil alsdann gewis kein Krieg mehr wäre? Weissest du auch noch, daß ich hinzu setzte, sie sähen es, wenn sie selbst auch nicht an Fortdauer im Tode glaubten, doch gern, wenn ihre Soldaten daran glaubten? So sollte doch warlich Keiner von ihnen, wenn er konsequent handeln wollte, die Verbesserung der Schulen auf seinen tausend und abermal tausend Dörfern, aus denen er die meisten Rekruten aushebt, vernachlässigen, damit seine künftigen Soldaten nur recht in den Glauben, sie kämen, wenn sie unnöthigerweise für ihn stürben, gleich in den Himmel, eingeweihet würden, und also, sobald er es zu befehlen geruhete, ins Feuer liefen ... Wie? du könntest zu mir sprechen — „werde nicht bitter!“ —? so ma-

che mich wieder süs durch neue Versicherungen deiner Freundschaft gegen mich!

---

## Sechs und zwanzigster Brief.

### An E.

Also — nun ist das Räthsel gelöset! Auch du willst fort von G., wie R., und so weit und so lange, wie er? So ists dann doch wenigstens noch Etwas für mich, daß du mir noch einen Abschiedsbrief versprichst, dergleichen R. mir nicht schrieb. Ich lasse nun aber auch die Gegenstände, welche seither unter uns verhandelt wurden, fahren, und spreche blos mit dir noch über etwas, worüber ich deinen Beifall gar zu gern noch lesen möchte. Wer weis, ob ie, oder wann, ich wieder Briefe mit dir wechseln könnte?

Ich bin Vater, und hoffe es öfter zu werden; wenigstens ist die erste Hofnung hierzu schon völlig da. Einen grossen Theil meiner Unterhaltungen mit Luisen macht ietzt die gemeinschaftliche Verabredung aus, wie wir, wenn uns Gott mehrere Kinder gibt und läßt, sie von Anfang an bis ans Ende erziehen wollen. Worauf ich dabei

nicht falle, darauf fällt ſie, und ſo, wie ſie Alles billigt, was ich vorſchlage, muß ich auch Alles billigen, was ſie vorſchlägt. So ſchlug ſie unlängſt z. B. vor, daß ſie, und zwar allein, den erſten Religionsunterricht unſern Kindern ertheilen wolle, und, als ich darüber nachzudenken anfing, mußte ich ihr Beifall geben. Man mag freilich Alles dagegen haben, wenn abergläubiſche alte Weiber eine Religionsſchule anlegen dürfen; wenn aber eine ſo aufgeklärte und gefühlvolle junge Mutter, wie Luiſe iſt, ſich zur erſten Religionslehrerin ihrer eigenen Kinder aufwirft, ſo verlangt ſie blos eins von den Rechten, die ihr von Rechtswegen zukommen. Kinder haben die allerhöchſte und allerzärtlichſte Anhänglichkeit an ihre Mutter, ſobald ſie von ihr geſäugt worden ſind, und fernerhin weitere Pflege von ihr ſelbſt, oder doch immer unter ihren Augen, erhalten; jede Idee alſo, welche ihnen die Mutter reicht, nehmen ſie gewiß in ihren noch leeren Ideenbehälter auf, und jedes Gefühl, das die Mutter ihnen mittheilt, laſſen ſie in ihrem von der Natur zu Gefühlen gebildeten Herzen Platz greifen. Verdient alſo ſo eine Mutter, wie Luiſe iſt, es nicht, daß ich ihr ebenſo den erſten religiöſen Unterricht ihrer Kinder anver-

trane, wie sie den ersten moralischen Unterricht ihnen gibt und geben mus? Es ist ia auch mehr von Gefühlen, als von Ideen, hier die Rede. Luise soll die eigentlichen Religionssätze meinen Kindern nicht demonstriren, sondern das Gemüth der Kinder nur so stimmen, wie es sich selbst stimmen müste, wenn sie ihnen schon demonstrirt werden könnten. Warum sollte ich denn diesen Zeitpunkt erst abwarten? Darf ich ihn auch in Ansehung der moralischen Grundsätze erst abwarten? O was für unmoralische Menschen würden dann meine Kinder werden! Dis ist doch wohl gewis; nun, so spreche ich auch mit Recht — was für irreligiöse Menschen würden meine Kinder werden, wenn ich sie von aller Religion so lange entfernt hielte, bis sie ihnen erst vordemonstrirt werden könnte! Zu rechter Zeit aber sollen ihnen die moralischen Grundsätze doch wohl demonstrirt werden, und eben so sollen ihnen auch die Religionssätze zu rechter Zeit demonstrirt werden. Dis soll mein Amt sein, und ich will sie auf dieselbe Weise zur innigsten Ueberzeugung von Gott und von ihrer endlosen Fortdauer bringen, auf die ich zu ihr gelangt bin. Bis dahin mag Luise durch ihren Anbau von Herzensgüte und Frömmigkeit in ihren zarten Seelen mir vorarbeiten.

Da uns die Vorſehung Alles, was wir nur wünſchen können, dazu gegeben hat, ſo bedurft's unter uns auch gar keiner Verabredung erſt, daß wir ſie auf das vollkommenſte erziehen wollten. Einverſtanden waren wir darüber gleich als rechtſchaffene Eltern ſchon, und als Gläubige an unſere und ihre Unſterblichkeit noch mehr. Ja, auch hier zeigt der Glaube ans Weitere und ans Ewige ſeine über Alles gehende Kraft, und wohl jedem Kinde, deſſen Eltern ihm wahrhaftig ergeben ſind! Wenn wir jetzt in den trauteſten Augenblicken die Vorſtellungen herbeirufen, daß das ewige Heil unſerer Kinder von uns abhangt, daß wir das Bewußtſein davon, wie wir für daſſelbe geſorgt haben, ewig mit uns umhertragen werden, und daß ſie, wenn wir recht dafür geſorgt, ewig unſere Freude bleiben — o wie ergreift uns da ſo ein heiliges Erziehungsfeuer, daß wir Karln, wenn er auch ſchläft, herbeiholen, ihn wechſelſeitig zehnmal an unſer Herz drücken, und ihm hoch verſprechen, daß er nie aus unſern Händen kommen ſolle! Dis iſts, was wir in Anſehung aller unſerer Kinder, mit welchen es Gott gefallen wird, unſere gegenſeitige Alleinliebe zu krönen, auf das unerſchütterlichſte beſchloſſen haben, und es ſoll

wider den gewöhnlichen Wahn ihrer wahren Ausbildung dadurch nichts abgeben. Meine Burg ist geräumig genug, um so viel Hauslehrer und Hauslehrerinnen zu behausen, als nöthig sein werden, und die Residenz ist mir nahe genug, um Extralehrer aller Art noch von Zeit zu Zeit heraufkommen zu lassen, sobald es erforderlich sein wird. Sollten wir, wenn wir auch nur ächtegoistisch dächten, auf die immerwährende und immer grösser werdende Freude ohne Noth selbst Verzicht thun wollen, Zeugen, Augenzeugen davon zu sein, wie der Geist unserer Kinder sich entwickelt, zunimmt und der Vollkommenheit entgegenreift? O was geht über die ununterbrochene Selbstgewahrwerden für Eltern, die ihre Kinder wahrhaftigelterlich lieben? Wir wenigstens liessen's für keinen Preis uns feil sein. Wir halten aber auch als wahre Eltern vorzüglich auf die sittliche Ausbildung unserer Kinder, und machen uns die Fürsorge für selbige zu unserer allerhöchsten und allererstten Vater- und Mutterpflicht. Da sage nun die Welt dagegen, was sie will — wir nehmen's als Axiom an, daß diese Ausbildung unter den Händen und unter den Augen rechtschaffener Eltern einzig und allein vollkommen gelingen möge.

Jetzt habe ich den besten Transitus auf den Hauptpunkt, über den ich vorzüglich deinen Beifall vernehmen möchte. Es mag nun bei Karln bleiben, oder ich mag mehr Söhne bekommen — kurz, und wenn ich zehen Söhne bekäme, ich hab's vor, und Luise lässt's auf mich ankommen, keinen meiner Söhne iemals auf eine Universität zu schicken. Ich hab's gesehen, wie es da hergeht, und — wer weis dis auch wohl besser, als du? Die besten jungen Leute werden, sobald sie viel Lebhaftigkeit besitzen, von Ihresgleichen verführt, und alle Hofmeister, welche ihnen mitgegeben werden, helfen nichts. Mir liegt aber Alles daran, daß mein Karl, und so auch jeder Bruder, den er etwa noch bekommen soll, nicht nur ein sittlichguter Mensch werde, sondern auch ein sittlichguter Mensch bleibe; wie könnte ich also iemals einen Sohn so einer augenscheinlichen Gefar, schlecht zu werden, aussetzen?

Darüber, daß auf solche Weise meine Söhne niemals unter die Gelehrten gezählt werden würden, bin ich leicht weg. Sie sollen gewis die standesmässigsten Kenntnisse erhalten, und, wenn man sie dann auch nicht zu den Gelehrten rechnet, weil sie auf keiner Akademie gewesen sind, so sollen sie

doch an ächter Geistesausbildung, wie an Reinheit der Sitten, viele Kavaliere übertreffen, die auf drei, vier Akademien sogenanntermassen studirt haben. So bin ich auch ganz unbekümmert darüber, daß sie nie auf Aemter und Stellen Ansprüche machen dürfen würden, welche nur mit Leuten besetzt zu werden pflegen, die einige Jahre auf Universitäten verbracht haben; wenn sie dienstlustig werden sollten, so gäbs's doch Stellen genug für sie, auf die sie Rechnung machen könnten. Ich wünsche aber, daß sie in meine Fusstapfen treten, und einst in ländlicher Thätigkeit sich glücklich fühlen mögen. Karl, wenn er ohne Brüder bliebe, wäre ein Thor, wenn er iemals sein schönes Heiligenhain verlassen, und sich lieber in der grossen Welt herumtreiben wollte. Wie selig lebt sein Vater da! Er wird bis bald einsehen, und zugleich den grossen Vorzug schätzen lernen, zum Erben davon durch die Providenz bestimmt worden zu sein. Bekommt er aber Brüder, so sollen er und sie zur innigsten Bruderliebe erzogen werden, und ich will dann vor meinem Weggange von ihnen solche Dispositionen zu treffen wissen, daß mehrere Ritterbrüder zugleich in und bei der Burg recht zufriden leben können. Uebrigens rechne ich, da die Vor-

ſehung mir überall ſo günſtig iſt, darauf, daß auch die Zahl meiner Familie ſo eingerichtet werden werde, daß ſie zu dieſen meinen allerletzten Veranſtaltungen für ſelbige paſſe.

---

## Sieben und zwanzigſter Brief.

### An S.

Das würde unter den eintretenden Trennungsumſtänden noch das Schmerzhafteſte für mich geweſen ſein, wenn ich deinen ſo herzlichen Abſchiedsbrief ſogar unbeantwortet hätte laſſen müſſen. Wie hätte mir's denn einfallen ſollen, daß ich dir die Antwort darauf auch nicht einmal irgendwohin ſollte nachſchicken können? Nimm alſo meinen höchſten Dank dafür an, daß du es ſo eingerichtet haſt, daß dich dieſer Brief, wenn ich gehörig mit ihm eilen würde, zu G. noch vorfinden ſollte. Auf der Stelle ſetze ich mich hin, ihn zu ſchreiben.

Verehrteſter S.! du gehſt alſo unſerem R. nach — wohin aber und wozu, ſollte für mich ein Geheimnis bleiben. Ich weis mich beſcheiden zu laſſen, und ſetze mit Zuverſicht voraus, daß ſehr wichtige Gründe dazu obwalten müſſen. Dein

Versprechen, mir, wenn sichs thun liesse, zuweilen Nachsichten von eurem beiderseitigen Befinden zukommen zu lassen, macht mir auf der einen Seite allerdings viel Freude, auf der andern aber erregt es auch in mir die bange Vermuthung, daß ihr wohl gar in die tiefsten Morgenländer einwandern möchtet, von denen ihr, als ich bei euch war, immer mit Enthusiasmus zu sprechen pflegtet. Ihr seid ein Paar Weise, und müsset am besten wissen, wie Ihr der Welt recht nützlich werdet, und was euch selbst nützlich sei. Aber, weiser L., saz mir einmal, ist eine solche Auswanderung, wie Ihr machet, sie gehe hin, wohin sie will, in euern Jahren auch wohl rathsam? Es ist wahr, ihr könnet euch sehr auf eure festen Konstitutionen verlassen; habt ihr aber nicht doch schon so ein Lebensalter erstiegen, in welchem Hauptveränderungen des Wohnlands und des Klima's auch die festeste Konstitution leicht darniederwerfen? Ja, wenn ihr in meinen Jahren noch wäret, dann liesse ichs gelten. Doch — Ihr seid Herren über eure Entschlüsse; nur glaubt nicht, auch Herren über eure Hofnungen zu sein! „Wir gedenken, schreibst du, wohlbehalten in unser deutsches Vaterland zurückzukehren, und den Rest unserer Tage

zu G. zu verleben, wo wir deine erſte Bekanntſchaft machten" — — o gebe doch Gott, daß du Worte der Wahrheit geſchrieben haben mögeſt, und daß ich alsdann noch leben möge, um die Nachricht davon durch euch in den freudigſten Empfang nehmen zu können!

Du haſt mir während eurer langen Auswanderungszeit viel Gutes gewünſcht, und ich heiße, daß eine höhere Hand, als die deinige, das Siegel der Erfüllung auf deine Wünſche drücken werde. Ich bin auch zufrieden mit deinen kurzen Aeußerungen über den Inhalt meines letzteren Briefes. Freilich haſt du Recht, wenn du mir zu bedenken gibſt, daß nur wenige Väter in der Lage ſind, in der ich bin, um ſo einen Erziehungsplan für ihre Söhne entwerfen, nicht nur entwerfen, ſondern auch ausführen, zu können, wie der meinige iſt, und ich verſtehe dich ganz, was du mir damit ſagen wollteſt; lieb, äuſerſtlieb war es mir aber doch, daß du hinzufügteſt, daß ich, da ich einmal in der glücklichen Lage wäre, in der ich bin, bei meinem Plane bis auf den letzten Punkt beharren möchte. Weitläuftiger dich auszulaſſen, hatteſt du wohl keine Zeit; wer ſich zu einer ſo weiten und ſo langen Ausflucht zuzubereiten hat, dem iſt

auch ſogar der Kopf von der nahen Ausflucht zu voll, als daß er ſich über Dinge, die er hinter ſich läſſt, ausführlich genug ausbreiten könnte.

Nun will ich Abſchied nehmen von dir, wie du ihn von mir genommen haſt. Ich nehme dadurch zugleich Abſchied von R.; ſag ihm, ſobald du ihn ſprichſt, Alles wieder, was ich dir geſagt habe, und drücke ihn dabei an meiner Statt recht inbrünſtig an dein Herz! ... Weh, höchſtweh thut mir's, mein geliebteſter E., daß ich auch um dich nun komme, wie um R.; ihr waret mir unter allen meinen auswärtigen Freunden die ſchätzbarſten. Du ſagſt das wohl, daß Ihr einſt nach G. zurückkehren, und da euer Leben beſchlieſſen wollet; wie ungewis iſt aber doch dis, und wie viel verliehre ich unterdeſſen durch den gänzlichen Stillſtand unſerer Korreſpondenz! Da es aber ſo ſein ſoll, ſo trete auch du deine Reiſe mit Vergnügen an, und finde unſern R. glücklich wieder. Habt ihr dann Beide einen gewiſſen und feſten Beſtimmungsort, ſo müſſen die edelſten Menſchen daſelbſt ſich bald an euch ſchlieſſen, und euch das Leben im fernen Auslande vaterländiſch angenehm machen! Pilgert ihr aber in den entlegenſten Gegenden umher, wie ich vermuthe, ſo genieſſet den

mächtigſten Schutz von oben herab, daß euch nie ein Unfall der Pilgrimme treffe! So oft Ihr in ein recht ſchönes Gefilde kommet, denket an mich! Nie will ich auf meiner Lieblingshöhe ſein, ohne mich recht herzlich an euch zu erinnern, und meine Segnungen euch von neuem nachzuſchicken. Sollte ich nie wieder etwas von euch hören, ſo müſſe es euch doch ſo wohl gehen, wie ihr verdienet! Und — träte ich während eurer Abweſenheit die allerweiteſte Reiſe an, ſo kommet mir, ohne vorher groſſe peinliche Anſtalten dazu treffen zu müſſen, wohlbehalten nach!

---

## Acht und zwanzigſter Brief.

### An R. und S. zugleich.

O Wonne — o Wonne! Mein R. und mein S. leben alſo noch, und befinden ſich ſo wohl auf allen Seiten, wie in der Heimat S., in der Heimat Deutſchland, in der Heimat — Europa, ie? Das dacht' ich doch wohl, daß Ihr pilgertet, und daß Ihr euren Pilgerſtab nach den Morgenländern hin ergriffen hättet, und, ſo oft ich euch von meinem Berge meine Segnungen nachſchickte,

wendete ich mich zwar wohl erſt nach allen vier Himmelsgegenden hin, blieb aber doch zuletzt vor dem heiligen Oſten ſtehen. O Gott, o Gott, wie ward ich, wie weiland Paulus, exaltirt, als ich nach einer ſo langen Reihe von Jahren endlich einen Brief von euch empfing! denn er trägt zwar die Nummer XIII., aber alle die zwölf vorher geſchriebenen Briefe habe ich nicht erhalten. Denket euch alſo die allerunerwartetſte und allerangenehmſte Ueberraſchung zugleich — ſo habt ihr eine Vorſtellung von dem Gemüthszuſtande, in dem ich mich befand, als ich ihn empfing. Seit zehen Jahren und drüber hatte ich nichts von euch vernommen, und hielt euch alſo für todt, und nun, nun lebet ihr noch, und dazu noch ſo glücklich und froh? Der engliſche Geſandte zu . . ., durch den ich euren dreizehnten Brief bekam, hat meine Freude darüber vollkommen gemacht, indem er die Güte hatte, mir zu melden, daß ich, wenn ich antworten wollte, ihm die Antwort nur überſchicken möchte, weil nach einigen Monaten eine ſichere Gelegenheit ſich ergeben werde, ſie an die Behörde zu übermachen. So habe ich dann nicht nur endlich einmal Nachrichten von euch, ſondern Ihr könnet auch Nachrichten von mir bekommen, die Ihr auch

gewis, wie ich glauben muß, herzlich in Empfang nehmet. Ach, wie so bider habt Ihr eure fortdauernde Liebe gegen mich, die euch von Land zu Land begleitete, ausgedrückt, und wie schlägt dafür mit der allerhöchsten Gegenliebe mein Herz euch nach! Also wirklich — Ihr habt, wenn Ihr in wunderschöne Gefilde kamet, an mich gedacht, und oft Beide zugleich an mich gedacht, und mich zu euch hin gewünscht? Nun, ich bin auch, wie gesagt, meinem Versprechen treu geblieben, und habe nie meine Andacht bestiegen, ohne mich den herzlichsten Erinnerungen an euch zu überlassen. Warum sprechet Ihr denn aber immer noch von fünf, sechs Jahren, welche eure Abwesenheit aus Deutschland durchdauern könnte? Ich kann mir's zwar vorstellen, welche Freuden Ihr Männer von Geist und Herz in jenem himmlischen Erdtheile geniessen mögt; habt Ihr aber nun nicht auch ihrer genug genossen? Ists nicht ein halbes Wunder, das die Vorsehung an euch gethan hat, daß sie euch in so vielen Jahren vor allen Arten der Pilgerleiden schützte? Verlanget Ihr ein ganzes von ihr? Bleibet nicht zu lange aus — ich bitte euch; Ihr erhaltet auch wohl sonst, wenn Ihr wieder auf deutschen Boden tretet, die Nachricht,

daß ich noch weiter gereiſet ſei, als Ihr. Nun möcht' ich vollends nicht gern, daß dis der Fall würde, denn nun kann ich's mir denken, was für ein hohes Leben es ſein müſte, auf vier oder ſechs Wochen euren perſönlichen Umgang zu genieſſen, und euch erzählen zu hören, und nun würde ich, wenn ich eure Zurückkunft erlebte, nicht mit Bitten nachlaſſen, bis Ihr mir einen Beſuch von ſolcher Dauer zu Heiligenhain gemacht hättet. Konntet Ihr ſo ungeheure Reiſen thun, ſo würdet Ihr ſie doch auch wohl mit der Reiſe zu mir beſchlieſſen können, die ſich dagegen, wie ein Gang ins Nachbarhaus, verhält.

Ihr habt mir berichtet, wie es euch ſeither gegangen, vernehmet nun auch, wie es mir bis jetzt gegangen. Warlich nicht ſchlimmer, als euch! Stimmet ſo in meinen Jubel darüber ein, wie ich in den eurigen über euer ſo ſeltenes Pilgerloos einſtimme! . . Ich bin noch weit, weit glücklicher geworden, als ich war, da ihr euer enthuſiaſtiſches Pilgerleben begannet — Einer der allerglückſeligſten Menſchen bin ich, und fühle mich dadurch ſo hingeriſſen an Demuth vor Gott, daß ich weiter nichts zu bedauern Urſache habe, als daß ich glauben muß, ich möge ihm wohl in dieſem Leben noch

nicht gehörig genug dafür danken. An meinem Willen dazu fehlts gewiß nicht — ich thue vielmehr Alles, was ich kann, um beinahe mich in Dankbarkeit gegen ihn aufzulösen; so beruhige ich mich als Elpizen damit, daß er selbst mich in jenem Leben dazu geschickter machen werde. Denket's euch einmal recht — ich bin Vater von vier Kindern durch meine Luise geworden; drei Söhne folgten auf einander — eine Tochter, eine zweite Luise, die ich mir wünschte, machte den Beschluß. Daß sie ihn machte, davon war sie zwar gewissermaßen die Ursache, doch ohne ihre Schuld. Wie ich ihre Mutter über Karln schier verlohren hätte, so machte sie es unmöglich durch ihre Geburt, daß ihre Mutter je wieder Mutter werden konnte. Ich bin zufriden hiermit, und zwar um so mehr, da dadurch meinem entworfenen Erziehungsplane auch bis auf den letzten Punkt von oben herab krönende Genehmigung widerfaren ist. Nun will ich, und wenn ich in diesem Jahre noch sterben sollte, solche Dispositionen recht füglich hinterlassen, daß die drei Brüder zu Heiligenhain gar brüderlich bei einander leben können. Für meine zweite Luise wird auch Rath werden. Es

gibt ja doch auch immer noch einige Ritterſöhne, die nach einer ächtrittmäßig erzogenen Ritterstochter verlangen; Einem von ihnen werde ſie einſt zu Theile! Daß ſo ein Ritterſohn nach ihr verlange, dafür will ich ſchon ſorgen, wenn ich dazu Erdenzeit genug habe ... Dis berichte ich euch, ehrwürdige Männer, in Betref meines Familienlebens — thue ich Unrecht daran, wenn ich euch dieſen Bericht in Betref meiner Glückſeligkeit überhaupt zuförderſt abſtatte? Ich wiſſe nicht, warum; Ihr verlanget ihn gewis auch ſelbſt zuförderſt. Wie es mir und den Meinigen — den ſogenannten und auch wohl mit Recht ſogenannten Meinigen gehe — dis zu erfaren liegt euch an, allerherzlichſt an. Ihr ſchlieſſet aber auch gewis die übrigen Meinigen, welche mir die Vorſehung anvertrauet hat — die funfzig, und nun bald ſechzig Familien, welche zu Heiligenhain wohnen — von eurer Wisbegierde, wie es ihnen gehe, nicht aus. So ſage ich euch auch hiermit, daß es ihnen ſo wohl gehe, daß meine eigene Glückſeligkeit dadurch einen Grad von Vollkommenheit erreicht, der freilich noch immer überſtiegen werden kann, der aber doch vielleicht nur von wenigen Rittergutsbeſitzern erſtiegen ward. Allge-

meiner Wohlſtand herrſcht hier zu Heiligenhain; neue Viehheerden waren längſt ſchon, neue Aecker und Wieſen auch, neue Scheunen auch — und nun ſteigen auch die neuen Wohnhäuſer empor. Meine ſogenannten Unterthanen ſind mir dafür bis zur Verſpritzung ihres letzten Blutstropfens zugethan, und, wenn ſie mich, oder Luiſen, von weitem ſehen, ſo iſts nicht anders, als wenn ihnen höhere Weſen erſchienen; ſo heilig ſetzen ſie ſich zur Verdienung unſeres näheren Anblicks in Bereitſchaft. Ihre Vernünftigkeit und Sittlichkeit ergötzen mich aber noch weit mehr, als ihr blühendſter Bauernwohlſtand, und, daß ſie ſelbſt Mehr daraus machen, als aus ihrer übrigen geſamten landmänniſchen Habe, ſetzt meiner Ritterglückſeligkeit die Krone auf. Ach, Ihr Lieben, Ihr Hochgeehrten, wie weit hab' ichs gebracht, in dreizehn Jahren gebracht! Nun nur noch ſieben, ach, ſieben Jahre nur noch! dann ſind die zwanzig voll, welche ich mir wünſchte, um meinen Paradisplan für Heiligenhain völlig auszuführen, und dann ſoll dieſer Plan auch gewis völlig ausgeführt ſein. Ich rechne darauf, daß Gott ſie mir noch ſchenken werde; gäbe er mir noch einige Jahre drüber, ſo wär's zwar ſchön, aber —

ich rechne auf sie nicht. Richtet euch doch ia also so ein, daß Ihr wieder irdisch zu Hause seid, ehe ich überirdisch zu Hause werde! Die allergöttlichste Vorsehung begleite und beschütze euch weiter, und bringe euch glücklich nach Europa, nach Deutschland, nach G., zurück! Millionen Geisteesumarmungen — — da habet Ihr sie!.. Fahret fort, so oft Ihr wunderschöne Gefilde vor euch sehet, an mich, an euern allerwärmsten Freund und an den allerwärmsten Freund der prächtigen Natur zu denken, und lasset euch dann sein, als stände ich neben euch, und wäre noch bezauberter, als Ihr! Ich gehe nun gleich auf meinen lieben Berg, und blicke von da nicht wieder erst nach allen vier Himmelsregionen hin, sondern sogleich nach dem heiligen Osten — ia, nach Osten, das Ihr mir, als ich bei euch war, schon so heilig zu machen wustet, und das mir nun, da ich euch da weis, allerheiligst ist. Friede — Freude — Leben — Heil — Gott mit euch!

## Neun und zwanzigster Brief.

### An N. und S. zugleich.

Ich baue auf die Versicherungen des würdigen Gesandten, daß nach einigen Monaten erst eine sichere Gelegenheit sein würde, Briefe an euch zu übermachen. Ach, hochgeehrte Männer, so gern ich an euch schreibe, so wünschte ich doch, daß ich während dieser Zeit nicht zum zweiten male hätte an euch schreiben müssen. Leset nur — leset nur!

Ich habe euch geschrieben, daß eine Tochter, eine zweite Luise, den Beschluß meiner Familie machte; ich habe euch geschrieben, daß für sie, während daß einst ihre drei Brüder zu Heiligenhain gar brüderlich leben könnten, wohl Rath werden solle; nun, ach, nun ist Rath für sie geworden. Sie ist dahin — urplötzlich dahin — sie, die nichts, als Fülle des Lebens, zu sein schien, und die ihren Eltern die schönsten Erwartungen von sich machte. Ein Sturm, ein Sturm zerknickte die liebliche Rosenknospe, und die Gärtnerin, der sie gehörte, ist, wie Ihr wohl denken könnet, bis jetzt noch untröstlich über ihren Verlust. Mag sich diese erst ausweinen und ausseufzen! ich

hoffe zu ihrem Herzen, daß sie mit der Zeit dahin kommen werde, wo ich schon bin. Auch für mich war der Schlag, der uns traf, hart; aber Blicke gen Himmel hielten mich, daß ich nicht unter ihm zu Boden sank. Es sei! es sei! — dachte ich bald, und zwar nicht darum, weil es einmal nun so ist, sondern — —

„Bis auf den Tag, der uns um unsere liebe Tochter brachte, hatte uns zu Heiligenhain noch kein Unglück betroffen; nichts, als Heil und Segen, war uns von oben herab zu Theile geworden. Es geschah doch also wenigstens spät genug erst, daß uns endlich auch einmal Leiden des Hauptstandes trafen. Hätten wir etwa ganz und gar von ihnen befreit bleiben wollen? Worauf gründete sich denn unser vermeintes Recht dazu? Auf unsern Ritterstand etwa? Ich dächte, was sich der Königsstand gefallen lassen muß, müsse sich auch der Ritterstand gefallen lassen. Familienleben ist Familienleben, es werde geführt von wem es wolle, und hat für den Vornehmsten, wie für den Geringsten, seine ihm eigenen Widerwärtigkeiten."

„Mit vier Kindern hatte Gott unsere Liebe gesegnet — nun forderte er Eins davon wieder zurück; hätten wir's ihm vorenthalten wollen,

wenn wir auch gekonnt hätten? So verdienten wir die übrigen Drei nicht. Daß er uns die Wahl nicht lies, welches wir an ihm abgäben, war ja nicht Härte, sondern Güte; wie schwer würde uns die Wahl geworden sein! Wir würden nicht im Stande gewesen sein, uns mit ihr zu befassen — waren nicht alle unsere vier Kinder uns gleichlieb? Bitten, flehentlich bitten würden wir ihn haben müssen, daß er selbst wählen möchte. So kam er unserer Bitte zuvor, und wählte gleich selbst. Schnell, äuserstschnell vollzog er die Wahl, welche ihm beliebte. Uns schien dis nur hart. Für unsere Tochter war's, da sie einmal sterben sollte, die grösseste Wohlthat, daß sie ohne allen Todeskampf starb, und, wenn wir recht darüber nachdenken, was war für uns selbst besser? daß wir sie Jahre lang an der Auszehrung etwa jämmerlich leiden sahen, oder daß wir uns über ihren plötzlichen Tod entsetzen musten?"

„Wahr wohl — meine einzige Tochter — meine einzige Tochter! Wie aber? wenn gar ihre Mutter mir damals entnommen worden wäre, da sie ihre erste so schwere Niederkunft hatte? So wäre die zweite Luise ja gar nicht zum Daseyn gelangt. Nun ist sie aber doch nicht nur dazu gelangt, son-

dern hat auch die erste menschliche Ausbildung zu erhalten Zeit gehabt, und in jene Welt mit hinüber gebracht. Ja, und wenn mir damals, als ich die Mutter zu verlieren in Gefar war, versprochen worden wäre, daß ich sie unter der Bedingung behalten sollte, wenn ich nach einer beträchtlichen Reihe von Jahre die einzige Tochter dafür hingäbe, würde ich nicht herzlichgern die Bedingung eingegangen sein?"

„Ich lebe auch gewis nicht lange mehr. Ob der Tod meiner Tochter mir die Paar Jahre, die ich mir über die zwanzig, welche ich mir als Rittergutsbesitzer wünschte, noch dachte, nicht etwa nehmen möchte, will ich auf sich beruhen lassen; welch ein Gedanke aber nun für mich, daß meine zweite Luise mir darum wohl so früh ins Bessere vorangegangen sein möge, daß ich, wenn ich auch als Mann und Vater früher dahingehen sollte, aus den Armen der einen Luise gleich wieder in die Arme der andern käme!" — —

Sehet, hochtheure Männer, solche Vorstellungen ergriffen mich, als ich in dem Zimmer, wo die kleine holde Leiche lag, ans Fenster trat, und gen Himmel blickte, und sie waren's, welche mich dazu

ſtimmten, daß ich bei mir dachte — es ſei! es ſei!

Wo die Gebeine meines Vaters ſtauben, da modern nun auch die Gebeine meiner zweiten Luiſe. Noch heiliger wird mir dadurch dieſer immer ſchon für mich ſehr heilig geweſene Platz. Ueberhaupt — Ihr kennet mich ja, und glaubet mir gewis aufs Wort, was ich euch jetzt ſage — erſetzt mir meine Fantaſie ſchon reichlich, was ich in ſinnlicher Hinſicht verlohr. Der Anblick meiner Tochter iſt mir entzogen; der Gedanke an ſie aber wirkt allgewaltig auf mich. Ich habe nun Etwas zu denken, das mich ganz unendlich hebt. Meiner eigenen Kinder Eins iſt ſchon in der Oberwelt — ein Kind, das mich vernünftig kannte, und gleich wieder kennen wird, wenn ich zu ihm komme — ein Kind, das mich auf das höchſte liebte, und droben gewis recht ſehr nach mir verlangt — — ach, wie viel iſt dis für einen Vater Elpizon! Nun gehts noch emſiger zum Vatergrabe, weil das Tochtergrab daneben iſt, und vom Vatergrabe noch froher auf die Lieblingshöhe, wo's mir ſo vorkommt, als wäre ich an Vater und Tochter näher, als zu Heiligenhain. Bald blicke ich da nach Oſten hin, wo Ihr, meine Freunde, pil-

gert; bald hebe ich mein Haupt hoch und gerade empor, und blicke dahin, wo meine zweite Luiſe nun ganz zu Hauſe iſt. Ich beſorge gar nicht, daß ſie durch ihren frühen Tod für ſich verlohren haben werde; der, der das Menſchengeſchlecht im Ganzen auf das bewundernswürdigſte erzieht, hat ſie aus meiner unvollkommenen Edukation in ſeine eigene allervollkommenſte genommen; ſo — wohl ihr bei dem Edukationswechſel, der für ſie eintrat! Was ihr an irdiſchen Erkentniſſen abgeht, erſetzt ihr ihr himmliſcher Sinn. Ja, rein und unbefleckt ging dieſer menſchliche Engel in die Welt der Tugend über, und wird ewig den Vorzug vor allen den Seinigen haben, ſich keiner groben leidenſchaftlichen Vergehung bewuſt zu ſein. Luiſe war lehrbegierig, und man hätte mit manchem Unterricht bei ihr vereilen können, wenn man auch nur die leiſeſte Ahnung von ihrem bevorſtehenden ſo frühen Tode gehabt hätte; dennoch ging ſie ab mit einem für die Wahrheit offenen Herzen, und die religiöſen Gefühle waren von ihrer Mutter in ihr auch ſchon erweckt worden. So bin ich für ihr höheres Heil in jener Welt unbekümmert; die erſten Grundlagen dazu wurden doch gelegt. Gröſſere Fertigkeit im Nachdenken, gröſſere Uebung im

Guten, die ſie dorthin nicht gleich mitbringen konnte, wird ſie dort zwar nachholen müſſen, aber auch gewis nachholen, und in kürzerer Zeit nachholen. Sie war nicht Schuld daran, daß ſie ohne ſolche überging, und es verhält ſich deshalb anders mit ihr, als mit Erwachſenen und Bejahrten, die ſtumpf am Verſtande, und ungeſchickt in Pflichterfüllungen geblieben, den Uebergang nach jenſeits machen. So wird der Allweiſe und Allgnädige, der ihre Verſetzung aus Welt in Welt ſo frühzeitig beliebte, auch Anſtalten für ſie in Bereitſchaft haben, die ihre weitere geiſtige und ſittliche Ausbildung auf das zuverläſſigſte und ſchleunigſte zugleich befördern. Ja, ja, ich hoffe ſogar darüber zu erſtaunen, wie vollkommen ausgebildet ich ſie nach der kleinen Reihe von Jahren, nach welcher ich bei ihr zu ſein gedenke, einſt wiederfinden werde.

Schenket mir alſo, theilnehmende Freunde, zwar euer Beileid über ihren einſtweiligen Verluſt; ſchenket mir aber auch eure Mitfreude darüber, daß ich deshalb mich ſo zu tröſten weis! Gern, gern möchte ich einſt euch auch noch meine Mitfreude über eure glückliche Rückkunft bezeugen können; pilgert, ach, pilgert alſo nicht mehr zu lange!

## Dreissigster Brief.

### An R. und S. zugleich.

Hoch und tausendmal willkommen, Ihr Pilgrimme, in Europa — in Deutschland — zu G., wieder! aber — warum habt Ihr nun gar am Ende noch länger gepilgert, als Ihr in Nr. XIII. schrieben? Bald hätte ich alle Hofnung aufgegeben, eure Wiederkunft zu erleben, geschweige euch, wie ich so sehnlich wünsche, auf der Erde noch einmal zu sprechen. Eure nachher geschriebenen Briefe sind mir nicht zugekommen; daß Ihr aber die zwei, welche ich euch durch den englischen Gesandten übermachte, erhalten haben würdet, darauf rechnete ich mit Gewisheit. Ihr habt mich nun auch auf das angenehmste hiervon überzeugt, indem Ihr meiner Einladung nach Heiligenhain Folge zu leisten versprechet. Sehr unbillig würde ich sein, wenn ich euch nicht die gehörige Musse dazu liesse; denn, wenn Ihr auch, wie ich mit unaussprechlicher Theilnahme gelesen habe, im Ganzen wohlbehalten nach G. zurückgekehrt seid, wo Ihr Alles — ja, ja, das kann wohl nicht anders sein — so verändert vorgefunden habt, so könnten doch nun vielleicht an Ort und Stelle noch Nachwehen einer

ſo ungeheuren Wanderung zu beſorgen ſein. Ruhet euch alſo ja recht erſt aus, und dann machet euch zu mir auf die Reiſe! Die Zimmer für euch ſind in meiner alten ruſtigen Burg, in der es übrigens gar nicht ruſtig ausſieht, ſchon bereitet, und es werden täglich, ſo lange es Blumen gibt, einige Vaſen mit Blumen in ſie geſetzt werden. Mein Erſtaunen über die Aufzählung aller der mir bekannten und unbekannten Länder, Gegenden und Winkel der Erde, welche Ihr bereiſetet, werde ich euch wohl nicht erſt noch verſichern dürfen; Ihr faſſet euch doch aber nur ganz hochoberflächlich kurz dabei, und vertröſtet mich auf den Monat, den Ihr bald in meiner perſönlichen Geſellſchaft zu verleben gedenket, und ſo darf ich auch euch wohl nicht erſt das höchſte Verlangen nach dem Eintritte dieſes Monats verſichern, den ich blos als euer allergeſpannteſter und allerandächtigſter Zuhörer verleben werde. Das Schickſal wollte es ſo einrichten, daß er Einer der nähereu Monate werden möge!

Auf euern kurzen Brief begehret Ihr von mir einen recht langen. Da Ihr zugleich ſaget, daß euer Brief der erſte Gebrauch geweſen ſei, den Ihr nach euer Zurückkunft von der Feder gemacht hät-

tet, und da Ihr nur Nachrichten von meinem eigenen und der Meinigen Befinden und von meiner eigentlichen Ritterglückſeligkeit begehret, ſo führet Ihr mich ſchier in die Verſuchung, euch einige Bogen voll zu ſchreiben. Mir fällt aber ein, daß Ihr, wenn ich euch Viel von der letzteren ſchriebe, den Trieb, ſie zu ſehen, für halbbefriedigt halten könntet; ich laſſe es alſo dabei bewenden, daß ich euch melde, daß ſie ihrer gänzlichen Vollendung ſo nahe ſei, daß meine Vollendung bald recht gemächlich erfolgen könne. Wollet Ihr etwas Ausführlicheres von ihr wiſſen, ſo kommet, und — ſchauet! Was aber meine Familie betrift, ſo will ich euch bis dahin das, was euch ſo ſehr am Herzen zu liegen ſcheint, nicht vorenthalten. Die erſte Luiſe lebt noch, und wird mich überleben; die zweite iſt — von uns vergeſſen. Vergeſſen? Nein, bei Gott und bei ihrem Schatten nicht! Aber ihre Mutter und ihre Brüder beſuchen ruhig ihr Grab, und ich beſuch's am allerruhigſten. Iſt dis etwas Verdienſtvolles für mich? Keineswegs; denn ich habe die Ausſicht, am erſten wieder mit ihr zu ſein — die Ausſicht, bald wieder mit ihr zu ſein. Ihre drei Brüder ſind herrliche Jünglinge geworden, haben

ſich treflich ausgebildet, und bilden ſich noch immer treflicher aus, und — hangen an einander im höchſten Grade als Brüder. Mit was für einem ruhigen Herzen werde ich, wenn die Reiſeſtunde für mich ſchlägt, ihrer Schweſter nachreiſen können! Wollet Ihr nun vor der Hand noch etwas ganz Beſonderes von mir ſelbſt wiſſen — hier iſts — — ich leſe iezt mit meinem bra- ven Prediger in der Bibel.

---

## Ein und dreiſſigſter Brief.

### An R. und S. zugleich.

Was ſchrieb ich euch, da ich euch als zurückgekehrte Pilger bewillkommte? Hab ich nun nicht Recht gehabt? Man muß's ia in der That kein halbes, ſondern ein ganzes Wunder nennen, daß Ihr von einer Auswanderung, die, wenn ihr auch auf achtzig Jahre rechnetet, doch faſt den vierten Theil davon ausmachte, die ſo weit geſchah, und die Ihr noch dazu in der Mitte des Lebens antratet, ſo beiſpiellos glücklich nach Hauſe zurückkamet; muſten nicht wenigſtens zu Hauſe ſelbſt noch Nachwehen davon für euch kommen? Nun ſind ſie da.

und so da, daß Ihr nicht einmal selbst mir schreiben könnet. Etwas nur von euch Diktirtes habe ich erhalten. Ihr suchet mich zwar dadurch zu beruhigen, daß die Aerzte erklärt hätten, eure Kur werde blos etwas langweilig, dafür iedoch auch vom erwünschtesten Erfolge, sein; ist mir aber dadurch nicht alle Hofnung benommen, in diesem Jahre euch bei mir zu sehen? Nun werden keine Vasen mit Blumen mehr in den für euch bereiteten Zimmern aufgestellt — für euch blühten sie ia doch nicht. Wer weis aber auch, wie's im kommenden Jahre um mich stehen dürfte? .. Für die Freude, welche Ihr über die Nachrichten, die ich euch, meine kleine und grosse Familie betreffend, gegeben habe, bezeiget, bin ich euch herzlich verbunden; ich will auch eure Neugier darüber stillen, wie es zugehe, daß ich ietzt in der Bibel lese. Ehrwürdige! wellet Ihr mir's nicht übel nehmen — es kommt mir fast so vor, als hätte ich's iener zu danken, daß Ihr mit der Antwort nicht so lange anstandet, bis Ihr selbst wieder die Feder führen könntet.

Wäret Ihr nicht seit so vielen Jahren aus den Abendländern weitabwesend gewesen, so müste ich denken, Ihr hättet mich im Verdacht, als wenn

der Zeitgeiſt, der ietzt in philoſophiſchen Hinſichten in Deutſchland ſein abſonderliches Walten, das er lange genug getrieben hat, noch abſonderlicher ſchlieſſen zu wollen ſcheint, mein euch bekanntes altes Urtheil über die Bibel umgeſtimmt habe; ſo aber wiſſet Ihr ia von Allem, was von der Art hier zu Lande vorgegangen iſt, und nun vergeht, nichts, und ich ſpreche euch von dergleichen Verdächtelei auf mich gern frei. In aller Kürze will ich euch iedoch darüber das Nöthigſte dazu, daß Ihr mich in einen ſolchen Verdacht nehmen könntet, ſelbſt berichten. — — Nachdem nehmlich neuere Kraftgenien die alten philoſophiſchen Lehrgebäude eingeriſſen, und andere dafür aufgeführt hatten, die von noch neuereren Kraftgenien ebenfals wieder eingeriſſen wurden, ſo, daß zuletzt der ſchlichte geſunde Menſchenverſtand nicht mehr wuſte, womit er es halten ſollte, gerieth man auf den Einfall, zu fragen, ob die Menſchheit nun nicht endlich, da ſie ſehe, daß aus allem Philoſophiren nichts herauskomme, das Bedürfnis einer Offenbarung fühle... Dieſer Einfall gefiel nicht übel. Theils hatten's die neueren Philoſophen in der That zu arg getrieben, als daß nicht rechtliche Männer, denen die erſten Wahrheiten

lieb und heilig waren, wünschen mußten, es möchte irgend ein Schlagbaum ihrem weiteren Unwesen vorgezogen werden; theils ward man des Streitens mit ihnen müde, weil Jeder von ihnen seine eigene Sprache hatte, die man erst, um ihn zu verstehen, unnöthigerweise erlernen sollte; theils fand man es auch wohl gemächlicher für sich, wenn man, statt sich durch tiefes Nachdenken anzustrengen, blos zu **glauben** anfinge. Genug, die Idee, eine höhere Offenbarung sei **ein** Bedürfnis, oder, es sei höchst nothwendig, daß durch Machtsprüche von oben herab Alles geschlichtet würde, was durch die Menschenvernunft hienieden immer geschlichtet hätte werden sollen, und nimmer geschlichtet werden würde — beginnt sich zu behaupten. Es glückt ihr bis aber nicht um nicht zum ersten male — es ist ihr, wie Ihr wisset, schon öfter geglückt, ohne daß das Glück von Dauer war; sondern — bei mir findet sie auch nicht den geringsten Eingang, und würde ihn nicht finden, wenn sie gleich jetzt zum allerersten male aufgestellt würde. Ich ehre Gott und mich zu sehr, als daß ich ihr beipflichten könnte; was ich für wahr halten soll, das muß mir die höchste Vernunft durch meine Untervernunft bewahrheiten.

Was ich durch Nachdenken nicht als wahr finde, davon halte ich nichts, und wenn zehen Offenbarungen davon mir angegeben und angepriesen würden; ich müsste ja selbst glauben, Gott habe es darauf angelegt, mich in die Irre zu führen, und sich und mich zu misbrauchen. Vor diesem Glauben aber braucht er mich nicht erst zu bewahren; ich bin durch mich selbst davor bewahrt. Ich habe ernstlich über meine Fortdauer im Tode nachgedacht, und mein ernstliches Nachdenken hat mich so weit geführt, daß ich unerschütterlichfest auf sie baue; so interessiren mich als Skipzen alle weitere sogenannte Offenbarungen nicht. Indem ich dis als ein ehrlicher Mann sage, müsset Ihr, weise Männer, auch gleich mir dabei Recht geben, aber auch zugleich mir zutrauen, daß ich darum jetzt nicht in der Bibel lese, weil die Idee von dem allerhöchsten Bedürfnis einer Offenbarung aufs neue aufgekommen ist. Freilich zeigte man nun sofort die Bibel auf, um darzuthun, wie diesem Bedürfnisse längst von oben herab abgeholfen sei, und erklärt nun wohl gar die nicht geschehene Anerkennung der durch sie geschehenen Abhülfe für die Ursache des durch die neueren Philosophen getriebenen Unwesens, und für höchst

ſtrafbar; mich irrt aber dis Alles nicht, ſondern ich bleibe meinem Unglauben an iede andere Offenbarung, die nicht durch mich ſelbſt und durch den Gebrauch meiner Vernunft geſchehen ſoll, ſo getreu, wie ich ihm immer war. Vernehmet alſo nun, wie ich darauf kam, ietzt ſo fleiſſig in der Bibel zu leſen!

Aus den öffentlichen Vorträgen, welche mein gelehrter und ächtfrommer Prediger hält, und bei denen ich als Zuhörer ohne Noth nicht fehle, hatte ich längſt erſehen, daß er ſich auf das, was eigentlich von der Lehre, die meine Lieblingslehre iſt, in der Bibel zu finden ſei, wohl beſſer verſtehen möchte, als Tauſende ſeiner Amtsbrüder; ich hatte aber für mich keinen weiteren Gebrauch davon gemacht. Jetzt, da ich mich immer mehr ſo zu fühlen anfing, daß mein Hauſen zu Heiligenhain nicht lange mehr währen könne, und da ich alſo auf die allernatürlichſte Weiſe mich mit dem Ueberirdiſchen wieder enthuſiaſtiſch befaſſte, trieb doch die Neugier, zu wiſſen, was eine ſo alte Sammlung von Glaubenserklärungen der Vorwelt, wie die Bibel allerdings iſt, über die menſchliche Fortdauer im Tode beſage, mich an, ſeine Bibelkenntniſſe ganz zu benutzen. Er zeigte ſich

ſehr bereitwillig dazu, machte es mir aber zugleich zu einer unerläslichen Inkumbenz, die ganze Bibel von Anfang an bis zu Ende in ſeiner Geſellſchaft durchzugehen. Ich fand ſein Verlangen ſehr richtig und gegründet, und — ſo gehts alſo zu, daß ich jetzt ſo fleiſſig in der Bibel leſe. Ich will eigentlich weiter nichts wiſſen, als — wie die Fortdaueridee in der Bibel Grund gefaſſt, und ſich dann immer mehr und mehr ausgebildet habe. Bis auf den heutigen Tag habe ich aber weiter nichts für mich vernommen, als — daß der Glaube an Fortexiſtenz allerfrühzeitigſt da war, hernach aber ſich entweder wieder verlohr, oder ſich doch ſo häslich umwölkte, daß man ihn unter allen den Gewölken kaum wiederfinden mag. — — Gehabet euch wohl! Gehabet euch beſſer — damit ich bald einen Brief von eurer eigenen Hand erhalten möge!

---

## Zwei und dreiſſigſter Brief.

### An R.

Du alſo, der du zuerſt die groſſe und lange Pilgerreiſe antrateſt, kannſt nun auch zuerſt wie-

der ſelbſt an mich ſchreiben? . . Recht ſehnlich hatte ich auf Nachrichten von euch gewartet, und ihr verſtandet mich falſch, wenn Ihr daraus, daß ich euch anzuhören gab, ich hätte nur etwas von euch Diktirtes erhalten, ſchloſſet, daß ich desgleichen nicht weiter haben möchte; iſt denn nicht Etwas beſſer, als Nichts? Verehrteſte Herren und Männer! Ihr hättet nicht ſo mir thun ſollen; Ihr habt aber mir ſo gethan, und ſo — ſei's euch verziehen!

Mein R.! was ſpringt aus Allem, das du mir ſchreibſt, heraus? Dis, daß ich auf den Beſuch, den du mir mit S. zu Heiligenhain machen wollteſt, Verzicht, ja, gänzliche Abſagung, thun muß. Du verſicherſt mir, Ihr wäret Beide nahe an einer völligen Wiedergeneſung, und ich verſichere euch gegentheils, daß ich ſehr nahe an meiner gänzlichen Geneſung bin. Alſo — es ſei! Ich meine es hiermit eben ſo herzlich, wie ich es meinte, als ich euch bei dem Tode meiner zweiten Luiſe nach Oſten hin ſchrieb — es ſei, es ſei! Ich behalte mir's vor, Alles, was ich euch als Elpizon noch zu ſagen habe, euch ſagen zu können und zu dürfen — verſteht ſich dis nicht von ſelbſt? Mein R. und mein S. haben mich ja zu

lich, als daß ſie nicht dieſe Frage auch ſogar überflüſſig finden ſollten. Ich bin aber noch in Reſt über die Beſchreibung meiner eigentlichen Ritterglückſeligkeit, und vertröſtete den Einen, wie den Andern, darauf, daß ſie kommen und ſelbſt ſchauen möchten. Da ich nun an das Kommen und Selbſtſchauen nicht mehr denken darf, ſo will ich lieber die Beſchreibung davon gleich liefern.

Mein Paradiesplan für Heiligenhain iſt völlig ausgeführt — ich bin fertig. Alles iſt neu daſelbſt. Kein einziges Gebäude von allen, die ich vor zwanzig Jahren vorfand, iſt noch da, die Kirche ausgenommen, und meine Burg, die nur ein zu ehrwürdiges Denkmahl aus der grauen Vorwelt iſt, als daß ich ihr Aeuſerliches auch nur im Geringſten hätte verändern ſollen. In den neuen Gebäuden wohnen auch neue Menſchen — neue in jedem Verſtande. Nicht nur eine andere Generation iſt wirklich da, ſondern auch eine glücklichere und gebildetere Generation. Statt, daß ſonſt alle Güter verſchuldet waren, leiden meine Bauern jetzt aus; ſtatt, daß ſonſt der Gerichtshalter faſt eine Woche um die andere aus der Reſidenz geholt werden muſte, um nur durch Beſtrafung vorgefallener Prügeleien einigermaſſen wieder Ruhe und

Frieden zu ſtiften, laſſe ich ihn jetzt gröſſtentheils nur zu ſeinem Vergnügen holen; ſtatt, daß ſonſt jährlich mehrere uneheliche Kinder geboren wurden, trägt ſich dergleichen Fall jetzt gar nicht mehr zu; ſtatt, daß ſonſt kein Aberglaube zu dem war, der in meinem Dorfe nicht zu Hauſe wäre, ſpottet jetzt jeder Bauer und Bauerknabe über Alles, wovon ihm kein natürlicher Zuſammenhang gezeigt werden kann; ſtatt, daß man ſonſt bei aller Armut ohne Karten und Würfel gar nicht leben konnte, beluſtigt man ſich jetzt lieber Sonntags und an den Feierabenden in den Gärten, die nun wirkliche Gärten ſind, oder unterhält ſich nachbarlich mit nützlichen und liebreichen Geſprächen. Gröſſe und Kleine haben ein geſundes Anſehen; Alles iſt thätig, und dabei heiter; man lebt wirklich, durchwirkt das Leben recht, durchgenieſſt es recht. — — Sagt, liebe Männer, ob's euch nicht ſchmerze, wie mich, daß Ihr mein kleines Paradies nicht ſelbſt ſchauen, nicht an meiner Seite darin umherwandeln können ſollet?

So iſts nun aber gewis. Ich fühle mich, und bin auf das lebendigſte davon überzeugt, daß dieſes Jahr mein letztes Erdenjahr ſei. Nicht einmal ausleben werde ich's; ſein Herbſt wird

mich, wie das Baumlaub, mitnehmen. Daß ich nicht abgehen werde, ohne von euch feierlich Abſchied zu nehmen, könnet Ihr wohl denken; machet euch aber, ich bitte euch, auf den Abſchiedsbrief in voraus immer gefaßt. Den Meinigen verheele ich meinen baldigen Tod, ſo lange ich kann; es iſt Zeit, mit ihnen darüber zu ſprechen, wenn er nächſt bevorſteht. Meine Todesweiſe weiß ich; ſo kann ich mir zur Offenbarung an Frau und Kind der Tag und Stunde ausſuchen. Können ſie gut ſehen, ſo müſſen ſie jetzt ſchon dergleichen nicht erſt noch bedürfen. Es iſt aber kein Wunder, wenn ſie ſich durch mich betrügen laſſen; wo kanns wohl einen Menſchen geben, der mehr Aufforderung hätte, als ich? Alles Gute iſt mir gelungen; ſo oft ich dieſes Bewußtſein recht deutlich habe, kann es ja nicht anders ſein, als wenn ich in jenem ſagenhaften Paradieſe wäre, wo der Baum des Lebens ſtand, und eine Frucht von ihm äſſe. Ich lobe mir dafür mein kleines wirkliches Paradies Heiligenhain; da ſteht der Lebensbaum, den ich ſelbſt gezogen habe. So oft ich von meinem lieben Berge auf mein Dorf jetzt hinblicke, durchdringt mich die ſtärkendſte Kraft, welche, wenn ſie auch nicht meinen Körper zu halten vermag,

doch mich selbst unaussprechlich hebt. Ich werde mit jedem Tage freher, und werde an meinem letzten Tage am allerfrohsten sein. Ich sterbe sehr gern. Zwanzig Jahre erwünschte ich mir von Gott, als ich mein Rittergut antrat — zwanzig Jahre hat er mir seitdem verliehen. In ihnen habe ich Alles vollbracht, was ich zu vollbringen mich sehnte; wer wäre ich, wenn ich nun nicht auf das freudigste abginge, sobald er mich ruft? Zu Heiligenhain habe ich mich gehörig zu jenem Leben zubereitet; wie könnte ich daran zweifeln, daß mich, da ich Paradiesschäfer auf der Erde ward, höhere von Gott geschaffene Paradise aufnehmen werden, wenn ich der Erde überhaupt mein Lebewohl sage?

---

## Drei und dreissigste Brief.

### An E.

Nun hast auch Du endlich wieder selbst an mich geschrieben; ich gratulire Dir und mir dazu. Wenn ich auch, so lange ich noch lebe, von euch Beiden weiter nichts haben soll, als daß ich nur Briefe mit euch wechseln kann, so ist mein — es

ſei! — wie Ihr wiſſet, bald von mir gedacht und geſprochen. Verſuche nur weder Du, noch R., mich mit leeren Hofnungen weiter einzuwiegen; Jeder macht ſich unnütze Wiegearbeit damit. Ich weis zuverläſſig, daß ich bald abgehe; euren körperlichen Zuſtand kann ich freilich nicht völlig beurtheilen. Was ich aber davon geleſen habe, läſſt mich zwar glauben, daß Ihr mich auf eine geraume Zeit überleben werdet — als Sichtmänner nehmlich — es macht's mir jedoch unmöglich, nur noch einen Gedanken daran zu haben, daß Ihr im Paradiſe Heiligenhain mit mir je auf eine Minute, geſchweige auf einen Monat, luſtwandeln könnet würdet. Alſo — nun auf immer abgebrochen und abgelaſſen davon! — es gibt ja beſſere Paradiſe, in welchen wir noch traut luſtwandeln werden. Nehmet die Briefe, welche ich euch noch ſchreibe — es wird einer immer auf den andern folgen — mit alter Freundſchaft auf, und vermeldet mir blos mit einigen Zeilen ihren Empfang! Mehr begehre ich nicht von euch — was ſie enthalten werden, wiſſet Ihr ſchon. Ich bin bereits halb aus der Unterwelt weg — ich bin, könnt' ich wohl mit Recht ſagen, ſchon überhalb in der Oberwelt. Sonderbar, ſonderbar! Ich

habe Luisen und ihre drei Söhne so lieb, und doch wird's mir nicht schwer, sie zu verlassen; ich ergötze mich so an Heiligenhain, und bin gleichgültig dagegen, von Heiligenhain zu scheiden. Doch — die Erklärung dieser Sonderbarkeiten ist mir gleich bei der Hand. Ich bin Elpizon. Luise und ihre Söhne kommen mir nach — Heiligenhain braucht nicht mir nachzukommen — ich find's so gewiß gleich herrlicher wieder, wie ich meine zweite Luise gleich herrlicher wieder finde. — —

Daß ich mit meinem Bibellesen zu Ende sei, muß ich euch doch melden. Zur Stärkung im Glauben an das große Weitere trieb ich's nicht — weil ich dergleichen nicht mehr bedurfte; ich würde sie aber auch dabei nicht gefunden haben, wenn ich ihrer noch so sehr bedurft hätte. Mir bleibts etwas Unbegreifliches, wie diejenigen, welche in den gegenwärtigen Zeiten das höchste Bedürfnis einer Offenbarung so sehr urgiren, damit nur endlich einmal über die ersten Gegenstände des menschlichen Denkens aufs Reine gekommen würde, gar nicht einsehen, daß die Bibel wenigstens nicht die Offenbarung sein könne, welche ihnen so äußerstnothwendig scheint. An der Hand dieser sogenannten Offenbarung ginge es uns war-

lich nicht beſſer, als an den Händen aller ſeinswollenden Philoſophen, und ſo bekenne ich dabei, es ſei das Klügſte, man halte es bloß mit ſeiner eigenen Vernunft, und denke über Alles ſelbſt nach, ſo gut man kann. Ich will's, wenn ich ſo ein Urtheil über die Bibel fälle, blos mit meiner Lieblingslehre dabei zu thun haben. Daß bei dieſer durch die Bibel aufs Reine gekommen werden könne, daran iſt gar nicht zu denken. Wer an Nichtfortdauer glaubt, kann ſeinen Glauben auch ſo gut beweiſen, als der, der an Fortdauer glaubt, und, wer an Auferſtehung der Todten glaubt, kann auch aus ihr ſeinen Glauben ſo gut beweiſen, wie der, der nur an reine Unſterblichkeit glaubt. Ich dächte alſo, daß die Bibel, als die ſeinſollende Offenbarung, deren Bedürfnis ſo ſehr urgirt wird, vielmehr ſonnenklar darthäte, daß dergleichen Offenbarungen nichts, als Luxus, und völlig überflüſſig, wären.

Der ſchätzbarſte Ertrag meines Bibelleſens iſt mir — daß ich den Stifter des Chriſtenthums noch lieber gewonnen habe, als ich ihn vorher ſchon hatte, und ich freue mich nun mehr, als je, darauf, bei meiner baldigen Verpflanzung dahin, wo er iſt, nun ſelbſt nä-

her kennen zu lernen. Ueber die Reinheit und Hoheit ſeiner Moral geht doch gewis nichts. Daß er Hofnung auf Vergeltungen zum Mitmotiv zur Erfüllung ſchwerer Pflichten machte, würde ich ihm dann erſt verdenken können, wenn ich's über mich erlangen könnte, mir ſelbſt es zu verdenken, an dergleichen Hofnung mich zu weiden. Ich überlaſſe es gröſſeren Geiſtern in Menſchenfigur, als ich bin, ihrer entübrigt ſein zu können; leider aber habe ich geſehen, daß die, welche als ſolche figurirten, es ſchon ſehr übel nahmen, wenn ihnen nicht Vergeltung, ſo, wie ſie zu fordern ſich für berechtigt hielten, hier gleich an Ort und Stelle geſchah. Die wunderlichen Männer! wie inkonſequent gehen ſie doch zu Werke! Sie verargens Unſereinem, daß er ſo unrein tugendhaft ſein könne, um für ſeine Tugend nach dem Tode wenigſtens einen Himmel haben zu wollen, und ſie beſtehen doch darauf, für ihre Tugend vor dem Tode ſchon den Himmel begehren zu dürfen. Der groſſe Nazaräner hatte tiefere Selbſt- und Menſchenkentnis, vergab dabei aber doch der Reinheit und Hoheit ſeiner Sittenlehre nichts. Nur zum Mit- und Nebenmotiv zur Erfüllung ſchwerer Pflichten machte er die Hofnung auf Vergeltungen;

das Hauptmotif dazu nahm er aus der eigenen Würde des Menſchen, aus unſerer ſittlichen Natur, und aus unſerer Beſtimmung zur Aehnlichkeit mit Gott. Wie liebe ich ihn dafür, daß er, der als Menſchenveredler auftrat, die Menſchen behandelte, wie ſie behandelt werden müſſen, wenn ſie veredelt werden ſollen! Ich wollte, daß unſere Moralpuriſten endlich von ihm lernen möchten.

Betrachte ich ihn aber als Belehrer über die Sachen über das Grab hinaus an ſich, ſo bin ich nicht gänzlich mit ihm einverſtanden. Unendlich liebe, ehre und ſegne ich ihn dafür, daß er die Erklärung von ſich gab, daß er immer ſchon wie im Himmel lebe, und daß er Alle, die zu ihm kamen, gen Himmel wies, ſie ihren eigentlichen Schatz da finden lehrte, und ſie aufforderte, ihr Herz da ſein zu laſſen, wo dieſer ihr Schatz wäre. Gewis, gewis, noch weit flammender glaubte er an Fortdauer nach dem Tode, als ich. Eben ſo habe ich mich auch überzeugt, daß er den Glauben an Fortdauer rein hatte, und daß er die Auferſtehung der Todten nur als Bild gebrauchte, um ſeinem Zeitalter die Lehre zu verſinnlichen, daß über das Grab hinaus noch etwas Weiteres ſei; ich wünſchte aber doch, er hätte ſich öfter recht deutlich darüber ausgelaſ-

ſen, daß Bild nur Bild, und nicht Sache ſelbſt, wäre. Daß er nicht ſo that, was iſt dadurch geſchehen? Dis, daß die unglaubliche Lehre von einer künftigen wirklichen Auferſtehung der Begrabenen noch immer eine Lehre der chriſtlichen Kirche iſt, und vermuthlich auch bleibt. Gewis rechnete er auf das weitere Nachdenken kommender Zeitalter über ſeinen Vortrag; hätte er aber nicht auch darauf rechnen ſollen, daß man aus Glauben und Liebe zu ihm es kaum wagen würde, ſich von ſeinem buchſtäblichen Vortrage zu entfernen? Sein buchſtäblicher Vortrag lautet aber weit öfter für Auferſtehung der Todten, als für Fortdauer im Tode auf der Stelle, oder für ununterbrochenes Sein, und für Unſterblichkeit der Geiſter.

So wünſchte ich auch, daß er nur irgend einen Wink davon gegeben haben möchte, daß für Menſchen, die ihr höheres Heil hier verabſäumt hätten, und wohl gar als Böſewichter von hinnen gegangen wären, in jener Welt vielleicht noch Hülfe und Rath ſein könnte. Dachte er etwa, daß ſich, wenn er auf ſo etwas auch nur hindeutete, die Zahl der Böſewichter vollends ins Unendliche vermehren würde? So kam dann aber doch die Lehre von Ewigkeit der Höllenſtrafen in den chriſtlichen Glau-

ben, welche dieſem Glauben keine Ehre macht. Ich muß es für unmöglich halten, daß ein vernünftiges Weſen, ſobald es ewig forteriſtirt, ewig im Böſen beharren könne; das Böſe muß ihm doch in der That endlich wohl ſelbſt zur Laſt werden. Sobald es aber aufhört, im Böſen zu beharren, ſollt' ich denken, hörte auch ſeine Strafbarkeit auf, beharrlich zu ſein. Da ich nur beizu hierauf komme, ſo will ich mich nicht weiter darüber auslaſſen; herzen kann ich's aber nicht, daß mir das alte Glaubensbuch, nach welchem ich unterrichtet ward, in meiner Kindheit ſchon durch die Lehre von ewigen Höllenſtrafen groſſen Herzensjammer verurſachte. Wenn ich auf die Frage — „wirſt du, wenn du Andere, und wenn's deine Eltern, oder deine Geſchwiſter, wären, in der Hölle ewig brennen ſieheſt, darüber ſeufzen, oder dich freuen?" — die ruchloſe Antwort an meinen Hofmeiſter geben ſollte, wie ſie vorgeſchrieben ſtand: „Ich werde mich darüber freuen, weil mein Wille mit dem Willen Gottes ganz übereinſtimmen wird" — ſo pflegte ich ſchon die Antwort ſchuldig zu bleiben!

Endlich wünſchte ich auch noch, daß der fromme Menſchenlehrer, den ich ſo lieb habe, nur ein

nige Worte wenigſtens darüber hätte fallen laſſen mögen, daß Menſchen, die ihr höheres Heil hier wacker beſchicken, und als Edle von hinnen gehen, in ihrer Moralität ewig progrediren, und ewig noch Edlere werden, würden. Dachte er etwa auch, daß, wenn er ſo etwas ſagte, ſein Zeitalter ihn gar nicht verſtehen würde? Ich beſcheide mich ehrerbietig und gern, iede Ausrede, die er für ſich haben kann, gelten zu laſſen; ich wollte blos ſagen, worüber ich nicht ganz mit ihm einverſtanden wäre.

---

## Vier und dreiſſigſter Brief.

### An R. und S. zugleich.

Alle Briefe, welche Ihr nun noch von mir erhaltet, ſchreibe ich an euch Beide zugleich. — — Ich las es zu meiner gröſſeſten Beruhigung, daß euer gichtiſcher Zuſtand im Abnehmen ſei, muſte aber doch faſt dazu lächeln, daß Ihr euch über den langen Hausarreſt dabei ſo bitter beklagtet; ehrwürdige Männer, ich dächte, Ihr hättet die freie Luft recht genoſſen. — — Mit mir gehts immer mehr bergab. Den Sommer hindurch

freilich langsamer — gegen den Herbst aber gewis rascher. Ich wollte, daß ich euch von meiner Heiterkeit eine gute Dosis übermachen könnte; mir bliebe doch noch genug übrig. Mein noch übriges Leben verstreicht unter Ueberblicken meines ausgeführten Paradisplans für Heiligenhain, und, so oft ich mich an selbigen gesättigt habe, vertiefe ich mich in die Tiefen der Ewigkeit. Warlich, der Becher, welchen ich auszuleeren bekam, hat keine Hefen auf seinem Boden — rein bleibt er bis zum letzten Tropfen; der letzte kleinste Theil meines Lebens ist das Schönste von meinem ganzen Leben. Auf einem gar allerliebsten Platze des Seins befinde ich mich ietzt; blicke ich von ihm rückwärts, so schlägt mir das Herz hoch — blicke ich vorwärts von ihm, so schlägt mir das Herz noch höher. So nahe, so nahe am Uebergange in die Welt der Wahrheit, der Tugend und des Friedens ich, der ich mich aus allen Kräften zu ihr zubereitet habe — o Gott, o Gott! Eben diese Nähe aber verursachts dann auch, daß manche Idee, das höhere Künftige betreffend, mich ietzt noch weit mehr beschäftigt, als sonst.

Wo wird's sein, daß ich forteristire??? Die Antwort auf diese Frage — im Himmel —

halte ich zwar sehr in Ehren, wenn unter Himmel der auf allen Seiten vollkommenere Zustand verstanden wird, in dem ich forteristiren werde; ist sie aber auch wohl eine Antwort auf die Frage selbst, wo ich in diesem vollkommeneren Zustande forteristiren werde? Wenn ich also nicht den Zustandsbegrif, sondern den Ortsbegrif mit Himmel verbinden will, so habe ich die Wahl, ob ich unter Himmel das verstehen welle, was die alten Juden darunter verstanden, oder das, was gemeinhin nur darunter verstanden wird. Mit den alten Juden kann ich unmöglich gemeinschaftliche Sache machen; denn mich ekelt davor, das allerhöchste Wesen mir so zu denken, als wenn es in seiner Art im Universum auch so eine besondere Burg hätte, wie ich armer Erdritter zu Heiligenhain habe. Die Juden mögen ihren Jehova, der am Ende wohl gar im Tempel zu Jerusalem residirte, für sich behalten; ihr König Salomo hätte sie schon klüger machen sollen, der, als er den prächtigen Tempel erbauete, das schöne Glaubensbekentnis ablegte, daß alle Himmel Gott nicht umfassen, umschliessen könnten. Hat sich Jesus zu ihren Ortsbegriffen, wenn er vom künftigen Leben sprach, hingeneigt, so verwundere

ich mich darüber gar nicht; muſte er ſich doch gar zu ihren Begriffen vom Zuſtande darin herablaſſen, wenn er nicht ganz vergeblich über künftiges Leben zu ihnen ſprechen wollte. Einem Manne, der, wenn er vom Himmel redete, ſogar von zu Tiſche darin ſein reden muſte, ſobald er Zuhörer haben wollte, die an ein künftiges Leben mit ihm glaubten, iſt es doch gewis wohl nicht zu verdenken, wenn er auch von ſeines Vaters Hauſe redete, worin viel Wohnungen wären, folglich viel Tiſche Platz fänden.

Da ich's nun, wenn davon die Rede iſt, wo ich nach dem Tode fortexiſtiren werde, bei der Antwort — „im Himmel" — mit den alten Judenbegriffen ſchlechterdings nicht halten kann, ſoll ich's mit den Begriffen halten, welche gemeinhin mit dem Ausdruck „Himmel" verknüpft werden? Auch dis kann ich nicht. Himmel heiſſt in der gemeinen Sprache, die auch ſehr richtig iſt, der unendliche Raum, in welchem die zahlloſen Welten, Sterne (Himmelsheer) genannt, ſchweben. Alſo — in dieſem Raume blos, der Himmel heiſſt, ſollte mein Himmel ſein? Herumflattern ſollte ich in ihm, wie in der Erdenatmoſphäre ein Sonnenſtaub? Was wäre ich denn da? was

thäte ich denn da? Statt, daß ich solche Unbegriffe von meiner höheren Fortdauer mir machte, müßte ich's ja in der That doch lieber mit den Absterbegriffen halten, welche sich die alten Juden von ihr machten. Dabei war doch wenigstens noch eine bleibende Stäte, und zwar eine recht herrliche, im Hause Gottes, oder da, wo Gott wohne, sich allselig befände, und seine Verehrer mit sich selig sein liesse. Nein, so, wie ich hier nicht im bloßen Raum, sondern auf einem gewissen Stern, Erde genannt, existirt habe, ebenso werde ich auch auf einem gewissen andern Stern forterexistiren. Menschenexistenz — denn Menschen sind keine Sonnenstäublein, keine bloßen Atomen — ist ohne Behausung, d. h. ohne Stern, nicht denkbar. Sollte ich mir nun vollends meine künftige Existenz, die eine bessere sein soll, ohne Stern denken, d. h. ohne Dach und Fach, da die gegenwärtige, in der ich doch Dach und Fach hatte, schon so ungenüglich war, äfte und närrte ich nicht mich selbst mit meinem Glauben an Fortdauer im Tode? Also — irgend ein anderer Stern muß, wenn ich den Stern Erde verlasse, mich nach sich aufnehmen; welcher Stern aber wird's sein?

Ich habe gelesen, daß ein sehr grosser Mensch — so nenne ich ihn mit Recht — sich kurz vor seinem Tode habe in den Sonnenschein tragen lassen, und, als er da sas, und sich noch einmal so wohl befand, wie er sich seiner Körperlichkeit nach befinden konnte, sehr vernehmlich gesprochen habe — „Bald werde ich dir näher sein.“ Man hatte diesen grossen Menschen immer für einen Atheisten gehalten, und so hielt man nun auch diese seine Worte für bezeugte Zurückkehr vom Atheismus zum Glauben an Gott. Ich halte sie aber für ein Zeugnis seines Glaubens an die Sonne, d. h. für ein Zeugnis dafür, daß er glaubte, er werde, wenn er, der auf der Erde existirt hätte, forterisiren sollte, in der Sonne forterisiren. Seines Glaubens bin ich jetzt, da es mit mir auch bald so weit sein wird, als es mit ihm damals war, ganz. Erst versinnlichte mir die Sonne, wenn sie aufging, meine Fortdauer im Tode blos an sich — bald verbürgte sie, als das schönste Gleichnis der Gottheit, mir selbige; jetzt belausche ich sie hinter meinem Felsen bei ihrem Aufgange nie, ohne ihr zuzurufen — „du bist's ja selbst, in der meine Fortdauer sein wird.“

Mein R. und mein S.! ich bin nahe am Transitus; so liegt's mir also nicht nur sehr an, zu erforschen, wohin ich ihn machen werde, sondern so beehret Ihr mich auch mit eurer Geduld dabei, wenn ich euch meinen Glauben, daß ich ihn zur Sonne machen werde, näher aus einander setze!.. Auf einen Stern, wie gesagt, muß ich wieder kommen; sollte ich etwa aus einem Erdbürger gar zum Mondbürger werden? Dis würde doch wohl nicht Verbesserung, sondern vielmehr Verschlechterung, meines Zustandes sein. Wenn es auf dem Planeten selbst schon an Vollkommenheit so sehr gebrach, wie sollte sie auf seinem Trabanten oder Monde, zu finden sein? Sollte ich aber etwa zum Bewohner eines andern Planeten unseres Sonnensistems werden — z. B. des Uranus, oder des Saturn, oder des Jupiter, der unter allen der grösseste ist? Planet ist Planet, er heisse, wie er wolle, und, in ie grösserer Entfernung er seine Sonne umläuft, desto kläglicher mag's wohl auf ihm stehen. Wehe dem Leben auf dem Uranus, wo man in dem ersten Jahre gleich ein achtzigjähriger Greis wird! Auch sind die Körper auf den sämtlichen Planeten, wie sie selbst, vermuthlich von einerlei grober Masse; wie könnte ich,

wenn ich meine gröbere Organisation ein- für allemal abgelegt habe, Bewohner irgend eines derselben weiter werden? So bleibt nichts übrig, als die Sonne selbst, oder der Fixstern, der der Erde Licht und Wärme, Leben und Alles, gibt, und der anderthalb Millionenmal grösser ist, als sie. Ich weis recht gut — lächelt nicht, meine Herren, wenn ich dis euch so treuherzig versichere — daß es solcher Fixsterne unzählichviel gebe; sollte es aber — vor der Hand wenigstens — wohl möglich sein, daß ich auf einen andern gelangen könnte, als auf den, zu dessen System ich als Erdbewohner gehöre? Ich zweifle sehr daran, wüste auch nicht, wozu es nöthig wäre, daß der gnädige Urheber und Forterhalter meiner Existenz das in der Ferne für mich suchen sollte, was er in der Nähe haben könnte; es ist dis ja doch sonst seine Handlungsweise nicht. Jeder Fixstern hat zuverläßig auch seine Planeten, wie sie unsere Sonne hat; wie? wenn die Fixsterne allzumal dazu da wären, daß die moralischen Wesen, welche auf den Planeten blos die Erziehungswelt fanden, auf ihnen die Vollendungswelt finden sollten? Ich gestehe es frei — diese Idee hat etwas Höchstbegeisterndes für mich ... Mein künftiges Leben

erwarte ich alſo feſt auf dem Stern, den ich Sonne nenne. Wenn ich lange genug mit ihrem Planeten „Erde.“ auf dem ich noch exiſtire und pilgere, um ſie her geſchwankt haben werde, wird's dazu kommen, daß ich mich auf ſie ſelbſt ſchwinge. Wie die Schwerkraft mich jetzt in meiner gröberen Organiſation, die die feinere noch umhüllt, auf der Erde niederhält, ſo wird die Sonne durch ihre anziehende Kraft mich, wenn iene durch den Tod abgeſtreift worden iſt, in dieſer, die ihr gleichartig iſt, blitzſchnell zu ſich nehmen. Ich werde meinen Aufſchwung zu ihr gar nicht beſorgen dürfen; ihr Strahl, der auf mich, als Sterbenden, fällt, wird ihn bereiten. Sie zog mich ja immer ſchon an ſich — ach, wie gern konnte ich mich! wie wohl war mir unter ihren Strahlen! — konnte ſie mich denn aber wohl wirklich zu ſich ziehen, ſo lange der grobe Erdenkörper mich immer noch niederhielt? Laſſt dieſen geſunken ſein — ſofort wird ſie ſich meiner bemächtigen, und ich werde auf ihr ſein — ach, und dann, und dann!!! Ja, ja, auf Planeten kann aus geiſtigen Weſen nichts Rechts werden — auf Sonnen nur. Nacht macht Nacht — eine Nacht die andere; phiſiſche macht intellektuelle, und intellektuelle mo-

ralische. Wenn wir immer im Licht wandeln werden, dann werden wir auch immer im Recht wandeln, und dann gewis auch immer beizu im Frieden. Nur auf Fixsternen, auf Sternen, die ihr eigenes Licht haben, und sich nicht Licht erst von andern auf bestimmte Stunden erbitten müssen, kann das Reich Gottes gedeihen. — — Die Sonne geht eben schön unter, und verspricht zu morgen einen glorievollen Wiederaufgang; ich werde ihn unter Wiederholung aller dieser Ideen auf meinem Berge recht heilig feiern... Ists euch, hochgeehrte Freunde, gefällig, so bezeuget mir nicht blos den Empfang dieses Briefs, sondern lasset auch einige Worte über seinen Inhalt fallen!

---

## Fünf und dreissigster Brief.

### An R. und S. zugleich.

In das Bad zu ... gehet Ihr nun? Ich wünsche euch Glück dazu, und freue mich, daß Ihr findet, daß die Bäder nicht mehr zu missen. Schön, daß Ihr aus, daß unsere Korrespondenz durch

eure Badreise nicht unterbrochen werde! Mir gilt's gleich, ob ich, wenn ich an euch schreibe, dorthin, oder dahin, schreibe; wenn ich nur an euch schreiben kann. Wie ist es aber mit dem Beifalle, welchen Ihr mir über den Inhalt meines letzten Briefs so geradezu und so ganz und gar gebet? Denket Ihr etwa, Ihr müßtet mir nun zu guter Letzt noch in Allem Recht lassen? Das würde mich sehr schmerzen. Ich mag nicht Recht haben, wo ich nicht Recht habe. Oder denket Ihr etwa, wie ich auch sonst wohl dachte, daß man, wenn nur Fortdauer im Tode wäre, es getrost auf sich beruhen lassen möge, wo sie Statt haben werde? So kommet nur erst dahin, wo ich bin! Sterbet so allmählich, wie ich, erst; dann werdet Ihr auch wohl etwas Bestimmteres darüber zu wissen euch sehnen.

Die Fragen — wann? wo? wie? — machen ja in der That Alles aus, wenn von einem künftigen Leben die Rede ist; soll man sie gar nicht, gar nicht beantwortet wünschen? Zeit — Ort — Weise — — über diese drei Begriffe sollte man sich unbekümmert lassen, und es doch mit dem Glauben selbst, daß eine höhere Zukunft bevorstehe, im Ernst halten können?

Platterdings iſt dis unmöglich. Wenn über Wann, Wo und Wie nichts zu ſagen wäre, ſo — weg mit dem ganzen Glauben!

Ueber Wann war ich vor zwanzig Jahren ſchon, wie Ihr euch, als dermalige Empfänger meiner Manuſkripte, erinnern werdet, völlig aufs Reine gekommen. Nicht an eine, wer weiß, wann? erfolgende Reſtitution in Integrum — Auferſtehung der Todten genannt — glaubte ich; ſondern ich war dem Glauben an ununterbrochener Fortdauer zugethan. Die Richtigkeit dieſes Glaubens und die Unrichtigkeit jenes Glaubens habe ich ſo dargethan, daß ſich, wie Ihr ſelbſt bekannter, nichts weiter dagegen ſagen läſſt. Auf die Frage alſo — wann das zweite Leben angehe — dient zur Antwort: alsdann, wenn das erſte aufhört; Tod iſt bloß Tranſitus. Es gibt leichte und ſchwere Tode, wie es leichte und ſchwere Geburten gibt. Tod iſt die Wiedergeburt, oder die zweite Geburt. Ich möchte wohl, daß man Erfarungen darüber ſammelte, ob die, welche ſchwer geboren wurden, auch ſchwer ſterben. Sollten ihnen beide Geburten ſo ſchwer gemacht werden? Ich glaube es nicht. Vielleicht wird denen

der Tod am leichteſten, denen das Geborenwerden am ſchwerſten ward. Auf jeden Fall haben ſie es dann beſſer, als wenn ſie leicht geboren worden wären, und ſchwer ſterben müſten. Die Schmerzen der erſten Geburt haben ſie ohne alles Bewuſtſein überſtanden; die Schmerzen der zweiten könnten ſie wohl mit vollem Bewuſtſein zu überſtehen haben. Doch — abgeſehen hiervon; ich betrachte die Todesqualen als Wiedergeburtsſchmerzen. Dieſer Vorſtellung verdanke ich die Gelaſſenheit, mit der ich manchem ſehr ſchweren Tode zu Heiligenhain beiwohnte. Mehrere meiner alten Bauern baten ſich's nehmlich bei mir als die letzte Liebe aus, daß ich, der ihnen ſo ein paradiſiſches Bauernleben verſchaft hätte, ihnen auch die Augen zudrücken möchte. Ich konnt's Keinem abſchlagen. Da hab' ich's dann nicht nur erfaren, daß Sterben kein Kinderſpiel ſei — — ach! daß unſere Wüſtlinge an Sterbebetten gingen! — — ſondern ich habe auch die Erfarung gemacht, daß man bei ſchweren Toden ruhiger gegenwärtig ſei, und alſo auch mehr wahren letzten Beiſtand leiſte, wenn man über ſie ſo denkt, wie ich. „Wiedergeburtsleiden ſieheſt du, und weiter nichts" — ſo, wie ich dis dachte, konnte ich ihren Anblick

ertragen, konnte faſt wie ein Stein daneben ſtehen, und — wenn ſie überſtanden waren, den Ueberſtehern ſo gern die Augen zudrücken, als ich's gehabt hatte, wenn ſie mich mit dieſen Augen vorher ſo herzlich dankbar anblickten. Das Mannigfaltige iſt überall da; die Natur liebt es nun einmal. So iſts auch da bei Verbindung der gröberen Organiſation mit der feineren. Die Grade der Feſtigkeit bei ihr ſind äuſerſt verſchiden. Iſt nun bei einem Menſchen die gröbere Organiſation mit der feineren ſehr feſt verbunden, ſo hält's auch äuſerſt ſchwer, daß iene ſich von dieſer abſtreife. Daher die ſchweren, die zentnerſchweren, die bittern, die gallenbittern Tode. „Es iſt doch aber weiter nichts, als — Abſtreifung;" ſo dachte ich, ſo oft ich bei einem ſchweren Tode war, und ſo gelang's mir, ganz als Mann dabei zu ſein.

Indem ich dis ietzt ſchreibe, ehrwürdige Herren, fühle ich recht gut, daß ich's, wenn während daß ich es nur mit der erſten Frage, das künftige Leben betreffend — wann es anfangen werde — zu thun haben wollte, ſchon mit der letzten Frage, die da heiſſt — wie? zu thun bekam. Es ſchadet aber nichts. Ueber die mittlere Frage — wo? — habe ich euch meinen

Glauben auch neuerlichſt mitgetheilt, und Ihr habt mir euren Beifall zugeſtanden. Schon müſſe ich euch auch bitten, wenn Ihr ein beſſeres Wo wüſtet, oder ahntet, mir damit zur Hand zu gehen. Ich halt's mit der Sonne, daß ſie meine künftige **bleibendere** Stäte ſein werde; ſie zieht mich ja unaufhörlich mit allmächtiger Kraft an ſich, und ſo wird ſie es auch ſein, die mich am Ende in ſich aufnimmt. Erwäget aber recht, was ich ſage, wenn ich blos von einer **bleibenderen** Stäte ſpreche! Hier iſt meine Stäte doch warlich zu kurz, zu unbleibend — was iſts auch weiter, wenn man auf einem Planeten nicht langes Bleiben hat? Auf dem Fixſtern, zu deſſen Siſtem die Erde, deren Bewohner ich bin, gehört, wird beſſeres Bleiben ſein, und ſo auch längeres. Daß ich aber mein ewiges Bleiben auf ihnen haben ſollte, laſſe ich mir iezt doch nicht ſogleich einreden. Vor der Hand, ſchrieb ich euch nur, ſcheint's mir unmöglich zu ſein, daß ich durch den Tod auf einen andern kommen könnte, als auf ihn; weiß ich denn aber, welche Anſtalten Gott ferner für mich treffen könne, wolle, werde? Ich folge ihm getroſt, wenn er mich ruft; ich folge ihm von der

Erde zur Sonne — ich folge ihm von Sonne zu Sonne. Weitere Todesfurcht wandelt mich, wenn ich dies denke, gar nicht an; gestorben muß dann nur werden, wenn man von einem Planeten zu seiner Sonne übergeht — zum Uebergange aber von Sonne zu Sonne bedarf es keines Todes. Ist die gröbere Organisation einmal abgestreift, so ist sie abgestreift; sollte die ursprüngliche feinere auch immer feiner werden müssen, so wird sich die ohne Tod wohl machen lassen.

Ich kann's gar nicht gegen euch aussprechen, hohe und höchstgeachtete Männer — wie die Idee des Wanderns von Sonne zu Sonne mich itzt exaltire. Von meinem bis jetzt getriebenen Wanderwesen kann es sich wohl nicht verschreiben; ich wanderte wenig. Wenn von euch die Rede wäre, ja, dann wär's etwas Anderes; ich aber verdiente, daß ich, statt von der Erde zur Sonne zu gelangen, noch einmal aus der Sonne auf die Erde zurückgeschickt würde — so wenig habe ich mich auf der Erde umgesehen. Die irdischen Menschenbestimmungen sind jedoch verschieden, und die meinige fand ich darin, daß ich aus dem Mittelgute, das mir angeboren, also ohne alle

Verdienſt und Würdigkeit zu Theile geworden, war, ein Paradis machen ſollte; hiermit vertrug ſich langes und weites Reiſen nicht. Dieſe meine Erdenbeſtimmung habe ich aber treu erfüllt, und ſo fürchte ich doch nicht, daß ich deshalb, daß ich die Erde nicht genug bereiſet habe, von der Sonne einſt zu ihr zurückgeſchickt werden möchte. In Gedanken habe ich Reiſen genug gemacht — unendlich weitere, als Ihr zu Fuſſe, zu Pferde, zu Wagen, zu Schiffe, zu Kameel und zu Elephant gemacht haben möget. Eine Art von Promenade blos war nur die Gedankenreiſe zur Sonne — ob's gleich eine Reiſe von ein und zwanzig Millionen deutſcher Meilen ſein ſoll. In der Milchſtraſſe war iederzeit meine erſte Poſtſtation, und dann wechſelte ich meine Gedankenpferde durch tauſend Milchſtraſſen ins Unendliche hin. Im Hut war ich immer wieder zu Hauſe — zu Heiligenhain; ſaget, was iſt all euer Reiſen gegen das meinige? Nicht wahr, mein M., mein S., euer Freund Elpizon iſt guten Muths, iſt reiſefertig zum Wandern von der Erde zur Sonne? Er hofft aber auch zu ſeiner Zeit zu wandern von Sonne zu Sonne. „Gott, ſo denke ich itzt, der mich würdigte, Bewunderer ſeiner Schöpfungen

zu werden, wird mein Verlangen, noch immer höhere Begriffe von ihnen zu erhalten, unaufhörlich befriedigen. Er wird mich von einem ihrer erhabenſten Schauplätze zum andern führen, und, je tiefer ich in das unermeßliche Weltall einblicken werde, deſto heiliger werde ich auch ſein. Es iſt unmöglich, daß wahre immer fortſchreitende Ausbildung des Verſtandes nicht auch immer fortſchreitende Veredlung des Gemüths zur Folge haben ſollte. Der Einwand hiergegen, daß dies doch jetzt nicht jederzeit mit uns Menſchen der Fall ſei, beſagt meiner Meinung nach gar nichts. Was wiſſen wir denn jetzt vom Univerſum? Und, wenn auch das, was wir davon wiſſen, hinreichend ſein ſollte, das Gemüth von grober Unſittlichkeit zu reinigen, tritt denn der gröbere Körper dabei nicht immer in den Weg? Uebrigens fehlt es ja doch nicht an Menſchen, die jetzt ſchon ein ſchönes Zeugnis dafür ſind, daß Sittlichkeit mit Schöpfungskunde wirklich zugleich fortſchreite. Wer auch nur nicht ohne alle aſtronomiſche Vorkenntniſſe zum geſtirnten Himmel aufblickt, der fühlt ſich dabei auf der Stelle geheiligt; wie muß es denen gehen, die ſich mit der Himmelskunde hauptſächlich beſchäftigen?! Ich habe die Ehre und die Freude,

Mehrere solcher Männer zu kennen, die sehr moralischgute Menschen sind; so oft ich an sie denke, erquickt mich mein Glaube an Wanderung — von der Erde erst zur Sonne — und dann von Sonne zu Sonne — auf das unaussprechlichste in Hinsicht meiner Sittlichkeit.

Der Tod ist mir, wie gesagt, blos Transitus, und besteht, wie ich glaube, darin, daß sich die gröbere Organisation von der feineren abstreift. Hiermit ist also auch, wenn vom weiteren Leben die Rede ist, die Frage „wie?" beantwortet.. Ich lebe, wenn ich sterbe, in meiner feineren Organisation fort. Mein Tod wird so geschehen, daß ich mich in ihm völlig beobachten können werde — hierfür bürgt mir die mir wohl bekannte Ursache, welche ihn herbeiführen wird. Ich wünschte, daß ich euch, Ihr Lieben, von meinen angestellten Beobachtungen hernach noch Bericht erstatten könnte; ich wette darauf, daß Ihr dann, wie ich's jetzt schon bin, überzeugt werden würdet, daß ich mir den Tod richtig vorstelle ... Ihr werdet euch wohl noch daran erinnern, daß ich zu Anfange meines ersten Manuskripts gleich mich deutlich darüber erklärte, was ich unter Organisation überhaupt verstehe — nehmlich, die kör-

perliche Einrichtung, welche dazu gehört, wenn ich, ein mit Empfindungs- und Denkenskraft begabtes Etwas, soll empfinden und denken können. Ebenso wird es euch auch noch erinnerlich sein, daß ich die Richtigkeit der Meinung, es gebe eine gröbere und eine feinere Organisation, aus Schlaf und Traum bewies. Im Schlaf erschlafft die gröbere blos — im Tode wird sie abgestreift. Jetzt wird die feinere freilich durch die gröbere erhalten, weil sie noch von ihr umschlossen ist; hört aber diese Umschliessung auf, so wird sie ihren Erhaltungsstoff selbst und unmittelbar von der Aussenwelt nehmen ... Sollte ich wohl irren, wenn ich alle diese Begriffe vom Tode schon in Keimen bei den uralten Völkern zu finden meinte? Was sind die Schatten, unter welchen man sich die Verstorbenen dachte, im Grunde Anderes, als was ich die feinere Organisation nenne, in welcher sterbend forterisirt wird? Daß das Schattenbild von dem sogenannten Schatten entlehnt worden sei, den die menschliche Gestalt im Monden- wie im Sonnenschein von sich wirft, ist mir nicht glaublich; alle andere thierische Gestalten werfen ja dergleichen auch von sich, und doch ward das Schattenbild zum Bilde ihrer Fortexistenz nicht ge-

braucht. Man dachte sich also wohl nur unter Schatten etwas Feineres, als der irdische Menschenkörper ist; man ließ diesen sinken, und den Menschengeist im Feineren fortdauern. Es wäre ja auch in der That lächerlich, wenn man sich die Fortdauer eines Schattens, den ein Körper wirft, dann noch hätte denken können, wenn der Körper selbst weg ist, der ihn warf. So unermeßlich dumm waren doch gewiß die Alten nicht. Was mich ganz vorzüglich freuet, ist dis, daß sie auch von Lichtschatten sprachen. Da, da trafen sie doch wohl den rechten Punkt, und meinten's wenigstens gewiß so mit der Fortdauer im Tode, wie ich's mit ihr meine, wenn ich sie auf vorhandene feinere Organisation, die unzerstörbar ist, stelle. Ja, Lichtschatten — Lichtgestalten — dis ist das wahre Bild, unter dem man sich Verstorbene in ihrer Fortexistenz zu denken hat. Sieht, betastet, untersucht man einen menschlichen Leichnam, so findet man die drei Elemente — Erde, Wasser, Luft — noch in ihm beisammen; das vierte Element „Feuer" aber ist dahin. Jene machten die gröbere Organisation aus, welche jedoch nur durch dieses ihre Konsistenz hatte. Als sie nicht mehr geschickt waren, mit diesem in Verbindung zu sei-

ben, da löseten ſie ſich durch ihre eigene Ungeſchicklichkeit dazu ab — da ſank die gröbere Organiſation. Das Feuer, ätheriſchen Urſprungs, nicht Planeten- ſondern Sonnenwerk, blieb; es hatte die feinere Organiſation ausgemacht, und ſo dauren die Verſtorbenen in ihr fort. Salamander werden ſie nicht — wohl aber Lichtgeſtalten; denn Feuer iſt nicht blos die Quelle der Wärme, ſondern auch die Quelle des Lichts. Wie ſo eine Lichtgeſtalt ausſehe, darüber fraget mich, Verehrteſte, nicht; ich müſt's ſonſt wohl gar für einen Scherz aufnehmen, den ihr mit mir, als Elpizon, und als bald ſterbenden Elpizon, triebet. Ich hoffe vielmehr, daß Ihr mich nun ganz verſtehen werdet, wenn ich in der Sonne meine künftige bleibendere Stäte zu finden hoffe. Meine feinere Organiſation, in der ich nur forteriſiren kann, gehört ihr zu; ſie muß es alſo ſein, die mich aufnimmt. Das ätheriſche Feuer an mir, das doch wenigſtens gewiß ſo unzerſtörbar ſein muß, wie die grobe Erdenmaſſe, welche die Grundlage meines ietzigen Körpers iſt, und das in unſerem Planetenſiſtem von unſerer Sonne herſtammt, iſts, worauf ich bei meiner Fortdauer im Tode nächſt Gott Alles baue. Ueberhaupt — wenn

meine Vorstellungen über Wann, Wo und Wie dabei nicht richtig wären, so — — Doch, ich werde mit der festen Hofnung noch sterben, daß sie richtig waren.

---

## Sechs und dreissigster Brief.

### An K. und S. zugleich.

Daß euch das Bad zu ..., wo Ihr jetzt seid, zu bekommen scheint, macht mir viel Freude; ich werde nun bald, recht bald, durch ein anderes Bad gehen, das mir noch besser, recht hochwohl, wirklich bekommen wird. Beschriebe ich's euch, wie mein Aeuserliches immer mehr und mehr verfällt, so solltet Ihr wohl recht traurig darüber werden; könntet Ihr aber sehen, wie ich dabei immer heiterer und froher werde, so würdet Ihr euch gewis zur höchsten Mitfreude stimmen. Es ist gar nicht auszusprechen, wie der feste Glaube an Fortdauer im Tode seine Alltraft auf das Herz immer allträftiger ausübe, je näher man dem Tode kommt. Fühlt, oder glaubt man wenigstens sich noch weit vom Sterben entfernt, so öfnet man sich dieser doch nicht gehörig, weil man Leben genug auf der

Stelle noch vor ſich ſieht, und ſo ihrer noch nicht zu ſehr zu bedürfen meint; je mehr aber der Reſt des noch verwaltenden Lebens zur unbedeutendſten Kleinigkeit wird, deſto mehr gibt man ſich auch an ſie hin, und macht ſie dadurch ſelbſt erſt zur allwirkenden Alltraft für ſich. Mag ich alſo auch immerhin zu den Wenigeren gehört haben, die ſich ihr frühzeitig, beſonders, da ich auf kein hohes Alter rechnen konnte, mehr, als gewöhnlich, öffneten, ſo war ich ihr doch in vorigen Jahren noch nicht geöffnet genug. Viel trug auch wohl dazu mein Wirken für Heiligenhain bei, durch das ich immer noch zu ſehr in das Irdiſche verwickelt ward. Nun bin ich hiermit fertig, und fühle mich auch zugleich in hoher Todesnähe; ſo iſt ihr mein Herz ſo offen, wie nur ein menſchliches Herz es ſein kann. Daher kann ſie dann auch immer göttlicher auf mich wirken, und — daher meine mit jedem Tage noch höher ſteigende Freudigkeit.

Als ich mich bei dieſer heute wieder ſo ſelig fühlte, fiel mir der heilige Gedanke ein, daß ich zu ihr auch gewis Viel dadurch vorgearbeitet hätte, daß ich lebenslang meiner feineren Organiſation ſo ſchonte. Ich geſtehe es euch — dieſer Gedanke erhub ſie zu einem noch höheren Grade. Mei-

nem Vater verdankte ichs zwar zuerst, daß er mich zu dieser Schonung, so viel an ihm lag, erzog; nur selbst aber verdankte ich's hernach auch daß ich, als Alles auf mich beruhete, ob ich dem Schonungssistem, in das er mich einweihete, treu bleiben wolle, oder nicht, selbigem wirklich treu blieb. Gewis iste euch aus dem Anfange meines ersten Manuskripts noch gegenwärtig, daß ich die Wollust für das Unwesen aller Unwesen, für dasjenige Unwesen, erklärte, wodurch der, der es treibt, in seine feinere Organisation am fürchterlichsten wüte. Entzückt darüber, daß ich auf dieses Un- und Jammerwesen mich nicht einlies, blicke ich jetzt auf mein nun fast durchlebtes Leben zurück, und glaube eben so fest, wie ich an Fortdauer im Tode glaube, daß ich dadurch nicht nur die Verstandeskraft, den Glauben an Fortdauer bis an meinen letzten Augenblick für wahr zu halten sondern auch die Herzenskraft, ihn im letzten Augenblick noch stärkend, ja, am allerstärkendsten, zu finden, mir aufbewahrte. Nicht weniger gewis wird es euch auch noch gegenwärtig sein, daß ich, als ich die Wollust für dasjenige Unwesen erklärte, durch welches man in seine feinere Organisation am fürchterlichsten wüte, hinzusetzte, daß

es vielleicht möglich sei, daß sich Spuren davon an denen, die es getrieben hätten, in jener Welt noch zeigten — Spuren, die lange erkennbar blieben, oder die sich wohl gar nie wieder verlören. Es lag damals freilich außer dem Kreise meiner Betrachtungen, hierüber weiter zu raisonniren; aber ich deutete doch darauf wenigstens hin, was für eine reichhaltige Quelle von Gründen gegen die Wollust für die Sittenlehre daraus entspringe. Ich bin nun nicht mehr der Mann dazu, dies ausführlicher aus einander zu setzen; Ihr, Ehrwürdige, seid noch die Männer dazu, und könnet eure Badezeit nicht besser anwenden, als so; so wendet sie doch so an, und arbeitet nur zwei, oder drei, Bogen aus, in welchen Ihr die Auseinandersetzung anhebet, und sie fernerhin den ersten Männern unseres Zeitalters zur Vollendung empfehlet. Die unzähligen Erfahrungen, welche Ihr in den Morgenländern von der Wahrheit meiner Meinung, daß die Wollust am fürchterlichsten in die feinere Organisation wüte, gemacht habt, befähigen euch in ganz besonders zur Uebernehmung dieses Geschäfts, das in das Heil der Menschheit auf Zeit und Ewigkeit so tief und so allertiefst eingreift. Aber

— wäret Ihr etwa meiner Meinung nicht, daß ſich Spuren vom Wolluſtunweſen an denen, die es trieben, jenſeits des Grabes noch lange noch, und wohl gar auf immer, zeigen könnten? So verſichere ich euch, daß ich bei ihr jetzt, faſt dicht am Grabe, feſter beharre, als je.

Hiermit will ich jedoch keineswegs ein neues Lehrgebäude von Ewigkeit der Höllenſtrafen etwa vor meinem Ende noch aufgerichtet haben. Ich könnte zwar wohl geradezu ſagen, daß dieſes Dogma auch zwei Seiten habe, wie alle Dinge in der Welt; ich ſetze aber voraus, daß Ihr mich verſtanden haben werdet, wenn ich wünſchte, der Stifter des Chriſtenthums möchte einige Hoffnung dazu gemacht haben, daß für Menſchen, die ſchlecht von hinnen gegangen wären, in jener Welt noch Hülfe und Rath ſein werde — weil es unmöglich wäre, daß vernünftigen Weſen in ihrer unendlichen Fortdauer das Böſe nicht endlich zur Laſt werden ſollte, und weil alsdann auch ihre Strafbarkeit ein Ende haben müſte. Hiermit kann nehmlich meine Meinung, von der jetzt die Rede iſt, vollkommen beſtehen. Die Strafen der Zukunft, mit deren ewigen Dauer der Kirchenglaube es eigentlich zu thun hat, ſind die Weltrichter-

ſtrafen, oder diejenigen, welche Gott verfügt, um Juſtiz auszuüben. Warum ſollten dieſe nicht auch für Wollüſtlinge auf den Beſſerungsfall ſo gut aufhören, wie für Menſchenfeinde, wenn ſie ihren menſchenfeindlichen Sinn ablegen? Werden aber auch wohl für den gebeſſertſten Menſchenfeind iemals die Strafen aufhören, welche er ſich ſelbſt auflegte? Wird er ſeine ſchwarzen Handlungen, die er gegen Andere trieb, iemals vergeſſen können — beſonders, da ihn der Anblick derer, gegen die er ſie trieb, immer wieder daran erinnern wird? Und — wenn dis nicht iſt, ſo dächt' ich, daß ſeine Scham vor ſich ſelbſt und vor den Gegenſtänden, die unter ſeiner ehemaligen Menſchenfeindlichkeit litten, um ſo gröſſer werden müſte, ie liebevoller er geſinnet würde. Daſſelbe muß alſo auch ſchon in Anſehung des gebeſſertſten Wollüſtlings gelten. Auch er wird ſeine ſchwarzen Handlungen, die er entweder allein an ſich ſelbſt, oder mit Andern an ihnen und an ſich zugleich trieb, nie vergeſſen können, und ſo auch, ie reiner ſein Sinn wird, deſto gröſſere Scham vor ſich ſelbſt und vor den Gegenſtänden ſeiner ehemaligen Wolluſt empfinden. Er ſowohl, als der Menſchenfeind, haben dies grobthieriſch

auf der Unterwelt gehandelt — nur mit dem Unterſchiede, daß Jeder von ihnen zu einer andern Klaſſe von Thieren zu rechnen war. Doch — dis iſt noch nicht das, was ich eigentlich ſagen will, wenn ich von den Strafen ſpreche, die ſich der Wollüſtling für iene Welt ſelbſt auflegt. Er wütet fürchterlich in ſeine feinere Organiſation, und erzeugt dadurch in ſich Anlagen zur Verſtandesſchwäche, die, wenn er das Greiſesalter nur einigermaſſen erreicht, ſich jämmerlich ausſtauen. Mag nun ſeine feinere Organiſation nach dem Tode immerhin auch ihren Erhaltungsſtoff von der Auſſenwelt unmittelbar herſchöpfen; wird ſie, ſo unnatürlich angegriffen und überangegriffen, ſich leicht wiederherſtellen können — oder gar — wird ſie ſich ie wiederherſtellen können? Wenn iedoch auch das Letztere Statt fände — welches ich herzlich wünſche — wie wird er, der durch Wolluſt Verſtandesſchwäche an ſich erzeugte, wenn er auch nach und nach wieder Verſtandesſtärke erhält, an geiſtiger Ausbildung immer hinter denen zurückbleiben, die ihrer feineren Organiſation durch Mäſſigkeit im Genuſſe der das Nervenſyſtem am höchſten erſchütternden Sinnenfreuden ſchonten! Wohin dieſe längſt ſchon es

dabei gebracht hatten, dahin wird er es nach langer Zeit nur erst kaum bringen können, und — so wird es in Ewigkeit fortgehen. — — Hiermit, Ehrwürdige, glaube ich euch mich ganz und übergenug darüber verständigt zu haben, was ich damit meine, wenn ich meine, daß an Übeltätigen die Spuren von ihrem getriebenen Unwesen sich vielleicht lange noch, wohl gar auf immer, jenseits des Grabes zeigen können; hiermit glaube ich aber auch, es euch unmöglich genauer zu haben, mich in den Verdacht zu nehmen, als nähme ich's mir heraus, hier ein neues Lehrgebäude von Ewigkeit der Höllenstrafen aufrichten zu wollen. Wie ich vorhin sagte — dieses Dogma hat zwei Seiten. Von kirchlicher Seite glaube ich nicht daran — von natürlicher Seite aber ganz und gar. Indem ich dieses Glaubensbekenntnis vor euch ablege, lege ich mich nochmals auf das bestimmteste dafür, daß ich kein Weltkind ward und war.

## Sieben und dreißigster Brief.

### An R. und S. zugleich.

Dieser Brief trift euch also gewiß noch im Bade zu ... Ich wünschte freilich, daß die guten Nachrichten, welche Ihr mir anfangs gabet, fortgedauert hätten; aber — die dortigen Aerzte werden es euch wohl schon, ohne daß ich's euch noch versichern darf, versichert haben, daß Ihr die besten Folgen vom Gebrauche ihres Bades erst nach einiger Zeit — also, wenn Ihr wieder zu H. seid, empfinden werdet. Bleibt demnach bei gutem Muth! bleibet dabei so, wie ich, dem alle Bäder nicht mehr helfen können — das Bad der Wiedergeburt ausgenommen — so, wie ich's meinlich meine. Die Natur ist gar nicht saumselig in Vollendung ihrer Badeanstalten dazu, und ich würde eine grosse Unwahrheit sagen, wenn ich ihr dies nachsagte. Nein, nein, sie macht ihre Sache recht gut. Dank ihr dafür — wohl mir dabei!

Wie fiel es euch denn aber so lange nachher erst ein, die Frage an mich zu thun, wie mit meinem Glauben an Wanderung von Sonne zu Sonne meine Hofnung auf ewige Unzertrennlichkeit von

Luiſen, und überhaupt von allen den Meinigen, zu vereinigen ſein möchte? Erinnert Ihr euch denn nicht, daß ich mich durch jenen Glauben zu keiner Todesfurcht verleiten ließ? Nun, ſo laſſe ich mich auch durch ihn zu keiner Trennungsfurcht verleiten. Geſtorben, ſagte ich, muß nur werden, wenn man von Planeten zu ſeiner Sonne wandert, aber nicht, wenn man von einer Sonne zur andern wandert; ſo ſpreche ich auch — getrennt wird nur, wenn man die erſte Wanderung macht, aber bei den übrigen Wanderungen nicht weiter. Daß Luiſe und alle die Meinigen — unter die letzteren gehört auch Ihr — in die zweite Welt mit der Zeit nur wenigſtens nachkommen, dis iſt das Vorbild davon, daß wir uns zu den übrigen Welten gleich zuſammen erheben werden. Je mehr wir durch unſer Beiſammenſein an ſittlicher Güte zunehmen, deſto höher wird ſich auch die Güte Gottes an uns offenbaren, und unſerer Unzertrennlichkeit bei jedem ferneren Weltwechſel behülflich ſein; damit unſer ewiges Wachsthum im Guten ganz ungeſtört auf das ſeligſte von Statten gehe.

Erlaubet mir, Theureſte, daß ich euch auf andere Ideen leite! — — „Wo mag die Hölle

ſein?" — fragte ich kürzlich meinen lieben Prediger Funk, und er gab mir freundlich zur Antwort — da, wo der Himmel iſt. „Haben Sie nicht Häuſer genug geſehen, fuhr er noch freundlicher fort, in welchen irdiſcher Himmel und irdiſche Hölle auch zugleich waren? Zwei Familien wohnten darin — die eine oben, die andere unten; zuweilen war der Himmel oben, und die Hölle unten, zuweilen gar die Hölle oben, und der Himmel unten." Zuletzt ward ſeine Stimme ernſthaft, und er ſetzte hinzu — „Sie müſſen ja in der That auch ſo glauben, wenn Sie konſequent glauben wollen." Die erregte mein weiteres Nachdenken, und ich fand, daß er mir hiermit etwas ſehr Wahres geſagt hatte. „Der Menſch — ſo gab ich meinen Glauben an — dauert ſterbend in ſeiner feineren Organiſation fort, kann in dieſer auf keinen andern Planeten wandern, ſondern wird, wenn ſich die gröbere, die dem Planeten Erde zugehört, von ihr abgeſtreift hat, in ihr von der Sonne an ſich gezogen, von der ſie abſtammt. Da findet er vor der Hand ſeine bleibendere Stätte." Iſt denn Menſch nun nicht Menſch — er mag tugendhaft, oder laſterhaft, ſein? Auch der ärgſte Böſewicht dauert alſo ſterbend nur in ſeiner feine-

ren Organiſation fort, wird in ihr von der Sonne an ſich gezogen, und hat da auch ſeine bleibendere Stäte. Ich würde mich mithin der höchſten Inkonſequenz ſelbſt bezüchtigen müſſen, wenn ich mir nicht auch auf die Frage — „wo iſt die Hölle?“ — die Antwort ſelbſt gäbe — „da, wo der Himmel iſt.“

Der Stifter des Chriſtenthums ſcheint vielleicht nur in ſeiner Erzählung vom reichen Manne und vom Lazarus — die mir übrigens von allen Seiten ſo unſchätzbar iſt — von dieſer Meinung abgewichen zu ſein. Er hatte Juden vor ſich, die ihrem Scheol, ihre Hölle, in unterirdiſchen Tiefen, ihren Abrahamsſchos aber, ihren Himmel, in überirdiſchen Höhen, ſuchten. Er kondeſcendirte alſo zwar in ſo fern zu ihnen, daß er den Reichen und den Lazarus in jenem Leben ſeparirt fortexiſtiren lies, und einen groſſen Schlund zwiſchen ihren beiderſeitigen Aufenthalten angab; auffallend iſts aber doch, daß er die Sache ſo ſtellte, daß aus beiden Aufenthalten nicht nur deutlich nach einander hingeſehen, ſondern auch ſogar mit einander geſprochen, werden könne. Ich dächte, dis wäre Winks genug, um ihn gehörig zu verſtehen; man mus aber nur nicht beim Buchſtaben blos bleiben.

Ich lenke von dieser Digression wieder auf mein Thema ein. — Anfangs findet man sich freilich geneigt, allerlei Anstösse daran zu nehmen, daß Himmel und Hölle auf einem und demselben Stern sein sollten; da es aber doch, wie erwiesen ist, einmal nicht anders sein kann, so muß man nur recht über die Sache nachdenken — alsdann verliehren sich die Anstösse. Wer schlechterdings nicht über sie wegkommen könnte, dem steht es ja frei, die Sonne in zwei Hälften zu theilen, auf deren einer die guten Menschen, und auf deren anderer die bösen ihre Haußung haben. Er kann sich allenfals dann auch noch mitten in der Sonne einen Schlund von der Art denken, daß es durch ihn unmöglich werde, aus der einen Hälfte in die andere zu kommen. Ich bedarf auch dieser Sonnenabtheilung nicht. Die künftige Welt, denk' ich, wird dessen ungeachtet eine Welt der Wahrheit, der Tugend und des Friedens sein, wenn ihre Bürger gleich auch so gemischt lebten, wie die Bürger der gegenwärtigen Welt. Die Wahrheitsfeinde werden dort ihre Waffen gegen die Wahrheit niederlegen müssen; die Unsittlichen werden dort mit ihrer Unsittlichkeit zu Winkel kriechen müssen, und die, welche hier die Ruhe störten, werden sie dort

nicht mehr ſtören können. Wahrheit, Tugend und Friede würden alſo mitten unter ihnen gedeihen, und wenn ihr Ingrimm darüber auch noch ſo groß wäre. Ich hoffe aber, daß ſie dieſen Ingrimm von ſelbſt ablegen werden, wenn ſie ſehen, daß ſie nichts mehr ſchaffen können, und wenn ihnen ihre heilloſe Denkart durch die unſeligen Folgen, welche ſie für ſie hat, zur unerträglichſten Laſt wird. Und wie? wenn es etwa dort das Geſchäft der Edlen vorzüglich ſein ſollte, die Unedlen zu veredlen, damit endlich noch Hülfe und Rath für dieſe wäre, wollten ſie dieſes Geſchäft nicht willig übernehmen? Könnte es irgend ein anderes Geſchäft für ſie geben, das ehrenvoller und freudebringender zugleich wäre?

Wie der Weltrichter dort ſtrafen werde, weiß ich freilich nicht. Daß es Strafen nur ſein werden, deren die feinere Organiſation empfänglich iſt, verſteht ſich von ſelbſt; worin ſie aber beſtehen werden, kann ich ſo wenig ergrübeln, als — worin der Weltrichterlohn beſtehen werde, der hier auſſenblieb. Habe ich denn aber hier nicht ſchon Geſtrafte von Gott genug geſehen? Wie war mir dabei? Ich fühlte, daß Recht geſchähe, und wünſchte — freilich oft vergeblich — daß die Ge-

ſtraften durch die empfundene Strafe ſich beſſern möchten; der Genus der Seligkeit aber, den ich aus der Zufridenheit mit mir ſelbſt darüber, daß ich ein beſſerer Menſch wäre, und ſo nicht geſtraft werden müſte, ſchöpfte, ward dadurch nicht geſtört. Vielmehr möchte ich ſagen, daß er dabei noch ſtärker ward; ohne daß ſich iedoch ſo etwas, das man Schadenfreude nennt, oder ſonſt irgend etwas Menſchenfeindliches, einmiſchte. Wie könnte ich glauben, daß mir dort anders dabei zu Muthe ſein werde, wenn ich den Weltrichter ſtrafen ſehe, als hier? Ich werde allerdings auch fühlen, daß Recht geſchehe — ich werde es noch inniger fühlen, weil das zu meiner Verwunderung hier nicht geſchehene Recht doch endlich einmal nachkommt; wie ſollte aber meine Seligkeit bei dem Anblick der Geſtraften leiden, da ich dann nicht mehr blos wünſchen darf, die Strafe möge zu ihrer Beſſerung dienen, ſondern da ich auch gewis glauben kann, ſie werde zu ihrer Beſſerung dienen? Alſo, auch von dieſer Seite die Sache betrachtet — wie könnte ich einen Anſtos daran nehmen, daß Himmel und Hölle auf einem und demſelben Stern ſein ſollte?

Uebrigens kann ich ja auch hier ſchon in den mehreſten Fällen ſchlechten Menſchen ausweichen; ſollt' ich's denn dort nicht können — nicht in allen Fällen können — ſo bald ich's will — dort, wo nur Liebe und Freundſchaft und Sympathie in edlen Geſinnungen vereinigen — dort, wo alle Anläſſe zu läſtig geweſenen Erdenverbindungen nicht mehr Statt finden — dort, wo um anderthalb Millionen deutſcher Meilen mehr Raum dazu iſt, als hier? Ach, dort, dort iſt volle Freiheit, zu leben, mit wem man will. Dort werden die Guten, die ſich ſchon kannten, und noch kennen lernen, ſo bald und ſo oft ſie wollen, ſo ungeſtört beiſammen ſein, als möglich. Wie könnte es mir alſo auch nur im Geringſten weiter anſtöſſig ſein, daß Himmel und Hölle auf einem und demſelben Stern ſein ſollten?

Zwei beſondere Sterne für ſie anzunehmen, oder auch nur zwei beſondere Abtheilungen eines und deſſelben Sterns, wird mir, je mehr ich darüber nachdenke, auch deſto mehr etwas ganz und gar Unanzunehmendes. Wenn Himmel und Hölle völlig ſeparirt ſein ſollen, wer ſoll im Himmel hauſen, und wer in der Hölle? Wer dieſe Frage lächerlich finden könnte, weil die Antwort — „im

Himmel die Guten, und in der Hölle die Böſen" — ſich Jedem, der noch einigen geſunden Menſchenverſtand hätte, von ſelbſt aufdränge, den könnte man doch in der That noch lächerlicher machen, wenn die Sache, von der die Rede iſt, nicht zu ehrwürdig dazu wäre. Gibt es denn nicht unzählige Grade, in welchen der Menſch gut, und in welchen der Menſch ſchlecht ſein kann, und wirklich auch iſt? Wer qualificirt ſich nun zum Himmel? wer qualificirt ſich zur Hölle? Wenn die ganz Guten nur in den Himmel gehören ſollen, und die ganz Böſen nur in die Hölle — wo ſollten die Uebrigen bleiben? Ja, gibt es denn wirklich einen ganz guten Menſchen, oder einen ganz böſen Menſchen? So viel ich weis, hatten auch immer die Heiligſten ihre Flecken, und die ärgſten Böſewichter noch irgend eine gute Seite. Auf ſolche Weiſe blieben alſo gar Himmel und Hölle völlig leer. Doch — wenn es auch nur an gewiſſen Graden der behaupteten ſittlichen Menſchenwürde genug wäre, um im Himmel hauſen zu können, und wenn gewiſſe Grade der aufgegebenen ſittlichen Menſchenwürde zur Hölle reif machten — ſo frage ich nochmals, wo die Uebrigen, oder alle

diejenigen, bleiben ſollten, welche weder jene Grade erſtiegen, noch zu dieſen Graden herabſanken? Ich glaube mit Recht, daß, wenn ich dieſe Betrachtungen fortſetzen wollte, ſich die Hipotheſe aufdringen würde, daß es eine unzählige Zahl von Himmeln und von Höllen, ja, faſt ſo viel Himmel und Höllen, geben müſſe, als — es Menſchen gibt.

Im Grunde, meine Hochgeachteteſten, bin ich auch dieſer Hipotheſe zugethan; nur verbinde ich dabei mit Himmel und Hölle nicht den Ortsbegrif, ſondern den Zuſtandsbegrif. Auf ſolche Weiſe befinde ich mich wieder ganz da, wo ich war. Ich nahm an, alle Menſchen gelangten ſterbend auf einen und denſelben Stern — Sonne genannt, und Himmel und Hölle wären da beiſammen; ſo mag ieder da ſo viel Himmel, und ſo viel Hölle, finden, als er verdient! Je mehr ieder Schlechte ſich beſſern wird, deſto weniger Hölle wird er da haben; ie mehr aber ieder Gute im Guten zunehmen wird, deſto mehr Himmel wird er auch da haben. Sazet mir doch — iſt dis nicht die allervernünftigſte Vorſtellung, welche man ſich über Himmel und Hölle machen mag? Wiſſet Ihr eine beſſere, ſo theilet ſie mir mit! Ich

mag darüber ietzt nachdenken, wie ich will — ich komme immer wieder auf sie zurück. Ueberhaupt — wie ich euch schon gesagt habe — interessirt mich ietzt, da ich nahe an meiner ersten grossen Wanderung bin, Alles, was auf sie Bezug hat, und mit ihr in Verbindung steht, noch weit mehr, als sonst; ich vertiefe mich daher auch mehr darein, als sonst. Sollte ich also eurer Meinung nach, oder wohl gar wirklich, ietzt über dis und das, was in die höheren Zukünfte eingreift, mich anders gegen euch äusern, als vor Jahren, so findet es ia nicht für inkonsequent, sondern für ganz konsequent! Kommet nur erst so weit in eurer Erdenexistenz, als ich bin — es wird euch gehen, wie mir.

---

## Acht und dreissigster Brief.

### An R. und S. zugleich.

Schön, daß Ihr aus dem Bade zu ... nach G., wo ihr euer Leben beschliessen wollet, wie ich das meinige zu Heiligenhain nächstens beschliessen werde, glücklich zurückgekommen seid! Nicht schön aber, daß Ihr mit den Folgen des gebrauchten Ba-

des noch immer nicht ganz zufriden seid! So habet doch, Männer, habet die Geduld, zu der euch die Aerzte zu ... feierlich angewiesen haben! Ich wollte gleich Alles darauf verwetten, daß sie euch keine blosse Vorspiegelung gemacht haben. Wie oft habe ich gehört und gelesen, daß die wohlthätigsten Folgen des Bades, das Ihr gebraucht habt, dann erst nachkommen, wenn die Badegäste wieder zu Hause und in Ruhe sind! So kurz auch meine Erdenzeit noch ist, so hoffe ich doch gewis, von eurer eigenen Hand noch zu lesen, daß die Aerzte und ich Recht gehabt hatten.

Lasst euch ein grosses Unglück erzählen, das ich noch in meinen letzten Monaten — ia, das sind sie — auf meiner alten Burg habe erleben müssen! Ein junger Mann aus der Residenz, der einzige Sohn mir sehr werther Eltern, besuchte mich unter dem Vorwande, im Nahmen seines Vaters authentische Nachrichten von meinem Befinden einzuziehen. Ich nahm ihn mit gebürender Freundschaftlichkeit auf, und führte ihn, so gut ich noch kann, überall umher. Zuweilen schien er sehr vergnügt, zuweilen sehr traurig. Das Auffallendste dabei war mir, daß er gerade alsdann traurig war, wenn ich ihn vergnügt zu sehen hoffte,

und vergnügt, wenn ich ihn nicht anders, als traurig, zu ſehen erwartete. So war er z. B. auf meiner Lieblingsanhöhe, von der er in die weite Welt hinblickte, nahe am Weinen, und bei meines Vaters Grabe kam es mir vor, als wenn er nahe am Lachen wäre. Ich möchte ſchon hier bleiben — rief er da äuſerſtheiter aus, und ich verſtand dis ſo, als wenn er auf die kurze Zeit, welche ich noch vor mir habe, zu meinen beſtändigen Geſelſchaftern gehören wollte. Ich lud ihn, wie Ihr wohl denken könnet, wenn auch gerade nicht zu meiner ſteten Geſelſchaft, doch zum Hierbleiben, d. h. zum längeren Bleiben zu Heiligenhain, ein. Er ſah mich bedeutend dabei an, und ſeines Blicks werde ich nie vergeſſen. Wenn ich ſein Hier nur verſtanden hätte! Was er damit gemeint, erfuhr ich erſt Tage darauf in aller Frühe, als mein Gärtner meldete, der junge Herr, welcher mein Gaſt geweſen wäre, habe ſich erſchoſſen, und liege zwiſchen der Urne und dem Vatergrabe. Der Bedaurenswürdige! Er iſt, wie ich nun gehört habe, ein Opfer unerhörbarer Wünſche geworden; aber auch ſein letzter Wunſch, hier zu bleiben, oder auf dem kleinen Kirchhofe, wo ihm der hohe Blumenhügel ſo wohl gefiel, begraben zu werden,

ward nicht erhört. Ich hätte ſelbigen gern erhört; aber ſeine Eltern wollten's nicht, ſondern führten ſeinen Leichnam nach der Reſidenz ab.

Bei dieſer traurigen Gelegenheit kam ich auf manche Frage, die höhere Zukunft betreffend, auf die ich noch nicht gekommen war. Wäre es wohl möglich, fragte ich z. B., daß der Glaube an Fortdauer im Tode Selbſtmord erzeugen könnte? .. Mit dem Unglücklichen, von dem ich euch erzählt habe, war dis zwar der Fall nicht; ich traue ihm vielmehr zu, daß er an Vernichtung im Tode geglaubt habe, weil er zu viel Vernunft bezeigte, als daß er ſo inkonſequent gehandelt haben würde, wie er offenbar gehandelt hätte, wenn er in die künftige Welt ſich bei Glauben an ſie hinüber geſchleudert hätte, da er dann doch vorherſehen muſte, daß ſeine hier unerhörbaren Wünſche dort ſo wenig erhört werden könnten, als hier. Daß aber Leidende anderer Art, wie z. B. unheilbare Kranke, Blutarme, Sklaven u. ſ. w., die mit Recht glauben, daß nur der Tod ihrem Jammer ein Ende mache, noch rüſtiger zur Selbſtentleibung werden können, wenn ſie zugleich dem Glauben ergeben ſind, daß der Tod ſie in einen Zuſtand ohne Krankheit, ohne Armut und ohne Sklaverei verſetze —

iſt etwas, das ich zugeben muß; doch gebe ich's nur unter der Vorausſetzung zu, daß ihnen der höhere Zuſammenhang der künftigen Exiſtenz mit der gegenwärtigen nicht gehörig einleuchte. Sonſt würden ſie in der gegenwärtigen bleiben, und ſich durch geduldige Ertragung ihrer Kränklichkeit, Armut und Sklaverei zu der künftigen recht geſchickt machen zu müſſen glauben, und — dieſer Glaube würde ihr Erretter vom Selbſtmorde werden. Ich laſſe alſo auch in Hinſicht des Selbſtmords auf den Glauben an Fortdauer im Tode nichts kommen, und — wenn ſich auch heute noch ſeintwegen tauſend Negerſklaven aus den Zuckerplantagen ins Meer ſtürzten. Die Prieſter, welche ſie durch die Taufe zu Chriſten ſtempelten, hätten entweder — wie weiland die Jeſuiten mit päbſtlicher Erlaubnis — die Lehre vom künftigen Leben aus dem chriſtlichen Religionsunterrichte, den ſie ihnen ertheilten, weglaſſen ſollen, oder hätten ihnen die Belehrung darüber nicht halb, ſondern ganz, reichen müſſen. „Ihr ſeid nun einmal arme Sklaven, hätten ſie zu ihnen ſagen ſollen, und bleibt's bis an euren Tod; nach dem Tode aber könnet ihr es beſſer haben. Wollet ihr iedoch es dann beſſer haben, ſo ſeid duldſame und treue Sklaven

bis an euren Tod.“ — Der Glaube an Fortdauer im Tode, in ſeinem ganzen Umfange gedacht und empfunden, iſt nun in meinen Augen ſogar auch das höchſte Mittel gegen den Selbſtmord — was vermag er nicht Alles!?!

Wie wird's den Selbſtmördern nach dem Tode gehen? — ſo fragte ich nach jenem Unfalle, der ſich bei mir ereignete, auch. — — Ich glaube, daß man in dieſer Hinſicht unter Selbſtmördern und Selbſtmördern ſehr zu unterſcheiden habe. Ein Anderes iſts doch wohl gleich, wenn Böſewichter ſich entleiben, und alſo ihren verübten Schandthaten durch die allerunnatürlichſte That gleichſam noch die Schandkrone aufſetzen — und ein Anderes, wenn ein rechtſchaffener junger Mann, wie der aus der Reſidenz, und in dem ſich die Idee fixirt hat, daß, da ihm ſein liebſter Wunſch nicht gewährt werden ſolle, in der Welt kein Bleiben weiter für ihn ſei, in einer Stunde, in der dieſe Idee ihn ganz allgewaltig ergreift und übermächtigt, Hand an ſich ſelbſt legt. Dieſer wird dort keiner langen Beſſerungszeit bedürfen, um Weltrichter zu ſtrafen, wenn ſie ihn, als Selbſtmörder, trafen, für ſich aufhörend zu machen. Ich glaube vielmehr, daß ihm ſein an ſich ſelbſt begangenes

Unrecht recht bald leid werden werde. Wie vi
Zeit aber Jene brauchen möchten, um sich wah
haftig zu bessern, und sich dadurch der Weltrich
ter strafen allmählich zu entledigen, mag ich nic
berechnen — meine psichologischen und anthropo
logischen Kentnisse sind nicht gros genug dazu;
viel aber sehe ich sehr wohl ein, daß ihnen, da s
es nicht blos mit der Besserung von Selbstmords
lust, sondern auch mit der Besserung von den schäd
lichsten Gewohnheiten, die sie zu dieser allerunna
türlichsten Lust verleiteten, zu schaffen haben, d
Besserung weit schwerer, und also auch weit zei
kostender, werden müsse. Ich fürchte, aufrichti
gesagt, für den jungen Mann, der sich bei meine
Vaters Grabe erschos, in Ansehung der Weltrich
terstrafen wenig... Ueberhaupt ist mei
Glaube an die Gerechtigkeit des Weltrichters s
gros, daß ich fest überzeugt bin, er werde sein
Strafen, die er an Selbstmördern vollstreckt, de
inneren und äuseren Zuständen, in welchen si
zum Selbstmorde schritten, ganz gemäs voll
strecken. Daß zur Strafbarkeit eines Menschen,
der durch sich selbst umkomant, vorsätzliche Aus
übung der That, durch die er umkommt, in de
Absicht, durch sie umzukommen, gehöre, ist zu ein

leuchtend, als daß es weitere Ausführung bedürfte — wie könnte man ihn denn sonst auch nur einen Selbstmörder nennen? Lassen sich nicht aber auch unzählige Grade der Deutlichkeit des Selbstbewußtseins bei der vorsätzlichen und absichtlichen Ausübung der That denken, und wird nicht, je geringer der Grad dieser Deutlichkeit dabei war, die That selbst auch in desto geringerem Grade strafwürdig? Ja, und wenn auch das allerdeutlichste Selbstbewußtsein die Vorsätzlichkeit und Absichtlichkeit begleitete, können nicht Umstände und Lagen, in welchen dergleichen Verunglückte sich befanden, den Einen von ihnen immer mehr entschuldigen, als den Andern, und werden diese höheren Entschuldigungen nicht in den Augen des Weltrichters, wie in den Augen menschlicher Richter, gelten? werden sie nicht um so mehr vor Gott gelten, je unschuldiger der Verunglückte an seinen Umständen und Lagen, die ihn zum Selbstmord brachten, war?

Mit den Strafen aber, welche sich der Selbstmörder selbst für die Zukunft jenseits des Grabes auflegt, verhält es sich freilich anders. Wie könnte er jemals ohne Abscheu an die begangene That, die so unnatürlich ist, daß er sich durch sie unter

die Thiere ernidrigte, zurückdenken? Mit ie deutlicherem Selbſtbewuſtſein er ſie vorſätzlich und abſichtlich beging, deſto gröſſer wird ſein Abſcheu vor ihr ſein. Er war's, der ſie beging; der Abſcheu vor ihr wird ſich auch auf den Thäter, alſo auf ihn ſelbſt, erſtrecken, und um ſo mehr erſtrecken, ie mehr er ſich den Vorwurf des deutlicheren Bewuſtſeins ihrer Vorſätzlichkeit und Abſichtlichkeit zu machen hat. Ich ſehe in dieſer Hinſicht keine Hülfe und keinen Rath für ihn; ich bedaure ihn — weiter weis ich nichts. Hatte er ſich vollends ſelbſt in die Lagen gebracht, welche ihn zu ihr verleiteten — o wehe ihm! welche Vorwürfe wird er ſich machen, auf immer machen! War er unſchuldig an dieſen Lagen, ſo wird er doch zu ſich ſelbſt ſprechen — „du hätteſt aushalten ſollen in ihnen, denn du kamſt darum in ſie, daß du deine höhere Ausbildung in ihnen recht herlich betreiben und bewirken ſollteſt.“ — Dis führt zum Hauptpunkte bei der Sache. Der Selbſtmörder verliehrt die Ausbildungszeit, die Zeit zur Vorbereitung auf iene Welt, welche noch in ſeinen Händen war. Wird er dieſe Strafe, die er ſich ſelbſt auflegt, nicht immer zu tragen haben? Er vergleiche ſich ia nicht mit den Unzähligen, welche auf

Schlachtfeldern fallen! Hatten denn Dieſe ihre fernere Ausbildungs- und Vorbereitungszeit ſo in Händen, wie er? Sie ſtarben früher, als die Natur es wollte, durch fremde Gewalt; er ſtirbt dem Naturwillen vor durch eigene Gewalt. Ich hoffe zwar gewis, daß dort, wohin ich nächſtens gelangen werde, für diejenigen, welche die Natur und das Schickſal früh abriefen, die göttlichſten Anſtalten getroffen ſein werden, daß ihnen die dadurch bewirkte Abbrechung der Ausbildung ihres Geiſtes und Herzens nicht ſchade; eignet er ſich aber auch wohl zur Theilnahme an dieſen Anſtalten? Es waren ja hier noch Bildungsanſtalten für ihn da; warum wollte er nicht mehr an ihnen Theil nehmen? Ach, wie wünſchte ich, daß dieſer Gedanke von Allen, die mit Selbſtmordsvorſätzen umgehen, recht beherzigt werden möchte! Warlich, dann würden ſie vor ihrer Ausführung zurückbeben. Freilich aber ſetze ich zugleich voraus, daß ſie dem Glauben an Fortdauer zugethan ſein müſſen, und eben darum gab ich dieſen Glauben auch für das ſtärkſte Mittel an, vor Selbſtmord ſich zu bewahren ... Wenn ich in dieſen Augenblicken noch einmal an den jungen Mann aus der Reſidenz denke, ſo möchte mir das Herz bluten.

Vom Weltrichter, glaub' ich, habe er Wenig zu fürchten, von ſich ſelbſt aber deſto Mehr.

Liebe Herren, es iſt mir bei Treibung meiner Lektüre nicht entgangen, daß man Fälle angegeben habe, in welchen Selbſtmord ſogar Pflicht werden könne. Ich kann mich davon nicht überzeugen; iſts euch gefällig, und ſeid Ihr bei Kräften dazu, ſo kommet, wenn Ihr auch jener Meinung wäret, meiner Ueberzeugungsſchwäche zu Hülfe. Verdroſſen hat's mich aber recht, daß ein neuerer ſeinwollender Weiſe ſogar den Herrlichen zum Beiſpiele dabei anführt, der einſt unleugbar für das allgemeine Wohl ſich aufopferte. Er ſei, heiſſts, denen, die ihn gefangen nehmen wollten, entgegen gegangen, da er doch hätte rückwärts gehen können. Hat er denn, antworte ich hierauf, ſich dadurch ſelbſt gemordet? Nein, er ließ es als beſtimmter Märtirer für die Wahrheit blos darauf ankommen, ob man ihn morden würde. So ſollten alle diejenigen machen, welche aus Pflicht Selbſtmörder werden zu müſſen glauben. Weiter könnte man doch mit ihnen nichts vornehmen, als daß man ſie, wenn ſie nicht wider ihr Gewiſſen nachgeben, einſtimmen, zeugen, verrathen, überhaupt reden und handeln wollten, tödtete, allen-

fals martternd tödtete; ſo müſten ſie nur Muth genug haben, ſich lieber männlich tödten zu laſſen, als ſich weibiſch ſelbſt zu tödten. Dieſen Muth hatte iener Edle, den man gern unverantwortlicherweiſe unter die Selbſtmörder zählen möchte, und ich ehre, liebe und ſegne ihn dafür. — — Wollte man aber Jeden, der ſein Leben blos wagt, und über den Wag verliehrt, einen Selbſtmörder nennen, und dann, weil es ausgemachtwahr iſt, daß man für das allgemeine Beſte auch ſogar ſein Leben wagen können müſſe, hierauf fuſſend, den Satz aufſtellen, daß es alſo auch Fälle gebe, in welchen es Pflicht ſei, Selbſtmörder zu werden, ſo verwirrte man blos die Begriffe.

---

## Neun und dreiſſigſter Brief.

### An R. und S. zugleich.

Verzeihet es mir, edle Wiedergeneſende, daß ich euren lieben Brief, der über das unnatürliche Selbſtmordsweſen ſo belehrend für mich war, erſt ſo ſpät beantworte. Dieſer ſo ſehr unfreundliche Herbſt hat blos Schuld daran. Schon glaubte ich von der Erde abgehen zu müſſen, ohne euch noch

mein Lebewohl ſchreiben zu können. Wider alle meine Erwartung aber hat ſich die Nebenunpäslichkeit, welche ich mir durch Erkältung zugezogen hatte, wieder verlohren, und ich bin wieder im Stande, an euch zu ſchreiben. So leſet heute von mir zweierlei! Das Erſte iſt, daß ich euch meine allerherzlichſte Freude darüber bezeige, daß Ihr meine und eurer Aerzte zu ... Prophezeihung bewahrheitet findet! Ihr werdet mich nun gewis noch auf eine geraume Zeit überleben. Bin ich nicht in der That von allem Egoismus frei, wenn ich mich hierüber freue? Je länger Ihr noch nach mir hier pilgert, deſto länger fehlet Ihr mir ja dort.. Das Zweite — hier iſts, leſet es unter den ſanfteſten Rührungen! Den Beſuch, welchen Ihr mir doch noch verſprechet, mus ich — nun verbitten. Wenn Ihr mich auch wirklich noch anträfet — ich könnte euch doch nicht mehr genieſſen. Nichts weiter begehre ich von euch, als noch Antwort auf dieſen Brief. Dann wird mein Abſchiedsbrief folgen, den Ihr mir in höheren Regionen beantworten möget.

Ich habe geſtern, da endlich beſſeres Herbſtwetter geworden iſt, Abſchied genommen von meiner Lieblingsanhöhe und von meiner Luiſe. Zum

letzten male erkletterte ich mit Luiſen den mir ſo heiligen Berg; die Erkletterung ward mir ſchwer. Als ich aber droben war, gab ſich doch die Ermattung. Meine Blicke nach Heiligenhain thaten Wunder. Ich vermags euch nicht zu ſagen, wie mir ward, als ich nach dem lieben Dörflein zu guter Letzt hinſchaute, dabei dachte — „ich bin fertig" — zu Luiſen ſprach — „wir ſind fertig" — meine alte Ritterburg ſo ehrwürdig ſtig in der Mitte liegen ſah, und Luiſen an die Freuden der Liebe und der Menſchenliebe noch einmal recht feierlich erinnerte, die wir unter ihrem hohen ſchwarzen Dache genoſſen hätten. Luiſe, mein Alles, ſimpathiſirte mit mir vollkommen, ohne zu ahnen, was weiter heute noch für ſie obwalte. Herzlich dankte ſie mit mir dem Allvater für das Gute, das wir gemeinſchaftlich geſtiftet haben; herzlich gab ſie mir den Dank, den ich ihr dafür gab, wieder zurück. Ich drückte ſie und den Prospekt von Heiligenhain hochdroben noch einmal recht an mich, küſſte Beide, und dachte beim Heruntergehen — „hieher kommſt du nun nie wieder." In höchſter Seelenruhe dachte ich dis. Habe ich denn nicht Freuden des Herzens genug auf meinem lieben Berge genoſſen? Habe

ich mich nicht zu tausend malen auf ihm als Menschenfreund und als Unsterblicher bis zur Begeisterung gefühlt? Ach — iene zwei Sonnenaufgänge dicht hinter einander vorzüglich, welche ich vor zwanzig Jahren auf ihm als Elpizon feierte, wie ewig unvergeßlich werden sie mir bleiben! Darum ertheilte ich ihm dann auch, als ich mich von ihm trennte, meinen inbrünstigsten Segen. Mögen alle künftige Besitzer von Heiligenhain, auch die spätesten noch, so viel Wohlgefallen an ihm finden, als ich! Mögen sie ihn nicht nur so fleissig besuchen, wie ich ihn besuchte, sondern auch unter Gefühlen ihrer Unsterblichkeit ihn besteigen, und von seinem Gipfel nach Heiligenhain mit seligem Wohlthäterbewußtsein hinschauen! Dennoch trennte ich mich ganz ruhig und getrost von ihm; mich erwarten nun ganz andere Höhen, Höhen der Herrlichkeit, auf welchen ichs aber doch nicht unter meiner Verklärungswürde finden werde, mich zuweilen in sanften Rückerinnerungen auf ihn herabzusenken.

Von meiner Lieblingsanhöhe wanderte ich mit Luisen auf meinen kleinen Familienkirchhof. Da, da sprach ich gegen sie unverholen über meinen nun ganz nahen Tod — da bezeichnete ich den

Ort, wo mein Grab ſein ſollte — da nahm ich ein= für allemal Abſchied von ihr. Ich verſichere es euch, empfindungsvolle Männer, ſie machte mir die Arbeit von Herzen zu Herzen ſchwer; ich ermannte mich aber, und mein Zureden half bei ihr. Nur, als ich ihr den angekündigten Abſchieds= kus wirklich gab, da war's, als würde ihr alle Kraft genommen. Doch, als ich Schwacher ſchon mich zu ängſtigen anfing, wie ich ſie halten wollte, daß ſie nicht zuſammen ſänke, ward ſie wie durch einen Engel wieder geſtärkt. Der Engel war un= ſtreitig ihr Glaube an Wiedervereinigung mit mir, der in denſelben Augenblicken wie allmächtig auf ſie wirkte. Ihrentwegen war ich, als wir wieder auf unſerer alten Burg ankamen, doch froh, daß die Abſchiedsangelegenheit unter uns nun abgethan war; ich ſelbſt hatte nur ein Paar eigene Leidens= momente dabei gehabt, nehmlich — als ich den Trennungskus auf ihre Lippen drück= te. Ich ſchäme mich dieſer Momente nicht; ich glaube vielmehr, daß ſie ſo ſein muſten für mich, wie ſie waren. Zuſammen abgehen kön= nen — hierin iſt für Liebende zu viel Süſſes, als daß nicht, wenn's zur Trennung kommt, der Ge= danke — „ach, wenn's doch ſo wäre!“ —

ihr Herz, und, wenn es auch noch so gefaſſt zur Trennung iſt, ergreifen, und ſo auf einige Augenblicke die Idee der gewiſſen Wiedervereinigung verdunkeln ſollte. So ging's dann auch mir; wie hätte es aber länger dauern können, als auf einige Momente? Ich weis, daß es nicht Sitte ſei, daß Liebende die erſte Wanderung von Welt zu Welt, die Wanderung vom Planeten Erde zu ſeiner Sonne, zuſammen machen — die ferneren Wanderungen von Sonne zu Sonne, denen kein Tod vorhergeht, werden ſie wohl zuſammen machen; da es nun einmal ſo iſt, ſo iſt es ja auch ganz der Natur gemäs, daß ich Luiſen voran gehe — ich bin ja doch um einige Jahre älter, als ſie. Zwanzig Jahre habe ich mit ihr vergnügt verlebt; wir haben unſere Kinder erzogen — bis auf den weiblichen Engel, der uns voranging; wollten wir Mehr verlangen? Vielleicht kommt Luiſe mir auch bald nach. Wäre dis aber nicht, nun, ſo habe ich unterdeſſen jenen Engel, ihr Bild, bei mir, und ſie hat unſere drei Söhne bei ſich, deren Anblick und Geſelſchaft ihr Erſatz für mich ſein wird. Wie könnte ich an der Hand dieſer Vorſtellungen, die mir immer ſehr deutlich vorſchweben, irgend je wieder Unruhe darüber empfinden, daß ich nun

von ihr gehe? Mein letztes Wort, ia, das soll noch an sie gerichtet sein; aber es soll ein freudiges Wort sein. Mein letzter Blick soll noch auf sie fallen, ia, aber so heiter, daß er ihr lebenslang zum Troste gereichen wird.

Heute habe ich dann auch von meinen drei Söhnen Abschied genommen; dis ward mir vollends gar nicht schwer. Sie müssen erst noch edelwirksam sein, und sich dadurch, wie ihr Vater, zu jenem Leben würdig vorbereiten. Daß ein Vater seinen Söhnen voranstirbt, ist ia das Natürlichste von der Welt, und ich wünsche nicht einmal, daß sie mir bald nachkommen; damit sie erst noch recht viel Gutes stiften können. Dis werden sie gewis, wenn sie Zeit dazu haben; denn es sind wackere junge Menschen. Ich habe auch deshalb meinen letzten Willen weder gerichtlich gemacht, noch auch nur einmal schriftlich aufgesetzt, sondern ihnen blos mündlich mitgetheilt, und gehe mit der höchsten Ueberzeugung von ihnen, daß sie ihn auf das treuste erfüllen werden. Nach demselben erhält der Aelteste zwar das schöne Rittergut Heiligenhain; es steht aber seinen beiden Brüdern frei, auch auf dem Gute zu bleiben, wenn sie wollen — die alte Burg kann drei Familien sehr

bequem beherbergen. Alle sind sie so gesetzt, daß sie anständig leben können, ohne in Dienste gehen, oder bei der Wahl ihrer Bräute auf Reichthum schlechterdings sehen zu müssen. Ich habe ihnen geraten, sich Gattinnen zu wählen, die ihrer Mutter ähnlich sind — ähnlich besonders in Liebe zum häuslichen Leben und im Glauben an höhere Zusätze. Da schon aller Anschein dazu da ist, daß mehrere Rittergüter, in der Nähe belegen, einst zum Verkaufe kommen möchten, so soll der Aelteste, wenn seine Brüder, um auch so einen ausgebreiteteren Wirkungskreis, wie der seinige ist, zu erhalten, sich nach einem eigenen Gute sehnen, ihnen dazu behülflich sein. Ich hinterlasse ihm Kräfte genug dazu, und er kann, wenn's ihm am Gelde fehlt, Geld genug bekommen, um nöthigenfalls das ihnen ausgesetzte Kapital, das er ihnen zu verinteressiren hat, an sie auszuzahlen, und ihnen sogar noch Vorschüsse zu thun, die sie ihm in der Folge nach und nach zurückzahlen mögen. Uebrigens bleibt Alles bis zu seiner Majorennität, die er nun bald erreicht haben wird, in der Gewalt der Mutter, welche sich ihren nöthigen rechtlichen Beistand selbst wählt, nachher die Zimmer auf meiner Burg bezieht, die ich besonders für sie angelegt

habe, und ihre Tage zu Heiligenhain beſchlieſſt, wie ich. — — Nachdem ich ſo meinen letzten Willen meinen Söhnen in Gegenwart Lyſens eröfnet hatte, geſchah freilich auch, was ich vorhergeſehen — alle Drei umfielen ſie mich, und iammerten heftig darüber, daß ich ſie verlaſſen wollte; ich fühlte mich aber auf der Stelle gleich weit ſtärker gegen ſie, als geſtern gegen ihre Mutter. Ein liebreich geſetzter väterlicher Sermon ward von mir an ſie gehalten, und that die erwartete Wirkung; ſie verſprachen, mich in meiner Heiterkeit nicht weiter zu ſtören, und erhielten dafür von mir den Abſchiedskuß.

So habe ich dann die beiden Herzensqualtage glücklich überſtanden, und bin nun faſt ganz ſchon los von Allem, was Irdiſch' heiſt. Ich fühle mich nun noch weit leichter, als vorher, und mein froher Muth nimmt mit jeder Stunde zu. Der wankelbare Herbſt wird ihn doch nicht etwa zerſtören wollen? Ich traue ihm diesmal nicht recht; er ſcheint mir zu veränderlich, und in ſeiner Veränderlichkeit mehr die Vorfarbe des Winters, als die Nachfarbe des Sommers, zu lieben. Mag er's doch halten, wie er will! Wenn er mir nur vergönnt, den letzten Gang,

den ich thun will, zum Grabe meines Vaters zu thun! Uebrigens will ich ihm mit dem Frohsinn, dessen Quelle nicht in der Witterung, sondern in mir selbst, entspringt, wohl Trotz bieten. Den Meinigen muß ich's zum Ruhme nachsagen, daß sie sich seit Morgens um neun Uhr — da bekamen die drei Söhne den Abschiedskuß — bis jetzt — es schlägt eben drei Uhr — recht wacker zusammengenommen haben. Ich sehe es ihnen freilich wohl an, daß sie sich verstellen; ich hoffe aber doch, daß sie in der mir so unschätzbaren Verstellung ausharren werden. Ich lasse es gewiß an nichts fehlen, um ihnen dabei zu Hülfe zu kommen, und brauche gar nicht mich auch deshalb zu verstellen; denn nie war ich von aufgeräumterer Laune, als jetzt. Diese meine Wonnelaune ist mir so natürlich, daß ich sie nicht nur nicht affektiren darf, sondern daß sie auch die Meinigen, wenn auch nicht anstecken, doch schlechterdings vor Mißmuthsausbrüchen schützen, muß. Wie's aber an meinem wirklichen Sterbetage mit ihnen, wenn sie offenbar sehen, er werde es, ablaufen wird? Doch, auch dis kümmert mich nicht. Ich habe deshalb mit meinem lieben Freunde Funk, der von mir gar lei-

nen Abſchied nehmen will, weil er es für ganz überflüſſig erklärt, die gehörige Anrede getroffen. Er iſt ietzt ſchon noch weit öfter bei mir, als ſonſt, ia, ich möchte ſagen, faſt immer; ſein Ehrenwort aber habe ich darauf, daß er an dem Tage, an welchem mein Tranſitus von Welt zu Welt, mein Aufſchwung von unten nach oben, ſich auf das glaubwürdigſte anzukündigen ſcheint, nicht von mir weichen und wanken wolle. In Gegenwart der Meinigen will ich ſchlechterdings ſterben; denn ſie ſollen von mir auch ſterben lernen. Wenn ich alſo ſterbend nicht mehr im Stande ſein ſollte, die Ausbrüche ihres Jammers über meinen Tod im Zaume zu halten, ſo wird er ſie zäumen; ich hoffe aber, daß ich ſie bis zu meinem letzten Augenblick ſelbſt werde zäumen können. Meine mir wenigſtens ausgemacht gewiſſe Todesweiſe gibt mir die beinahe eben ſo ausgemacht gewiſſe Erwartung dazu. Wie die Sache am Ende abgelaufen ſei, ſollet Ihr erfaren; meine Luiſe ſoll es euch melden.

## Vierzigster Brief.

### An R. und S. zugleich.

Da meinen letzten Brief — Ihr Freunde aller Freunde! ich muß mehr eilen, ihn zu schreiben, als ich dachte, weil die Natur noch mehr mit mir eilt, als ich erwartete. Vermuthlich ist heute der letzte Tag, an dem ich schreiben kann; so sei euch mein Ueberrest von Schreibekraft gewidmet! Eure Antwort auf mein Letzteres wird nun zu spät kommen; denn ich rechne höchstens noch auf acht Tage. Mir soll aber doch sein, als wenn ich sie noch gelesen hätte. Gewiß wünschet Ihr mir fortdauernde Heiterkeit bis ans Ende, volles Bewußtsein bis dahin, und dann den sanftesten Tod; ich hoffe mit einer Art von Felsenfestigkeit nun, daß alle diese eure herrlichen Wünsche erfüllt werden werden.

Denket euch aber meine Herzensnoth, welche ich noch zuletzt zu tragen bekam! Der Herbst machte sich mit seinen Nordstürmen und Regengüssen so feindselig gegen mich auf, daß ich den Gang, von dem ich euch schrieb, daß er mein letzter sein solle, schon aufgeben zu müssen glaubte. Ob

mich gleich gar nichts Irdiſches mehr ſchmerzt — dis, dis würde mich doch noch geſchmerzt haben, wenn es zugetroffen hätte. Aber — heute ward noch ein wahrhaftiganmuthiger Spättag des Jahres; heute alſo habe ich dieſen Gang mit hoher Andacht und unter Empfindungen, dergleichen noch nie mein Herz ergriffen, gethan. Nun keinen Gang weiter.

Ach, das war ein hohes Leben noch für mich, Ihr Lieben — das einſame Weilen auf meinem kleinen Kirchhofe heute! Wie empfand ich da, wo meine gröbere Organiſation bald verſcharrt ſein wird, die Seligkeiten des Bewuſtſeins, meine in ihr gehabte Exiſtenz auf das menſchlichſte, und ſo, wie es ſich für ein ſittliches und unſterbliches Weſen nur ſchickt, angewendet zu haben, weit unausſprechlicher, als ie! Wie ging dieſes Bewuſtſein in die tiefſte Demuth vor Gott über, ohne deſſen Beiſtand ich all mein geſtiftetes Gutes nicht hätte ſtiften können, der es aber ſo herrlich, ach, ſo herrlich, iederzeit gedeihen lies! Wie war es, da ich aus dem heiligen Gemiſch von Würdigkeits- und Unwürdigkeitsgefühlen zur freudigſten Hofnung mich ermannte, und vom Grabe meines Vaters und meiner Tochter zur Sonne aufzublicken wagte,

nicht anders, als erſchienen mir in ihren ſchwächeren Herbſtſtrahlen der Vatergeiſt und der Tochtergeiſt, und winkten mich liebe- und ſehnſuchtsvoll zu ſich! Ja, das war noch ſo ein Weilen für mich, wie es zuletzt ſein muſte — das Weilen auf meinem Kirchhofe da heute! Geſchlichen bin ich zwar nur wieder her, wie hin; aber das Schleichen ſelbſt ging doch beſſer her, als hin.

Die Meinigen ſchienen ſehr froh zu ſein, als ich zu ihnen zurückkam. Ich tröſtete ſie damit, daß ich mich vor der eigentlichen Entfernungsſtunde nicht wieder von ihnen entfernen würde; ob ich gleich gewis glaube, daß mir Einer von ihnen immer in der Nähe geweſen ſei, um mir auf den Fall, daß ich zu ſchwach würde, Beiſtand zu leiſten. Ach, es ſind gute, äuſerſtgute Menſchen. Freudenthränen ſtehen mir in den Augen, indem ich ihnen gegen euch, Edle, dis Zeugnis gebe. Sie halten auch Wort, ehrlich — ich möchte ſagen, tapfer — Wort, und beunruhigen mich durch ihr Klagen, Weinen und Seufzen über meinen nahen, allnahen Weggang von ihnen nicht. Ich ehre ſie hoch für den Zwang, welchen ſie ſich dabei ſo beharrlich anthun; höher kann doch wohl ihre Liebe gegen mich nicht ſteigen, als ſo hoch. Bald

geht Dieſer, bald Jener, von ihnen auf die Seite, vermuthlich, um in irgend einem andern Zimmer ſich einmal wieder ſatt- und auszuweinen: an den Augen ſehe ich's ihm an, wenn er zurückkommt, und dann blicke ich ihn noch herzlichfreudiger an, als die übrigen. Er verſteht mich auch gleich, und treibt gleich wieder liebevolle Heuchelei. Gott erhalte ſie bei dieſer mir ſo nöthigen Heuchelei! Prediger Funk iſt der Einzige, der ſich gleich bleibt, und immer ſo heiter iſt, wie ich. Gott erhalte ihn auch dabei!

Ich verlaſſe nun alſo binnen cirka acht Tagen die Erde — dabei bleibts; Ihr könnet's mithin ſchon berechnen, wann Ihr den ſogenannten Trauerbrief von meiner Luiſe erhalten werdet. Er wird euch rühren — ja; laſſet ihn euch aber nicht zu ſehr rühren! Ich ſelbſt habe euch auf ihn vorbereitet genug, und, wenn er nicht Kraft des Glaubens an Fortdauer und an Wiedervereinigung genug athmet, ſo denket, daß — ein Weib an euch ſchreibt. Ich verehre ſogar die Weiber, wenn ſie ſich in ſolchen Fällen ſo vergeben. Schreibet Ihr ihr dann den Kondolenzbrief, ſo habet die Güte, einfliessen zu laſſen, daß ſie und meine Söhne doch ja durch ihre Sorgfalt für Heiligen-

dann die Vorsehung darüber hier schon, also schon gleich, rechtfertigen helfen möchten, daß ich so früh von Heiligenhain hätte abscheiden müssen. Ich fürchte zwar nicht, daß dis nöthig sein werde, um alles das Gute, welches ich gestiftet habe, fortdauernd zu machen, aber auch das Ueberflüssigste scheint mir bei Angelegenheiten dieser Art gar nicht überflüssig zu sein. Wenn nur die Nachzeiten auch sich so machen, daß nicht alles von mir Geleistete blos durch sie in sich selbst wieder vergeht! — Lasset euren dem Tode so nahen Freund sich hierüber noch gegen euch ausschütten!

Segnend, ach ja, herzlich segnend verlasse ich zwar die Erde — wie sollte ich sie nicht segnen, sie, meine erste Daseinswelt, in der mir so viel Gutes geschah, und in der mir so viel Gutes gelang — sie, auf der ich mich zum erhabeneren Sonnenleben zubereitete? — aber schönweissagend verlasse ich sie nicht. An eine abermalige Sündfluth denke ich, wenn ich so spreche, gewis nicht, an ein Universalerdbeben auch nicht — Staatenumwälzungen aber, Völkerverwüstungen fürchte ich für das nächste Jahrhundert Europens. Ja, ich weissage sie sogar mit einer Art von Zuverlässigkeit, die freilich empörend ist, die aber doch

Jedem, der Beobachtungsgeiſt und Beobachtungsluſt hat, einleuchten mus.

Ehrwürdige! Ihr wiſſet, wie ich auch nur über das militäriſche Siſtem gleich urtheilte, als es ſich zu firiren begann. Man gab es für das noch einzigübrige Mittel aus, die Menſchheit in Ruhe und Frieden zu erhalten. Die Zeit wird kommen, bald kommen, in der es eintrift, was ich ſagte, daß es das Mittel werden werde, die Menſchheit in ewigem Kriege zu erhalten. Dadurch wird ſie nicht nur bis zur Thierheit verwildern, ſondern auch an Lebensgenüſſen noch ärmer werden, als die Thiere. Ich zittere für ganz Europa; ich zittere beſonders für Deutſchland. Meine Gründe hierzu ſind aber von mehr als einer Art ... Ach, ſo oft ich auf meiner Lieblingshöhe ſtand, beiammerte ich, wenn ich nach Heiligenhain hinblickte, die ganze Welt hinter mir, und, als ich zum letzten male auf ihr war, und von Heiligenhains Proſpekte Abſchied nahm, ſchlug ich ein Kreuz über die ganze mir hintere Welt. Ja, wahr iſts doch, daß Viele unſerer Groſſen ſich ihr eigenes Wohl mehr zu Herzen gehen lieſſen, als das Wohl ihrer Völker. Wenn ſie alſo von ihren Stühlen und Thronen vertrieben werden ſollten — was wär's wei-

ter, als Weltrichteriuſtiz vor ihrem Tode ſchon? Deutſchland aber beſonders anbelangend — war denn Eintracht unter ſeinen Groſſen? Meinten ſie es redlich mit einander? Standen ſie einander in Nothzeiten gehörig bei? Ihr Beiſpiel wirkte auf ihre Völker, und ſo war's um allen deutſchen Gemeingeiſt geſchehen. Es kann alſo nicht anders kommen, als daß Deutſchland bald aufhören werde, Deutſchland zu ſein.

Hiermit habet Ihr, mich überlebende Männer, meine Weiſſagungen, deren Erfüllung Ihr vielleicht noch ſehen werdet. Mir iſt es herzlich lieb — denn ich bin ein wahrer deutſcher Mann — daß ich vorher abgehe, und ich ſterbe auch aus dieſem Grunde äuſerſtgern. Wem müſte das Herz nicht bluten, wenn er — — — Doch, weg mit allem Irdiſchen, und zum Ziele meines heutigen allerletzten Schreibens und Federführens!

Ich ſagte euch, meine allerverehrteſten und allergeliebteſten Freunde, als Ihr in die Morgenländer der Erde reiſetet, einſt ſchon mein Lebewohl — es geſchah doch aber nur aufs Ungewiſſe; ietzt ſage ich's euch aufs Allergewiſſeſte. Nun reiſe ich

viel weiter, als Ihr, und komme nicht wieder, wie Ihr. Ihr aber werdet mir nachkommen. So bedauert es nicht, daß Ihr mich nicht zu Heiligenhain noch habet besuchen können; wir werden uns gegenseitig Besuche genug einst noch weit froher abstatten. Glaubet dis ia so zuversichtlich, wie ich es glaube — weise, gute Männer, darum bitte ich euch. Nehmet diese Bitte einem Kandidaten des Kirchhofs nicht übel, dem die Vokation schon ausgefertigt ist, und der dem Boten Tod, der sie ihm überbringt, nun täglich entgegen sieht. Herzlich aber fordere ich euch auf, die Lebenszeit, welche euch noch gelassen wird, dazu anzuwenden, daß die weite und lange Reise, welche Ihr in den Erdgefilden gemacht habt, der Menschheit recht nützlich werde. Veröffentlichet alle eure gesammelten Kentnisse und erworbenen Erfarungen, und streuet dadurch eine Saat aus, die, so lange die Erde bleibt, und es Menschen auf ihr gibt, die schönsten Früchte bringen wird, bringen muß!

Ich spreche nun zu euch — Adieu! ich spreche es so herzlich, wie ich es sterbend zu Luisen und zu allen den Meinigen sprechen werde. Behaltet mich lieb! Denket besonders an meinem Sterbetage, den euch Luise melden wird, so oft

Ihr ihn noch erlebet, recht hoch und hehr an mich. Ich will, so oft ich ihn in der Oberwelt ohne euch erlebe, gewis recht herzlich an euch denken. Das Weſen dieſer Welt vergeht — es wird Erdenfeierabend — nie dachte ich dieſen Gedanken angeſpannter und allumfaſſender, als jetzt. Jetzt wird Erdenfeierabend für mich; nun, ſo vergehe das Weſen dieſer Welt für mich! Ihr Hochgeehrten, Ihr Hochgeliebten, ertraget es liebreich, wenn ich des Erdenfeierabends ſo ſehr gedenke! Erdenfeierabend — ach, welch eine Vorſtellung! Begeiſtert durch ſie, ſage ich euch mein allerzärtlichſtes Lebewohl. O du guter R. und du guter S. — — ich weis mich gegen euch gar nicht mehr auszudrücken, als — lebet wohl! Alsdann, wenn Ihr dieſe letzten Zeilen, welche ich bereits mit zitternder Hand ſchreibe, leſen werdet, iſt — Elpizon ſchon da, wo er einſt zu ſein hoffte.

Ende.